



# Grundsteine
einer
# Allgemeinen Culturgeschichte
der
# Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Erster Band:

## Die Zeit des ersten Kaiserreichs.




Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1868

# Culturgeschichte der Neuesten Zeit.



# Grundsteine

einer

# Allgemeinen Culturgeschichte

der

# Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Erster Band:

**Die Zeit des ersten Kaiserreichs.**



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1868



# Vorwort.

Es war ein Wurf, dessen Gewagtheit und Tragweite ich mir keinen Augenblick verhehlen konnte, als ich vor drei Jahren nach langen Vorstudien in meiner „Literatur und Cultur des Neunzehnten Jahrhunderts" als der Erste den Versuch machte, in wenigen scharfen Strichen die culturgeschichtliche Entwicklung unseres Jahrhunderts dialektisch zu entwerfen. Die Aufgabe scheint gelungen, und den Stimmen der Kritik hab' ich im Allgemeinen nur Dank zu sagen; hat sie doch meiner ausgeprägt individuellen Auffassung und charakteristisch subjectiven Darstellungsweise alle Berechtigung zugestanden — zwei Eigenschaften, welche der Literatur unserer Tage so ziemlich abhanden gekommen sind. Damals schon lag mir ein größerer Plan im Sinne, zu dem ich in jener Skizze blos den Rahmen spannen wollte. Ich bin rasch an seine Ausführung geschritten, und was ich seither an Zeit und Spannkraft den Nothwendigkeiten der Thätigkeit fürs alltägliche Leben abgerungen, das liegt hier als der erste Theil einer Arbeit vor, mit welcher ich meinen schriftstellerischen Beruf in seiner hauptsächlichsten Aufgabe zu vollenden gedenke, bevor die alternde Lebenszeit mit ihrer knöchernen Langeweile Eisblumen über die Ideale des Herzens wirft.

Unter dem Titel „Grundsteine einer Allgemeinen Culturgeschichte der Neuesten Zeit" werden fünf je zwanzig bis dreißig Bogen starke Bände eines Werkes erscheinen, das sich vorsetzt, die Funda-

..n Grundanschauungen halte ich mit einer Entschieden-
..Fernerstehende leicht als Eigensinn deuten könnte;
..Unveränderlichkeit dieser Sätze auch gegen die eigenen
..n unentwegt zu wahren. Absolute Gültigkeit ihnen
..nte sich nur die anmaßende Beschränktheit einfallen
.. kommt ihnen das Recht einer unwandelbaren, aus
..nder Studie geflossenen Ueberzeugung zu. Die Sub-
..nicht abstreifen, wer so sehr gewohnt ist, sein eigenes
..Dinge hineinzulegen, und ich halte dafür, er soll es
..n Uebrigen hab' ich die Lehren, welche billige Kritik
..weit genutzt, als es sich mit meiner individuellen Ueber-
..igt, und mehr kann und wird sie nicht verlangen. Es
..ein Punkt angedeutet, welcher gleich im ersten Band auf-
... trotz vieler entgegengesetzten Anschauungen und Zu-
..ist es mir im Hinblick auf ihre theoretischen und noch mehr
..en Consequenzen nicht möglich, das verwerfende Urtheil
..omantik zu ändern. Ich erinnere mich noch genau der
..die ersten Eindrücke dieser Schule auf mich ganz andere
..war eben die Zeit einer heftig gährenden Jugend, wo die
..noch auf hohem Rosse reitet; je mehr aber der secirende
..hinter kam, desto mehr riß er der mondbeglänzten Zauber-
..aus blauem Dunst gewobenen Schleier ab und spitzte das

..eise auf Eines als auf das mit dem lebendigsten Interesse
..handelte hin: es sind die psychologischen Portraits, gewisser-
..Genrebilder der Zustände und Personen, auf welche ich den
..iß der Zeichnung verwendet habe; ist mir Etwas gelungen,
..ie es sein, besonders wo die subjective Begeisterung, wo
..Erbitterung die Hand lenkte und den Griffel führte. Möcht'
..o weit es irgend möglich, der Seele der Zeit selbst nach-
..sie erfassen! Die Literatur ist dieser Anschauung nur das
..das wesentlichste Element, die Sprache des Geistes der Zeit.
..für mich jene Bilder so sehr den meisten Werth, daß ich
..ist blos als das zur Vollständigkeit nothwendige Material
..möchten sie in ihrer fertigen Zeichnung dem Leser das werden,
..der Skizzirung lange dem Autor waren, für den sie nun
..Vollendung verblaßt sind!

mentalpunkte des culturgeschichtlichen Ganges in unserem Jahrhundert herauszuheben. Folgendes werden ihre Grundzüge und Zielpunkte sein:

**Erster Band.** Das erste Kaiserreich.

**Zweiter Band.** Erste Abtheilung. Die Restauration in ihrem politischen Schwanken.

Zweite Abtheilung. Die Restauration auf ihrer reactionären Höhe.

**Dritter und Vierter Band.** Das Julikönigthum und die Bourgeoisie.

**Fünfter Band.** Dialektischer Abriß über den gesammten Culturgang unseres Jahrhunderts und seine Endresultate.

Jeder Band mit Ausnahme des dritten kann als eine Periode abschließend für sich bestehen; eine enge geistige Uebereinstimmung aber soll sie in ein Verhältniß bringen, das sie erst alle zusammen als einen bestimmt entworfenen Organismus erscheinen und abschätzen läßt. Das Ganze wird die strengste Gleichförmigkeit des Sinnes beherrschen, während umgekehrt die Ungleichheit des Styles und der Behandlung innerhalb jedes einzelnen Bandes beim Wechsel der mannigfachen Materien sich geltend machen werden. Es sei mir gestattet, eine nicht uninteressante geistige Wahrnehmung zu notiren, die ich weder als Vorzug noch als Nachtheil, sondern einfach als Thatsache anzeichne: Seit den zwei Jahrzehnten, da literarisch-culturgeschichtliche Forschungen meine hauptsächlichste Thätigkeit in Anspruch nahmen, haben sich meine Grundanschauungen und die auf ihnen ruhenden Tendenzen nicht um eine Linie verschoben, wohl aber die Detailbetrachtungen in manchen Dingen gewechselt und sich wesentlich verschärft; das Bild manches Autors fließt jetzt unwillkürlich in dunkleren Farben aus meiner Feder als vor zwanzig Jahren: das ist mehr der Einfluß des erweiterten und vertieften Horizontes als der kurzen Spanne Zeit. Je mehr man in die Tiefe schaut, desto mehr verdüstert sich der Blick; die in der Geschichte der Individuen und der Völker auf dem Grunde liegenden psychologischen Tiefen üben dieselbe magische Gewalt und verdüsternde Anziehung wie die dunkelnden Abgründe der unendlichen See.

An jener theils angebornen, theils anerzogenen Eigenheit hängt die weitere Thatsache, daß es eine große Zahl von Punkten giebt, über welche ich innerlich früh mit mir abgeschlossen habe, und an diesen streng und

intensiv eingelebten Grundanschauungen halte ich mit einer Entschiedenheit fest, die der Fernerstehende leicht als Eigensinn deuten könnte; suche ich doch die Unveränderlichkeit dieser Sätze auch gegen die eigenen Gefühlseingebungen unentwegt zu wahren. Absolute Gültigkeit ihnen zuzusprechen, könnte sich nur die anmaßende Beschränktheit einfallen lassen, wohl aber kommt ihnen das Recht einer unwandelbaren, aus vielfach vergleichender Studie geflossenen Ueberzeugung zu. Die Subjectivität kann nicht abstreifen, wer so sehr gewohnt ist, sein eigenes Denken in die Dinge hineinzulegen, und ich halte dafür, er soll es auch nicht. Im Uebrigen hab' ich die Lehren, welche billige Kritik mir gab, so weit genutzt, als es sich mit meiner individuellen Ueberzeugung verträgt, und mehr kann und wird sie nicht verlangen. Es sei hier nur Ein Punkt angedeutet, welcher gleich im ersten Band auffallen dürfte: trotz vieler entgegengesetzten Anschauungen und Zumuthungen ist es mir im Hinblick auf ihre theoretischen und noch mehr ihre politischen Consequenzen nicht möglich, das verwerfende Urtheil über die Romantik zu ändern. Ich erinnere mich noch genau der Jahre, wo die ersten Eindrücke dieser Schule auf mich ganz andere waren, das war eben die Zeit einer heftig gährenden Jugend, wo die Phantasie noch auf hohem Rosse reitet; je mehr aber der secirende Verstand dahinter kam, desto mehr riß er der mondbeglänzten Zaubernacht den aus blauem Dunst gewobenen Schleier ab und spitzte das Urtheil zu.

Ich weise auf Eines als auf das mit dem lebendigsten Interesse von mir Behandelte hin: es sind die psychologischen Portraits, gewissermaßen die Genrebilder der Zustände und Personen, auf welche ich den größten Fleiß der Zeichnung verwendet habe; ist mir Etwas gelungen, so sollten sie es sein, besonders wo die subjective Begeisterung, wo Liebe oder Erbitterung die Hand lenkte und den Griffel führte. Möcht' ich doch, so weit es irgend möglich, der Seele der Zeit selbst nachgehen und sie erfassen! Die Literatur ist dieser Anschauung nur das Eine, aber das wesentlichste Element, die Sprache des Geistes der Zeit. So haben für mich jene Bilder so sehr den meisten Werth, daß ich den Rest fast blos als das zur Vollständigkeit nothwendige Material betrachte; möchten sie in ihrer fertigen Zeichnung dem Leser das werden, was sie bei der Skizzirung lange dem Autor waren, für den sie nun nach ihrer Vollendung verblaßt sind!

Auch diese größere Arbeit wird wenig ins Detail gehen; was sie giebt, heiße ich deßhalb ‚Grundsteine', denn solche möcht' ich legen für eine allgemeine Culturgeschichte, die nach mir ein Anderer entwerfen mag. Die Grundgedanken der Zeit möcht' ich kurz und scharf fixiren, ihr die besondere Signatur ablauschen und das Fundament herstellen für eine weiter ausgeführte und in die Specialitäten eingehende Geistesgeschichte unserer vielbewegten und weithin strebenden Zeit. Die Natur hat mir so viel Neigung und Geduld gegeben, die Einzelheiten zu studiren, aber nicht genug, mich selber ausarbeitend mit ihnen zu befassen. An dem Bächlein, das den großen Stromlauf schwellen hilft, mag ich gern ausruhend verweilen; aber als Maler würd' ich seine idyllische Ruhe schwerlich zeichnen; mich locken mehr die unbegrenzten Horizonte und gewitternden Höhen.

Die weitreichenden Vorstudien des Ganzen sind abgeschlossen, der Organismus und die Gliederung des ungeheuren Materials lange durchdacht; sie bleibt im Ganzen diejenige meiner früheren Skizze. Die einzelnen Bände werden sich Jahr um Jahr folgen.

Ist mir vergönnt, diese Arbeit zu vollenden, so halt' ich diejenige Lebensaufgabe für abgeschlossen, an welcher ich mit gläubiger Innigkeit hänge. Die Gebildeten, an deren Urtheil ich mich ausschließlich wenden kann, wollen nicht vergessen, welch' außerordentliche Schwierigkeiten und Mühen die hier ergriffene Aufgabe, das Arbeiten auf einem Feld ohne Schranken und voller Unsicherheiten, zu bewältigen hat.

Zürich, im Januar 1868.

Dr. J. J. Honegger.

# Inhaltsverzeichniß.

Achter Abschnitt.



Neunter Abschnitt.



Zehnter Abschnitt.

# Culturgeschichte der Neuesten Zeit.



## Erster Abschnitt.

# Consulat und Kaiserreich.

Beengt durch die widersprechenden Elemente in Geschichte und Stammcharakter hatte die französische Revolution eine feste und einheitliche Verfassung nicht durchzuführen oder wenigstens nicht zu halten vermocht; sie hatte sich zwischen den Principien der englischen und nordamerikanischen Verfassung, den Liebhabereien für römisches Staatsleben und neuzeitlich humanistischen Träumen hin- und hergeworfen. Das hat die Sache der Freiheit auf dem ganzen Continente wesentlich beeinträchtigt; es hat der Geschichte Frankreichs bis heute den Stempel der Unruhe und Unsicherheit aufgedrückt. Als die ersten furchtbaren Krisen vorbei waren, schritt die erschöpfte Nation rasch rückwärts. Allgemein hatte die Restauration des 19. Jahrhunderts, die leiseren Trittes schon mit dem Concordate beginnt, um sich bald laut und anmaßlich auf den Markt zu drängen, darum leichtes Spiel, weil die Aufklärung des 18. zu rasch vorgeschritten war, als daß der Gedankengang der Massen ihr hätte folgen können.

Der Staatsstreich des 18. Brumaire begrub das Directorium, ohne Ruhm und ohne Trauer. Es hatte keine Kraft entfaltet und kein Ansehen gewonnen, das ist nicht Schuld der Personen: die Periode bezeichnet genau jene Entkräftung, welche nach krankhafter Erschütterung über den Einzelnen wie über einen ganzen Staatskörper kommt. Die liberté, égalité und fraternité hatten ausgespielt; Frank-

reich bedurfte einer neuen Triebkraft — die gloire wurde das Losungswort einer neuen, großen Zeit.

Mit dem Consulate, der bloßen vorübergehenden Einleitung zum Kaiserreich, dessen Staffeln die gleich zu Anfang eingesetzte Constitution und die Senatsbeschlüsse vom Jahr 1802 sind, beginnt genau das Jahrhundert; eine Bedeutung für sich hat das Consulat nicht, und die Umgestaltung vom 18. Mai 1804 will nicht viel mehr besagen, als daß auch der Name Republik verschwindet. Absolutistische Centralisation war von Anfang an das Ziel des neuen Staatswesens; schon 1800 wurde die Departemental-Verwaltung in dem Sinn umgestaltet, und die Verfassung von 1802 vollendete die Vereinheitlichung der Bewegung und der Knechtschaft. Und die Nation gab sich fast willenlos einer Persönlichkeit hin, deren geistige Dimensionen riesig genug waren, um ihre ganze Kraft in sich zusammen zu pressen. Nüchtern aufgeklärt, mathematisch gebildet und militärisch gezogen, kannte und verfolgte Napoleon nur das Zweckmäßige; politischer Rationalist, schloß er praktisch die ganze Aufklärung des 18. Jahrhunderts ab und beschnitt sie. Gleich groß an militärischem Genie, organisatorischer Kraft und italienisch diplomatischer Schlauheit, wo nicht die corsische Leidenschaft durchbrach, durchschaute sein Adlerblick mit ebenso viel Leichtigkeit und Raschheit als Schärfe alle Verhältnisse und deckte in sich und der Zeit immer neue, unerschöpflich scheinende Hülfsquellen auf.

Napoleon blieb so lange wahrhaft groß, als er die Neigungen seiner zu militärischem Despotismus angelegten Natur so weit zu zügeln verstand, daß sie mit den Interessen der Nation zusammenstimmten. Seine Verwaltung, immer ausgezeichnet, auch wo sie später einer absolutistisch verderblichen Richtung diente, verstand weise die nationale Begeisterung der Revolution zu nutzen, alle Kräfte der alten und neuen Zeit um sich zu sammeln, mit und für sich arbeiten zu machen und ihren Werken seinen Namen zu geben. Er wirkte erstaunlich rasch; wenige Monate, und Frankreich stand neu geordnet und gekräftigt da; und die Vorzüge dieser Organisation blieben seiner Herrschaft bis an ihren Fall eigen. Denn trotz neuem Lehenadel und alter Hierarchie, trotz militärisch-absolutistischem Universalreich hielt der Napoleonismus immer einen wesentlich revolutionären Kern fest; wenn er die Freiheit niederhielt, so pflegte er dafür die Gleichheit. Seine

eiserne Macht zwang der widerstrebenden Welt in wenigen Jahren Reformen auf, deren Durchführung beim gewöhnlichen Lauf der Dinge Jahrhunderte braucht. Durch das alte Europa ging ein erschütternder Weckeruf, der alle Staaten und alle Stände traf. Seine Verfassungen sind auf den Schein gebaut und ihr Werth bestreitbar, in der Verwaltung aber herrscht überall der großartigste Zug, und vollends das Segensreichste hat er im Zerstören und Nivelliren gethan.

So weit noch war die versuchte Aussöhnung aller Parteien im gemeinsamen Dienst, die Mischung von Neuem und Altem, zwar schon mit stark royalistischem Anstrich, seiner Größe und dem Gedeihen der Nation förderlich, trotz der heillosen Anhängsel von Hofgelüsten und Hierarchie, Censur und dreifacher Polizei. Aber in dem Maß, in welchem das zum Imperialismus umgeschmolzene royalistische Element um sich griff, ward dieses Verquicken widersprechender Zeiten und Personen ein Unglück; es sollte das Kaiserreich stützen und wurde der stärkste Anstoß zu seinem Fall. Schon früh findet man am neuen Hof die alten gefügigen Royalisten in den Verwaltungsstellen, und Jahr um Jahr kehrten mehr des pergamentfesten Adels zurück, von dem zuletzt fast alle Geschlechter vertreten waren. Im gleichen Verhältniß stieg die Unverträglichkeit der zusammengewürfelten Elemente. Sehr wenige des französischen Adels bleiben so consequent wie die alte steife Familie der Damas, deren Glieder bis zu Ende im fruchtlosen Kampfe gegen Republik und Kaiserreich beharren, oder wie im andern Lager Lafayette oder der durch Redlichkeit und Freisinnigkeit ausgezeichnete Rechtskenner Dupont de Nemours.

So brachte Napoleon mit Hülfe der gewandtesten Geschäftsmänner und der gelehrtesten Juristen gleich die neue Constitution, so die mit Recht hochberühmte Gesetzgebung zu Stande, die der Code Napoléon begründete, das Fundament, dem die Gesetzgebungen für die einzelnen Gebiete des Rechtslebens folgten. Sie sind durchgreifende Norm geworden (Handelsrecht), und nicht blos für Frankreich allein, sondern für eine ansehnliche Zahl von Staaten bis auf die Gegenwart herab höchst bestimmend. Cambacérès, als Rechtsgelehrter sehr groß, als Mensch sehr klein, während des Consulates immer mit Einrichtung der Rechtspflege beschäftigt und während des Kaiserreichs die meisten Senatsconsulte entwerfend, legt durch einen dem Rathe der Fünfhundert vorgelegten Civilcodex den Grund; 1800 von der Consularregierung ver-

langt, 1801 im ersten Entwurf vorliegend, vierfach redigirt und 1804 als Code civil veröffentlicht, figurirt er seit 1807 als Code Napoléon. Kurz und scharf gefaßte Grundbestimmungen zeichnen ihn aus; sein Werth ist bewährt; er ward fast in alle Sprachen übersetzt, in vielen Ländern nachgebildet und hat sich in manchen erhalten. Der Code de procédure civile wird 1806 als Gesetz bestätigt. Von 1807 ist der berühmte Code de commerce. Für den Code d'instruction criminelle (Criminalproceßordnung) wird 1804 ein Entwurf berathen, ein folgender kommt 1808 zur Ausführung, 1810 in Anwendung. Der erste Entwurf zum Code pénal ist von 1804, die Berathungen über den jetzt geltenden beginnen 1808, das Gesetzbuch wird 1810 bekanntgemacht und tritt 1811 in Kraft. Am Code de commerce arbeitet wesentlich der berühmte Kenner und Darsteller des Seerechtes Azuni, der zugleich Geschichtschreiber ist. So zieht sich die Arbeit für das große Werk, das als unantastbarer Markstein der Größe der Zeit und des Mannes stehen bleibt, fast durch die ganze Periode hin.

Napoleon ist gleich glücklich und zeigt in der Wahl seiner Werkzeuge den gleichen Scharfblick im Frieden wie im Kriege; er weiß auch diejenigen an den rechten Platz zu stellen, die nicht zu selbstständigem Handeln angethan waren. Eines der schlagendsten Beispiele ist sein Generalstabschef und treuer Freund Alexandre Berthier, der nach dem Urtheile seines Meisters selber durch Thätigkeit, Ueberblick und organisatorisches Talent für die Ueberwachung vielfach combinirter Armeecorps sehr tauglich, doch selbstständiger Truppenführung keineswegs gewachsen war. Ebenso beständig braucht er in der Oekonomie den Herzog von Gaeta, Gaudin, der als Finanzminister Ordnung und Festigkeit in die Verwaltung bringt und die zerrütteten Finanzen wiederherstellt. Maret als Generalsecretär bleibt ihm bis ans Ende blind ergeben und mit eiserner Arbeitskraft dienstbar.

In der Art ward Napoleon schon als Consul, getragen von dem Enthusiasmus und der Thatkraft einer großen Nation, leicht Meister über die im alten geist- und kraftlosen Schlendrian erlahmten Cabinette und die im gleichen Maschinenstyl geführten Heere seiner Feinde. Die abgenutzte Cabinetsintrigue reichte nicht mehr aus, weder gegen die gestählte Kraft des Soldatenherrschers und seiner Nation, noch gegen die theologisch-juristische Pfiffigkeit des hinkenden Fuchses Talleyrand.

Das erwies gleich der weitere Gang des unter dem Directorium mit wenig Glück geführten zweiten Coalitionskrieges, dessen mit Napoleons siegreichem Eingreifen beginnende Periode ein eigentlich österreichischer Krieg ist. Die Capitulation von Alessandria, die Melas nach der Schlacht von Marengo abschloß, ist der Anfang einer Reihe von Facten aus der österreichischen und preußischen Geschichte, in deren an Verrath streifenden Feigheit und Kopflosigkeit das schärfste Verdammungsurtheil des alten Systemes der gemeinen Routine liegt. Napoleon aber hatte allen Grund, dem edlen Desaix, der ihm durch seinen Heldentod die bereits verlorene Schlacht gewinnen half, Statuen zu errichten, da er eben den zwischen Desaix und Kellermann streitigen Ruhm lieber mit dem Todten theilte; Marengo hat seine Weltherrschaft eingeleitet.

Preußen begann seine erbärmliche Schaukelpolitik, fast kleinlicher noch als die lächerlich verrannte Haltung des Don Quixote-Schwedenkönigs, in der Frage der bewaffneten Neutralität. Die Namen von Haugwitz, Lucchesini und Lombard sind in aller Welt bekannt und gefehmt; nicht viel besser ist der Cabinetsrath Beyme, die einseitig juristische Beamtennatur, die wie Viele seiner Sorte auch in den hohen Staatsfragen nur den privatrechtlichen Maßstab anzulegen verstand und als Staatsmann ebenso hemmend wirkte wie jene verderbend. Es ist in unserer fusionsseligen Zeit Mode und war es eigentlich von jeher, die Schriftsteller zu verdammen, welche von dergleichen Elendigkeiten in den Personen und Verhältnissen den Schleier lüften, und man weiß nicht oder will nicht wissen, wie die edelsten und nächststehenden Persönlichkeiten urtheilten. So ist über die Erbärmlichkeit der preußischen Zustände vor 1808 kaum mit mehr erstaunlicher Klarheit und unerbittlicher Schärfe abgeurtheilt worden, als es die Königin Louise 1808 in einem Brief an ihren Vater gethan, oder, um hier gleich ein zweites Beispiel anzuführen, das saubere Regiment des roi-bourgeois Louis Philippe wird schwerlich eine Feder gründlicher malen, als es ein Brief des Prinzen von Joinville an einen seiner Brüder über den eigenen Vater thut.

In Oesterreich stand es ähnlich, und 1801—9 war der Minister Graf Cobenzl das Haupt aller blinden Vertheidiger des Alten. Dieser Staat bereitete sich gleich jetzt das Schicksal, welches Preußen einige Jahre später erreichte. Alles berechnet und verglichen, was im Krieg

entscheidend wirken muß, war Oesterreichs Geschick schon beim Beginn entschieden, das giebt sogar ein Gentz zu; und was die Meister im Cabinet und im Felde betrifft, die in diesen Jahren die beiden Staaten und das ganze deutsche Reich zum Falle gebracht haben, an ihrer Spitze den Kaiser Franz, in dessen Wesen sich vielleicht zu gleichen Theilen die absolutistische Starrsinnigkeit und die schwankende Schwäche theilen, die von der Gutmüthigkeit blos die Form an sich trug, so liest man ihr Urtheil am besten bei den Franzosen selbst, die keineswegs zu scharf malen, sondern eher recht glimpflich mit den Bedientenseelen umgehen, welche ihnen den Weg zum Ruhme so leicht gemacht haben. Wie sie hier Oesterreichs Ehre und Gedeihen schmählich opferten und das Land auch finanziell so in Verfall brachten, daß es in der Zeit der Napoleonischen Kriege durch völlige Entwerthung seiner Papiere mehrmals wenigstens theilweisen Bankerott machte, so enthüllten sie in Preußen ein Jahr darauf in der Frage der bewaffneten Neutralität jene leichtfertige und feigherzige Doppelsinnigkeit, welche die Unverbesserlichen so lange fortspielten, bis auch dieser Staat zum Falle kam, tiefer als alle. Und anderwärts ist die Fäulniß nicht minder groß, die Symptome sind verschieden, aber ebenso deutlich. Die schmähliche Flucht der Höfe und die schwachherzig übereilten Friedensschlüsse beweisen zur Genüge die Verzweiflung der alten Dynastien an sich selbst.

Doch zurück zum historischen Gang! Napoleon setzt im Feldzuge von 1800 zum ersten Mal seinen großen und genialen Plan ins Werk, welcher darauf ausgeht, Oesterreich zwischen zwei in einander greifenden eisernen Armen zu erdrücken und außerordentlich erleichtert wird durch den Umstand, daß die süddeutschen Staaten bereits ans französische Interesse verkauft sind. Daher kommt das Hereinziehen der Schweiz in die Kriegsschauplätze, daher die berühmten Alpenübergänge, die mit Suwaroff's Zug im Jahre zuvor anhuben und trotz der technischen Mittel, die wir vor einem Hannibal voraus haben, immer noch etwas Grandioses sind. Die weitere Ausführung ist nicht blos Napoleons Verdienst; Moreau's glänzender Sieg auf deutschem Boden sowie Macdonald's und Moncey's unglaublich kühne Unternehmungen mit Heeresabtheilungen, welche als Joch zwischen den zwei Armeen verwendet wurden, haben ebenso sehr die Entscheidung herbeigeführt, die der Friede von Luneville, auf dem Wege dessen von Campo Formio fortgehend, besiegelt. Ihm folgt in Paris jene erste Vermarktung des

Raubes vom deutschen Reiche, auf welche jeder ehrliche Deutsche nur mit der Schamröthe der Erbitterung zurückblicken kann — ein Schaustück, das die deutschen Fürsten und Diplomaten später sich nicht scheuten noch einmal vor der Welt aufzuführen. Es ist hierbei zur beschämenden Parallele mit Recht auf das zweimal in dieser Zeit so ruhmvoll erscheinende Verhalten des kleinen, aber großsinnig nationalen Dänemarks hingewiesen worden, und wir Späteren hätten allen Fug, die Vergleichung fortzuführen und die ganze Verwicklung der deutsch-dänischen Frage herbeizuziehen, um zu zeigen, was ein ächtes Nationalbewußtsein vermag. Die dem Frieden von Luneville nächstfolgende große Umwandlung in den deutschen Dingen war der Reichsdeputationshauptschluß, der alle geistlichen Staaten bis auf den des Churfürst-Erzkanzlers aufhob.

Weniger glücklich war Napoleon in der Zeit mit Herstellung der hierarchischen Macht, die der rasch zurückgeführten weltlichen Autokratie als Stütze dienen sollte; aber in dem mit gewohnter kirchlicher Umsicht vom Cardinal Caprara betriebenen Concordat vom Jahr 1800, das übereilt selbst Freiheiten und Rechte der alten gallikanischen Kirche preisgab, statt auf dem Weg eines nicht blos zum Schein berufenen Nationalconcils zu bleiben, und dafür freilich dem Staatsoberhaupte große Rechte zugestand, die das 1813 zu Fontainebleau von Pius VII. eingegangene wieder zurücknahm, schuf sich der Autokrat Fesseln, welche ihn schon vom Jahre 1806 an empfindlich belästigen sollten. Jenes erste Concordat, auf dem die Kirchenverfassung Frankreichs ruhen geblieben ist, hat auf die Dauer nur den Ultramontanismus gestützt. Die Grundlagen zum Conflicte der beiden autokratischen Mächte wuchsen bald heraus, und der Streit selber verschaffte nachher Pius VII. die Glorie des christlichen Dulders. Aber auch seine Regierung will den Geist ins 11. und 12. Jahrhundert zurückschrauben, nach der Art des römischen Hofes nicht das Mindeste von seinen Behauptungen und Ansprüchen bestimmt aufgeben. Was etwa im Sinne neuzeitlicher Mäßigung geschieht, ist das Werk des Cardinals Consalvi. Für einstweilen freilich machte sich Napoleon durch seinen Einfluß auf Rom und einen Neapel aufgedrängten Frieden zum Herrn von Italien.

Die vorübergehende Aussöhnung mit England war bloßes Spiel; jedenfalls dachten wenigstens die englischen Staatsmänner nie

daran, den Frieden von Amiens zu einer Wahrheit zu machen, den Fox und Addington gegen Pitt geschlossen, um ihm hernach wieder zu weichen. Fox allerdings, der genialste und zugleich humanste englische Staatsmann seiner Zeit, strebt auch nach Pitt's Tod als Staatssecretär wieder einen ehrenvollen Frieden mit Frankreich an, stirbt aber schon 1806, und das Ministerium Addington 1801—4, zuerst friedlich, ist bald selber für den Krieg. Die Freundschaft mit Spanien, durch den elenden Friedensfürsten vermittelt, wurde diesem Lande fast ebenso verderblich als nachher sein Krieg; denn jetzt verlor es seine Schiffe und Colonien an die Engländer, gegen die Napoleon nie glücklich war. England verstand von Anfang an alle Combinationen auszunutzen, selber den Neutralitätsbund, den der gereizte wunderliche Paul I. gegen seine Seetyrannei mit Schweden, Dänemark und Preußen betrieben hatte; Napoleon dagegen blieb zur See immer im Nachtheil, was in Wahrheit nicht sein Schade war, da es ihn zur continentalen Concentration seiner Macht zwang. Er opferte im Lager von Boulogne einem Scheinunternehmen, dessen Unmöglichkeit er bald einsehen mußte, Millionen; er erlitt durch den Seesieg der Engländer bei Trafalgar 1805 einen ungeheuren Verlust; er schadete später durch die Continentalsperre nur den Interessen seiner Unterthanen und Bundesgenossen. England dagegen bereicherte durch den Krieg sich selber, d. h. seine Reichen und Großen, denn die großartigen Subsidien flossen ihnen vervielfacht wieder zu, und im Verhältniß zur Nationalschuld oder vielmehr darüber stieg auch der Nationalreichthum. Es betrieb das Entstehen einer Republik der jonischen Inseln, die bald nur seinen Interessen dienen sollte, jagte die Franzosen aus Egypten heraus, vernichtete die Flotten der sämmtlichen Festlandsmächte und setzte nach der Seeschlacht bei Trafalgar seine nicht mehr bestrittene Meeresherrschaft durch. Sein Handel suchte und fand neue Wege, die er hernach bleibend nutzte; seine Industrie stieg eben erst in dieser Zeit so recht zur weltbeherrschenden auf, und die zum Theil als bloße Zwangsausflucht emporgetriebene des Festlandes stand zu ihrer Entwickelung in gar keinem Verhältniß. Wie hochmüthig sich das unangreifbare Inselvolk fühlte, beweisen 1807 der alles Völkerrecht mit Fäusten schlagende Raubzug gegen Kopenhagen und des Admirals Duckworth verwegene Fahrt durch die Dardanellen. — So waren dies- und jenseit des Canals schon um 1800 die Dinge angebahnt.

Im Innern ging Napoleon rasch rückwärts; das beweist die Gesetzgebung des ersten Consularjahres, das schon um die Zeit des Friedens von Amiens die Beschränkung der einzigen Staatskörper, in denen noch ein Schein von Selbstständigkeit bestand, und die Bevorzugung des servilen Senates, das die leidenschaftliche Verfolgung der als jacobinisch verschrienen Partei der Revolution zu einer Zeit, als er sich noch mit der doctrinär monarchischen der Ideologen zu setzen suchte. Carnot's Rede gegen die Kaiserwahl im Tribunate, das 1807 ganz aufgehoben wird, ist das letzte öffentliche Lebenszeichen republikanischen Geistes. Damit hängt die Beschränkung oder vielmehr Aufhebung der Wahlrechte der Nation zusammen, ihr bleibt nur das Recht des Entwerfens von Wählbarkeitslisten, aus denen die Regierung selber wählt. Ludwig XVIII. stellt hernach in der Charte das Wahlrecht wieder her, aber zugleich wird der Census erhöht. Anders nach Außen; da konnte Napoleon den revolutionären Ursprung nie verläugnen und brachte so den mittelalterlich regierten Völkern die Segnungen der Revolution, die durch keine Opfer an Geld und Menschen zu theuer erkauft waren. So reformirte sich in glänzender Weise die Schweiz; die schon 1798 errichtete helvetische Republik ist ein unvergleichlicher Glanzpunkt in unsrer nationalen Entwickelung, ihre Verfassung so segensvoll und bedeutend, daß erst die neuesten Zeiten uns wieder auf ganz ähnliche Bahnen getragen haben. Halten konnte sie sich leider! nicht, sie war verfrüht, und die rückschreitende Umwandlung in der Mediationsacte keineswegs Napoleons alleinige Schuld. Doch scheint er schon in ähnlicher Weise mit Constitutionen spielen zu wollen, wie die zweite Periode des Kaiserreichs mit Staaten und Völkern thut: das erfuhren bereits Holland und Italien. Dort wird schon 1801 die Constitution trotz ihres centralistisch französischen Zuschnittes ohne Grund wieder umgestaltet, hier durch das Gaukelspiel von Lyon 1802 Napoleons Präsidentschaft über die italienische Republik durchgesetzt, der er hernach bei der Umwandlung in ein Königreich Josephinens edlen und menschenfreundlichen, stark vom mütterlichen Geiste beseelten Sohn, den Herzog von Leuchtenberg, zum Vicekönig gab.

Die englische Conspiration im royalistischen Interesse und die drei Attentate, die Napoleon zunächst durch Beseitigung der Jacobiner und Moreau's und durch den furchtbaren Schlag gegen die Bourbons — Mord des Duc d'Enghien — vergalt, beutete er auch, wie das ge-

wöhnlich ist, aus zu bleibender Festigung seiner Macht, und ein Senatsconsult genügte, um die Constitution zu beseitigen und das durchs lebenslängliche Consulat von 1802 eingeleitete Kaiserreich zu schaffen, weil die Geister schon lange für die Dictatur reif waren. Das Erste war nun der erneute Krieg mit England, dem einzigen Staate, der ihm immer gewachsen und gefährlich blieb. Mit dem Kriege trat auch sofort das Ministerium Pitt wieder in die Leitung ein, und nicht blos führte dieser Altmeister des ächt nationalen Stockconservatismus, ebenso eisern wie sein großer Gegner, bis an seinen letzten Athemzug (1806) den unerbittlichen Kampf durch, sondern Canning und Castlereagh gehen in sein System gegen Frankreich ein, und bald lenkt der letztere mit Wellington zusammen die Beziehungen Englands zum übrigen Europa. Der erste vergleichende Blick, den man auf das Schicksal dieses mitten im Kriege und seinen ungeheuren Opfern groß wachsenden Staates und des armen Deutschlands wirft, genügt, um den Vorzug zu beweisen, den jene trotz aller schreienden Ungerechtigkeiten und Einseitigkeiten einsichtige, consequente und wenigstens für die nationale, d. h. freilich nur für ihre eigene Größe einstehende Aristokratie vor der egoistisch zerrissenen Diplomatenwirthschaft der deutschen Kleinstaaten hat. Das Elend dieser Zeiten beginnt für Deutschland mit dem, was 1803 in Hannover geschieht, dessen Verwaltung durch die hochadeligen deutschen und englischen Herren Nichts als den beißenden Spott verdient, mit dem Napoleon sie überschüttete. Es liegt etwas unsagbar Erbärmliches darin, wie der regierende Adel hier erst das Volk unter Strafe zur Begeisterung zwingen wollte und hernach die Armee verließ und verrieth.

In die dem Kriege mit England entwachsene neue Coalition hinein ward Rußland gezogen in Folge der über italienische Verhältnisse ausgebrochenen Streitigkeiten, in denen sich die beiden Herrscher tödtliche Beleidigungen sagten; Oesterreich zauderte, Preußen lavirte, beide gleich kraft- und würdelos. Es ist überhaupt für die ganze Revolutionsperiode bezeichnend, wie Frankreichs Gegner bis 1813 sich nie zu einer einheitlichen Action oder nur Haltung zu verbinden verstanden und dadurch der Republik wie dem Kaiserreich, die beide mit der vollen nationalen Wucht auftraten, den Sieg in die Hände spielten. Dem Kriege ging bereits eine Reihe jener willkürlichen Constitutions- und Staatsconstructionen voraus: das Umschaffen der italienischen Republik in ein Königreich,

das Einverleiben Genuas in Frankreich, die Errichtung des Fürstenthums Lucca und eine neue Umgestaltung der Verfassung Hollands, das ein Jahr darauf widerstrebend zum Königreich degradirt wurde. Der dritte Coalitionskrieg wiederholt in Mack's Capitulation von Ulm, was Melas im zweiten begonnen, und zeigt die ganze Rath- und Thatlosigkeit eines kopf- und herzlosen Regierungssystemes, das nur Maschinen zu ziehen und zu brauchen verstand. Mack, eben nur Ein Fehler in dem alt und faul gewordenen System, war gerade recht als Generalquartiermeister, unfähig und unglücklich als Général-en-chef, mehr Theoretiker als Praktiker, sehr keck in den Entwürfen, aber vor den Thatsachen die Fahne streckend. Die ebenso sehr durch ihre taktische Bedeutung wie durch die politischen Folgen hochwichtige Schlacht bei Austerlitz oder die Entmuthigung, die ihr folgte, brachte Oesterreich zu Falle, während gleichzeitig die preußischen Staatskünstler das über alle Maßen erbärmliche Intriguenspiel forttrieben, dem auch dieser um alle Würde und Achtung betrogene Staat 1½ Jahre später zum Opfer fallen mußte. Nur der Erzherzog Karl rettet die Ehre der österreichischen, Kutusoff und Bagration die der russischen Waffen; die Sonne von Austerlitz aber beleuchtet mit Oesterreichs Fall zugleich den des deutschen Reiches, der durch die Erhebung Württembergs und Bayerns, der im Dienste des Gewalthabers stehenden Staaten, eingeleitet wird. Von da an vergaß Napoleon gründlich, daß er durch das Volk groß geworden, weil ihm bis jetzt noch nie eine Volksmacht entgegengetreten war, und schon hebt jenes Kartenspielen mit Eintagsstaaten und Willkürgesetzen an, das sich rasch zum verderblichsten Grundübel des Universalreiches ausbildete. Die Errichtung einer großen Zahl von Herzogthümern und Großlehen für seine eintägigen Duodezfürsten auf dem italienischen Boden, die Vertreibung der grundschlechten Bourbons aus Neapel, das er sich durch seinen dienstbaren Bruder Joseph unterwirft, und die in Folge der ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem Papste vollzogene Besetzung Roms folgen einander rasch. Mit Deutschlands Unabhängigkeit ists vorbei; Preußen ausgenommen, das im nächsten Jahre durch Diplomatie, hernach durch Krieg unter dasselbe Joch gebracht wurde, ist schon um 1805 in ganz Deutschland die französische Herrschaft entschieden, gestützt durch die selber nach Absolutismus im Kleinen langenden Territorialfürsten, die von Napoleon zu fürchten und zu hoffen haben. Diese handeln klug in ihrem Interesse, zum Theil

auch unwillkürlich in dem ihrer Kleinstaaten; vom nationalen Standpunkt aus unbedingt zu verurtheilen, unterliegen sie vom territorialen und allgemein geschichtlichen einer sehr verschiedenen Kritik, die einzelnen ihre Anerkennung nicht versagen darf, andre um so schärfer verdammt, voran den württembergischen Militärdespoten Friedrich I. Auch sie haben wie Alles auf Erden ihren geistreichen Vertheidiger gefunden in Ludwig Harscher von Almendingen, der außer juridischen Schriften sich 1814 über Deutschlands vergangene und kommende Schicksale ausgesprochen hat. 1805 stehen bereits Bayern, Württemberg und Baden gegen Oesterreich und Rußland. Die förmliche Auflösungserklärung im August 1806 war ein verspäteter Act ohne alle Bedeutung, und das heilige römische Reich deutscher Nation, längst ein wesenloser Schatten, brach unbeachtet und unbetrauert zusammen. Schon vorher war die Constituirung des Rheinbundes berathen, bei dessen Errichtung sich die deutsche Diplomatie ganz wie bei der Entschädigungsfrage vom Jahr 1803 benahm, unsäglich schmachvoll und bettelhaft; ihr Spiel lief beide Male auf ein völlig auctionsmäßiges Verschachern der deutschen Interessen und Erschachern der Gebiete heraus. Der namhafteste unter den betheiligten Herren, der Fürst-Primas Dalberg, eine weiche Natur ohne Consistenz, hat durch ein wohlthuendes privates Wirken namentlich in seiner späteren Zeit und durch eine aufrichtige und thätige Begeisterung für Kunst und Wissenschaft viele Fehler seines haltlosen politischen Lebens, dessen Beispiel starken Einfluß nicht zum Guten ausübte, aufgewogen. Das Mediatisiren von 1806 war schon als die Consequenz der Säcularisationen von 1803 unvermeidlich und segenreich, aber verhaßt durch den Mangel eines Principes und die daraus sich ergebende Ungleichheit der rechtlichen Stellung zu den neuen Landesherren. Beim Beginne sind 16 Rheinbundstaaten; der Tilsiter und der Wiener Frieden mehren den Bund an Zahl und Umfang. Der preußischen Diplomatie, deren unverbesserliche Nichtigkeit bereits als das unausweichliche Verderben des Landes erkannt ward, warf Napoleon zur Beschwichtigung für den Augenblick das Trugbild eines nordischen Bundes hin. — Das ganze Schauspiel bis zur nominellen Auflösung oder auch bis zum Ausbruch des preußischen Krieges überblickt, kann es nicht trösten, daß die französische Diplomatie, so die am Regensburger Reichstag mit Rußland zusammengehende, um Nichts ehrlicher oder größer ist als

die deutsche, ja nicht sein kann, steht ihr ja ein Talleyrand vor! Das macht eben die um Gunst und Leute bettelnden Intriganten um Nichts würdiger. Schonten ja die vornehmen Herren, die immer irgend eine Art Religion zur Schau tragen, die Kirchen- und Armengüter nicht, wo es galt ihre egoistischen Interessen zu befriedigen! Es beschönigt die Personen nicht, daß die Säcularisation der geistlichen Güter und Herrschaften unendlich wohlthuend wirkte, indem sie mehr als jeder andere Schlag die Macht der Kirche brechen half.

Als der preußisch-französische Krieg ausbrach, war er von vornherein für Preußen verloren, weil der Geist von oben und das Zutrauen von unten fehlten. In dem von Sophisten, Frömmlern und Parademilitärs mißbrauchten Staatskörper pulsirte kein Leben mehr. Die preußische Politik jener Zeit verstand Nichts weiter, als sich zu unsinnigen Manifesten und einer hart an Verrath streifenden Schaukelei der Feigheit zu versteigen, und schwerlich ist ein schmachvollerer Untergang denkbar, als wie er für den auf seine bewährte Kriegsmacht immer noch so hochmüthig pochenden Staat mit der doppelten Reihe von fast unglaublich feigen Capitulationen anhebt. Gneisenau muß in Colberg, von dem wackren Nettelbeck unterstützt, Commandantenstelle ersetzen und in Graudenz ein Franzose, der General Courbière, den elenden preußischen Gouverneuren das Beispiel des Ausharrens geben; Kalkreuth hält sich tüchtig in Danzig und capitulirt mit Ehren. Der Russen Einmischung im zweiten Acte des Krieges ist höchstens durch den asiatischen Barbarismus bezeichnet, und nicht einmal das Verdienst, den Ausgang der Schlacht von Preußisch-Eylau für Napoleon unentschieden gemacht zu haben, fällt ihnen zu, denn das Wesentliche thaten die Preußen unter Lestocq. Gewohnten Zettelungen gemäß war es diesmal in der entscheidendsten Zeit des Krieges, um von Oesterreich nicht zu reden, dessen geistige Wiederbelebung der geniale Stadion damals schon umsonst wollte, die englische Diplomatie, welche ebenso wenig Würde als Kraft bewies. In der zweiten Hälfte, dem russisch-preußischen Kriege, scheint Preußen bereits so geschwächt, daß das Hauptgewicht der Leitung an Rußland fällt, für jenes ohne Heil und mit wenig Glück. Wenn auch Bennigsen den unsichern Erfolg bei Eylau mit herbeiführen hilft, so wird er dafür bei Friedland wieder förmlich geschlagen.

Der Frieden von Tilsit, von dessen geheimen Artikeln zwei die

interessantesten sind, wonach Rußland die europäische Türkei in Besitz nehmen und die weltliche Macht des Papstes aufhören soll, leitet

eine zweite Periode des Kaiserreichs

ein, die voller Fehler ist. Schlosser führt aus den Memoiren Lucien Bonaparte's eine Stelle an, welche die Fehlgriffe der großen Politik von 1807—12 vollständig richtig aufzählt: die gleichzeitige Kriegführung gegen Spanien und Rußland, die leeren Vorgaben einer nationalen Wiederherstellung Polens und Italiens, die Angriffe auf den Vertreter der restituirten päpstlichen Macht. In dem nutzlos harten Niedertreten Preußens, das auch nach dem Frieden unter gewaltsamen Plackereien leidet, übrigens schon im Jahr 1805 von Napoleon mit unerhörter Demüthigung behandelt worden war, bricht zuerst deutlich jene dämonische Lust durch, mit welcher er die alten Dynastien zu erniedrigen oder zu stürzen begann, weil sie auf ganz widersprechenden Grundlagen ruhten. Doch die neuen Familienthrone, die er an ihrer Stelle aufrichtete, hatten ebenso wenig Fundament als sein dem alten Feudaladel nachgeäffter Verdienstadel, und bald genug mußte ihm selber klar werden, daß alle seine Schöpfungen einzig auf seiner Persönlichkeit ruhten. Geradezu verhängnißvoll wurde für ihn die Leichtigkeit, womit er das verhaßte und verachtete Preußen zu Boden trat und um die Zeit des Tilsiter Friedens den für die widersprechendsten Dinge und Personen schwärmenden Kaiser Alexander ins Interesse einer vorläufig getheilten Weltherrschaft zu verstricken wußte: verhängnißvoll waren diese leichten Siege für seine innere Entwickelung, die sich von da an noch weit autokratischer gestaltete und ihn immer tiefer in die Irrbahn der Willkürherrschaft nach Außen und Innen hineinzog. Der Schwindel des Cäsarismus faßte und stürzte ihn. Der Mann, der sich immer mehr als Erbe des römisch-germanischen Reiches fühlte und als Nachfolger Karls des Großen ansah, scheute sich natürlich immer weniger, die Könige niederzutreten, die es verdienten; hat er ja selber von 1801—11 zehn Königstitel ausgetheilt, was auf jedes Jahr einen neuen König bringt! Der Moment zur Theilung der Weltherrschaft mußte den beiden Herren des Continentes glücklich scheinen: der Westen, der Süden und die Mitte Europas waren ganz oder halb napoleonisch, der Osten und Südosten konnte der russischen Macht von sich aus keinen nennenswerthen Widerstand entgegensetzen, denn hier konnte

sichs nur um die Türkei handeln. Diese aber war schon vor Beginn des Jahrhunderts einer völligen Auflösung nahe, die sich in der Mitte des ersten Jahrzehnts zu erfüllen schien. Die auf europäische Weise durchzuführende Militärorganisation und ihr Kampf mit den Janitscharen durchzieht zerstörend die ganze Periode, und die beiden russischen Kriege schwächen vollends. Englischer, russischer und französischer Einfluß streiten sich schon fortwährend um die Herrschaft über den kranken Mann, der nur noch durch die gegenseitige Rivalität eine Scheinexistenz führt.

Während des Krieges reifte in Napoleon der unglückliche und unausführbare Gedanke des Continentalsystems, dessen erste Grundlage das hernach bis 1810 fortwährend geschärfte Berliner Decret vom November 1806 war; 1807 folgte ihm das Decret von Mailand, 1808 das aus den Tuilerien, 1810 der Tarif von Trianon, der Septembererlaß und im October der von Fontainebleau. England beantwortete die Maßregel schon 1807 mit zwei ebenso drückenden Geheimrathsverordnungen. Dieser willkürliche Riß in den gewohnten und nothwendigen Weltverkehr, dem Continente weit verderblicher als dem Inselstaat, steigerte den Haß gegen die Napoleonische Herrschaft, entzweite ihn mit dem eignen Bruder in Holland, mit dem Waffengefährten in Schweden, schürte den Streit mit Rußland, rief einer unerhörten Contrebande und führte endlich, indem Napoleon selber an der Durchführung verzweifelte, auf das doppelt ungerechte Willkürsystem der Licenzen.

Aeußerlich stand um 1807 das Kaiserreich auf dem Gipfel seiner Macht. Die Erfurter Versammlung, der erste Monarchencongreß, auf dem Könige die gehorsamen Diener spielten, bezeichnet als das glänzendste unter den glänzenden Schaustücken seiner Monarchie ihren Höhepunkt, und die in den zwei folgenden Jahren vollzogene Einverleibung Hollands, des Wallis, Oldenburgs und der Hansestädte in Frankreich, die Hannovers in Westfalen und des tiroler Etschkreises in Italien trägt den Koloß und seine Glieder zu jener größten Ausdehnung empor, die auf 140 Departements steigt. Beides ist äußerer Schein und das Ganze innerlich schon kaum mehr zusammenzuhalten. Das sehen nichtverblendete französische Schriftsteller selbst ein und erklären z. B. den damaligen Tractat mit Rußland als eine gegenseitige Combination der nackten Gewalt ohne alle Rücksicht auf das Recht, ja auf

die vulgäre Moral, willkürlich über das Schicksal der Völker und Fürsten verfügend. Darum begannen diese vereint sich gegen den Dränger zu wenden, und auch für den Kampf gegen ihn bricht eine neue Zeit an. Nichts hatten die verbrauchten Kniffe der Diplomaten, Nichts die von der Zeit angefressene Legitimität der Fürsten, Nichts die schulgemäße Taktik der Heere, am allerwenigsten die ritterliche Kreuzzugsnarretei des 1809 von Adel und Heer mit Recht abgesetzten Schwedenkönigs Gustav's IV. gegen den neuen Absolutismus vermocht, der immer noch fast wider Willen etwas Volksthümliches hatte. Das sprach mit noch schärferen Worten der Verfasser der berühmten „Lebensbilder" aus, und das drängte selber den Reactionsstaat Oesterreich wenigstens in die militärischen Reformen hinein: Umgestaltung der Heeresverfassung, Aushebung statt der Werbung, Einrichtung der Landwehr. Außer Oesterreichs und Preußens Landwehr greift auch Rußland 1812 zur Volksbewaffnung, und etwas Aehnliches sind die im gleichen Jahre von Napoleon in Frankreich eingeführten Cohorten aus den Nationalgarden. So griffen die Fürsten in der Noth überall zum Volke, und das bereitete eine neue Phase vor; die Völker standen auf, alle folgenden sind, wenigstens graduell, Nationalkriege, das verwandelt ihren Charakter und ihr Schicksal: Solches hatte weiten Blickes der sterbende Pitt geahnt.

Unterdessen führte Napoleon unausgesetzt und nach den Einfällen des Augenblicks jene Staatenzusammenwürfelungen und Völkerzersplitterungen durch, welche allen Segen der immer noch wenigstens im Aufrütteln des mittelalterlichen Wustes revolutionären und von einem mächtig einheitlichen Organisationssinne getragenen französischen Verwaltung aufhoben. Grundkennzeichen ist jene ewige Unruhe, die sich Stützen bauen will und sie immer wieder abbricht, weil jede neue politische Verwicklung, jede militärische Entscheidung den von unsicherer Hast getriebenen Geist anders bestimmen. So nur erklärt sich der verzweifelte Wechsel der Plane und Einrichtungen, der zunächst vor dem österreichischen Kriege wieder das zerrissene Italien trifft. Indem Napoleon nichts Festes mehr stehen ließ, untergrub er den Glauben an die Consistenz seiner eigenen Gewalt. Dieses Spiel nach Außen und die Conscription im Innern haben ihm am furchtbarsten geschadet. Das Entnationalisiren hat im geraden Rückschlage das Streben nach nationaler Zusammengehörigkeit geweckt. Eine unorganische

rmengung des Alten und Neuen so, daß jenes mehr und mehr
erwog, machte seine großartigen Verbesserungen unnütz, ja für ihn
ber zu feindlichen Mächten; wenige Jahre noch, und nach den ersten
chlägen des spanischen Krieges ward es allgemein klar, daß nur
och physischer Zwang die Glieder seines ungeheuren Reiches zu-
ammenhielt. Auch das Gute dankten ihm die in den alten trägen
Staatsformen erstarrten Völker nicht, ja sie wiesen es verblendet zurück,
Tirol und Spanien; und im Innern huben mit den ebenfalls un-
ufhörlichen Umwandlungen bereits um 1809 die egoistischen Con-
pirationen der höchsten Civil- und Militärwürdenträger des Reiches
n. Fouché, die auch als Werkzeug des Absolutismus erzdemagogische
Intrigantenseele, und Talleyrand, der aristokratisch verbogene geistige
Klumpfuß, beide gleich gemein, beide für den Machthaber gleich un-
tbehrlich und gleich verderblich, hielten alle Fäden in den Händen.
der eigenen Familie aber, das erkannte der Gewalthaber selbst,
nnte er weder eine feste Stütze noch einen Erben seiner Plane finden;
gerieth mit ihren Gliedern, die er zu Fürsten erhob und zu Be-
mten herabsetzte, in Streit. Auch konnten und wollten seine Brüder
Wahrheit seinem System keine Stützung geben: Weder Joseph, der
ildetste, der aber nie Entschlossenheit oder Thatkraft bewies und,
e sehr gut gesagt worden ist, eben das Zeug hatte zu einem alt
itimen König, aber nicht Stoff genug zu einem neuen; noch Lucian,
begabteste Glied der Familie, durch Kunstsinn, Energie und Geistes-
genwart hervorragend, der Held des Tages beim Staatsstreich des
. Brumaire, der ihm am besten vorarbeitete, aber dann unglücklicher
eise gleich von Anfang an mit seiner Autokratie bleibend zerfiel;
ch Ludwig, der redlichste, sonst weiche und nachgiebige Charakter,
nur für sein Reich Holland eignen Willen zeigte und ebenfalls sich
rückzog; am allerwenigsten der gutmüthige Leichtfuß Hieronymus,
sich bei Wein und Weibern leicht darüber tröstete, daß er König
elen sollte. Napoleons Familienstatut von 1806 enthielt übrigens
seine Angehörigen höchst entehrende Bestimmungen.

Umgekehrt geht Preußen, für das der große Fall zum Heile wird.
e Schlacht bei Jena stürzte erst recht alle alten Verhältnisse in Deutsch-
nd um, aber sie wirkte auch regenerirend: sie schreckte aus dem her-
ebrachten Kunstträumen und der philosophischen Theorie auf; die Noth
Zeit begann gewaltsam das Sinnen und Trachten auf die na-

tionalen Interessen zu lenken. Großes geschah damals in Preußen trotz Finanznoth und französischer Spionage; die Hauptmarksteine sind: Begründung eines freien Bauernstandes durch Edict vom October 1807; die neue Städte- und Ständeordnung vom Jahre 1808, ein Muster geblieben für alle folgenden; 1810 die Errichtung der Universität Berlin, die in den ersten Jahren national und freiheitsfreundlich begeisterte; die ächt volksthümliche Heeresumgestaltung (Scharnhorst) und 1813 die Organisation der Landwehr. Die leuchtenden Namen jener Zeit werden heute noch mit ungetrübtem Glanz über Europa getragen. Neben dem großen Staatsmann Stein, der Seele von Allem, der dem Dränger das Nöthigste, die riesige Willenskraft, entgegensetzt, dem schlauen und fein geschmeidigen Hofpolitiker Hardenberg, der damals für die Ausführung eben der rechte Mann war und es verstand, dem Wortlaute der französischen Verträge gerecht zu werden und den Sinn zu ändern, den großen Feldherrn und Heeresorganisatoren Scharnhorst und Gneisenau, Blücher und Bülow wirkt auf dem schwierigen Boden der Finanzverwaltung der Freiherr von Altenstein; entmuthigt will er in der Noth Schlesien abtreten und wird deshalb 1810 entlassen, um nachher wieder zum Segen des Landes einzutreten. Scharnhorst erst, dann Gneisenau sind die Chefs von Blücher's Generalstab; diesen rühmt Blücher sehr, jener hat Vorzügliches für die preußische Artillerie gethan und 1804—6 ein Handbuch der Artillerie verfaßt. Auch Ludwig von Boyen, schon vor den Beiden für humanere Behandlung des Soldaten aufgetreten, neben jenen bei der militärischen Reorganisation lebhaft betheiligt, der Vater und Schützer der Landwehr, ein ächter Patriot, erwirbt sich hohe Achtung. Die Durchführung der Landwehrconstitution ist das Werk des Grafen Ludwig Friedrich Ferdinand von Dohna, der die Reformen Stein's ruhmvoll fortführte, als dieser 1808 dem französischen Drucke weichen mußte. Grolmann erweist sich als einer der wackersten und gediegensten Führer. Endlich sind auf diesem Felde die Glieder der Familie v. Bülow zu nennen. Friedrich Wilhelm, eine Zeitlang unter dem stets mit falschen Karten spielenden Kronprinzen Bernadotte von Schweden dienend, mit dem er sich nicht gerade gut verträgt, weil er zu selbstständigem Handeln entschieden ist (Großbeeren, Dennewitz), ist ein glücklicher und auch theoretisch gründlich gebildeter Feldherr, höchst achtungswerth als Mensch und Bürger. Sein excen-

trischer, durch ein wildes Leben und schwere Schicksale verbitterter Bruder **A. Heinrich Dietrich**, der größte damalige preußische Kriegsschriftsteller, mit glänzenden Anlagen und reichen Kenntnissen ausgestattet, kämpft genial gegen den erstarrten Mechanismus in Krieg und Politik an; er hat in Wahrheit der Kriegskunst neue Bahnen gebrochen und zuerst die strategischen Grundsätze aufgestellt, die hernach durchgearbeitet und modifizirt als die richtigen anerkannt wurden. **Ludwig Friedrich v. Bülow** entwickelt erst als westphälischer Finanz- und Handels-, seit 1813 als preußischer Finanzminister eine höchst erfolgreiche regenerirende Thätigkeit. Würdig steht neben oder vielmehr über den andern die gründliche Reform des öffentlichen Unterrichtes, in welcher die Errichtung der Berliner Universität nur ein Moment bildet, und das ist das Werk des damaligen Unterrichtsministers, des großen **Wilhelm v. Humboldt**. **Karl Justus v. Gruner**, im Tugendbund und in der Presse eifrigst gegen Napoleon thätig, ist als vaterländischer Agitator auszuzeichnen. Preußen greift damals ebenso kräftig zu allen möglichen Hülfsmitteln, wie es zuvor lahm danieder gelegen war; dahin zählen die Veräußerung der königlichen Domänen und 1810 die Verwandlung der Klöster und der übrigen geistlichen Güter in Staatsgüter. So bereitete die Reorganisation des 1807 in nur noch halber Größe erhalten gebliebenen preußischen Staates, durch den Zwang des Augenblicks nun auch offiziell als das einzige Heilmittel erkannt und durchgesetzt, noch mehr aber durch den stillen Gang des Volksgeistes selber sich vollziehend und bald über ganz Deutschland wandelnd, jenem die Auferstehung des Ganzen, diesem die nationale Unabhängigkeit und wenigstens theilweise ein neues nationales Leben vor: das ist die innere Geschichte des deutschen Volkes oder vielmehr Geistes von 1809 an, das ist sein offenes Walten, dem der immerhin aristokratische ‚Tugendbund' höchstens einen Namen gab. Einen rechten und tüchtigen Brennpunkt des Geistes bildete fürs mittlere Deutschland Weimar unter seinem edlen Regentenpaar.

Ein Glück war es für Deutschland trotz des unglücklichen Ausganges, den der zweite österreichische Krieg nahm, daß zur selben Zeit auch die hohen Diplomaten und die Romantiker, nachher die Ritter alles Faulen und Abgestorbenen, eine neue Erhebung gegen den nationalen Feind vorbereiteten, allerdings ächt aristokratischer Natur, während umgekehrt die preußische einen segensreich demokratischen Charakter an-

nahm. Der Gang des neuausbrechenden Krieges zeigt bereits, daß lebensvollere Widerstandskraft erwacht ist. So fanden sich seit 1809 die verschiedensten Elemente der That und Wissenschaft zusammen, um Napoleon zu stürzen, und das Ziel erreicht, fielen sie auch gleich wieder auseinander in die Lager, welche hernach die widersprechendsten Seiten der Zeitpolitik darstellen. Ja, eine ähnliche Conspiration der unter sich unverträglichsten Naturen spann in denselben Jahren ebenfalls gegen Napoleon ein Netz reactionär-aristokratischen, ausgeprägt pfäffischen und intriganten Styls über ganz Europa bis in den Norden hinauf und bestimmte wesentlich die Entschließungen der von Anfang an reactionslüsternen hohen Diplomatie. Aber keineswegs waren es diese Leute, welche in Wahrheit die nationale Erhebung vorbereiteten oder durchführten, sondern das an Lessing, Kant, Schiller und Fichte großgezogene Geschlecht. Nichts ist verschiedener und Nichts für den Anbruch einer neuen Zeit bezeichnender als der schmähliche Verlauf des preußischen und der selber die Besiegten ehrende des zweiten österreichischen Krieges. Wie rasch auch zunächst Napoleon in dem sogenannten fünftägigen Feldzug an der Donau (19.—23. April 1809, Schlacht bei Eckmühl) zum Siege fliegt, wie hemmend der alte Schlendrian, die Langsamkeit und Uneinigkeit im österreichischen Heere noch mitwirken, dieser Kampf gewinnt durch das erste, wenn auch noch gehemmte Aufflackern nationaler Begeisterung bereits eine unläugbare Größe. Danach macht er auch getheilten Eindruck: Jena und Aspern stehen sich gegenüber wie die Grablegung einer alten verdorbenen und das Aufdämmern einer neuen lebenskräftigen Zeit, während dagegen die Capitulationen österreichischer Zopf-Generale und -Commandanten aufs Haar den vorausgegangenen preußischen oder denen vor der Ulmer Katastrophe gleichen, die berühmten militärischen Schaarenzüge, alle drei durch Westphalen gehend, noch mehr Aristokratisches als Nationales an sich haben und das Aufgeben von Tyrol im Schönbrunner Frieden die alte Kleinherzigkeit beweist. Die Schlacht bei Aspern und Eßlingen ging für Napoleon verloren, freilich ohne daß Oesterreich dadurch gewann; den Sieg wußte der Erzherzog Karl nicht fruchtbar zu machen, trotzdem war er jetzt noch der einzige dem großen Gegner Gewachsene. Die lautern und unlautern politischen Umtriebe vor und in dem Kriege waren höchst verwickelter Natur und Rußland dabei bereits am rührigsten. Welch' verschieden werthende Motive und

arakter, auch wenn man von den mitintriguirenden vornehmen
imen ganz absieht, von einem Stein durch Stadion und Harden-
g hindurch bis auf Tschernitscheff, Rasumowsky und Pozzo di Borgo
r Genz und Metternich herunter! Schon zu jener Zeit treibt
tternich seinen politischen Jesuitismus. Das Scheitern der Stadion-
en Reformversuche 1809 ward Oesterreich für immer verderblich,
d dazu kam 1811 in der Blüthezeit der Genz-Metternichschen Ver-
wendungen der Bankbruch. Gemäß der alten Stückelung und Zer-
ung unter den Gegnern, der Napoleon den größten Theil seiner
folge verdankt, treffen die britischen Hülfsgelder für den österreichi-
en Krieg so lässig und verspätet ein, daß sie post festum kommen,
rade wie die schlecht geleitete Expedition gegen Walcheren im Juli 1809.

Der spanische Krieg, dessen Idee schon längst in Napoleons Kopfe
hrte, dem aber bangte vor den in Land und Volk, den fremdartigen
menten, begründeten Schwierigkeiten, dessen Rüstungen schon vor
r Jenaer Schlacht begannen, ist für das Kaiserreich der Anfang vom
de. Das Intriguenspiel, das Napoleon die Pyrenäenhalbinsel in
Hände liefern sollte, ist vielleicht das unsauberste, das er in seinem
en durchgeführt, und es giebt nur Einen Beschönigungsgrund: die
denlose Erbärmlichkeit der Personen, mit denen der große Geist zu
m hatte. Die Unterhandlungen führte meist der Duc de Cadore.
r portugiesische und der spanische Hof haben ihre Völker gleich
mählich im Stich gelassen, und die sämmtlichen bestimmenden Per-
en auf der Halbinsel sind um Nichts besser als das verworfene
politanische Regiment, mit dem Napoleon ebenso leichtes Spiel hatte:
schwachköpfige Ferdinand IV., Carolina, der verkörperte Fana-
mus, und der englische Baronet d'Acton, der verachtete und ver-
ßte Regent; die Spanier haben mit denen allen eine nicht geringe
istesähnlichkeit. Das Vorspiel in Portugal endete für Napoleon
so glücklicher, als sein Stellvertreter Junot, wie er das sonst und
mentlich 1808 im Kampfe gegen die Engländer bewiesen hat, eigent-
ohne Fähigkeit und Thatkraft war. Doch war die Capitulation
Cintra der Art, daß die Engländer ihren General Dalrymple
r Kriegsgericht stellten. Der Aufenthalt der portugiesischen Königs-
milie in Brasilien hat die langeher wurzelnde Unzufriedenheit dieses
ndes nicht gehoben, eher geschürt. Allerdings wird der Handel
er, und das Land öffnet sich nach außen, auch das Innere wird

erst jetzt mehr erschlossen; aber die engherzige Bevorzugung der Portugiesen verdirbt Alles.

Ein Rechnungsfehler hat in Spanien Napoleons Macht gebrochen: es ist dem Schlachtenkaiser, der bis dahin nur in altem Styl geschulte Truppenmassen niedergeworfen hatte, da zum ersten Mal eine wahrhaft nationale Macht entgegengetreten, ein Factor, den er nie zu würdigen nöthig erachtet, denn längst hatte er vergessen, daß dieselbe Macht einst seine erste Größe geschaffen, freilich nach den schneidenden Differenzen von Land und Volk unter ganz andern Formen. Und bei der ihm feindlichen Natur des Landes konnte er auch alle die reichen Hülfsmittel seines militärischen Genies und der neuzeitlichen Kriegsweise überhaupt — die überraschende Schnelligkeit und Initiative in der offensiven Action, die Massenconcentration im gebotenen Momente, überhaupt das Zusammenziehen der Streitkräfte, die Entscheidung durch große Feldschlachten, die combinirten Plane, die großen Reserven, die Beweglichkeit und vollendete Organisation einer mit ungeheurer Geschützzahl versehenen Artillerie, die durch die ausgebildeten Genietruppen und die Benutzung der neuen Wissenschaft vervollkommnete, bei dem Feldherrn der Feldherrn durch den blitzartig raschen und sichern Blick gestützte Terrainverwendung — das Alles konnte er nicht verwerthen. Capitulationen und berühmte kriegerische Märsche (Wellington — Soult) waren es, die in diesem Kriege den Ausschlag gaben. Als außerordentliche Unternehmen für die Napoleonische Kriegszeit, in der sonst Belagerungen keine entscheidende Rolle spielen, Dorfgefechte dagegen von 1792 bis zu Ende von hoher Bedeutung sind, erscheinen die weltberühmten zwei Belagerungen von Saragossa, das Lannes endlich nimmt, nachdem sich Palafox in seiner Vertheidigung unsterblich gemacht; die von Sebastiani geleitete erfolglose von Cadix (Februar 1810 — August 1812); die fast beispiellos hartnäckige Vertheidigung von Gerona 1809 gegen Gouvion St. Cyr und Augereau; endlich, um sie alle zusammenzustellen, 1814 des General Rapp ruhmvolle Vertheidigung von Danzig. Barcelona mit dem Fort Montjoui, schon 1800 von den Franzosen besetzt, bleibt bis 1814 Stützpunkt der französisch-catalonischen Armee. Wo Napoleon selbst auftrat, hielt sein Genie immer noch wie durch Zauber den Sieg an seine Fahnen gefesselt. Aber die Rivalität unter seinen Generalen ließ auch in die französischen Unternehmungen keine Einheit kommen: Anarchie

rettete die spanische und Anarchie verdarb die französische Sache. Die Vertheidigung und der großartige Barrikadenkampf von Saragossa führten ihm ungewöhnliche Mächte entgegen, und Baylen, dessen Held Castaños ist, wurde für seine Herrschaft nicht blos auf der Halbinsel, was Saratoga für die englische Macht in Nordamerika gewesen; der Stern fing an zu erbleichen. — Ein schwerer innerer Kampf mußte bei Alledem die Seele der wahren Josephinos durchziehen: Es ist zweifellos, daß gerade auf diesem Boden der Napoleonismus das einzige Prinzip trug, welches dem tiefgesunkenen Lande wieder aufhelfen konnte, das des erleuchteten Absolutismus, den man gegenüber Allem, was Spanien vor- und nachher erfahren, sogar frei nennen darf; und doch — war hier wie anderwärts selbst dieses hohe Geschenk nicht zu theuer erkauft um den Preis der nationalen Unabhängigkeit? Das ist der verhängnißvolle Widerspruch: denn hier wie in Tyrol ging der Kampf gegen die Fremden zunächst blos von den Interessen des religiösen Fanatismus und der alten Dynastien aus, und ein aufgeklärter Sinn kann sich an ihm nicht erfreuen. Es ist auf die spanischen und die tyroler Bandenführer, deren Kriegsweise natürlichen Bedingungen zufolge dieselbe ist, jedoch in Tyrol wieder nach Naturbestimmtheit etwas weniger auseinanderfahrend (im Aufstande von 1809 bildete der Brenner die Hauptstellung), als auf Heldenkämpfer für die nationale Freiheit ein Nimbus gefallen, den nur wenige unter den theils rohen, theils beschränkten, theils sogar treulosen Persönlichkeiten verdienen. Die Seele der tyroler Erhebung sind Chasteler und Hormayr, jener für das österreichische Militäringenieurwesen das, was Chasseloup-Laubat für das französische. Wenn in Spanien nach Jahren wirklich Volksrechte und Verfassung in Frage kamen, so war das Bewußtsein dafür erst im Kampfe mit den Fremden aufgegangen: die berühmte Constitution vom Jahre 1812 ist erst der Reibung mit den absolutistischen, der Berührung mit den revolutionären Elementen des spanisch-französischen Krieges entwachsen, und die Cortes gehen allerdings auf die mittelalterlichen Ayuntamientos zurück, gestalten sie aber zugleich zeitgemäß um. Die Anhänglichkeit an Land und Verfassung bewährt sich glänzend. Das zeigt nicht blos die berühmte Rückkehr des allzufrüh vom Schauplatz abgetretenen Marquis La Romana aus Dänemark, sondern die Landessöhne in den fernsten Nebenlanden rühren sich. So sendet der Vicekönig von Peru, Don

José Fernando Abascal, der wie Wenige auf seinem Posten mit Segen wirkt, den Cortes Geld und Kriegsmittel. Die Haltung der Engländer im spanischen Kampf ist doppelter Art: Was sie durch Moore und Wellesley in den portugiesischen Dingen, an der Ostküste und im Innern thun, hat einen großartigen Zug und entscheidenden Charakter; was im Westen durch Bentinck und seine Generale geschieht, ist kleinlich und um Nichts geschickter als Chatham's Expedition nach Walcheren.

Seit dem Jahre 1809 beginnen sich die Dinge für Napoleon auf bedenkliche Weise zu verwickeln: Der spanische und der österreichische Krieg absorbiren alle Hülfsmittel des Reiches, Deutschland entwickelt neue Kraft und gährende Stimmung, Rußland nimmt eine drohende Haltung an, deren Sinn der Ukas vom Jahre 1810 deutlich macht, und die Streitigkeiten mit dem Papste beweisen dem Gewaltherrscher bald, daß auch ihm nicht möglich ist, mit der Curie fertig zu werden. Der unselige Bund mit Oesterreich aber, dem die letzten Maßnahmen zur Vollendung der Monarchie parallel laufen und dem zu lieb er die unglücklichen Polen, die sich — man möchte meinen vermöge einer durchgefühlten Verwandtschaft des Nationalcharakters — immer nutzlos an Frankreich klammern, mit trüglichen Versprechungen hinhielt und mißbrauchte, sollte ihm nur faule Früchte tragen. War doch Oesterreichs Haltung schon vor dem Beginn des russischen Feldzugs eine säumige und zweifelhafte! Metternich, immer auf französische Zusagen wartend, setzte sein trugvolles Doppelspiel fort bis zum Teplitzer Vertrag. Schon lange brauchte Napoleon polnische Hülfe für seine Zwecke, und der ausgezeichnete Polengeneral Dombrowski, der fortwährend die polnischen Legionen bildete und führte, hatte schon 1806 einen berühmten Aufruf erlassen und trug sich im französischen Lager mit dem erfolglos gebliebenen Gedanken der Wiederherstellung seines Vaterlandes, wie der Fürst Czartoryski, Alexanders guter Genius, im russischen. Bignon vertrat in Warschau bis 1813 mit großem Geschick die französischen Interessen, dann folgte ihm der geckenhaft eitle, unfähige und lächerliche Erzschwätzer de Pradt, der in Diplomatie machende Erzbischof.

Der Krieg mit Rußland war bei Napoleons Strebungen eine unausweichliche Verwickelung; das fühlten die beiden Herrscher, wie die Geschichte der Diplomatie beweist, schon damals, als sie sich in Frieden

nd Freundschaft den Raub Europas zusicherten. Da schon schwebte
apoleon das einheitliche Universalreich vor, das keine gleichberechtigte
lacht neben sich dulden konnte, und die Reiche und Kronen, die er
iedertrat, durften nicht ans Recht appelliren: Polens Beispiel war
ı frisch und eine kostbare historische Rache, daß er es gegen sie
chtete. Der russische Feldzug selber hat in seinen riesenhaften Dimen-
onen etwas vom Geiste der orientalischen Universalreiche, und schon
arin lag, wie die Weltgeschichte an allen Erscheinungen der Art nach-
eist, ein Keim des Untergangs. Auch zeigte sich in Bälde zum Ver-
erben, daß der große Geist selber die Organisation nicht mehr zu
berschauen vermochte. Das furchtbare System eines allgemeinen Ver-
üstungs- und Rückzugsplanes, dessen Grundzüge zuerst der Freiherr
arl Friedrich von dem Knesebeck soll angegeben haben, mit
ssischer Beharrlichkeit durchgeführt und mit griechischer Schlauheit
usgenutzt, begründet den großen Fall. Rußland bewährt hierin die
leiche Zähigkeit, die von Anfang an seinen Kampf mit der Revolu-
on bezeichnet und ihm auch zuvor schon wenigstens theilweise Siege
nd rühmliche Märsche und Rückzüge eingetragen hatte. Das berühmte
9. Bulletin ist die kurze Leichenrede des Kaiserreichs. Die Jahre 1812,
3 und 14, furchtbar reich an großen Kriegsschlägen, gehen mit eisernem
Schritt über alle privaten und öffentlichen Verhältnisse hinweg und
reiten mit ihren Erschütterungen eine neue Ordnung unseres Erd-
eils vor. Zwei Elemente drücken sich in der deutschen Erhebung
leich gediegen aus: das nationale und das freiheitliche, das nach
ürgerlicher Selbstständigkeit verlangt, wie sich die Selbstthätigkeit in
iesen schönsten Tagen der deutschen Geschichte mit so glänzender Kraft
ewährt. Daß die ursprüngliche Idee einer zeitgemäßen Wiedergeburt
r Freiheit, glänzend verkündet und feierlich verheißen, sofort ab-
eläugnet und verdorben wurde, hat seine stärksten Gründe in den
itenden Personen. Es sei nur der jünkerlichen und pfäffischen Partei-
nteressen und -Gelüste gedacht, die von dem bornirten norddeutschen,
sbesondere dem hannöverschen, Adel ausgingen, von den englischen
ories geschürt wurden und sich gängeln ließen von der Fuchspolitik
alleyrands und Metternichs. Deshalb bestrebte man sich auch rasch,
er Erhebung von 1813 den freiheitlichen Charakter abzustreiten, was
entz, zu Allem, nur zu nichts Rechtem und Geradem fähig, auch
fort mit schamloser Frechheit leistete. Die Wendung der Dinge zum

Rückschritte liegt schon innerhalb der beiden Entscheidungsschlachten: man hat die von Leipzig mit Recht „Völkerschlacht" getauft, eine Bezeichnung, welche auf die von Belle-Alliance nicht mehr zutreffen würde. — Was Preußen noch Anfangs 1813 am französischen Bündniß festhielt, war einzig die Zaghaftigkeit des Königs, der Frankreich fürchtete und den übrigen Mächten nicht traute; das Volk war längst anderen Willens und kräftigeren Geistes, und hier war die Erhebung gegen das französische Joch ächt demokratischer Natur, das werden keine Sophismen wegstreiten. Die preußischen Proclamationen von 1813 sind volksthümlich, versprechend und begeisternd, dadurch unterscheiden sie sich gründlich von den sophistischen Maschinenfabrikaten der früheren Jahre, hinter denen nicht mehr Wahrheit lag als hinter Napoleons Bulletins, die in ihrer glänzend auf die Nationaleitelkeit berechneten Rhetorik wenigstens Wirkung thaten. Aber so glorreich die deutsche Erhebung für den deutschen Namen war, zunächst für den preußischen (denn diesem schlossen sich anfangs blos die beiden Mecklenburg an), so schnell wurden der Nation die Früchte verkümmert. Schon nach der Leipziger Schlacht kamen mit den alten Fürsten die alten Bevorrechtigungen und Mißbräuche wieder, und die sofortige Einschränkung der von Steins Geiste geleiteten Centralcommission war bereits ein Zeichen, daß man nichts Großes im Sinne der berühmten Aufrufe durchführen wolle. Befreiung von Fremdherrschaft war das einzige Heil, das Napoleons Fall einem Theil Europas brachte.

Beide französischen Restaurationen sind das Werk einer Clique von rückkehrenden alten und stationirenden neuen Adligen; das Volk, von den furchtbaren Schlägen erschöpft, ließ sich die Bourbons, denen die Charte vom russischen Kaiser abgezwungen werden mußte, höchstens gefallen. Die fremden Mächte thaten im Grunde Nichts für sie; die Restaurationen sind Palastmachinationen von kleinlichem Zuschnitt und mit lächerlichen Zuthaten. Auch Talleyrand machte die Situation nicht; aber der pfiffige Intrigant, der nie etwas Anderes als sein liebes Ich gekannt und seine einzige Stärke im Schweigen und Laviren hatte, ließ sie sich gefallen, so wie sie kam, und wußte seine Person wieder unentbehrlich zu machen. Er und Fouché nutzten wie gewohnt vortrefflich die Sachlage aus. Nachdem man die Regentschaft nicht wollte, blieben freilich die Bourbons das einzige Mögliche, denn Niemand sonst hatte Anspruch an den neu aufzurichtenden Thron.

Das Volk wurde weder gefragt, noch regte es sich; es hatte keine Meinung. Erstaunt hörte Paris am 1. April die Kunde von der Rückrufung seines gründlich vergessenen Herrscherhauses, aber auch schon in diesem Moment beginnen die Zucht- und Gesetzlosigkeiten des Reichsstatthalters, Grafen v. Artois, und seiner Emigrantenbande. Die Rückkehrenden zeichnen der diplomatische Vielgeschäftler d'Antraigues, der beständige geheime Unterhändler Fauche-Borel und der würdig neben ihm stehende Spion und Conspirateur Hyde de Neuville. Nach wenigen Monaten hatten es die allseitigen Mißgriffe zu einer allgemeinen feindlichen Gährung gebracht, die fast den Eindruck einer Verschwörung macht. Es war und blieb ebendasselbe Geschlecht, dessen Gebahren in den schweren Zeiten der Verbannung nur Spott oder Mitleiden hatte wecken können, indem es, ungern auch im Auslande gelitten, kleinlich gegen Napoleon intriguirte und cabalirte und Hof spielte. Die königliche Charte war gegen die Senatsverfassung ein gewaltiger Rückschritt nach der Art ihrer Einführung wie nach ihrem Geiste; sie gab sich als ein Zugeständniß des Königs von Gottes Gnaden, und schon der Act des Octroyirens war ein Staatsstreich. Der berüchtigte 14. Artikel, der später die Bourbons stürzen sollte, schlich sich ein. Wie? ist wohl nicht sicher. Ein allgemeines Cabalenregiment, die sinnlosesten Mißgriffe in der Beseitigung und Herbeiziehung der Personen (man denke nur an den unseligen Dupont als Kriegsminister) und dabei die ungeschickteste Verkümmerung der nationalen Kräfte sind dieser Zwischenperiode eigen und machen aus ihr genau ein kleines Vorspiel der kommenden Restaurationsjahre; die Monate thun hier, was hernach in Jahren sich weiter und vollständiger entwickelt. Die Fremden sind es, die in den Restaurationen die neuen Herrscher auf den Weg der Versöhnung weisen müssen, dem sie freilich in der zweiten selber nicht mehr treu bleiben. Daher bei der Rückkehr des Kaiseradlers der allgemeine, fast unerhörte Abfall, der sogar seine nationalen und auswärtigen Feinde mitriß. Freilich ging die Strömung nach der Schlacht bei Waterloo ebenso rasch wieder rückwärts. Eine größere Depravation und allgemeinere Deprimation legt sich selten bloß, als in der rasch sich folgenden dreifachen Umwälzung, und wer das Schauspiel aus der Höhe allgemeiner Prinzipien überblickt, zieht leicht Nichts daraus als bittere Menschenverachtung: Voilà les hommes! wie Napoleon meinte. Der einzige Charakter, der sich in allen Wechseln

treu geblieben war und in jedem Momente seines Lebens den Eindruck eines achtungswerthen ganzen Mannes macht, welcher nicht Einem der gewiegteren Politiker jener Zeit geblieben, ist Carnot. Er hatte gegen das lebenslängliche Consulat und als der einzige Tribun gegen Errichtung des Kaiserreichs gestimmt, dem sich auch Grégoire's reiner Name entgegenstellte. Mit seinen übrigen hohen Verdiensten vereint er das, ein trefflicher Mathematiker und Militärschriftsteller zu sein. Unter den Generalen behauptete ähnlich Dessolles in allen Lagen eine freie Unabhängigkeit, und der größere Marschall Lannes, ebenso tapfer als Soldat wie gediegen tüchtig als General, bewahrte die rauhe Sitte und Sprechweise der Republik.

Gervinus betont scharfblickend, daß die Periode der drei Regierungswechsel in einem engen Rahmen vor- und nachbildend Tendenzen und Verlauf der ganzen Geschichte des 19. Jahrhunderts von 1789 bis 1848 zusammenfaßt, und daß die schwankende Haltung Napoleons zwischen der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines constitutionellen Regimentes und der eingewurzelten Abneigung gegen ein solches insbesondere ein Bild gibt von der politischen Geschichte der ersten Restaurationsperiode, eines unausgesetzten Kampfes zwischen den absolutistischen Gelüsten der Fürsten und Minister und den sich aufdrängenden neuzeitlichen Einsichten und Forderungen. Auch das Maifeld ist eine mittelalterliche Reminiscenz. Die Kammer ist in dieser ganzen Zeit ohne Haltung, von den kleinlichen Interessen der Bourgeoisie regiert, die sich weder jetzt noch später für die politische Leitung befähigt erweist. Die neue Constitution ward auf trügliche Grundlagen gestellt, und das Guizot'sche Preßgesetz bewies bald, in welches Fahrwasser die lahme Politik einzulenken gedachte. Früh entwickelte sich das Elend für Deutschland, und schon der Tractat von Chaumont legte den Grund zu der trostlosen Zerrissenheit, die der Wiener Congreß sanctionirte. Jener ist durch die Form der Unterhandlungen und durch die bindenden Verpflichtungen und das Verhältniß der vier kriegführenden Mächte ebenso merkwürdig als für die kommende Gestaltung bestimmend gewesen. Die politische Freiheit gewann durch Napoleons Fall Nichts, denn die Halbheiten, die der Moment ihr zu Gunsten den Fürsten abzwang, wurden bald genug zurückgenommen. Metternich war frühe durch seine Machinationen der Fluch selbst des Befreiungskrieges, dessen demokratischen Charakter er mit aller Gewalt zu ver-

derben bemüht war, und es ist sehr richtig bemerkt worden, daß schon im Verlaufe des Krieges ein geschichtlich geübter Blick erkennen konnte, wie dem deutschen Volke das Verdienst und die Erfolge der Befreiung mit einander sollten aus den Händen gewunden werden: die Reaction beeilte sich zuzugreifen wie nach 1848. — Napoleon fiel beide Male, weil seine Natur nie demokratisch ward, das bestätigt sein letztes Auftreten. Als er verbannt nach Elba ging, scheint er zwar, nach seinem eigenen Ausspruche zu urtheilen, eingesehen zu haben, daß die Schuld gegen den Liberalismus seinen Sturz begründet habe; aber diese Einsicht besserte ihn nicht. Ja in den Hundert Tagen wollte er nicht begreifen, daß nur das Volk ihm helfen könne; er gab halbe Versprechen (acte additionel) und erließ nievollzogene Decrete; das stürzte ihn wieder. — Recht aber hatte der große Mann gegen die Schwätzer des gesetzgebenden Körpers und des Senates: nicht der Augenblick, wo die fremden Heere auf französischem Boden standen, war der rechte, um über das Regiment zu mäkeln, das Frankreich groß gemacht und zu dem sich die Herren zur Zeit seiner Macht höchst unterthänig gestellt hatten. Sie verdienten eine Schlappe wie Wrede mit seinen Bayern, als er dem weichenden Löwen bei Hanau einen Eselstritt zu versetzen gedachte. Das plötzliche Freiheitsgefühl wird mehr als verdächtig, wenn man auf die Rentenverfassung des Senates nur einen Blick wirft. — Eine hochwichtige Frontveränderung in der politischen Haltung, schon im österreichischen und gegen das Ende im spanischen Krieg angedeutet, hatte sich im russischen vollzogen, und sie ward Napoleon verhängnißvoll: der Napoleonismus vertritt da nur noch die Tendenz des Absolutismus, und die absoluten Reiche sind in die Bahnen der socialen Reform, ja der Revolution hineingetrieben. Das kehrte sich sofort wieder um, als sich nach Oesterreichs Beitritte die Coalition Meister fühlte und die Cabinette glaubten der Völker nicht mehr zu bedürfen. Frankreich aber kam, selbst noch im zweiten Pariser Frieden, gnädig und ohne irgend erhebliche Opfer weg, nicht zum Vortheile Deutschlands. Der Krieg hatte zunächst allerdings blos dem revolutionären Autokraten gegolten, und die legitimen Fürsten schränkten Frankreichs Macht nur so weit ein, als sie nöthig erachteten, um den neuen Thron wie ihre eignen vor wiederkehrenden revolutionären Erschütterungen zu wahren. Man übte gegen die Franzosen auch nicht einmal das Vergeltungsrecht. Was sie trotzdem zu den übertriebenen

Klagen brachte, war wohl das Gefühl der Demüthigung und das Bewußtsein der einflußlosen Isolirung, aus der sie sich bald wieder zu einer einflußreichen Rolle in den europäischen Fragen aufzuschwingen suchten und verstanden.

Mit dem Fouché-Talleyrand'schen Provisorium beginnt die politische Schaukelperiode.

Der Napoleonismus hatte Großes und Segenreiches vollbracht. Das Wesentlichste ist die einheitliche, starke und von der Einsicht in die Forderungen der Neuzeit geleitete Ordnung in der gesammten Staatsmaschinerie, dem Rechts-, Finanz- und Steuerwesen, eine Organisation, welche das Größte und Segenvollste geleistet, aber freilich auch jene büreaukratische Hierarchie herausgebildet hat, deren centralisirende Kraft sich als das stärkste Hülfsmittel des Absolutismus gebrauchen ließ. Die Verwendung der Geldkräfte, in den Jahren des Consulates ohne erheblichen Steuerdruck aufgebracht, war der Art, daß weise Ordnung und zweckmäßige Berechnung das Höchste zur Hebung beitrugen. Gaudin's Verdienst um die Finanzen, besonders durch die Entwerfung des Katasters zur Ausgleichung der Steuern, ist hoch anzuschlagen. Die Sorge für Alles, was das äußere Gedeihen und den materiellen Wohlstand bedingt, war unermüdet. Dahin zählen die nie rastenden öffentlichen Arbeiten, die großen Nutz- und Prachtbauten, die Canäle und Heerstraßen, deren bewundernswerthes Prachtstück unsere Alpen ziert. Neue Triebkraft ward in die Industrie, die Gewerbe und den Handel hineingetragen, und eine Masse vorher ungenutzter, blos als Figuranten verwendeter Menschenkräfte und todt liegender Capitalien führte kräftig pulsirendes Leben in die Adern des Staatskörpers ein. Die neue freie Vertheilung des Grundbesitzes und die Entlastung des Bauernstandes hob den Landbau. Alle Kräfte wirkten mit gleicher Thätigkeit, weil sie gleichberechtigt waren; es ist das Verdienst der Revolution, sie geweckt und berechtigt gemacht, das Napoleons, sie gepflegt, zur höchsten Spannkraft getrieben und zum Wohle der Nation, freilich ebenso sehr zur Durchführung seiner großen persönlichen Zwecke verwendet zu haben. Im Ganzen hat die Napoleonische Herrschaft viel mehr von den Segnungen der Revolution als von dem Unheil des Absolutismus zurückgelassen, ja dieser selbst mußte zum Heil ausschlagen. Seine Willkür hat den alten verrosteten Fürstengeschlechtern den Glorienschein vom Haupte gerissen, hat die Völker aus dem Schlafe

er Gewohnheit aufgeschreckt und ihr Selbstgefühl wachgerufen, hat
rch den unerhörten Riß in die Geschichte die Wurzeln des mittel-
lterlichen Wustes durchschnitten, hat mit Einem Ruck die politischen
nschauungen und Ueberzeugungen mehr gezeitigt, als beim gewöhn-
chen Gang der Dinge Jahrhunderte thun. Die Errungenschaften der
anzösischen Revolution: Gleichheit vor Gericht, Verdrängung des
mischen und canonischen Rechtes, die beide gleich sehr der Unter-
ückung gedient hatten, Abschaffung der Feudallasten und Patrimonial-
richtsbarkeit 2c., verblieben nicht Frankreich allein, sondern meist auch
n übrigen reorganisirten Staaten. Umsonst war freilich von den
anzosen die Freiheit nirgendhin gebracht worden, und alle von ihnen
retenen Länder, von der kleinen Schweiz bis zum gewaltigen Oester-
h, hatten ihr Raubsystem, auf das die spätere Republik geradezu
Erhaltung, Napoleon zunächst die Existenz seiner großen Heere
te, bitter empfunden. Die Namen von Davoust, 1813—14 dem
usamen Peiniger von Hamburg, den das Grab zu Ottensen an-
t, der, als Mensch klein, als Krieger und Feldherr groß, bei Auer-
t gesiegt und durch eine großartige Umgehung die Schlacht bei
gram entschieden hatte; von Clarke (Herzog v. Feltre), dem
kenden Verwalter Berlins; von Daru, dem ebenso einsichtigen als
losen Administrator, verhaßt durch seine Generalintendantur in
terreich und Preußen 1805, 1806 und 1809; von den gleich rohen
raubsüchtigen Soult und Vandamme werden unvergessen bleiben.
h sind sie alle tüchtige Generale oder Administratoren.

Aber der innerste Grund des Falles ist dem Reiche von Anfang
gelegt in dem Widerspruche zwischen der Bildung und den Nei-
gen in der Natur des Soldatenkaisers, auf dessen Persönlichkeit die
ze Periode ruht. Ganz der Revolution und ihrer Aufklärung ent-
ssen, wollte er doch der Legitimität angehören; er stieß das Volk
sich, dessen Sohn er war, und er söhnte doch nie die alten Fürsten-
ser und die alten Stände mit sich aus, die er niedertrat oder zum
ergebenen Kriechen zwang. Man kann den Zwergen unserer
onsseligen Tage nicht laut genug in Erinnerung rufen, daß die im
iten Styl versuchte Fusion dem Riesen des Jahrhunderts nicht
ng und ihn fällte. — Er hatte durch seinen geistigen Druck und
Mechanismus in der Verwendung seiner Werkzeuge, die er trotz
thum und Würden nur zu Maschinen zog, sich selbst aller freien

und wahrhaft ausreichenden Kräfte beraubt; er erniedrigte die Charaktere und setzte die Fähigkeiten herab, das erfuhr er sehr zum Schaden bei den ersten Schlägen auf sein Glück. Nichts bezeichnet schlagender den geistlosen Mechanismus der absoluten Autokratie als der wahrhaft komische Verlauf der Demonstration des tollen Mallet, und Nichts mehr den Ruin der Charaktere, die immer ihre erste traurige Folge ist, als das bei der Schlußkatastrophe über alle Maßen feige und treulose und selbst gegen ihren Wohlthäter brutale Gebahren dieser Herzoge und Marschälle frischen Datums oder schon seit 1808 und 9 die geheimen Machinationen seiner Minister und Generale. — Selbst der ganze großartige Segen der Napoleonischen Rechtspflege wurde wieder empfindlich beschnitten durch die verhaßten Prevotalgerichtshöfe, jene Ausnahmsgerichte zur Unterdrückung des Schleichhandels und aller Emeuten. Es verhält sich damit wie mit der Handelsentwicklung, deren Gedeihen durch das heillose Douanensystem wieder ganz niedergedrückt wird; die Douaniers, besonders verhaßt, sind 1812 auf gegen 80,000 gestiegen und werden doppelt verderblich dadurch, daß sie auch ein politisches Gewicht gewinnen. — Es war über Frankreich, nachdem es von der ersten Berauschung durch die gloire militaire entnüchtert worden, selbst in den höchsten Schichten jener stumpfe Gleichmuth gekommen, der immer dem Fall als Anzeichen vorausgeht; die Routine rettet nie. Napoleon hatte schließlich für sich nur noch das niedere Volk, das er nicht brauchen wollte, und die Armee, die seine Marschälle nicht mehr für ihn brauchten. Um so leuchtender sind die wenigen Ausnahmen. So die des Generals Bertrand, der mitten im großen Abfall das unvergeßliche und wahrhaft heldenmüthige Beispiel aufopfernder Ergebenheit und Treue giebt, unter feilen Knechten fast die einzige offen und groß gebliebene Seele. Aehnlich hatte sich bis an seinen Tod 1813 Bessières erwiesen, einer der wenigen, die nicht Reichthümer zusammenstahlen. Die Bürgerschaft der großen See- und Handelsstädte war längst des Militärregimentes müde und die Bourgeoisie bereits zur politischen Entscheidung aufgewachsen. Schon am 12. März 1814 erklärte sich Bordeaux für die Bourbons, weil der Druck des Continentalsystems seinen Handel, das Alles der Philister, zerstört hatte. Die Helden des Census haben im Grunde Napoleon gestürzt.

So geschah dem Kaiserreich Anno 1813 Aehnliches wie Preußen Anno 1807, nur waren die Grundlagen des Ersterbens aller Lebenskraft

verschieden. Aber man täusche sich nicht: England, Napoleons mächtigster, erbittertster und glücklichster Feind, vertrat genau ebenso wenig freiheitliche Interessen, als er (Lord Bentinck auf Sizilien). Der Kampf seiner Diplomaten und Feldherrn gegen Napoleon war nie etwas Anderes als der Widerstreit gegen die in ihm gefürchtete Revolution selbst, sowie gegen die auf ihr fußende Größe und die von ihr geweckte Macht Frankreichs; Pitt vertritt hierin den sichersten und zähesten nationalen Instinct, und Canning braucht gegen ihn den zweideutigsten der Diplomaten, den Grafen d'Entraigues. Nicht die Legitimität entschied, trotz Burke; nicht freiere Anschauungen, trotz Fox. England läßt sich in unserm Jahrhundert nur noch durch den Einen Factor bestimmen, mit dem seine Größe steht und fällt — das Handelsinteresse. Das giebt seiner Geschichte den egoistischen Anstrich; das zersetzt bis zur Nullität die alten politischen Parteien. Die Mittel scheute es so wenig wie Napoleon. Nach Innen und Außen war das Regiment Pitt's und seiner Tories der ausgesprochenst gewaltsame Absolutismus. Die geistigen und materiellen Hebel, welche beide Mächte im Kampfe wider einander spielen ließen, waren die ungeheuersten, die je in der Geschichte sind verwendet worden. England besoldete gegen Frankreich den ganzen Continent, und unter seinen Kriegsmitteln nahm die englisch-deutsche Legion eine erhebliche Stelle ein. So kam's, daß das kolossale Gebäude, eben da es am Vollenden war, viel schneller, als aufgebaut worden, zusammenstürzte: die Zeit der Universalreiche ist vorüber.

So schloß eine Periode ab, in welcher die internationalen Beziehungen der mächtig aber einförmig bestimmende Hebel der Lebensbewegung gewesen, in welcher der allgemeine Krieg die Kräfte geweckt und verzehrt und die großen Coalitionen umsonst ihre Mittel gegen den Dränger aufgeboten haben. Das in der Kaiserzeit in Blüthe stehende Geschlecht durchlief eine heftige Strömung in Leben und Wissen, schwere Kämpfe und Prüfungen, furchtbare Störungen, erschütterte Existenzen, wunderbare Carrièren, weite Aussichten und Hoffnungen, neue Welten des Gedankens und der Ahnung. Die Napoleonische Zeit war in getreuer Fortsetzung der Revolution, deren Ideen sie verarbeitete und verkehrte, unerhört reich an Großthaten, Willküracten, inneren und äußeren Erschütterungen.

Eine Zeit völlig verschiedenen Charakters eröffnet für Europa der Wiener Congreß, das einer Aristophanischen Komödie würdige Schaustück: die Flucht vor großen Entscheidungen und scharf ausgeprägten Strebungen, Sucht nach Frieden und apathische Ruhe herrscht; die Maulwurfs-

gänge der Diplomatie graben fort; nur tief auf dem Grunde arbeit der Geist. Das beginnt für Frankreich mit dem kurzen Provisoriu Fouché's und Talleyrand's, der beiden Häupter jedweden Verrathe die zu den gehässigsten Schritten gebraucht und dann nach Verdiene weggeworfen wurden. In dieser Zeit haben namentlich die Verurthei lungen erbittert; die Nation hat die Hinrichtung des trotz seiner Charakte gemeinheit als Held und Feldherr großen Ney nie verziehen, um f weniger, als Bourmont, der Verräther bei Ligny, als Haupttriebra mitwirkte. Eiliger und um Vieles erbitterter als das erste Mal griff di Restauration nach den Hundert Tagen zu, zumal in den Provinzen auch die pfäffische Reaction meldete sich rasch; der Süden wurde auf gewiegelt, davon sind das Wüthen der Banden Verdet's gegen di Protestanten in Nismes und die Ermordung des Marschalls Brun durch den Pöbel in Avignon sprechende Beweise. Ueberhaupt hebt 181 und 1815 an der Loire nochmals die Chouanerie ihr Haupt, die na dem 18. Brumaire durch denselben Marschall niedergedrückt worden wa

Die Geschichte des Kaisers und seines Reiches nimmt trotz aller Gra diosität einen einförmigen Zug, der die Eisenhand abdrückt, welche ih Geschicke bestimmt. Thun und Denken laufen divergirend aus einande jedes folgt constant einer Geraden, und beide drücken den Individuali mus in den Dienst einer Universalgewalt herab. Das geschieht soga den Nationalitäten, die bis auf drei gewissermaßen verschwinden, dire oder indirect absorbirt von dem neuen carolingisch sein wollenden Wel reich ohne Acht auf Natur und Geschichte. Frankreich beherrscht da Leben dieser Tage, Deutschland bestimmt ihr Denken; dort Aeußerlichkei hier Innerlichkeit. Das Kaiserreich ist Alles und absorbirt Alles; vo nationalem Leben kann nur insoweit geredet werden, als die Völke jenem unterliegen oder widerstehen; auch ihr inneres Leben wird dur diesen Kampf bedingt. Dieses allein und die Gebietswechsel mögen b den Einzelstaaten einer kurzen Betrachtung unterstellt werden.

---

## Zweiter Abschnitt.

# Die einzelnen Staaten: Innere Politik und Gebietsgestaltung.

---

Der einzige Staat, der während der ganzen Napoleonischen Herrschaft seine großartige Unabhängigkeit behauptet und in seiner Art ebenfalls den Continent beherrscht, ist bekanntlich England, im Inneren überwiegend freiheitsfeindlich regiert und von Pitt bis an seinen Tod mit wahrhaft despotischem Absolutismus nach seinem Willen gelenkt. Die sich folgenden Ministerien sind theils absolutistisch, theils unbedeutend nach Geist und Kraft. Unter Pitt ist auch Canning, der zu entscheidendem Einfluß aufsteigt, schon 1807 mit Wiedereintritt der Tories Minister des Aeußeren wird, Kopenhagen beschießen läßt und mit Spanien unterhandelt, das er im österreichischen Kriege gegen Castlereagh's Willen kräftig unterstützen möchte, durchaus torystisch; seine Zeit als die des großen Whig fällt bedeutend später. So zeigt die englische Geschichte unter Georg III. eine consequent angestrebte und durchgesetzte Vermehrung der königlichen Macht, durch die Suspension der Habeascorpusacte, die Fremdenbill, die Vermehrung der Mitglieder des Oberhauses, wodurch ihr Einfluß aufs Parlament entscheidend wird, endlich durch die Spaltung der Oppositionspartei. Die Civilliste wird wiederholt erhöht (1777, 1804, 1812), steht um 1815 auf 109,000 Pfd., doch steigen ihre Schulden immer, zum Theil wegen ungehöriger Zutheilung des Ausgabenbudgets. Im Kaiserreiche steigt sie mit den Krondotationen und Apanagen auf 32 Millionen. Für

alle liberalen Strebungen bildet in seinen letzten Zeiten der geniale Fox das geistige Centrum: er ist gegen die Einkommentaxe, für die Abschaffung des durch den edlen Wilberforce so energisch und ausdauernd bekämpften Sclavenhandels und setzt sie durch, für die parlamentarische Reform, für eine gerechte Einigung der englischen und irischen Interessen und gegen die Union Irlands. Sir Francis Burdett steht in einer nachher von ihm selber widerrufenen Blütheperiode politischen Wirkens; er bekämpft Pitt und Addington, unterstützt die kurze Verwaltung des Ministeriums Fox, fordert 1807 allgemeines Stimmrecht und jährliche Parlamente, ist noch 1818 für Radicalreform und 1819 gegen Castlereagh (Preßgesetz); hernach lavirt er erst verschiedentlich und wird schließlich entschiedener Tory. Henry Richard Vasall, Lord Holland, der Mehreres über Politik geschrieben hat, ist das bedeutendste Oppositionsmitglied im Oberhaus und spricht sich gegen alle freiheitsfeindlichen Maßregeln aus.

Da die Emancipation der Katholiken bei der Parlamentsvereinigung nicht gewährt wird, so bildet sich 1802 zu Dublin die Catholic association, die sich zur Aufgabe macht jene durchzusetzen; sie breitet sich über ganz Irland aus, ist namentlich seit 1809 thätig und weiß seit 1812 Stimmen im Parlament zu gewinnen. O'Connell ist es, der seit 1809 die politische und kirchliche Opposition zu einigen und deshalb den Clerus zu gewinnen sucht. Mit den Katholiken schließen 1800 die protestantischen orangemen eine Union. Castlereagh wendet seit 1797 als Staatssecretär von Irland blutige Zwangsmaßregeln an gegen die nationale Partei und läßt gegen die Angeklagten sogar die Tortur gebrauchen.

Das Zweite, was wesentliches Gewicht hat, sind die maritimen Eroberungen und die Colonialverhältnisse, und da richtet sich der Blick natürlich zunächst auf Ostindien. Die Besitzungen der britisch-ostindischen Compagnie schreiten an Ausdehnung vor. Das politische System der Engländer, souveräne aber beschützte und tributpflichtige einheimische Fürsten im Besitze zu lassen, bildet sich fester aus; so macht es Wellesley mit dem Fürsten von Mysore, dem Nizam, den Fürsten von Karnatik und Audh. Die Eroberungen gingen nach der Zeit wie folgt: Tippo Saheb (Saib), 1799 von den Engländern geschlagen, verliert einen Theil des Königreichs Mysore, der an die Eroberer, an den Subah von Dekan und die Mahratten fällt. 1801 bringt Lord Cowley,

mach von 1809 an sehr bestimmend auf der Pyrenäenhalbinsel, das biet von Audh unter die Herrschaft der Compagnie. 1802 bricht Folge innerer Empörung und durch Aufstachelung von Seiten Frankchs der Krieg mit den Mahratten aus, die 1803 bei Barosch gelagen und zur Abtretung von Allahabad und dem ganzen Duab zwungen werden; damit hört der letzte Einfluß der Franzosen auf dischem Boden auf. 1803 siegen die Engländer über Sindia und setzen auch das heruntergekommene Delhi. Im gleichen Jahr entsetzen sie den Mahratten Dschaggernat. Wieder 1803 gebrauchen die anzosen bei einem Unternehmen gegen die Compagnie den Namen s Großmoguls von Delhi, jenes schlägt fehl und dieser geräth ter die Botmäßigkeit der in seinem Namen herrschenden Engländer. och entstehen große und fortlaufende Unsicherheit und Unruhen im neren durch die zu Räuberschaaren formirten entlassenen Soldaten, ie Pindarees, die seit 1812 ins Gebiet der Compagnie einfallen, is Lord Hastings seit 1813 mit aller Kraft den Frieden erzwingt. Bis 1814 liegt der jetzt zur politischen Macht angewachsenen ostindischen Compagnie Pitt's East-India-Bill constituirend zu Grunde, dann wird die Charte zwar auf 20 Jahre verlängert, aber das Handelsmonopol auf China beschränkt, der übrige Handel allen Briten freigegeben. — Neben der englischen hält sich einzig die schwedisch-ostindische Compagnie aufrecht, geht gut, constituirt sich 1806 neu und verlegt ihren Sitz nach Gothenburg.

Für die Colonien sind zunächst die Bestimmungen des Friedens von Amiens von Bedeutung. Berbice (Britisch Guiana) wird an die batavische Republik abgetreten, 1803 von den Engländern wieder besetzt und in der Convention 1814 und 15 nebst Essequibo und Demerara an diese überlassen. Den Holländern giebt England das 1795 besetzte Cap zurück, das jene aber 1806 wieder an England verlieren und 1815 förmlich abtreten. Pondichery wird an Frankreich abgetreten, bald von den Briten wieder besetzt und im Pariser Frieden nochmals an Frankreich herausgegeben. Trinidad fällt an England, das sich im Besitze der Insel erhält.

Die meisten wesentlichen Colonien Hollands und Frankreichs erobert der Flottenstaat, giebt sie aber im Frieden von Paris bis auf wenige wieder heraus. So Sumatra, indem die Engländer freilich 1815 den früher den Holländern unterworfenen Sultan von Palem-

bang für unabhängig erklären. Die Stadt Cayenne nehmen sie 1809 weg, sie bleibt bis 1814 englisch-portugiesisch und wird dann wieder französisch. 1810 besetzt Abercromby Réunion. 1810 nehmen sie Isle de France, das ihnen 1814 förmlich abgetreten bleibt. 1811 erobern sie Celebes, geben es 1816 den Niederlanden zurück. Nachdem ihnen der Friede von Amiens das holländische Ceylon zuerkannt, erhalten sie 1814 durch Empörung der Unterthanen gegen den letzten König Anlaß zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten, erklären jenem den Krieg und behalten ihn gefangen. Canada steht im Kriege des Mutterlandes mit der Union treu auf englischer Seite. Doch vollzieht sich in dieser Zeit die scharfe Sonderung der Nationalitäten — in Niedercanada der französischen, in Obercanada der englischen, eine Folge des neuen ganz englischen Verfassungslebens seit 1791. Das Capland hebt sich unter britischer Verwaltung durch Beschränkung der alten Vorrechte der Boers in den größeren Besitzungen, durch Aufhebung des Sclavenhandels und den steigenden Verkehr mit Ostindien.

Deutschland that durch die Mediatisirung auf geistlichem und weltlichem Boden einen mächtigen Schritt vorwärts; doch behielten die Mediatisirten immer noch bedeutende Vorrechte. Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt erlangten durch diesen Act bedeutende Erweiterungen.

Oesterreich hatte nach dem Frieden von Luneville in Folge anderweitigen Gebietszuschusses trotz der Abtretungen an Frankreich noch 452 Quadratmeilen gewonnen, aber die Staatsschuldenlast stand schon auf 1220 Millionen Gulden. Der neue Coalitionskrieg und der Preßburger Friede schadeten ihm sehr an Land und Geld; noch verderblicher war der Wiener Friede, der ihm 2000 Quadratmeilen wegnahm. Nach dem Wiener Congreß geht es schließlich im Vergleich mit dem Zustande, wie er nach der letzten Theilung Polens gewesen, mit 150 Quadratmeilen directem Gewinn und bedeutenden Vortheilen für Abrundung und Handel hervor. Den Quellen des Civilrechtes wird nach Preußens Vorgang (Allgemeines Landrecht von 1794) auch hier durch das bürgerliche Gesetzbuch vom Jahr 1811 größere Ordnung, Klarheit und Uebereinstimmung verliehen. Der Platz des Kaiserreiches, welcher am meisten litt, war Triest; 1804 hatte es sein blühendstes Handelsjahr und sank unter der französischen Herrschaft 1809—13 von 50,000 Einwohnern auf 19,000 herab. Ungarn da-

gegen ist thätig und gewinnt, weil durch die Continentalsperre der Colonialwaarenhandel von Thessalonich und Brody aus durch dieses Land geleitet wird; Pesth hat 1805—11 einen lebhaften Verkehr. Oesterreich legt zur Hebung seines Handels seit 1809 eine große Zahl von Kunststraßen an. Dagegen erläßt die Regierung 1810 ein Zollpatent, welches das Prohibitivsystem vollständig aufrecht erhält.

Die kleineren Staaten: Das Königreich Westphalen leidet an Verschuldung und Finanznoth. Die Domänenverkäufe von 1810 an werden schon im Januar 1814 vom Kurfürsten von Hessen und darauf auch von Hannover und Braunschweig bestritten und die Besitzer aus ihrem Eigenthum vertrieben. Bayern wird wiederholt vergrößert, in Entschädigungen durch den Reichsdeputationshauptschluß, dann von Napoleon 1805 und 1809, zum Königreich erhoben 1806, bekommt 1808 eine leere neue Verfassung nach der westphälischen, tritt 1813 zuerst zu den Alliirten über und giebt einen bedeutenden Theil des errungenen Landes zurück. Seit 1799 unter Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken stehend, beginnt gegen die frühere Elendigkeit eine bessere Zeit; von 1803 an steht Montgelas an der Spitze. Totalreformen: Religiöse Duldung und Klosteraufhebung, bessere Schuleinrichtung, Hebung der Finanzen und des Anbaues des Landes. Die nach dem Repräsentativsystem eingerichtete neue Verfassung tritt im Drang der Umstände gar nicht ins Leben. Nachher drückt der Krieg auch die Finanzen herab, doch wird 1811 die Staatsschuld liquidirt. Genauer zugesehen geschieht freilich auch hier wenig Rechtes für eine wahre innere Reorganisation, dafür sind der „ehrliche“ Max und sein Montgelas zu winkelzügig, spielen mehrfach eine recht trügliche Rolle, und am Hofe feiert die ausgebildete sittliche Nichtigkeit und Laxheit; es ist eine Art von hellerem Despotismus. Das vom Rheinbund geschaffene Großherzogthum Würzburg wird unter Ferdinand, dem Bruder des österreichischen Franz, wieder ins alte System zurückgedrängt und die Universität vollständig dunkelfreundlich katholisirt. Der Württemberger Sultan, nach despotischer Soldatenlaune für Napoleon eingenommen, schwärmt auch nach der Hanauer Schlacht bacchanalisch für ihn; ein eigenes Verhängniß dagegen ist es, daß Eugen, einer der würdigsten Prinzen des Hauses, 1812—14 unter den tüchtigsten Werkzeugen zum Sturze Napoleons glänzt. Von 1803 bis 1810 wird das Land wiederholt stark vergrößert, so daß es von

660,000 Einwohnern auf 1,350,000 anwächst; doch ist auch das ohne Segen. Die innere Geschichte ist ein fortwährender Zwist Friedrichs I. und der Landstände. 1805 wird die alte Landesverfassung aufgehoben, um die mannigfaltigsten Umwandlungen der Staatsverwaltung und zahlreiche neue Gesetze und Verordnungen folgen zu lassen, die zum Theil sehr drückend sind. Besser steht es mit Baden, das unter Karl Friedrich vergrößert, zum Großherzogthum erhoben und 1811 von ihm blühend hinterlassen wird. 1806 erklärt sich der Kurfürst, nachherige Großherzog Karl Friedrich, ein tüchtiger und ehrenwerther Regent, zum unumschränkten Souverän, indem er die im Altbadischen längst erloschene ständische Verfassung auch im Breisgau aufhebt. Die Kriege im französischen Interesse mehren die Schuldenlast, wofür die Vergrößerungen nicht entschädigen. Die Universität Heidelberg wird neu organisirt. Hier wie in den überrheinischen Landen wird der französische Civilcodex beibehalten; im Uebrigen sind die dreizehn Organisationsgesetze von 1803 die Grundlage der Gesetzgebung des Landes. Nassau erhält schon im September 1814 eine landständische Verfassung in constitutionellem Sinn. Braunschweig wird unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der an einer in der Schlacht bei Auerstädt erhaltenen Wunde stirbt, durch musterhafte Staatswirthschaft gehoben; das Land, zu Westphalen geschlagen, kommt nach der Leipziger Schlacht an Ferdinand's ältesten Sohn Friedrich Wilhelm, der 1809 mit einem Freicorps seinen Waffenzug unternimmt und 1815 bei Quatrebras fällt. Oldenburg wird unter Peter Friedrich Ludwig glücklich verwaltet. Hannover dagegen ist sehr unglücklich: in der ganzen Zeit von fremden Heeren besetzt, von einem Herrn dem anderen zugeworfen, nach Willkür zerrissen und vertheilt und von Aristokraten verwaltet, wird es 1813 durch den Prinzregenten von England wieder besetzt und zum Königreich erhoben; 1814 erhält es unter den ersten eine Constitution, aber diese, octroyirt, ruht ganz auf den alten Feudallasten und will nur die sehr verschiedenen Provinzialverfassungen in ein Ganzes zusammenwerfen. Bremen wird erst 1803 mit geschmälertem Gebiet hannöverschen Ansprüchen gegenüber völlig frei, 1810 Frankreich einverleibt, schon im December 1813 selbstständig erkannt, weil rasch dem Befreiungskriege beigetreten. Ueber diese Stadt wird 1813 zuerst die Verbindung mit England wiederhergestellt. In Hamburg wirkt, namentlich nach seiner Einverleibung

ins Kaiserreich, der Maire Amandus August Abendroth sehr viel Gutes. Danzig ist seit 1807 nominell ein Freistaat, thatsächlich ein französischer Waffenplatz, den der General Rapp hart bedrückt. Auch Lübeck, seit November 1806 von den Franzosen occupirt, wird sehr gedrückt, und sein Wohlstand leidet empfindlich. 1811 bestimmt Napoleon die Jahde zur Anlegung des Hauptkriegshafens an der deutschen Nordseeküste, die bereits angehobene Ausführung wird aber durch seinen Sturz verhindert.

Die batavische Republik verliert ihren Handel, ihre Flotte und die Blüthe ihrer Colonien an England, welches im Frieden von Amiens Ceylon gewinnt; im französisch-englischen Kriege büßt sie das Cap ein. Auch das neue Königreich fährt nicht besser: die Staatsschuld häuft sich, und mit ihr mehren sich die Steuern, die Armuth nimmt zu, der Handel ist fast ganz vernichtet, nur Schleichhandel existirt noch, und die droits réunis schaden zugleich dem inländischen Verkehr. Am meisten leidet Amsterdam, dessen Handel erst 1813 wieder steigt. Ende 1813 betreiben Hogendorp und Maasdam auf eigne große Verantwortung die Rückberufung des Oranischen Hauses; schon damals sind die Franzosen fast ganz aus dem Lande vertrieben, dem Wilhelm I. bereits Anfangs 1814 eine neue Verfassung giebt. Schimmelpennink hatte als Rathspensionär ein neues Abgaben- und Finanzsystem eingerichtet, welches den drohenden Bankerott abwendete und den fast ganz gesunkenen Credit des Staates wieder hob. Belgien, zur österreichischen Zeit schon an die Absperrung der Schelde gewöhnt, empfindet deswegen die Continentalsperre weniger drückend. Die Franzosen schleifen alle Festungen, nur Antwerpen wird erhalten und verstärkt. Unter den Colonien ist Java die wichtigste, die Provinz Bantam ist seit 1803 niederländisch, die Holländer benehmen sich aber gänzlich als Herren der Insel, halten die Fürsten total in Abhängigkeit bis 1811, da erobern die Engländer die Insel und behalten sie bis nach dem Pariser Frieden; diese geben den einheimischen Fürsten wieder mehr Macht und bringen die Colonie zum Blühen.

In Dänemark ist Friedrich VI. erst als Regent, dann als König eine wahrhaft nationale Erscheinung, er entfaltet vielseitiges Wirken, ohne doch den Forderungen der schweren Zeit gewachsen zu sein. Christian Ditlev Reventlow erwirbt sich als Minister hohe Verdienste um die Freiheit und Hebung der Bauern wie um die Auf-

klärung des Volkes. Auch Schimmelmann und Bernstorff sind für die gleichen edlen Zwecke thätig, jener daneben glücklich als Finanzminister, der 1813 das Bankwesen von allem Einfluß der Regierung freimacht. Im Streite mit England über die neutrale Schifffahrt hält sich Dänemark nicht unrühmlich, so 1801 in der Seeschlacht auf der Rhede von Kopenhagen, doch muß es Englands Uebermacht weichen. Im Kieler Frieden 1814 tritt es Helgoland an England und gegen Entschädigung Norwegen an Schweden ab. Die Finanzlage, durch die Kriegskosten und langjährige Handelsstockung erschwert, ist traurig und Friedrich's Finanzwirthschaft das Schlechteste an seinem Regimente; die Staatsschuld ist 1800—1814 von 28 auf 100, die sog. Zettelschuld (unfundirtes Papiergeld) von 10½ auf 142 Millionen Thaler angewachsen; die Folge ist ein partieller Staatsbankerott durch vollständige Entwerthung des Papiergeldes; zur Abhülfe, die übrigens noch nicht genügt, wird auf alles Grundeigenthum eine Steuer von 6% des Werthes gelegt, dabei Schleswig-Holstein sehr gravirt und auf diesen Fond 1813 eine Reichsbank begründet. Seit Anfang des Jahrhunderts geht das Streben, die Herzogthümer der dänischen Nationalität zu gewinnen; 1806 nach Aufhebung des deutschen Reiches wird Holstein mit den dänischen Staaten vereinigt und die ständische Verfassung aufgehoben, überhaupt der mißlingende Versuch gemacht, Schleswig-Holstein vollständig dem dänischen Reich einzuverleiben, und 1814 der weitere mißlingende, den Unterricht in dänischer Sprache zu verbreiten.

Schweden schafft 1806 die Leibeigenschaft ab und zeigt im Uebrigen unter Gustav IV. nur steigende Ohnmacht nach Außen und Verfall im Inneren. Die Revolution von 1809 ist durchaus glücklich. Die eben in ihren Grundgesetzen festgestellte Constitution sichert einerseits durch genauere Bestimmungen gegen alle Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volkes und läßt andererseits der königlichen Macht doch genügenden Spielraum. Der Kronprinz Bernadotte drängt 1814 die gegen die Verbindung mit Schweden aufgestandenen Norweger zurück und besetzt die Festungen; nur Personalunion mit Schweden und eine vom Storthing beschlossene sehr freie Verfassung werden durchgeführt, welche sich von der schwedischen stark unterscheidet. In beiden Reichen sind Bürger und Bauern besonders hochgestellt. — 1809 wird ein Versuch gemacht zur Wiederherstellung der skandinavischen

Union, der aber scheitert an dem Widerwillen der freien schwedischen Nation gegen das absolute Königthum Dänemarks. 1814 entzündet die Lostrennung Norwegens von Dänemark wieder den alten Nationalhaß zwischen Dänen und Schweden. Doch andererseits nähern sich die Völker durch die gleichartige Stammgrundlage, und der gemeinsame germanische Charakter der Sprache, Kunst und Wissenschaft weckt die Idee einer skandinavischen Einheit; darin geht Schweden voran.

Rußlands Geschichte unter Alexander I. zeigt zwei ganz verschiedene, selbst widerstrebende Seiten, parallel der ebenso widersprechenden Doppelentwicklung im Geiste des Kaisers selbst. Alexander I., durch bedeutende Erziehungseinflüsse bestimmt, prägbar, idealistisch aber nicht energisch, mehr humanistisch als staatsmännisch gebildet, macht seinen Völkern große neuzeitliche Gewährungen, freilich nur im Sinne des liberalen Absolutismus; seine Intentionen sind jederzeit größer als die Erfolge. Wesentliches geschieht für die Einführung Rußlands ins europäische Cultur- und Rechtssystem: Gesetzwesen, Wissenschaften, Bildungsanstalten, Hebung von Handel und Industrie, erste Lichtblicke für den Bauernstand, theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft (Ostseeprovinzen). So leitet die innere Politik allerdings auf bessere Zustände über. Aeußerlich läuft das consequente Streben durch, wenigstens den ganzen Süden und Osten Europas dem russischen Prinzipat zu unterwerfen, daher all sein vielfaches Eingreifen in die allgemeinen europäischen Verhältnisse. Bei Napoleon's Falle steigt die Constellation so, daß Alexander sogar die Hegemonie über ganz Europa in den Händen hat und der russische Einfluß von da an zum Unheil bestimmend wird. Er hält schlau berechnend Frankreich in einer gewissen Höhe, um Deutschland und insbesondere Preußen zu schwächen und Oesterreich in eine undeutsche Politik hineinzutreiben. Von da an beginnt Alexander's schlimme Zeit und der Verfall dessen, was er früher selbst angebahnt. Der Graf Araktschejew, von großem und entscheidendem Einfluß, war sein böser Genius; er war es, der die Gründung von Militärcolonien durchsetzen wollte. 1808—12 stand Speransky als Staatssecretär, ein Mann von unermüdlicher reformatorischer Thätigkeit, auf dem Gipfel seines Ansehens und Wirkens: Schule, Recht, Gesetzgebung, Administration, Finanzen unterlagen seinem unermüdlichen Reformeifer, und die wichtigsten Staatsschriften der Epoche sind

aus seiner Feder geflossen. Turgenew verbessert die Schulen, läßt die Bibel in alle slavischen Dialekte übersetzen und betreibt die Aufhebung der Leibeigenschaft, wozu er selbst auf seinen Gütern das Beispiel giebt. 1804 werden die Vorrechte der Kosaken stark eingeschränkt. — Das Bedeutendste nach Außen sind die türkischen Kriege, eigentlich nur einer, 1807 von der Türkei erklärt wegen Besetzung der Moldau durch die Russen, welche im Frieden von Slobosia ihre Räumung zusagten, aber nicht vollzogen; dann hingehalten, 1809 erneuert und in zwei blutigen Feldzügen entschieden. Im Frieden von Bukarest 1812 tritt die Pforte die Moldau jenseit des Pruth und Bessarabien ab, und das bleibt so bis 1856, welches Jahr die Grenzen bedeutend anders regelt. Das alte Unterthanenverhältniß der Hospodare zur Türkei kehrt wieder. 1800 fällt Georgien an Rußland. Dieses nimmt den Türken 1807 die Festung Anapa weg, den Hauptwaffenplatz der Tscherkessen, muß sie aber im Frieden von Bukarest wieder räumen. Von den Türken gereizt, machen die Tscherkessen fortwährende Einfälle ins russische Gebiet. Rußland aber sucht eine Verbindung zwischen seiner Provinz Grusien (Georgien) und Kaukasien und gewinnt eine solche in dem mit Persien 1814 geschlossenen Frieden zu Tiflis, wo es Daghestan und Schirwan abgetreten bekommt. Nachdem Persien 1797 Derbent und das Land bis an den Kur an Rußland eingebüßt, tritt es 1812 Daghestan ab, wo die russische Herrschaft freilich blos nominell bleibt, verliert im Friedensschluß vom 12. October 1813 große Gebiete (Mingrelien) und muß die russische Kriegsflotte auf dem kaspischen Meer anerkennen. Gleich der Türkei bildet nun auch Persien unter dem Schah Feth Ali seine Truppen nach europäischem Muster um. In Folge des schwedisch-russischen Seekrieges 1808 und 1809 wird Finnland 1808 Rußland einverleibt, 1809 durch neue Abtretungen im Frieden zu Frederikshamm erweitert und 1811 zum Großfürstenthum abgerundet; jener Friede bringt den Russen auch den von ihnen besetzten Alandsarchipel zu, wichtig als Waffenplatz und für die Ostseeherrschaft. — Die 1803—11 mächtigst ansteigende Handelsstadt des Reiches ist Odessa unter dem Gouverneur Herzog von Fronsac. — 1806 erläßt das schlecht verwaltete China ein Verbot des Verkehrs mit den Russen, und der Handel mit Canton hört auf. Aehnliches wird gegen die Engländer gethan, die 1808 Macao besetzen, das sie aber wieder räumen müssen. — Der Tilsiter Friede bildet aus dem

größten Theile der polnisch-preußischen Provinzen das Herzogthum Warschau, das die ausgewanderten Polen Dombrowski's aufnimmt und im Wiener Frieden vergrößert wird. Die weiteren Hoffnungen der Polen bleiben unerfüllt. Das niedere und höhere Unterrichtswesen in russisch Polen fördert Staszye's ausgezeichnete und umfassende Thätigkeit, und Thaddäus Czaski ist mit Czartoryski für den polnischen Unterricht überhaupt aufs Aufopferndste bemüht.

Die Türkei steht von 1789 bis 1807 unter Selim III., welcher den großen Gedanken hat, der Reformator und Wiederhersteller des Reiches zu werden, aber darin gänzlich scheitert und umkommt. Zuerst empört sich Paßwan Oglou, der erst 1803 als Pascha von Widdin die Hoheit der Pforte wieder anerkennt. Selim greift das Grundübel des Staates an, die Janitscharenmacht, zu denen er als Gegengewicht 30,000 Mann europäisch organisirter Truppen (den Nizam) aufstellt. 1807 bricht ein großer Janitscharenaufstand los, in welchem Selim gestürzt und Mustapha IV. eingesetzt wird, der den Nizam wieder aufheben muß; nun erhebt sich für Selim der berühmte Großvezier Mustapha Bairakdar, ermordet den neuen Sultan und dann sich, als die Janitscharen, die er vernichten und dafür die europäisch organisirte regelmäßige Armee stützen will, 1808 einen Aufstand machen. Selim III. ist der Märtyrer der Reform, die durch sein Schicksal weit hinausgerückt schien. Mahmud II. ist bald nur noch frei in seinen Lüsten und in Ausführung der grausamen Begehren der Janitscharen, bereitet aber im Stillen Alles vor, um dieses Corps zu vernichten, und stellt 1814 den Nizam wieder her. Unter ihm fällt das Reich durch die rebellischen Paschas ganz auseinander, und die Griechenkriege beginnen. — Die ganze Zeit über laufen Kämpfe der rechtgläubigen Muhamedaner und seit 1809 auch der Engländer gegen die von ihrem Hauptsitze Derajeh in Nadsched aufbrechenden räuberischen und fanatischen Wahabiten, die meist siegreich sind, aber schließlich durch die Engländer höchst empfindliche Niederlagen erleiden. Die durch große Grausamkeiten und Räubereien berüchtigte Secte schlägt 1801 den Pascha von Bagdad, erobert 1803 zum ersten Mal Mekka, das sie zwar wieder räumen muß, aber zugleich mit Medina noch mehrmals besetzt. 1811 ruft die Türkei gegen sie den Pascha von Egypten, Mehemet Ali, zu Hülfe, der mit seinem Sohne Jussuf Pascha wider sie zieht und sie mehrmals schlägt, worauf sie in Streitig-

keiten unter sich zerfallen. Sie wollen aber auf seine Forderung der Unterwerfung nicht eingehen, der Krieg entbrennt 1814 aufs Neue, Ibrahim Pascha rückt gegen sie aus und schlägt sie 1815 bei Bassora. — Egypten ist seit dem Abzuge der Franzosen in trostloser Lage und allgemeiner Zerrüttung; in diesen traurigen Zeiten hebt sich durch eignen Geist, durch die Ergebenheit der Albanesen und den Einfluß der Franzosen Mehemet Ali, wird 1806 zum Pascha und Statthalter ernannt und gewinnt bald alle Macht, welche die Mamelukenbeis verlieren. Den Kampf gegen diese führt er durch alle grausamen und treulosen Mittel und läßt sie 1811 ermorden, und von da an ist er eigentlich unbeschränkter Herr des Landes und die Abhängigkeit von der Pforte blos noch Schein. 1807 schlägt er die bei Alexandrien unter Frazer gelandeten Engländer und treibt sie aus dem Lande; 1811 unterwirft er sich die Küsten von Hedschas; 1815 will er bereits die europäische Heerform einführen. — Die merkwürdigsten Erscheinungen auf europäischem Boden sind Ali, Pascha von Janina, und die Sulioten. Die dreijährigen Kriege des schlauen Despoten gegen das heldenmüthige Bergvölklein sind reich an außerordentlichen Großthaten, eine in unserer Zeit fremdartige Epopöe, enden aber 1803 mit dem Untergang des Heldenvölkleins und der Herrschaft Ali's über Epirus. Die Sulioten wandern größtentheils auf die jonischen Inseln aus und dienen da selbst unter den Truppen der verschiedenen Mächte, werden nachher von Ali in seiner Bedrängniß zurückgerufen und kämpfen für ihn. Ali tritt schlau berechnet bald mit Napoleon, bald mit den Engländern in Unterhandlung, entwickelt die grausamste, in ihrer Art aufgeklärte Despotie, ist seit 1807 blos noch nominell von der Türkei abhängig und macht sich bis 1814 durch Gräuelthaten und Verrath zum Herrn der ganzen Küste (Klephtenkriege). — Ein dramatisches Vorspiel zum griechischen Freiheitskampfe giebt Serbien. Czerny Georg, der große Befreier und erste Fürst des Ländchens, führt das Werk in einem dreifachen Acte 1804 und 5, 1808, 1810 durch, das dritte Mal unter dem durch innere Spaltung nothwendig gewordenen Schutze Rußlands, den dieses nach dem zweiten Frieden mit der Türkei zurückzieht. Darauf folgt neue Unterdrückung und 1815 die definitive Befreiung durch Milosch Obrenowitsch.

Für Griechenland beginnt unter dem Einfluß der französischen Revolutionsideen eine neue Zeit; ein frischer Geist lebt auf, die selbst-

ständige Erhebung vorbereitend. Erziehung der Jugend und Bildung des Volkes werden ausgedehnter; viele Schulen, so 1800 auf Chios, ja mehrere Anstalten im Range von Universitäten werden von auswärts gebildeten und heimkehrenden Griechen gegründet. Der Wohlstand steigt; der größte Theil des Levantehandels kommt in griechische Hände, der Seehandel und die Marine wachsen und im gleichen Verhältniß auch die Cultur, namentlich auf den Inseln. Die neugriechische Literatur gewinnt durch ihre Vertreter bald auch hohe politische Bedeutung, und die Gesellschaften mit anscheinend blos wissenschaftlichem Zwecke wirken im Grunde durchaus politisch. 1809—12 thut Napoleon unter der Hand Schritte, um einen künftigen Aufstand zu bereiten. Die Hetairie, deren erster Gedanke von dem 1798 hingerichteten Dichter Constantin Rhigas ausging, scheint 1814 in Odessa entstanden, wahrscheinlich in Wien unter der Mitwirkung des Grafen Capodistrias und des Erzbischofs Ignatius, um christliche Aufklärung und wahre Religiosität unter dem Volke zu verbreiten; 1815 wird sie von Griechen in Moskau weiter ausgebildet, nimmt immer mehr politische Tendenz an und verfolgt als Hauptzweck Griechenlands Befreiung. Sehr bedeutend für diese neue Erhebung, der er namentlich in Paris dient, ist der berühmte Arzt und Hellenist Korais. Er stellt in seinen Schriften (ein mémoire 1803 2c.) die Gründe des Verfalles der griechischen Freiheit dar, aber auch die geistige Wiederbelebung seiner Stammesgenossen, verfaßt eine Geschichte der neugriechischen Sprache, schreibt Schulschriften für sein Volk, liefert auch Ausgaben der alten Classiker, entwickelt ein reiches, segenvolles und ächt patriotisches Wirken. Seine Behandlung des Neugriechischen ist streitig, und die versuchte Reinigung von Ausländischem und Näherung ans Altgriechische hat viele und bittere Kämpfe gekostet. Demetrius Morusi entwirft für die Griechen ein Erziehungssystem und bringt es durch seinen Einfluß auf den Divan zur Ausführung, begründet Schulen und legt das vollständigste griechische Lexikon an; er wird schließlich von den Türken umgebracht. — Das Bergländchen Montenegro hält sich unabhängig, und Frankreich (1806) und Oesterreich machen vergebliche Versuche, es an sich zu ziehen.

Paul I. und Selim III. stiften 1800 durch den Vertrag zu Constantinopel die Republik der Jonischen Inseln, zunächst unter türkische Oberhoheit und russischen Schutz gestellt; sie behält russische Besatzung,

welche das aristokratische Princip und 1803 die Einführung einer völlig aristokratischen Verfassung begünstigt. Sie genießt einer sehr kümmerlichen Freiheit, wird 1807 aufgehoben und dem französischen Kaiserreich einverleibt, die Franzosen aber von den Engländern vertrieben und auf Corfu beschränkt. 1814 werden die Inseln den Alliirten abgetreten, 1815 die Republik erneuert und unter britisches Protectorat gestellt.

Ferdinand's IV. Regiment im Königreich beider Sizilien ist ein merkwürdiges Beispiel der Abhängigkeit schwacher Monarchen von ihren Umgebungen und Rathgebern; die zwei schroff getrennten Perioden seiner Regierung passen kaum zu Einer Person: erst die frisch vorgehende Reformzeit und in Folge der Revolution die nachherige verworfen blutige Reaction. Die Politik des verkommenen Hauses wird durch die Königin Karoline eingegeben; ihre niederträchtigsten Werkzeuge sind: Francesco Pignatelli; Speziale, das nachher in Wahnsinn endende Mitglied der Inquisition, und neben dem Cardinal Ruffo, der doch zuweilen seine Banden noch zur Mäßigkeit mahnt, aber ihrer nicht Meister wird, der verruchtere Diener der reactionären Rache; übrigens brauchen die Reactionärs gegen die Franzosen den Räuberhauptmann Fra Diavolo gerade so wie Rom und Franz II. in neuesten Zeiten die Räuberschaaren. In Sizilien verfallen die Finanzen vollends; große Unzufriedenheit herrscht mit der neapolitanischen Regierung und trotz der neuen Verfassung auch mit Lord Bentinck's unnationaler Verwaltung. Rom erleidet die ganze Zeit über große Verluste und verarmt mehr und mehr.

Ferdinand VII. von Spanien, der elendesten Kaiserzeit des alten Rom würdig, verwirft mit der Unterstützung der „Perser“ 1814 sogleich die Verfassung der Cortes, erklärt alle Handlungen der Regentschaft für ungesetzlich, beginnt seine Racheacte, stellt die sämmtlichen verrosteten und tyrannischen vornapoleonischen Einrichtungen wieder her und hält übrigens nicht Eines seiner Versprechen. Daher beginnt sofort der aufreibende Kampf unter den Serviles und Liberales, zwischen denen die vermittelnden Aniellos ohnmächtig stehen, und die Zustände im Inneren gehen mit raschesten Schritten dem alten trostlosen Elende zu. Schon 1814 macht Mina mit seinen Guerillas einen ersten Aufstand, um die Verfassung von 1812 wiederherzustellen; er wird abgeschlagen.

Noch läuft der erste Act eines größeren Ereignisses ab, das ist der Abfall der spanischen Colonien in Südamerika. Die Erhebung

wird zu allererst durch die Engländer von Trinidad aus geschürt. Schon 1806 im Kriege zwischen England und Spanien geht Miranda mit britischer Unterstützung nach Venezuela, später wiegeln die Engländer Buenos Ayres auf, beide Unternehmungen schlagen fehl. Seit 1808 wird Centralamerika von der aufsteigenden Gährung ergriffen, doch bei der Uneinigkeit der Stimmführer die Insurrection leicht unterdrückt; von da an herrscht allgemeine Spaltung: eine Partei, die schwächere, ist für die französische Herrschaft, eine andere, namentlich aus dem Volke, für Ferdinand, und noch 1808 bricht in Caracas ein Aufstand los für diesen. Seitdem spiegeln sich die Schwankungen des Kampfes im spanischen Mutterlande genau wieder in dem der Colonien; ein erstes selbstständiges Regen erhebt sich, das die Vicekönige unterdrücken wollen und dadurch den Ausbruch beschleunigen. Junten bilden sich rasch und zahlreich, doch ist unter ihnen keine Einheit, die bestimmendste ist für jetzt die von Caracas 1810. Hier bricht am 10. April dieses Jahres der Aufstand los, und der Kampf wird geführt unter Miranda's Oberleitung, unter dem Bolivar steht. Don Francesco Miranda, 1811 vom Congreß von Venezuela mit dictatorischer Gewalt ausgestattet, der erste groß denkende und handelnde Begründer der südamerikanischen Freiheit, leitet den Kampf in Caracas bis 1812, wird im August schändlicher Weise, entgegen dem Wortlaut einer mit den Spaniern abgeschlossenen Capitulation, gefangen zurückbehalten und stirbt als erstes edles Opfer der Freiheit eingekerkert in Spanien; den Kampf gegen den wortbrüchigen Monteverde führt Morino fort und schlägt ihn. Venezuela wird unterworfen, und Bolivar flieht, tritt aber bald wieder unter den Insurgenten Neugranada's auf, erklärt den Spaniern, erbittert über ihre Grausamkeit, am 13. Januar 1813 den Krieg auf Tod und Leben und erweist sich bald als die Seele des Befreiungskampfes. 1812 wird Caracas durch das große Erdbeben zerstört und 1813 von den Königlichen erobert. Im Juli 1811 erklärt der Congreß zu Venezuela die Unabhängigkeit und verkündet eine freie Föderal-Verfassung nach nordamerikanischem Muster, gegen welche die Priesterpartei auftritt; nach seinem Vorgang proclamirt auch der zu Bogota sitzende Congreß von Neugranada die Republik; jener aber wird 1814 aufgelöst; innerer Streit und Finanznoth werden die Bundesgenossen der Feinde. Bolivar wird bei La-Punta von den Spaniern geschlagen, geht nach Cumana

und übernimmt von dem Congresse Neugranada's den Heerbefehl. — Unter Hidalgo bricht im September 1810 die Revolution in Mexico los; erst glücklich, dann geschlagen, zieht er sich zurück, wird gefangen und hingerichtet; die Grausamkeit des spanischen Heerführers Calleja geht über alles Maß. Von da an wird ein kleiner Krieg geführt, gräuel- und wechselvoll, seit 1813 für die Insurgenten wenig glücklich; 1815 wird Morelos hingerichtet. — Die spanische Regentschaft und die Cortes verfahren despotisch gegen die Colonien und treiben dadurch alle in den Aufstand hinein, so daß sich schon 1811 fast alle vom Mutterland unabhängig erklären. Der Kampf, eine Art Guerillakrieg auf ungeheuren Weiten, berührt nun bis zur großen Entscheidung des Jahres 1824 wesentlich vier Schauplätze: Caracas und Neugranada, Buenos Ayres und das angrenzende Gebiet (Chile), Mexico und zuletzt Peru. Er geht unter springenden Wechseln fort bis zur Rückkehr Ferdinand's, dessen Auftreten im Mutterlande die Colonien schreckt; er befiehlt diesen, die Waffen niederzulegen und sendet den Inquisitor Torres und den grausamen Pablo Morillo mit einem Heere herüber. Ihm gegenüber sammelt Bolivar die letzten Trümmer der Freiheitskämpfer. Morillo besetzt die Insel Margarita, nimmt Cartagena ein, schlägt das Heer von Neugranada; der Congreß zu Bogota löst sich auf, und die Anführer ziehen sich in die Llanos zurück, um von da aus den Guerillakrieg gegen die Spanier fortzuführen. Schon seit 1810 ist Paez an der Spitze der Llaneros der Schrecken der Spanier; er befreit Varinas, wird in Bolivar's Heer aufgenommen, kämpft 1813 und 1814 mit Auszeichnung und schlägt den Morillo in der Ebene von Apure. — 1810 hatte sich Buenos Ayres von Spanien unabhängig gemacht, wogegen Peru noch das Bollwerk des Mutterlandes blieb. Jenes ist die Wiege der südamerikanischen Unabhängigkeit; im Mai des genannten Jahres wird der spanische Vicekönig abgesetzt und eine Regierungscommission errichtet, an deren Spitze Don Mariano Moreno als Staatssecretär steht; doch spalten innere Parteiungen die Junta. Innerhalb eines Jahres dehnt sich die Revolution über die sämmtlichen Provinzen des Rio de la Plata aus. Die höheren Classen von Chile werden durch das von Buenos Ayres gegebene Beispiel aufgeregt, 1810 bildet sich in Santiago eine Junta, 1811 bricht die Revolution aus; der Congreß tritt zuerst im Namen Spaniens auf, dann aber handeln die Führer, die drei Brüder Carreras, unab-

hängig. Ein Streit bricht los zwischen dem Congreß und den Carreras, und eine Dictatur steht auf unter dem Obersten Lastra, der die constitutionelle Regierung Spaniens anerkennt; darüber entspinnt sich der Bürgerkrieg, der den von Peru ausgesandten spanischen Truppen unter General Osorio zum Siege verhilft. Paraguay macht sich 1811 los, Dr. Francia reißt 1814 die Regierung an sich, und der Congreß ernennt ihn auf drei Jahre zum Dictator. In Uruguay erhebt sich der frühere Schleichhändler Don José de Artigas für die Junta von Buenos Ayres und schlägt die aus Montevideo anrückenden Spanier 1811 zurück, hernach entsteht innerer Krieg mit den Platatruppen. 1813 wird die erste constituirende Versammlung eröffnet. San Martin treibt die Spanier zurück. Die zweite Constituirende und die förmliche Unabhängigkeitserklärung der sämmtlichen La Plata-Provinzen fallen ins Jahr 1816. — Die Erhebung von Centralamerika drückt 1811 der energische Gouverneur Don Jori Bustamente nieder, was den schwachen Nachfolgern nicht mehr gelingt.

Es gehört keineswegs hieher, diesen Krieg auch nur auszugsweise weiter zu berühren; genug, daß sein erster Act mit der Eroberung Chile's durch San Martin (Januar 1817) zu Ende läuft und die Colonien von da an aggressiv gegen das Mutterland vorgehen.

Der Charakter des Kampfes, der mit Nothwendigkeit Klein- und Bandenkrieg werden mußte, ist gleich dem der Stämme ein wilder und zerrissener, die Llaneros spielen die Hauptrolle.

Die ungeheuren Differenzen in den Naturverhältnissen, die riesenhaften Oeden mit spärlichster Bevölkerung und seltenen, ganz oasenartig zerstreuten Culturſitzen, die kolossalen Verschiedenheiten der Stämme und Rassen, die geistige Unmündigkeit der meisten von ihnen und der vollständige Mangel auch nur einer Ahnung nationalen Lebens, der erschlaffende Einfluß einer üppigen Temperatur, der den Menschen zu einem that- und gedankenarmen Pflanzenleben herabzieht und doch wieder alle bestialischen Leidenschaften bis zur Wildheit entwickelt, mußten hier die (gleichwohl nicht unvorbereitete) Erhebung eines Völkercomplexes, der bis dahin in willenlosem Genußleben und halbbewußter Dienstbarkeit hinzudämmern schien, unerwartet erscheinen lassen. Dieselben Elemente: eingefleischte religiöse und politische Knechtschaft, Indolenz und Denkfaulheit, Sinnendienst und Genußsucht, eine Stamm-Mischung, die erst einer Regeneration durch ganz frisches fremdes Blut bedarf,

haben bis jetzt jede stätige Culturentwicklung gewaltsam hintertrieben. Als Republiken können sich solche Lande nimmer entwickeln; sie werden wohl erst die eiserne Schule einer aufgeklärten Despotie durchlaufen müssen; die Differenzen des Blutes und der Geschichte gegenüber den Vereinigten Staaten sind die denkbar schroffsten. Kurz, die ungeheuren klimatisch-geographischen und ethnographisch-historischen Gegensätze und Widerstände werden diese riesenhaften und in luxuriösem Naturreichthum schwelgenden Ländergebiete noch lange einem politisch geregelten Leben verschlossen und der neuzeitlichen Civilisation nur schwer zugänglich erhalten.

Die Union erweitert sich durch folgenden Zuwachs: Ohio tritt 1802 als Staat ein; Louisiana, wovon Arkansas noch einen Theil bildet, 1803 von Frankreich angekauft, giebt sich 1811 eine Constitution und wird 1812 ebenfalls Staat; 1803—16 größtentheils durch die Einwanderer den einzelnen Indianerstämmen abgekaufte Länder bilden das Gebiet von Illinois.

Nach John Adam's Abtreten sinkt der Einfluß der Föderalisten, und mit der Präsidentschaft von Jefferson 1801 kommen die Principien der republikanischen Partei an die Leitung. Von 1801—5 betreiben die Unionsstaaten unter neutraler Flagge den ganzen Colonialhandel der Franzosen, Spanier und Holländer; dann aber kommen Plackereien der Engländer und Vergeltungsmaßregeln. Thomas Jefferson, 1801—9 Präsident, läßt das durch ihn angekaufte Louisiana durch eine Forschungsreise genauer untersuchen und beobachtet übrigens als Haupttendenz, die Würde des Freistaates gegen England zu wahren; er sucht die weiße und rothe Bevölkerung allmälig zu verschmelzen und beide zu bilden. Die Union entsagt im Gefühl ihrer Würde durch die berühmte Embargo-Acte, December 1807, und durch die Non intercourse-Acte, März 1809, freiwillig dem ausländischen Handel, um sich nicht den Bedrückungen der englischen und französischen Edicte zu fügen. James Madison, 1809—17, giebt 1810 den Handel mit Frankreich wieder frei. Dagegen ergeht an England der Handelsverhältnisse wegen im Juni 1812 eine Kriegserklärung; der Krieg zu Land und zur See wird erbittert und wechselvoll geführt, im Ganzen für die Union unglücklich (der Viceadmiral Cochrane und der General Roß verbrennen 1814 schmählich Washington), namentlich in der ersten Zeit, und wendet sich erst später durch die Kraft des Präsidenten besser; die Amerikaner ermannen sich und bewähren den Ruf der Tapferkeit,

namentlich die Marine hält sich tüchtig, und General Jackson rettet 1815 Neuorleans. In diesen Jahren hört aller Handel auf, weshalb 1814 die beiden Acten aufgehoben werden. Im selben Jahre wird auf Grund der früheren Verhältnisse der Friede zu Gent geschlossen und die noch unerledigten Punkte (Grenzbestimmungen) im Londoner Vertrag 1818 an die schiedsrichterliche Entscheidung des russischen Kaisers gewiesen. Schon vor dem Kriege sind die Parteien der Demokraten, am zahlreichsten im Süden und im Inneren, und der Föderalisten im Norden, jene Anhänger des Ackerbausystems und für Frankreich, diese des Handelssystems und für England, scharf und feindselig geschieden, und bereits tritt der Gedanke einer Trennung von Nord und Süd auf. Der Krieg eint sie wieder für das gemeinsame Vaterland. Während der Zeit, da der Handel niederliegt, steigt die Manufactur durch Zuwendung der Capitalien; die Baumwollenfabrikation überflügelt alle anderen, namentlich seit 1815 Massachusetts den Maschinenwebstuhl einführt. 1802 werden die inneren Zölle abgeschafft; 1810 ist die äußere Schuld getilgt, die innere im December 1815 auf 39 Dollars verringert. Die directen Steuern werden für die Bedürfnisse von 1813 und 1815 erhöht, hören aber 1817 ganz auf. 1802 ist der Exporthandel auf 52 Millionen, 1807 auf über 100 Mill. Dollars gestiegen, leidet aber schon in diesen Jahren stark, indem viele amerikanische Schiffe in Folge der französischen und englischen Handelsdecrete von angeblich neutralen Mächten aufgebracht und weggenommen werden; 1808 sinkt er auf 22 Millionen herab, fällt im Kriege mit England gar bis auf 7, hebt sich aber seither constant und gewaltig.

Kämpfe gegen den großen Indianerstamm der Creeks vermindern ihre Anzahl sehr, und sie treten mehr und mehr Gebiet an die Union ab. In derselben Zeit nimmt der ebenfalls große Indianerstamm der Cherokees durch Unglücksfälle sehr ab. Die kupferbraune Rasse versinkt rasch.

Die politische Existenzfrage der Völker beherrscht das Leben im Großen, es handelt sich um Sein oder Nichtsein der Nationalitäten. Vor diesem Zwange tritt die Richtung einzelner Geister auf das sociale Problem gänzlich zurück, es wird noch nicht zu einer wesentlichen Studie, sondern bleibt erst schwach berührt. Auch sonst drängt das Leben der Zeit weniger nach dieser Seite; das möge der folgende Abschnitt aufweisen.

---

## Dritter Abschnitt.

# Sociale Züge.

Noch herrscht gegenüber den folgenden Jahrzehnten viel größere Einfachheit in den socialen Beziehungen, deren Gewebe sich bis heut erstaunlich verwickelt hat, ein Gang, der genau mit der ebenso erstaunlich zunehmenden Steigerung in der praktischen Anwendung der Wissenschaften, mit der fabelhaft wachsenden Industrie und Technik, den Wechseln und Complicationen im Verkehrsleben und seinen Mitteln zusammenhängt. Nichts möchte für die Geschichte des Geistes unseres Jahrhunderts interessanter sein und tiefer zum Denken anregen als ein Abriß dieser mit fast unerhörter Schnelligkeit und Grandiosität vorgegangenen socialen Wandelungen. Es hängt mit jener Einfachheit zusammen, daß noch keine der großen Handelskrisen auftritt, die den früheren Jahrhunderten fast ganz fehlen, dagegen unsere modernste Bank-, Industrie- und Verkehrsentwicklung gesetzmäßig begleiten und nach dem Falle des Kaiserreichs sofort über Nordamerika und England ausbrechen. — Gleich mit dem Anfange des Jahrhunderts beginnt die Macht der Baumwolleninduſtrie sich über Europa auszubreiten, dessen Geschicke sich mehr und mehr an dieses Product und seine Ausdehnung ketten. Die baumwollenen Zeuge verdrängen die leinenen immer mehr, wodurch die Leinweberei leidet. 1783 hatten die Vereinigten Staaten die erste Baumwolle ausgeführt. Industrieausstellungen gehen von Frankreich aus; die erste unvollkommene fällt 1798, dann kehren sie 1801, 1802 und 1806 wieder. Die Continentalsperre 1806—13

chränkt nicht blos ungeheuer den ausländischen Handel des Con-
entes, sondern giebt auch dem, der sich noch erhält, andere Routen.
enso hemmt sie die Auswanderungslust. Seit 1814 geht eine starke
nwanderung von Deutschen nach Rußland, so entstehen die Ackerbau-
onien.

Der Landbau macht tüchtige rationelle Schritte, und dieser Gang
üpft sich praktisch vor allen an den Namen des berühmten Schweizers
nanuel v. Fellenberg, dessen Auszeichnendes in der eigenthüm-
hen Verbindung von Erziehung und Landbau liegt. Er führt von
01 an zu Hofwyl bei Bern eine Musterwirthschaft durch, verbindet
t ihr seit 1804 seine hochbedeutende Musterschule, ist also Schöpfer
Ackerbauschulen, legt ein Institut für verlassene Kinder an (Wehrli),
ffnet 1808 die landwirthschaftliche Anstalt zu Buchsee, ein ökono-
sches Lehrinstitut, das er bis 1818 hält, im gleichen Jahr eine bald
ß wachsende Erziehungsanstalt für Kinder höherer Stände. Er
reibt 1807 über schweizerische Landwirthschaft und giebt 1808—17
„Landwirthschaftlichen Blätter“ von Hofwyl heraus. — Aehnlich
ebt Voght seit 1814 seine ausgezeichnete Ackerbaucolonie in Flott-
k zur Normalanstalt für den Norden und schreibt verschiedene
dwirthschaftliche Abhandlungen. Thomas William Coke, Graf
ı Leicester (1752—1842), lange der erste Commoner Englands,
arrlich für alle Anträge der Whigpartei und gegen die Politik von
t und Castlereagh, immer für Wahlreform, ist sehr verdient um
Einführung einer verbesserten Viehzucht und auf wissenschaftlichen
incipien ruhenden Bodencultur; er liefert einer der Ersten das Bei-
el, daß gesteigerte Cultur reich macht, bringt den Mais- und Turnips-
ı in England in Aufnahme und führt zuerst sachgerecht den be-
nnten Norfolker Fruchtwechsel in vier Feldern in voller Ausdehnung
rch. Thaer in seiner Schrift über englische Landwirthschaft hat
sen Mann uns bekannt gemacht. Lasteyrie ist namentlich auch
den Ackerbau thätig und verfaßt mehrere Schriften zu seiner Hebung
d Verbesserung. Jos. Nepomuk v. Schwertz entwirft 1807—11
ie „Anleitung zur Kenntniß der belgischen Landwirthschaft“; sie
ngt gründliche und scharfe Beobachtungen in musterhafter Darstellung.
rselbe schreibt später über den elsässischen und den pfälzischen Land-
ı. In Oesterreich hat Peter Jordan großes Verdienst; er gründet
dwirthschaftliche Lehranstalten und Vereine und führt die besten

Ackerbauwerkzeuge ein. Arndt spricht sich allgemein für den Bauernstand und seine politische Existenz aus.

Nach Sachsens Vorgang beginnen Oesterreich und Preußen die Schafzucht mit Thieren spanischer Rasse. Thaer pflegt auch die Schäfereiwissenschaft mit Vorliebe. Weinbaugesellschaften bilden sich. Die erste Gartenbaugesellschaft ist die Horticultural society in London 1805, die seit 1812 ihre Verhandlungen edirt; 1809 tritt die Caledonian horticultural society zusammen, und nun bilden sich solche rasch in fast allen größeren Städten Englands. 1809 entsteht in Paris eine Schule für Obstbaumzüchter, in Deutschland zuerst 1803 in Altenburg die Pomologische Gesellschaft. Johann Volkmar Sickler's Schriften über Obstbaumzucht haben Autorität. Fabriken für Ackerbaumaschinen kommen wesentlich seit dem Anfange des Jahrhunderts auf.

Am folgenreichsten hat zur Hebung des Landbaues mitgewirkt die freie Vertheilung von Grund und Boden, die in großer Weise von Frankreich ausging und sich seit dem Anfange des Jahrhunderts ebenfalls im größten Theile Deutschlands, 1810 durch Stein in Preußen, durchsetzte. Alle ernten von der unbedingten Freiheit der Dismembration dieselben großen Vortheile; man vergleiche dagegen Mecklenburg! Bereits beginnt ihn nun auch die Wissenschaft ernstlich und bedeutsam zu tragen, und nach der Seite ist Thaer am gewichtigsten. Dieser schreibt 1809—10 sein vierbändiges Werk: „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft“, und fast alle seine bedeutenden landwirthschaftlichen Schriften fallen in diese Zeit. Wie Fellenberg wirkt er schon mit zur Verbesserung des Ackerbaugeräthes und schreibt darüber 1803. 1799 legt er die landwirthschaftliche Anstalt zu Celle an und 1804 auf seinem Gute zu Möglin ebenfalls eine solche, die seit 1819 königliche Akademie des Landbaus heißt.

Ganz entscheidend aber wird das Auftreten der neueren Agriculturchemie 1804 durch Saussure's Hauptwerk: „Recherches chimiques sur la végétation“, welches den seit dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts vereinzelt aufgetretenen Versuchen einen ersten großen Abschluß giebt. Ihm folgt 1813 Sir Humphrey Davy in den „Elements of agricultural chemistry“. Beide halten noch an der Humustheorie und der Annahme einer besonderen Lebenskraft fest, der auch Thaer huldigt. — Hemmungen des gesellschaftlichen Gedeihens, die aus dem 18. Jahr-

undert auf den größten Theil Europas übergegangen und meist noch iber mehrere Perioden des unsrigen mißbräuchlich stehen geblieben sind: Zuvörderst kommen die Feudallasten verschiedener Art, die z. B. noch inen großen Theil von Deutschland drücken. Am verderblichsten wirken die Frohnden, durch welche immer eine Masse von Zeit und Kraft utzlos, ohne irgend entsprechende Vortheile für den Staat oder den Gutsherrn, verschleudert wird; Frohnarbeit ist stets und überall die langweiligste und schlechteste, das sah schon Turgot mit seinem freien nd praktischen Blick ein. Den Unsegen der feudalistischen Unrechte at am längsten Norddeutschland getragen, ja es krankt heute noch ark daran; so blieb in Hannover Frohnarbeit auf gewöhnlichen auerngütern bis 1848 haften. Gewerbsmonopole blieben noch lange mmend, davon kann wieder Deutschland reden. Nach der Seite wann Preußen, wo seit Stein's Reformen bis 1849 ungeschmälerte ewerbefreiheit bestand, dem übrigen Deutschland den Vorsprung ab. er gewöhnliche Ackerbau litt fort an der überererbten Dreifelderwirth-aft, welche ein Drittheil der Gemarkungen als reine Brache liegen läßt, ie wahrhaft furchtbare Vergeudung.

Noch bleibt mit voller Wucht der Formelwust der freiheitsfeind-hen Rechte, des römischen und canonischen, überall lasten, wo nicht e Revolution ihn weggefegt, so wieder auf dem größten Theile von eutschland. Da dominirt die ganze Herrlichkeit des langsamen, com-icirten, theuren und unsicheren bürgerlichen Rechtsverfahrens, welches e Jahrhunderte des Sinkens im heiligen römischen Reich deutscher ation begleitet. Wo die Revolution auch in diesem Stücke Tag ge-affen, hat sie unaussprechlichen Segen gebracht, und vielleicht das euerste Gut, welches Frankreich und seine annectirten Länder dem Napo-nismus verdanken und sich über seinen Sturz hinaus gewahrt haben, enfalls das bleibendste Denkmal seiner Weisheit ist der Code Napo-on. Mit der Mangelhaftigkeit des Civilrechtes hängt zusammen die tzlose Grausamkeit des Criminalrechtes — die Carolina —, der nde Zustand des Gefängnißwesens und der Strafanstalten, die man rmlich als Pflanzstätten des Lasters und Verbrechens bezeichnen durfte, d wieder theilweise dadurch bedingt die in Vielem noch an Mittel-terliches erinnernde Masse von rohen Verbrechen. Selbst die Tortur gt ins 19. Jahrhundert herein, ist freilich in manchen Ländern schon r der gesetzlichen Aufhebung außer Anwendung gebracht; 1801 hebt

Rußland sie förmlich auf, 1806 Württemberg, 1807 Bayern. Die Todesstrafe, früher abgeschafft, erhält 1803 in Oesterreich neue und ausgedehnte Anwendung. Die Censur, des Geistes Tortur, wird 1805 in Frankreich wiederhergestellt, 1814 aufs Neue abgeschafft, in Schweden 1809 definitiv beseitigt. Die einzelnen deutschen Staaten verhalten sich ungleich. — Der Code de commerce begründet in Frankreich ein Handelsgericht, dem ähnlich 1816 das neue Hamburger folgt. Frankreich erhält auch unter den frühesten ein Expropriationsgesetz und 1806 Fabrikgerichte. Der französische Civilprozeß ist von höchst bestimmendem Einfluß auf Deutschland geworden. Die Civilehe hat nur in denjenigen deutschen Ländern Fuß gefaßt, die auch nach dem Aufhören der französischen Occupation das französische Recht beibehalten. — Volksrechtlich-politisch sind die besonderen Haupterscheinungen, daß der Napoleonische Einfluß auch in einem großen Theile Deutschlands die Staatsgesetzgebung dazu führt, sich mit dem Erlasse von Gemeindeordnungen zu beschäftigen, wobei sie meist das Gemeindewesen ganz ins Staatsgetriebe auflöst und das Gemeindeleben unterdrückt, während dagegen die segenvolle Reform Stein's in Preußen auf dem umgekehrten Principe ruht, das Gemeindeleben außerordentlich hebt und den lebendigsten Gemeinsinn entwickelt. Ferner begünstigt die Zeit allgemein das Aufheben der Landstände und landständischen Verfassungen.

Die Ablösung der Grundlasten (Verwandlung derselben — Dienste und Naturalleistungen — seitens der Unterthanen an die Grundherren in abgeschätzte Geldzahlung) wird von der kaiserlichen Regierung in den eroberten Ländern überall durchgeführt, Leibeigenschaft und ungemessene Dienste vernunftgemäß unentgeltlich gestrichen. Jene Maßregel bezweckt auch größere Vertheilung des Bodens und Aufheben der Schranken seiner Erwerbung. Preußen bereitet sie von 1806 an vor, führt sie von 1808 an durch, beseitigt durch die Edicte von 1808 und 1810 die Bannrechte ohne Entschädigung. Rechts- und vernunftgemäß wird das Abmeierungsrecht der Gutsherren durchgängig aufgehoben. Bayern thut das 1803 und erläßt im gleichen Jahre Gesetze für Erleichterung der Theilung der Allmenden. Die Gemeinheitstheilungen, ein entscheidender Fortschritt der Volkswirthschaft, sind überhaupt seit dem Anfange des Jahrhunderts häufig eingetreten. Hannover, in der französischen Periode auf derselben Linie vorwärts getrieben, geht schon 1814 und 15 wieder zurück.

Die Leibeigenschaft ist ein Fluch, über dessen Hereinragen in unser Jahrhundert man nur staunen kann. Preußen hebt 1807 die Erbhörigkeit, Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft gänzlich auf und spricht durch ein Decret im September 1811 die Eigenthumsverleihung der Bauernhöfe und die Abschaffung der Naturaldienste u. a. aus. Baden beseitigt sie 1783 und 1807; Holstein, wo sie wie in Mecklenburg am härtesten durchgeführt war, mit Einschränkungen 1797, gänzlich 1804, und dasselbe geschieht durch Ingersleben in den pommerschen Domänen; Nassau, Bayern und das Königreich Westphalen 1808, das Großherzogthum Hessen 1811, Oldenburg 1814. Rußland trifft Vorkehrungen zu ihrer allmäligen Aufhebung; ein Edict von 1801 sichert den Freigelassenen und Kronbauern das Eigenthumsrecht ihrer Grundstücke gegen einen Grundzins, und ein Ukas von 1803 gründet den Stand der freien Bauern.

Die ganze sociale Entwicklung fängt mehr und mehr an auf die Industrie zu fußen, und es ist sehr sprechend, daß trotz oder wenn man will vermöge der ungeheuren Anstrengungen des schweren Kampfes in England eben jetzt jene großartige Maschinenindustrie emporwächst, in der heute noch der merkwürdige Inselstaat das übrige Europa überflügelt. Die Theilung der Arbeit beginnt ihre großen Früchte zu treiben und der Verkehr die ganze Politik des Volkes nach der guten und schlimmen Seite ausschließlich zu bedingen. Uebrigens tritt dieser Staat, welcher gut und böse das erste Gewicht in die socialen Geschicke des Continents wirft, mit folgenden schweren Grundzügen, meist Grundübeln in die Periode ein und aus ihr, ja er krankt an ihnen zum Theil heute noch trotz des blendenden Glanzes: Zunächst der ungeheure Großbesitz in den Händen von immer wenigeren gewaltigen Familien und damit parallel die eben aufsteigende Großindustrie mit ungeheuren Capitalmassen und riesigen Maschinenkräften, an denen gleichviel Segen und Fluch hängt. Jener drückt die kleinen Landbesitzer nieder, diese das kleine Gewerbe, ohne daß Verfassung und Sitte eine diesen Wechseln und ihren Erschütterungen gemäße Umgestaltung durchmachen. Es kommt auch für England die Zeit, wo es trotz der Vollendung in ihrem Betrieb seine Großwirthschaft nicht mehr erträgt. Sodann: das unsichere Verhältniß zwischen Lohn und Arbeit und die gefährliche Zunahme unbestimmt beschäftigter und ziellos wandernder Arbeiter. Und ferner: die mit der wachsenden Nationalschuld ebenso gefährdend steigende

Last der Armen, ein für die Zahl der kleinen Zahlenden wie für die Armen selber verderbliches Armengesetz, die Mißbräuche der workhouses 2c. Diese Uebel steigern sich genau im gleichen Verhältniß wie die ungeheuer anwachsende Nationalschuld, die wieder für den Reichthum des Ganzen nicht gefährlich ist, da die Creditoren meist der Nation selber angehören, die sogar den Großen des Reiches Vortheil bringt, aber die Kleinen und den Mittelstand erdrückt. Das Alles erweitert die nirgends so breit gähnende Kluft zwischen Reich und Arm, welche zu überspringen es einst für England einen salto mortale gelten wird. Die Schuld, schon während der Kriege seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unverhältnißmäßig gestiegen, erhob sich in dem zehnjährigen Kampfe gegen das Kaiserreich auf das Doppelte und belief sich an seinem Schluß auf mehr als eine Milliarde Pfund; die meisten der heut als die älteren bezeichneten Staatsschulden haben diesen Ursprung. Aber in derselben Zeit hob sich der Nationalreichthum annähernd auf das Dreifache. 1804 werden die Korngesetze geschärft; 1805—13 steigen die Kornpreise durch Krieg und Mißernten ungeheuer, zuletzt bis 120 Shilling per Quarter, endlich wird 1814 die Kornbill aufgehoben, der ostindische Handel in England und der Handel nach Manila freigegeben. Brougham, berühmt durch sein grandioses Rednertalent und berufen, die Interessen des Großhandels im Unterhause zu vertreten, bringt auf Aufhebung der gegen die Continentalsperre gerichteten Orders in council, und 1812 werden auf sein Betreiben diese den Handel der Neutralen und alle Sicherheit des neutralen Eigenthums zur See vernichtenden Restrictivmaßregeln zurückgenommen. Die indo-britische Industrie (feine Gewebe) sinkt von 1801 an erschreckend und hat sich seither nicht mehr gehoben; sprechend ist dafür z. B. das Schicksal von Dakka in Bengalen.

Der eigentliche Krebsschaden ist immer das Verhältniß zu dem nun durch die Verschmelzung von 1801 auch zum parlamentarischen Tode verurtheilten Irland, dessen größter Grundbesitz in den Händen weniger protestantischer Engländer liegt, die das Land drücken und darben lassen, ohne ihm nur Etwas einzutragen (absenters). Die Gründe des Elendes von Irland liegen übrigens tiefer: Die sehr rasche Bevölkerungszunahme bei sinkender Productionsfähigkeit des Bodens, die fortwährende Flucht des Capitals aus dem Lande, der Mangel aller Stabilität in den gesellschaftlichen Verhältnissen, das Verhalten

der intoleranten anglikanischen Hochkirche zur national-katholischen und ihrem Klerus, das unselige Pachtsystem, endlich und vielleicht mehr als Alles die Erlahmung und Trägheit des Volkscharakters haben das grüne Erin heruntergebracht und bis vor etwa zwei Jahrzehnten jede Hebung niedergehalten.

Vernehmlicher als Alles spricht für das Fortschreiten der Zeit der Umstand, daß Frankreich trotz der durch die unaufhörlichen Kriege bewirkten furchtbaren Erschöpfung an Geld und Menschen — 5 Milliarden Geld und 2½ Millionen Menschen waren das Opfer der gloire militaire —, trotz des Fluches der Conscription, den Montalivet freilich noch 1813 als einen Segen hinzustellen unverschämt genug war, sogar großartigen materiellen Gewinn aufzuweisen hat — die Frucht der Revolutionsbewegung und der ungeheuren Kräftigung durch die neue Bodenvertheilung, die allgemeine Gleichberechtigung und Anspornung in Gewerben, Civil- und Militärämtern, Kunst und Wissenschaft; selbst der Landbau hatte sich gehoben trotz der eben auf ihm am härtesten lastenden Wucht der Conscription, auf der freilich mit die Ueberlegenheit der französischen Heere beruhte. Der Gewinn aber concentrirte sich wie gewohnt blos auf die centrale Staatsgewalt und Paris. Der Zustand der Provinzen nach 1815 war ein gänzlich verödeter; weder Handel noch Industrie, weder Handwerk noch Ackerbau gediehen mehr; an den Mitteln auch nur für die allergewöhnlichsten Lebensbedürfnisse war der allgemeinste Mangel, die Consumtion, namentlich bei der ländlichen Bevölkerung, auf ein Minimum herabgesunken, der durchgehender Grundzug das Elend und aufgezwungene Unbekanntschaft mit allen irgendwie feineren Bedürfnissen. — Das Bürgerthum (tiers-état) war im Stillen großgewachsen; bereits gehörte ihm in der Kaiserzeit das größte Verdienst, die sehr steigenden Ansprüche und schon ein bedeutender Besitz an (die verkauften National- und Emigrantengüter). Die Nationalgüterfrage tritt von da an als eine der gewichtigsten für die sociale Geschichte des Landes in die Wagschale; für ihre definitive Ordnung hat sich hoch verdient gemacht der Rechtsgelehrte Boulay de la Meurthe, einer der bewährtesten und freimüthigsten Staatsmänner des Kaiserreichs, den revolutionären Ideen ebenso treu als dem Kaiser, gegen den er sie oft geltend macht, schon beim Code civil thätig. Hätten die Bourbonen nur nicht mehr mit ungeschickter Hand und übler Absicht daran gerüttelt! Im letzten

Momente war wohl der Adel stimmgebend oder mehr schreiend, ab
der nothwendige Gang der Regierung durch die Wucht und t
Interessen des bürgerlichen Standes bestimmt und darum ein cons
tutionelles Staatsleben nicht mehr zu umgehen oder aufzuschiebe
Das ancien régime im Geiste der Emigranten war nicht mehr ha
bar; der Mangel an dieser Erkenntniß hat beide Male die Bourbo
gestürzt. Damit treten die Werthung der freien Persönlichkeit u
das Recht der Arbeit als die leitenden Mächte der Geschichte ein.

Handel und Industrie Deutschlands heben sich seit dem Anfan
des Jahrhunderts, namentlich das Eingreifen in den großen We
handel erweitert sich. So z. B. lernt Deutschland erst jetzt durch t
Franzosen und den Handel mit Spanien die Cigarren kennen. D
deutsche Spinnerei, durch das Continentalsystem begünstigt, verbess
und vermehrt ihre Maschinen und ihre Producte (Sachsen). D
Fabriken von Elberfeld wachsen. 1806—12 leidet der Leipziger Me
verkehr nur wenig, viel dagegen durch die Ereignisse von 1813. D
deutsche Buchhandel wird durch die Revolutionsstürme weniger ha
betroffen als 1804 durch die Zahlungseinstellung der dänischen Bu
handlungen in Folge des Sinkens der dänischen Bankzettel. D
Invasionen aber und die französische Zwingherrschaft (scharfe Censu
1805—13 lähmen ihn; dazu kommt noch 1811 die Papiernoth
Oesterreich und das Herabsetzen seiner Bankzettel. Seit 1815 steigt
mächtig. — Von der überraschenden allgemeinen Ausdehnung d
Verkehrs zeugt z. B. das Aufkommen des Eishandels nach dem Süd
und den Tropen (Tudor aus Boston, 1803, 1814). Um 1800 ste
die schwedische Eisenproduction auf ihrer Höhe.

Die Finanzwirthschaft der einzelnen Staaten schwankt außerorden
lich; das Kaiserreich weiß die seine durch Ordnung und ungeheu
Ressourcen auf der Höhe zu halten. Dem englischen Parlamente ste
1813 Vansittart, mit geringen Finanzkenntnissen ausgerüstet, d
Stand seines Staatshaushaltes als günstig dar, entwirft den (wirkli
angenommenen) Plan zu einem neuen sinking found und läßt 181
der Südcompagnie das Recht des ausschließlichen Handels mit Sü
amerika abkaufen. Gleichwohl ist England wegen seiner ungeheu
angewachsenen Staatsschuld 1814 zu einer sehr ungünstigen Anlei
mit empfindlichem Schaden für den Staat geschritten. Oesterreich ste
schon damals trostlos; 1802 will es sich ohne Erfolg durch ei

Lotterieanleihe und andere Operationen aufhelfen. Der Graf Johann Philipp v. Stadion als Minister der auswärtigen Angelegenheiten erstrebt seit 1805 die Stärkung der politischen und moralischen Kraft gegen den Feind, die nationale Färbung des nothwendigen Kampfes und die Ergänzung der nothwendigen Streitkräfte im bürgerlichen Sinn. 1809 entlassen, um Metternich Platz zu machen, wird er 1812 wieder von Einfluß in Wien und bemüht sich nun energisch um Ordnung und Herstellung der Finanzen; sein Grundgedanke ist, das Papiergeld allmälig ganz aus dem Umlauf zu ziehen — Umwandlung in eine verzinsliche Staatsschuld; und die Erfahrung hatte die Nothwendigkeit eines derartigen Vorgehens deutlich genug erwiesen. 1811 setzte Oesterreich die Zinsen der älteren Staatsschuld auf die Hälfte herab und löste sie mit Scheinen ein, deren Curs später zu 250 gegen 100 Silber gesetzt ward — eine Art Staatsbankerott; ebenso wurden die Anticipationsscheine von 1813 weit unter pari herabgedrückt. Schon nach 1809 hatte der unglückliche Staat 1060 Millionen Papiergeld ausgegeben, das kaum 8 % galt. Preußens Schuld ist bis 1806 unbedeutend. Eine russische Anleihe 1810 mit dem Zwecke, die übermäßig gehäuften Assignaten zu vermeiden, ist dem Credite des Staates nur günstig, der Krieg von 1812 aber mit seinen dringenden Bedürfnissen zwingt zum Fortschreiten auf dem Wege der Anleihen. Holland weist seit 1806 immer größere Deficite auf, sie steigen 1807, 1808 und 1809, und 1810 beträgt die Staatsschuld 1200 Millionen Gulden, wovon Napoleon, bei der Einverleibung in Frankreich eine Art Staatsbankerott machend, sofort Zweidrittel vernichtet, die 1814 wieder anerkannt, aber erst nach und nach zinstragend aufgenommen werden. Aehnliches geschieht 1812 in Westphalen.

Im Ganzen herrscht in dieser Zeit wegen der vorausgegangenen französischen Erfahrungen Abneigung gegen das Papiergeld. Humboldt setzt für 1791—1809 den jährlichen Zuwachs des europäischen Baarcapitals nur zu 15 Millionen Piaster an, trotzdem daß die Ausbeute der amerikanischen Minen bedeutender ist als je zuvor (circa 47 Millionen Piaster gehen von da jährlich nach Europa); aber die Silberausfuhr durch den amerikanischen Handel ist sehr stark, zuletzt circa 25 1/2 Millionen. Für 1810—15 sind infolge des Krieges die Silbersendungen aus Amerika fast ganz weggefallen und eher eine Ab- als Zunahme des europäischen Baarcapitals anzunehmen.

Seit 1813 steigt durch große Geld- und Anleihegeschäfte
Haus Rothschild zu seiner mächtigen Bedeutung auf; 1802, 1803
1804 contrahirt Anselm die erste Anleihe Kurhessens mit Dänem

Die Geschichte der Banken geht den politischen Schwankun
parallel. Die Pariser Bank wird 1800 mit nur 30 Millionen Gru
capital begründet, nach glücklichen Operationen 1803 mit einem F
von 45 Millionen Francs von der Regierung, die in ihr alle Pri
banken vereinigt, als Banque de France erklärt und auf 15 J
privilegirt; sie macht glänzende Geschäfte und zieht schon im ersten J
12% Gewinn, wovon 4% zu einem Reservefond geschlagen wer
1805 auf kurze Zeit verlegen, 1806 wieder voll zahlungsfähig,
sie auf 40 Jahre privilegirt, der Fond auf 90 Millionen erhöht
ihr ein Gouverneur vorgesetzt. 1813 durch Anleihen der Regier
wieder in Verlegenheit gebracht, wird sie erst nach der Restaura
dem eigentlichen Zwecke zurückgegeben. Der Bank von England
1800 gegen ein dem Staate gemachtes unverzinsliches Anleihen
3 Millionen auf 5 Jahre das Privilegium bis 1833 erneuert.
Bank-Restriction-Act hebt die Beschränkungen der Notenemission
Anfangs steigen die Noten, sinken dann aber durch übermäßige
gabe sehr bedeutend bis nach dem Frieden. Die Bank zahlt
1807—22 10% Dividende. 1812 setzt George Clinton die
hebung der Generalbank durch. Der englischen Land- (Provinz
Privat-)Banken sind 1797 280, 1814 940; in diesem Jahre fall
27, und die Geschäfte einer größeren Zahl kommen ins Stocken. Hei
ist das Bankunwesen in Irland: 1804 bestehen 50 Banken, fast
alle und viele später errichtete falliren eine nach der anderen.
Wiener Stadtzettelbank verliert durch Einmischung und Ausnutz
von Seiten des Staates so, daß 1811 der Notenwerth auf 1/13 he
sinkt; daran hängt der Staatsbankerott des Finanzministeri
Wallis. Zufolge Verordnung dieses Jahres werden die Noten d
Einlösungsscheine ersetzt, aber in den Kriegsjahren 1813—15 si
auch diese immer tiefer. 1806 flieht in Folge der Kriegsunfälle
preußische Bank, die bereits Filialen hat, aus Berlin und stellt
1820 die Einlösung ihrer 2%igen Obligationen ein. Die H
burger Bank wird 1813 von den Franzosen ihrer Baarschaft
7½ Millionen Mark beraubt, 1814 wiederhergestellt und gen
bald großes Vertrauen. 1797 stellt die alte Amsterdamer Bank

Zahlungen ein, liquidirt 1814 völlig, und für sie tritt die neue niederländische Bank zu Amsterdam auf. Die neue Bank zu Kopenhagen entwerthet ihre Noten wie früher die alte durch übermäßige Ausgabe, 1813 stehen sie auf 1/18; in diesem Jahr wird sie zur Reichsbank erklärt, um Zettel und Silbersorten gegen neues Silbergeld einzuziehen, jedoch gedeihen sie und ihr Unternehmen nicht. 1808 werden die Banken von Venedig und Genua aufgehoben. Die bayrische zu Nürnberg tritt als Staatsanstalt auf, ihr erstes Statut ist von 1806. 1810 wird zu Neapel die Nationalbank beider Sizilien errichtet; 1809 die von Bengalen zu Calcutta. Das Banksystem in Amerika ist ein anderes und ganz frei; 1811 bestehen 88 Localbanken, wovon 55 allein auf die Neu-England-Staaten mit New-York fallen; der Krieg mit England 1812 zwingt sie, die Baareinlösung ihrer Noten einzustellen.

Sparcassen kommen auf, dazu ermuntert das glückliche Gedeihen derjenigen des Herzogthums Oldenburg; 1801 entstehen solche in Göttingen und Altona, 1805 in Zürich, 1811 in Aarau. Die englischen bringen einen wesentlichen Fortschritt durch das Bestreben, die kleinste Einlage zu gestatten; 1804 wird der erste merkwürdige Versuch zu Tottenham gemacht, 1808 in Bath, bedeutend ist 1810 der in Ruthwell auf Wilberforce's Anregung, der ein Muster wird für alle folgenden Anstalten dieser Art. — Ueber Actiengesetzgebung bestehen noch keine festen Grundsätze, der code de commerce stellt zuerst einige ungenügende Bestimmungen darüber auf.

An seinem berühmten oder berüchtigten Armenwesen laborirt England damals schon; die East-Acte erklärt 1815, einer früheren folgend, die Armenernährung als eine Kirchspiellast. In Frankreich werden 1801 zur Aushülfe der Armenfonds alle Staatsrenten, deren Zahlung unterbrochen gewesen, und alles von Privaten usurpirte Nationaleigenthum als Gut der nächsten Spitäler erklärt, und das in der Revolution zerrüttete Spitalwesen von Paris wird neu geordnet. 1811 bestimmt ein Decret, daß in jedem Bezirk ein Findelhaus errichtet und verlassene Kinder und arme Waisen auf Staatskosten erzogen werden sollen. Nach einem Decret von 1808 soll jedes Departement ein Arbeitshaus für Dürftige erstellen. Leipzig errichtet 1803 eine Armenanstalt, 1806 eine Armenschule. 1802 entsteht in Detmold die erste Kinderbewahranstalt, begründet durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold. 1793 und 1803 ordnet Dänemark seine Armengesetzgebung.

5*

Die Rumford'schen Suppenanstalten treten erst seit 1813 und dann nach dem Hungerjahre recht ins Leben. Im Sinn und Geiste Pestalozzi's nimmt Johann Falk aus Danzig in Weimar 1813 zuerst verwahrloste und verlassene Kinder auf und erzieht sie; in der Weise entstehen später die Rettungsanstalten, doch schon 1788 gründet Robert Young in London die erste. Durch praktische und theoretische Thätigkeit ragt auf dem Gebiete des Armenwesens ganz besonders hervor der Philanthrop Karl Freiherr v. Voght. Schon früher vielfach und segensreich um die Armen von Hamburg verdient, schlägt er 1806 eine Ersparungs- und Pensionscasse vor zur Unterstützung der arbeitslosen Classen im Alter, vervollkommnet 1801 die Armenanstalten in Wien, inspicirt 1807 dieselben und zugleich die Gefängnisse in Paris und giebt in deutscher und französischer Sprache Bericht über die von ihm errichtete Armenanstalt in Hamburg.

Blindenanstalten sind jung: die erste gründet 1784 Hauy in Paris; sie werden in Rußland, England und Deutschland eingeführt und nehmen dann ihren Weg rasch über ganz Europa. Zeune eröffnet 1806 die seine in Berlin und hält sie in der Zeit des französischen Druckes selbstständig aufrecht. Im gleichen Jahr errichten Hauy und Fournier ein kaiserliches Blindeninstitut in St. Petersburg. Flemming in Dresden begründet seine Anstalt. 1805 entsteht die zu Norwich, 1808 in Stockholm und Prag, 1809 in Amsterdam und Zürich, 1811 in Kopenhagen.

Nicht in Frankreich allein wird das Verhältniß der Stände ein anderes und der Bürgerstand dominirend. Napoleon schafft allerdings durch die Decrete vom August 1806 und März 1808 einen neuen Erbadel und Adelstitel, Dotirungen und Majorate, doch keine Vorrechte mehr. In Holland stellt 1809 Ludwig Bonaparte den Adel wieder her, muß ihn aber schon 1810 wegen Widerspruchs aufs Neue abschaffen. Die nach französischem Muster eingerichteten Verfassungen und die Stein-Hardenberg'schen Reformen beseitigen auch in Deutschland einen Theil der Adelsprivilegien. In Schweden wächst die Adelskraft nach der Revolution von 1809; Norwegen dagegen weist durch das Reichsgrundgesetz von 1814 ausdrücklich alle und jede Bevorzugung zurück. Der Bürgerstand hebt sich auch geistig, so wesentlich durch die mit dem Anfang des Jahrhunderts fast in allen deutschen Staaten durch Umwandlung der lateinischen Stadtschulen, Abtrennung der



erthollet überraschende Resultate für die Anwendung in der gefördert hatte, die realistische, bleibt in Erziehung und Unter- s zur Einseitigkeit herrschend; sie influenzirt nicht nur vollständig richtung des ganzen Unterrichtswesens, sondern den Geist der , ja des ganzen imperialistischen Reiches. So stellt 1801 der er Fourcroy den Plan für das ganze öffentliche Unterrichtswesen nd die Personen alle, welche die Bildung der heranwachsenden tion wesentlich zu leiten berufen wurden, wie der Mathematiker :e, der Chemiker Chaptal u. A., gehören derselben Richtung iese Tendenz, welche in Frankreich übermäßig den Einfluß der stischen Studien beschränkt und zurückdrängt, geht in anderen wenigstens so weit, daß sie jenen die realistischen als gleich- gt an die Seite stellt.

ie Unterrichtsmethode wird mächtig umgewandelt, und das immer noch in erster Linie an das Wirken des edlen Menschen- s und Erziehers Pestalozzi (1746—1827), der seine Elementar- schreibt und seine Erziehungsanstalt zu Burgdorf, München- und Yverdon leitet. Seit dem Anfange des Jahrhunderts nen sich lebhafte Debatten über seine Erziehungsmethode, den ungsunterricht, welcher eben fordert, daß aller Unterricht auf : und geistige Anschauung gebaut und die Bildung des Kindes enschen durch eine selbstthätige, lückenlos fortschreitende Uebung Gesammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Un- gegenständen betrieben werde. Der Zweck des Elementar- hts soll mehr ein formaler als stofflicher sein: Uebung der



seit dem Anfange des Jahrhunderts gleich jenem für die Hebung des Volksschulwesens begeistert thätig, Beide auf der Bahn des Philanthropinismus fortschreitend. — Eine besondere Erscheinung ist die Bell-Lancaster'sche Methode, d. h. die des gegenseitigen Unterrichts durch die Monitoren, im Grunde nicht neu, sondern in Indien alt herkömmlich und von da entlehnt. Sie wird gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von ihren beiden Hauptvertretern ausgebildet, nun aber in ihren Schriften niedergelegt und geht mit großen Schritten über England und seine außereuropäischen Nebenländer, erst in der folgenden Zeit aber auf das continentale Europa über. Abrahamson führt sie in Dänemark ein. Am wenigsten hat sich Deutschland mit ihr befreundet. Die Methode hat allerdings den unter Umständen sehr erheblichen Vortheil, einer großen Zahl von Schülern mit möglichst geringem Aufwande zu lehren, kann sich aber hierbei eines mechanischen Elementes, das am System und der Organisation selber liegt, nie entledigen; wesentliche Vortheile leistet sie wohl der Fertigkeit und dem Gedächtniß, die eigentlich geistige Entwicklung trägt sie nie, und die rationelle Pädagogik kann nur ihre theilweise Verwendung befürworten. — Der Waadtländer Olivier begründet mit seiner Lehrmethode, für die er Mehreres schreibt, das Lautiren wissenschaftlich.

Das sociale Ausgleichungssystem erstreckt sich bereits auf die Juden, zu deren Emancipation mannigfach gesetzliche Schritte geschehen, welche nach 1814 mehrfach wieder zurückgenommen werden. Das Kräftigste aber wird gegen die Sklaverei unternommen. Merkwürdiger Weise handelt es sich hier noch um die Sklaverei von Weißen neben derjenigen der Schwarzen, und kaum zu begreifen ist, wie sie und die Piraterie sich bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten konnten. Denn noch besteht eine allgemeine Unsicherheit der Schifffahrt im Mittelmeer und eine schmähliche Abhängigkeit verschiedener Staaten — am ärgsten stehen Sardinien und Neapel, die sich durch Tribut loskaufen — von den nordafrikanischen Raubstaaten. 1814 vermittelt Sir Sidney Smith einen Verein zur Abschaffung der Sklaverei der Weißen (Institution anti-pirate), dem sich fast alle europäischen Fürsten anschließen. 1815 versprechen die Deys von Tunis und Algier im Kriegsfall die europäischen Gefangenen nicht als Sklaven zu behandeln, halten aber Nichts. Erst das kräftige Auftreten des amerikanischen Commodore Decatur, des britischen Admirals Lord Exmouth und der Nieder-



länder 1815 erzwingt eine ehrenvollere Haltung wenigstens gegen diese Staaten. — Das Ankämpfen gegen die Sklaverei der Schwarzen geht von England aus, namentlich von dem sein Leben hindurch dafür thätigen edlen Wilberforce, in dessen Geist Fox im Ministerium und Parlament auftritt. Zur Kritik dieses Factums ist aufs Schärfste zu scheiden zwischen den edlen Menschenfreunden des Volkes und der Regierungspolitik des Staates. Die letztere hat, wie die authentischen Quellen darthun, bei der Aufhebung ebenso schachermäßig berechnet wie damals, als sie den amerikanischen Colonien gegen ihren ausgesprochensten Willen die Sklaverei aufzwang; die Zwecke des Sklavenhandels waren ausgenutzt, der englische Markt und seine Fabrikation standen sich von jetzt an besser mit Freien. 1807 wird der Abolition act of slavery erlassen und 1811 verstärkt durch einen Parlamentsbeschluß über Strafe für wissentliche Theilnahme am Sklavenhandel, der nach Brougham's Antrag als ein Capitalverbrechen erklärt wird. Das Afrikanische Institut ist seit 1807 für Abschaffung des Sklavenhandels und Civilisirung der Afrikaner thätig. 1808 erlöscht in Amerika die erste Abolitionistenbewegung mit der schon 1790 auf dieses Jahr festgesetzten Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels; 1815 aber folgen die Union und die La Plata-Provinzen dem Beispiel Englands. Sehr doppelzüngig verhält sich zu der Frage Napoleon. Im ersten Pariser Frieden erklärt Ludwig XVIII. auf Englands Betreiben dem Lord Castlereagh, daß der Sklavenhandel von Seiten Frankreichs innert fünf Jahren aufhören solle und Frankreich allgemein auch am Wiener Congreß dagegen einstehen werde. Hier scheitern durchgreifende Maßregeln an dem Widerspruch von Spanien und Portugal, welche im Januar 1814 blos dem Menschenhandel nördlich von der Linie entsagen. Dänemark verbietet 1804 den Sklavenhandel gänzlich, Schweden schließt 1813 gegen ihn mit England einen Tractat, dem 1814 auch die Niederlande beitreten. 1807 trägt Lord Percy auf vollständige Emancipation der Neger an, dieselbe wird aber namentlich durch die Empörungen auf Haity hintertrieben. Im gleichen Jahre schafft New-Jersey die Sklaverei ab, und eine Congreßacte verbietet für ewige Zeiten die überseeische Sklavenvermehrung und -Einfuhr. Die Cotton gin-Maschine aber und Anbau und Ausfuhr der Baumwolle, die mit ihr unendlich steigen, halten die Meinung von dem unerläßlichen Bedürfniß der Sklavenarbeit in den Baumwollenstaaten

fest. 1800 hat die Union 893,000, 1810 1,191,500 Sklaven; von 1800—1808 war die afrikanische Einfuhr noch eine übermäßige.

Religiös thut die Zeit manche von den freien Schritten der Revolutionsjahre wieder zurück, und unstreitig hat dazu das französische Concordat den ersten großen Anstoß gegeben. Den alten Orden gegenüber verhält sie sich widersprechend. Der Johanniterorden wird in den meisten Staaten Europa's vollständig aufgelöst und seine Güter werden allmälig eingezogen. Der Templerorden dagegen tritt, von Napoleon als Adelsinstitut begünstigt, neu auf. Der Deutschorden wird 1809 aufgehoben. Kaiser Franz restituirt 1802 die Benedictiner. Die französischen Barfüßer strengster Ordonnanz, 1789 erloschen, werden 1814 erneuert und von Pius VII. bestätigt. Die Trappisten ziehen sich 1801, anderswo verfolgt, in die Schweiz (das Wallis). zurück, auch ins Preußische, werden hier aber auf Regierungsbefehl mehrfach wieder vertrieben. Den Verein der barmherzigen Schwestern mit dem Zwecke der Krankenpflege stellt Napoleon 1807 wieder her.

Eine Anzahl neuer Secten entstehen auf dem Boden der alten und der neuen Welt. 1803 stiftet der Müllerknecht Albrecht die Secte der Jumpers (Springer), eine Mischung von Baptisten und Methodisten, benannt nach den Zuckungen der methodistischen Wiedergeburt und beglückt durch vollkommene Sündlosigkeit. Die Shakers breiten sich im Westen der Union aus. Ebenfalls auf dem Boden von Nordamerika gewinnt des Schwärmers Georg Müller Secte des Evangelischen Bundes Anhänger. 1813 bildet sich aus den Conventikeln des Studenten Empeytaz in der französischen Schweiz die Separatistensecte der Momiers. Hans Nielsen Haug, Stifter der norwegischen Methodisten, breitet seine Religionsansichten und seine Secte (die Haugianer) in Norwegen und Dänemark aus. Die Harmoniter, religiöse Schwärmer, werden 1803 vom Württemberger Rapp zu Harmony in Pennsylvanien zu einer Ansiedlung ohne Ehe und Eigenthum vereinigt. Ein von Rapp am Wabesh gegründetes Dorf Harmony kauft Owen für sein Colonisationsunternehmen, doch ohne ihm Folge zu geben. Die Southcotianer, deren Hauptsitz in Southwark ist, warten auf den von ihrer Stifterin Johanna Southcote zu gebärenden Messias und beobachten die Erfüllung des jüdischen Gesetzes. 1813 bildet sich in England die Baptistunion aller Particular- und Universalbaptisten. Die niederländischen Taufgesinnten sind seit 1811

durch eine allgemeine Genossenschaft in Amsterdam enge verbunden. Im gleichen Jahre hebt England die Gesetze gegen die Unitarier (Priestley) auf und stellt sie den übrigen Dissenters gleich, was hier die freie Forschung tragen hilft. Pius VII. ist für die Jesuiten, schützt sie erst theilweis und im Stillen, stellt im April 1814 den Orden wieder her und eröffnet im November das Noviziat in Rom. Das Cölibat bleibt überall festgehalten, auch durchs Concordat von 1801. Der Exorcismus bei der Taufhandlung wird nur mit großem Widerstreben in mehreren protestantischen Ländern abgeschafft und in der sächsischen Agende von 1812 weggelassen. Joseph Bonaparte hebt 1808 die spanische Inquisition völlig auf, Ferdinand VII. stellt sie 1814 natürlich wieder her. Die mit Frankreich alliirten Staaten folgen ihm in der Aufhebung der Orden, geistlichen Stifter und Klostergüter; diese fallen dem Fiscus zu. Auch Italien und Spanien thun dasselbe. 1810 hebt Preußen fast alle Klöster auf, indem es nur die mit notorisch wohlthätigen Zwecken stehen läßt. — Einige Schriften (Planck 1803, Schleiermacher 1804, Sack 1812) sind für die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Preußen, wenigstens für Herstellung einer äußeren Kirchengemeinschaft; das schlägt nicht durch. 1806 legt der Rechtsgelehrte Beaufort Napoleon einen Unionsplan der beiden Kirchen vor, der auch richtig beide gegen sich hat.

Die Dames du sacré-coeur (seit 1799) breiten auch unter dem Napoleonismus ihre Wirksamkeit für die innere Mission aus, und die Damen der christlichen Liebe, 1807 erneuert, gewinnen allgemach ihre frühere Ausdehnung und Wirksamkeit. 1805 begründet Napoleon den Missionspriesterverein zum heiligen Geist neu, und 1814 nimmt Ludwig XVIII. den geistlichen Ritterorden vom heiligen Geist zu Jerusalem als französischen wieder auf. Die evangelische Mission geht namentlich von England aus, mit dem Jahrhundert beginnt sie in China, und 1807 tritt in Canton Robert Morrison als erster protestantischer Missionär mit erheblichen Erfolgen auf; zugleich englisch-chinesischer Secretär und Dolmetscher, übersetzt er zuerst die Bibel ins Chinesische und gründet das Missionsinstitut zu Macao. 1810 bildet sich eine Missionsgesellschaft zu Boston. 1814 finden sich die ersten Missionäre auf Neuseeland, denen es gelingt eine feste Niederlassung zu begründen. Englische Missionäre setzen auch die Einführung des Christenthums auf Otaheiti durch. Tractatengesellschaften werden

namentlich von England aus betrieben, wo sie zu Ende des 18. Jahrhunderts entstehen; so verpflanzen sie sich durch die Reise der Prediger Steinkopf und Pinkerton 1814 nach Deutschland, wo sich schon in diesem Jahre die Wupperthaler Gesellschaft und der Berliner Hauptverein für christliche Erbauungsschriften zusammenthun. 1815 gründen die Baronin Krüdener und Spittler die Baseler Tractatengesellschaft. Den ersten Anstoß zur großen englischen Bibelgesellschaft gab 1800 der Prediger Charles, der in London Abhülfe suchte für den Mangel an wälischen Bibeln; der weitere ging von dem Württemberger Steinkopf, deutschem Prediger in London, aus, der auf der Versammlung von Bibelfreunden daselbst 1804 durch seine Schilderung der Bibelnoth auf dem Continente die förmliche Gründung der Gesellschaft veranlaßte, dann 1812 eine Reise nach dem Festlande machte, in Folge deren die württembergische entstand und andere vorbereitet wurden. Ins gleiche Jahr mit der englischen fällt die Entstehung der Baseler Bibelgesellschaft, der ältesten des Continentes, mit welcher sich 1816 ein Seminar für Missionäre verbindet; 1809 und 1813 bilden sich russische, werden aber 1826 durch einen Ukas wieder aufgelöst; 1812 die sächsische Hauptbibelgesellschaft in Dresden, 1813 die Stuttgarter, 1814 die protestantisch-deutsche Hauptbibelgesellschaft zu Berlin, 1817 die amerikanische und in der Folge viele kleinere mit ausgebreiteter Wirksamkeit. Die mächtigste und weitestgreifende bleibt immer die englische.

Der erste Mäßigkeitsverein, von Geistlichen entworfen und gegen das heillose Branntweintrinken gerichtet, bildet sich 1811 in Massachusetts, tritt 1812 wirklich mit Statuten zusammen, besteht meist aus Unitariern. Das greift bald weiter in Connecticut und Vermont, 1826 mit sehr umfassendem Plan in Boston. Die Sache gewinnt auf amerikanischem Boden große Erfolge, weniger auf europäischem, wo sie ebenfalls angeregt, aber schon der geringeren Dringlichkeit wegen nicht so gewichtig wird.

Für die körperliche Ausbildung tritt das Turnen auf. Zuerst von Basedow nach der Gymnastik der Alten eingeführt, dann von Pestalozzi empfohlen, der 1807 eine Elementargymnastik schreibt, wird es seit 1811 an Jahn's Anstalt in Berlin gepflegt. Der widerborstige und bizarre Turnvater wirkt ganz vaterländisch im Sinn einer nothwendigen deutschen Erhebung und verfolgt daneben den Zweck der

Ausbildung tüchtiger Krieger; er selber rückt mit seinen Jünglingen in den Freiheitskampf. Zu seiner Zeit dringt die Gymnastik auch schon in Frankreich ein.

Volksthümliche Institutionen auf dem Boden der Landesvertheidigung und des Bürgerschutzes sind die Nationalgarden und die Landwehr. Jene organisiren sich überall, wo die Franzosen eindringen, werden aber nur zum inneren Dienste verwendet. Die Landwehr ist in Deutsch-Oesterreich schon 1805 projectirt, aber erst 1808 ins Leben getreten und 1809 als tüchtig in Dienst gesetzt worden. Bei den Russen ist eine solche schon 1807 angeordnet, besonders aus den Leibeigenen des Adels, und wird 1812 wesentlich verwendet. 1813 bezeichnet das preußische Landwehrwesen, dessen Seele Graf Dohna ist, besonders die Landwehrcavallerie, die höchste Blüthe der volksthümlichen Landesvertheidigung. Nach der Leipziger Schlacht ahmen mehrere namentlich norddeutsche Staaten das System nach, lassen es aber in der Restaurationszeit bald wieder fallen. Auf die Idee einer Nationalmacht, die nothwendig republikanisch wird, verfällt 1812 auch Napoleon, doch nur, um sie wieder imperialistisch zu fälschen und auszunutzen.

Der Druck des Kaiserreichs ruft consequenter Weise wieder dem in den Revolutionsjahren verschwundenen Treiben geheimer Gesellschaften. So steigt der durch die Revolution untergrabene Einfluß der Freimaurerei und ihr ganzes überlebtes Ordens- und Ritualwesen. Der fruchtbare Boden aber ist Italien: die Carbonarie, 1810—15 ausgebildet, verfolgt neben dem politischen noch als zweiten Hauptzweck die Religionsfreiheit. Die Calderari, wahrscheinlich zuerst gegen Lord Bentinck auf Sizilien entstanden, ungewiß übrigens, ob in Neapel oder Palermo, ungewiß auch wann, spuken zuerst so zwischen den Jahren 1809 und 1813. Sie schließen sich den Unitariern an, stehen gegen alles Fremde auf, aber auch für die alte faule Staats- und Kirchenherrschaft, und sind die erbitterten Feinde der Carbonari.

Es ist Ein hervorragender Kopf, den man als den Gesellschaftsconstructor nicht blos dieser Periode, sondern als Präparator der Gesellschaftsideen für die Folgezeit bis auf den Augenblick herab bezeichnen mag, immerhin mehr nach der legislativen, als nach der nationalökonomischen Seite. Das ist

## Jeremy Bentham
(1747—1832),

der in seinem ganzen Wirken und Geistesleben eine überraschende Aehnlichkeit mit Rousseau hat, auch in der Frühreife. Er entwickelt aber mehr praktische Befähigung, mehr durchdachte Logik, mehr Uebereinstimmung und Consistenz des Urtheils, und wahrt auch immer die englische Klarheit, Entschiedenheit und Folgerichtigkeit. Vor Allem eine unerbittlich kühne Speculation, verbunden mit weiter Phantasie und scharfer Denkkraft, die ihn ungescheut zu den äußersten Consequenzen vorschreiten und alle Bedenken und Einwürfe, welche aus dem Wesen unseres Geschlechtes oder aus dem geschichtlichen Rechte der Thatsachen herfließen, auf die Seite werfen und alle Autorität Nichts achten lehren, machen die bahnbrechende Natur zu dem, was sie sein wollte, einer Art Entdecker auf dem Gebiete der staatsrechtlichen und gesetzgeberischen Moral. Darum ist er aber auch voller Widersprüche: Die wunderlichste Phantastik und leeres Wortspiel lassen sich ihm hundert Mal ebenso gut nachweisen wie praktische Klarheit, rationelle Berechnung, schlagende Gewalt seiner Lehren und prophetische Sicherheit des Wegzeigens.

Bentham zeigt zwei Perioden der Entwicklung, die sich um die Scheide des Jahrhunderts trennen; das liegt am Verhältniß zu seinem Vaterland England, auf das sein directer Einfluß weniger groß geworden ist als der in die Ferne gehende. Frühe lernte er die Mißbräuche der englischen Rechtspflege und auch die Nothwendigkeit einer Reform des Staatswesens kennen, dachte und forschte sich darum unermüdlich in alle Verhältnisse ein und setzte sich zum Ziele die Verbesserung der Gesetzgebung und Gesetzhandhabung sowie die Reform der ganzen verderbten Staats- und Kircheneinrichtungen. Der alte Wust, das Labyrinth und die Mißbräuche der englischen Gesetzesbestimmungen mußten den unerbittlich rationellen Kopf gründlich abstoßen. Aber die Tories haßten natürlich den Mann, der unter Anderem einer der Ersten von der nothwendigen Parlamentsreform sprach und in richtiger Fernsicht die Principien des Freihandels verfocht; der König mochte ihn nicht leiden; die Durchführung seiner reichen und allseitigen Reformprojecte, denen er Zeit und Studie und Vermögen gewidmet hatte, wurde hintertrieben, wenn er sich am Ziele glaubte; das führte seine Wendung herbei. Der von Natur vom reinsten Humanismus beseelte, aber auch schon von Natur bis zur Einseitigkeit beharrliche Kopf ver-

bitterte sich; sein Blick wandte sich Schritt um Schritt von England ab, über dessen Staats- und Rechtsverfassung er immer trostloser und schneidender urtheilte, und das Aristokratenregiment der Whigs oder Tories schien ihm nur Eins zu sein im Egoismus, der Staatsausbeutung und dem Conserviren alles Faulen. In demselben Maße richtete sein Gedanke sich immer mehr auf universelle und weiteste Ziele, verlor sich in kosmopolitische Reformpläne und anerbot sich auch, indem er doch immer seine Vorliebe für das Eingehen auf bestimmte Zeitforderungen und praktische Reformen wahrte, aller Welt zum Gesetzgeber.

Der Begründer des Utilitarismus, gleich Rousseau von der Grundidee ausgehend, im Staate solle der allgemeine Wille herrschen und der allgemeine Nutzen erstrebt werden, und gleich ihm immer an einer völlig demokratischen Richtung festhaltend, stellt das pure Nützlichkeitssystem in aller Nacktheit und Nüchternheit eines Geistes hin, dem jedes Verständniß der classischen und ästhetischen Bildung abgeht und beide als bloßer Luxus erscheinen. Er baut die Gemeinnützlichkeit mit dem Ziele des größtmöglichen Glückes für die größtmögliche Zahl auf die Wahrnehmung, daß Jeder nach dem innewohnenden Triebe zum Selbstwohl zuerst den eignen Nutzen sucht, welche Erkenntniß, frei von aller Illusion aufgenommen, die Richtung aufs Edle und das Wohlgedeihen des Ganzen keineswegs ausschließt. Es handelt sich nur darum, diesen Trieb zu lenken und zu regieren, so daß Moral und Politik Eins werden und die Tugend sich mit dem bestverstandenen Interesse jedes Einzelnen verträgt. Zuerst für die Reform der englischen Gesetzgebung und des Gerichtswesens, dann allgemein für die Aufstellung einer Theorie der vernunftgemäßen Gesetz- und Staatsorganisation in zahlreichen Schriften rastlos thätig, entwickelt er sich in stätiger Linie von den theoretischen Einzelfragen aus bis zu den äußersten praktischen Forderungen einer Radicalreform, und verläßt dabei schließlich die Rücksicht auf den englischen Boden ganz. Fast in allen Ideen der Zeit vorangeeilt, ist er ein wegbahnender Geist und hat auf allen Gebieten des Staats-, Rechts- und Verwaltungswesens die Pfade geöffnet, die seither überall von den Fortschrittsmännern sind eingeschlagen worden, und wenn er heute weniger mehr genannt wird, so liegt das einfach an dem doppelten Umstande, daß viele seiner Ideen bereits praktisch durchgeführt und alle gehaltvollen wenigstens

theoretisches Gemeingut geworden und von hundert Anderen nach ihm bearbeitet sind, ohne daß wir uns noch erinnern, von wem sie zuerst in die Welt geworfen wurden.

Bentham hat kein abgeschlossenes System vollendet und war dazu auch nicht angethan, weil das Leben sowie die Schule der französischen und englischen Empiristen, nach der er sich bildete, immer für ihn bestimmend blieben. Nach philosophischer Grundlage seiner Elemente zu fragen ist überflüssig; seine Philosophie geht auf einen Sensualismus hinaus, der das Erste ist und bleibt, wo es sich um das Wohl der Massen handelt; in diese Erkenntniß werden wir nationalökonomisch immer mehr hineingetrieben.

Es wäre nur einer außerordentlich weiten und ins Einzelnste gehenden Forschung, die unseres Wissens noch nicht gemacht ist, möglich, die reiche Zahl von Reformvorschlägen in ächt philanthropischem Sinne zu verfolgen, die der viel beachtete und befragte Mann über den ganzen Erdkreis hin entweder wirklich praktisch durchführen half oder doch als Saat ausstreute; man müßte die ganzen Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung, des Staatswesens, der Straf- und Civilgerichtsordnung und endlich auch der Nationalökonomie durchgehen. Das Armen- und Gefängnißwesen, die Prozeßordnung, das gerichtliche Beweisverfahren, die Gesetz-Abfassung und -Vollziehung haben Andere nach ihm auch auf englischem Boden von Grund aus umgestaltet; der Parlamentsreform, an der England immer wieder laborirt, hat er gerufen; die nationalökonomischen Anschauungen, so des großen John Stuart Mill, hat er mächtig bestimmt; den Gedanken der Trennung von Kirche und Staat hat er angeregt; er hat gezeigt, daß es unpolitisch ist, dem Geldverkehr durch Gesetze irgendwelche Beschränkungen aufzulegen. Doch genug; hier kann nur angedeutet werden.

Praktisch hat Bentham viel mehr nach Außen gewirkt, da das eigene Vaterland ihn nicht anerkennen mochte. Früh schon gewannen seine großen Theorien Einfluß auf die französische Revolution, die ihn als Ehrenbürger aufnahm; in den ersten Jahrzehnten ging sein Name über ganz Europa und weiter; er bestimmte die Regelung der Gesetzgebungen von New-York, Südcarolina und Louisiana nach seinen Principien, wurde von Alexander bei der russischen Gesetzgebungscommission berathen, war stimmgebend bei der spanischen und portugiesischen Cortesverfassung &c.

Befremdend und doch wieder aus der überwuchernden Fülle von
danken und Tendenzen erklärbar ist eine gewisse Gleichgültigkeit gegen
eignen wissenschaftlichen Arbeiten, an denen die Formgebung und
e Durchführung oft fremdes Werk ist. Daher kommt es auch, daß
e Staats- und Rechtstheorien zu Anfang des Jahrhunderts zuerst
der französischen Bearbeitung von Dumont ihre große Verbreitung
men. Noch wunderlicher ist, daß sie in den ihrem Geist aller-
sten Ländern, der pyrenäischen Halbinsel und den spanischen Co-
ien, am raschesten und entscheidendsten zündeten. Der Genfer
cques Etienne Louis Dumont ist Hauptbearbeiter und Ver-
ter der Bentham'schen Grundsätze; schon früher an den meisten und
en Arbeiten Mirabeau's betheiligt, ist er es erst, der förmliche
nung und Organisation in das ungeheuer weitschichtige, oft un-
rbeitete und ungenießbare Material des großen Staats- und
llschaftsreformators bringt.

---

Wie sehr übrigens die Zeit in Allem, was den gesellschaftlichen
ig am nächsten und tiefsten berührt, blos präparirenden Charakters
die folgenden Jahrzehnte ist, beweist am genauesten ein Blick auf
technisch-industrielle Entwicklung, mit welcher sich unser Gesellschafts-
n seither immer enger verflochten hat, sowie auf die Erfindungen,
sich zu allermeist nach dieser Seite richten.

## Vierter Abschnitt.

# Erfindungen, Technik und Bauten.

Vier Gebiete sind es, auf denen sich der Erfindungsgeist der Zeit wesentlich bewegt: die materiellen und geistigen Verkehrsmittel, Beleuchtung, Buchdruck und Typographie, Kriegswesen und Taktik.

Bewegungsmittel: Die ersten unscheinbaren Resultate im Eisenbahnwesen wie auch in Anderem (Entdeckungen ꝛc.) treten jetzt eben auf als die Grundlage zu Höherem; das ist erst der schwache Beginn zu der großen socialen Umbildung aller unserer Lebensverhältnisse. Versuche zur Herstellung von Dampfwagen machen Richard Trevethik 1802; Evans, der 1804 mit der ersten Locomotive in den Straßen von Philadelphia fährt; Trevethik und Vivian, die 1805 eine Locomotive auf einer Eisenbahn treiben; 1812 die Gebrüder Chapman in England; 1812 auch George Stephenson, der seine erste Locomotive für einen Schienenweg im Kohlenwerk des Lord Ravenworth bei Darlington baut. Weder Zugkraft noch Schnelligkeit gehen beträchtlich über die Leistungen der Pferdekraft hinaus, doch erhält sie sich auf der Stockton-Darlington-Bahn. Schienenverbesserungen werden ausgeführt. — Die Anfänge der Dampfmaschine gehen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück; beim Beginne des unseren werden die ersten zur Anwendung gekommenen Hochdruckmaschinen gebaut in Amerika (Evans), England und Württemberg. Symington stellt mit Hülfe des Lord Dundas 1801 und 1802 das erste wirklich praktische Dampfschiff her, aber dieser und die Versuche der Amerikaner Stevens und Olivier Evans werden nicht weiter benutzt. 1807 baut Fulton in Newyork das erste benutzte Dampfschiff, den ‚Claremont‘, und fährt auf dem Hudson, 1815 läuft die Dampffregatte

lton vom Stapel; der Erfinder stirbt in Nahrungssorgen. 1812 hrt Henry Bell die Construction eines Bootes in England aus. nch Boulton und Watt wird die Dampfmaschine verschiedentlich vollkommnet. Erst Stephenson erstellt 1814 zweckmäßige Dampf- gen für Eisenbahnen.

Neben den materiellen entwickelt sich auch das mächtige Bewegungs- tel des Gedankens, die Telegraphie. Noch sind zwar Rauch- und ersignale als telegraphische Boten gebräuchlich, doch wird schon Reihe Linien von Zeichentelegraphen (Semaphoren) namentlich in ukreich erstellt: 1803 von Paris aus eine Linie über Lille bis ssel, 1805 eine nach Mailand, 1810 nach Venedig verlängert, eben weitere. 1802 in Dänemark eine Linie von Nyeborg bis lör. 1808 construirt Samuel Thomas v. Sömmering, die ische Wirkung des elektrischen Stromes benutzend, einen elektrischen graphen von 35 Drähten, der mehrfach auf kleineren Strecken aus- hrt wird, und 1810 geht nach demselben Principe Coxe in adelphia vor.

Beleuchtung. Erst seit dem Anfange des Jahrhunderts wird die ßenbeleuchtung durch die Reverberen verbessert. Die ersten Ideen Verwendung des Wasserstoffgases als Leuchtmittel veröffentlicht l Lampadius in seiner Hüttenkunde, in Frankreich Lebon, die Thermolampe, von Runkel erfunden und von Lebon ver- rt, ist die erste Ausführung. Boulton und Watt legen schon 3 die Beleuchtung einer Fabrik an, Murdoch macht 1802 prak- e Versuche, und der Engländer Winsor führt 1804 eine Straßen- uchtung ein; der Amerikaner Henfrey soll 1802 einige öffentliche : zu Richmond durch Gas erhellt haben. 1810 benutzen die Eng- er Steinkohlen zur Gasentwicklung, und die erste Actiengesellschaft ibt schon die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung im Großen; sind 1811 nur einige Straßen, 1813 ein kleineres Quartier und 1815 der größte Theil der Stadt mit Gas beleuchtet. Vorurtheile en anfänglich die Durchführung der Idee nieder.

Buchdruck und Typographie. 1800 erfindet Lord Stanhope die ihm benannte erste eiserne Presse für den Bücherdruck und 1804 hernach von ihm und Anderen verbesserte und jetzt allgemein an- ndete Verfahren der Stereotypie. Der Deutsche Friedrich König Eisleben im Verein mit Friedrich Bauer stellt um 1810 in

England die durch Dampfkraft getriebene Schnellpresse her; sie verbreitet sich rasch weithin, 1814 wird sie zum ersten Male bei der Times gebraucht. Fast gleichzeitig mit König sind die Versuche der Engländer Dackin und Bacon, 1815 die von Cowper. 1813 wird in Schottland die Ruthwen'sche Schnellpresse erfunden.— Für Typographie sind das Haus Didot (Pierre & Firmin Didot) in Paris und Tauchnitz in Deutschland entscheidend. Die Didot'schen Prachtausgaben der alten und der französischen Classiker sind durch typographische Vollkommenheit und prachtvolle Lettern und dazu noch durch reinen und correcten Text ausgezeichnet; die Ausgabe des Racine soll das schönste typographische Meisterstück seiner Zeit sein. Firmin Didot, als Schriftgießer hervorragend, erfindet ein neues Verfahren im Stereotypendruck, sowie dasjenige, geographische Karten typographisch zu behandeln. Beide sind auch als Schriftsteller aufgetreten. Henri Didot fertigt 1806 ein neues Gießinstrument für Lettern (fonderie polyamatype). 1800 legt Karl Christ. Traugott Tauchnitz seine Schriftgießerei an, die so bedeutend auf die deutsche Typographie eingewirkt hat. 1806 erscheinen seine ersten Schriftproben in geschmackvoller Auswahl, 1808 die ersten Bände seiner Sammlung classischer Autoren, welche eine neue Periode für die griechischen Lettern eröffnen und überdies von wesentlichem Einfluß auf die Belebung der classischen Studien geworden sind. — Die von Louis Robert, Arbeiter in der Papierfabrik zu Essonne, gemachte, 1799 patentirte und an den Besitzer der Fabrik verkaufte Erfindung der Papiermaschine wird 1801 von diesem nach England getragen; da entsteht 1811 die erste Maschinenpapierfabrik, und 1815 wandert die Erfindung wieder nach Frankreich zurück. 1811 wird in England die vervollkommnete Verfertigung des Papiers ohne Ende ausgeführt.

Daß die Zeit der Napoleonischen Herrschaft auf dem weniger culturtragenden Felde des Kriegswesens und der Taktik Neues schaffen mußte, ist selbstverständlich. Die Strategie des Schlachtenkaisers ist von mächtigem Einfluß. Dazu gehören große, auf Einen Punkt vereinigte Cavaleriemassen, und die schwere, sowie die nicht der Infanterie zugetheilte Reservecavalerie, von Napoleon in eigene Divisionen, seit 1812 in große Corps formirt, hat oft seine Schlachten entscheiden helfen. Ueberhaupt ist die französische Cavalerie unter Murat durch Geist, Fechten in geschlossenen Colonnen und Chocs in großen Massen fast immer ausgezeichnet. Die polnischen Lanciers (Ulanen) erweisen

sich seit 1807 trefflich, seit dem russischen Feldzug werden sie 1812—15 in Deutschland üblich, und 1813 ist die Lanze die erste Waffe der preußischen Landwehr. Die Brigaden führt 1808 Scharnhorst nach Frankreichs Vorgang ein, 1813—15 werden sie anders zusammengesetzt. Das Bastionärsystem wird durch die französischen Ingenieure verbessert: Chasseloup geht nach Bousmard's Anschauungen, Carnot will das offensive Element darin verstärkt und verbessert wissen; er drückt sich aus in der berühmten Schrift „De la défense des places fortes“ 1809 ff., doch ist trotz der mächtigen Autorität keine der Manieren seines Befestigungssystemes zu vollständiger Anwendung gekommen. — Das Uebrige bezieht sich auf die Schießwaffen. Sir William Congrève, der mehrfache Verbesserungen im Schleusen- und Canalbau machte und später auch den Farbendruck erfand, gestaltet im Heerwesen Manches um. 1804 stellt er die ersten großen Versuche mit seinen Brandraketen an, die 1806 vor Boulogne, 1807 beim Bombardement von Kopenhagen, von da an mehr und mehr im Kriege gegen Frankreich verwendet und seitdem in den meisten europäischen Armeen eingeführt wurden. 1808 stellt der Zürcher Bodmer die erste gezogene, von hinten zu ladende Kanone für zerspringende Granaten und überhaupt verbesserte Schußwaffen her. Das Percussionsschloß ist wahrscheinlich in England zuerst aufgekommen; 1807 nimmt hier Forsythe ein Patent darauf, der Franzose Pauli ahmt es nach, und 1810 nimmt Lepage ein Patent. Verbreitet und auch in Deutschland bekannt wird es aber erst gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts. Eine später (von Perkins) aufgegriffene, aber schließlich als werthlos aufgegebene Idee sind die Dampfschießwaffen, deren erste 1812—14 der französische Offizier Girard verfertigt.

Die übrigen Erfindungen und technischen Vorrichtungen auf zerstreuten Gebieten mögen chronologisch folgen, so weit das möglich.

Das Erste ist die Lithographie, deren Aufkommen und Ausbildung durch Sennefelder unter vielfachen Versuchen und Schicksalen von 1799 an datirt. Die erhöhte und vertiefte Manier scheiden sich aus, Sennefelder stellt 1802 zuerst den Hochdruck (Hochätzkunst) her. Günstigeren Ganges entwickelt sie sich seit 1806 in München und wird von Sennefelder vielfach vervollkommnet, von Duplat und Susemihl 1812 in Paris benutzt, später von Anderen weiter geführt und auch auf Kattun applizirt. Sennefelder selber schreibt 1819 ein vorzügliches

Lehrbuch der Lithographie, findet 1820 die Kunst, farbige Blätter (Mosaikblätter) zu drucken, die den Oelgemälden gleichen (Mosaikdruck), und 1833 die, solche auf Stein aufgetragene Oelgemälde auf Mosaik überzutragen.

1800 Drahtfabriken, Kettenscheer- und Schlichtmaschinen, Ringprägmaschinen und Walzwerke für Blech kommen in Gebrauch; erstes Blechwalzwerk in England.

1800 Brückenwaage von Schwilgué in Straßburg.

1800 der Engländer Whitfield legt in Chemnitz die erste Spinnmühle Sachsens an.

1800 Jacques André Garnerin's erster gelungener Versuch mit dem Fallschirm am Luftballon.

1801 Chlorbleiche auf Papier angewendet von Fischer.

1802 Farey's Streichwollspinnmaschine.

1802 Knochenmehl als Dünger verwendet von Kropp in Solingen.

1802 das Raffiniren des Silbers wird von d'Arcet erfunden und zuerst praktisch angewendet.

1803 Clichirmaschine von Didot zu Paris.

1803 die Schrauben- (Kreuz-) Ruder des ausgezeichneten Mechanikers Georg Bodmer von Zürich und

1805 dessen Vervollkommnung der zur Baumwollspinnerei dienenden Maschinen.

1803 finden sich in England schon Reliefcopirmaschinen (Collas-Manier) und werden später von Bate zu einer der Collas'schen nahekommenden Vervollkommnung gebracht.

1803 wird die Kupferstechmaschine zuerst in London von Edmund Turell erstellt und bis 1815 geheimgehalten; um diese Zeit erfindet Conté in Paris eine sehr vervollkommnete.

1804 construirt Jacquard eine Maschine zum Netzstricken.

1804 Radcliffe's mechanischer Webstuhl (power-loom).

1804—13 Harwood Horrok's zu Stockport in England Verbesserungen desselben.

1804 Knochensuppen von Pouquet in Tübingen.

1805 steigt Gay-Lussac mit Biot über 21,000′ auf und macht magnetisch-elektrische und thermometrische Beobachtungen.

Der Graf Zambeccari meint die Lenkung des Luftballons gefunden zu haben und zwar durch genaue Beobachtung der

Luftströmung in den verschiedenen Regionen so sicher, daß er sich durch Vermehrung oder Verminderung des Gases stets in der Strömung halten und den Ballon durch Ruder regieren könne; doch verunglückt er 1812.

1806 machen die Franzosen Niepce, 1809 Cagnard-Latour, 1816 Montgolfier und Jayme die ersten bald als unvollkommen aufgegebenen Versuche, die erhitzte Luft als Motor zu gebrauchen (calorische Maschine).

1806 hydrostatische Presse von Real.

1806 die jetzige Mundharmonika von Eschenbach.

1807 legt der Vater des berühmten John Cockerill in Lüttich die Maschinenbauanstalt an, die 1816 nach Seraing verlegt wird.

1807 chemische Feuerzeuge von Seibel-Wagemann.

1808 stellt Jacquard in neuer und weit vorzüglicherer Construction seinen berühmten Webstuhl her, den er zuerst 1801 im Modell und 1802 im Großen verfertigt hatte. 1812 sind deren in Frankreich 18,000 Stück, und seit 1815 breiten sie sich auch auswärts aus.

1808 construirt Schweigger den Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch magnetische und hernach den nach ihm genannten elektro-magnetischen Multiplicator zur Messung der Kraft magnetischer Ströme.

1809 Kaliblau auf Wolle angewendet durch Geitner. Derselbe erfindet allgemeine Fixirung chromsaurer Verbindungen auf Zeugstoffe, was wesentlich wird.

1809 Hochätzkunst auf Stein benutzt von Sennefelder, dem Erfinder der Lithographie.

1809 Heathcoat's noch unvollkommene Bobbinetmaschine zum Spitzenklöppeln.

1809 finden der Schweizer Johann Georg Bühler und Dr. Schweighäuser im Kupferoxydul das gesuchte wohlfeile Mittel zur Darstellung des Ueberfangglases (Glasmalerei).

1809 Bordier-Marcell's Astrallampe.

1810 Girard in Paris macht die ersten Versuche in Flachsspinnmaschinen; er gelangt daselbst, sowie in Wien und Sachsen, zu gelungenen Ergebnissen, und das Flachsspinnen kommt auf.

1810 erfindet ein Engländer die Kammgarnmaschine, der Schotte Smith die Nähmaschine.

1810 Gußstahl in England.

1811 vollendet Sébastien Erard, der berühmte Musikinstrumentenbauer, die Pedalharfe à double mouvement, wodurch der Harfe erst ihre Wirkung als Solo- und Concertinstrument gegeben wird.

1811 Rhinoplastik, Bildung künstlicher Nasen, wiedererfunden von Gräfe.

1812 Daniell's Hygrometer.

1812 künstliche Schiefertafeln von Scherer.

1812 wird in Paris der Strumpfwirkerstuhl verbessert. Der Kettenstuhl, der viele neben einander fortlaufende Fäden verschlingt, wird aus England in Deutschland (Preußen und Sachsen) eingeführt und verbessert. Aubert in Lyon bringt auf die Pariser Industrieausstellung einen runden Strumpfwirkerstuhl. Die erste Spur der Mailleuse findet sich 1808 in dem Stuhle des Pariser Uhrmachers Jules Leroy.

1814 englische Versuche mit geschmiedeten Eisenstangen und Ketten.

1814 Ruß und Sattler in Schweinfurt erfinden das Schweinfurter Grün, das die prächtigste, aber auch gefährlichste grüne Farbe heißt.

1814 künstlicher Ultramarin von Tassaert.

1815 construirt Davy die Sicherheitslampe.

Der große Chemiker und Physiker William Hyde Wollaston findet das Verfahren, Platindrähte von größter Feinheit zu ziehen, vervollkommnet das Mikroskop, verbessert 1809 die Camera lucida und stellt sie als optisches Hülfsmittel fürs Landschaftzeichnen her, erfindet die Wollaston'sche Doppelplatte, den galvanischen Fingerhutapparat, den Reflexionsgoniometer (den er 1809 beschreibt), wodurch große Sicherheit und Genauigkeit im Messen der Krystallgestalten mittels der Zurückstrahlung erzielt wird.

Großes leisten die mechanisch-optischen Anstalten zu München und Benedictbeuren unter der Leitung von Georg v. Reichenbach, Utzschneider, Liebherr und Fraunhofer; sie fertigen seit 1805 alle Instrumente für die astronomischen und geodätischen Operationen, machen darin die wesentlichsten Erfindungen und erreichen eine bisher ungeahnte Vollkommenheit und Genauigkeit, Leichtigkeit und Vereinfachung der Instrumente, ja in Manchem das Unübertreffliche: Fraunhofer's Polirmaschine für optische Gläser, sein vervollkommnetes Flint- und Crownglas und die trefflichen achromatischen Fernrohre.

Aehnliche Bedeutung haben Amici's große Spiegelteleskope, sein Teleskop neuer Erfindung und die trefflichen Spiegelmikroskope.

Der große Industrielle Oberkampf führt das Maschinen-Spinnen und -Weben, das er den Engländern nachmacht, in Frankreich ein, und seine Baumwollenspinnerei zu Essonne ist die erste bedeutende. Sein Neffe Widmer, bedeutend als Mechaniker, gilt als der erste französische Manufacturist seiner Zeit und hat viele technische Verbesserungen ins Gewerbeleben eingeführt, so 1809 die wichtige Methode, das Wasser in den Färbekesseln mit Dampf zu heizen, dann eine besondere Art Grün und eine Maschine zum Weißbleichen der Leinwand (hydrocyclèphore).

Die großartige industrielle Thätigkeit von Ternaux, der beiläufig auch für die Landwirthschaft wirkt, ist fast ohne Gleichen.

Boulton und Watt prägen treffliche englische Kupfermünzen.

Versuche zur Anwendung der Schiffsschraube werden gemacht, bleiben aber ohne Erfolg.

Gauß stellt das Heliotrop her als Signal bei großen Vermessungen.

Der bedeutende Chemiker und Physiker Achard in Berlin führt praktisch die Runkelrübenzuckerfabrikation durch, die Napoleon der Continentalsperre wegen stark begünstigt.

Die beiden Kaufmann, Vater und Sohn, construiren Flöten- und Harfenuhren, das Bellomon, Friedrich 1808 das Harmonichord; sie vervollkommnen den Bau der Orgelpfeifen.

Kartenzeichnen: Die Schienert'sche und die Lehmann'sche Bergzeichnung treten beide zu Anfang des Jahrhunderts auf und beruhen auf dem Verhältniß des Schwarzen zum Weißen, um die Böschungen anzugeben. Jene ist leichter verständlich, diese macht sich schöner. Als militärische Bergzeichnung wird jene allgemach in den europäischen Heeren aufgenommen.

Die Farbenspiele (Zauberlaternen, Geistererscheinungen, Phantaskope), auf denen reizende Nebelbilder und Chromatropen ruhen, werden zu Anfang des Jahrhunderts mittels des Sonnenmikroskops von dem Physiker und Luftschiffer Robertson erfunden.

Mächtig fördert Napoleon die Bauten. Es handelt sich hier nicht um die großen Pracht- und Glanzbauten, welche den Charakter der Napoleonischen Kunst wiederspiegeln; das Bestimmende sind die grandiosen Nutzbauten, die Canäle, Hafenconstructionen und Kunststraßen. — Seit 1803 wird Antwerpen der erste französische Kriegshafen an der Westküste, die großen Bassins und Werfte werden errichtet, das

Ganze von 1805 an unter der Leitung von Charles Dupin, dem bedeutenden Wasserbaumeister. Ebenfalls von 1803 an gehen die kolossalen Hafenbauten von Cherbourg, die erst Napoleon III. vollendet hat; 1808—12 wird das Bassin des Kriegshafens daselbst gesprengt, 1813 die Docks begonnen. 1802 Eröffnung des Canals von Burgund; 1802—5 Bau des Ourcqcanals, der Paris Süßwasser zuführt. 1803—5 die großen Hafen- und Lagerbauten von Boulogne. Die vier großen Militärgebirgsstraßen: 1801—6 die Prachtstraße über den Simplon, 1803 die über den Mont Genèvre, 1805 über den Mont Cenis, die vierte geht von Nizza über Monaco nach Genua. Ganze Städte verdanken ihm ihr Dasein: so Napoléon (Bourbon-Vendée) und Napoléonville (Pontivy), das durch seine Unterstützung seit 1808 aus einem elenden Flecken zur Stadt umgebildet wird. — Provisorische Befestigungen: 1807 Praga, 1808—14 Madrid, 1811 die verschanzten Linien von Torres Vedras, 1813 Dresden und Hamburg.

Die bedeutendsten vom Kaiserreich unabhängigen Unternehmungen: 1800 Trollhättacanal, 1803 Franzcanal in Ungarn, 1804—22 Linthcanal unter der aufopfernden Leitung von Hans Konrad Escher von der Linth, Götacanal unter derjenigen des Grafen Platen. — 1800 Beginn, 1802 Eröffnung der Docks der westindischen Compagnie, der ältesten an der Themse; von den sogenannten London-Docks wird das eine 1805 eröffnet, die ostindischen 1806 vollendet, die Katharinen-Docks 1828 eröffnet. Im Jahre 1802 wird auch schon der Plan zum Themsetunnel entworfen, das Unternehmen bleibt aber 1809 nach mehrfach gescheiterten Versuchen liegen. 1807—11 wird durch den berühmten Baumeister Stephenson der Leuchtthurm von Bell-Rock (Schottland) aufgeführt; 1809 die Kettenbrücke über den Merrimack geworfen, und 1811 sind schon elf solcher Brücken in Nordamerika. Endlich sei der Wiebeking'schen Brücken gedacht, benannt nach ihrem Erbauer Karl Friedrich von Wiebeking (1762—1842), dem bedeutenden Wasserbaumeister und Topographen.

Genau dasselbe Verhältniß des Präparativen kehrt wieder in Bezug auf die Reisen und Entdeckungen; das Größte wird angebahnt, zum Theil auf Gebieten, auf denen erst unsere letzten Tage es in ebenso großer Vollendung sollten vollenden sehen.

## Fünfter Abschnitt.

# Reisen, Entdeckungen und Colonisationen.

Die Reisen dieser Zeit sind im Ganzen fast nur die Einleitung zu Bedeutenderem, das erst nach 1815 geschieht. Die englischen Entdeckungsreisen werden durch die Kriege mit Frankreich zurückgedrängt. Auf mehreren Gebieten werden jetzt eben die Länder erst erschlossen.

So selbst auf europäischem Boden, wo uns erst durch das 1799 bis 1801 entworfene Werk von Pallas über seine letzte Reise im Süden Rußlands die Kenntniß der Krim aufgeht.

Von den neueren Reisen um die Welt sind zu notiren: die von Péron und Freycinet 1800, von Krusenstern 1803—6, von Kotzebue 1814 und 23. Die Krusenstern's steht durch ihren Umfang und ihre Erfolge weit über allen früheren russischen und ist für die Wissenschaft wie für die geschichtlichen und commerziellen Beziehungen Rußlands sehr wichtig; sie erforscht die ostsibirischen, wie überhaupt die nordischen Küsten.

Die in neuester Zeit so großartigen afrikanischen Reisen stehen just in ihren Anfängen, der Erdtheil beginnt eben der civilisirten Welt aufgeschlossen zu werden; wahrhaft bedeutend sind unter den frühesten der Engländer Mungo Park, der Deutsche Hornemann und der Schweizer Burckhardt. Mungo Park's erste Reise fällt in die Jahre 1795—97, die zweite 1804—11. Er ist der erste Europäer, der den Niger sieht, dringt ins Innere (Königreich Haussa) und findet

1804 Timbuktu. Hornemann, Blumenbach's Schüler, reist 1799 bis 1805 von Egypten über Siwah und Darfur gegen Timbuktu und nach dem tiefen Sudan, erliegt aber dem Klima. Ihm folgen Röntgen und Burckhardt, auch sie erliegen; dieser ist 1808—17 im Orient (1813 in Nubien) und sammelt unter Anderem 350 Bände orientalischer Handschriften. Neben ihnen steht noch der Engländer Henry Salt; 1802 mit dem Lord Valentia in Egypten, Habesch und Ostindien, commentirt er dessen Reisebeschreibung, erklärt die Inschrift zu Axum, beschreibt die Hauptstadt von Habesch und besucht dieses wieder 1809 und 1811. — Unternehmungen zweiten Ranges: 1796 und 1801 dringt Barrow von Süden her ins Innere, 1801 Truter, 1800—1805 Lichtenstein; Bory de Saint Vincent besucht 1801 die Insel Bourbon, Fressange 1802 Madagaskar, Collin 1809 Mozambique, der Brite Scot bereist 1802 Egypten und Habesch, 1805 Seetzen, später Light, 1805—18 Peace; 1803 Curtis die Berberei; 1811 Thomas Magils Tunis; 1813 Blanquières Tunis und Tripolis; 1813 der Brite Meredith die Goldküste; 1815 der Spanier Badia als Ali Bey das innere Nordafrika.

Die Betschuanen, nördlich vom Gariep in Südafrika, sind uns seit 1801 bekannt.

Asiatische Entdeckungsreisen sind von Anfang des Jahrhunderts zahlreich, aber ihr Umfang und ihre Gründlichkeit in wissenschaftlichen Resultaten erst in neuerer Zeit gestiegen. Das Wesentlichste geschieht im Orient. Ulrich Jaspar Seetzen aus Jever weilt 1802—11 in Palästina, Arabien und Egypten, kommt um. Sein Tagebuch mit Zeichnungen (viele neuaufgefundene Städteruinen) ist wichtig für Statistik, Geschichte und alte Geographie und berichtigt wesentlich die ganze Kenntniß Kleinasiens; er bringt große Sammlungen zusammen: 1574 Handschriften, Alterthümer, Naturgegenstände rc. Speciell Kleinasien und Syrien durchziehen: 1800 Wittmann, Leake und Beauchamp, 1801 Hunt, 1802 Browne und Seetzen, 1805 Scot Waring, 1806 Jaubert, Hauteroche, Walpole, 1807 Dupré und Gardanne, 1809 Corancez, 1810 Clarke, 1811 Turcoigne, seit 1812 Richter, 1814 Kinmair, 1815 Turner. Das Gewichtigste sind für Arabien und Syrien die Reisen von Burckhardt 1808—17, einem der wenigen Europäer, die Mekka besucht haben. — Persien: Edward Scot Waring 1802, 1808 Malcolm, Pottinger, Douville,

Kotzebue, 1809 Elphinstone und Kinmair. — In Indien sind es namentlich Briten, die forschen: 1803 Percival, dann Renouard de St. Croix, 1808 der Holländer Haafner längs der Küste von Orixa und Koromandel. Die Ruinen von Babylon untersuchen seit 1811 Reich, dann der Major Rennel. In Centralasien reisen 1805 Webb, 1815 Fraser; den Himalaya durchforschen 1809 Kirkpatrick, 1815 Fraser. — 1811 besucht Bissichern Hinterindien. Ueber China geben wesentliche Nachrichten 1803 Renouard de St. Croix, 1805 die russische Gesandtschaft unter Graf Golowin, Graf Potocky, dem Astronomen Schubert und Julius v. Klaproth; dieser große asiatische Sprachforscher sucht nach den Verzweigungen der asiatischen Völkerstämme und nach den Anfängen einer sicheren Geschichte bei ihnen. In Japan forscht 1811—13 der Russe Golowin mit Rikord. — Am Kaspi- und Aralsee und im Kaukasus streifen 1807 Klaproth, dann Clarke, Rheineggs und Spaßky, 1812 Freygang. — Im Norden und Inneren: 1805 entdeckt der Russe Sannikow Neusibirien und einige Inseln, und Hedenström 1809—10 untersucht seine Entdeckungen näher; Iwanowitsch Spaßky forscht 1806 im Altai und unter den Kalmucken; Adams dringt im nördlichen Polarmeer vor.

Julius v. Klaproth ist wohl der bedeutendste asiatische Reisende; 1805—9 durchzieht er den Erdtheil auf verschiedenen Gebieten und schreibt über ihn.

Central- und Südamerika mit Westindien. Epochemachend durch ihre enormen Resultate, die bedeutendste der ganzen Periode ist Humboldt's und Bonpland's große Aequinoctialreise; wie Mungo Park erst Afrika aufschließt, so sie die tropisch-amerikanische Natur. Bonpland ist namentlich für Botanik thätig, lernt etwa 6000 neue Pflanzenarten kennen und schreibt 1808—16: „Plantes équinoxiales recueillies au Mexique“. — Freireiß und Eschwege bereisen 1814 die Provinz Minas Geraes, jener 1815 und 1816 mit dem Prinzen Maximilian von Neuwied die Ostküste Brasiliens; Bolingbroke 1812 in Demerary, Stevenson 1805—23 in Arauca, Chile, Peru und Columbia. Westindische Inseln: 1800 Lyonnet, 1802 Mac Kinnen und Robin, 1809 Nieto, 1810 Walton, 1813 Leblond, 1819 Plee u. A.

In Nordamerika entwickeln sich ebenfalls die Anfänge zu Größerem, insbesondere was die großartigen Nordpolfahrten betrifft. Sir William Edward Parry dringt 1811 bis 76° n. Br. vor und

stellt Regeln auf zur Bestimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixsterne; 1814 bestimmt Chappell die Küsten der Hudsonsbai genauer; 1815 bringt der Hamburger Wallfischfahrer Olaf Ocken bis 80° n. Br. Scoresby untersucht 1806 genau die Küste Ostgrönlands von 75—69° n. Br. — 1801 durchforscht Perrin de Luc, 1802 Michaux Louisiana, 1802 bereist Drayton Südcarolina, 1805 Pike das Innere, d'Arcy Boulton 1805 und Gray 1808 Canada. 1804 geht zur Erforschung des Gebietes von Kansas die große Expedition von Lewis und Clarke den Missouri hinab bis zu seinen Quellen, entdeckt völlig den Columbiastrom mit seinen Zuflüssen und kehrt 1806 über den Stillen Ocean zurück. 1805—6 sendet Jefferson eine Forschungsexpedition in das Gebiet von Oregon, dessen Besitz seitdem eine Streitfrage gegen England wird. Die nördlichen Gebiete werden namentlich des Pelzhandels wegen bedeutend. Simon Fraser von der Hudsonsbaicompagnie überschreitet 1806 das Felsengebirge und gründet im Westen den ersten Handelsposten, das Fort am Frasers-see. Astor gründet 1811 an der Mündung des Columbia die Niederlassung Astoria, welche die Engländer im Krieg 1813 besetzen, und stiftet die Pacific-Gesellschaft. 1811 erscheinen die Nordwesters, eine rivalisirende Compagnie, und es brechen Streitigkeiten aus.

Australien und die Südseeinseln. Auch hier beginnen die Forschungen erst so recht mit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts und ziehen allmälig die Colonisationen nach, die einzigen wesentlichen in dieser Zeit.

Das Erste sind die Reisen von Flinders, der mehrere Inselgruppen findet, und Baß, dem Entdecker der Baßstraße. Mit Jenem ist 1801—5 Robert Brown, der in Neuholland gegen 4000 neue Pflanzenarten findet und 1810—14 über die australische Pflanzenwelt schreibt (1830 Supplemente). Darauf untersucht 1800 der Franzose Baudin die neuholländischen Küsten; unter ihm geht auf Bonaparte's Befehl eine Expedition nach der Südsee ab, und ihr wohnen außer Freycinet auch Péron und Lesueur als Zoologen bei. Die Beiden sammeln für das Pariser Museum eine ungeheure Anzahl Thiere, deren Péron über 100,000 Stück übergiebt, darunter 2500 neue Species und mehrere neue Genera, so daß sie die europäische Welt mit einer bisher von Niemandem erreichten Anzahl neuer Thiere bekannt machen. Baudin's „Voyage de découvertes aux terres australes“ erscheint

1807—16 in Paris, wird von Freycinet fortgesetzt. Unvollendet bleibt ein treffliches Werk über die Medusen. Küstenforschungen: 1800 von Grant und 1801 von Murray die westliche Südküste, 1801 und weiterhin von Baudin und Freycinet die West- und Südküste, seit 1802 von Flinders aufs Sorgfältigste die Süd- und Nordküste. Das Innere: 1813 übersteigen Wentworth, Blarland und Lawson die Blauen Berge, die lange das Vordringen gehemmt. — 1807 entdeckt Kotzebue die Araktschejewinseln im Australocean. — Colonien: 1800 gründet King (nach Hunter) New-Castle auf New-Süd-Wales, hernach (1803 und 1804) er und Flinders (1802) Colonien auf Vandiemensland, in denen nach ihm Anarchie ausbricht; die erste geht von Sidney aus; 1803 legen die Engländer Tasmania auf der Vandiemensinsel an. 1806 werden die Aucklandsinseln von dem britischen Seefahrer Briston entdeckt und von den Engländern besetzt. 1810 legt Lachlan Macquarie mehrere Colonien an, verbessert Ackerbau und Viehzucht und begünstigt die freigelassenen Deportirten. Ueber die Blauen Berge wird eine Straße gezogen und 1815 die Colonie Bathurst gegründet.

Der größte Reisende der Zeit und mehr als das, nach jeder Richtung eine wissenschaftliche Macht ersten Ranges, ist

## Alexander von Humboldt. *)

Das wahrhaft Geniale in Humboldt's Natur liegt in der innigen Verschlingung umfassendster Beobachtung und Empirie mit weitgehender, großartig combinirender Speculation; des strengst Wissenschaftlichen und Exacten in Forschung und Darstellung mit lebensfrischer, poetisch warmer Fassung, die sich ebenso gefühlt ausspricht; der ins Einzelne und Kleinste gehenden Untersuchung mit den höchsten und umfassendsten Problemen — eine Vermählung, die in ihrer Innigkeit und Geistigkeit überraschend den Eindruck eines vollen Ganzen von seltenstem Reichthum macht; er ist großartig erfüllte Harmonie. Alexander von Humboldt repräsentirt die mit scharfsinniger Philosophie verbundene Empirie, wie sein gleich großer Bruder die Verknüpfung tiefsinniger Philosophie mit empirisch-realen Studien, und so ergänzen sich die zwei hohen Gestalten wie die weiten Gebiete ihrer Wissenschaft — sie Beide, verschieden und doch ähnlich, sind Sterne erster Größe. Wie

*) Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes, 1812.

in der unendlichen Mannigfaltigkeit der so verschlungenen und doch wieder so differenten Facten, die er beherrscht, die wunderwerthe Tragweite und zugleich die wissenschaftliche Klarheit des Humboldt'schen Geistes zu Tage tritt, so bekundet seine Genialität sich in folgender Erscheinung: Keines seiner Facten steht vor seinem Geist in unverbundener Isolirtheit; es ist ein stetsfort bestimmtes großes Princip, das sie verknüpft, entweder gefunden oder Humboldt frägt nach ihm; das ist das Philosophische in ihm, groß schon in den ungelösten Fragen und größer im Suchen als der leere Empirist mit seiner Masse abgerissen todter Facten; er will auch nicht die bloße Empirie (s. die Vorrede seines Werkes); denn frühe schon strebte der tief poetisch angehauchte Geist, dessen Auszeichnendes es war, daß er die Erscheinungen in sich klar vollendet abrundete und gewissermaßen plastisch gestaltete, nach einem großen, allgemeinen, innerlich belebt erfaßten Naturbilde. Humboldt hat die bedeutsamsten Probleme theils selber gelöst, theils gestellt, und nicht ohne Interesse wäre es, zu untersuchen, wie viele derselben er überkommen, wie viele er geistig vertieft und durchdrungen, wie viele er selbst aufgegeben. — Im selben Momente, da seine eine Hand festhält am empirischen Factum als Haltpunkt, greift die andere nach ebenso wissenschaftlichen als geistreichen Analogien ins Allgemeine. Und wo er sich zu großen Culturanschauungen und Civilisationsplanen erhebt, da entwickelt er neben mathematischer Abwägung und schlagender Berechnung aller Verhältnisse inniges Gefühl und ächt humanen Sinn — die wahre Wissenschaft weitet das Herz, und auf der Warte seines geistigen Seins und Wissens blickt er trotz des ironischen Kammerherrnspieles von etwas frivolem Anstrich ruhig und sicher auf die Sophismen und Beschränktheiten kleinlicher Zeiten und Geister. So bricht denn auch da, wo die Größe einer tropischen Naturscene ihn faßt oder wo leise Erinnerungen über sein Herz gehen, das Gefühl in bewegte Worte aus, und die Schilderung nimmt den Charakter innerer Ergriffenheit an, um so beweglicher, je seltener der ernste Wanderer sein individuelles Gefühl Wogen schlagen läßt. So fügen sich ihm die Züge immer zu einem vollkommen abgeschlossenen Kunstwerk, das der lebende Spiegel wird hoher geistiger Ganzheit, frisch wie Meeresluft und reich wie Tropennatur die lebenvollen Striche entrollend. Die Quader seiner mächtigen Bauten aber legt er aus in einer Reihe von Einzelschriften über die speciellen Wissenschaften. —

Humboldt's prachtvolle Sprache ist klar wie der Geist, bestimmt und gedankenreich, streng wissenschaftlich und doch voll Reiz, ganz von seiner Wesenseigenthümlichkeit getragen, aber nie gesucht, voll, aber nie schwer. Die lichten Perioden schreiten in lebendig wechselnder Wellenbewegung vor und verknüpfen sich in weichen Rundungen; ein vergeistigtes Princip wirft wie im Geheimen auf den Ausdruck ein in immer neuer Schöne blühendes Colorit.

Alle diese Züge liegen schon in seinem großen Reisewerk. Es vereint in strenger Wissenschaftlichkeit die allermannigfachsten, zum Theil seltenen Untersuchungen: geographische Breiten- und Längenbestimmungen; Höhenmessungen; feinste barometrische (die Horarvariationen), thermometrische, hygrometrische Beobachtungen; astronomische Daten; Betrachtungen über Himmelblau (Cyanometer) und Wasserfarbe; Luftphänomene; Wärmevertheilung auf Meeren und Continenten; Inclination der Magnetnadel und Stärke der magnetischen Kraft in größter Feinheit der Bestimmungen; zoologische Untersuchungen, die oft ins Einzelnste gehen — es sei nur an die Gymnoten, den Aligator und das Kaiman, die Moskiten ꝛc. erinnert —; botanische, mineralogische und geognostische, diese reichhaltig über die Gebirgsarten, Lagerung und Schichtung, Einfluß auf die Erdbeschaffenheit, die Vulkane und bewegenden Kräfte des Erdinneren u. s. w. Zur Seite stehen die Bestimmungen über Sprache, Cultur und Lebensverhältnisse der Bewohner, Politik und Colonialwesen im weitesten Maßstab: unter anderen die detaillirtesten Untersuchungen über die Zuckerplantagen auf Haiti, über Zucker-Production und -Consumtion im Allgemeinen, über den Zustand der spanischen Missionen Centralamerika's, Plantagenwirthschaft und Sclaverei, den oceanischen Canal ꝛc. Endlich weitgreifende historisch-geographische Daten, die es ganz unbestreitbar machen, daß Humboldt die Geschichte der von ihm betretenen Länder, so namentlich alle bedeutenden früheren Reisebeschreibungen und Karten des spanischen Amerika, mit einer Geduld muß durchforscht haben, die allein schon staunen macht. — Von dem riesenhaften Umfang und dem wissenschaftlichen Gewichte dieser Forschungen mögen die folgenden Angaben einen annähernden Begriff geben: Humboldt und Bonpland haben über 700 Ortsbestimmungen und 459 Höhenmessungen auf astronomischem Weg ausgeführt und 3600 neue Arten von Phanerogamen entdeckt. Die nächsten Wirkungen im Großen sind: Die mit Geographie

und Klimatologie in Verbindung gebrachten botanischen und zoologischen Studien haben die Pflanzen- und Thiergeographie begründet; die massenhaften thermometrischen Beobachtungen zur Aufstellung der Isothermen geführt, überhaupt über Wärmevertheilung und Wärmelinien ganz neue Aufschlüsse gegeben und die Grundlagen einer vergleichenden Klimatologie gelegt; die geologischen Untersuchungen höchst werthvolle Materialien geliefert wie zur Kenntniß des Erdbaues im Ganzen so insbesondere zu derjenigen der Vulkane (Vulkangürtel) und der daran knüpfenden geognostischen Bildungen, denen Humboldt ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat; die Forschungen über den Erdmagnetismus, eines seiner Lieblingsgebiete, 1799—1804, mit Gay-Lussac 1805—6, wieder aufgenommen 1828—29, namentlich die Intensität bestimmt und die mit Oltmanns 1806—7 vorgenommenen sehr feinen mittelst des Prouy'schen magnetischen Fernrohrs die stündlichen Variationen und Perturbationen festgesetzt. Endlich hat das Studium der alten Bauten und Denkmale beider amerikanischen Culturvölker, ihrer Sprachen und Wanderungen und des ganzen Culturzustandes die Statistik und Ethnographie nicht blos in hohem Grade bereichert, sondern auch vertieft, indem Humboldt's combinirender Geist alle diese Facten zu den naturhistorischen in Beziehung brachte und die denkwürdigsten neuen Einblicke eröffnete.

Humboldt's Thätigkeit ist so tief und streng wissenschaftlichen Charakters, daß er bereits weit hinausführt aus dem bloßen Materialsuchen in den Reisen und uns als der große Bahnbrecher am passendsten überleitet in die weiten Kundgebungen der Wissenschaft, zumal diese am glänzendsten, raschesten und weitesten vorwärts geht in den Feldern, die er selber betreten und bebaut.

## Sechster Abschnitt.

# Wissenschaft und gelehrte Forschung.

---

Billig stellt die Betrachtung die Naturwissenschaften an die Spitze, welche gleich von Anfang an die bestimmenden des Jahrhunderts sind, und unter ihnen wieder thut die jüngste, die Chemie, die raschesten Schritte und entwickelt sich erstaunlich. Erst jetzt erlangt der Unterricht in den Naturwissenschaften und den mathematischen Studien die allgemeinste Anerkennung und eine ungeheuer steigende Bedeutung und Ausdehnung, und dazu hat die Chemie in erster Linie beigetragen.

Noch reicht die Alchemie in den Anfang des Jahrhunderts herein, und erst aus ihr hat sich die eigentliche Wissenschaft herausgewickelt. Wir treffen sie mitten in der Periode der durch Lavoisier begründeten und deßhalb zuerst in Frankreich durchgedrungenen antiphlogistischen Theorie. Die Masse der Beobachtungen nimmt außerordentlich zu, und die quantitativen Untersuchungen stehen im Vordergrund, um die Gesetze ihrer Regelmäßigkeit zu fixiren. Erst dieses Zeitalter, namentlich vom Anfange des Jahrhunderts an, bringt ihr vollkommene Selbständigkeit auch in der Darstellung sowie die wahrhaft organische Berührung mit der Physik (Gebiet der physikalischen Chemie) und mit der Mineralogie. Neben und nach Lavoisier sind Guyton de Morveau, Fourcroy und Berthollet mit besonderem Erfolge für die antiphlogistische Theorie thätig aufgetreten und außerdem durch selbständige Leistungen namentlich auf dem Felde der theoretischen Chemie namhaft. Alle drei stehen an der Grenze der beiden Jahrhunderte und

reichen mit ihren Arbeiten in das unsrige herein. Fourcroy's großes Lehrbuch in zehn Bänden: „Système des connaissances chimiques" erscheint erst von 1801 an. Berthollet ragt herüber namentlich durch seine trotz des großen Irrthums: Läugnung der constanten Zusammensetzung, hochbedeutende, consequente und scharfsinnige Affinitätslehre, welche er literarisch erst 1801, 1802 und 1806 in den „Recherches sur les lois de l'affinité" und am vollständigsten 1803 in dem „Essai de statique chimique" entwickelte. Das ganze erste Jahrzehnt wird erfüllt von seinem gelehrten Streite mit Proust, welcher constante Zusammensetzung annimmt, was bald allgemein als richtig anerkannt wird. Guyton de Morveau erfindet eine besondere Reinigungsmethode der Luft, die er 1801 und 1805 beschreibt.

Für diese Wissenschaft ist nach Bedeutung zuvörderst an die Spitze des Jahrhunderts Berzelius zu stellen, der wesentlich ihre Gestaltung und Forschung bedingt hat, jenes durch seine Nomenclatur und Classifikation, dieses durch seine Entdeckungen und Anschauungen, wenn auch die schnell vorgehende Wissenschaft bereits viele von diesen überholt hat, wie z. B. die Lehre von den Atomgewichten und die elektrochemische Theorie, die sich nicht hat halten können. — Berzelius ist gewissermaßen der große Brennpunkt, in welchem alle seit dem Anbruch der neuen Periode seiner Wissenschaft aufgetretenen Richtungen zusammenfließen, und ihnen allen hat er neue und große Impulse gegeben. Er hat gleich bedeutend gewirkt als selbständiger Forscher wie als Sammler, als Schriftsteller wie als Lehrer des Faches, und aus seinen Schülern, deren Thätigkeit er für seine Arbeiten benutzte, sind Fachmänner ersten Ranges hervorgegangen. Die Ausbildung der analytischen Chemie, die besonders experimentelle Begründung der atomistischen Theorie, die Befestigung und weitere Anwendung der Lehre von den chemischen Proportionen und später, im zweiten Zeitraum des Jahrhunderts, insbesondere die auf die Grundsätze der Proportionslehre gestützte Behandlung der organischen, namentlich der erst eigentlich durch ihn begründeten thierischen Chemie, deren Substanzen er mit derselben Genauigkeit wie die unorganischen untersuchen lehrt, die Erkenntniß der elektro-chemischen Verhältnisse, die Aufstellung eines chemischen Mineralsystems und die Feststellung der Beziehungen zwischen Chemie und Mineralogie, freilich in einer Weise, die hernach angefochten worden ist, die Untersuchung und genauere Behandlung einer

so großen Zahl von Stoffen, daß Kopp behauptet, es gebe keinen einfachen Körper, über dessen Verbindungen seine Forschung nicht bessere Einsicht verbreitet habe: das bildet den weiten Rahmen seiner unermüdlichen Thätigkeit, deren Grundstreben in der Erkenntniß der Zusammensetzungen ruht. Die inneren Kennzeichen derselben aber sind: ungemeine Ausdauer und gründliche Sorgfalt bis ins Einzelnste hinein, größte Genauigkeit in Auffindung und Festsetzung der Thatsachen, scharfsinnige Wahl und Benutzung der Hülfsmittel, ein conservatives und fast widerstrebendes Festhalten an den einmal empirisch gewonnenen und als sicher geltenden Resultaten. Berzelius ist übrigens ein umfassender und überschauender Kopf, der nie bei der einzeln abgerissenen Thatsache stehen bleibt, sondern sie mit dem ganzen verwandten Gebiet in Verbindung bringt und die Folgerungen ausdehnt. Als die musterhafteste gilt seine Mineralanalyse, und die Anwendung des Löthrohrs in ihr hat wesentlich zum Aufschwunge der mineralischen Chemie beigetragen. Unermüdlich thätig, hat er neben einer großen Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen und mehreren Lehrbüchern, die meist in diese Zeit fallen, namentlich sein großes „Lärbok i Kemien“ (1808—18) als bleibendes Denkmal hinterlassen, und sein Cursus über diese Wissenschaft ist für die europäischen Hochschulen Muster geworden.

Ueber die weiteren Arbeiten auf dem Feld und die Lehrbücher des Faches Folgendes:

Gay-Lussac, gleich berühmt als Chemiker, Physiker und Aëronaut, macht wesentlich chemische Entdeckungen über die Gase (atmosphärische Luft, Jod, Chlor ꝛc.), ihre Verbindungsverhältnisse, Ausdehnung, Wärmecapacität, das specifische Gewicht u. A., über die Alkalimetalle, den Blaustoff und andere, stellt wichtige Versuche an mit der Volta'schen Säule, verfaßt 1811 mit Thénard die „Recherches physico-chimiques“. Er arbeitet Manches mit Humboldt und Thénard zusammen. Gay-Lussac hat im Zusammenhange mit Dalton's Grundgesetz die Gesetzmäßigkeit in den Verbindungs-(Volumen-)Verhältnissen gasförmiger Bestandtheile dargelegt, 1804 und 1805 gemeinsam mit Humboldt das einfache Verhältniß von 1 : 2 in der Zusammensetzung von Sauer- und Wasserstoffgas zu Wasser gefunden und 1809 für die Vereinigung zweier Gase allgemein die Regel aufgezeigt, daß die in Verbindung tretenden Volumina derselben in einfachen Verhältnissen zu einander stehen. Vorzügliche Untersuchungen über das Jod (1813

und 1814), zahlreiche über die Chlorverbindungen, 1814 Abscheidung der wässerigen Chlorsäure.

Martin Heinrich Klaproth, der Vater des berühmten asiatischen Reisenden und Sprachforschers, beschäftigt sich wesentlich mit der chemischen Untersuchung der Mineralien, insbesondere der Metalle, und stellt die genaueste über Meteorsteine an. 1795—1810 erscheinen in fünf Bänden seine „Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper". Er und Vauquelin haben die Zusammensetzung vieler Mineralien bestimmt und gehen zunächst auf die Kenntniß der Fossilien aus. Das „Chemische Wörterbuch" von Klaproth und Wolff, seiner Zeit als die ausgezeichnetste und vollständigste chemische Arbeit der Deutschen in alphabetischer Ordnung erklärt, ist jetzt veraltet.

Thénard liefert außer mehreren Entdeckungen wichtige Arbeiten über chemische Analyse: 1803 Untersuchungen über die Gährung, 1807 über die Aetherarten, schlägt mit Gay-Lussac zuerst eine sichere Methode ein in der Analyse der organischen Substanzen, stellt mit ihm die reine Flußsäure dar, schreibt 1813—17 den „Traité de chimie élémentaire" und 1816 die „Recherches physico-chimiques".

Vauquelin macht treffliche Analysen, zum Theil mit Fourcroy, insbesondere von mehreren organischen Säuren.

Proust erforscht die Zusammensetzung der künstlichen chemischen Verbindungen und macht Beobachtungen über die chemischen Verhältnisse einzelner Metalle.

John Dalton ist mannigfach gebildet, auch archäologisch und linguistisch. Theoretische Forschungen über die Gewichtsverhältnisse in den chemischen Verbindungen, Entwicklung der Atomentheorie, Ausbildung der Lehre von den festen Proportionen und Entdeckung der multiplen Proportionen, Versuche über Absorption der Gase durchs Wasser, über Kohlenstoff, Stickstoff und ihre Verbindungen rc., physisch ebenfalls Versuche über die Gase und Dämpfe, ihre Ausdehnung und Mischung rc., meteorologische Beobachtungen sind sein Verdienst. Dalton ist schon 1803 und 1804 über die Grundzüge seiner höchst wichtigen atomistischen Theorie einig, wonach das Atomgewicht einer Verbindung gleich ist den darin enthaltenen Atomgewichten der Bestandtheile. Er tritt im ersten Bande seines „New system of chemical philosophy" 1808—10, welches die erste Tafel seiner Atomgewichte enthält, selbständig mit ihr auf.

Chaptal, 40 Jahre unermüdlich thätig für die nationale Freiheit wie für die Förderung von Handel, Ackerbau und Gewerbe, verfaßt 1807 seine „Chimie appliquée aux arts“ und 1823 auch eine Agriculturchemie.

Stromeyer schreibt 1808 einen „Grundriß der theoretischen Chemie“ und „Untersuchungen über die Mischung der Mineralkörper“, die ihrer Zeit als ausgezeichnet galten.

Gegen das Ende des ersten Jahrzehnts sind es namentlich zwei Richtungen, welche die Chemie beschäftigen: die Lehre von der Verwandtschaft mit Rücksicht auf ihre Wirkungen in quantitativer Beziehung; nächste Aufgabe: die Untersuchung der Atomgewichte der Elemente und der Atomconstitution der Verbindungen. Neu und kräftig steigt daneben die elektro-chemische Richtung auf, die durch folgende Thatsachen vorbereitet ist: 1800 machen Nicholson und Carlisle die erste Wahrnehmung von der zerlegenden Kraft der galvanischen Elektricität, unter deren Einwirkung sie Wasser in seine Bestandtheile zerfallen sehen. 1803 veröffentlichen Berzelius und Hisinger ihre Untersuchungen über die Zersetzung der Salze und den Nachweis eines elektrischen Gegensatzes zwischen den Säuren und Basen. Ihr eigentlicher Begründer ist aber der berühmte Sir Humphry Davy, dessen Glanzzeit bezüglich der wissenschaftlichen Leistungen die Periode seiner Wirksamkeit an der Royal institution zu London 1801—13 beschlägt. Die scharfsinnigsten und schwierigsten Experimental-Untersuchungen, die er unternahm, sowie die glänzendsten Entdeckungen, die er machte, bezeichnen diese Zeit als eine der fruchtbarsten für die ganze Entwicklung seiner Wissenschaft. Obgleich seine größten Leistungen im Zusammenhange mit dem Elektrochemismus stehen und die erste elektrochemische Theorie von großer Tragweite begründen, haben seine Entdeckungen nicht blos diesen besonderen Zweig zu den großartigsten Fortschritten geführt, sondern der große und geistvolle Mann hat sich von den speciellen Untersuchungen aus stets den höchsten und allgemeinsten Fragen zugewendet. Schon 1806, als die erste Arbeit über seine galvano-elektrischen Untersuchungen erscheint, stellt er den Satz auf: die chemischen Wirkungen der Elektricität scheinen zu beweisen, daß die chemische und die elektrische Attraction auf derselben Grundursache beruhen, Affinitäts- und elektrische Erscheinungen nur modificirte Wirkungen einer und derselben Kraft seien. 1807 zerlegt er

auf dem Wege die Alkalien und weist sie als Oxyde darstellbarer Metalle nach, 1808 die alkalischen Erden, 1809 stellt er nach den wegbahnenden Arbeiten von Gay-Lussac und Thénard die richtige Ansicht über das Chlor auf, wonach es ein Element ist. Das Fixiren seiner Untersuchungen über die Natur der Gase und die Wirkungen ihres Einathmens hatte seinen Namen zuerst bekannt gemacht. In den Studien über den Galvanismus und dessen chemische Action betritt er einen Boden, den auch Gay-Lussac und Thénard bearbeitet haben. Die Welt verdankt ihm noch viele weitere Einzeluntersuchungen und praktische Nutzbarmachungen. Davy hat 1812 und 13 seine zwei ausgezeichneten Lehrbücher geschrieben: „Chemical philosophy" und „Agricultural chemistry". Sie legen nebenbei Beweis ab von der vielseitigen, selbst ästhetischen Bildung und der anziehenden Form, die seinen wissenschaftlichen Arbeiten zur Folie dient. — Was seine elektrochemische Theorie, die große Entdeckung der Zeit, betrifft, so ist auch er selber darüber noch nicht vollständig klar. In den Philos. Transact. 1826 hat er sich, gestützt auf seine Entdeckungen von 1800 an, also ausgesprochen: „Ich ziehe den Schluß, daß alle durch Elektricität bewirkten Combinationen und Zersetzungen sich auf das Gesetz der elektrischen Attraction und Repulsion beziehen, und so gelangte ich zu der Hypothese, daß chemische und elektrische Attractionen durch dieselbe Ursache erzeugt werden, die in dem ersten Fall auf die Elemente, in dem anderen aber auf die ganzen Massen der Körper wirkt, und daß überdies dieselbe Eigenschaft unter verschiedenen Modificationen auch die Ursache von allen denjenigen Erscheinungen ist, die durch verschiedene Volta'sche Combinationen hervorgebracht werden".

Besondere Aufmerksamkeit zieht noch der Entwicklungsgang der Stöchiometrie an: Berthollet in seinem „Essai de statique chimique" sucht 1802 die Richter'sche Stöchiometrie zurückzudrängen durch die Behauptung: die Körper gehen in jedem Verhältniß chemische Verbindungen ein, und feste Verhältnisse finden nur dann statt, wenn andere Einwirkungen hinzutreten. Ihn widerlegt gründlich der spanische Chemiker Proust. Einen wichtigen Fortschritt macht die Stöchiometrie 1808—10 durch Dalton, der die Atomtheorie bestimmter durchführt, auch auf die einfachen Körper anwendet und eine Atomentafel aufstellt. Wollaston legt den Aequivalententafeln statt des Wasserstoffes von Dalton das Atomgewicht des Sauerstoffes zu Grund und

führt die logarithmischen Rechenstäbe ein. Gay-Lussac und Humboldt finden die Gesetzmäßigkeit bezüglich des Volumens in der Verbindung der Gasarten, was auf die Volumentheorie führt. Berzelius bereichert und vervollkommnet seit 1806 die Stöchiometrie ungemein und führt z. B. eine einfache und passende, jetzt allgemein angenommene Bezeichnung der Atome ein.

Im Allgemeinen geht in der ganzen Zeit der große Anstoß von Frankreich aus; das von Deutschland Geleistete tritt zurück, und die Kant'sche Philosophie, die hier herrscht, ist den Naturwissenschaften nicht günstig.

Genau chronologisch einreihbare Einzelentdeckungen:

Seit 1800 ist der Kryolith (mineralische Soda) bekannt.

1801 findet Hatchett, 1802 Eckeberg in einem anderen Stoffe das Tantal auf, welches Berzelius und Rose genauer untersuchen.

1801 weist Klaproth die Eigenthümlichkeit der Yttererde nach.

1801 entdeckt Vauquelin gemeinschaftlich mit Buniva die Allantoinsäure, 1806 mit Robiquet das Asparogin.

1803 findet Berzelius gemeinsam mit Hisinger und gleichzeitig mit Klaproth das Cer (Cerar) und die Ceriumoxyde; von jenem wird 1839 nachgewiesen, daß es noch zwei andere metallische Elemente enthalte.

1803 Tennant und Wollaston entdecken zuerst, daß das rohe Platin noch vier andere früher unbekannte Metalle enthalte: Palladium, Rhodium, Osmium und Iridium, wozu später noch das Ruthenium kommt.

1806 entdeckt Vauquelin die Chinasäure.

1807 scheidet Davy zuerst die metallischen Basen aus den festen Alkalien aus, die er durch eine starke Volta'sche Säule zersetzt, indem er zunächst das Kaliumhyperoxyd durch galvanische Elektricität mit Kali darstellt und so die Zusammensetzung des zu Grunde liegenden Alkals aus Metall und Sauerstoff erweist. Das ist eine für die Wissenschaft epochemachende Thatsache, die vermöge Analogie zu der Annahme führt, auch die Erden seien Metalloxyde; zugleich weist sie eben die chemischen Wirkungen der Volta'schen Säule nach.

1808 stellt Davy auch das Calcium und das Magnesium zuerst rein her und findet die Pottasche auf.

1808 Gay-Lussac und Thénard entdecken das Fluorborongas und die brennbare Boraxsäure.

1808—10 beweisen die Untersuchungen von Davy, Gay-Lussac und Thénard, daß das Chlor ein einfacher Körper, die Salzsäure eine Verbindung von Chlor und Wasserstoff sei. Dieselben weisen

1809 zugleich das Bor als Element nach.

1809 wird die wasserfreie Blausäure von Ittner in Dampfform,

1811 von Gay-Lussac, der 1815 zugleich ihre chemische Zusammensetzung ermittelt, als Flüssigkeit dargestellt.

1809 findet Wolf in Dresden die dem Neusilber beizuzählende Mischung des Argirophon.

1811 entdeckt Dulon den Chlorstickstoff.

1811 gewinnt Kirchhoff in Petersburg aus Stärkemehl Zucker.

1811 stellt Davy das Euchlorine (Chloroxydul) her.

1811 scheidet Jahn das Betulin als besonderen Pflanzenstoff aus.

1811 unterscheidet Chevreul das Buterin als eigenen Bestandtheil des Butterfettes.

1813 findet der Sodafabrikant Courtois zufällig die Jodine (Jod) auf.

1815 entdeckt Gay-Lussac das Cyan.

**Naturgeschichte.** In ähnlicher Weise wie Berzelius für die Chemie führt Blumenbach vom achtzehnten bestimmend in die unermeßlichen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts herüber. Vor Allem großartiger Physiolog und Anatom, macht er zuerst der vergleichenden Anatomie in Deutschland Boden, nimmt sie in den Dienst der allgemeinen Naturgeschichte und giebt dieser ein ebenso solides als umgestaltendes Fundament und damit erst die rechte Achtung in Deutschland. Er hat die drei Hauptmenschenrassen mit ihren Unterschieden aufgestellt und von früh an die Naturgeschichte des Menschen als Lieblingsstudium verfolgt. Sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie" 1804 ist fast in alle europäischen Sprachen übertragen worden. Große und reiche Sammlungen (Schädelsammlung) dienten der lebendigen Anschauung, und derber Witz zog die Zuhörer auf seiner fünfzigjährigen vielwirkenden Docentenlaufbahn an.

Als wesentlichste treten überhaupt zunächst die **anatomisch-physiologischen** Studien in den Vordergrund.

Gall (1758—1828) arbeitet sein System der Schädellehre aus, schließlich in dem gemeinsam mit Spurzheim ausgeführten großen

Werke: „Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier“ 1810—20. Neben manchem Unsicheren in den Folgerungen haben doch seine Forschungen bedeutenden Werth durch ihre anatomischen Entdeckungen über die Bildung des Gehirns. Die Schädellehre (Kraniologie) ist nicht identisch mit der neuen Phrenologie, welche nur die einseitige Weiterbildung eines Theiles von Gall's Theorie ausmacht; doch ist das Trügliche an der ganzen Lehre schon in der von Gall und Spurzheim im Besonderen weiter ausgebildeten Organoskopie herauszufinden.

Für Anatomie bilden die früheren und die gleichzeitigen Schriften des älteren Caldani lange die beliebte Grundlage von Universitätsvorträgen; zusammen mit seinem Neffen, dem ebenfalls bedeutenden Anatomen Florian Caldani, verfaßt er die „Icones“, und 1801—14 erscheinen des Letzteren „Icones anatomicae“.

In Deutschland hat für die vergleichende Anatomie das Meiste gethan Johann Friedrich Merkel der Jüngere (1781—1833). Er übersetzt Cuvier's vergleichende Anatomie und versieht sie mit Anmerkungen, in denen reiche und seltene Kenntnisse niedergelegt sind, dann verfaßt er bis 1826 die eigenen Handbücher über dieses Fach und die Pathologie. Scharfsinnige Ansichten sind ihm eigen, eine Masse der mühsamsten Untersuchungen durchgeführt, ihre Resultate unermüdlich verglichen und combinirt, so daß er die tieffsten Einblicke in die Bildungsgesetze des Lebens gewinnt.

Zoologie: Lamarck's Arbeiten haben Verdienst durch systematische Aufzählung und Zusammenstellung von vielen noch unbekannten Arten. Alexander Wilson liefert eine treffliche amerikanische Ornithologie; 1808 im ersten Bande begonnen, ist sie 1813 bei seinem Tode zum siebenten vorgerückt und wird von Ord fortgesetzt. Johann Wilhelm Eduard d'Alton giebt 1810 und 1817 sein Prachtwerk heraus: „Naturgeschichte des Pferdes“, mit selbstgezeichneten und gestochenen Kupfern. Er besitzt weite osteologisch-archäologisch-kunstgeschichtliche Studien und vielseitige Bildung und liefert geschätzte radirte Platten und die ersten Kreidezeichnungen auf Stein. Der bedeutende Reisende Giovanni Battista Brocchi, der später auch in Egypten weilt, macht seine conchyologischen Studien und schreibt 1814 die „Conchiologia fossile subapennina“. Latreille verfaßt zahlreiche naturgeschichtliche, besonders entomologische Schriften. — Botanik:

Der Schwede Acharius begründet durch seine Schriften die Systematik in der Lichenenkunde, und der Naturforscher und Reisende Labillardière verfaßt von 1791—1812 das Prachtwerk: „Icones plantarum Syriae rariarum". Brown, der größte Pflanzenkenner, auch bedeutend als Pflanzenphysiolog, leistet Großes für die Festsetzung des natürlichen Systems. Er entdeckt die selbständige Bewegung der Moleculartheilchen im Pollen. — **Mineralogie und Geologie:** In diese Zeit herab reicht mit seinen Arbeiten noch der große Mineraloge Hauy, der 1801 in dem „Traité de minéralogie" sein wesentlich chemisch basirtes Mineralsystem aufstellt. Die Geologie schreitet fast durchgängig mit deutscher Arbeit und auf Werner's entscheidenden Antrieb vor; wichtig sind für sie J. K. W. Voigt und J. C. Freiersleben, Beide aus der Schule Werner's; jener legt namentlich die Lehre von der Vulkaneität des Basaltes gründlich dar. Die gewichtigsten Aufschlüsse über die Bildung der Erdrinde giebt Leopold v. Buch, insbesondere mit Rücksicht auf Wesen und Wirkung der Vulkane, während Werner rein neptunistisch vorgegangen war; seine gründlichen Forschungen über den Naturbau der Erde im hohen Norden sind schon vor unserer Periode durch große Reisen gemacht und auch niedergeschrieben. Aehnlich Humboldt. Steffens verfolgt die Werner'schen Ansichten weiter. v. Raumer erforscht den Granit. Scipio Breislak, überwiegend mit geologischen Untersuchungen von französischen und italienischen Gegenden beschäftigt, stellt sich der neptunistischen Ansicht entgegen, ohne doch unbedingt das vulkanische System anzuerkennen. Der Mineralog und Geognost Christian Samuel Weiß ist der Erste (vor Mohs), der 1808 und 1813 in seiner Abhandlung „Ueber die natürlichen Abtheilungen der Krystallisationssysteme" ein natürliches mineralogisches System aufstellt, das zwar die Gestalt zur Grundlage nimmt, aber die Resultate der chemischen Untersuchung nicht ausschließt; Hauptsache ist ihm die Bestimmung der Species; Mohs wendet es hernach auf alle bekannten Gattungen der Mineralien an und erhebt es so zur Basis einer reellen Krystallographie. Als Geognost nimmt Weiß mit Buch und gegen Werner eine noch fortwirkende Kraft im Inneren der Erde an, welche die Erdoberfläche und die Gebirgsschichten nach außen ausdehnt und verändert.

Ignaz Döllinger (1753—1829) ist für Deutschland der Begründer einer wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte der organischen

Wesen und überhaupt gewichtig durch seine vergleichenden anatomischen und physiologischen Untersuchungen.

Sir Joseph Banks wirkt als bedeutender Förderer der Naturwissenschaften, unterstützt die Reisen, begründet und leitet die African association.

**Physik und Mechanik, mathematisch-physikalische Geographie:** Elektricität, Magnetismus und Licht sind die Elemente, nach denen die Zeit wesentlich forscht, und unser Jahrhundert mag seine großartigen Fortschritte in diesen Zweigen füglich auf die 1800 aufgebaute und bald so hochwichtige Volta'sche Säule gründen. Mit Grund ist von einem der größten Chemiker und Physiologen der Gegenwart darauf hingewiesen worden, daß die Volta'sche Säule es war, welche die Zusammensetzung des Wassers aus Sauerstoff und Wasserstoff endgültig entschied, und daß diese Entdeckung der Ausgangspunkt für die wunderbare Entwicklung der heutigen Chemie wurde. — Nach der Construction der Volta'schen Säule scheint übrigens die Lehre der Elektricität stationär bis auf Oersted's berühmte Auffindung des Elektromagnetismus 1819.

Der geistreiche Physiker Johann Wilhelm Ritter macht massenhafte Versuche, namentlich auf dem elektro-galvanischen Gebiete, hat darum einen sehr großen Reichthum an Erfahrungen, entwickelt originelle Ansichten, aber ebenso viel Unsicherheit in den durch sie bedingten Schlüssen. Malus 1808 und Arago 1811 machen neue Entdeckungen über die schon 1690 von Huygens aufgestellte Polarisation des Lichtes; jener findet die durch Reflexion hergestellte. Daran schließt die Lehre von der Interferenz, 1800 und 1815 begründet durch Thomas Young, der 1802 in einer sehr schätzbaren Schrift eine mathematische Erklärung der Phänomene des Sehens giebt und jenes Gesetz aufstellt, das übrigens erst 1827 seit seiner Anwendung auf die Polarisation durch Fresnel die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hat. Young's Hauptwerk: „A course of lectures on natural philosophy and the mecanical arts" ist von 1807. Arago und Fresnel bilden die Lehre weiter. Polarisation und Interferenz haben zugleich das Princip der Undulationstheorie zur Gewißheit erhoben. Arago giebt 1811 mittelst seiner farbigen Polarisationsphänomene wunderbare Aufschlüsse über die Natur des Lichtes und dadurch auch der Himmelskörper (Photosphäre der Sonne).

Wollaston beobachtet 1802, daß das Spectrum des Sonnenlichtes nicht ein continuirlicher Lichtstreifen, sondern durch dunkle Linien senkrecht auf seine Länge unterbrochen ist, und Fraunhofer untersucht und beschreibt 1815 diese nach ihm benannten Linien. Daran knüpft die neuere Spectralanalyse. Goethe's Farbenlehre, 1810 erschienen, ein Gegensatz zu Newton, aber kein Fortschritt, unterwirft die Farben der Polarität. — Volta's Säule führt auf die Entdeckung des Elektromagnetismus und die erweiterte Begründung der elektro-chemischen Theorie. Joh. Sal. Christ. Schweigger, der eigenthümlich physikalische und antiquarische Studien verbindet, sucht alle elektro-chemischen Erscheinungen auf die consequent von ihm durchgeführte Krystallelektricität zurückzuführen, und diese Lehre bringt ihn auch zu einer neuen Theorie der Zustandsveränderung der Körper.

Chladni's „Akustik" 1802 begründet förmlich diese Wissenschaft.

1802 tritt das Dalton-Gay-Lussac'sche Gesetz von der Ausdehnung der Luftarten durch Wärme in die Wissenschaft, und

1811 stellt Fourier bereits die Gesetze von der Fortpflanzung der Wärme auf.

Benzenberg erhält 1802 und 1804 zuerst beim Beweis für die Axendrehung der Erde durch den freien Fall Abweichungen, die mit den von Gauß durch Rechnung gefundenen übereinstimmen; seine Versuche über das Gesetz des Falles und den Widerstand der Luft sind wesentlich.

Sir John Leslie ist für Physik und Geometrie thätig, erfindet das Hygrometer und das Differentialthermometer.

Ramond ist im Anfang des Jahrhunderts mit Herstellung der möglichsten Genauigkeit in den durch Deluc vervollkommneten barometrischen Höhenmessungen beschäftigt, macht interessante Barometerbeobachtungen und verbessert dieses Instrument.

Delambre's und Méchain's berühmte Gradmessung von Dünkirchen bis Barcelona (1792—99) wird von Jenem in der „Base du système métrique" 1806—14 beschrieben; sie ist eine der längsten und genauesten und nach ihr wird der neu eingeführte Meter bestimmt. Für die Decimaltheilung, wie sie für Münzen, Maße und Gewichte stehend geblieben ist, bearbeitet Delambre trigonometrische Tafeln und liefert historische Arbeiten über die Astronomie. — Als eine der genauesten

wird auch Svanberg's schwedische Gradmessung unter dem Polarkreis 1801—3 hervorgehoben.

Luke Howard, von Bedeutung als Meteorolog, giebt massenhafte Beobachtungen, methodisch geordnete Resultate und Reflexionen über klimatische Verhältnisse.

Für die Praxis sind nennenswerth des preußischen Oberbaurathes Eytelwein Handbücher der Mechanik, Hydraulik, Statik und Perspective, sowie Wiebeking's als classisch erkannte und zum Theil sehr kostbare Werke über Wasser-, Straßen- und Brückenbaukunde.

**Geographie:** Dieses Fach weist auf Büsching als den Begründer seiner wissenschaftlichen Behandlung zurück, und Zeune in Berlin ist der Erste, welcher ihm in seiner „Gea" (1800, nachher erweitert) eine natürliche und feste Grundlage giebt statt der alten Eintheilung nach Staatsgebieten, eine Skizze zu dem, was hernach Ritter so glänzend durchführt. Aehnlich tritt der berühmte, zugleich als Politiker und Journalist rührige Geograph Maltebrun (1775—1826) einleitend auf mit seinem unvollendeten Hauptwerk „Précis de la géographie universelle" 1812 u. flg. Ein mächtiger Anstoß ist von der „Description de l'Égypte" ausgegangen, dem zuerst 1809—13 erschienenen Prachtwerke mit den gelehrten Beiträgen und den kostbaren Kupfertafeln, welches die Grundlage unserer neueren Kenntniß dieses Landes bildet. Das „Geographische Taschenbuch der Reisen" von Zimmermann, 1802—13 in zwölf Jahrgängen, behandelt in gefälligem und lehrreichem Vortrag einen großen Theil der bekannten Erde. Der bedeutende Reisende und Geograph Barrow giebt in dieser Zeit die Schrift über seine Reisen in China und Südafrika heraus, führt uns in die Kenntniß dieser Länder ein, faßt den ersten Gedanken einer geographischen Gesellschaft und fördert besonders die Expeditionen. Er namentlich hat zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt angeregt, daher ‚Barrowstraße'; später schreibt er über englische Seehelden. Gosselin, mit weiten geographisch-antiquarischen Forschungen beschäftigt, giebt uns in seinen „Recherches sur la géographie systématique et positive des anciens" 1798—1813 bedeutsame und sichere Kunde von den geographischen Kenntnissen der Alten.

**Astronomie:** Für diese Wissenschaft giebt sich ein allgemeines, wachsendes Interesse kund, sie steigt fast ebenso rasch wie die Chemie, und ihre Beobachtung gewinnt durch Anwendung der Refractoren. Ausschließ-

lich eigen sind unserem Jahrhundert die merkwürdig schnell gehenden Asteroiden-Entdeckungen in den Räumen, wo die frühere Wissenschaft in ihren Berechnungen einen Planeten angewiesen hatte. Mit dem ersten Tage des Jahrhunderts wird auch das erste dieser durch außerordentliche Kleinheit ausgezeichneten Wandelsternchen aufgefunden, und die letzte Zeit hat ihre Zahl rasch auf 79 getragen. Merkwürdiger Weise gehen diese Entdeckungen in zwei lang unterbrochenen Perioden vor, wovon die erste mit 1807 abschließt, die zweite mit 1845 anhebt, um dann ungewöhnlich rasche Erfolge zu erzielen. Ceres ist der erstaufgefundene dieser Asteroiden, dessen Existenz lange schon vermuthet war; Piazzi findet ihn am Neujahrstag 1800, Bode und Oriani erkennen ihn 1801 aus der Berechnung der Bahnelemente als Planeten, Gauß geräth durch Rechnung auf seine elliptische Bahn, und Olbers findet ihn am Neujahrstag 1802 wieder auf. Dieser entdeckt 1802 auch die Pallas und 1807 die Vesta, Harding 1804 die Juno. Friedrich Wilhelm Herschel beobachtet die vier Planetoiden sehr genau, berechnet ihre Durchmesser und stellt über die Natur dieser Weltkörper scharfsinnige Hypothesen auf. Derselbe beobachtet, nach seines Vaters Vorgang, der 1803 die Umdrehung des einen Sterns um den anderen herausgefunden, auch die Doppelsterne, was Bessel und Struve desgleichen thun. Zur Berechnung der Planetoidenbahnen findet Gauß neue Methoden, wendet sie an und legt sie nieder in dem Werke: „Theoria motus corporum coelestium". Legendre's astronomische Studien gehen insbesondere auch auf die Methode der Bestimmung der Planetenbahnen.

1811 entdeckt Flaugergues den Kometen dieses Jahres, der aber noch nicht genau bestimmt wird. Olbers findet am 6. März 1815 den zweiten der Kometen mit berechneter Bahn (der erste ist der Halley'sche); von 1801—27 entdeckt der Franzose Louis Pons, der ganz besonders nach diesen seltsamen himmlischen Wanderern forscht, ihrer 37 und berechnet mehrere.

Im Uebrigen ist es der große Astronom und Mathematiker Laplace, der für unser Jahrhundert diese Wissenschaft einleitet; seine hochberühmte „Mécanique céleste" 1799—1825 wird als ewiges Denkmal der neueren Astronomie stehen bleiben, und ebenso berühmt ist ihre populäre Bearbeitung „Exposition du système du monde". Seine Theorie des Weltalls ruht auf den zuerst von Lagrange auf-

gestellten virtuellen Geschwindigkeiten. Laplace weist zuerst analytisch die Existenz und Größe der Mondatmosphäre nach, bestimmt die reciproken Abweichungen aus den Bahnen aller Hauptplaneten und beginnt für die Jupiterstrabanten dieselbe Arbeit, die Delambre vollendet.

Johann Karl Burkhardt, einer der genauesten astronomischen Rechner, ist durch Berechnung der Kometenbahnen, der Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen für geographische Längenbestimmungen bedeutend, seine 1812 herausgegebenen Mondtafeln sind als die besten anerkannt. — Der Mathematiker und Astronom Freiherr v. Zach, ebenso gründlich im Studium als klar und faßlich in der Darstellung, wirkt durch seine Correspondenz über Erd- und Himmelskunde und durch die astronomischen Tafeln. — 1804—10 erschließt Friedrich Theodor Schubert's „Populäre Astronomie" ohne höhere Calculs aber mit Klarheit das Weltsystem weiteren Kreisen. Astronomische Handbücher schreiben Biot und Delambre. Sonnentafeln entwerfen 1806 Delambre und 1810 Carlini.

Bode's Himmelsatlas von 1801 ist den früheren gegenüber außerordentlich bereichert, und Piazzi vollendet 1814 seinen zweiten, 7646 Sterne enthaltenden Sternkatalog, das wichtigste seiner Werke.

**Mathematik:** Mit dem Anfange des Jahrhunderts beginnt die neue Analysis sich mit der Trigonometrie zu verbinden; Euler ist der Schöpfer der analytischen Trigonometrie.

Adrien Marie Legendre's tief- und scharfgedachte Studien leiten insbesondere die Geometrie ein; sein classisches Werk: „Éléments de géométrie" ist schon von 1790. In die vorliegende Zeit fallen namentlich die Resultate seiner Untersuchungen über die Attraction der elliptischen Sphäroide, wobei er zuerst den Beweis führt, daß die elliptische Gestalt die einzige ist, welche eine rotirende flüssige Masse im Gleichgewicht erhalten kann, und daß die einzelnen Theile sich gegenseitig proportional den Quadraten der Entfernung anziehen; auch über das Verhältniß der Sphäroide unter einander forscht er. Seine ebenso scharf- als tiefsinnig gedachte und durchgeführte Methode zur Bestimmung der Kometenbahnen ist mit großem Aufsehen aufgenommen worden.

Die Géométrie descriptive verdankt ihre erste wissenschaftliche Begründung Monge, dessen Lehrbuch von 1812 ist, und die analytische schuldet ihm wesentliche Verbesserungen.

1800 begründet Arbogast mit dem Werke: „Du calcul des dérivations“ die Derivationsrechnung, verwandt mit der durch Hindenburg eingeführten combinatorischen Analysis.

Laplace, als Mathematiker ebenso groß wie als Astronom, schreibt 1812 die „Théorie analytique des probabilités“ und 1814 den „Essai philosophique sur les probabilités“ und legt damit vielleicht das gewichtigste seiner Werke nieder. Er macht durch Anwendung der Integralrechnung die allgemeinste Auflösung der verwickeltsten Probleme der Wahrscheinlichkeitsrechnung möglich.

Gauß, wieder in beiden Gebieten gleich groß, bereichert in den „Disquisitiones arithmeticae“ die höhere Arithmetik mit den glänzendsten Entdeckungen und liefert für die meisten Sätze ganz neue Beweise, die sich durch Feinheit und Strenge auszeichnen, hier Aehnliches leistend wie Legendre in der Geometrie.

Lacroix wirkt sehr eingreifend als Lehrer des Faches; seine Lehrbücher sind allgemein in Frankreich verbreitet, in den Collegien fast allein zu Grunde gelegt, viel übersetzt und haben das Studium dieser Wissenschaft ungemein gefördert. Hauptwerk ist der „Cours de mathématique“ 1797. Seine wichtigsten Arbeiten beschlagen die Differential- und Integralrechnung und daran knüpfend die Differenzen und die Reihen.

Endlich hat Charles Dupin, ausgezeichnet als Geometer, Ingenieur, Wasserbaumeister und Statistiker, große Verdienste um die unermüdliche praktische Verwendung der mathematischen Wissenschaften im Staatsdienste. Er edirt 1812 in Toulon seine „tiefsinnigen“ geometrischen Untersuchungen und schreibt bis 1815 eine Darstellung der Schiffsbaukunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

So herrscht auch hier wie auf dem Boden der Chemie die ganze Zeit über französische Arbeit vor; das liegt im Geiste der wissenschaftlichen Richtung des Volkes überhaupt und noch mehr in Geist und Gunst des Kaiserreiches.

Diesen an sich theoretischen Wissenschaften schließt sich die praktische der Medicin an, auf deren Gebiete die Chirurgie sich am weitesten ausbildet. Eine wissenschaftliche Chirurgie entsteht erst eigentlich seit den Napoleonischen Kriegen in Frankreich, seit den Freiheitskriegen in Deutschland, durch die Nothwendigkeit einer besseren Militärchirurgie gerufen. Dieselbe Stellung zum Unterrichte wie Caldani's anatomische nehmen

lange die chirurgischen Schriften des ebenfalls zu europäischem Ruf gekommenen H. Callisen ein; am bedeutendsten ist in Frankreich Dupuytren. Praktisch wichtig, aber auch als Schriftsteller wirkend ist Jean Dominique Larrey, der sich edelmüthig aufopfernde und von der Armee halb vergötterte Militärchirurg aller Napoleonischen Feldzüge und Erfinder der ambulances volantes. Der große Chirurg und Anatom John Abernethy (1763—1831) hält streng die Ansicht fest, die Chirurgie dürfe nicht als besondere Wissenschaft von der Medicin getrennt werden, und behauptet in Parallele damit, alle localen Krankheiten seien nur Folge eines allgemeinen Leidens des ganzen Körpers, weshalb die nächste und größte Aufgabe des Arztes sei, dieses zu beseitigen.

Das Erste, was in der speciellen Medicin auftritt, ist der Broussaismus, genannt nach seinem Begründer François Jos. Vict. Broussais (1772—1838), im ersten Jahrzehnt und mit einer Schule, deren Anhänger sich wesentlich als die Physiologischen bezeichnen. Ihm gemäß erhält sich das Leben nur durch Erregung; diese kann bald zu stark, bald zu schwach sein, jenes aber häufiger, und auf dieser Surexcitation und Adynamie beruhen alle Störungen. Diese geben sich ursprünglich immer nur in einem bestimmten Organe des Körpers kund, von welchem die übrigen Organe und Systeme durch Sympathie mit afficirt werden können; allgemeine Krankheiten ohne primäre Organleiden giebt es gar nicht (directer Gegensatz zu Abernethy's Behauptung). Am häufigsten unter allen Organen sind Magen und Darmcanal der Reizung ausgesetzt, daher die Heilung namentlich der Fieber durch örtliche Blutentziehungen, besonders häufig Blutegel auf den Unterleib. Diese Erregungstheorie, einseitig und übertreibend und bei steigender Verbreitung von genauen physiologischen Kenntnissen wieder verlassen, hat doch wesentlich anregend und entwickelnd gewirkt und einem sorgfältigen Studium der pathologischen Anatomie und strenger Beobachtung der specifischen Krankheitsprocesse gerufen. — Die physiologische Medicin begründet ganz eigentlich der 1802 gestorbene Bichat, dessen Hauptwerke erst von 1800 an datiren; sein „Traité des membranes“ 1800 war berühmt und wurde viel verbreitet und übersetzt; doch stellte sich später der ebenso bedeutende Dupuytren seinen Anschauungen entgegen. — Reil (1758—1813), als Theoretiker und Praktiker, namentlich für psychische Uebel und

Augenkrankheiten, ausgezeichnet, ist besonders um Stadt und Universität Halle und nebenbei als hochherziger und unerschrockener Förderer des nationalen Geistes in der Zeit von Deutschlands Unterdrückung hochverdient. Seine Untersuchungen gehen wesentlich auf den Bau des Gehirnes und begründen ganz neue physiologische Ansichten. Hauptwerk: „Ueber die Erkenntniß und Cur der Fieber", 1799—1815.

Das geräuschvollste und bestrittenste ist das Auftreten der Homöopathie, eines Heilverfahrens, zu dem 1810 Hahnemann in dem „Organon der rationellen Heilkunde" den Grund legte, nachdem er es seit ungefähr drei Jahrzehnten durchprobirt hatte; es rief sogleich einen Sturm von Polemik herauf. An die Homöopathie knüpft nothwendig eine ganz neue Arzneimittellehre und strenge, jeweilen individuelle Krankheitserforschung.

Im Uebrigen ist der größte Förderer der Medicin Christian Wilhelm v. Hufeland, außer gründlichem und vielseitigem Wissen in den alten und neuen Systemen, denen er überall mit geistvoller Eklektik das praktisch Brauchbare zu entnehmen versteht, ausgezeichnet durch scharfsinnigen und vorzüglich der Praxis dienenden Blick; er fördert immer die Wissenschaft und ihre Anwendung mit einander („System der praktischen Heilkunde", unvollendet). Zugleich ist er ein ausgezeichneter akademischer Lehrer mit sehr anziehendem Vortrag. Pathologische Untersuchungen und der Streit mit der Brown'schen Theorie, die eben damals in Deutschland mehrfach, namentlich durch Röschlaub, kritisch dargestellt und erweitert wird, haben ihn vielfach beschäftigt.

Die Anatomie fördert Rosenmüller, unterstützt durch seltene Fertigkeit im Zeichnen der Naturkörper.

Professor Oertel in Ansbach macht 1804 auf den Werth einer allgemeinen und ausgedehnteren Anwendung des kalten Wassers als Heilmittel aufmerksam — erster Anstoß zur Wasserheilmethode.

Die Einrichtung von Polikliniken ist eine Schöpfung, die mit unserem Jahrhundert eintritt.

**Recht:** Man hat seine moderne Ausbildung streng zurückzuführen auf den großen Rechtslehrer Gustav Hugo (1764—1844), der epochemachend wirkt. Hochverdient ist er zumal um die tiefere Erforschung des römischen Rechtes und die Rechtsgeschichte; für jenes hat er außer Savigny und vor ihm das Meiste gethan und unter den Ersten seine

zeitliche Entwicklung erforscht und dargestellt. Seine literarisch-kritischen Beiträge zur römischen Rechtsgeschichte und zu allen Zweigen des Faches sind höchst werth- und gehaltvoll. Auch kommt ihm das Verdienst zu, in den civilistischen Lehrcursus die Philosophie des positiven Rechtes aufgenommen zu haben. Neben einem Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechtes ist namentlich dasjenige des civilistischen Cursus (1799—1812) sein Hauptwerk. Erstaunlicher Scharfsinn, der ihn zu den kühnsten Folgerungen treibt, tiefe Forschung und eine Gelehrsamkeit von seltenster Weite zeichnen den bedeutenden Geist aus.

Neben ihm steht nach Zeit und Gewicht Thibaut (1774—1832), der 1803 sein Hauptwerk edirt, das „System des Pandectenrechtes", hervorragend durch genaue und vollständige Zusammenstellung der Bestimmungen des römischen Rechtes und seiner Modificationen unter den neuzeitlichen Einflüssen, d. h. der Praxis, dem canonischen Recht und den deutschen Rechtsgrundsätzen. Nach dem Sturze des Napoleonischen Reiches ist Thibaut mit Anderen, so Schmid und Gönner, der Ansicht, daß Einheit eines der Zeit angemessenen und bestimmten Rechtes unter die wesentlichsten Bedingungen eines wohlgeordneten Staatenbundes zähle und für Deutschland nothwendig und auch erreichbar sei, und zwar ein allgemeines Gesetzbuch des bürgerlichen Rechtes, des Processes und des Strafrechtes, zu entwerfen durch ein Collegium tüchtiger Rechtsgelehrten. In dem Sinne schreibt er 1814 „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland". Dagegen erhebt sich Savigny „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" in ähnlichem Sinn wie schon 1789 Schlosser gegen die neue preußische Gesetzgebung, die Aufgabe so deutend, als sei vom Schaffen oder vielmehr Aufdrängen eines neuen Rechtes die Rede. Neue Gesetzbücher seien weder nöthig noch möglich und im Grunde nicht einmal die deutsche Sprache dafür reif, die vorhandenen Gesetzbücher Frankreichs, Oesterreichs und Preußens zu allgemeiner Einführung nicht geeignet. Savigny ist in diesem Streite das Haupt der historischen gegenüber der philosophischen Rechtsschule. Sein ebenfalls 1803 erscheinendes Werk „Das Recht des Besitzes", Epoche machend, ist der Ausgangspunkt aller neueren Untersuchungen über das Besitzrecht. Thibaut war auch großer Kenner der Musik, für Palestrina begeistert und die Neuerungen bekämpfend, weshalb er mit dem Zürcher Nägeli in Streit gerieth. — Anselm von Feuerbach,

der ausgezeichneteste Criminalist der neueren Zeit, durch Reinhold philosophisch gebildet und auf die Ergründung der Principien in der Rechtswissenschaft geführt, leitet eine ganz neue Bearbeitung der Strafrechtswissenschaft ein und stellt sich an die Spitze der sogenannten Rigoristen. 1806 beginnt er die totale Umbildung der bayrischen Strafgesetzgebung mit Abschaffung der Folter, 1813 wird sein Strafgesetzbuch für Bayern angenommen und bald anderwärts eingeführt oder nachgeahmt. Sein scharfer Blick und seine patriotische Gesinnung wenden sich allen Elementen des öffentlichen Lebens zu und streiten wider alle hierarchischen Uebergriffe. Sein Einfluß auf das Strafrecht ist ein außerordentlicher. Er verwirft die französische Jury, ist aber unbedingt für Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Gerechtigkeitspflege. Von der Abschreckungstheorie, die er zuerst streng festhält, kommt er später, durch die Praxis belehrt, zurück. Eine Universalgeschichte des Rechtes, die er unternommen, bleibt unvollendet.

1805 liefert der Rechtsgelehrte Anton Bauer in den nachher umgewandelten Grundsätzen des Criminalprocesses das erste selbstständige Lehrbuch dieser Wissenschaft und bleibt auch durch seine weiteren Schriften als Criminalist bedeutend. — Nikolaus Thaddäus von Gönner ist Stifter der philosophischen Rechtsschule. Von früh an zwischen der rechtswissenschaftlichen und der praktischen Thätigkeit getheilt und bei der Gesetzabfassung bethätigt, lenkt er seit der Mitte des ersten Jahrzehnts überwiegend in die praktische Laufbahn ein, weshalb auch seine späteren nach 1815 erschienenen Schriften, durch seine legislative Bethätigung hervorgerufen, sich durchaus auf Gesetzgebung beziehen. Die in die erste Periode fallenden beschlagen auserlesene Rechtsfälle, den gemeinen Proceß, zu dem er ein Handbuch liefert, das deutsche Staatsrecht und ein Archiv für Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums.

Staatswirthschaftlich erscheint als Hauptfactor, daß Sartorius 1806 durch einen Auszug aus dem Werke von Adam Smith zuerst dessen Lehrsätze auf die Universitäten bringt. In Deutschland hat diesem Fache namentlich Friedrich Julius Heinrich Graf v. Soden Bahn gebrochen durch sein classisches Werk: „Die Nationalökonomie“, 5 Bände, 1805—20, das in mehreren, nach einem neuen und genialen Plan entworfenen kleineren Schriften vorbereitet ist. Von reicher, auch

publicistischer und künstlerischer Bildung und genialen Ideen, ist er aufs Vielseitigste thätig.

**Philologie, Mythologie und Archäologie, classische Studien:** Als einleitendes Haupt für die classischen Studien in Deutschland ist Gottfried Hermann zu nennen, einer der größten modernen Philologen, der durch seine Ausgaben der Classiker, durch seine Programme, seine Gelegenheits- und gelehrten Fehdeschriften, wie als akademischer Lehrer höchst Bedeutendes gewirkt und die Behandlung der griechischen Grammatik gründlich reformirt hat. Geradezu epochemachend ist nach dieser Richtung sein Werk „De emendanda ratione Graecae grammaticae“, 1801. Seine kritische Befähigung ist eminent, und er hat sich gewissermaßen den römischen Geist zu eigen gemacht. Für Frankreich ist bahnbrechend Jean Louis Burnouf durch die „Méthode pour étudier la langue grecque“, 1814, ein Werk, das er ähnlich fürs Lateinische wiederholt und durch andere Lehrbücher ergänzt; er ist als Lehrer und Schulschriftsteller gleich bedeutend und vollendet später (1827—33) eine in Frankreich bis jetzt unübertroffene Uebersetzung des Tacitus. Chr. Fr. W. Jacobs (1764—1847), durch sein „Elementarbuch der griechischen Sprache“ 1805 um den griechischen Unterricht hochverdient, hat sich als Humorist und Uebersetzer wie auch als Erzähler einen Ruf gemacht. Gründliche Studien, feingebildeter Geschmack, correcter Styl und elegante Sprache haben ihn zu einem gleich vorzüglichen Kenner des antiken Lebens als Verbreiter dieser Kenntniß gemacht. Außerordentlich vielseitig und productiv, wirkt er durch Uebersetzungen, Ausgaben, Sammelwerke für Kritik und Auslegung, durch Reden und Abhandlungen. — Gottfried Heinrich Schäfer, um die griechische Grammatik sehr verdient, bezeugt seine große philologische Thätigkeit durch eine ansehnliche Reihe von Ausgaben. Höchst schätzbare Ausgaben römischer und griechischer Classiker liefert noch Daniel Wyttenbach, der berühmteste neuere Philologe Hollands, der die große Kenntniß des Alterthums auch durch sein ausgezeichnetes Latein in den abhandelnden Schriften bezeugt. Das Hervorragendste für England sind Thomas Taylor's, des Platonikers, Uebersetzungen des Aristoteles 1804 und des Plato 1810 mit vorzüglichen Untersuchungen über diesen und seine Philosophie. — Wohl der größte und jedenfalls gefeiertste Archäologe der neueren Zeit, Ennio Quirino Visconti, verfaßt auf Napoleons

Anregung und Unterstützung 1801 die „Iconographie grecque“, der 1818—20 die „Iconographie romaine“ folgt, zwei ganz ausgezeichnete Werke, welche die Kunst und durch sie die Geschichte der alten Welt in lebendiger Anschaulichkeit dem nahelegen, der nicht die Länder selbst und die großen Museen besuchen kann. Visconti zieht blos das äußerlich Künstlerische der Kunstdenkmale in Betracht ohne mythologisch-philosophische Forschungen oder Auslegungen, wie Winckelmann sie giebt, ist aber auf seinem Gebiet unvergleichlich und schreibt bündig. — Um die Archäologie und Kunstgeschichte Frankreichs ist Millin verdient; seine Lehrbücher für das Studium der Antike, Münz- und Gemmenkunde, Mythologie bieten einen guten Ueberblick, doch ohne tiefere Ideen. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Mythologie beginnt erst recht mit Heyne und wird fortgesetzt durch Creuzer und seine Gegner. Mehrfache Studien werden unternommen und Resultate erzielt zu Gunsten der Echtheit und des inneren Werthes der im Ganzen mit der altgermanischen zusammenstimmenden nordischen Sage und Mythologie. Hieher fällt auch die erste Phase des Streites über die im Jahr 1805 anerkannte, später wieder bestrittene Echtheit des Macphersonschen Ossian.

Der gepriesenste Orientalist der Zeit ist Silvestre de Sacy, dessen Ruhm seine zahlreichen Schüler über ganz Europa getragen haben. Seine „Grammaire arabe“ 1810 entwickelt eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Gründlichkeit der arabischen Kenntnisse und trägt diese Eigenschaften auch in die Interpretation, so daß sie den arabischen Studien eine vollständig neue Wendung giebt. Seine Gelehrsamkeit hat großartig universellen Charakter und bedient sich der enormen Sprachkenntnisse nur, um die Geschichte der orientalischen Völker nach allen Seiten zu durchdringen; so beschäftigen ihn die Münzkunde und selbst die Kirchengeschichte. Sir Charles Wilkins ist der erste Europäer, der Sanskrit studirt, bengalische und persische Lettern schneidet und gießt, Uebersetzungen liefert: 1808 Sanskritgrammatik, Persisches mit Richardson. Carey bearbeitet 1804 in Ostindien und giebt heraus die Fabeln des Bidpai als Hitopadesa; er und Marsham unternehmen 1806—10 eine unvollendet gebliebene Ausgabe des Ramajana mit englischer Uebersetzung. Der große dänische Alterthumsforscher Zoega erläutert mit unendlicher Mühe und Anstrengung die koptischen Schriftrollen im Museo Borgiano und

macht weite Forschungen über das ägyptische und griechische Alterthum. Quatremère weist 1808 das Koptische als wesentlich altägyptisch nach.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts werden mit Erfolg gekrönte Versuche gemacht in Entzifferung der Hieroglyphen, und zwar zuerst an der berühmten Inschrift zu Rosette, und diese Entzifferung ist eine der größten wissenschaftlichen Thaten des Jahrhunderts. Silvestre de Sacy, Åkerblad, Quatremère und wesentlich Thomas Young gelangen zu ihrer zwar noch sehr unvollkommenen stufenweisen Auflösung, auf welche die Folgenden weiter bauen. Åkerblad hat in Wahrheit die ersten ägyptischen Schriftzeichen aufgelöst. Young (1773—1829), der englische Arzt, Naturforscher, Mathematiker und Alterthumsforscher, ist nach der letzteren Richtung durch seine Untersuchungen über die alte ägyptische Schrift ausgezeichnet und schreibt 1815 über die Papyrusrollen und die Inschrift von Rosette; der Erste erkennt er die Hieroglyphen als phonetische Schrift und empfiehlt zu ihrer Erklärung das Koptische. — Die Forschungen über die Keilschriften beginnen in Deutschland 1802 durch Grotefend, welcher einige Königsnamen entziffert, rücken aber für geraume Zeit erst langsam vor. — Der Missionär Carey giebt Grammatiken und Lexiken mehrerer indischer Dialekte heraus.

Für die Sprachwissenschaft im Allgemeinen ist Bernhardi gewichtig durch seine „Sprachlehre“ 1801—3 und die „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft“ 1805, beide Werke für den damaligen Stand der Wissenschaft von ganz entscheidendem Gewicht. Bernhardi ist mit Tieck, von dem er stark bestimmt wird, der geistreiche Verfasser der „Bambocciaden“ 1797—1800, auch als ausgezeichnet tüchtiger Pädagoge bewährt und steht vielseitig wirksam mitten in den literarischen Kreisen der romantisch-philosophischen Zeit Berlins. — Einer der frühesten ist Vater thätig für allgemeine Sprachkunde; als Orientalist sammelt er große Materialien und bearbeitet zugleich das Grammatische; er giebt neue Aufschlüsse über die Sprachzusammenhänge auf afrikanischem und namentlich amerikanischem Boden.

Die Forschungen auf dem Gebiete der einzelnen europäischen Sprachen weisen folgende Hauptträger auf:

Eberhard's, des freisinnigen Theologen und eklektischen Philosophen, „Deutsche Synonymik“ 1795—1802, von Anderen fortgesetzt,

ist anerkannt das Beste, was bis auf ihn herab auf diesem Boden geleistet worden.

Kolbe, zugleich als Kupferstecher ausgezeichnet, vergleicht die französische und die deutsche Sprache in Bezug auf ihren Wortreichthum und ihre Befähigung zur Poesie und kämpft ausdauernd für deutsche Sprachreinheit. Sein Hauptwerk ist „Ueber den Wortreichthum der deutschen und der französischen Sprache und die Anlage beider zur Poesie". Großer Scharfsinn, klares Gefühl, ruhige und gerechte Prüfung, eindringliche Kenntniß des Wesens beider Sprachen und ihrer Literaturen, ein reiner und gerade in den rechten Schranken gehaltener Widerwille gegen Sprachmengerei zeichnen ihn aus.

Für holländische Sprache sind Weiland's Schriften hervorragend.

Italienisch: 1811 wird die Academia della Crusca neu hergestellt, aber nicht neu belebt. Antonio Cesari, pedantisch für die Sprache des goldenen trecento eingenommen, doch bedeutend für nationale Regeneration des durch französische Einflüsse verderbten Italienischen, wirkt durch Wörterbücher, Commentare, Ausgaben, Uebersetzungen und Abhandlungen; 1800—9 giebt er das bereicherte Vocabolario della Crusca heraus, gegen deren Pedantismus vor ihm Cesarotti aufgestanden war. Fernow, der geschmackvolle und gelehrte Kunstkenner, schreibt über italienische Sprache und römische Kunst und macht den ersten Versuch einer Zusammenstellung der italienischen Dialekte. Sebastiano Ciampi hat bedeutendes gelehrtes Verdienst um die Literatur und Sprach- und Kunstgeschichte Italiens und bahnt namentlich der urkundlichen Behandlung der letzteren den Weg. Seit 1816 wird die von dem auch als Reisender und Naturforscher namhaften Acerbi begründete Biblioteca italiana ein Mittelpunkt der geistigen Thätigkeit des nördlichen Italien; sie giebt historische Begründung und Erweiterung des Sprachschatzes.

Das Bretonische (celtisch) wird von Le Gonidec lexikalisch und grammatikalisch bearbeitet, und seine Grammatik desselben 1807 ist als die beste anerkannt; er wirkt auch durch Uebersetzungen und hat es erst eigentlich zur Schriftsprache erhoben.

Joseph Dobrowsky (1753—1829), durch großartige Büchergelehrsamkeit und sehr weite Reisen für das Studium slavischer Sprachen und Geschichten gebildet, gilt als der wissenschaftliche Begründer der

slavischen Philologie; er bezieht sich dabei immer wieder auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen. Dobrowsky ist zugleich der Erste, welcher die Verwandtschaft der slavischen Sprachen mit den classischen einer- und mit den germanischen andererseits nachgewiesen und so eine Grundlage zur neueren vergleichenden Sprachforschung überhaupt, zur allgemeinen deutschen Sprachwissenschaft insbesondere, wie sie durch die Grimm ausgebildet worden, gelegt hat.

Die Metrik wird erst wissenschaftlich auf den Begriff des Rhythmus durch den gelehrten Hermann gebaut, aber eine musikalische Grundlage fehlt, was Bernhardi rügt und Apel bessert. Der Letztere, vielseitig durch das Recht, die Naturwissenschaft, die Philosophie, die alte und neue Philologie gebildet, von reichen Kenntnissen, seinerzeit auch als Erzähler und Novellenschriftsteller viel gelesen („Gespensterbuch"), begründet ganz eigentlich seinen gelehrten Ruf durch die „Metrik", 1814—16. Seine Sprache ist immer glatt und gefällig; scharfe Beobachtungsgabe prägt sich in klarer Anschauung und kräftiger Darstellung aus. Die dramatischen Versuche, denen er eine eigenthümliche Anschauung über den Gegensatz von antiker und moderner Tragik unterlegt, sind verfehlt.

Als Curiosum sei der pasigraphischen Versuche und der Schriften über Pasigraphie gedacht.

Geschichtliche Fächer: Die Forschung im Großen feiert, es ist keine Zeit für sie; das Tagesleben einer-, die Speculation andererseits nehmen die Kräfte in Anspruch. Unter den Geschichtschreibern reicht Heeren aus dem achtzehnten in das jetzige Jahrhundert herein. Nach mehr gelehrter Seite wirken: Schlichtegroll, vielseitig, bedeutend für Numismatik und ältere vaterländische Geschichte, auch mit biographischen Arbeiten beschäftigt. Daneben ist sein „Nekrolog der Deutschen" 1791—1806 ein vorzügliches Werk. — Die neueren Studien über Chronologie werden eingeleitet durch das von den Benedictinern verfaßte, von St. Allais fortgeführte große Werk „Art de vérifier les dates", 19 Bände, 1808—21. — Amaury Duval, der große und vielseitige Gelehrte, arbeitet mit an der ebenfalls von den Benedictinern angefangenen Geschichte der französischen Literatur. — Henry Thomas Colebrooke (1765—1837) ist einer der Ersten, welcher mit ebenso tiefer Gelehrsamkeit als besonnener Kritik die indische Literatur studirt

und ihre Kenntniß nach Europa trägt; er wirkt durch Ausgaben, Uebersetzungen und Abhandlungen. — Cean-Bermudez (1749—1829) ausgezeichneter spanischer Kunstgeschichtschreiber, vertrauter Freund des edlen Jovellanos, über dessen Leben er 1814 auch memorias schreib ist von dem berühmten Rafael Mengs zu Madrid in die Kunst ein geweiht worden. Sein „Diccionario historico de los mas illustre professores de las bellas artes en España“ 1800 und die „Noticia de los arquitectos y arquitectura de España“ 1829 werden mi Auszeichnung genannt, und das erst nach seinem Tod erschienene Wer über die römischen Antiquitäten in Spanien ist für die alte Geographi und Archäologie des Landes von wesentlicher Wichtigkeit.

Die Bibliothekwissenschaft wird mit unserem Jahrhundert begründe und ausgebildet, die Diplomatik eben wesentlich umgeformt, bald abe als von wenig Werth aufgegeben. Johann Samuel Ersch ist de treffliche Begründer der neueren deutschen Bibliographie und allgemein Muster geworden für alle bibliographischen Arbeiten. Sein erstes bahnbrechendes Werk ist das „Allgemeine Repertorium der deutschen Literatur“ 1793—1809, eine mit Recht als mühevoll bezeichnete Arbeit welche die Literatur von 1785—1800 vollständig und genau und dazu noch die über sie erschienenen lobenden und tadelnden Recensionen, Alles sorgfältig und planmäßig, verzeichnet. In seiner fortlaufenden journalistisch-biographischen Thätigkeit, der namentlich sein weiten philologisch-geschichtlich-geographischen Studien dienen, hebe sich ganz besonders heraus das „Handbuch der deutschen Literatur sei der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit“ 1812—1 und die mit Gruber 1818 begonnene „Allgemeine Encyclopädie de Wissenschaften und Künste“. Seltene Selbstständigkeit, Genauigkei und treffliche organisatorische Einrichtung sind die namhaften Vorzüg seiner Arbeiten. — Brunet's „Manuel du libraire“ 1810 ist maßgebend für die bibliothekarische Bibliographie, nicht blos in Bezug au die wissenschaftliche, sondern auch auf die antiquarische Werthbestimmung aller Preßerzeugnisse seit Erfindung der Buchdruckerkunst. — Von Thomas Dibdin's bibliographischen Schriften wird mehr di blendende artistische und typographische Vollendung gerühmt, wie weniger dagegen treue, selbstständige und vollständige Wahl des Stoffes Geschmack und Genauigkeit auch nur in den rein bibliographischen Angaben.

**Philosophie** und **Pädagogik:** Außer den deutschen ist der größte philosophische Denker Dugald Stewart (1753—1828), der Hauptschriftsteller der schottischen Philosophenschule, nach der durchgängigen neueren Manier der Engländer viel in essays schreibend, von dem berühmten Reid den metaphysischen Studien gewonnen, doch zu wenig mit der deutschen Philosophie vertraut. 1792—1827 verfaßt er sein Hauptwerk „Elements of the philosophy of the human mind". Er will, hierin die schottische Philosophenschule bestimmend, im Gegensatze zu Locke's Empirismus und Hume's Skepticismus die dem Geist immanenten Wahrheitsprincipien zur Geltung bringen, schafft in der schottischen Philosophie Form und Ordnung, macht sie populär. — Gérando, mit Laborde und Lasteyrie ein Hauptförderer des gegenseitigen Unterrichtes in Frankreich, für die Nationalindustrie berühmt, ragt auch als Philosoph und Moralschriftsteller hervor. In der ersteren Thätigkeit geht er von Locke-Condillac'schen Grundsätzen aus, schreibt im Anfange des Jahrhunderts über den Einfluß der Zeichen auf die Bildung unserer Ideen und über den Ursprung unserer Erkenntnisse, was ihm großen Ruf unter den Ideologen macht, entfernt sich aber immer weiter von der sensualistischen Ideologie und wendet sich dem Spiritualismus zu. Seine Geschichte der Philosophie 1803 gilt als das beste französische Werk dieser Art. Das menschliche Leben betrachtet er als eine große fortlaufende Erziehung.

Außer den praktischen Erziehern ist als pädagogischer Schriftsteller namentlich von Ruf der Theologe Schwarz (1766—1837), der sich in der theologischen Wissenschaft innerhalb der populär-philosophirenden und praktischen Theologie und der Moral bewegt. Anfänglich der Philosophie Kant's zugethan, die auch ihn ergreift, tritt er später zu einem mystisch-biblischen Supranaturalismus über. Bedeutend ist sein pädagogisches Hauptwerk „Erziehungslehre" 1804—13, und daneben das Lehrbuch der Pädagogik. Johann Baptist Graser, sehr thätig für Volksbildung in Bayern, schreibt Mehreres über Erziehung und Unterricht. Karl Hahn verfaßt Sprach-, Erziehungs- und Kinderschriften. Der Schnepfenthaler Pädagoge GutsMuths leitet namentlich die physische Erziehung und betreibt die Gymnastik als Unterrichtsfach zunächst aus rein pädagogischem Gesichtspunkte, wozu aber später noch die vaterländische und volksthümliche Betrachtung tritt. Seine

„Gymnastik für die Jugend“ ist ein classisches Hülfsmittel der Erziehung und die Grundlage aller folgenden Werke ähnlichen Inhaltes geworden. — Cajetan v. Weiller, der freisinnige, erleuchtete und philosophisch durchgebildete katholische Theologe, um den Unterricht im Sinne der Entwicklung der Vernunft in Bayern sehr verdient, hat übet Pädagogik, Philosophie und Religion geschrieben.

Die Theologie, das ist richtig betont worden, schwankt durchs erste Drittel unseres Jahrhunderts zwischen einer halben Hingabe an den Rationalismus des achtzehnten, so daß sie die biblische Geschichte wirklich geschichtlich behandeln möchte und doch nicht darf, und einem halben Supranaturalismus romantischen Styls, der den Offenbarungs- und Wunderglauben festhalten möchte und doch fortwährend an die neuerwachte Vernunft in der Forschung Zugeständnisse machen muß. Die allgemeine Denkrichtung ruft den gelehrten Streit zwischen den beiden Richtungen herauf, zunächst durch Reinhard, und es ist natürlich, daß er sich hernach mit politischen Parteiinteressen versetzt. Reinhard, der gelehrte, philosophisch durchgebildete Theologe und berühmte Kanzelredner, giebt sich mit tiefem Interesse philosophisch-theologischem Forschen hin, das sich mehr und mehr dem Glauben an das nach richtiger Schriftauslegung rein hergestellte Christenthum zuwendet. Sein Hauptwerk „System der christlichen Moral“ läuft von 1788 bis 1815.

Der ganze Widerstreit mit all seinen Unsicherheiten und Vermittelungsausflüchten spiegelt sich vollständig ab in Christian Friedrich v. Ammon und Karl Ludwig Nitzsch. Beide von Kant's Geiste gestreift, aber in einem wechselnden Entwicklungsproceß begriffen und später einzuführen. Vermittelung ist das ganze Streben. — Speculativ klarer als sie Beide, aber sehr beweglich ist Karl Daub (1765—1836), der in seinen Schriften wie kein Zweiter den Einfluß der philosophischen Systeme von Kant's Kriticismus an wiederspiegelt und die lebendigste Wechselwirkung zwischen moderner Philosophie und Theologie darstellt. Daub zeigt darum fortwährendes Schwanken und immer neue Fortentwicklung, die sich in der Reihenfolge seiner Schriften auffallend ausprägt. Das ist eine doppelt interessante Erscheinung an einem Manne, der dafür anerkannt ist, im Denken und Forschen die strengste Gewissenhaftigkeit zu behaupten. Sein „Lehrbuch der Katechetik“ 1801 hält sich durchaus auf dem Standpunkte des Kriticismus; seine „Theologumena“ 1806 mit ihren erläuternden „Vorlesungen“ 1808 sind unter

dem Einflusse der Schelling'schen Identitätsphilosophie geschrieben, und sein „Judas Ischarioth, über das Böse im Verhältniß zum Guten" 1816 trägt sogar ein starkes mystisches Element in sich; das aber weicht später vollständig der Hegel'schen Dialektik, für die Daub mit großer Thätigkeit wirkt und auf deren Standpunkt namentlich das 1833 erschienene Werk verharrt „Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens". Es ist richtig bemerkt worden, daß Daub darauf ausgeht, mit Hülfe seiner dialektischen Kraft dem Glauben neue Stützen zu schaffen.

Paulus in Heidelberg stellt in seinem von 1800 an erschienenen Commentar zum Neuen Testament zuerst die Forderung an den Forscher der biblischen Geschichte, zu unterscheiden, was Factum und was Urtheil sei; als Hauptaufgabe ergiebt sich für den pragmatischen Historiker, die beiden meist so eng verwachsenen und doch im Wesen ganz unterschiedenen Bestandtheile zu kennen und aus den Zeitanschauungen und persönlichen Meinungen der Betheiligten und Erzähler den Kern des Factums herauszulösen. Paulus ist hierin nach Eichhorn, der 1804 in seiner berühmten „Einleitung ins Neue Testament" den ersten nennenswerthen Versuch der Evangelienkritik machte und ein Urevangelium annahm, das Haupt des rationalistischen Raisonnements, das nach thatsächlicher Geschichte sucht und sich in ihm zuspitzt. — Im Uebrigen wird in der biblischen Theologie die historische Methode eingeführt mit De Wette's „Biblischer Dogmatik" 1813, damit der Unterschied des Alten und Neuen Testaments und der Entwicklungsstufen innerhalb beider geltend gemacht und so die Theologie unter den dogmengeschichtlichen Standpunkt gebracht, was die neuere Forschung erst ins Consequente verfolgt.

Das völlig in der Zeit liegende Streben, den Begriff des Mythus als für alle älteste Geschichte allgemein gültigen aufzustellen, greift bereits auch auf die sogenannte heilige Geschichte über, und schon tritt Bauer (1802) mit einer hebräischen „Mythologie des Alten und Neuen Testaments" auf, was man für jene Zeit in der That als ein Wagniß bezeichnen darf. Es bereitet sich in diesen Jahren der Umsturz der natürlich-rationalistischen Auslegungsmethode durch die mythische vor und hängt genau an der oben angemerkten Methode, welche ganz neue Ansichten über die Abfassungszeit der testamentlichen Bücher begründet; wie diese weiter hinausgerückt, die Zeiten des Geschehens

in fernere Distanz von denen des Aufzeichnens gebracht werden, was Vater und De Wette unter den Frühesten auszuführen beginnen, so wird auch die rationalistische Auslegung mehr und mehr von der mythischen überholt und zurückgedrängt. Man begann damit auch die Mängel der Paulus'schen Erklärungsweise aufzuspüren: das unhistorische Verfahren gegenüber dem Texte der Urkunden, die gezwungene und meist wenig erfolgreiche Ausdeutung, die Herabwürdigung der biblischen Geschichte und ihre Entleerung vom Heiligen und Göttlichen. Doch tritt auch der mythische Standpunkt noch nicht rein und consequent in die Bahn, sondern geht erst einen langsamen und eitlen Vermittlungsproceß durch, der die Geschichte nicht aufgeben will und sich doch bei ihren klar herausspringenden Resultaten nicht beruhigen kann, ein Bemühen, von dem frühe schon mit Recht gesagt wurde, daß der strenge Supranaturalist es verketzern, der Rationalist es verlachen werde, halb Mythe, halb Geschichte, Dichtung und Wahrheit, Niemanden befriedigend.

Das Schwanken ist allgemein trotz der selber nicht einheitlich in sich abgeschlossenen Hegel und Schleiermacher. Es ist eine allerdings unerläßliche Vermittelungsphase, die uns klarer und entschlossener auf sie Rückblickenden ein leichtes Bedauern abnöthigt; das ganze Streben läuft auf vermittelndes Umhüllen und Verquicken hinaus, dessen größter Repräsentant mit einem höher als das Ziel stehenden Geistesaufwande Schleiermacher selber ist. Abgesehen von den intelligentesten Spitzen in den Leitern, die auch dem Halben geistiges Relief zu geben verstanden, macht auf denjenigen, der das Glück hat außerhalb des theologischen Gezänkes zu stehen, diese ganze Uebergangszeit einer Theologie, die wissen möchte und doch nicht recht darf, glauben sollte und doch nicht recht will, den Eindruck des Schwächlichen. Die Erklärungsgründe liegen nahe, warum es wieder der deutsche Geist ist, der diesen Kampf durchficht.

In Bezug auf die Textkritik des Neuen Testaments und die Sichtung des bis dahin ungeordnet aufgehäuften Materials ist eigentlich Epoche machend Griesbach, der durch den kritischen Ueberblick und die gewaltige Weite seiner Studie die zweite Auflage seiner Testamentausgabe mit ihren gelehrten Polyglotten zu einem förmlich unentbehrlichen Handbuche des Kritikers machte, übrigens sich noch sehr conservativ verhielt.

So viel über die Forschung. Ergänzend sei ein flüchtiger Blick auf ihre Förderungsmittel geworfen.

Ueber wissenschaftliche Institute, welche die Zeit geschaffen, läßt sich als Wesentlichstes das anmerken: Gelehrte Gesellschaften und Akademien breiten sich namentlich seit Anfang des Jahrhunderts über die ganze Erde aus; die großen polytechnischen Anstalten kommen eben erst auf, neue Universitäten und viele höhere Schulen entstehen; insbesondere eifert hierin auch Rußland dem übrigen Europa nach.

Universitäten: 1802 wird die eingegangene Dorpater neu errichtet; 1803 Wilna eröffnet; seit demselben Jahre, da Heidelberg an Baden kommt, blüht unter Karl Friedrich die Universität neu auf, und ihre Bibliothek wird durch eigenen Fond neu gegründet; 1804 entstehen die Universitäten von Charkow und Kasan und die Moskauer wird verbessert und hernach um 1813 wieder eröffnet; 1807 Marylanduniversität in Baltimore; 1810 die Innsbrucker zum zweitenmal aufgehoben, 1826 wiederhergestellt; 1811 Christiania gestiftet und 1813 eröffnet; im gleichen Jahre wird die Breslauer Universität durch Vereinigung mit der Frankfurter erst zur vollständigen erhoben; 1812 Genua, 1813 Petersburg und Helsingfors. Sehr wechselnde Schicksale hat das schwergeprüfte Halle; 1806 wird die Universität von Napoleon, der ihren vaterländischen Einfluß fürchtet, geschlossen, 1808 vom König von Westphalen wiederhergestellt, 1813 nochmals aufgelöst, nach der Leipziger Schlacht wieder eröffnet und 1815 die Wittenberger mit ihr vereinigt. Helmstädt und Rinteln werden 1809, Salzburg 1810 aufgehoben.

1801 entsteht als erstes in Deutschland das technische Institut in Prag; 1803 wird die polytechnische Schule in Wien projectirt, 1814 errichtet, 1815 eröffnet, 1818 erweitert; die Pariser wird von Napoleon neu eingerichtet und mächtig unterstützt. Napoleon legt die Militärschule zu Saint-Cyr an, und 1810 entsteht die Marineschule zu Toulon. 1801 steht das geographisch-militärische Institut in Mailand auf, das sich durch seine Karten einen Namen macht; 1804 Bertuch's geographisches Institut, von dem außer vielverbreiteten Kartenwerken auch andere ausgehen, wie z. B. die von Zach begründeten geographischen Ephemeriden; 1812 legt Bessel die Königsberger Sternwarte an; 1811 gründet Heinrich Cotta die Akademie für Forst- und Landwirthschaft zu Tharandt, die 1816 zur königlichen unter seiner

Direction erhoben wird. Thiersch stiftet in München ein philologisches Institut, das 1802 als Seminar mit der Akademie und später mit der Universität verbunden wird.

Akademien für Geschichte und Antiquitäten, Naturgeschichte und Medicin werden gestiftet; Neapel, Florenz, Paris, Dublin, Dresden, New-York werden ihre Sitze; weitaus das gewichtigste ist das 1804 von Napoleon umgestaltete und in vier Classen getheilte Institut impérial. In der Union wird Philadelphia Hauptsitz der Wissenschaften und Künste, für die eine Reihe von Anstalten ersteht. Historische, literarische und naturwissenschaftliche Gesellschaften stehen neu auf oder breiten sich weiter über die Länder aus.

Drei Namen sind es, die für sich vor den anderen herausgehoben werden müssen; auf dem theologischen Boden Schleiermacher, auf dem rechtsgeschichtlichen Eichhorn, auf dem philologisch-mythologischen Creuzer.

## Schleiermacher
(1768—1834).

Friedrich Eduard Daniel Schleiermacher, dessen geistige Richtung mit dem Anfange des Jahrhunderts ausgebildet auftritt, ist eine reiche und volle, aber nie ganz abgeklärte Mischung aus Platonischem Gemüth, Fichtescher Vernunft und romantischer Poesie, unendlich bestimmbar und bestimmend, doch überwiegend receptiv, der weitest wirkende philosophische Theologe seiner Zeit; die unsere hat freilich seinen Uebergangsstandpunkt schon lange überholt. Er will das allerdings möglichst frei gefaßte Dogma in Philosophie auflösen, was nie ohne Phrase abgeht; aber auch das nahm man als verborgene Weisheit hin der oft bezaubernd schönen Form und feinen Denkweise zu lieb. In dem eingebornen Streben, Plato und Fichte zu vereinen und die verschiedenen Geisteskräfte durch seine Religion gleicherweise zu befriedigen, mußte die rationelle Klarheit oft an die blühende Redeformel verloren gehen, und kaum ein Zweiter hat sich nach der Richtung so viel verzeihen, ja so viel bewundern lassen. Immer giebt er dem religiösen Bedürfniß Ausdruck in philosophischer Form, so besonders schon in den berühmten „Reden über die Religion“ 1799, einem unserer herrlichsten Literaturdenkmale, ebenso kühn im Gedanken als schwungvoll im Vortrag, und in den „Monologen“ 1800. Tiefes religiöses Bedürfniß, auf dem lebhaften Gefühle

ruhend und durch die Erziehung in der Brüdergemeinde gepflegt, immer lebendige philosophische Speculation, am Idealismus Plato's großgezogen und an der Identitätsphilosophie ihre angemessene Ausbildung vollziehend: das nie ruhende und doch in dem reichen Geist eine eigen erfüllte Harmonie begründende Ineinanderspielen der beiden Factoren macht seine Geisteseigenthümlichkeit aus. Er hat etwas Weibliches in seinem Gemüth, viel Schöngeistiges in dem ganzen Seelenleben.

Bewundernswürdig ist die Vielseitigkeit seiner Kräfte und Thätigkeiten; in der ersten, glänzenden Zeit der Berliner Universität ist er eine ihrer geistigen Größen; in der Zeit der Unterdrückung wirkt er mit dem reinen und hohen patriotischen Muthe lebendig erhebend von der Kanzel und dem Katheder herab; wissenschaftlich vertritt er immer das Recht der freien Prüfung und übt die nachhaltigste Wirkung auf Methode und Ziel der Studien, so durch die beiden Schriften über die deutschen Universitäten und das theologische Studium.

Bestimmt durch die herrnhutische Erziehung, geht seine Anschauung von der weihenden Anerkennung der individuellen Lebensformen aus, individualisirt die Religion selber zuerst in unhaltbarer Weise, löst sie, wohl wieder in Folge desselben Einflusses, in Empfindung auf und spricht das Reich des Handelns von ihrer Einwirkung frei, indem er die Sittlichkeit im Sinne der kritischen Philosophie von ihr unabhängig setzt. Noch in der „Weihnachtsfeier“ 1806, die bereits mehr auf das positive Christenthum eingeht, sucht er mit zu großer Gefälligkeit die Berechtigung der verschiedensten Standpunkte gleichsam naturphilosophisch nachzuweisen. In seiner dialektischen Entwicklung geht er immer vom christlichen Bewußtsein, der inneren Erfahrung, dem specifisch religiösen Bedürfnisse des Gemüthes aus. Und so ist es dieselbe Subjectivität, welche seiner Christologie eine höchst unsichere Unterlage giebt. So erhebend und frei entwickelt diese ist, sie genügt doch weder der Wissenschaft noch dem Glauben; jenes nicht, indem das Ideal in einer einzelnen historischen Person wirklich geworden sein soll, dieses nicht, indem sie gleichwohl die Grundsteine aus dem Gebäude des specifisch christlichen Glaubens herausbricht. Es läßt sich das schwerlich zutreffender und markiger sagen, als wie Strauß es in seiner Dogmatik thut, mit Worten, die auf Schleiermacher's ganzes Wesen zutreffen:

„Als ächter Idealist geht zwar Schleiermacher in der Deduction seines Christus vom Subject aus; aber eben daß er aus demselben herausgeht, daß er allen absoluten Inhalt, den er in demselben antrifft, aus der Mittheilung von dem äußerlich dagewesenen Gottmenschen ableitet, ist der Rückfall auf den Boden des altkirchlichen Systems. Freilich, will man eben dem Manne um dieses Verrathes willen zürnen, so muß man ihm wieder gut werden, wenn man bemerkt, daß er nicht blos die Philosophie an die Theologie sondern ebenso die Theologie an die Philosophie verrathen hat: und gerade diese Zweiseitigkeit und Zweideutigkeit ist das Wesen seiner Stellung in der Geschichte der Theologie, um deren willen sein Wirken von beiden Seiten her nur als segensreicher Fluch oder als fluchwürdiger Segen erscheinen kann". — Das Recht der Individualität will Schleiermacher überall wahren und gegen den Druck der Gesammtheit schützen, und darin weht ein entschieden freisinniger Geist durch. Zeugniß davon giebt auch die Abhandlung „Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung", welche mit hohem Interesse verglichen werden könnte mit der von gleichem Geist eingegebenen und beseelten W. v. Humboldt's über die Grenzen des Staates. Uebrigens bewegt sich die Untersuchung in abstract allgemeinen Sätzen und läßt die historisch gegebenen Gestaltungen und das Recht der Thatsachen zur Seite liegen. Das ist ein dem Dialektiker allgemein eigener Grundzug.

Der Naturtrieb wird von Schleiermacher bis zu lächerlicher Uebertreibung als heilig erklärt, das hängt principiell mit der Vertheidigung der „Lucinde" zusammen. Auch er, in seinen Anfängen Nichts weniger als historisch-christlich, träumt mit seinen Freunden von der Romantik zuerst von der neuen Religion, die der Welt aufgehen müsse; auch er will mit ihnen das Leben zum Kunstwerk gestalten. Seine in Abhandlungen niedergelegte Kunstanschauung enthält treffende Bestimmungen über den Charakter der Kunst und den Ursprung aus ihren inneren Lebenselementen, leidet aber an einem Mangel logischer Schärfe in den Scheidungen und an unhaltbarem, weil zu äußerlichem Ableiten der künstlerischen Begeisterung aus dem den einzelnen Künsten dienstbaren Material.

Wie Schleiermacher die Aufgabe der Theologie faßt, wird wohl am klarsten aus der kleinen Schrift „Methode des theologischen Studiums", die ein glänzender Beleg ist für sein tiefes theologisches Ver-

ständniß. Indem hier bestimmt vom Standpunkte der christlichen Kirche ausgegangen ist und die zwei Seiten der eigentlichen Kirchenleitung und des ganzen zur philosophisch-theologischen Durchbildung erforderlichen wissenschaftlichen Apparates gleicherweise angeschlagen werden, tritt einmal das durchdringend klare Verständniß aller einzelnen theologischen Disciplinen an sich, dann ihr streng einheitlich gestaltetes Verhältniß so unter sich wie zur ganzen wissenschaftlichen Geistesarbeit in ein besonderes Licht. Mängel: Untergeordnete und unsichere Stellung der Dogmatik und Uebersehen des Selbstzweckes der Disciplinen als „das Selbstbewußtsein des Geistes in seiner religiösen Wirklichkeit" entwickelnder und tragender. Die Stellung der Dogmatik ist schief in doppelter Weise: sie soll historisch sein und doch wieder nicht, sie soll nur formell aber keineswegs materiell philosophisch bestimmt sein — eine Begründung der Dogmen durch speculative Beweise ist durchaus unstatthaft. So will Schleiermacher seine Dogmatik forcirt von aller Philosophie unabhängig wissen, während er doch wider Willen oder doch wider Bekennen in dieser fußt und zwar wesentlich auf spinozistischen, im Einzelnen nachweisbaren Grundlagen.

Seine religiöse Ueberzeugung in ihrer ausgebildetsten Reife ist niedergelegt in dem Werke „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" 1821. Es ist tief bedeutsam für die Gestaltung der evangelischen Dogmatik, weil es sich über den Gegensatz von Rationalismus und Supranaturalismus erheben und das dem religiösen Bedürfniß in seiner Unabhängigkeit von der religiösen Reflexion Wesentliche ausscheiden und fixiren will. An diese Fassung knüpft dann auch die Construction des Lebens in der christlichen Sitte. Schleiermacher hält den Grundsatz fest, „daß die christliche Ethik als solche die christliche Glaubenslehre voraussetze", während sich Daub in der Ethik auf freier speculativen Standpunkt stellt. Die „Kritik aller bisherigen Sittenlehre" 1803 will das Ideal einer wissenschaftlichen Darstellung der Ethik entwerfen und mißt daran streng die vorausgegangenen. An sie knüpfen verschiedene Abhandlungen in den Denkschriften der Berliner Akademie.

Schleiermacher ist glänzender Redner; seinen freien Vortrag, der sich ähnlich wie seine schriftstellerische Construction in großem zusammenhängenden Redebau ergeht, zeichnet schon äußerlich Leben und Bewegung aus, und daneben tritt der bedeutende innere Vorzug auf, daß

er die schwierigsten und reichsten Themata klar und scharf zusammenfaßt und mit geordneter Sicherheit in alle ihre Einzelheiten verfolgt. Der Kanzelredner geht Schritt für Schritt an der Hand des Dialektikers einen genauen systematischen Gang: einleitende Prüfung des Textwortes zu Herausentwicklung des Themas, das kurz, scharf und bestimmt herausgestellt wird. Die Abhandlung läuft in einfachster, meist blos dichotomischer Theilung ab, für welche öfters Theorie und Praxis die zwei unterscheidenden Seiten bilden. Ueberwiegend ist die dialektische Reflexion und rationell untersuchende Manier, in welcher der Verstand entschieden dominirt; daher Klarheit, Besonnenheit, Einfachheit der Gedanken, durchgängige Gleichmäßigkeit und mittlere Höhe des Tones. Es ist betrachtendes Anschauen der gegebenen Verhältnisse, die Manier mehr referirend und nach Art eines consulti die Schlüsse ziehend. Die Exemplification fehlt oder geht ins Allgemeine, die Anschauung tritt zurück, es mangeln Gestalten, und doch ist — ganz natürlich — eben in diesen seltenen Partien des lebendigen Anschauens mehr eindringliche und bewegende Innerlichkeit und hervorbrechende Begeisterung. Die lange Periodisirung ist meisterhaft geordnet und ohne alles Dunkel, macht aber den Eindruck des Gedehnten. Muster eines klaren, gediegenen und eindringenden Vortrages, wenden sich seine Predigten immer weniger an das Gefühl als an das Denkvermögen seiner Zuhörer; vielseitig und gedankenreich, wollen sie die Ueberzeugung derselben gewinnen. Sieben Sammlungen sind erschienen.

Die Uebertragung des Plato, früh aufgegriffen, ist sowohl durch die Kunst des Ausdrucks als durch die Einleitung in die einzelnen Dialoge für das Studium dieses Philosophen epochemachend; kaum konnte ein verwandterer Geist mit mehr angeboren liebendem Verständniß in die Tiefen des unerschöpflichen „göttlichen" Denkers eindringen.

Schleiermacher hat nicht blos die negative Kritik des Rationalismus gegen die Kirchenlehre vollständig in sich aufgenommen, sondern noch schärfer ausgebildet, will aber anderseits gleichwohl so viel als möglich von dem positiv christlichen Glauben festhalten, ja eben diesem Rationalismus gegenüber wiederherstellen. Aber in dem Anspruch, der Wissenschaft und dem Glauben zugleich genugthun zu wollen, liegt immer ein Ungenügen gegen beide, und dieses tritt nirgends deutlicher heraus als in seiner Christologie, doch keineswegs in ihr allein; so

verkürzt seine Vermittlung auf der einen Seite den Glauben und verletzt auf der anderen die Wissenschaft.

## Karl Friedrich Eichhorn.

[Grundwerk: Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 1808 ff.]

Eichhorn ist mit diesem Werk fast ebenso bahnbrechend als Savigny mit seiner Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter; beide ergänzen und begleiten sich glücklich. Wenn hier ein schwerer zugängliches und zerstückteres, so lag dort ein verworreneres Material vor, und das Quellenstudium ist auf beiden Seiten gleich gewaltig und bewundernswerth. Eichhorn vereint die unbeugsamste, ja abgeschlossene Strenge der Gelehrsamkeit mit jener Klarheit und Gesetzmäßigkeit, die das Grundmerkmal des großen Rechtslehrers ist. Die schärfste Scheidung der Materien, die strengste logische Folge tragen Licht auch in die widerstrebenden Zeiten und Fragen, deren Knäuel freilich selbst der große Forscher nicht überall auflösen konnte, weßhalb er Vieles zweifelhaft läßt. — Man hat Eichhorn's Sprache trocken geheißen, sie ist es nicht; sie hat allerdings eine knapp und bildlos vorgehende Strenge, unterscheidet sich übrigens nicht wesentlich und nicht zu ihrem Nachtheil von der Savigny's; in beiden ist die Durchsichtigkeit ein frappanter und glänzender Vorzug. Diese Sprache hat die Decidirtheit großer und sicherer wissenschaftlicher Studien; sie stellt kurzweg ihre Behauptungen hin und transigirt nicht. — Vor Allem Jurist, entwickelt Eichhorn doch für die in den Anfängen unseres Jahrhunderts noch danaidenartige Arbeit, die Rechts- und Staatsinstitute der Deutschen in ein klares Ganzes zu bringen, die eminenteste historische Befähigung. Das geschichtliche Herausentwickeln, die lebendige Verbindung und Beziehung der culturtragenden Momente, die Werthung der inneren Lebenselemente in Staat und Volk stellen das Werk unverrückbar auf eine bedeutsame Höhe, die noch gewinnt, wenn man bedenkt, daß jenen Zeiten überwiegend blos äußerlich literärische Anschauungen übergeerbt waren; sie geben den strengen Materien Reiz, dem Ganzen gehaltvolle Rundung, man möchte sagen logisch gesetzmäßige Schönheit. — Eichhorn ist, wie das der rechtsgeschichtlichen Anschauung durchweg zu eignen scheint, streng conservativ, daher wenig angethan weder das Princip der französischen Revolution noch die

hochwichtige Bedeutung der Napoleonischen Gesetzgebung und ihre ohne allen Zweifel segenvollen Reformen auch auf dem deutschen Boden anzuerkennen; er findet sich auf dem modernen Felde nicht mehr zuweg und steht ihm einseitig gegenüber; Recht hat ihm allgemein nur das, was sich aus alten historischen Wurzeln herausentwickelt hat, und in der Verfolgung dieses Ganges ruht seine Kraft. — Was auch in unserer Zeit mit noch größeren Erfolgen auf diesem Gebiete gearbeitet wird, Eichhorn's Verdienste, bahnbrechender Natur, bleiben unverletzlich stehen. Sein Werk, das sich zu den Grimmschen Forschungen ähnlich stellt, wie Raynouard's, Fauriel's und Thierry's Arbeiten unter sich, ist ein lebendiger Organismus und eine wahrhaft nationale That, geboren in den für Deutschland trübsten Zeiten.

## Friedrich Creuzer.

[Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, 2 Bände, 1810—12, in der 3. Auflage 4 Bände, für das nordische Heidenthum fortgeführt von Mone.]

Creuzer nimmt eine älteste Masse von Poesie an mit philosophischem und theologischem Gehalt, dem Homer und Hesiod vorausgehend, dem Orient entnommen und symbolischen Wesens, das in den Priesterschaften und nachher in den Mysterien erhalten bleibt und auf eine höhere Offenbarung wie auf einen Urzusammenhang zurückdeutet. — Diese Ansicht ruht so vollständig auf der allgemeinen Ableitung der religiösen Vorstellungen aus dem Oriente, daß alle Mythen und Culte in vielfach verschlungener Gestaltung in einander fließen, in welcher die individuelle Entfaltung des hellenischen Geistes ertränkt ist; der Orient dagegen wird Quell einer den Naturkräften entnommenen Weisheit, an der das Trübe und Dunkle und Dämmerhafte, das phantastisch aus dem Bewußtsein der menschlichen Nichtigkeit Herausspringende vornämlich gesucht und gefeiert wird. Zu dieser Auffassung wirken alle in der Zeit liegenden Tendenzen der Naturphilosophie und Romantik mit. Alle Gestalten lösen sich in physikalisch-astronomische Kräfte und Wesen auf, und völlig übersehen ist die Hoheit und Macht des gegen die düstere orientalische Weisheit selbstthätig und gestaltenkräftig reagirenden Hellenenthums, das die aus dem Orient überererbten unklaren Allgemeinheiten in plastische Personificationen umsetzte, kurz seine natio-

nalen Götter und Heroen schuf und in diesen seine hochherrliche Culturbedeutung fußen hat, nicht in dem, was gar nicht oder nur halb gestaltet in Geheimlehren von morgenländischen Träumereien zurückblieb. Das eben ist der Ur- und Grundunterschied zwischen hellenischem und orientalischem Wesen, daß dieses sich nie über die räthselhaften und fatalistischen Götterkräfte seiner Natursymbolik gestaltend, personificirend und individualisirend hinauszuheben verstand, während der Hellenismus aus demselben, immer und allenthalben ersten natursymbolischen Grunde heraus seine in klarer Poesie leuchtenden Gottmenschen und Menschengötter formte. — In Creuzer arbeitet neben der außerordentlich weiten und nicht ohne Tiefsinn combinirten Gelehrsamkeit eine phantastisch zusammenbildende Gefühlspoesie, mit welcher er durchweg das mystisch ruhende und ebenso umgewandelte Sein, nie aber die historische Bildung aufzugreifen, wohl die in einander fließenden Attribute und Analogien, nicht aber die charakteristischen Differenzen hinzustellen oder eine abgeschlossene Gestalt zu fixiren versteht; es liegt in diesem Gewirre von Abstractionen etwas Chaotisches, so viel naive und ursprüngliche Wahrheit auch in einzelnen primitiven Fassungen anspricht. Da fließen so viele Identitäten mit immer gleichen und sich wiederholenden Grundzügen in einander, daß dem Geiste das Verständniß des Unterschiedenen verloren geht und nur noch das Bewußtsein bleibt von göttlich vorgestellten Naturkräften, deren Wesenheit allerdings überall dieselbe ist; die wirr verwobenen Mythen geben keine Klarheit, weil sich keine feste Consistenz herauslöst. Die etymologischen Ableitungen beweisen Nichts. — Kurz, jedes Maß ist verloren, jede nationale, ja überhaupt historische Entwicklung übersehen und in der Religion nur das unverarbeitete Urelement erkannt und anerkannt. — Die Symbolik versucht für die Religionssage der alten Welt dasselbe, was der ausgeartete Pantheismus für die Kenntniß der Natur thut. Creuzer bleibt in dieser Richtung consequent stehen, während Görres, außer ihm der gewichtigste Repräsentant derselben, als Pantheist anhebt und als fanatischer Katholik endet.

Gegen diese Scheinweisheit, der allerdings eine ungeheure Masse von Kenntnissen dienstbar gemacht ist, treten auf: 1818 und 19 Hermann mit dem ganzen Rüstzeug seines philosophischen Wissens und zugleich mit überzeugender Wahrheit und Consequenz, 1824 mehr polemisirend Voß, 1829 Lobeck in seinem berühmten „Aglaophamus“.

Creuzer edirt in dieser Zeit mehrere Schriften aus der griechischen Geschichte und über sie, 1805—11 die „Studien", zuerst mit Daub, und begründet 1808 die „Heidelberger Jahrbücher der Literatur".

Auf denselben Gebieten treibt sich der phantastische Mystiker Görres, der umgekehrte Lamennais, herum, jetzt noch der Demagoge der Revolution, hernach derjenige der Reaction, dessen Prosa an Z. Werner's Dramen erinnert. Die haltlose Natur geht zur Zeit in den kecken Spielen ihrer Einbildungskraft von einem orientalischen Pantheismus aus, der ihn zu den Mythen Indiens als zu den Mysterien der höchsten göttlichen Weisheit zurückführt. Doch faßt seine subjective Natur auch diese dunklen Dinge nicht einfach als gegebene, sondern versetzt sie sogleich mit den Volksvorstellungen des abendländischen Aberglaubens und den Speculationen der jungen Naturphilosophie und braut daraus eine Art apokalyptischer Mythologie zusammen, die in der schillernd verlockenden Form seiner poetischen Prosa die tiefsten Geheimnisse des Alllebens zu berühren und zu eröffnen scheint, während sie doch nur die wirren Einfälle und willkürlichen Constructionen eines excentrischen und unwahren Seelenlebens giebt. Zuerst begeisterter Anhänger der französischen Revolution, dann durch eigene Anschauung von ihr entnüchtert, wendet er sich für die vorliegende Periode ganz vom öffentlichen Leben ab und taucht in demselben erst mitten in den Befreiungskriegen wieder auf als heftiger Verfechter des Deutschthums, noch mit freiheitlichen aber höchst unklaren Neigungen, bis er politisch in der ausgesprochenen Reaction und religiös im finster-abergläubischen Katholicismus endet. Wir werden den seltsamen Mann, der hier blos einzuführen war, mit seinen schreienden und doch von Natur aus in ihm begründeten Wandelungen später zu begleiten haben.

---

Das größte Product der Gelehrtheit dieser Tage steht in höchster Ausbildung die deutsche Philosophie. Das große Erbtheil der letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, aus dessen Rationalismus sie herausgewachsen, um sich gegen den entnüchterten und verflachten zu wenden, führt sie als Lehrerin das neunzehnte ein, tritt nach Frankreich über und färbt binnen Kurzem bleibend die ganze Literatur dieses Volkes. Es giebt Jahre, wo fast alle anderen Denk- und Literatur-

richtungen vor ihr zurücktreten. Eben jetzt macht sie übrigens den Proceß des großen Ringens und intensiven Einarbeitens durch, wenigen Eingeweihten klar und doch von allen Strebenden gesucht. Erst später verdeutlicht, popularisirt und verflacht sie sich. Auf ihr zuvörderst beruht das Uebergewicht des deutschen Geistes.

## Immanuel Kant.

**Kant** hat die Bahn des strengsten Kriticismus geöffnet und in der ersten consequenten Untersuchung der Quellen und Grenzen unseres Erkennens die kritische Geographie unseres Geistes niedergelegt. — Begriffe ohne Anschauungen sind leer und Anschauungen ohne Begriffe blind, das ist die Grundlage einer gesunden Erkenntnißtheorie. Seine zwei Erkenntnißstämme verknüpfen den Sensualismus und Idealismus. Die Sinnlichkeit giebt, der Verstand denkt die Gegenstände; die Materie der Empfindung kommt von außen, die Form von innen; jene giebt das a posteriorische, diese das a priorische Element im Erkennen. Wir erkennen nur die Anschauungsweise, nicht das Was? der Gegenstände, das Noumenon ist uns unzugänglich. Das Sinnenerkennen ist die Fähigkeit von Vorstellungen aus Affection, receptiv, giebt die auf's Einzelne gehende Anschauung, aber schon in dieser ist ein a priorisches Element; denn die empirische Anschauung (Erscheinung) kommt nur zu Stande durch die Affection meiner Vorstellungsfähigkeit und durch die Thätigkeit dieser selbst. Nach Absonderung alles Empirischen bleibt die reine Form der Anschauung zurück — Raum und Zeit; diese sind nothwendig, blos subjectiv, ideell und real zugleich, der Raum die Form des äußeren, die Zeit diejenige des inneren Sinnes; in ihnen liegen die von jeder Empirie unabhängigen Gesetze der Anschauung. — Das Bedeutende ist hierbei das Anerkennen des geistigen Ursprungs dieser Formen und ihr Festsetzen als Anschauungen. Aber weil nothwendig, müssen sie auch objectiv sein, sonst wäre nicht abzusehen, wie sie sich die Dinge unterwerfen; der nothwendige Contact treibt über die Subjectivität hinaus. Die scharfe Trennung von Ding an sich und Erscheinung ist unhaltbar; wenn das Erkennen durch Erfahrung objective Bedeutung haben soll, so ist das Ding an sich ein bloßes Phantasma. Schon hier hebt das verflüchtigende Subjectiviren an. — Der Verstand ist das Begriffe (Allgemeinvorstellungen) bildende und verbindende Vermögen. Im wahren Erkennen verbinden sich An-

schauung und Begriff, und diese Synthesis macht das Urtheil. Die den viermal dreifachen Synthesen zu Grunde liegenden Principe sind die Kategorien. Der Einheitsbegriff aber, der jeder Verbindung vorausgeht und von allen Kategorien vorausgesetzt wird, liegt in der synthetischen Einheit der Apperception. Das ‚Ich denke' ist ein spontaner, nothwendiger und unwandelbarer Act, der alle Modificationen der Einen Einheit durchläuft. Nur durch diese Synthesis entsteht Erfahrung; diese ist nothwendig, allgemein, objectiv gegen die Perception der sinnlichen Erscheinung. Die Erfahrungsobjecte als verknüpfte Wahrnehmungen sind den Regeln der Verknüpfung d. h. den Kategorien unterworfen. Natur ist der Complex der Erfahrungsobjecte, die nur durch den Verstand solche geworden, formell der Inbegriff der Verknüpfungsgesetze für die Erscheinungen. Anschauung und Verstandesbegriff werden vermittelt durch die transscendentale Zeitbestimmung, die als a priorisch und allgemein den Begriffen gleichartig, als Form des inneren Sinnes der Sinnlichkeit verwandt ist. Aus ihr entstehen die Schemata der gestaltlosen Kategorien. Der Schematismus ist das transscendentale Product der productiven Phantasie, deren Wesen Bewegung ist: Nacheinander in der continuirlichen Linie, Nebeneinander in der sich ausbreitenden Bewegung. — In der Ableitung der Nothwendigkeit und Allgemeinheit im Erkennen aus der transscendentalen Einheit des Selbstbewußtseins ist bereits das Fichtesche Ich vorgebildet. Diese Einheit aber mit ihren Kategorien ist nur subjectiv. Wie kann der Verstand die objective Einheit der Dinge begreifen, wenn die Erfahrung nur die Erscheinungsweise des Dinges kennen lehrt? Diese Subjectivität reicht nicht an die Sache, weßhalb dem Denken des Objectiven der künstliche und schon an sich nicht reine Schematismus zu Hülfe kommen mußte. Die Einheit des Selbstbewußtseins ist nicht nothwendig auch die objective — Anklang an Fichte. In der Application der Kategorien mischen sich materielle Elemente bei. Das triadische Gleichmaß in der Bildung der Kategorien, freilich selber schon gestört, bezeichnet den historischen Ausgangspunkt von Hegel's dialektischer Methode. Groß bleibt in Alledem das Geltendmachen der Bedeutung des Geistes gegen die Empirie; überwiegt ja schon im Erzeugen der Erkenntniß entschieden der subjective Factor. — — Vernunft ist das Vermögen des reinen Erkennens ohne empirischen Beisatz, ihre Thätigkeit rein formell, ihr Inhalt die Ideen. Diese haben trans-

scendentalen Gebrauch, nur regulativen Werth, sind ohne gegenständliche Realität; im Praktischen ist die Idee, das sein Sollende, das Höchste, da erhält sie materielle Bedeutung. Alles Schließen geht aus Prämissen, die selber nur durch Prosyllogismen gelten. Daher nöthigt die Vernunft, die Gesammtheit der Bedingungen zum gegebenen Bedingten in aufsteigender Reihe zu setzen, und diese Totalität führt aufs Absolute. Die Vernunft zwingt so, jenseit des Bedingten solches zu setzen, was nicht Erscheinung ist, d. h. das Noumenon, als welches das Sittengesetz zu bezeichnen ist. Das Noumenon ist ein bloßer Grenzbegriff, der rein negativ am Ende des Gebietes der Erscheinungen steht; das Unbedingte muß aber, um Princip der reinen Vernunft zu werden, als objectiv existirend gedacht werden — Umsetzen des Subjectiven ins Objective, wobei die Vernunft vernünftelnd verfährt. Forderung absoluter Einheit der objectiven Bedingungen aller Erscheinungen — Weltganzes, eines unbedingten Subjectes als Substanz — Seele, eines absoluten Ganzen als Inbegriff aller Realität — Gott. Psychologisch: Die Schlüsse der rationellen Psychologie auf Immaterialität, Incorruptibilität, Spiritualität und Immortalität sind Paralogismen, die das abstracte Gedankending eines absoluten Subjectes für alle Verstandesfunctionen real setzen. Es ist nur empirische Psychologie möglich, das substantielle Dasein der Seele unbeweisbar; Materialismus und Spiritualismus, Verneinen und Bejahen gleich haltlos. — Kosmologisch: Das Weltganze als reale Behauptung genommen erzeugt die Antinomien, daher die vier transscendentalen Ideen: absolute Vollständigkeit der Zusammensetzung, der Theilung, der Entstehung, der Abhängigkeit des Daseins. Theoretische Erkenntniß der Welt ist unmöglich; die Idee einer Totalität des Seins der Natur nur regulatives Princip. — Theologisch: Auch die Idee von einem All der Realitäten ist nur regulativ; als Ding gefaßt wird das allerrealste Wesen objectivirt und hypostasirt. Wie die Vernunft in den Sinnengegenständen das Erscheinende auf gegebene Realität bezieht, so will sie auch hier thun, das ist Grenzverwischung. Der ontologische, der kosmologische und der teleologische Beweis fallen. Es giebt keine Theologie mit objectiver Gewißheit, aber auch keinen Materialismus, da sich ebenso wenig verneinen als bejahen läßt. Die Vernunft setzt jenseit der Erscheinung das sein Sollende (Imperative), und das führt auf die Metaphysik der Sitten. — Die Vernunftideen als Zusammenhang

bringend in die Verstandeserkenntniß und damit erst ein ausreichendes Merkmal empirischer Wahrheit bietend können nicht bloße Illusionen sein; ihnen muß objective Bedeutung zukommen. Kant's historischer Sieg über die frühere Metaphysik, der keineswegs ein absoluter ist, hängt in letzter Linie wieder ab von der Subjectivität der Anschauungsformen und Kategorien und von der abstracten Trennung des Dinges an sich und der Erscheinung. Jene Subjectivität aber, die nur die Erscheinung wahrnehmen läßt, kann er nicht mehr abstreifen, daher nichts Absolutes weder im Denken noch im gedachten Sein; die Kluft und damit Trostlosigkeit wächst und gipfelt in der Metaphysik. Die praktische Vernunft aber mit ihren unumgänglichen, aber unerklärbaren Postulaten drängt ihn wieder in den Dogmatismus zurück. So wird sein Verhalten ein dualistisches; er kommt nur mit einem Sprung über die Kluft hinaus, die seine Logik nicht überbrücken kann.

Hochbedeutend ist bei Kant das Wurzelfassen der einzelnen Wissenschaften in der Metaphysik. — Seine Naturanschauung ruht auf dem Satze: Alle Prädicate der Natur führen auf die Bewegung zurück, durch welche jene die Sinne afficirt. Danach löst sich die Materie auf in zwei Grundkräfte: die Repulsivkraft, die allein alles Körperliche ins Unendliche zerstreuen würde; die Attractionskraft, die allein es in einen mathematischen Punkt zusammenzöge; erst ihr Gleichgewicht bildet die Materie. Darin ist eine wesentlich noch gültige Naturphilosophie begründet, in der zunächst Schelling wurzelt. Es ist die dynamische Ansicht, wenn auch noch nicht vollständig durchgesetzt. Was ist der Träger seiner zwei Kräfte? Indem Kant von Theilen redet, setzt er in diesen wieder die Materie voraus. Kant's Dynamismus, der zuerst entschieden gegen die mechanische Atomenlehre aufgetreten, bestimmt glücklich die ganze neuere Naturanschauung und ist von den verschiedenen Richtungen der Naturphilosophie weiter verfolgt worden; die Atomistik ist ganz überwunden, denn auch der neuere Materialismus kehrt nicht zu ihr zurück, und so bleibt Kant's großes Verdienst ungeschmälert stehen.

Sittenlehre. Ohne die Freiheit, in der die Vernunft sich lediglich durch sich selber bestimmt, ist keine Sittlichkeit, beide setzen und bestimmen sich gegenseitig; jene ist der Realgrund dieser, diese die Bürgschaft jener. Die praktische Vernunft muthet so der theoretischen zu, ihre Postulate zu dulden, ergänzt, was dieser fehlt, hat das Primat.

Das Sein wird durchs Sollen, die Natur durch Freiheit begrenzt. Nur in der Autonomie giebt es ein Sittengesetz; jedes fremde Gebot, auch wenn göttlich, führt nur auf die Nothwendigkeit einer Handlung aus gewissen Interessen und Neigungen. So weit der Mensch als Phänomenon unter der Naturnothwendigkeit steht, ist seine Handlung bedingt durch das, was vor ihr vorhanden war; aber als Erscheinung des Charakters, in dem das Ich sich als durch eigene Gesetze außer der Zeitbestimmung determinirt schaut, ist sie frei, darin ruht das Gewissen. Zufolge dieser seiner Doppelnatur hat der Mensch ein getheiltes Gefühl gegen das Sittengesetz: es ist die Achtung der Furcht, so weit es uns zwingt, die der Erhebung, so weit es in unserem eignen Willen begründet ist — freie Unterwerfung neben unvermeidlichem Zwang. Auf dem Sittengesetze, dessen Typus das Naturgesetz wird, ruhen die Begriffe gut und böse. Man soll das Sitten- ins Naturgesetz umwandeln, d. h. eine Welt erzeugen, in der das Sittengesetz so herrscht, wie das Naturgesetz in der Erscheinung; das ist die moralische Welt, das Reich der Zwecke. Dieses führt zum höchsten Gut, der Tugend, mit welcher die Glückseligkeit in Verhältniß steht. Weil es hier nie völlig realisirbar, ist ein endloser Proceß der Heiligkeit postulirt — Unsterblichkeit; darum auch ein Wesen nothwendig, das mit dem Sittengesetz übereinstimmende Causalität hat und doch zugleich Urheber der Natur ist, das höchste ursprüngliche Gut — Gott. Kategorischer Imperativ des Sittengesetzes: Handle nur nach der Maxime, von der du wollen kannst, daß sie allgemeines Gesetz werde. Absoluter End- und Selbstzweck ist die Vernunft, die sich nur in Personen findet. Daher jene Formel auch so zu stellen: Handle so, daß du die Menschheit — die vernünftige Natur in und außer dir — als Zweck, nicht als bloßes Mittel brauchst. Die moralische Handlung, in der Triebfeder von der blos legalen unterschieden, ist die um des Gesetzes willen das Gesetzliche thuende. — — Rigoristisch und erhaben ist diese Moral, die völlig autonom auftritt, da nur eine autonome Vernunft das Sittengesetz des kategorischen Imperativ möglich macht. Sie bedarf selbst des Göttlichen nicht, das macht ihre freie Willensstärke aus. Das Gewicht dieser strengen und reinen Moralprincipien ruht wesentlich darin, daß sie das ganze Sein einheitlich dominiren; das Leben des Gedankens ist Kant vollständig zu dem des Gefühls und Gewissens geworden; die Macht des Gedankens macht ihn und

seine Forderungen zu einer kraftvoll concentrirten Einheit. Bestimme
ist ihm nur der Gedanke des Allgemeinen, darin liegt das Gros
allgemein Menschliche gegenüber der Utilitäts- und Abrichtungsmor
Aber diese Allgemeinheit ist leer, durchaus abstract, die bloße, von ihre
Inhalt schroff geschiedene Form; es giebt kein Princip fürs Particula
das sich aus der bloßen Form nicht entwickeln läßt, das Individue
als Willkür gesetzt geht unter, während doch nicht alles Materielle a
Willkür führt, sofern es nur ein Allgemeines an sich trägt. Die B
rührung mit Plato und der Stoa liegt nahe.

Recht. Das Recht fordert blos äußere Uebereinstimmung mit de
Gesetz; Rechtspflicht ist Zwangspflicht. Recht ist der Inbegriff v
Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der des Ander
nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit vereint werden kann; g
heiligt wird es nur durch die Allgemeinheit. Beschränkung der Fr
heit des Einzelnen durch die der Anderen ist übereinstimmend mit d
Freiheit nach allgemeinen Gesetzen, da ein gewisser Gebrauch der Fr
heit ihr selber hinderlich wird, ja sie aufhebt. Das Recht verwirkli
sich nur im Staate, der eine Vereinigung Vieler unter dem Vernun
rechte darstellt und auf dem Vertrage ruht, daß Alle ihre Freiheit au
geben, um sie im rechtlichen Zustande wiederzufinden. Die beste Ve
fassung ist am nächsten realisirt in der Republik. Die Völker steh
zu einander im Naturzustande; Völkerrecht ist das Recht in und na
dem Kriege. Dieser soll aufhören, ewiger Friede werden, ein Völke
congreß zur ernstlich geordneten Völkergemeinschaft führen. Die me
würdige Schrift „Zum ewigen Frieden" weist gewichtig als die festest
Garantien des Friedens nach starke ständische Verfassungen und Oeffen
lichkeit der Verhandlungen. — — Auch in Kant's Rechtsfestsetzu
ist kein Princip des Individuellen; das Recht in seiner Lostrennu
von Moral und Religion ist lediglich als äußeres Verhältniß betracht
mechanisirt, ein Nothstand, der als Naturgewalt wirkt. Der Sta
als bloße Rechtsanstalt ist zu eng und nicht tief gefaßt, wieder ve
äußerlicht. Das Schriftchen „Zum ewigen Frieden" nimmt ihn alle
dings tiefer als moralische Person und setzt diese Fassung als d
philosophische Hauptforderung für die Freiheit. Seine scharfsinnig
Schlußfolgerungen sind bedeutend geworden für die neueren A
schauungen des staatlichen und internationalen Lebens; in beid
pointirt er aufs Recht als das Höchste und setzt mit Feinheit als se

Kennzeichen die Publicität; international will er einen im Frieden civilisirenden Proceß. Abgerechnet jene einseitige Veräußerlichung ist seine juridisch-philosophische Anschauung tief und von unabweisbarer Folgerichtigkeit gegenüber der moralisch-teleologischen, die nach ihrer Natur immer einen einseitig äußerlichen Anstrich behält.

Religion. Die Naturreligion hat zum Grunde die autonome Sittlichkeit, die Pflicht für den Vernunftglauben ist im Sittengesetz gegeben. Die geoffenbarte Religion ist Autoritätsglaube, der die Pflicht als göttliches Gebot hinstellt. Göttliche Offenbarung ist möglich, an sie zu glauben nicht Religionsstück, keine Wunder noch Gnadenwirkung, weil sie die sittliche Praxis stören. Christus ist Träger und Beispiel der sittlichen Idee, nicht übernatürlich, unser Verhältniß zu ihm das der freien moralischen Gemeinschaft, keine Stellvertretung, die Schuld als das Allerpersönlichste nicht transmissiv. Die Sündenvergebung ist so zu nehmen, daß Gott rücksichtlich der Gesinnung das Unvollendete als Ganzes ansieht. Mit Gott verbindet uns kein Band. Der historische Kirchenglaube ist willkürlich positivistisch, sein statutarischer Theil (die Cultushandlungen) werthlos, auf dem Bedürfnisse sinnlicher Introductionsmittel der Religion ruhend. Das Böse ist begründet in einem thatsächlichen, aber unbegreiflichen Hang zu Verkehrung der sittlichen Ordnung der Triebfedern, worin die Sinnlichkeit über die Vernunft siegt. — — Auch diese einseitige Religionsphilosophie ruht auf der Rechtsanschauung; die Moral absorbirt die Religion. Seine moralische Schriftinterpretation sucht nach Ideen, die ihm nur als praktische (moralisches Sollen) Gewicht haben. Deßhalb geht er gleich dem Theologen De Wette bereits in die symbolische Auslegung über. Gott durchdringt den Menschen nicht; die Unendlichkeit des göttlichen Willens ist in den menschlichen hineingelegt, der deßwegen des absoluten nicht bedarf; hier schon hebt ein Verabsolutiren des Menschen an (Feuerbach). Göttliche Offenbarung und Gnadenwirkung sind als Möglichkeiten zu nehmen, die im supranaturalen Gott liegen, aber unbegreiflich; das ist die rationalistische Mitte zwischen Naturalismus und Supranaturalismus. Thatkraft, aber mit ihr wieder autonomer stoischer Stolz kehren wie in der Sittenlehre wieder. Christus ist nicht als übernatürliche Persönlichkeit gefaßt, weil er als solche — sehr richtig! — keine praktische Bedeutung für uns hätte. Zu Gott ist kein Verhältniß, weil er supranatural; so ein Dualismus zwischen Gott und Mensch.

Kant hat philosophisch die rationelle Theologie fundamentirt, der
größter Vertreter Paulus ist. Durch ihn bleibt (und das ist d
Größte) das gesetzt und gewonnen, daß die Seligkeit des Mensch
(sein innerer Werth) nicht von einem besonderen Meinen oder Glaube
sondern von der Gesinnung und dem durch sie bedingten Handel
abhängen; das ist sein praktischer Rationalismus.

Kunst. Auf Begriffe, die in der Mitte liegen zwischen Natu
und Freiheit, baut die Kunst. Die Urtheilskraft, deren Gebiet ei
Mittelglied ist zwischen theoretischer und praktischer Philosophie –
Erkenntniß- und Begehrungsvermögen —, stellt die a priorischen Gesetz
auf für das Gefühlsvermögen und giebt so die transscendentalen Prin
cipien des Schönen. Das Kunstwerk ist ein aus genialer Natur hervo
gegangenes Freiheitsproduct, worin die Idee sinnlich, das Sinnlich
ideell wird. In jeder Vorstellung liegt ein subjectives Moment, da
zur objectiven Erkenntniß des Gegenstandes Nichts beiträgt, das
das ästhetische, auf dem die ästhetische Lust beruht, der zufolge de
Gegenstand formale und subjective Zweckmäßigkeit zugeschrieben wir
Der Genuß geht hervor aus einem in Harmonie-Setzen von Verstan
und Einbildungskraft. Schön ist das subjectiv Zweckmäßige, d
Zweckmäßigkeit der Form, die Erregung für dasselbe Gemeinsinn; da
Wohlgefallen am Schönen ist nothwendig, ohne auf einen Begr
gestützt zu sein. Freie Schönheit und gebundene: Jene bezeichnet ledi
lich die Harmonie der Einbildungskraft und ihrer differenten Richtung
mit sich selber, besteht für sich. Diese wird durch das Maß ein
Begriffes, bezeichnet den Einklang von Begriff und Anschauung,
vollendete geistige Schönheit, von der es ein Ideal giebt, d. h. d
Idee eines einzelnen als einer Idee adäquaten Wesens. Das geist
Schöne wurzelt in letzter Instanz im Wahren und Guten. Vo
endete Harmonie von Anschauung und Verstand liegt in der mensch
lichen, weil sittlichen Schönheit als Offenbarung der sittlichen Fr
heit. Verwandt und entgegengesetzt dem Schönen ist das Erhaben
in welchem Einbildungskraft und Verstand ein Verhältniß eingehe
Erhaben ist Alles, dessen Anschauung die Idee der Unendlichkeit
sich trägt — Unangemessenheit der Anschauung zur Idee. Durch d
Widerstreit der Einbildungskraft mit der Idee entsteht eine mit Unl
gemischte Befriedigung. Mathematisch und dynamisch Erhabene
dieses erregt die Idee der Freiheit. — — Tiefe Fassung des Schöne

höchst bedeutsame philosophisch-ästhetische Principien — Lehre vom Erhabenen, mächtige Einwirkung (Schiller) bezeichnen Kant's Kunstlehre. Die zwischen Ideal und Realität aussöhnende Stellung, die er der Kunst gab, stimmte trefflich zu der Strömung des romantischen Geistes. Doch bleibt Kant noch auf dem Boden der überkommenen psychologischen Aesthetik stehen, fragt noch nicht nach der Beschaffenheit des Schönen und der Kunst an sich, d. h. nach den objectiven Eigenschaften der den Eindruck des Schönen machenden Werke. Schon Schiller geht auf Kant'scher Grundlage über diese Schranke hinaus.

Kant's Kriticismus ist ächt protestantischer Natur, wohl die gewichtigste Thatsache innerhalb des Fortschrittes des bis heute kaum zum vollen Ausleben gekommenen protestantischen Geistes, deßhalb ist er auch die gewaltige Substruction der rationellen Theologie der Gegenwart. Er und sein Fortbildner Fichte stehen ganz auf sich, losgerissen von den sämmtlichen früheren Philosophien. Früh ist Kant in Holland und dem Norden eingeführt worden, Charles Villers und Gérando versuchen es in Frankreich ohne großen Erfolg, doch ist Victor Cousin von ihm bestimmt.

## Friedrich Heinrich Jacobi.

Gegenüber der scharfen Tageshelle des Kriticismus ist der Jacobische Dogmatismus des Unmittelbaren, der nur dadurch über dem früheren steht, daß er über sich selber reflectirt, ein greller Rückfall ins Alte. Diese Glaubensphilosophie, d. h. die des Nichtwissens, schon vom untersten Erkennen an durchgeführt, konnte wenig mehr verfangen, und der strenge Dualismus von Subject und Object, auf dem sie fußt, geht gegen alles Wissen und Wollen der Neuzeit. Schleiermacher, der von den verschiedensten Seiten bestimmbare, ließ zwar auch sie auf sich einwirken.

Jacobi ist ein manierirter aristokratischer Phrasenmacher. Seine zwei größeren philosophischen Romane haben einerseits zu wenig Handlung und anderseits zu wenig Philosophie; es sind Unterhaltungen über die Tugend mit declamatorisch-pädagogischer Färbung. Die Unmittelbarkeit des Gefühls und der Instinct spielen im Ethischen mit, wie das unmittelbare Wissen im Logischen. Schwelgen in leicht überströmenden Gefühlen, Selbstquälerei mit unbestimmten Empfindungen,

aus Schöngeisterei und Sentimentalität schwachherzig zusammengeflickte Charaktere, kein Begriff von Realität.

### Die bedeutendsten Philosophen aus Kant's Schule sind **Fries** und **Reinhold.**

Jakob Friedrich Fries (1773—1843) ist systematisch durchbildend und sehr fruchtbar, namentlich in dieser Zeit; ausgesprochener Kantianer, hat er das Streben, die Methode Kant's durch seine philosophische Anthropologie, die eine analytische Naturlehre vom menschlichen Geiste sein soll, zu vervollkommnen. Aus den Gesetzen der psychischen Anthropologie müsse nachgewiesen werden, wie und warum sich gerade diese Formen der philosophischen Erkenntnisse in den menschlichen Beurtheilungen vorfinden: eine Deduction der Principien aller rein vernünftigen Urtheile. Metaphysisch eigen ist ihm die Lehre von der unmittelbaren Gültigkeit des Glaubens und der Ahnung ewiger Wahrheit durch das Gefühl. Daher eint die philosophische Zwecklehre Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie, daher sind ferner die sittlichen und die ästhetischen Ideen in denen von der Schönheit der Seele begründet. Die Philosophie soll nach Fries namentlich auf Aufklärung des Glaubens hingehen; das bringt ihn ebenso der Theologie nahe wie seine mit Jacobi's Vernunftanschauung stark zusammenstimmende Glaubenslehre.

Karl Leonhard Reinhold (1758—1823), der eigentliche Lehrer und Verbreiter des Kant'schen Systems, von den Jesuiten und Benedictinern gebildet, entflieht 1783 dem Kloster; fast alle seine wesentlichen Schriften fallen vor 1800. Ein großartiger Wahrheitsdrang zeichnet ihn aus; er ist mehr receptiv, folgt darum nach Kant auch den Anderen, selber Jacobi. Er sucht einen obersten Grundsatz für Kant's Erkenntnißlehre. Neben Philosophischem schreibt er auch religiös-moralische Abhandlungen, reflectirt überhaupt übers Leben.

Nahe an Kant's Kriticismus schließt sich der außerordentlich fruchtbare Wilhelm Traugott Krug, der sein Hauptwerk, die „Fundamentalphilosophie", einen transscendentalen Synthetismus nennt. Grundidee ist: Weder der Realismus noch der Spiritualismus befriedigen in ihrer Einseitigkeit die Vernunft, mithin liegt die Wahrheit nur in einem mittleren System, welches ausgeht von der ursprünglichen Ver-

knüpfung des Seins und des Wissens in der Vernunft. Danach ist ihm Philosophie die Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner Gesammtthätigkeit. — Krug hat sich an den Zeitbegebenheiten und ihrer Betrachtung lebhaft bethätigt.

Um die weitere Verbreitung von Kant's Lehre ist neben Reinhold noch Schütz besonders verdient.

Gegen die von Reinhold dargelegte Kant'sche Philosophie tritt in skeptischem Sinn auf Gottlob Ernst Schulze („Aenesidemus"). Er bestreitet die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Theorie von den obersten Ursachen alles Bedingten, weil der Ursprung menschlicher Erkenntniß außerhalb des Bereiches dieser Erkenntniß liegt. Wir müssen uns deswegen beschränken auf Erforschung und Unterscheidung der Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß. Schulze kämpft immer beharrlich gegen die Anmaßung philosophischer Systeme an, ist aber kaum zu einer streng wissenschaftlichen Ansicht über die Philosophie gekommen. Später hat er seinen Skepticismus etwas beschränkt und giebt psychologischen Empirismus, der in etwelcher Annäherung an Jacobi religiös bestimmt wird.

Jena, durch strenge Wissenschaftlichkeit und zugleich freien Geist langehin ausgezeichnet, ist Ausgangspunkt der neuen philosophischen Bewegung; hier fand Kant's Lehre zunächst Anhänger, hier auch lehrten zuerst Reinhold, Fichte, Schelling und Hegel.

## Johann Gottlieb Fichte.

Das bei Kant fehlende gemeinsame Fundament der zwei Erkenntnißstämme liegt im Ich, und das Ding an sich ist nur subjective Vorstellung, der Einbildungskraft entsprungen, das Object nur ein Gedachtes. Der Geist muß nach dem Satze der Causalität Dinge außer sich annehmen, aber nur das Ich setzt sie. Das Ich ist absolut spontan, das Ding außer mir seine That, das Außensetzen sein Act, und ebenso die vermeinte Wechselwirkung zwischen Geist und Ding. Damit kann die Realität der Außenwelt bestehen, aber sie hat kein Interesse für den Geist, denn wir wissen von ihr nur Gedachtes. Auch die Vorstellungen, von denen wir nicht wissen, daß unser Ich sie geschaffen, müssen von ihm und nach seinen Normen gesetzt sein. Wäre das Ich nicht absolut frei, bestände ein dasselbe bedingendes Object, so wäre

es nicht Geist. Daher ist schon in den ersten sinnlichen Anschauung
die Form des Verstandes zu treffen, das Bild nicht der reine Abdru
des Dinges. Jene unbewußten Vorstellungen scheinen Schranken d
Ich; sie zu erklären setzt es ein Nicht-ich voraus, dem es die Causalit
zuschreibt, von welcher es annimmt, daß nicht es selber sie ausüb
aber diese Vorstellung selbst ist Voraussetzung vermöge der Denkgese
des Ich — das Gesetz des zureichenden Grundes liegt in ihm selbe
Das Setzen von Dingen außer mir ist die Objectivirung meiner su
jectiven Anschauung. Die Vorstellung von einem Object, selber secu
därer Natur, ist als solche meine Wirkung; Vorstellung entsteht übe
haupt nur, wo der Geist sich selber zum Objecte der eignen Anschauun
macht. Diese Objectivirung des Ich, welche nach den Kategorien da
Gegenständliche erzeugt, ist unerklärlich, aber nothwendig; es liegt i
der Natur des Bewußtseins, daß die subjective Thätigkeit des Ich sic
an einem unbegreiflichen Anstoß breche, sonst wäre kein Bewußtsein
das nur im Gegenüberstehen von Subject und Object ruht; ohne dies
Schranke würde die Phantasie sich ins Unendliche expandiren. Da
Gebrochne stellen wir uns vor als etwas außer uns, aber es sind nu
die Bestimmungen des Ich. So ist die Intelligenz reines Thun, da
zeigt sich, indem man einen Gegenstand denkt, was nicht möglich is
ohne sich mitzudenken. Indem man das Ich setzt, setzt man Subjec
und Object zugleich, das ist die absolute Identität beider, und in ih
besteht das reine Selbstbewußtsein. In jedem Denken wird noth
wendig das Ich mit gesetzt, und indem man das thut, setzt ma
Subject und Object zugleich, das ist die Identität beider. Die Denk
thätigkeit im Denken des Ich kehrt in sich selbst zurück, so daß Sub
ject und Object sich als dasselbe erfassen: das ist der Charakter de
reinen Ich; in diesem, das absolut ist, der kategorische Imperativ de
individuellen (empirischen) Ich, dem deßhalb auch die intellectuel
Anschauung zugemuthet wird, ist keine Scheidung des Subjectiv
und Objectiven. Ich ist das sich selbst Setzen, in sich zurückgehend
Handeln. Die Ichheit ist die Intelligenz in der absolut ersten, a
Grundbedingung alles Bewußtseins aufzufassenden Urhandlung a
Subject-Objectivität, das Anschauen seiner selbst im Acte des s
Setzens — intellectuelle Anschauung. Diese, von Kant nicht zugegebe
ist Hegel's reines Denken, das in der absoluten Ichheit fußt. D
Act des Erhebens zur intellectuellen Anschauung giebt den ersten Grun

satz: Das Ich setzt ursprünglich sich selbst als seiend, darin besteht sein Wesen, und weil es durch sich gesetzt, deßhalb ist es. Das ist die Urthat alles Wissens und der erste Erklärungsgrund aller Thatsachen des Bewußtseins. Auf diesem Satze ruhen die Kategorien der Realität und das Denkgesetz der Identität. Zweiter Grundsatz: Dem Ich wird entgegengesetzt das Nicht-ich, und in diesem liegt die innere Möglichkeit der Erfahrungswelt. Das Entgegensetzen ist der Materie nach bedingt, der Form nach unbedingt. Auf diesem Grundsatze ruhen das Gesetz des Widerspruches und die Kategorie der Negation. Die zwei sich unter einander aufhebenden Handlungen können sich nur in einer dritten einen, so daß Ich und Nicht-ich sich gegenseitig beschränken, d. h. theilweise aufheben; die postulirte Handlung setzt somit das Ich und Nicht-ich theilbar, das vermittelt ihre Synthesis, auf der die Einheit der Reflexion ruht; so entsteht der dritte Grundsatz: Ich setze im Ich dem theilbaren Ich ein theilbares Nicht-ich entgegen. In diesem Satze liegt die Kategorie der Bestimmung, und auf ihn stützt das Gesetz des Grundes. Der Satz drei, die Grundsynthese, schließt die zwei ein: Das Ich setzt sich als bestimmt durch das Nicht-ich, und es setzt sich als bestimmend das Nicht-ich, und der erste der zweie enthält wieder die zwei Sätze: Das Nicht-ich bestimmt das Ich, dieses ist also leidend, und das Ich setzt sich, ist also thätig. Das Nicht-ich hat an sich keine Realität, nur insofern, als das Ich von ihm afficirt wird; der entsprechende Begriff für dieses Verhältniß von Thätigkeit und Leiden und die Synthesis der Wirksamkeit ist die Causalität. Als Totalität aller Realitäten ist das Ich Substanz; in eine bestimmte Sphäre versetzt und damit begrenzt, tritt in ihm ein Accidens auf. Das Ich setzt so viele Grade der Realität ins Nicht-ich, als es in sich aufhebt; die scheinbare Realität des Nicht-ich besteht in der wirklichen Affection des Ich, und diese Weise des sich Bestimmens von Ich und Nicht-ich bildet die Wechselwirkung. Dem Begriffe der Relation gemäß kommt dem Nicht-ich nur insofern und in dem Grade Realität zu, als das Ich negativ thätig d. h. leidend ist. Hieraus entspringen die übrigen Kategorien durch die Thätigkeit der producirenden Phantasie, die durch ihre das Bewußtsein schaffenden Schranken das entgegenstehende Object setzt. Ihr Product fixirt der Verstand, giebt ihm Realität und schafft so den Begriff, der Nichts ist als die in ihrer Ruhe aufgefaßte innere Thätigkeit. Empfindung ist die unterste Stufe

des Producirens, worin das Ich unterdrückt Fremdes als Eigenes i sich findet; dabei sind Empfindendes und Empfundenes nicht mit Bewußtsein geschieden; das Ich setzt das Nicht-ich als Schranke, aber ohne sich davon zu unterscheiden; äußere und innere Anschauung liegen im Keim. Der Zwang der Empfindung bringt das Ich zur Unterscheidung seiner, dadurch wird die Empfindung Anschauung, aber noch nicht bewußt; das Ich weiß sich noch nicht als producirend, da Anschauung ein Verlieren im Object ist. Indem die absolute Thätigkeit objectiv wird, vernichtet sie sich als absolute; in dieser Rücksicht tritt ein Leiden ein, und darin liegt die Bedingung der objectiven Thätigkeit — im Ich tritt das Nicht-ich auf, die Urmöglichkeit des Endlichen ist gegeben Das Object hat einen Theil der Realität des Ich absorbirt; das Leiden des Ich ist anzuschauen, es ist Unmöglichkeit der entgegengesetzten Thätigkeit, Gefühl des Zwanges zu einer bestimmten Handlung, welcher vom Verstande fixirt wird als Nothwendigkeit. Das Gegentheil dieser durch Leiden bedingten Thätigkeit ist die freie. Diese wird von der Phantasie angeschaut als Schweben zwischen Verrichten und Nichtverrichten derselben Handlung, zwischen Auffassen und Nichtauffassen desselben Objectes, und der Verstand faßt dieses Schweben als Möglichkeit Das Ding in der synthetischen Vereinigung von Möglichkeit und Nothwendigkeit ist das wirkliche. Die Kategorien sind unabhängig von Raum und Zeit, weil vor ihnen. Für die reine Vernunft ist Alles zumal, nur für die Phantasie existirt die Zeit. Die Vernunft setzt ei Festes, indem sie die Einbildungskraft fixirt. Diese überspringt jede Schranke, schwebt zwischen Bestimmung und Nichtbestimmung, un dieses Schwanken zwischen Endlichem und Unendlichem dehnt im Widerstreite das Ich zu einem Zeitmoment aus. So die Anschauung a und in sich fortleitend macht sie das Bewußtsein möglich als fortlaufende Zeitreihe, denn Zeit ist eine Reihe fortlaufender Vereinigungspunkte des Ich und Nicht-ich in der Anschauung, die Form des innern Sinnes. Die Setzung der Objecte als sich ausschließender oder continuirender ist nur in einer gemeinsamen Sphäre möglich — Raum von der Einbildungskraft gesetzt als Form der äußeren Anschauung Das Ich bedingt sich als Intelligenz durchs Nicht-ich; anderseits i es schlechthin durch sich selbst gesetzt und Nichts in ihm, was es nic selber setzte — ein durch Synthese zu lösender Widerspruch. Die Synthesis ist da, wo das unendliche Ich Ursache seiner eigenen Ent

lichkeit wird, d. h. sich selbst beschränkt, wodurch erst Intelligenz und Thätigkeit möglich wird. So entsteht überhaupt die Endlichkeit, indem das Ich praktisch ist; das unendliche Ich setzt sich Schranken (im Nicht-ich) um des Sollens willen, das eben nur denkbar ist als Widerstreben; das Wollen ist vor dem Vorstellen, die praktische Vernunft erhält das Primat. Endlich ist das Ich in theoretischer, unendlich in praktischer Beziehung. Der kategorische Imperativ ist Postulat des absoluten Seins, ableitbar aus der Absolutheit des Ich, das dem auf dem praktischen Standpunkte Stehenden als außer ihm seiend erscheint — moralische Weltordnung. Handeln, das Endliches und Unendliches vermittelt, ist das unendliche Streben, die Schranken des empirischen Ich d. h. die wirkliche Welt zu überwinden; möglich nur eine unendliche Annäherung, Ideal das Subject-Object. Ewige Dauer kommt dem Ich nur zu, sofern es die Gottheit (das reine Ich) durch seinen Willen realisirt; das endliche Ich ist von der Ewigkeit der Idee getragen.

Indem Fichte das Ding an sich nur als subjective Vorstellung faßt, die aus der Einbildung stammt, geht er zum vollendeten Idealismus über, der Kant's Wahrheit und Consequenz ist. Die synthetische Einheit der Apperception, deren Quelle das „Ich denke" als der letzte Grund alles Erkennens ist, wird zum schöpferischen Ich. Fichte geht dabei durchaus genetisch zu Werke, schaut Alles im Werden, das ist sein großer Fortschritt. Aber seine Ableitungen können nicht bestehen ohne die untergeschobenen Anschauungen, die er verwirft; er kommt nur zu einem unbestimmten Setzen, das nicht ans Wirkliche heranreicht, und hat das Erkennen wieder nicht in seiner ersten Grundlage erfaßt. Das Fichtesche Nicht-ich, Kant's Noumenon, nur daß dieses außerhalb des Ich liegt, ist gleicherweise ohne alle positiven Bestimmungen, nur die schlechthinige Negation des Ich, in dem alle Realität liegt. Das natürliche Sein ist nur eine Seite des Ich, und Kant's Dualismus scheint überwunden; aber er ist blos verdeckt, ein innerer geworden. Das Ding an sich bei Kant und der Anstoß bei Fichte sind gleich unerklärt. Woher kommt der Anstoß fürs Ich, zu einem zu werden, das sich zu einem Anderen verhält, als es selber ist? So sind im Grunde das Entstehen des Selbstbewußtseins, sein Uebergang ins Bewußtsein und die Rückkehr von diesem in jenes nicht aufgewiesen. Wie kommt das unendliche Ich, das nur sich selber gegenständlich, reine Indifferenz ist, dazu, ins endliche überzugehen und aus diesem wieder in sich zurück? woher

die innere Nothwendigkeit? Alle Mühe, ins Endliche herauszutrete
ist umsonst. Und was für ein Absolutes ist das? Das reine Ich i
seiner Unbestimmtheit ist eine willkürliche Abstraction und dadurch selb
verendlicht. Dasselbe geschieht Hegel's reinem Denken. Auch darin
bleibt es nicht absolut, weil es, graduell passiv, nicht alles Bestimml
sein durchs Nicht-ich aufzuheben vermag; dieses ist nicht sein absolute
Product und hat ebenfalls einen Grad von Realität. — Ebenso i
im Praktischen als Wollen, d. h. in der versuchten Rückkehr des End
lichen zum Unendlichen das Ich nicht absolut, es kommt nicht au
dem Dualismus heraus; das Wollen ist nicht reine Selbstbestimmun
weil nicht möglich ohne das Aeußere und die Beziehung auf dasselb
Die Wissenschaftslehre vermag das gesammte Nicht-ich weder zu erklär
noch zu überwinden, ein Theil bleibt stets in seiner Ungeistigkeit a
reiner Gegensatz zurück. Das Denken ist die Thätigkeit, der die Pri
rität zukommt, nicht das Vorstellen hängt vom Wollen ab. — T
praktische Philosophie bei Kant und Fichte verlangt und setzt
Interesse des moralischen Wollens und Handelns, freilich nicht in l
Weise des alten Dogmatismus, das wieder, woran ihre Theorie üb
haupt nicht langt — die bei Kant halb, bei Fichte ganz verflüchtig
Substanz und das Absolute. Freiheit und Unsterblichkeit, Gott u
Tugend sind blos Postulate, und ihre Realität ein Glauben behu
des moralischen Wirkens und durch Freiheit. Fichte tritt durch ein
entschlossenen Sprung aus dem Reiche des Denkens in das des Handel
über, und hier fußen ihm Pflicht und Recht auf eine durchzuführen
moralische Weltordnung, deren Material die Dinge dieser Welt sin
und insoweit gewinnen diese wieder eine Realität.

Kant weist die Idealität der Objecte aus der vorausgesetzt
Idealität von Raum und Zeit nach, Fichte diese aus der nachgewi
senen jener. Kant braucht ideale Objecte, jene zwei Anschauungsform
zu füllen, Fichte die Formen, um jene zu stellen. Fichte's Objecte si
unmittelbar ideal; der Anstoß, der bei Kant noch von außen komm
tritt bei ihm in die productive Einbildungskraft hinein. Seine Den
formen, die Kategorien, entstehen mit dem Objecte zugleich und u
es erst möglich zu machen, sie sind Eins mit dem ersten Acte der E
kenntniß in der Phantasie, bedürfen keiner Schemata. Bedeutend
dabei, daß die Kategorien genetisch erzeugt, ihre letzte Quelle die Ei
bildungskraft ist. Aber wenn sie verstanden sein sollen, so sind wiel

die Anschauungen unterzuschieben. Raum und Zeit sind nicht abgeleitet, ihre Natur unerkannt; sie können auch nicht nach den Objecten entstehen, die ohne jene Formen nicht denkbar sind; Anschauung ist das Erste im Erkennen.

Naturrecht. Das Recht gründet aufs Individuum. Die Ichheit, ursprünglich dem Es entgegen, trägt auf dasselbe den Begriff des Ich über, daraus wird das Du; dieses, ein anderes Individuum, ist ein Ich gewordenes Es. Da das reine Ich absolute Thätigkeit ist, so ist das von ihm gesetzte Individuum auf Freiheit begründet, in der es beruht; das vernünftige Wesen ist selbstständig, sein Sein auch seine eigne That. Das Vernunftwesen wird so Individuum, indem es sich als Eines setzt unter mehreren vernünftigen, seine Freiheit somit beschränkt. Daraus entstehen die allgemeinen Rechtsbestimmungen: Die Idee meiner Freiheit schließt in sich den Begriff der Freiheit aller anderen, und ich kann sie mir nur durch diese beschränkt denken. Das vernünftige Wesen muß zu seinem freien Handeln als Material ein von ihm vorgefundenes Unabhängiges statuiren — Sinnenwelt. Meine ausschließliche Sphäre der Freiheit ist meine Individualität, eine solche ist auch den Anderen zuzuschreiben, das ist die gegenseitig anzuerkennende Wechselwirkung und Beschränkung, aus der das Recht wird; es ist kategorisch unbedingt, und keiner kann sich ihm entziehen. Die Urrechte bilden den Inbegriff der Persönlichkeit und Freiheit des Menschen, näher das Recht auf Fortdauer der Freiheit, Unantastbarkeit des Leibes, Fortdauer des Einflusses auf die Sinnenwelt, d. h. Eigenthumsrecht. Verletzung dieser Rechte macht Sicherung nothwendig, daraus wird ein Zwangsrecht zu Herbeiführung des Gegentheiles vom Beabsichtigten. Hierzu braucht es einen Vertrag der freien Individuen, das ist der Staat, die Statuirung des allgemeinen Willens. Durch den historischen ist der Vernunftstaat zu realisiren. — — Dieses Naturrecht ist nach den Ideen Kant's schärfer entwickelt, auch Fichte's Staat eine bloße Zwangsanstalt.

Sittenlehre. Sittlicher Wille und innere Gesinnung sind für die Moral entscheidend; Ziel der Moral, das endliche Ich zum unendlichen zu machen. Jenes ist begrenzt im Gefühl und der Unmittelbarkeit des Triebes, das reine Ich frei, Sein und Grund des Seins. Diese Freiheit ist zu denken unter einem Gesetze, dessen oberste Form der Gedanke der Intelligenz, daß sie die Freiheit nach dem Begriffe

der Selbstständigkeit bestimmen soll; darin liegt ein Hinausgehen üb
den ans materielle Bedürfniß gebundenen Trieb. Der niedere Tri
geht auf Genuß, der obere auf Unabhängigkeit von demselben -
absoluter Selbstbestimmungstrieb zur Thätigkeit; er ist bloße Unte
lassung, nicht eigentlich Wille, weil nicht mehr auf einen Gegenstan
die Sinnenwelt, gehend, giebt keine positive Handlung. Indem de
Trieb nach Selbstständigkeit thut, was auch der Naturtrieb fordert,
ist der Widerspruch gelöst, die sittliche Freiheit gezeigt; in dieser muß
in derselben Handlung die Materie dem reinen und dem Naturtrieb
angemessen sein. Das Ich will sich von der Natur unabhängig
machen, ist aber stets im Verhältniß zum Naturtrieb; daher hat e
die Natur in sich mit Freiheit umzubilden — unendlicher Prozeß. De
sittliche Trieb erscheint als Pflicht, die aus der Forderung der Selbst
bestimmung und aus der Beschränkung durch den Naturtrieb erwächst
Oberste Maxime ist: Handle nach bester Ueberzeugung deiner Pflich
Absolute Freiheit ist gleich der Vernichtung des individuellen Ich un
constituirt das reine — Gott; diese Verschmelzung geschieht nie in de
Zeit, statt dessen tritt die Gemeine der Ich ein, die allgemeine Ueber
einstimmung über das Vernünftige anstrebt und die absolute Vernunft
form darstellt. Wille ist zuerst Willkür, seine Stufen: Naturtrieb, nu
formal freier Wille — Thier; Handeln nach Maximen mit Unter
scheidung von gut und bös, die Klugheit ist leitend, Ziel aber kan
sein die Befriedigung des Naturtriebes — verständiges Thier; Genia
lität des heroischen Charakters, die lieber großmüthig ist als gerecht
moralischer Standpunkt — Thun der Pflicht, weil sie als solche erkann
ist. Die Erhebung ist das Werk der Freiheit, selbst moralisch, nich
das der Natur, die träge ist, und die Trägheit ist das radical Böse
Eine Wechselwirkung im Sittlichen, ethische Gemeinschaft tritt in de
Kirche ein — Symbol. Auch hier ist die Umwandlung der historische
in die Vernunftkirche gefordert; letztes Ziel: die freie Uebereinstimmun
Aller über Recht und Moral. Gesetz und Symbol — Staat un
Kirche — sind nothwendig, verpflichtend, vervollkommnungsfähig; da
höchste Ziel erreicht, würden sie beide wegfallen. — — Fichte's Fassun
der Moral ist tiefer als die des Rechtes, sein Wirken hierin ächt pro
testantischer Natur, die Nachwirkung auf Hegel und Schleiermache
bedeutend. Bei diesem ist das oberste ethische Princip der Verstan
als Handelndes auf die Natur, beide aber als ursprünglich in einande

zu denken; die Vernunft soll immer mehr Natur werden, der Prozeß vollendet sich aber nie. Das erinnert an den reinen Trieb Fichte's, der die Natur selbst umgestaltet in einer Reihe von Freiheitsacten, selber aber Eins ist mit dem Naturtrieb. Hegel's Begriff der absoluten Vernunft erinnert an das sich selbst Setzen des reinen Ich im Willen der endlichen Iche.

Religionsphilosophie. Zwei Perioden sind zu unterscheiden, die erste mit Kant'schem Aufgehen der Religion in der Moral. Kant sagt: Gott ist Grund der nicht aus der Natur noch aus dem Sittengesetz entspringenden Weltordnung, ihr Urheber mit Sonderexistenz, das ursprüngliche höchste Gut gegenüber der moralischen Weltordnung als dem abgeleitet höchsten; der Glaube an ihn kann schwanken, die Heiligkeit der Pflicht nie. — Fichte: Die Ordnung in uns und durch uns auf die Außenwelt — moralische Weltordnung — ist selbst Gott, reines Handeln, außer ihr kein für sich seiendes Wesen. Die Weltordnung ist ohne Grund, nur das Zufällige fällt unter den Causalnexus. Persönlichkeit würde ihn verendlichen — Anthropomorphismus; er wäre darin ausgedehnte Substanz und sein Wille höher als er. Die wahre ist die Religion des Rechtthuns mit der obersten Forderung: handle fröhlich und unbefangen, wie es die Pflicht gebeut, ohne Zweifeln und Grübeln über die Folgen. Dadurch wird das reine Ich lebendig; im Klügeln über die Folgen dagegen macht der Mensch sich selber zu Gott — Atheismus. Erfüllung der Pflicht ihrer selbst halben ist Seligkeit. — Zweite Periode: Leben ist Sein, Gott Sein schlechthin, Seligkeit Sein und Leben in dem Einen. In der Religion geht das Ich auf im Göttlichen. Indem der Mensch sich selbst als Negation der Gottheit vernichtet, versinkt er in Gott. Gott ist das, was das ihm Ergebene und von ihm Begeisterte thut, er liegt in ihm — Mysticismus. Die wahre Religion besteht im Thun.

Der Kampf seiner ersten Periode gegen den persönlichen Gott enthält Wahrheit, würde aber weiter treiben zum deistischen Gotte, dem ordnenden Geist; auch die moralische Weltordnung ist eine sich auflösende Analogie. Seine spätere Entwicklung nimmt einen rein religiösen Standpunkt ein. Da gewinnt der starre kategorische Imperativ Kant's, der anfänglich gerade eine Natur wie die Fichte's unwiderstehlich packen mußte, durch vertieftere religiöse Bestimmtheit ein man möchte sagen weicheres Leben. Wenn er aber Seligkeit und Ewigkeit

ins Sein und Leben in dem Einen setzt, ist das nur eine religiös umgeformte Redaction der früheren Fassung, wonach sie in der weihenden und bereichernden Hingabe des individuellen an das Leben der Gattung beruhen. Immer bleibt die That gewahrt. Fichte ist nie specifisch christlich, auch in seiner Entwicklung nicht, und die populärphilosophischen Schriften („Grundzüge", „Anweisung zum seligen Leben") sind darin wieder ganz mit dem System consequent. Immer bleibt ihm das Leben in der Idee, d. h. in der Gattung, Leben in Gott oder Leben schlechthin, alles Andere ist Tod. Die Menschheit ist das Eine selbstständige Dasein Gottes, das ist der Inhalt der wahren Religion, insbesondere des Christenthums. Allerdings suchte er 1806 in seiner „Anweisung zum seligen Leben", in der nach seiner Auffassung von Leben das „selig" fast tautologisch klingt, nachzuweisen, daß seine Moralphilosophie mit dem Christenthum übereinstimme; aber dieser Versuch war ein erkünstelter, der sich unter der Hand eben ein Christenthum formte, wie der Philosoph es brauchen konnte. Einzig das ist richtig, daß er seit seiner Uebersiedelung nach Berlin um so viel mehr die religiöse Weltanschauung zu Grunde legt wie früher die rein sittliche, und daß dadurch allerdings sein System umbildend beeinflußt wird. Ein persönlicher Gott aber bleibt ihm wie zur Zeit seiner Verurtheilung wegen Atheismus und seiner „Appellation" ein Hirngespinnst; das christliche Dogma von der Weltschöpfung der absolute Grundirrthum aller falschen Metaphysik und Religionslehre; das Dogma von Jenseits und Seligkeit ein Dienst des sinnlichen Genusses. Fichte will überhaupt aufs Strengste die Umbildung und Auflösung der geoffenbarten Religionssätze, die er als solche verwirft, in Vernunftbegriffe durchführen und ist sich sehr bewußt, mit den noch herrschenden religiösen Anschauungen im Kampfe zu stehen. Er findet seiner Auffassung, die jede Emanation verwirft und die ewige Einheit und Wesensgleichheit des Geschaffenen und des Schaffenden festhält — die Menschwerdung des Logos ist blos von historischer Bedeutung — Plato und den Johanneischen Christus (λόγος) am nächsten verwandt.

Das ganze System der Wissenschaftslehre, die er 1810 abgeschlossen hat, vermittelt Denken und Sein nicht, es ist einseitige Genesis, nur ein Wissen vom Wissen möglich, keine Wissenschaft des objectiven Geistes, wie er Natur und Geschichte durchzieht, keine Naturphilosophie. Daher dringt die Wissenschaftslehre, eingeschränkt aufs Subjective,

nicht in die Kenntniß des Realen ein, wird nicht Begründerin der Einzelwissenschaften; das wirkt auf sie zurück, sie verkommt in sich selber.

Aehnlich wie Reinhold, der mit größter Klarheit und Kraft wirkende Kantianer, ist Fichte nicht blos Schulphilosoph, sondern eine seltsam zwiegespaltene Natur. Der Nihilismus des Systems mußte ihn von jeder Einwirkung auf die Zeit, ja von jedem wahren Verständniß des realen Lebens abziehen, und doch leiten ihn die männliche Willenskraft und Charakterstärke wieder mächtig ins Gesammtleben der Zeit und Nation zurück. Das eine Mal verzweifelt er an ihr, das andere Mal will er sie bildend bestimmen. Keiner macht so scharf als dieser markirte, einerseits so fest in sich ruhende, andererseits so fein bestimmbare Charakter die fortwährenden Schwankungen durch zwischen den beiden Extremen. Seiner Natur gemäß zum thätigen Einwirken aufs nationale Leben getrieben, die Revolution begrüßend, hernach zweifelnd ins Studium der Kant'schen Philosophie vertieft, hält er 1806 die politischen Zustände für unrettbar, will sich 1807 ganz vom Leben abkehren, findet 1808 die staatlichen Zustände hoffnungsvoller als die wissenschaftlichen und giebt selber die Mittel zum Heil an. Aber immer bleibt ihm das sittliche Handeln das Höchste, und wenn auch seine Metaphysik sich mehr und mehr vom Leben abwandte, so kehrt sich umgekehrt sein thätiges Wirken mehr und mehr ihm zu. Diesem sind auch überwiegend seine populär-philosophischen Schriften gewidmet, wahre Zierden unserer Literatur. Die Consistenz in der merkwürdigen Doppelnatur, die sich nach beiden Seiten mit demselben heiligen Ernste, derselben unbeirrten Folgerichtigkeit des Denkens und Wollens bewährt und ihn zu einem charaktervollen Ganzen stempelt, bedingt seine eigenthümliche Größe. Er hat für die Naturwissenschaften wenig Sinn und giebt sich auch nicht dafür, in ihren Gebieten besondere Kenntnisse zu besitzen; dagegen sucht der große Gelehrte das fundamentale Material seiner Philosophie in der Geschichte, in der er die reichsten Kenntnisse hat, und trotzdem beweisen seine „Grundzüge", daß er den Realismus in seinem Fortschreiten nicht versteht, und seine Geschichtsconstructionen von oben herab enthüllen Nichts als die Bizarrerien eines eigenwilligen Denkens. Realen Werth hat die Schrift nur darin, daß sie die alten Zustände in glänzender Satire zeichnet und der Zeit ihre Sünden aufdeckt, und zwar in derselben heiligen Begeisterung und mit der gleichen warmen Liebe für sein Volk, die sich anders in den „Reden" äußert.

Doch auch darin geht sie zu weit. Sie bezeichnet das Zeitalter a
das der „leeren Freiheit“, das sich nicht die Mühe nehme zu wisse
schaftlicher Prüfung und Untersuchung, und geißelt damit aufs Bitter
die sogenannte Aufklärung, die naturgemäß dem speculativen Phil
sophen verhaßt sein mußte. Er hält den Sinn für die schöne Kun
für verloren zu einer Zeit, als sie eben wieder neue glänzende Flüge z
nehmen begann, werthet aber allgemein die Kunst, über die er si
sonst weniger ausspricht, als eine der edlen Bildnerinnen der Mensch
heit. — Die vielberufenen „Reden an die deutsche Nation“ 180
ziehen die „Grundzüge“ ausdrücklich als ihre Grundlage heran un
wollen sie gewissermaßen fortsetzen. Sie preisen die Vaterlandslie
als den mächtigsten Hebel für die Erhebung des Geschlechtes und ve
werfen im Kampfe gegen die drückende Wirklichkeit die Idee ein
Universalmonarchie. Das Verhältniß der beiden Schriften ist diese
Die „Grundzüge“ gehen aus von einem vernünftigen Weltplan, der
Entwicklung der Gattung zur Freiheit langsam und vermöge nothwendig
Glieder und Epochen des Weltlebens realisiren soll. Das giebt
zeitliche und räumliche Gliederung der Geschichte d. h. die Zeitepoch
und Volksgeister als vernünftige und nothwendige Träger gewiss
Stufen innerhalb dieser fortschreitenden Entwicklung. Dabei erschei
ihm gerade das deutsche Volk als der Träger des Begriffs, auf we
chen das einstige Reich der vollendeten Freiheit gebaut werden müs
Hierin tiefer als Kant, erklärt er ein Volk als eine Gemeinschaft der
die unter Einer Grundansicht sittlicher Welt stehen, unterbaut sei
weltbürgerlichen Ideale, die er nicht ins Leere hinausstellt, mit nati
nalen Grundlagen, hat etwas durchaus Patriotisches und anerken
eben darum die Vaterlandsliebe als mächtiges Triebrad. Sein einstig
Vernunft-Weltreich, ein philosophisches Ideal nach Kant's ewig
Frieden, widerspricht dem in keiner Weise, und auch hierin bewäl
Fichte die merkwürdig festhaltende Strenge seines Gedankenleben
Die Bedeutung der „Reden“ ist die, daß sie eine That der rein
Begeisterung sind; übrigens geben sie romantisch-politische Pädagog
ausgehend von der immerhin kühngefaßten Idee einer deutschen Nation
erziehung, deren Basis die Pestalozzische Methode sein soll, für die
den Freiherrn von Stein selber zu begeistern verstand. Erst wer
klar, abstract, dann flacher und nur gegen das Ende wieder kräft
in breiten Perioden überfließend, in verwandten Gedanken sich ergehen

hat sich mit ihrer Zeit auch ihre Bedeutung überlebt. Grund und Ziel sind der willenskräftige Charakter und die sittliche Absolutheit des Ich: das ist der treue Stempel des Fichtianismus als System, und insoweit wird die Doppelnatur wieder Eins, und wir haben den großen deutschen Mann aus Einem Guß; dessen großartiges Wirken aufs Leben der treue Abdruck seiner theoretischen Ueberzeugung ist; die mächtige Harmonie zwischen Wissen und Wollen ists, die seine Größe macht. Fichte ist streng demokratischen Geistes und bildet schon darin die directe Opposition zu Jacobi. Seine Schrift über die französische Revolution, die man mit vielem Interesse vergleichen könnte mit Burke's phrasenhafter Rhetorik oder Gentzens diplomatischer Dialektik über denselben Gegenstand, sowie die Abhandlung über die von den Fürsten zurückgeforderte Denkfreiheit (beide von 1793) sind scharf und streng durchgeführte Vertheidigungen des freien Vernunftrechtes der Völker gegen die Ungerechtigkeiten des überkommenen historischen. Er hat hernach den Ton gemäßigt, die Gesinnung beibehalten, immer wesentlich befreiend gewirkt; er will auch, um die Einsicht des Vernunftbegriffes möglichst weit zu verbreiten, allgemeine Volkserziehung und eine stehende Gelehrtenschule.

Politischen Illusionen giebt sich Fichte in Bezug auf die nahe Zukunft Deutschlands nicht hin; er erwartet schon 1813 („Politische Fragmente") von dem Freiheitskrieg in erstaunlich resignirter Ruhe für die innere Entwicklung des deutschen Lebens bereits so viel wie Nichts und sieht mit fast erschreckender Klarheit das ganze Elend der deutschen Zerrissenheit und des rückkehrenden Feudalismus voraus. Er will auch weder ein Oesterreich noch ein Preußen, obgleich er letztere Macht im Gegensatze zu jener die ächt deutsche heißt, sondern eben Deutschland, und findet Heil für die deutsche Einheit nur in einer kommenden Republik, alles das in directer Opposition zu den gleichzeitigen österreichisch-katholischen Phrasen Fr. Schlegel's.

Selten hat eine Philosophie so kräftigend aufs nationale Leben eingewirkt, als die Kant's und Fichte's zugleich gethan, die studirende Jugend wie die Männer des deutschen Volkes adelnd und begeisternd; selber Gentz wird durch sie eine Zeit lang über die Fäulniß seines Wesens emporgetragen. Die nächste große Einwirkung geht auf die theologischen Studien — Forberg, Niethammer, Schleiermacher; auf

die Aesthetik und Ethik — Kunstanschauungen der ganzen romantischen Periode, allgemeine Kunstprincipien der Neuzeit; zunächst und durch Schelling auf Naturwissenschaft und die ihr verwandten Zweige — Medicin; ebenso hat in der Folge Fichte's Kampf mit der Naturphilosophie mächtig befruchtet. In der Psychologie hat er seinem directen Gegensatze gerufen, dem Herbartschen System, das gleich ihm aus der dualistischen Erkenntnißlehre Kant's herauswächst. Politisch aber wirken nicht ihre politischen Schriften allein, sondern das allgemeine Wehen des Geistes der neuen Wissenschaft. Der Idealismus Kant's und Fichte's bildet den directen Gegensatz zum nachfolgenden Pantheismus, die beiden stehen im Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit.

Fichte's System, die nach Zeit und Wesenheit natürlich zutreffende logische Ergänzung zu Schiller's Idealpoesie, ist die folgerichtigste Durchführung des deutschen Idealismus und zugleich die kühnste Kundgebung protestantisch-deutschen Geistes in seiner persönlichen Freiheit und strengen Sittlichkeit. Die Kühnheit und Freiheit der Genesis in der theoretischen Entwicklung ist das folgerechte Gegenbild zu der Freiheit des Charakters, welche in großartiger Unabhängigkeit die sittliche Selbstbestimmung zugleich als das Gesetz der Selbstständigkeit aufstellt. Die logische Kraft des Gedankens, die ihn zum äußersten Idealismus (Verflüchtigen) forttreibt, ist eine und dieselbe mit der Kraft des Charakters, der die That erzeugen und das Leben reformiren will, und die letztere ist in Fichte das Erste und Höchste; dort nihilistisch, wirkt dieselbe Kraft hier sehr positiv. Fichte's innerster Kern liegt in derselben mächtigen Energie des Wollens, die bei Hegel als solche des Denkens erscheint. Beider Natur ist ebenso starr und gefestet als die Schelling's flüssig.

Nichts Treffenderes läßt sich über Fichte sagen als die Worte seines Grabsteines thun: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich".

## Schelling und seine Schule.

Fr. Wilh. Jos. Schelling ist erwachsen aus der Opposition gegen Fichte: das Objectiv-Reale ist zu erfassen und nachzuweisen als ursprünglich Eins mit dem Subjectiv-Idealen, wenn überhaupt Wissen sein soll. Wissen und Sein sind schon für Fichte identisch, ebenso für Schelling, der

aber die ideale Thätigkeit von jenem als reale faßt und das subjective Ich zum objectiven ausdehnt. Wie im subjectiven Ich Fichte's Denken und Gedachtes, so sind im Universum, dem Grund-ich Schelling's, Reales und Ideales dasselbe; sie gehen zusammen im Absoluten, das Freiheit — Willen ist. Schelling's Thätigkeit vollzieht sich in den Grundformen der ersten geistigen Thätigkeit des Anschauens — Raum und Zeit, denen beiden die Eine absolute Selbstthätigkeit zu Grunde liegt. Raum ist die sich unendlich expandirende Thätigkeit der productiven Phantasie, Zeit deren Maß und Grenze. Ohne Zeit wäre das Subject formlos, kein Halt des Anschauens, ohne Raum kein Object; Zeit ist negativ, hemmend, Raum positiv, ausdehnend. Alles Anschauen erzeugt sich durch diese beiden Thätigkeiten, der Inhalt kommt von der expandirenden, die Form von der contrahirenden, Quelle ist die absolute Selbstthätigkeit. Die positive Kraft, centrifugal, ist die Phantasie, die negative, centripetal, der Verstand; dort ein Ausdehnen des Ich ins Unendliche, hier ein Begrenzen des Ich und Abtrennen des Objectes. Raum und Zeit und Bewegung, diese Formen des Anschauens, sind aber auch die Mächte der realen Natur — das ist Kant's Einfluß. Diese Thätigkeiten, nur unbewußt, erzeugen in der Natur das Ding: in den astralen Regionen expansive Lichtkraft und attractive Schwere. Das absolute Ich (willkürlich so genannt) ist das alle Realität umfassende Subject-Object. Das Welt-ich liegt in und außer mir; die allgemeine Weltnatur wirkt im Menschen nur potenzirt; ihr Wesen, das Leben ist und Thätigkeit, wird in ihm Geist, daher Denken und Sein identisch. Die ganze Natur ist was der Menschengeist, erzeugt in absoluter Selbstentwicklung alle Dinge aus sich und geht Stufen durch bis zum Selbstbewußtsein. Denken ist die selbstbewußte Thätigkeit der Natur im Geiste, das Sein wird Selbstbejahung; das Verfahren der intellectuellen Thätigkeit (Vernunft) ist constructiv, in ihr betrachtet sich der producirende Geist in seinem Schaffen, ist daher bewußt; sie leitet ins Wesen der Natur ein, schaut die Gegensätze in Einheit, führt die vom Verstande gesetzten Differenzen in solche zurück und versetzt so ins Absolute — Identität, Immanenz, Pantheismus, daher Schelling's Philosophie ganz speciell die Identitätsphilosophie heißt. — Weltgrund und Welt sind gleich ewig; es giebt keine Weltschöpfung in der Zeit und keinen Weltschöpfer außer ihr, nur Evolutionen. Die stufenweise Selbstentwicklung der Natur ist ein

Objectivwerden der natura naturans bis zum Geist; überall ein Trenn und Wiedervereinen Entgegengesetzter, das auf die höchste Synthe führt. Das Eine Naturwesen nach seinen zwei Seiten betrachtet gi die beiden Grundwissenschaften der Naturphilosophie und der Geist philosophie, deren jene vom Object — Natur, diese vom Subject · Geist ausgeht. Das höchste Ziel jener ist die Vergeistigung al Naturgesetze zu Gesetzen des Denkens; mit dem Gesetzmäßigen v schwindet mehr und mehr das Phänomen. Das Licht ist zweideuti Materie, im Magnetismus verschwindet diese ganz, in der Gravitati bleibt nur noch das Gesetz zurück. Die bewußtlosen Producte si nur mißlungene Versuche der Natur, sich in sich selbst zu reflectir die todte Natur ist unreife; in der höchsten und letzten Reflexion, d Menschen, wird sie sich selbst Object, verklärt sich in der Freiheit Empfindung, Intelligenz und Willen.

Naturphilosophie. Das Absolute ist Einheit der natura na rans und der natura naturata, Identität des Subjectiv-Objectiv stets Potenz und Actus zusammen. Aller Unterschied des Einen o Anderen, des Idealen oder Realen, fällt ins Endliche, ist quantita das Sein nirgends absolute Sub- oder Objectivität. Das Unendli ist absolute Thätigkeit, die Verendlichung ein in sich selbst Unterschei des unendlich in sich selber thätigen Seins, das so identisch wird : seinen Schöpfungen. Ueberwiegende Objectivität ist da, wo die Sel thätigkeit der Natur noch nicht Selbstanschauung ist, und umgekel In der Reflexion der Naturthätigkeit in sich zum Selbstbewußtsein ı ihrer Abstraction von sich liegt die Freiheit. Der objectiven und s jectiven Thätigkeit — Phantasie und Verstand — entsprechen ( realer Seite die expandirende und contrahirende Bewegung. Unend ausgehendes Anschauen erzeugt das Leere, Fixiren und Begrenzen du den Verstand den Begriff. Das zusammenziehende negative Prin das eigentlich realisirende, weil es auf Gestalten geht, erscheint Schwere und erzeugt die Materie, das positive als Licht und verk sich als Anschauung; jene bindet, dieses entbindet. Licht ist das abso Repulsive gegen die Attraction, erlösendes und das Subjective ( faltendes Princip, Weltseele, seine Erscheinungsweisen auch Kla Wärme, Elasticität (der Aether der Alten). Die beiden Factoren wir stets kämpfend zusammen, daraus entstehen die Kräfte und Forn der Natur in potenzirter Gestaltung, die nie absolutes Schaffen, sond

bloßes Verwandeln ist und die Geschichte der Natur ausmacht. Licht und Schwere, ursprünglich zusammenwirkend, erzeugen Magnetismus, Elektricismus, Chemismus, und durch diesen dreifachen Proceß bilden sich die ursprünglichsten Formen. Mit dem chemischen Proceß grenzt die Entwicklung an das organisch selbstständige Leben, die dritte Potenz. Alles Sein ist Leben. Schwere spricht sich in der Cohäsion und dem Magnetismus aus, erscheint als Ausdruck ursprünglicher Ganzheit des Wesens in jedem seiner Punkte. Die Materie im Ganzen ist eine unendliche magnetische Linie, der Magnetismus das Princip, welches sie als Ganzes setzt, Theilganze erzeugend; die einzelnen Materien, d. h. die Körper bestehen in einem relativen Plus oder Minus der Positivität oder Negativität. Dasselbe Gesetz, das im einzelnen Ding Magnetismus ist, tritt in der Beziehung der einzelnen als Elektricität auf. Gesetz der Natur ist: Einheit im Gegensatz und Differenz in der Identität; es realisirt sich im Galvanismus, der Magnetismus (Identität) und Elektricität (Duplicität) vereint, und in dem darauf ruhenden Chemismus. Der chemische Proceß erzeugt ein Drittes, Höheres als der beiden Band. Chemisches Trennen ist ein Potenziren der Materie zu Sauerstoff und Wasserstoff, Zusammensetzen ein Depotenziren zur Indifferenz des Wassers, welches das Urbild der Materie ist. Abdruck der Schwere ist das Starre, das auf relativer Verschiedenheit der Theile beruht; Abdruck des Lichtes ist die Luft, die Indifferenz beider das Wasser. Die Natur ist ein unendlicher Organismus, Zweck ist, ihr Wesen mehr und mehr zu entfalten und für sich selber zum Objecte zu machen. Sie strebt durch Individuation in den Einzelnen relative Ganzheiten herzustellen. Das allgemeine Naturwesen will Licht und Materie herabsetzen zum Objecte, das die Natur anschaut. Das geschieht in ihrer dritten Entwicklungsstufe, wo sie sich potenzirt zum Leben, das Licht und Schwere und ihren Kampf beherrschendes Subject ist. Der chemische Proceß streift an den organischen, doch mangelt ihm das Centrale, Seelische. Leben ist der in den Organismen ablaufende Proceß einer stetigen Störung des Gleichgewichtes, in welches die zwei Principien des chemischen Processes, zur Ruhe gekommen, sich neutralisiren. Pflanzenleben: Aufnehmen und Ausscheiden von Oxygen; Thierleben: Aufnahme und Zurückhalten desselben. Die Capacität der Organe für Aufnahme des Sauerstoffs ist Irritabilität, die sich als

Selbstbeweglichkeit kundgiebt. Diese mögliche Bewegung wird verwirklicht durch die Sensibilität, die dem Trieb nach Bewegung Form und Bestimmtheit giebt. Irritabilität ist ein positives, Sensibilität ein negatives Moment; jene liefert für die auf ihr ruhende Bewegung den Stoff, diese die Form; beide in einander greifend machen den Instinct aus als den durch Sensibilität bestimmten Trieb nach Bewegung. Beide Functionen sind bewußtlos; Bewußtsein tritt da ein, wo sich die Thätigkeit vom Producte losmacht und als solche sich selbst anschaut; dadurch wird die Regung Empfindung, erster Grad von Bewußtsein. Das Thier hat blos potenzielles Bewußtsein, weil es nicht frei ist. Die höchste Stufe ist Geist als rein idealistische Thätigkeit, Denken gegenüber der bewußtlosen Natur, das absolute Subject Anschauen seiner selbst geworden. So sind Denken und Sein die beiden Pole desselben Indifferenten, des Absoluten, denn die Materie ist Selbstthätigkeit der Natur, die sich so lange wiederholt, bis sie durch ihre Kräfte und aufsteigenden Processe hindurch Geist wird und als solcher sich selbst erkennt; so ist eben auch Erkennen möglich. Es giebt nur immanente Zweckmäßigkeit, nach der die Natur mit begeistet wird; auch sie ist Denken, nur unbewußtes, objective und subjective Vernunft sind dieselbe, rein ideal nur im Menschen. Aus dem bewußtlosen Wirken entsteht bewußtes durch eine Anschauung in unserem Bewußtsein, die zugleich bewußt und unbewußt ist; das ist die productive Einbildungskraft, die Natur und Geist im Genie verknüpft und die dichterisch-künstlerische Wirksamkeit hervorbringt. Potenzen der Entwicklung des Idealen, auf denen die Geschichte ruht, sind: Kunst, Religion, Wissenschaft; letztes Ziel: das höchste Selbst- und Weltbewußtsein, wodurch die Freiheit des Menschen vollendet wird und die Rückkehr zu Gott gegeben ist. Das Unendliche, im Menschengeiste selber liegend, erscheint seiner Freiheit als Gesetz, und daraus entspringt ein Gegensatz, der die Geschichte erzeugt. Als frei sieht der Mensch diese Gewalt außer sich, das Wahre ist aber, daß er sich als integrirenden Theil derselben erkenne. Im Menschen ist das Absolute reales Wissen und Wirken zugleich. Erste Offenbarung des unendlichen im endlichen Geist ist die Kunst, wo jener in diesem wirkt als Begeisterung; zweite Stufe die Religion, darin alle Creatur als Moment des All-Einen verschwindet; höchste Stufe die Philosophie mit der vollen Einsicht ins wahre Verhältniß des Idealen und Realen.

Das natürliche Sein ist in der Genesis des Wissens gleichberechtigter Factor wie das Ich; von da ausgehend will Schelling Logik und Metaphysik in Eins bringen, die Einheit und Versöhnung des Idealen und Realen versuchen — Spinoza. Doch wächst alles das aus Fichte heraus. Schon bei diesem haben wir eine Wesensgleichheit des Subjectes und Objectes, des Ich und Nicht-ich; der Unterschied besteht nur darin, daß Schelling das, was im Ich vorgeht, ins Universum übersetzt und das All zum Ich macht — Pantheismus. Sein Potenziren oder quantitatives Objectiviren des Absoluten in Natur und Geschichte hat den historischen Ausgangspunkt ganz in Fichte's Theorie des Ich. Die Grundidee seiner Lehre, welche das allgemeine Leben als prius und Erzeugendes der Materie und die einzelnen Naturdinge als bloße Beschränkungen des allgemeinen Organismus setzt, ist durchaus Spinozistisch, im Einzelnen aber bestimmt ihn überwiegend J. Böhme. Ohne die versuchte Einheit dränge das Denken nie ins Sein, und in der Erscheinung bliebe stets ein dunkles Etwas zurück, da das Heterogene nicht erfaßbar ist. — Schelling greift ins innerste Leben der Natur, faßt dieses wie das des Geistes und der Gottheit als der Einheit beider und will es in seinem Wesen und Werden schauen und so das Absolute in seinen Quellen aufsuchen. Daher die Berührung mit den Einzelwissenschaften, die er — ganz im Gegensatze zu Fichte — zu befruchten sucht, daher aber auch der Kampf dieser gegen sein furchtbares Zusammenpressen in eine Einheit, die oft unnatürlich das Recht der langsam aber sicher gehenden Empirie zertritt und das Mannigfaltige — so in den Naturkräften — überall auf einheitliche Principien zurückführen will. Seine Naturphilosophie hat poetischen Reiz, genial großartige Combinationen, aber schwebende Allgemeinheiten, welche die strenge Naturwissenschaft großentheils bestreitet. — Absolutes Ich ist ein Widerspruch, Ich nur möglich in Beziehung auf ein Anderes, relativ bedingt. Die absolute Identität ist als solche indifferent, wie soll aus ihr das Differente kommen? Schelling kommt aus der absoluten Indifferenz nicht zum Gegensatze von Subject und Object und kann so das Endliche nicht erklären noch ableiten. Zwischen den Einzelnen besteht nur quantitative Differenz, ein Ueberwiegen des Sub- oder Objectiven, was außerhalb der Identität fällt; diese aber ist Totalität, das Endliche somit ohne Sein. Diese Anschauung muß also das Endliche wegleugnen. Die Philosophie kann überhaupt nicht

vom Absoluten ausgehen, das ohnehin nicht erkennbar ist, die rei
Indifferenz im Eins aller Gegensätze ist nur das Leere, auch die inte
lectuelle Anschauung hört hier auf.

Wie sind Immanenz im Absoluten und Freiheit vereinbar, w
diese dem Pantheismus möglich? Schelling sagt: Die Dinge enthalt
in sich etwas Positives, wenn auch Abgeleitetes; die Abhängigkeit he
die Freiheit nicht auf. Das organische Individuum ist abhängig de
Werden, nicht aber dem Sein nach; was Folge des Absoluten, ist na
anderer Seite wieder Grund und Substanz; der Grund bestimmt n
das Werden der Folge, nicht ihr Wesen. Aber: das Werden und
Wesenheit des Werdenden lassen sich nicht trennen; diese Deducti
verwechselt Unterschiedenheit und Unabhängigkeit. Was wesentlich u
abhängig, ist formell nicht abhängig; abgeleitete Absolutheit ist
Widerspruch und die Freiheit der Folge nicht hergestellt.

Wenn die Welt die räumlich-zeitliche Erscheinung Gottes ist, w
ist das Uebel erklärlich? Die Freiheit als Vermögen des Guten u
Bösen würde auch dieses in die Gottheit versetzen. Nun ist die I
manenz nicht aufzuheben; aber was dem endlichen Wesen immane
ist nicht das ganze absolute Wesen der Gottheit, kann gerade d
nicht sein, was im Absoluten das Göttliche ausmacht. Das fü
auf ein Princip in Gott, das nicht er selbst ist, einen ersten Urgru
Gott und Welt sind dieser Urgrund, beide aber nicht blos er; er
die Natur in Gott, nicht dessen Existenz mit, als selber nicht göttli
von Gott unterschieden, aber nicht sein prius. Er ist die Sehnsu
die das Eine empfindet sich selbst zu gebären, mit dem Einen gle
ewig, Wille, aber nicht selbstständiger, den Verstand ahnend; im dunk
Grunde herrscht das Regellose, sein Werk ist der ewige Geist.
sich weder Welt noch Gott, aber beider Wurzel, läßt sich aus i
etwas ableiten, was nicht göttlich ist: das Böse. — Das Alles
ein dogmatisches Setzen ohne Ableitung, ein Zumaldenken, in d
kein Begreifen und auch keine Entwicklung möglich ist. Gott ist na
menschlicher Analogie gefaßt, daraus entsteht ein Widerspruch; er wi
dem Werden unterworfen. Der Urgrund ist vollends ein Undenkbar
wie kann er gleicherweise Ideales und Reales sein, ohne doch diese
Gegensatze zu verfallen, und wie ist eine Entwicklung aus ihm mö
lich? Er ist eine völlig nutzlose Annahme, die wieder nicht über d
Dualismus hinaushebt. Diese begrifflose Deduction hat bereits th

an dem ganzen Mysticismus seiner verfehlten späteren Entwicklung. Das verworrene Gewebe, das selber schon ein Räthsel bleibt und allen Begriff von Entwicklung abschneidet, ist menschliche Analogie ins Unbegreifliche übersetzt, Böhmesche Theosophie, die Gott im Werden schauen möchte und darum Nichts sieht. So will Schelling in seiner späteren Zeit aus der Böhmeschen Negativität in Gott auch dessen Persönlichkeit ableiten. Bei allen diesen Deductionen kehrt er in einem sinnlosen Cirkel einfach zur absoluten Indifferenz zurück.

Theorie des Guten und Bösen. Gott als Geist ist die lebende Einheit beider Principien, des dunkelen und des lichten, im Grunde; ebenso der Mensch in Gott seiende Identität beider, die jedoch trennbar sind: darin liegt die Möglichkeit des Bösen, das scheidende Princip in ihm ist das der Selbstheit, das in der Umwandlung in den Universalwillen Geist wird. Gottes Wille will Alles centralisiren, in Einheit setzen mit dem Licht; der des Grundes will Alles particularisiren, das Losreißen vom Centrum und Erheben der Endlichkeit zum Selbstsein ist des Bösen Grund; seine Geburt liegt rein im Willen, nicht im Urgrunde, der wohl gegen das Uebernatürliche reagirt, aber nur damit ein unabhängiger Grund des Guten da sei. Nicht die erregte Selbstheit an sich ist das Böse, sondern nur sofern sie sich vom Lichte getrennt hat. Hätte darum Gott sich nicht geoffenbart, so siegte von vorn herein das Böse. Die Endabsicht konnte nicht unmittelbar erreicht werden, weil Gott Leben ist; daher unterwarf er sich dem Proceß von Leiden und Werden, der die Weltgeschichte ausmacht. Der Grund reagirt, damit das Gute sich steigere; Ziel ist die höchste Einheit des Universal- und Eigenwillens. Die menschliche Freiheit ist nicht leere Wahlfreiheit ohne bestimmenden Grund, sondern Handeln nach den Gesetzen der eignen Natur ohne Bestimmtsein von außen, so innere Naturnothwendigkeit, des Menschen eigne That; sein empirischer Zustand ist gesetzt durch eine vorzeitliche intelligible That von ihm, die dem Bewußtsein vorausgeht, aber seine eigne Schuld oder Unschuld begründet.

Die Geschichte eines menschlich leidenden Gottes und die vorzeitliche intelligible That des Menschen sind für uns ebenso ohne Interesse als an sich ohne Halt. Abgesehen aber von der Rückführung auf dieses phantasmagorische Princip ist das Böse in psychologischer Tiefe gefaßt, und in seiner Natur läßt sich das Losreißen des Eigenwillens vom absoluten bis ins Einzelste verfolgen.

Eigenthümlich ist, wie Schelling in seiner früheren Zeit und Hegel sich zu den neutestamentlichen Schriften stellen, über deren Autorität und Vollkommenheitsgrad sie sich sehr frei äußern; sie Beide erklären dieselben nur für eine erste, noch unentwickelte Erscheinungsweise des Christenthums.

Wenn die Geschichte des Geistes ihr Recht nur im humansten Sinne geltend machen und auch nur das verwerthen will, was sie wahrhaft brauchen kann, so begleitet sie den ausnahmsweise frühzeitig entwickelten Geist, der viel von einem platonisch gearteten Dichter hat und gerade von der Wende des Jahrhunderts an seine besonderen Wege gegangen ist, nicht über das Jahr 1809 hinaus, mit welchem seine productive Thätigkeit bereits erloschen scheint. Sonst hätte sie eigentlich von mehr als Einem Schellingschen Systeme zu reden und jenen reactionären Mysticismus zu durchstöbern, der allerdings in Schelling früh angelegt war und keine gesunde Faser mehr hat. Seine erste Entwicklung dagegen zeigt ihn so gesund wie die Fr. Schlegels, des ebenso früh entwickelten, diesen, nur verfällt Schelling rascher den dunklen Neigungen. Ueberraschend gleichen sich Beider Anschauungen in ihrer kräftigen Jugendzeit, so wenn auch Schelling eine neue wahre Kunst nur unter der Bedingung eines neuen Lebensinhaltes möglich erachtet. Doch ist mit der Identitätsphilosophie frühe schon bis zum Hokuspokus Unsinn getrieben worden. Einmal in die Dunkelheit verrannt, versteht Schelling weder Natur noch Geschichte mehr, behauptet das Widersinnigste (so über das Verhältniß des Christenthums zu den griechischen Mysterien, die er im Geiste der Symbolik als eine Geheimweisheit des Göttlichen feiert) und bringt anstatt der Dialektik, die ihm vollständig ausgegangen, nur noch poetische Einfälle und Schwulst. Schelling hatte leicht den Standpunkt des „Sehens aller Dinge in Gott ohne allen weiteren Beweis und Begründung" vollständig als den seinen zu erklären und von da aus so sehr mit dem Christenthum zu identificiren, daß ihm die Mysterien des christlichen Kirchenglaubens als der sinnbildliche Ausdruck seiner philosophischen Weltanschauung erschienen. — Schon 1809 ganz vom Leben abgewandt („Ueber das Wesen der menschlichen Freiheit"), nennt er den Charakter der neueren Zeit idealistisch und das Zurückgehen nach Innen den herrschenden Geist, im directen Gegensatze zu den gleichzeitigen Anschauungen Fichte's. Ja schon 1804 („Philosophie und Religion") schwatzt er von einer

n Zeitaltern, „die Beschränktheit der Erforderlichkeit", als undeutlich.
t seiner glücklichen Zeit brachten großartige und immer an-
Constructionen und die classisch schöne Form ungeheure Wir-
ervor. Sein Thun richtete sich damals gegen die in Nihilismus
ufene einseitige Subjectivität und den Formalismus und knüpfte
ht antiken Standpunkte der Immanenz aus belebend an die
n Wissenschaften. Seine Methode ist die der intellectuellen An-
g, eines sogenannten unmittelbaren Ergreifens, das aber sowohl
als in seiner Schule oft ein Vergreifen ward und jene zu-
Combinationen erzeugte, die nie klar und streng waren und
ganz in mystischem Dunkel verschwammen. Mit Spinoza hat er
entität gemein; während aber bei jenem in der lebenlosen ma-
schen Durchführung Denken und Sein noch in keinem Causal-
tehen, hat Schelling, schon durch seine nächsten Vorgänger vor
ormalen Constructionsweise bewahrt und gewarnt, volle An-
ig des Organischen und gegenseitige Durchdringung. Er be-
: ebenso eine geniale Auffassung der Naturwissenschaften wie
er historischen; aber in seiner rückwärts gehenden Bewegung
sich in dem Maße vom Leben und seinem Licht abgekehrt, wie
sich ihm zuwandte; die Gänge der zwei Geister gehen denen
örres und Lamennais parallel.

chte konnte keine Schule haben, das liegt in seinem Princip,
nur diese eigen individuelle Ausbildung trug; Schelling hat
che Schule, die immer Geist entwickelt, aber selten Logik, wofür
poetische Phantasien giebt. Sein geistvollster Schüler ist Oken;

der Folge der apodictischen Behauptungen. Was eigen anzieht u
vertraut berührt, ist die Erscheinung, daß man sich von diesen ga
voraussetzungslos sein wollenden Constructionen aus an den v
schiedensten Punkten wieder zwanglos den Ideen genähert findet, d
alte und tief einschneidende Facten unseres wissenschaftlichen Bewuß
seins geworden sind. Die Classificationen in allen Naturreichen si
originell; die vollkommen identificirende Tendenz wird im Großen ve
folgt am Bau des Universums und, in seiner Beziehung zur Urkra
Gott, an der Wirkung der großen Naturkräfte, auch die verschieden
Naturprocesse und Elemente sollen auf Ein centrales Princip als d
bloßen Formen seiner Activität zurückführen. Bis auf einen gewiss
Grad muß sich auch die experimentale Naturforschung — und sie h
es nach einer anders tendirenden Zeit in unseren Tagen neu wied
gethan — dieser centralisirenden Anschauung nähern, um ihres riese
haften Materials geistig Herr zu werden und zugleich die höchsten u
überraschendsten Resultate hervorzurufen. In der graduellen Heraus
bildung des Geistes aus der Natur prägt sich schärfer das Materi
listische des Systems aus. Seine Bildung der Elemente und Sto
— Stöchiogenie — ist höchst sonderbarer Natur und kann in ihr
rein individuellen Gedankencombinationen kaum wissenschaftliche B
deutung ansprechen. Für die specifische Kenntniß der Natur thut d
ganze individuell geniale Bau seiner Naturphilosophie doch wen
trotzdem daß kein Anderer der Schule mit gleicher Sicherheit ein
reiches Material beherrscht. Oken macht den ersten gelungenen Versu
eines philosophischen, in sich zusammenhängenden, das Ganze u
fassenden Natursystems, dessen Begründung und allgemeine Grun
züge (Lehrbuch der Naturphilosophie) das „Lehrbuch der Natu
geschichte" weiter ausführt. Für sein natürliches System braucht
eine neue Terminologie. Oken betrachtet die Pflanzen als selbstständi
Darstellungen ihrer Organe, die Thiere als Theile des großen Thier
welches das Thierreich ist, entstehend, wenn sich ein einzelnes Org
von dem großen Thierleib ablöst und für sich die wesentlichen Fun
tionen des Thierlebens ausübt. Demnach hat er so viele Pflanze
classen als Organe und gestaltet sein letztes (drittes) Thiersystem. O
ist ein freier Geist, das zeichnet ihn schlagend vor den Anderen a

An ihn grenzt Steffens. Weniger der logischen Entwicklu
Meister, giebt er die Philosophie der immanenten Naturpoesie. Steffe

hat etwas Diplomatisches und verständig Berechnendes und schwärmt für das Wunderbare einzig aus poetischem Reiz; er überschätzt sich. Auch er schweift ins Poetische hinüber, reiht nach Phantasie seine Einfälle an einander, bringt Allgemeinheiten, an denen das Einzelne nie klar wird, und wunderliche Analogien, vor denen die Differenzen verschwinden. Er treibt mit der Natur, was Creuzer's Symbolik mit Geschichte und Sage. Steffens' „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" haben besonders eigen die Aufstellung der Quadruplicitätslehre; seine „Anthropologie" will Dasein und Wesen des Menschen aus der Natur und dem Zusammenhang mit dem Universum begreifen und erklären. Als Novellen-, Zeit- und polemischer Schriftsteller ist er später zu betrachten.

Baader schreibt schwer und sehr ermüdend, weil er weder sich noch Anderen klar ist, und es frommt Nichts, wenn die geistesverwandte Reaction hinter den langen und verworrenen Perioden und dem disparaten Gedankengang des Theosophen besonderen Tiefsinn wittern will. Die beliebten Ahnungen, Hypothesen, mysteriösen Beziehungen sind willkürlich in Natur und Seele hineingetragen; ein unendlicher Horizont liegt ihnen allerdings vor, aber ein leerer. Baader geht, immer tendenziös, auf sehr gezwungen aussehende Beziehungen der Philosophie zu den christlichen Dogmen und den reactionär-kirchlichen Anschauungen aus. Es ist in ihm eine gelinde gesagt curiose Denkweise, welche die Sprache verschroben macht und dem Geiste keinen logischen Halt giebt. In der Natur sucht er in einer Art kabbalistischer Weisheit die mannigfaltigsten und unverständlichsten Deutungen der Formen und Zahlen. Er treibt es am ärgsten, bringt Zahlen- und Farbenspiele in unermüdlichen Wiederholungen, hascht nach den Naturgeheimnissen, ohne auch nur den Versuch zu machen zu ihrer logischen Durchdringung, und treibt dabei christliche Mystik. Seine philosophischen Grundlagen sind: der Urwille, als Urbewußtsein zugleich Urgeist und Urpersönlichkeit, und ihre Attribute: die ewige Natur und die ewige Idee. Von dem durch den Willen bedingten Verhältniß der Idee zur Natur hängt das dreifache Dasein ab: das infernale, das räumlich-zeitlich-materielle, das himmlische; dieses ist entschieden das primitive. — Baader wandte den größten Fleiß auf die Erklärung J. Böhme's. Fr. Schlegel war der Erste gewesen, der auf die philosophische Tiefe der Gedanken dieses mittelalterlichen Mystikers hinwies; Schelling ging in seinem späteren

System viel und stark auf ihn zurück; auch Hegel berief sich
verwandter Begriffe gern auf ihn und betrachtete ihn al
fänger der neueren Philosophie. Von Baader ist dieses
am begreiflichsten, machte er sich doch zur Lebensaufgab
deutsche Mystik zur Grundlage einer neuen religiösen Phil
erheben! Reiner ist Schelling's Verdienst darin, daß er im
seinem herrlichen Gespräch platonischen Geistes, zuerst wiede
auf den bis dahin wenig beachteten Giordano Bruno lenk

An Baader grenzt Wagner mit seinem mathematisch
Symbol; tetraedersche Entwicklung in der nach Schelling
Construction des Weltalls.

Der jungen Naturphilosophie kam zu gute, daß Volta
Säule entdeckt hatte und Ritter in Jena sein Gesetz au
beständiger Galvanismus begleite den Lebensproceß. Nu
sich alle Blicke begeistert diesen Erscheinungen zu; man fing
tismus, Galvanismus und Elektricität zu beobachten oder
combiniren; man machte neue Entdeckungen oder glaubte sie
man stellte Gesetze auf, deren größten Theil die kühlere Ener
Tage wieder umgestürzt hat; man suchte mit Hülfe jener
man allgemein herrschend fand, nach dem Einen dynamisch
princip der ganzen Natur, in welchem sich zugleich ihr Zusa
mit dem Geiste darstellen sollte; man strebte ein univer
geistigen an.

Schelling lenkt wieder auf die frühere Philosophie zu
die Elemente seiner Lehre in Plato, Spinoza, Leibnitz, de
Philosophen J. Böhme und den Mystikern, und die ästhe
unserer classischen Dichterperiode bestimmt wesentlich sein
auch sein philosophisches Organ, die intellectuelle Anschauun
wiegend ästhetischer Natur und hat ihre Analogien in jen
Dieses halb mystische Schauen, dem zugleich schöpferische
sprochen ward, half die Geisteskräfte, die Kant so scharf
hatte, und ihre Thätigkeit wieder durch einander werfen; e
Schuld an dem fusionsseligen Arbeiten der romantischen
synthetisch combinirend Kritik und dafür analysirend Poesie
hat die empirische Naturforschung für lange durch seine
Synthesen in den Schatten gestellt und ihre Ergebnisse u
mischt; die geistreichen Analogien hielten physikalische, ph

und psychologische Erscheinungen und Gesetze mit mathematischen Formeln zusammen und warfen sie willkürlich durch einander. In einem fieberhaften Drange nach Begeistung der Natur griff man zu den mittelalterlichen Wunderkräften zurück; die Aufklärung schlug um in die Sucht nach dem Unbegreiflichen. Schon war der Mesmerianismus aus Frankreich nach Deutschland eingewandert, um erst so recht unter der Restauration zu wuchern und jede physiologische Zucht abzuwerfen. Seit der durch Schelling angenommenen Richtung ist die Philosophie wieder von dem Streben beherrscht, in den Werken der Theosophen, namentlich ihren naturphilosophischen Träumereien, einen großen Reichthum tiefer Blicke in das Wesen des Göttlichen zu suchen. So reicht bis in unsere Zeit herein der jüngste und einer der größten dieser Classe, Saint-Martin, der zwar gegen die französischen Sensualisten und Materialisten mit Recht auftritt, aber dogmatisch keinen Halt bieten kann. Durch seinen Einfluß wird eine ganze Reihe mystischer Schriften gerufen.

Die Schellingsche Schule (Solger) macht das thatsächliche Wesen der Schönheit zum Gegenstande der philosophischen Untersuchung, faßt das Schöne als die in der sinnlichen Erscheinung ausgedrückte innigste Einheit und Durchdringung des Idealen und Realen und als die Spitze des Schönen die Kunst, d. h. die vollkommene und absolute Ineinsbildung der beiden Factoren, in welcher Inhalt und Form schlechthin in einander aufgehen.

Der nach einer mystisch-poetischen Seelenkunde greifende Schubert ist später einzuführen.

Frühe schon war in Schelling jene Verwirrung des Begriffes und Beirrung des Wollens vorgebildet, die ihn in den frömmelnden Charlatanismus hineintrieb; das Urtheil über diese ganze weitere Entwicklung in ihm und der Schule ist bald gefällt: eine Philosophie, die sich als willfähriges Werkzeug aller reactionären Launen brauchbar erwies, ist zu verwerfen. Die Vorstellung von einem durch den Sündenfall eingebüßten göttlichen Urzustande des Menschengeschlechts, die Behauptung von der Ungöttlichkeit der Sinnenwelt (der Identitätsphilosophie ohnehin schlecht passend) und von der Nothwendigkeit ihr abzusterben, um dadurch zu Gott zurückzukehren, die Unmöglichkeit, die menschliche Freiheit neben dem vorzeitlichen Acte, der ihn einer Naturnothwendigkeit verfallen macht, aufrecht zu halten, der mystische Urgrund in Gott,

alle diese Urhandlungen und Urdinge, die zu Undingen wurden, mußten die Thatkraft ersticken, zu quietistischer Ascese führen und auf die bodenlose Mystik ableiten, die das früh hereinbrechende Ende dieser Schule wurde. — Schelling will im größten und allgemeinsten Styl die Natur in intelligenten Willen und ihre Nothwendigkeit in Freiheit umsetzen, aber die Größe dieser Aufgabe bewältigt ihn und führt ihn irre. So geht er mit der ganzen in der Zeit — sogar ihrem Drama — liegenden abergläubig frömmelnden Dämonologie in ein Ziel aus, das dem ursprünglich angestrebten direct entgegengesetzt ist: das gewollte hyperspirituelle Vergeistigen der Materie schlägt um in ein Herabsinken des Geistes selber zur Materie.

## Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Hegel's logische Construction ist der umfassendste und stolzeste, aber mißlungene Versuch, absolut eine nicht blos weltbezwingende, sondern selber weltschöpferische Begriffsherrschaft herzustellen — Panlogismus.

Die sich potenzirende Naturkraft Schellings vertritt der logische Begriff, das Absolute als Denkthätigkeit ist die Substanz der Welt, das menschliche Denken in seiner höchsten Stufe göttliches, seine Entwicklung durch Negation und Zusammenfassen zu höherer Einheit zugleich Entwicklung der objectiven Bestimmungen der Mächte der Welt — Ontologie.

Diese Identität erweist sich, indem der Geist durch seine Entwicklungsstufen fortgeführt wird, was die „Phänomenologie des Geistes" ausmacht, in der sich die Eigenthümlichkeit am frischesten darstellt. Seine erste Stufe ist das gemein-sinnliche Bewußtsein, dem das Einzelne für wahr gilt; dieser Standpunkt hebt sich auf in seiner Negation, indem das Sinnlich-Einzelne aufgeht im Allgemeinen. Der Proceß geht fort: die Anschauungsweise des niederen Standpunktes wird jedesmal als Moment in den höheren aufgehoben (tollere et conservare), und so geht die Entwicklung bis zur Philosophie. Weil diese Entfaltung des Geistes alle thatsächlichen Erscheinungen seiner Bildung umspannt, ist sie zugleich Psychologie der Weltgeschichte, die wieder zusammenstimmt mit der Weltgeschichte der Philosophie, es ist überall derselbe Bildungsproceß. Der absolute Standpunkt ist derjenige der absoluten Gewißheit des Geistes von sich, daß er selbst alle

Wahrheit, Begriff und Realität Eins seien, das Reale nur objective Erscheinung seines Wesens. Dieses mit dem Sein identische Denken ist das absolute, in dem das subjective aufgehoben und von den zufälligen Vorstellungen abstrahirt ist; denn das Wesen der Dinge ist der Begriff, der sie in ihrer Nothwendigkeit und Allgemeinheit erfaßt. Der Geist, sich selbst als alle Realität begreifend, muß sich, indem er diese Totalität eben so sehr in sich aufhebt als setzt, entschließen, sich selbst und seine Begriffsmomente zum Gegenstande seiner Betrachtung zu machen; mit diesem Acte beginnt die Selbstentwicklung der Philosophie in der

Logik, die vom Standpunkte des Panlogismus zugleich Metaphysik ist. Ihr Gegenstand ist das reine Denken als Object seiner selbst; seine Entwicklung ein Aufstellen der allgemein gültigen Denkbestimmungen, die der Identität zufolge zugleich Seinsbestimmungen sind; das Denken und seine Momente sind die Sache an sich selbst. So ist der Inhalt der Logik das allein Wahre, das Substantiellste; ihre Entwicklung zeigt das Absolute in seiner Entfaltung und jeder Fortschritt eine reichere Bestimmung des Denkens zum Sein. Der sich entwickelnde speculative absolute Begriff ist Gottes eigne Selbstbewegung. — Ausgang ist das reine Sein, das in der Abstraction von aller Bestimmtheit gleich ist dem Nichts, das einfach unbestimmt Unmittelbare, weil die Negation aller Bestimmtheit; so auch das Nichts; die Differenz beider ist unsagbar, ihre Wahrheit aber ihre Einheit, und die ist das Werden. Dieses vermöge der Widersprüche von Sein und Nichts in ihm hebt sich wieder auf zum Dasein; folgt das Fürsichsein, womit die Qualität bestimmt und der Uebergang in die Quantität gegeben, deren Einheit das Maß ist. Das Wesen als Grund der Existenz geht in diese als seine Negation über und erzeugt den Begriff des Dinges; das Wesen in der Erscheinung wird von dieser negirt, und sie erhebt sich durch die Begriffsmomente der Welt der Erscheinung (Inhalt, Form, Verhältniß 2c.) zur Einheit mit dem Wesen. Diese Einheit erzeugt die Wirklichkeit und die, dialektisch fortschreitend, den Begriff. Dieser ist subjectiver, er geht über in den objectiven, und der in die Idee; die Idee geht durch Leben und Erkennen fort zur absoluten, die eben als das Absolute alle früheren Begriffsbestimmungen zu Momenten hat. Sie ist das Absolute als reines Denken seiner selbst, wie es als Naturkraft im Menschengeist waltet und

durch denselben sich selbst erfaßt; dieses Denken hat die absolute Negativität seiner Momente an sich, dadurch schlägt es um in seine Negation, das Materiell-Natürliche.

Naturphilosophie. Indem das Denken als absolute Freiheit durch eignes freies Entlassen übergeht in die Natur, wird diese nicht ein Anderes, sondern der Idee eignes Anderssein, ihr Widerschein. Darin ist die Selbstbestimmtheit der Idee negirt, sie ist entäußert; daher das erste Begriffsmoment der Natur die Aeußerlichkeit und Nothwendigkeit und damit zugleich die Zufälligkeit, die das objectiv Willkürliche ist. Aus diesem Aeußerlichsein führt wieder ein Uebergang ins Innerlichsein durch die verschiedenen Momente eines aufsteigenden Processes vom Tode zum Leben und von diesem zum Geist — Mechanik, Physik, Organik. Die äußerste Aeußerlichkeit bezeichnen Raum und Zeit, die Materie mit ihren Kräften und die Bewegung. Alles Umschlagen ist ein innerlich begriffliches, da es eben das Wesen der Natur ist, dem Begriff nicht zu entsprechen. Das Thier, mit dem der Höhepunkt der Natur, das Leben, beginnt, ist Subject, aber nicht selbstbewußt noch selbstbestimmend, sondern der äußeren Gattungsbestimmtheit unterworfen. Mit der aufgehobenen Natürlichkeit erscheint der Begriff in seinem Fürsichsein, d. i. der Geist als Negation der Negation der Idee, diese kehrt zu sich selbst zurück.

Geistesphilosophie. Die Idee in ihrer Rückkehr und dem Insichgehen schließt sich nur mit sich selbst zusammen, wird so Einheit des Objectiven mit dem In- und Fürsichseienden, und dieses Subject-Object ist Geist. Das Anderssein des Geistes, in welchem er kraft seiner Negativität immer bei sich selber bleibt, ist nur als sich aufhebend, daher hat der Geist Macht darüber. So ist er das für sich seiende Allgemeine, das sich selbst besondert und in dieser Besonderheit wieder mit sich zusammenschließt; Wesen des Geistes und Puls der Bewegung ist hierbei die absolute Negativität. Aus der Aeußerlichkeit wird durch Insichgehen zunächst der Geist noch nicht als solcher, sondern als Seele, welche alle Kräfte der Natur in eine Einheit zusammenfaßt. Sie entwickelt sich zum Bewußtsein, und damit ist der subjective Geist gegeben, dessen Stufen sind: Bewußtsein, Selbstbewußtsein, Vernunft. In dieser schließt sich der Geist mit aller Objectivität zusammen, ist erst wahrhaft als Geist; seine theoretischen Thätigkeiten sind Anschauen, Vorstellen (Erinnerung, Einbilden, Gedächtniß) und

Denken, die praktischen praktisches Gefühl, Trieb, Willkür und Glückseligkeit. Aus den zwei letzteren Momenten entspringt der freie Wille, und damit ist der Uebergang gegeben zum objectiven Geist.

Rechtsphilosophie. Der freie Wille ist zunächst unmittelbar und als solcher einzelner, d. h. Person, darin noch ohne alle Bestimmtheit und Erfülltheit aus sich; er gewinnt die Erfüllung an einer äußeren Sache. Wenn ich ihn in eine solche lege, so ist sie nicht mehr willenlos, und weil mein Wille in ihr ist, so ist sie mein — Eigenthumsrecht als Grundbegriff alles Rechtes. Dieses als äußerliches Dasein des freien Willens an und in einer äußeren Sache schlägt wieder um in die Reflection in sich selber, welches Insichgehen des Willens vermittelt wird durch das Unrecht. Im Rechtssein ist der blos persönliche Wille nur dann wahr, wenn er in Uebereinstimmung steht mit dem allgemeinen. Indem der Wille Erfüllung und Bestimmtheit an sich gewinnt, ist er zurechenbar und damit die moralische Freiheit gewonnen. Die Moralität entwickelt sich durch gut und böse zur Sittlichkeit. Im Bösen gipfelt die subjective Freiheit. Das Subject als Wählendes im Widerspruch der Pflichten sieht sich über dem allgemeinen Willen. Der Gute wie der Böse gründen die Wahl auf ihre subjective moralische Unendlichkeit. Indem aber auf diesem Standpunkte Gutes und Böses sich in ihr Gegentheil verkehren, hebt sich der subjective moralische Wille selbst auf und schlägt um in den allgemeinen als das absolut Affirmative, und damit ist Einheit des Rechtes mit dem subjectiven Willen, d. h. der Pflicht mit der Sittlichkeit gegeben. Diese gewinnt ihre Realität im Staate, der nur im besonderen Volksgeiste wirklich ist; dieser beschränkte Geist aber mit endlichem Dasein geht als Moment über in die allgemeine Weltgeschichte. Die historischen Begebenheiten sind die Dialektik der verschiedenen Völkergeister, die als beschränkt negirt werden durch den allgemeinen Geist als das leitende Agens der weltgeschichtlichen Entwicklung. Der Weltgeist ist vermöge seines Ursprungs noch mit der Aeußerlichkeit und den Gegensätzen des endlichen Daseins behaftet; indem der Geist selber diese negirt, entwickelt er sich zum absoluten. Die Sittlichkeit ist die wahre Substanz auch des Weltgeistes, ihn reinigend von den endlichen Schranken, und indem sie als denkender Geist von sich weiß — Innerlichkeit, erhebt sich das Wissen zum Wissen vom absoluten Geist. Der Einzelne faßt sich in der Sittlichkeit als Moment des allgemeinen Geistes und

als das in seiner Endlichkeit an den absoluten sich aufgebende Ich, dies ist die Realität des absoluten Geistes, der die concrete Einheit des endlichen und unendlichen ist, in welcher der menschliche Geist zum An- und Fürsichsein gekommen. Der absolute Geist ist nur, indem er aus seinem Fürsichsein übergeht ins Anderssein und im menschlichen sich selbst erfaßt und so in sich zurückgeht; dieser Act ist kein zeitlicher, sondern ewig. So unterscheidet er sich selbst in sich in die zwei Seiten: das substantielle Sein und das Wissen des menschlichen Geistes von ihm; dieses, sein eignes Begriffsmoment, ist ein wesentlicher Proceß, dessen unmittelbare und substantielle Einheit den Glauben bildet. In diesem Proceß ist die unmittelbare Gestalt des Wissens die der Schönheit, das erste Moment die Kunst, für welche der absolute Geist die Form des Ideals hat, das sich nur in der Vielheit concreter Gestalten darstellen läßt. — — Die Hegelsche Schule hat das Kunstprincip der Schellingschen vollkommen durchgebildet: das Schöne ist wie bei Schelling die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Seine erste Form ist das Naturschöne in der Natur und (nach Vischer) in der Geschichte. Dieses ist noch zufällig, flüchtig, untermischt mit Unschönem, weil unbewußt. Bewußt wird es in der Phantasie, deren Bild verwirklicht das Kunstwerk liefert, das idealisirte Natur ist. Die einzelnen Künste bezeichnen das stufenweise Herausbilden des Geistes aus der Materialität. In diesen wenigen Sätzen deutet sich übrigens bereits eine ganze große Entwicklungslinie an bis auf die neuen bedeutenden Fassungen der Aesthetik herab (Vischer). — — Aber die Vielheit hebt sich zur Einheit auf, und der absolute Geist wird der Form nach für das subjective Wissen zur Vorstellung. Diese giebt seinen Inhaltsmomenten Selbstständigkeit und macht sie gegenseitig zu Voraussetzungen und einem Zusammenhang des Geschehens nach endlichen Reflexionen; anderseits wird diese endliche Vorstellung im Glauben an den Einen Geist aufgehoben, und dadurch wird das zweite Moment, die Religion, die stets geoffenbarte ist, Gott, ein Angeschautes, Aeußeres. Der Begriff des Christenthums ist die durch den Schmerz und die Gebrochenheit der römischen Welt in der Kaiserzeit nothwendig gewordene Versöhnung des Menschlichen und Göttlichen und damit die Befreiung des Geistes, deßhalb sein Charakteristisches der Gottmensch, während die jüdische Religion die Natur entgöttert. So faßt also die christliche Religion das in der Form der religiösen Vorstellung und Anschauung,

was Hegel's Philosophie begrifflich fassen will, nämlich daß der menschheitliche Geist, der Geist der Gattung, allein Gott ist. Das war schon Fichtesch. Hegel giebt sich alle Mühe, den Dualismus von Göttlichem und Menschlichem (Diesseits und Jenseits) im Christenthum in einen Monismus aufzulösen, der zu seinem Panlogismus paßt, und das ist doch nicht möglich. — — Auch die religiöse Vorstellung hebt sich auf, weil an sich der göttliche und menschliche Geist im absoluten zu concreter Identität ewig zusammengefaßt sind, das religiöse Subject schließt sich im Glauben mit dem absoluten Geiste zusammen; so wirkt sich das allgemeine Wesen als innewohnend im Selbstbewußtsein des subjectiven Einzelgeistes — Gott als Gegenstand der Philosophie, die gemäß Schellingscher Anschauung die Wissenschaft der sich selbst begreifenden Vernunft ist. Sie vereint Kunst und Religion in die einfache geistige Anschauung und erhebt sie dadurch zum selbstbewußten Denken, und so wird die Totalität des absoluten Geistes zusammengefaßt im Begriff. Die höchste Spitze bezeichnet folgender Inhalt: das subjective Bewußtsein des absoluten Geistes in der absoluten Wahrheit seines Inhaltes und der absolut wahren Form seiner selbst als freie Selbstbestimmung und Selbstentwicklung.

Die schlechthinige Voraussetzungslosigkeit und Verschmähung aller Erfahrung, das reine Denken und damit der vollendetste Apriorismus, die dialektische Methode: Setzen, Entgegensetzen und Verbinden finden sich alle schon bei Fichte und werden von Hegel durchweg aufgenommen, weiter ausgebildet und durchgreifender applicirt. Hegel ist vollständig überzeugt von der Bedeutung des Genetischen im Erkennen und insofern der treueste Fortsetzer von Fichte's Lehre. Er will keine Unmittelbarkeit im Wissen, wie sie bei Schelling und seiner Schule ins verworrenste Verquicken umgeschlagen hatte, sondern tritt — und das ist sein bestes Verdienst — diesem phantastischen Behaupten gleich von Anfang an mit der ihn auszeichnenden Energie entgegen. Ebenso sehr ist er im Rechte, wenn er der Anmaßung des Ich in dem verflüchtigten Idealismus gegenüber mit Schelling die Berechtigung der Natur festhält. — Das reine Denken, d. h. das absolute ist leer und bestimmungslos wie das reine Ich. In die Speculation, die alles Empirische ausgeschieden und sich ins Selbstbewußtsein zurückgezogen, geht der göttliche Gedanke ein; der Gottheit Wesen, die Hegelsche Kategorienkette, erscheint in der Vermählung mit der Natur. Gottes

und des Philosophen Denken auf der Spitze des Denkprocesses coincidiren, und so giebt es auch für den Menschen ein absolutes Denken — Fichte's und Schelling's intellectuelle Anschauung. Aber aus diesem absoluten Denken, das ohnehin nur in Gott als schaffendes zu setzen ist, kann Hegel wieder das Endliche nicht ableiten.

Hegel ist durchaus systematisch, kein philosophisches System tritt so abgeschlossen und abgerundet auf, das ist sein großes Verdienst und das Ergebniß jener universellen Energie, welche alle Gestalten des Seienden zu durchdringen und alle Disciplinen weiter zu führen sich erkühnte. So hat er den philosophischen Organismus ebenso wohl erweitert als nach seinen einzelnen Gliedern hin neu belebt. Er hat in seinem System die straffste Einheit geschaffen, in die er die Elemente des geistigen und des natürlichen Alls will aufgehoben wissen; aber diese Einheit ist künstlich, er opfert ihr alles individuelle Leben und thut den Elementen, denen er alle selbstständige Wesenheit raubt, Gewalt an.

Der logische Begriff, der alle Realität ist, bewegt sich in ähnlicher Weise wie Schelling's sich potenzirende Naturkraft und vertritt dieselbe. Dieser Begriff schlägt von selbst um in sein Gegentheil und kehrt wieder in sich zurück, um von Neuem die Expansion zu einer höheren Stufe zu beginnen. Was bei Schelling die Natur, thut hier der Begriff — absoluter Idealismus, Panlogismus. Subject-Object wird der absolute Begriff, und die Entwicklung desselben bis zur concretesten Fülle liegt in der Logik. Diese Stellvertretung selber geht aus Schelling hervor, dem alles Leben actuelles Denken und das Absolute überall eine und dieselbe absolute Vernunft ist.

Diese Logik als reines Denken, dessen Bestimmungen ebenso die des Seins sind, wodurch die Logik Metaphysik, in letzter Linie Theologie wird, ist der kühne Versuch, Gottes Wesen in seinem Ursprung zu schauen — neue und großartigste Construction des durch Kant gefällten ontologischen Beweises. Vom reinen Sein ausgehend, führt der Proceß des reinen Denkens in immer gleichem Dreischlag durch alle möglichen Zwischenstufen bis zur absoluten Idee hinan und durch das Umschlagen in seine Negativität zur Natur über, die sich wieder zum Geist als der aufgehobenen Natürlichkeit emporentwickelt; dieser entfaltet sich weiter als subjectiver, objectiver und absoluter, und des letzteren subjectives Bewußtsein in seiner absoluten Form bildet die Philosophie.

Hegel geht durchweg im Dreischritt vor: Umschlagen der Position in die Negation und Wiederherstellen der Affirmation durch Aufheben dieser Gegensätze. Nach dem Princip bilden sich die Begriffe — der Begriff ist das Uebergehen des Besonderen ins Allgemeine zur Einheit beider im Einzelnen —, ebenso die Idee, bis sie sich zum absoluten Geist entwickelt. So geht die dialektische Methode einen ewigen Kreislauf durch, dessen Seele das Princip der absoluten Negativität ist. Dieses Princip nun soll zugleich reales sein, aus dem aller Inhalt strömt. Aber das Ganze ist ein leerer Formalismus, der es nie zu realem Inhalt bringt; es bleibt bei subjectiven Abstractionen. Auch das Aeußerlichwerden der Idee, die Natur, ist bloßer Schein, dem dasselbe Princip der Entwicklung innewohnt, und, da dieses das Centrum ist, auch derselbe Inhalt, wieder nichts Materielles. Entweder ist somit kein Anderssein der Idee als Natur, oder die absolute Methode widerspricht ihrem Begriff, demzufolge Inhalt und Form zusammenfallen. Die ganze Entwicklung des Bewußtseins, die sich ihren Inhalt selbst erzeugt, setzt jede Ojectivität zu einem bloßen Namen herab, und im absoluten Wissen ist alles Objective nur es selbst, das Product seiner immanenten Selbstunterscheidung — wieder Fichte's Ich. Aber auch der Proceß ist unmöglich: das sinnliche Bewußtsein kann sich, weil bedingt, nicht zum absoluten Wissen potenziren. Was die specielle logische Fortbildung betrifft, so ist das reine Denken eine Fiction; es erscheint gleich in seinem Anfang keineswegs voraussetzungslos, wie es zu sein vorgiebt, schon das reine Sein hat das empirisch Gegebene zur Voraussetzung, das Nichts aber ist undenkbar, das Werden erschlichen. Die Entwicklung kann aus Unterschiedslosem überhaupt gar nicht hervorgehen und sich auch nicht vollziehen ohne die Bewegung, deren Anschauung hier ebenso unterläuft, wie beim Begreifen des Extensiven die des Raumes, des Intensiven und der Zahl die der Zeit. Und so erscheint überall das Willkürliche der subjectiven Reflexion. — Logische Mittel der dialektischen Methode. Die logische Negation: Sie kann nie einen Fortschritt des Gedankens beginnen, sodaß ein neuer Begriff entsteht, welcher die sich rein ausschließende Bejahung und Verneinung positiv in sich verbände; sie will reale Opposition sein, aber diese läßt sich durch den reinen Gedanken wieder nicht gewinnen. Identität, die Satz und Gegensatz in einen höheren Begriff aufhebt und vereint, soll wieder als reale Einheit erscheinen, ist aber genau genommen

Nichts als die Reflexion einer logischen Gleichheit. Der Proceß ins Unendliche kann ebenso wenig etwas Positives erzeugen und hat blos die Bedeutung eines negativen Beweises.

Der Fortschritt zur Natur ist für Hegel unmöglich, darum macht er einen Sprung, der um Nichts erklärbarer ist und wieder nicht zur Natur überführt; der Naturbegriff fällt in sich zusammen, widerspricht sich selber. Es kommt auch zu keinem Entlassen, woher oder warum solches? Und in demselben bleibt es bei der Identität. Die Aeußerlichkeit ist als Moment der logischen Idee selber gesetzt; Mechanismus und Chemismus treten schon in der Logik auf. Gesetzt, der Abfall der Idee von sich wäre richtig, so hätten wir Dualismus; entweder sind zwei Absolute oder keine reale Verschiedenheit von Idee und Natur. Im Recht ist nur die linke (pantheistische) Richtung der Schule. Die logische Idee ist Gottheit, vor allem materiellen Sein, die Natur nur die aus sich entlassene Gottheit, Spinoza's Substanz. Die Behauptung, daß der Natur die Ohnmacht eigen sei, den Begriff in seiner Ausführung festzuhalten, ist nicht blos unbewiesen, sondern selbst undenkbar; wäre sie's aber, so würde sie die fatalsten Consequenzen nach sich ziehen und auf eine Ohnmacht der Idee, einen ohnmächtigen Gott zurückführen.

Der Uebergang vom subjectiven Geiste zum objectiven, dessen Lehre die Rechtsphilosophie bildet, ist wieder verfehlt. Das Recht ist von Anfang an nur abstract gefaßt, die Freiheit nicht gewonnen, der Begriff der Person nicht in seiner Wahrheit genommen, das Eigenthumsrecht mangelhaft begründet; die Natur ist dem Menschen gegenüber keineswegs das schlechthin Rechtlose. Hegel's Staatsrecht nimmt Etwas vom Faustrecht an. Der Fortschritt ist ein der wahren logischen Folge wie dem geschichtlichen Gang zuwiderlaufender: das Recht soll dastehen ohne das ethische Moment, zu dem es erst aufsteigt, und dieses ohne das religiöse, das doch die beiden anderen erst bedingt und hält. Wenn ferner der Weltgeist in den einzelnen Völkergeistern selber das Spiel der Leidenschaft mitspielt, um sich selbst aus ihnen herauszuwickeln, warum sollte nicht auch das weltliche Individuum Unrecht thun dürfen, damit sich das Recht an ihm bewähre? Diese ganze Entwicklung der Hegelschen Philosophie hat bis hinauf zum absoluten Geiste das Spiel des Bösen unbedingt nothwendig, ja sie wird nur von ihm gehalten und setzt seine Macht auf den Thron; der Teufel schlägt schließlich um

in Gott. Wie verhalten sich ferner Weltgeist und absoluter, wodurch sind sie geschieden und wie erzeugt jener diesen? Aber nicht blos das: der absolute Geist erweist sich als völlig identisch mit dem endlichen in seiner Wahrheit und vollkommenen Sittlichkeit. Dadurch aber wird die Realität Gottes abhängig von der sittlichen Selbstbestimmung des Menschen, und mit einer fehlerhaften Ableitung gewinnt Hegel Nichts als den idealen Menschen. Trotz einer doppelten Fassung kommt Gott nur im menschlichen Geiste zum Bewußtsein seiner selbst, hat nur im Wissen des menschlichen Geistes von ihm seine Realität als Geist, das Absolute wird persönlich nur mittelst des durch dasselbe gesetzten Menschen und in ihm; damit wird aber auch das Selbstbewußtsein Gottes zum zeitlich werdenden, und das Absolute bleibt nicht mehr es selbst. Das religiöse Wissen (Glaube) in seiner Entwicklung durch Kunst, Religion und Philosophie geht einen Gang, der den Philosophen in Widerspruch bringt mit seiner eignen Psychologie wie mit dem historischen Fortschritt und so selbst aus den Hegelschen Grundsätzen heraus verworfen wird, denn die Weltgeschichte ist ihm Gottes Geschichte. In der ganzen Fortschrittslinie dominirt allein das theoretische Moment, und darum löst sich auch die Religion, die mit dem Gedanken durchdrungen zu haben freilich Verdienst Hegel's ist, in Philosophie auf.

Hegel's Stellung zur Geschichte der Philosophie. Die Geschichte des erkennenden Geistes ist ihm die Psychologie der Weltgeschichte und diese zugleich die Weltgeschichte der Philosophie. Die Stufen der Bildungsgeschichte des einzelnen denkenden Wesens sind zugleich die Grundansichten der Zeitalter und die Standpunkte der Systeme, denn überall tritt derselbe Bildungsproceß auf. Darin liegt ein großartiger, aber mißlungener Versuch begründet, mittelst dieser durchgeführten Conformität die dialektische Methode in ihrer Absolutheit hinzustellen. Mißlungen; denn logische Ableitung der Kategorien und geschichtliche Entwicklung der Systeme sind sich in den bedeutsamsten Fällen und schon im Anfange der absoluten Wissenschaft diametral entgegengesetzt. Die Geschichte hat Entwicklungen, die sich in keiner Kategorie unterbringen lassen, und das System Kategorien, die geschichtlich nicht ausgefüllt sind. So fällt die ganze erkünstelte Congruenz dahin, und es bleibt nur ein ebenso erkünstelter Uebergang der Systeme in einander, wie es die Uebergänge der Kategorien sind. Seine „Geschichte der Philosophie" zeichnet allerdings der scharfe geistige Blick, der einzige

philosophische, der den Gedanken unablässig in seine Werkstätte verfolgt; das ist die bleibende Größe, aber auch die für Hegel's combinirende Constructionssucht doppelt gefährliche Klippe. Darum sucht er nach tiefster Denkweisheit da, wo sie gar nicht sein kann, schon in den ersten Systemen des Alterthums, die doch wie das ganze glückliche Leben und Denken der Alten weit einfacher und naiver sind. In den großen Gedanken hinein, die dialektisch entwickelte Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Gedanken durch die Zeiten und Völker hindurch zu verfolgen, trägt er seine dialektische Methode als Zielpunkt der Bewegung, darin liegt das unheilbare Uebel seiner Darstellung, das seine gänzlich schiefen Auffassungen, sein willkürliches Versetzen und Uebergehen erzeugt hat. In der mittelalterlichen Philosophie hat Hegel den allerdings schwachen doch nachweisbaren geistigen Zusammenhang verloren, es ist zufälliges Nebeneinanderstehen und oft plötzliches Einfallen neuer geistiger Processe. So geschieht auch einzelnen Systemen, über die er stückweise reflectirt, ohne genetisch zu entwickeln, während überall, wo er den Stoff innerlich durchdrungen, der Grundgedanke als belebender Angelpunkt herausspringt. Endlich, mußte Hegel nicht fühlen, daß die nichtssagende Anmaßung, die über die bedeutendsten Geister abspricht und zumal gegen die ungerecht ist, denen er selbst am meisten verdankt, weder wissenschaftlich noch human ist? Vielleicht möchte ein künftiger Geschichtschreiber der Philosophie aus dem Beispiele die Berechtigung ziehen, die dialektische Methode selbst, die der Handhaben nur zu viele bietet, mit denselben Waffen zu züchtigen.

Ueberall erweist sich die Seele dieser fälschlich so geheißenen absoluten Philosophie, die Methode, unzureichend. Sie hat mächtig gewirkt, indem sie die logischen Forderungen spannte, aber sich selbst gefällt dadurch, daß sie dieselben überspannte und entwickelnd begreifen wollte, was sich nicht begreifen läßt. Die Methode erzeugt Nichts ohne die Erfahrung, das System kann auf keinem Punkte seines Fortschreitens bestehen ohne die Anschauung, es leistet auf keinem, was es behauptet.

Hegel hat wesentlich eine neue Auffassung der historischen Wissenschaften begründet, doch bleibt der abgezogene Geist exclusiver Schulphilosoph, und erst von seiner Schule, deren linke Seite die ursprüngliche Wahrheit des Systems weiter bildete und verwandte, ging eine allgemeine Einwirkung von ebenso überraschender Weite als Intensität

aus — rationelle Theologie, Aesthetik. Sein eignes Verhalten zu Zeit und Nation aber, so bei Anlaß der Schlacht von Jena, stößt erbittert ab. Eine gewaltige positive Kenntniß zeichnet übrigens den Altmeister vor einer Masse geistloser Nachbeter aus. Mit seinem Aufenthalt in Berlin 1811 beginnt erst seine Philosophie in Deutschland Epoche zu machen.

Hegel schreibt unverständlich, schwer, hart und unschön; seine Sprache, bald abgerissen, nachlässig, incorrect, bald die mehr wuchtigen als klaren Ideen schwerfällig in einen Schwall dunkler Worte hüllend, stößt ebenso sehr ab als sie ermüdet, und es muß eine Tortur sein, der sich heute kaum noch Jemand unterzieht, seine vierzig Bände systematisch durchzustudiren. Gleich von dem Anfang seines neuen Systems an entwickelt er jene abstruse Terminologie, die baroken Ausdrücke und Zusammensetzungen, die das Verständniß ungeheuer beeinträchtigen und das ästhetische Gefühl verletzen; es ist moderne Scholastik. Am ehesten sucht er sich in der „Encyclopädie" durch die Form und erläuternde Noten dem gewöhnlichen Verständniß anzubequemen.

Der Hegelianismus hat sich ebenso wohl freiheits-feindlich als -freundlich verwenden lassen je nach seiner Ausdeutung und den Consequenzen, das ist an ihm sogar ein logischer Fehler und sein Gericht.

Mit ihm ist die philosophische Entwicklung an einem nothwendigen Schlußpunkt angelangt; die seit Kant eingeschlagene Linie, die mit dem berechtigten Geltendmachen des geistigen Factors gegenüber dem Sensualismus des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts anhob, hatte ihren Weg bis zur alleräußersten Zuspitzung durchlaufen, über die hinaus kein Weiterbauen möglich war; die große systematische Bewegung stand stille.

---

Während Frankreich sich die politische Weltherrschaft anmaßt, verfolgen deutsche Literatur und Wissenschaft ihren constanten Gang, emporsteigend zu einer universellen geistigen Leitung und zunächst sich werfend auf das unbeschränkte Suchen der idealen Wahrheit. Der großartigste Ausdruck dieses Geistes ist die tief nach Innen gehende Bewegung der Philosophie im geraden Gegensatze zu dem mechanisch-epikuräischen Sensualismus der Franzosen, der den Eigennutz als erste

Triebfeder des Handelns, den Genuß als seinen letzten Zweck proclamirt hatte. Dagegen gab der Kantianismus dem Menschen mit der neubegründeten Willensfreiheit und der Herrschaft der Pflicht die abgestrittene Würde und Selbstständigkeit wieder, und eben die materialistische Verflechtung der französischen Bildung trieb den deutschen Geist, dem sie am wenigsten munden konnte, um so strenger und einseitiger in die Irrgänge der idealistischen Bahn hinein.

Alle die Literaturelemente, die schon um die Wende des Jahrhunderts politisch schwankend oder dem Leben abgewendet oder selbst reactionär waren, sind noch ein halbes Jahrzehnt zuvor in freier Hoffnung dem neu erwachten Leben zugewendet, so die junge Dichterschule in England und die Philosophenschule in Deutschland, Schelling und Hegel so gut wie Fichte. Die terroristischen Ausschreitungen und die Furcht vor dem gewaltigen Flügelschlage der neu erwachten nationalen Größe der Franzosen drängten gleicherweise die Literatur und Politik in die romantische Abwendung vom Tagesleben hinein. Der deutsche Geist sank in den Quietismus, aus dem ihn erst die furchtbarsten Schläge wieder aufrütteln konnten; er jagte ebenso einseitig den idealen Gütern nach, wie Frankreich sie einseitig opferte um der politischen Größe willen. Den Wendepunkt bezeichnet die Aufnahme und Umbildung der Kantschen Philosophie durch Fichte, der zuerst streng vom Handeln und der Charakterbildung ausgeht, bald darauf aber sein System der Weltläugnung ausbildet. Die furchtbaren Stöße eines Jahrzehnts des schneidendsten Realismus erst vermochten wieder in die Wirklichkeit zurückzulenken, aus der das Ideal geflüchtet war.

Die neue Philosophie, die bis nach der Jenaer Schlacht wesentlich von dieser Universität ausging, wirkte stählend auf die Charaktere, hebend auf die Seelen, veredelnd auf den Ton des deutschen Lebens, reformirend auf die Formen und Anschauungen der Literatur, und selbst auf die französische erstrecken sich ihre Wirkungen. Sie trug einen unschätzbaren Reichthum in die allmälig arm und monoton gewordene Gedankenwelt der Aufklärer und eine segensreiche Begeisterung in die Entnüchterung des Lebens durch die Nützlichkeitslehre. Das gilt von der gesammten kritischen Reform Kant's, von der idealistischen und zugleich praktischen Einwirkung Fichte's, von Schelling's ersten reinen Anregungen und der dialektischen Zucht Hegel's. Die ersten Zwei bewahren immer eine Energie des Geistes, welche in den Zeiten

der deutschen Erniedrigung den Seelen der Besten unschätzbare Spannkraft gab und durch sie die Nation wieder hob, und eine ungleich andere und mächtigere ist ihre Einwirkung auf das Leben als diejenige der beiden pantheistischen Philosophen, die troß des Reichthums und der Weite der überschauten Stoffe doch an Großartigkeit und durchgebildeter Consequenz nicht an den in einzig hoher Ruhe gefesteten Pantheismus Spinoza's hinanreichen.

Unbedingt segensreich war die Erhebung des Idealismus in der Zeit, als alle edlen Deutschen unter dem Drucke des französischen Militärregimentes seufzten; er bezeichnet den der That vorauseilenden theoretischen Befreiungskampf des deutschen Nationalgeistes. Seine Wirkung ging aber bald weiter; der mittelmäßige Dichter Jens Baggesen führte die neue Philosophie in Dänemark ein, und Kiel ward einer ihrer wesentlichen Sitze; Niels Treschow trug sie nach Norwegen und Dänemark hinüber; Frankreich ward bald mit ihr bekannt gemacht, um sich — freilich erst später — von ihr bestimmen zu lassen.

Kant und Fichte vollziehen in einem genau parallelen Gang an der Wissenschaft genau dasselbe kritische Zersetzungswerk, das die französische Nation mit gleich unerbittlicher Consequenz an der Politik und dem Gesellschaftszustande der damaligen Menschheit durchgesetzt hatte. In beiden Arbeiten tritt die Persönlichkeit mit ihrem Recht und ihrer That in den Vordergrund; der Geist beherrscht die Naturbedingungen, der Wille wird autonomisch, er erzeugt die sittliche Freiheit, mit welcher er die Dinge mißt und beherrscht: das ist ihre unendlich befreiende Tendenz. Diese Freiheit der Kantschen Idee poetisch vollzogen und in Schönheit verklärt zu haben ist des edlen Schiller höchstes Verdienst. Fichte's eiserner Wille, selber von der unerschütterlichsten Energie des freien Bewußtseins getragen, that auch den letzten kecken Schritt in der Vollendung einer Weltanschauung, die ihre ersten noch unerschlossenen Keime in der Reformation angesetzt hatte und zur Losung hat den Sieg der freien Persönlichkeit über die Naturgebundenheit. Frankreich arbeitet hierin wesentlich für den freien Staat, von dem es immer wieder abspringt, England für die freie Arbeit, Deutschland für das freie Denken — Souveränetät der Nation, der Gesellschaft, des Subjectes. Die Arbeit jener zwei Völker ist mehr äußerlich, die des deutschen mehr innerlich: das entspricht den Volksgeistern und ihren Schranken. Daß diese Arbeit sich nicht gleichmäßig durchsetzte, ja es

nicht konnte, daß dort ein gewaltiges Residuum blieb der mangelnden principiellen Erkenntniß gegenüber dem factisch Angestrebten oder Durchgeführten, hier der empirischen Staatenzustände gegenüber der philosophischen klaren Einsicht, das hat allerseits die Restauration möglich gemacht, deren Strebungen mit dem Augenblick fallen werden, wo eine allgemeine solidarische Völkerthätigkeit, der unser Jahrhundert stufenweise zustrebt, mit gemeinsamer Wucht und Klarheit in die Speichen der Zeit eingreifen wird.

Von reichster Anregung waren nach Kant und Fichte die kühnen Combinationen über Geist und Natur, aber mit aller Schärfe ist der Anspruch einer absoluten Geltung, wie ihn die Hegelsche Methode für sich erhob, zurückzuweisen, und die Gegenwart hat nicht blos das Recht, sondern die Pflicht, den Einfluß und den rein formalen Terrorismus der Hegelschen Formen, über dessen Zucht sie in allen ihren wissenschaftlichen Gängen längst hinaus sein sollte, von sich abzuwerfen. Der dürr gewordene Formelzwang beengt leider! heute noch vielfach den deutschen Geist in einer Weise, welche an die Einwirkung des zum theologischen Dogmengezänk heruntergesunkenen Protestantismus erinnert und sie auch wirklich in unserem Jahrhundert vertritt. Die in chinesischem Deutsch umgelegte Hülle birgt als Kern immer wieder Theologie, das sauergewordene Lieblingsgericht der deutschen Speculation.

Nichts weniger als Zufall, der überhaupt nie in die Geschichte eintritt, ist es, sondern ein mächtiges Ringen der Geister um ideale Freiheit, daß das Kaiserreich und die große philosophische Arbeit der Neuzeit in ihrer Blüthe coincidiren; diese, von jenem umsonst bekämpft, bezeichnet die intensive, noch in die innersten Räume der Vernunftthätigkeit verschlossene Opposition gegen die unlogische Herrschaft der brutalen Thatsache.

Die Deutschen vollziehen ideell in ihrem philosophischen Denkproceß dieselbe Weltaufgabe, welche die Franzosen durch ihre Revolution in der praktischen Politik durchführten; diese Betheiligung entspricht dem Charakter der beiden Völker. Das Stehen auf der Persönlichkeit und ihrem Recht ist im Denken und Leben die durchschlagende Grundforderung. Das Subject will mit die Geschichte machen und mit seinem persönlichen Geiste die Natur in Abhängigkeit halten, ja nach der äußersten Consequenz schafft es diese erst; dem entspricht die praktische Autonomie. Die deutsche Philosophie (so nehmen

wir einen früheren Ausspruch wörtlich auf) ist nichts Anderes als der streng wissenschaftliche Ausdruck einer neuen Weltanschauung für die durch Frankreichs Staatsumwälzung und Englands Maschinenindustrie geschaffene neue Weltstellung der Gesellschaftsclassen und des Individuums. Weil aber in diesen Ländern das Factum dem Gedanken, in jenem der Gedanke dem Factum bei Weitem den Vorsprung abgewonnen, darum war die Reaction möglich, und sie kam. — Eine Nation, die beide Thätigkeiten in gleicher Höhe in sich durchzuführen verstanden hätte, würde Europa vor den Rückschritten der Reaction bewahrt haben.

---

Die **französische Philosophie** arbeitet sich allgemach aus dem Sensualismus des achtzehnten Jahrhunderts heraus. **Destutt de Tracy** stellt noch den vollendeten, an dem Studium der exacten Wissenschaften herangezogenen Sensualismus dar: alle Kräfte des Geistes ruhen auf der sinnlichen Empfindung; Tugend ist nichts Anderes als die Regelung der Begierden durch das richtige mittlere Maß. Politisch durch das Studium Montesquieu's bestimmt, bevorzugt er eine gemischte Verfassung, denkt übrigens erleuchtet und hält sich immer frei, wie er denn auch ein durchaus nobler Charakter und classisch gebildet ist. Es ist eine immer noch auf Condillac's Sätzen ruhende Theorie, die er in den „Eléments d'idéologie“ zum Ideologismus umgestaltete. Er hat auch eine politische Oekonomie und einen berühmten Commentar zum Esprit des lois verfaßt. — Der eng mit Condorcet verbundene **Cabanis**, in der Revolution gemäßigt-liberalen Tendenzen im Sinne seines Freundes Mirabeau zugethan, ist in der Philosophie zwar noch Sensualist, vermittelt aber doch schon den Uebergang zum Idealismus. Die Seele des Lebensprincipes ist ihm eine Substanz, welche die Naturelemente der Organe verbindet und belebt; die Trennung der beiden Factoren ist der Tod. Die Ideen entspringen aus der sinnlichen Erscheinung — das behauptet er zur selben Zeit, als in Deutschland Kant das a prioristische Element im Erkennen nachweist; die geistigen Kräfte reduciren sich auf die physischen; die sinnlichen Functionen und Begierden bedingen das Wollen und Denken. Die Materie steigt im Menschen zum Geist auf, und ihre Attractions- und Repulsionsbewegung schafft auch die Harmonie des Weltgebäudes,

Doch ist er eben nicht mit sich einig. Seine Exposition der Endursachen führt vergeistigend Gott wieder ein, und die Intelligenz ist es, welche überall das Streben des Organisirens verfolgt und trägt. — Von Cabanis führt ein größerer Schritt zum reinen Idealisten Maine de Biran, nach deutschem Sinn dem Philosophen vorzugsweise; dazu stempeln ihn Denk- und Ausdrucksweise, die beide etwas Schweres haben; er dringt tiefer als die Anderen. Maine de Biran ist ganz specifisch Psycholog, nach seinem eigenen Bekenntniß von der Natur angelegt zur Selbstbeobachtung, zu der ihn schon die zarte und für alle Einflüsse höchst empfindliche Organisation treibt, weßhalb er zwar eine Masse der feinsten Betrachtungen niederlegt, aber auch wenig Festigkeit und Beständigkeit in seinen Ideen wahrt. Das ewige Hineinschauen in sich wirkt verdüsternd, verwirrend und lähmend. — Er sucht das Glück in harmonisch gemäßigter Thätigkeit, welche aus einem regelmäßigen Spiele der Lebensfunctionen folgt, und in dem Bewußtsein von ihr. Die in der Reinheit des Inneren begründete Ruhe der Seelenkräfte ist das Ideal des Lebensglückes. Ueberhaupt stützt er Glück und Werth des Lebens auf Grundsätze, die stark an die Stoa erinnern. Das Wesentlichste ist die Freiheit des Willens und des von ihm bedingten Handelns, eine Freiheit, auf der ganz eigentlich der Kern der menschlichen Wesenheit ruht. Wir sind durch den Willen, welcher sich den durch die sinnliche Empfindung auf uns einwirkenden äußeren Kräften gegenüberstellt und als besonders bestimmendes Princip die persönliche Thätigkeit erzeugt. Der Wille und das Ich sind vollkommen identisch. Das ist eine Philosophie des abgezogensten autonomen Charakters, die er selber nicht ertrug. Wie er später Einsicht gewinnt in die Unbeständigkeit dieses Willens selbst, auf den er ausschließlich fußt, verliert er jeden Halt für die selbstständige Persönlichkeit und kann nur noch in der vollständig passiven Hingabe des Ich an die Gottheit Rettung finden. Er kehrt also zur Religion zurück, indem er freilich Gott auch wieder unter der Form des (absoluten) Willens faßt, und wirft sich, von Zweifeln gequält, schließlich der Gnade in die Arme. Wie nach ihm über dem thierischen Leben das des Willens steht, so jetzt über diesem das des Geistes, der sich höheren Einflüssen unterordnet. Die früher so hoch gehaltene Autonomie des Willens hört vollständig auf, und das letzte Ziel, das Frieden giebt, ist die vollkommene Einigung mit Gott. Maine de Biran thut hiebei,

freilich in weit höherem Maße, nur dasselbe, was Kant in der Rückkehr von seiner selbstbestimmten Moral zur Religion anbahnt; der Gradunterschied in der Wandelung aber bezeichnet die Differenz in der Festigkeit der Charaktere; Kant giebt den Philosophen nie auf, während Maine de Biran ihn vollständig an den gläubigen Christen vertauscht.

Der Studie und Forschung sei mit wenigen Worten die **Geschichtschreibung** angehängt, die, abgesehen von der Tagesgeschichte, noch mehr feiert als die Geschichtsforschung selber. Namentlich soweit sie speciell politisch-erzählender Natur ist, tritt sie fast ganz zurück; die Denkrichtung der Zeit begünstigt sie nicht, und auch hier zieht das Individuelle, d. h. die einzelne fixirte Thatsache, wenig an. Unter der Herrschaft der neuen Philosophie konnte die Geschichtschreibung nichts Bedeutendes leisten. Es mangelte der Zeit die Liebe und Wärme für Vergangenes, um sich in die früheren Perioden zu vertiefen; es mangelte ihr die anschauende Einbildungskraft, um nach den Bildern der früheren Zeiten zu suchen, der abstractionsfähige Sinn, um sich außer die Gegenwart in ihre Zustände und Thatsachen zu versetzen; es mangelte ihr das Interesse fürs Detail. Man suchte nur wenige positive Facten auf, gerade so viele, als es brauchte, um darauf aus der neuen Tendenz und Schlußweise heraus Gebäude mit ganz neuen Räsonnements aufzuführen. Daher entspricht dem philosophischen Zuge nach dem Allgemeinen genau das Ueberwiegen der Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, neben denen blos noch Staats-, Rechts- und Verfassungsgeschichte, politische und nationalökonomische Ableitungen, Excurse über den Zeitgeist, über Stamm- und Volksnatur, mehr oder minder streng philosophisch combinirt und gefärbt, von Belang sind.

Der Historiker Karl Ludwig v. Woltmann hat viel Talent, das aber verflüchtigt und durch Charakterfehler gelähmt wird, weßhalb er nichts Bleibendes und Vollendetes leistet; er unternimmt viel, läßt ebenso viel als Fragment liegen und springt auf das Verschiedenste über, wie er auch in der Politik die größten Wendungen macht; seine zahlreichen und rasch nach einander angefangenen Werke sind meistens nicht einmal äußerlich durchgeführt. Erst Freund, dann Feind J. v. Müller's, schreibt er über ihn Wahres und Falsches in höchst unwürdigem Tone.

Hormayr ist ganz speciell als der Geschichtschreiber Tyrols und Oesterreichs, namentlich seines Regentenhauses, zu fassen. Er hat viele archivalische Studien, ist überhaupt als Forscher zu werthen, als Geschichtschreiber aber von zu beschränktem und tendenziösem Standpunkt, um unparteiisch zu sein und allgemein die Lage der neuesten Zeit richtig beurtheilen zu können. Seine Sprache ist unschön und schwülstig.

Der ältere Ségur, Louis Philippe, verfaßt außer leichten Gedichten in eleganter Sprache, humanen mémoires und einer großen compilatorischen Weltgeschichte insbesondere 1800 das „Tableau historique et politique de l'Europe 1786—1796".

Lacretelle le jeune ist ohne tieferes Denken und philosophische Bildung wie ohne Festigkeit der politischen Anschauung, die seinen älteren Bruder auszeichnet. Er schreibt gut und verfolgt eine ziemlich fortlaufende Geschichte Frankreichs seit den Reformationskriegen bis auf die Restauration herunter. Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts versteht er nicht, weil er keinen Begriff hat von seinem philosophischen Geiste, und die Revolution stellt er im Sinne der Ultras dar, was ihm genug Spott eingetragen hat.

Origineller wenigstens ist des Grafen Montlosier „Geschichte der französischen Monarchie" 1814, mit Fortsetzungen, im altadeligen Sinn: er kennt nur eine Feudalmonarchie, in welcher der privilegirte Adel die starke Stütze des Thrones sei, und will die Macht auch nicht mit der Geistlichkeit theilen. Sein Styl ist blühend.

Die unvollendete Geschichte Jacobs II. von Fox, wenigstens weit genug geführt, um den großen Geist des Autors widerzuspiegeln, ist eigentlich eine geniale Vertheidigung der 1688er Revolution.

Saalfeld verfaßt zahlreiche Schriften zur Geschichte, zum Staats- und Völkerrecht. — Charles Ganilh, zu seiner Zeit berühmter französischer Staatswissenschaftslehrer, schreibt er über die Theorie und Systeme dieser Wissenschaft sowie einen „Essai politique sur le revenu public des peuples de l'antiquité, du moyen-âge et des siècles modernes".

In Literatur- und Kunstgeschichte nebst Aesthetik sind zunächst zu nennen die beiden sich sehr verwandten Deutschen Karl August Böttiger und Friedrich Bouterwek. Jener, einer der thätigsten und vielseitigsten aus dem Weimarer Kreise, ganz in dessen Sinn classisch gebildet und wirkend, arbeitet in Archäologie, Kunstgeschichte und Aesthetik. Er schreibt mit großer Gewandtheit und besitzt sehr

ausgedehnte Kenntnisse, aber diesen gehen das System und die Durchbildung, dem Urtheil philosophische Begründung und Tiefe ab. In dem ganzen Wesen ist etwas schöngeistig Zerstreutes. Bouterwek, der auch nicht von bestimmendem Einfluß geworden, hat mit jenem die vielseitige Thätigkeit, die ausgebreiteten Kenntnisse und die geringe Sicherheit des Urtheils und der Durchbildung gemein. Beide sind Aesthetiker und Literaturgeschichtschreiber mit dem Unterschiede, daß Böttiger mehr einen archäologischen und Bouterwek mehr einen philosophischen Ausgangspunkt hat. Seine philosophische Anschauung ist von keinem Halt, geht von Kant zu Jacobi über und verweist dann mit diesem an den unmittelbaren Glauben. Hauptwerk ist die sehr ungleich gearbeitete weitschichtige „Geschichte der neueren Poesie und Beredtsamkeit“, zwölf Bände, 1801—19. Beider Arbeiten auf allen Gebieten sind bereits veraltet und vielfach überholt. Deutsche Kunstschriftsteller sind Fernow und Fiorillo; Alois Hirt schreibt namentlich über die Baukunst der Alten.

Zu ihrer Zeit wurde Comiani's italienische Literaturgeschichte 1809—13 mit viel Beifall aufgenommen. Zu größerem und bleibenderem Ruhme hat es Ginguené gebracht durch seine „Histoire de la littérature d'Italie“, von der noch während seines Lebens 1811—13 sechs Bände erschienen. Sie fußt auf reichlich gesammelten und ernst benutzten Quellen und verfolgt einen allgemeinen Entwicklungsgang; damit steht sie unter den ersten bahnbrechend der früheren literärischen Detailmanier gegenüber.

Reicher ist die Tagesgeschichte, ganz natürlich in einer Zeit, wo jeder Tag Geschichte machte, wo das Auge mit Nothwendigkeit zu den gewaltigen Wechselfällen und Erschütterungen im großen Völkerleben hingezogen werden und auf ihnen haften bleiben mußte.

---

## Siebenter Abschnitt.

# Tagesgeschichte und Politik, Memoiren; Journalistik.

---

**Tagesgeschichte und Politik, Memoiren.** In erster Linie stehen natürlich die französischen Arbeiten, eine Reihe von Memoiren der mithandelnden Diplomaten und Generale, Quellenschriften zur Zeitgeschichte von mehr oder weniger Glaubwürdigkeit. Alle Arbeiten aus der Zeit und über sie überragt an innerem Gewicht und Zuverlässigkeit die „Histoire du consulat et de l'empire" des Staatsrathes Thibaudeau. Abgerechnet die Ruhmredigkeit, eine Schwäche, die allen französischen Geschichtschreibern ohne Ausnahme anklebt, sobald die Nationaleitelkeit ins Spiel kommt, entwickelt er die großen und seltenen Vorzüge unbefangener Anschauung, freien Urtheils, das sich auch im Leben der Autokratie nicht unterordnet, und der nach Wahrheit suchenden Forschung. Das wird am klarsten, wenn man seine Geschichte mit dem rhetorischen Prunkwerk von Thiers über denselben Gegenstand zusammenhält. Einen ähnlichen Rang behauptet Lefèbvre's „Histoire des cabinets d'Europe".

Die Memoiren von Savary sind ein nicht unwesentliches Document für die Kenntniß der Zeit; die von Gaudin sind sehr gewichtig für die Geschichte des französischen Finanzwesens und Staatscredites von 1800—20. Namentlich über die diplomatischen Beziehungen Napoleon's sind die „Manuscrits" seines Geheimsecretärs, des Baron

Fain, zu befragen, allerdings selber diplomatisch gehalten, aber als Materialien darum von Werth, weil er Zeuge der meisten Staatshandlungen war und die Acten von Anfang bis zu Ende entwarf. Ueber das Treiben der Bourbons im Auslande und die Geschichte der französischen Emigration verbreiten sich die Memoiren von Fauche-Borel, über Napoleon's zweites Auftreten und die erste Restauration diejenigen von Fleury de Chaboulon. — Von Italienern ist namhaft Carlo Giuseppe Botta, Geschichtschreiber und Dichter, in letzterer Eigenschaft mit einem Epos, in ersterer mit mehreren Geschichtswerken, aufgetreten. Das wesentlichste ist die 1824 erschienene „**Storia d'Italia dal 1789 al 1814**", die auch seiner speciellen Fortsetzung zu Guicciardini angehängt ist. Seine Darstellung ist gefärbt, sein Urtheil frei, aber oft vorschnell. — Zur Geschichte der spanischen Revolution bringen das Beste bei die Memoiren des edlen Kriegers und Staatsmannes O'Farrill, 1814. Der spanische Minister Pedro Cevallos giebt 1808 seine berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens heraus, besonders über die Verhandlungen zu Bayonne, und diese wirkt als eine Hauptursache mit zum thätigen Ausbruch des Unwillens der Mächte gegen Napoleon's Politik. — Einer der interessantesten Zeitcharaktere ist der Graf Gustav von Schlabrendorf, der in Paris einfach lebt, hochgesinnt und tiefgebildet, sonderbar, voll überraschender Kenntnisse und origineller Ideen, einer der wenigen völlig unabhängigen Menschen, die durch persönliches Beispiel, weite Beziehungen und sehr mannigfaches und segenreiches Eingreifen ein höchst eigenthümliches, großes und reiches Wirken entfalten. Die von dem Kapellmeister Reichardt, seinem ebenso geistvollen als vielseitig anregenden Freunde, 1804 herausgegebene berühmte Schrift „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter dem Consulat" ist wesentlich das Werk von Schlabrendorf. Ueber Preußens Zustände ist von Schladen's Tagebuch „Preußen in den Jahren 1806 und 1807" eine authentische Quellenschrift. Der politische Schriftsteller Georg Friedrich v. Cölln, streng, allerdings einseitig tendenziös, aber mit vielen und tiefen Einblicken in die damaligen politischen Zustände und Regierungskreise, hat in seinen Schriften seit 1806 mit aller Schärfe die Schwächen der preußischen Verwaltung, namentlich der Staats- und Finanzverwaltung, aufgedeckt und angegriffen und redigirt von 1805 an dieses Sinnes den „Preußischen Staatsanzeiger". Schon die Titel

von einzelnen seiner Schriften („Feuerbrände“ und „Fackeln“) bezeichnen den scharf aggressiven und freimüthigen Kopf. Paul Ferdinand Friedrich Buchholz, 1802 zuerst als Historiker hervorgetreten mit der aus dem Studium der französischen Revolution abstrahirten „Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt“, woneben noch insbesondere das 1808 entworfene „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen bis 1806“ zu interessiren im Stande ist, sucht sich mit Ernst, wenn auch nicht immer mit Erfolg philosophisch über die Erscheinungen des geschichtlichen Lebens zu orientiren und ein großes moralisches Gesetz für sie aufzustellen. Einen höchst eigenthümlichen Standpunkt nehmen ein die Schriften des meist in volksthümlichem Tone sich haltenden und durchweg auf die unmittelbaren Zeitverhältnisse gerichteten bayrischen Freiherrn Christoph v. Aretin, deren erste „Die Plane Napoleons und seiner Gegner in Deutschland“ 1809 von einer Conspiration der Borussomanen und Anglomanen mit einer protestantischen Liga gegen Napoleon redet und diesen als den Repräsentanten der Deutschheit, d. h. des Kosmopolitismus, bezeichnet. Damit hängt zusammen, daß er sich 1815 in der Schrift „Sachsen und Preußen“ entschieden für jenes aufwirft. Es ist natürlich, daß diese Auffassung der Zeitlage einen großen Sturm und Streit aufregte. Rühle v. Lilienstern schreibt Mehreres zur Tagesgeschichte, namentlich nach militärischer Seite.

Lauderdale, nach dem Tode von Fox nur noch in der Opposition thätig, verfaßt eine Reihe interessanter Flugschriften über die irischen und indischen Angelegenheiten, die Kornbill ꝛc. In „An inquiry into the nature and origin of public wealth“ 1824 ist er Gegner von Adam Smith. William Cobbett, ein merkwürdig unruhiger Mann, der sich zweimal in Amerika umtreibt und namentlich als Tagesschriftsteller wirkt, ist erst torystisch und unterstützt das Cabinet Pitt bei jeder Gelegenheit, wird aber seit 1805 entschieden radical. 1803 begründet er das „Weekly political register“, das durch geistreiche Polemik anzieht und für die Zeitgeschichte von Werth ist. Am berühmtesten hat er sich gemacht durch seine glänzend beredten Briefe über den Vertrag von Amiens. Wesentlich sind auch seine „Collection of State trials“ 1809—10 und die „Parliamentary Debates“ 1803—11. — Der niederländische General Daendals, in napoleonischem Dienst als Gouverneur erst der ostindischen, dann der

afrikanischen Besitzungen von großen Verdiensten, schreibt ein an Aufschlüssen über die Zustände des Landes reiches Werk, dem seine Verwaltung in Java zu Grunde liegt. — Bredow, in der Alterthumswissenschaft, Geographie und Geschichte gebildet, verdient namentlich durch Schul- und Handbücher, aber auch durch die „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts“, fünf Bände, 1808—11, einen Namen; sie entwickelt Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und Eifer für vaterländischen Sinn, den Bredow als Lehrer und Schriftsteller der Jugend einzuflößen sucht; der Geschichtschreiber Venturini hat sie fortgeführt. Aehnlich wirkt Zeune in Berlin, neben Jahn patriotisch anfeuernd und die Jünglinge begeisternd; in dem Sinn schreibt er dazumal über Sprachkunde, Politik und Volksthum, in dem Sinn auch liest er über das Nibelungenlied. — Gerhard Anton v. Halem hat außer mehrerem Historischen mit Runde 1806—7 eine Sammlung der wichtigsten Actenstücke zur neuesten Zeitgeschichte herausgegeben.

Eine Reihe von Briefsammlungen bedeutender Personen der Zeit (wie Varnhagen von Ense, Prinz Louis Ferdinand 2c.), zum Theil erst in letzten Jahren veröffentlicht, sind ebenfalls zu befragen.

Leicht erklärlich und bezeichnend ist das Auftreten einer Anzahl von bedeutenden Militärschriftstellern, die fast alle in den Kriegen der Zeit praktisch bethätigt und geschult sind und auch die Feldzüge dieser Jahre behandeln. Hieher gehören außer den Memoiren der Marschälle und Generale noch besondere kriegsgeschichtliche Arbeiten, so neben Anderen des Oberfeldherrn Erzherzog Karl, der sich auch als Kriegsschriftsteller berühmt machte und an den Feldzügen von 1796 und 1799 die Strategie erläuterte. Der mit großen militärischen Kenntnissen ausgestattete General Graf Dumas schreibt die Geschichte der Feldzüge von 1797—1807; des umsichtigen, feingebildeten und urtheilsfähigen Generals Pelet Memoiren stellen den Krieg von 1809 dar. Von Werth ist Valentini's „Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1809“, unparteiisch und mit großer Sachkenntniß verfaßt. Derselbe bearbeitet 1821 in schätzbarer Weise die Lehre vom großen Krieg. Aehnlich stellt sich der Schweizer Jomini: als Militärgeschichtschreiber schöpft er gewichtig aus den Quellen (Archiv des Kriegsministeriums), als Strateg entwickelt er in seiner Operationslehre die Theorie zu dem, was Napoleon, dessen Kriegsweise er mit derjenigen Friedrichs II. vergleicht, praktisch durchführt. Hauptwerk die „Histoire critique et

militaire des campagnes de la révolution", 1806. — v. Müffling, als Organisator im Kriege selbst ausgezeichnet, schreibt über die großen Feldzüge der Zeit, namentlich der stoffreichen Jahre 1813 und 1814, und über höhere Strategie. — Als der beste Militärschriftsteller des russischen Feldzuges, dessen begeistert rhetorischer Maler der jüngere Ségur ist, wird de Chambray erklärt. — Hier mögen zugleich die theoretischen, als classisch erkannten Werke des niederländischen Admirals Kinsbergen über See- und Kriegskunde und seine trefflichen Karten erwähnt sein. —

Der hervorragendste Schriftführer der Tagespolitik, derjenige, dessen Name in der Literatur stehen bleiben wird, ist Gentz. Keiner der französischen Politiker konnte diese Stelle einnehmen, sie wurden von der wuchtigen Arbeit und dem Genuß des Tages, die auf ihnen lagen, absorbirt; keiner hätte die Muße finden können und noch weniger sie nutzen dürfen, die es braucht, um bleibende Schriftdenkmale zu hinterlassen. Gentz, das willfährige Instrument Aller, verstand sie sich von Allen schenken zu lassen und den Genuß und Müßiggang obendrein.

## Friedrich Gentz.

Ein furchtbarer nationaler Haß gegen den Weltbedrücker zeichnet in dieser Periode ihres reineren geistigen Wirkens die beiden hervorragenden Männer aus, Müller und Gentz, bis zu Müller's unheilvoller Apostasie und Gentzens unheilbarer geistiger Erlahmung. Es liegt unstreitig etwas Großartiges in dieser Wucht und Leidenschaft, womit die zwei so tief in das Getriebe einer auf den Grund erschütterten Zeit eingreifenden Männer sich den höchsten Fragen ihres Landes hingeben; wären nur Beide nicht so schmachvoll gescheitert! — Müller greift begeistert Alles auf, was dem tief gesunkenen Vaterlande wieder nationalen Halt zu geben verspricht; das bezeugen am besten seine Briefe. So belobt er den damaligen Kronprinzen, nachherigen König von Bayern höchlich wegen des bereits gefaßten Gedankens zum Bau der Walhalla: „Die deutsche Nation hatte nie ein größeres Bedürfniß ihrer selbst nicht zu vergessen und in der neuen Ordnung der Zeiten mit Würde zu erscheinen". — Hier ist Gentzens urrealistische Natur noch idealistischer Erhebung fähig, wohl nur in den besten Augenblicken; denn schon in den Tagen, als sein Wirken gegen den nationalen Feind

einen begründet ruhmvollen Anstrich hat, ist seine Natur durch grundfaules Leben verdorben; er ist damals schon, was er später einzig noch blieb, der verkaufte Demagoge der feudalen Aristokratie; vermutheten ja zur Zeit des Friedens von Amiens die französischen Diplomaten in Berlin, daß er sich auch dem französischen Interesse verkaufen würde, und zeigen seine eignen Briefe (schon 1785) eine bodenlos blasirte Fäulniß, die immer steigt, so daß er sich 1810 eigentlich als Leichnam bloßlegt; diese Geständnisse machen den widerwärtigsten Eindruck. Nichts bezeichnet die glaubenleere Schwäche dieser Natur mehr als der Umstand, daß er schon früh an den Erfolg des theoretischen Reagirens ebenso wenig glaubt als später an den des praktischen; denn einer der Ersten hat er die bewußte Allgemeinheit im neuen politischen Geiste, gegen den er so unermüdet aufruft, und seine unwiderstehlichen freiheitlichen Consequenzen geahnt. Mit einer ängstlichen Logik, die nicht ohne Feinheit ist, sucht er alle Gründe zusammen, die den revolutionären Schriftsteller im Zeitgeist vor dem reactionären begünstigen. Aehnlich steht's mit der Beschönigung des politischen Wetterfahnenwesens in Burke, die wie vorahnend die eigne Charakterlosigkeit decken zu sollen scheint. Ueberall Zweifel, selbst am eignen Lager und bald mit Recht an sich. Gentz glaubt weder an Gott noch an die Welt noch an sich; von Recht schwatzt er, hält aber nur Etwas von der Macht des fait accompli. — Natürlich ist ihm die französische Revolution gleich in ihrem Ursprunge verhaßt; sie ist ebenso gotteslästerlich und zerstörend, als die Declaration der Menschenrechte, über die er auch geschrieben, zweckwidrig, unlogisch, giftig berauschend, das Machwerk der blinden Leidenschaft des Augenblickes. Die alten Regierungen aber sind wunderschön, so die päpstliche über Avignon und Venaissin; Leopold II. heilt, was Josephs II. „intolerante Reformen“ verbrochen! Es ist ein „Wunder“, daß „mehr und mehr die politische Freiheit ein Gegenstand der menschlichen Verehrung geblieben“ rc. — So berührt Gentz schon früh wie ein Phantom, das allerdings noch einmal galvanisch belebt ward: sein ächt deutsches Wirken gegen den Napoleonismus, wenn auch der Romantik nahe verwandt — schon mittelalterliche Liebhabereien und wenig mehr ideales Verständniß — trägt doch einen Stempel nationaler Größe. Hernach bleibt ihm nur noch die Routine der egoistischen Gemeinheit und die Lahmheit des Unglaubens an alles Hohe. — Der gesunde

Menschenverstand im höchsten Grad und die vollendete Eingeweihtheit ins praktische Leben stempeln ihn zum ausgemachten Politiker. Er und Metternich haben nie die Thorheit begangen, Idealismus zu treiben oder sich zu begeistern, nicht einmal für die Weiber. Beide gebrauchen Alles und Alle nur als Mittel, deßhalb berührt es wie eine Rache der Geschichte, daß sie Beide auch nur als verbrauchte Werkzeuge ableben mußten. Weder von der Poesie noch von der Mystik der Zeit hat sich Gentz je berühren lassen, die Philosophie hat ihm höchstens die rechnungsmäßige Schlußfähigkeit geschärft, den Geist nicht gebildet; sein späteres Verfallen in die romantischen Grillen ist rein tendenziöser Natur. Einen schöpferischen Gedanken hat er nie, sondern kennt nur praktische Administrativmaßregeln. Feiges Zurückweichen vor allem Entscheidenden ist sein stehender Grundzug; das hat auch seinen Verstand gefangen genommen und macht aus dem Manne das leibhafte Urbild der Restauration. In Wien berühren sich seine Ansichten und Neigungen, so verschieden die Naturen sind, doch nahe mit Friedrich Schlegel („Vorlesungen über neuere Geschichte" 1810). Durch das theoretische und praktische Treiben der zwei Männer in der Stadt des faulen Genusses wurde gleich mit dem dann stehend gebliebenen Uebermuth jene faule Reactionspolitik eingeleitet, die durch zwei Jahrzehnte so unsägliches Elend in die Welt gebracht, die Völker niedergetreten und die Geister gelähmt und beirrt hat.

Der Reaction ist Gentz früh verpfändet, das beweist 1792 seine Uebertragung der Burkeschen Schrift über die französische Revolution und insbesondere ihre Einleitung, obgleich er sich Mühe giebt, in den Principien eine mittlere Mäßigung zur Schau zu tragen. Er hat überhaupt eine eigentliche Manie, die französische Revolution zu bekämpfen, von deren großen Anstößen und Grundlagen er nie eine Ahnung hat, und überträgt drei Hauptschriften gegen sie. Schon als er noch im preußischen Dienste stand, vor 1802, war er ans österreichische Interesse verkauft, während er doch 1805 und 1806 schärfer als Einer die unsägliche Verkommenheit des öffentlichen Lebens in Deutschland durchschaute und brandmarkte und auch noch die österreichischen Reformen Stadion's für unausweichlich nothwendig erklärte. Genau läßt sich sein Rückgehen verfolgen, wie er zuerst noch die ruhige Reform anerkennt, dann erschrocken auch diese abweist, wie er mehr und mehr in Apathie und von dieser in die Parteilichkeit des Stumpfsinnes verfällt,

der sich nicht im epikuräischen Genießen und Denken will aufstören lassen. Weil er vermeint, die Zeit wolle alles Alte zerstören, will er alles Verrostete erhalten; das ist der faule Conservatismus, der gleich nach Napoleon's erstem Sturze die Geister zu verderben und die Völker zu unterdrücken begann. Programm dieser Rückschrittshelden ist: das deutsch-römische Kaiserthum, gestützt von dem Feudaladel und einer mächtigen Hierarchie, der Staat monarchisch-ständisch nach altem Zuschnitt, die Obrigkeit ohne alle Einschränkung heilig; selbst Leibeigenschaft und Hörigkeit widerstreben dem christlichen Zuschnitte dieser Politik nicht. Um übrigens die schreiendsten Phasen seines Rückwärtsgehens zu zeichnen, nehme man das Manifest an Friedrich Wilhelm III. von 1797, wo er ihm Namens der ganzen deutschen Nation Preßfreiheit abfordert, und die Abhandlung (von 1817?) über die englische Preßfreiheit, wo er mit der durchdachtesten Rechtssophistik durchführen will, daß das Censursystem das absolut nothwendige und einzig wohlthätige sei.

Als der engst mit der Gegenwart verflochtene Politiker und ihr lautester Sprecher, mit beschränkterem Kreis, aber diesen ganz verarbeitet in sich tragend, hat er die für den Moment entscheidendere Fassung als der weiterblickende und zugleich schwankendere Müller, weßhalb er denn auch die ganze politische Gestaltung Deutschlands, rück- und vorwärts, meisterhaft durchschaut. Auch besitzt er im Anfange noch einen allgemeinen geschichtlichen Blick, den er hernach mit der zunehmenden Austrocknung und mit dem Versinken ins jämmerliche Getriebe der Tagespolitik verloren hat. Ist Müller's Abfall von der deutschen Sache bedauerlich, so ist Gentzens Verrath an der Sache der ganzen europäischen Staatsentwicklung um so trauriger und grundloser, als er schon 1799 die ganze Elendigkeit der österreichischen Regierungsweise durchschaut hat — eines Systems, genau wie er es in Bälde selber mit aller Macht durchsetzen half; und es hilft Nichts, daß sein Urtheil in seiner gefährlichen persönlichsten Subjectivität sich immer an die Personen, nicht an die Sache hält. — Zwei Grundideen sind hier für Gentzens Auffassung im Großen am springendsten: der strenge Gedanke einer Einheit Deutschlands, respective für den Moment der gesuchten Rettung der eines Bundes zwischen Oesterreich und Preußen; dann die entschiedenste Abneigung gegen die Reformation und ihre Folgen, der ohnehin falsch und einseitig die ganze Zer-

splitterung des deutschen Staatslebens zugeschrieben wird. Die erste Idee, von unendlicher Tragweite, verschiedener Beurtheilung unterliegend, je nachdem von der freiheitlichen oder absolutistischen Entwicklung Deutschlands, von der Gestaltung des Geisteslebens oder der rein staatlichen ausgegangen wird, hat ohne Zweifel eine nothwendige Lebenskraft und geht jedenfalls weit über das elende Flickwerk hinaus, das hernach mit unter Gentzens Auspizien der Wiener Congreß zusammentrug. Hier ist der einzige wahre Lichtschimmer in dem Leben des großen Sünders; hier wahrhaft deutsches Gefühl, hier hartnäckig festgehaltener Glaube — eine gewaltige Macht für die Zeiten des Kampfes. (Eine Nation, die für ihre Geistesbefreiung so viel gethan wie die deutsche und gerade in unseren Zeiten den theoretischen Zirkel zur Uebergenüge durchlaufen hat, ist, wofern sie weiter prosperiren will, angewiesen, sich nun energischer der Entwicklung des öffentlichen Lebens zuzuwenden, und da muß für ihr internationales Dasein jener Einheitsgedanke entscheidend werden; das Absolutistische daran hat Deutschland, gerade weil jene Geistesarbeit gethan ist, nicht mehr zu fürchten.) — Die Auffassung der Reformation und das hernach factisch daran knüpfende Katholisiren steht bei Gentz im innersten Zusammenhang mit seiner Natur; es ist eine Seite jenes Conservatismus, der den österreichischen Staatsmann später zum Fluch des Jahrhunderts machte und alles Alte und Schlechte stützte in jener diabolischen Geistesträgheit und Indifferenz, die so unbegreiflich schnell über den vom großen Weltleben verdorbenen Halbmann hereinbrach. Schon 1810, nach einem Wiener Aufenthalt, bekennt sich Gentz geistig gelähmt; die großartige deutsche Erhebung, zu der er mit glänzender Logik alle Fäden der Cabinetspolitik — mehr, d. h. die Nation verstand er nie — hatte zusammenziehen helfen, hob ihn nicht mehr aus dem Sumpfe heraus, und von da an geht sein Wirken und Leben nur mehr so weit, das faule Haus mit faulen Stützen so lange zu unterbauen, daß es nicht ihm und Consorten über dem Kopfe zusammenbreche. Er und Metternich wollen mit der Feder eigentlich das Gleiche erreichen, was Napoleon mit dem Schwerte: die allgemeine Knechtung; aber jenen fehlt Eines vollständig, der Grundzug der Kraft.

Ein die Politik der Gegenwart glänzend überschauender und beherrschend combinirender Kopf, hat Gentz doch in seiner besten Phase nie darüber hinausgeschaut; er hat nie verstanden noch gesucht, einen

allgemeinen Standpunkt einzunehmen. Daß er die europäischen Staatenverhältnisse gründlich einstudirt hat, ist eine der Gerechtigkeit einzuräumende Bemerkung; nicht minder, daß er weitblickend genug ist, selbst seine Einseitigkeit zu vergessen, wenn er nämlich will; gesteht er doch dem Verfasser der Juniusbriefe, der ihm zwar natürlich etwas Satanisches hat, den eminenten Geist zu! Aber er hat wenige Actenstücke hinterlassen, die wahrhaft wissenschaftliches Interesse behalten und wesentlich eingedrungenes Studium verrathen (solche sind z. B. in den „Kleineren Schriften" die Aufsätze „Ueber die englische Preßfreiheit" und „Ueber das Wesen und die Behandlung des Papiergeldes im Allgemeinen"). Im Uebrigen spiegelt er nur die reactionäre Parteiweisheit ab, die seine und unseres Jahrhunderts zweite Periode charakterisirt. Da ist Gentz das ausgeprägte Muster des diplomatischen Styls, und wer in solchem eine erwünschte Vollendung sucht oder sieht, für den giebt es keinen besseren Codex als diese kleineren Schriften. Obschon hier dem Gehalte nach die ganze Erhaltungs- und Rückschrittspolitik in ihren Hauptzügen entfaltet liegt, so ist doch mit ganz wenigen Ausnahmen die Form so geschmeidig, das ganze Streben erscheint so beruhigend, das Friedensgemälde Europas definirt sich so nett, daß es die Masse der seichten Köpfe leicht gewinnt. Wenige Punkte lassen sich herausgreifen, in denen man dem Verfasser über der That beweisen kann, daß er muthwillig der geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht geschlagen habe: so da, wo er die Bedeutung der ächt nationalen Erhebung von 1813 und 14 herabsetzt, so in Lafayette's hämischer Beurtheilung (von 1821). Selber da hingegen, wo er wiederholt das Versprechen landständischer Verfassungen und das Recht der deutschen Völker sie zu fordern abstreiten will, geschieht es mit einer so sachten und spaltenden Sophistik, daß dem Leser die Wahrheit aus den Händen gewunden wird, und es ist keineswegs leicht, sondern fordert große Durchdringung, wenigstens in den früheren Aufsätzen, das Gefährliche und Freiheitsfeindliche in seinen Tendenzen zu fixiren; er umhüllt immer und combinirt, auch mit Thatsachen, so gewandt, daß er die Wahrheit, die ihm feindlich ist, umkehrt, ohne gezwungen zu sein sie geradezu abzuläugnen. Er ist fein genug für Alles, was ihm dient, möglichst plausible Rechtsgrundsätze aufzustellen, so für das hernach so abscheulich mißbrauchte Recht der Intervention, das nach seiner Meinung gleich zu Anfang gegen die Revolution hätte angewendet werden sollen.

Noch mehr Vorsicht braucht die Beurtheilung seiner historischen Behauptungen, in denen Wahrheit und Lüge viel schwerer zu scheiden ist als bei den augenfälliger rhetorisirenden Franzosen wie Bignon und Thiers, auch hat er unstreitig eine durchdringendere Einsicht. So geht die ganze ohne Zweifel scharfsinnige Schrift „Ueber den Ursprung und Charakter des Krieges gegen die französische Revolution" darauf aus zu beweisen, daß gar keine Coalition gegen Frankreich bestand, sondern der Krieg ausschließlich von den Führern der Revolution ausging, daß das ganze französische Regiment der Revolutionsjahre überhaupt verderbliches Factionswerk war, und die Aufführung der Ursachen, warum die Gegner Frankreichs im Kriege so unglücklich waren, ist mit mathematischer Schärfe gedacht und geordnet. — Gentz ist Meister in der zur Vollendung eingelernten und eingenaturten österreichischen Hofsprache. Zum Erstaunen schön ist es, wie unter der gewandten Feder alle Zustände und Personen, die in sein System passen, sich rosenroth färben: wie die Geistesträgheit und Beschränktheit des österreichischen Regimentes zur Friedens- und Rechtsliebe, wie der Wiener Congreß ein Werk der höchsten Staatsweisheit, wie alle retrograden Maßregeln (Karlsbader Beschlüsse) zum Heile der Welt entsprungen sind, wie die österreichischen Völker sich unendlich glücklich preisen müssen unter dem erhaltenden Scepter, wie selber seine zerrütteten Finanzen sich zum Frommen Aller gestalten, steht ja ein deprecirtes Papiergeld als Verkehrsmittel fast über dem Metallgeld! Bei Gott, Gentz sollte, um keinen Schaden zu stiften, nur von Denen gelesen werden, welche die Verhältnisse auf den Grund kennen!

Ganz im Gegensatze zu Burke's dithyrambischen Tiraden verfährt diese kühle Natur gewöhnlich mit der gewandtesten Logik, mit Feinheit und Scharfsinn. Nur zuweilen bricht auch in dem schlauen und abgemessenen Kopf Etwas von der Burkeschen Rhetorik aus, wo er nämlich des Hasses fähig ist, wie in einer Stelle über den Fanatismus der Freiheit („Ueber die politische Freiheit und das Verhältniß derselben zur Regierung").

Gentz ist nur Einer Sache treu geblieben, seiner grundlosen Ausschweifung und der frühe mit ihr anhebenden Lust der Selbstanklagen, in die er verliebt ist wie der Pietismus ins allgemeine Sündenbewußtsein. Widerstandslos wie ein Weib, feige wie ein Castrat, immer teuflisch blasirt, will er der eigenen Verdorbenheit einen ästhetischen

Genuß abjagen. Der Knecht und sein Herr seien dem unauslöschlichen Fluch der Geschichte geweiht!

Gentz ist gleich sehr Politiker wie Journalist; die sich so nahen Eigenschaften verschmelzen sich in seiner beweglichen Natur zu Einem, und das macht seine eigenthümliche Persönlichkeit aus. Er ist die Hand und das Wort der Politik des Tages, führt sonach von selbst über auf die Presse der Zeit.

Gleicher Tendenz ist der Nationalökonom der romantischen Schule

## Adam Müller.

Müller sucht seit 1809 in Breslau, seit 1811 in Wien durch Vorlesungen in illiberalem Sinne zu wirken und der katholischen Kirche Proselyten zu gewinnen. Er wird von den reactionär-katholisirenden Romantikern (Gentz, die Schlegel) über alle Gebühr als glänzender Kopf herausgestrichen. Seine Hauptwerke sind von 1809 „Die Elemente der Staatskunst“ und von 1812 „Die Theorie der Staatshaushaltung“, insbesondere jenes, zu dem alles Uebrige, was er verfaßt, nur weitere Ausführungen sind. Durch theologisch-juristisch-naturphilosophische Studien hindurchgegangen, ist er durch die Freundschaft mit Gentz, unter dessen bestimmendem Einfluß er steht, zum Interesse an der Restaurationspolitik herangezogen worden. Während Adam Smith die Person nur als ökonomisch wirkende Einzelkraft faßt, läßt Müller sie nur als Bürger gelten, will allerdings mit Recht neben dem physischen Capital auch das geistige in Rechnung gebracht wissen, findet aber einseitig verblendet in den politischen Institutionen des Mittelalters die wahre Freiheit und individuelle Ausbildung verwirklicht, fordert nationale Concentration der Arbeitskräfte, geht aber viel dringlicher auf das Verhältniß der jetzt gesonderten Stände ein und stellt der Zeit als Aufgabe, für sie wieder ein natürliches Gleichgewicht herzustellen, das er in derselben rückschauenden Befangenheit darin findet, daß ein jeder wieder in seine alten Rechte eingesetzt werde. Immer theologischer werdend und für die gesammten Staatswissenschaften, für die Staatswirthschaft insbesondere, eine theologische Grundlage absolut verlangend und setzend, verfällt er in die größten Absurditäten, und es ist bereits als eine der vollends närrischen herausgehoben worden, wie er, an den Begriff der göttlichen Dreifaltigkeit

knüpfend, die Nothwendigkeit der Dreifelderwirthschaft demonstrirt. Der Mensch, und vor allen der Grundeigenthümer, hat sich nach Gottes ewiger und unabänderlicher Anordnung als einen glebae adscriptum zu betrachten, und der Ackerbau fordert nach derselben ein allgemeines Dienst-Unterthänigkeitsverhältniß. Danach bleibt der Landbau, durchaus feudalistisch geregelt, mit großem, durchs Majorat gefestetem Grundbesitz, Hörigkeit und Leibeigenschaft, die wahrhafte materielle Grundlage des Staates; die gesammte bürgerliche Thätigkeit mit Verkehr, Gewerbe und Handel stehen ihm nach, das Gewerbe bleibt zünftig, der Handelsstand in Innungen und Gilden geschlossen — kurz, die ganze Herrlichkeit der mittelalterlichen Schranken und Corporationen ist festzuhalten. Es ist der ganze alte Wust, nur poetisch-idealistisch verbrämt, mit theologischer Argumentation ausgerüstet und mit einem gewissen Schwung und Geist ausgelegt.

In Müller's Gedankengang zeigt sich schon von Anfang an das Trügliche einer tendenziös versessenen Schlußfolgerung, sowie der Einfluß eines krankhaft verschrobenen Gemüthslebens. Kein sicheres positives Wissen regelt, kein strenges Denken zügelt seine geistreich phantasirenden Einfälle. Man mag mit seiner Staatsidee, wie er sie 1809 in der Vorlesung „Von der Idee des Staates und ihrem Verhältniß zu den populären Staatstheorien" entwickelt, vollkommen einverstanden sein und sie als geistiger vertiefte namentlich gegenüber der äußerlichen der herrschenden Philosophie anerkennen, aber daraus folgert nicht, was er damals schon schließt: daß die Revolution unselig mit dieser Idee breche und durchaus zu verwerfen sei; daß es kein Naturrecht gebe (es handelt sich, was man darunter versteht); daß der Geburtsadel und die Majorate festzuhalten seien, kurz — das ganze große Stück Mittelalter.

---

**Journalistik.** Selbstverständlich ist, daß das Militärkaiserreich die Presse entweder in seinen Dienst zwang oder unterdrückte, daher ist in Frankreich die Tagesjournalistik arm und unzuverlässig. 1800 bestimmt ein Edict der Consularregierung die Zahl der politischen Blätter auf dreizehn, alle anderen werden beseitigt. Von da an sind die meisten blos ein Widerhall des „Moniteur", der häufig Aufsätze aus des Kaisers eigner Feder oder wenigstens nach seiner Redaction bringt;

dieses Blatt, 1789 entstanden, ist ein mächtiges Regierungsorgan und für die Kenntniß seiner Zeit immerhin gewichtig. Das Feuilleton, zum Theil wegen der Dürftigkeit und Mißlichkeit der publicistisch-politischen Discussion entstanden, soll auch für sie entschädigen, denn die Herausgeber werden eben durch den Mangel an erlaubtem Stoff und das Gefährliche eines selbstständigen Urtheils über die öffentlichen Dinge gezwungen, sich auf Literatur und Theater zu werfen; es bringt auch große Abonnentenzahl ein, so steigt durch dasselbe seit 1800 auf einmal das „Journal des débats“. Dieses wesentliche Blatt steht seit dem Anfange des Jahrhunderts unter der Leitung der Brüder Bertin, die royalistischer Gesinnung sind, aber gezwungen werden, dasselbe unter dem Kaiserreich zum „Journal de l'empire“ umzutaufen und zum Echo des officiellen Moniteur herzugeben; 1814 nimmt es wieder den früheren Titel an. Der ältere Bertin weiß etwa unter dem Schilde der Literatur die untersagte Behandlung politischer Fragen einzuschwärzen. An dem als kritischer Richterstuhl verwendeten und gefürchteten Feuilleton, das anfänglich auch Chateaubriand und Madame de Staël benutzen, steht bis 1807 unter Napoleon's Auspizien Fiévée, später Etienne; jener ist, um als Original zu gelten und Einfluß zu gewinnen, ein charakterloser Parteigänger mit mehrfachen Uebertritten; er versucht sich auch als Romanschreiber. 1815 entsteht „Le Constitutionnel“, anfangs „l'Indépendent“, der sich nach vielfachen Wandelungen erhält. Der „Mercure“, an dem die bedeutendsten Kräfte, wie Saint-Aignan, Lacretelle aîné, Benjamin Constant, Etienne, Jouy arbeiten, geht trotzdem ein. Ginguené, Duval u. A. gründen die „Décade (hernach Revue) philosophique, littéraire et politique“ 1794—1807, dann mit dem „Mercure“ verschmolzen; auch sie hört 1813 auf. Die „Annales encyclopédiques“ mit reichen Originalnachrichten erhalten sich bis 1818.

Die englischen Zeitungen und Zeitschriften haben sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sehr rasch und beträchtlich vermehrt; eine Reihe schottischer Blätter steht auf. Die Presse in der Form der täglichen Zeitungen wie der Zeitschriften wird vom größten Einfluß. Den ersten Rang nimmt die „Edinburgh Review“ ein, 1802 von Jeffrey, Brougham und Sidney Smith begründet; sie verdankt ihre bald anerkannte Bedeutung namentlich Brougham und bricht erst eigentlich kritischen Erörterungen in England Bahn; dabei vertritt sie

die Grundsätze der Whigs, geleitet von dem in den kritischen Zeitschriften immer mehr aufkommenden trefflichen Gedanken, bei einem literarischen Erzeugniß wesentlich die Beziehung zu den Verhältnissen des Staates und Lebens zu beachten; ihre scharfe Beurtheilung der politischen und socialen Mißbräuche und der veralteten Institutionen erregte bald großes Aufsehen und machte das Blatt zu einem der einflußreichsten. Ihr entgegen tritt seit 1809 in London die torystische „Quarterly Review", begründet von Gifford und geleitet von Scott, Canning und Croker, die sich ganz im Sinne der Regierung hält und ihr sehr dient. Der Agitator William Cobbett beginnt 1803 seine für die Zeitgeschichte wichtige und durch geistreiche Polemik anziehende Zeitschrift „Weekly political register", schreibt berühmt gewordene Briefe über den Vertrag von Amiens; erst Tory, seit 1805 heftig whiggistisch, glänzt er durch große Beredsamkeit. Der „Globe", 1803 entstanden, das für Handels- und Religionsfreiheit einstehende Organ der Whigs, ist unter den Abendblättern wohl das bevorzugteste. „Galignani's Messenger" erscheint seit 1814 englisch von Paris aus.

Im Jahr 1800 haben die Vereinigten Staaten 150, 1810 bereits 359 Zeitungen; das Zeitungswesen nimmt hier überhaupt einen Umfang, an den in der alten Welt Nichts reicht. In Boston wandeln sich erst 1813 die Wochenblätter in Tagesblätter um, in New-York und Philadelphia dagegen ist das schon bald nach der Revolution geschehen.

Das deutsche Zeitungswesen liegt unter der französischen Herrschaft im Ganzen natürlich danieder. Die unterhaltenden Tageblätter, deren erstes die 1801 von Spazier in Leipzig begründete „Zeitung für die elegante Welt" ist, verdrängen immer mehr die früheren Monatsblätter. Daneben kommen die Taschenbücher und ihre Literatur auf. Seit 1798 besteht die „Allgemeine Zeitung", die bald alle anderen überflügelt. Der „Hamburger Correspondent" ist durch seine genauen englischen Nachrichten von Gewicht. Der „Oestreichische Beobachter" zieht von 1809—12 Beachtung auf sich, weil er auf Spanien und die politische Stellung der europäischen Mächte Streiflichter wirft. — Seit 1808 bestehen die „Heidelberger Jahrbücher", mit Auszeichnung zu nennen, weil sie selbst prüfen und selbstständig urtheilen. Das stellt sie über die Wiener und die Erlanger Literaturzeitung, die es zu keiner bestimmten Haltung bringen. Des vorzüglichen und namentlich als

eleganter Stylist renommirten Latinisten Eichstädt „Jenaische allgemeine Literaturzeitung", 1803 begründet, ist unter seiner Leitung durch Gründlichkeit der Kritik ausgezeichnet; an ihr arbeitet auch der Bibliograph Gruber. Das „Athenäum" der Brüder Schlegel entwickelt wenigstens frischen Geist. 1807 gründet Cotta das „Morgenblatt", das bald zu einer sehr gehaltvollen Unterhaltungsschrift aufsteigt. Der „Hesperus", 1809—20 von André geleitet, für die Gebildeten berechnet, reichhaltig, hält sich bis 1831. Derselbe Mann, um Pädagogik (Salzmannsches Institut) und Landwirthschaft verdient, begründet im „Patriotischen Tagblatt" 1800—1805 das erste und eine Zeit lang einzige Volksblatt; er tritt auch später wieder auf mit einer Reihe von volksthümlichen Schriften. Das „Archiv für Statistik, Literatur und Kunst" wird 1810 von Hormayr begründet, hernach von Buchholz fortgeführt; es ist mit reichen Beiträgen und Sammlungen ausgestattet. Brockhaus edirt 1813—16 die „Deutschen Blätter", bringt 1808 zugleich das ins Stocken gerathene Unternehmen des Conversationslexikons an sich und führt es mit erhöhter Bedeutung fort. Populär sind: 1800 die „Nationalzeitung der Deutschen" und seit 1806 der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen", 1791 von Becker in Gotha als „Reichsanzeiger" begründet und rastlos für vernünftige Aufklärung thätig.

Die politische Journalistik in Spanien erhält erst seit dem Befreiungskriege 1808 größere Bedeutung. Das „Diario de las Cortes" ist am gewichtigsten, neben ihm treten auch einige andere auf. Nach der Restauration von 1814 flüchten die Liberalen ins Ausland und wirken von da aus, wo sich überhaupt einzig noch eine nennenswerthe spanische Literatur erhält; so 1815 der „Espanol Constitutional". In Portugal bleibt die Journalistik noch ganz nichtig. In Griechenland erstehen die ersten wissenschaftlichen Zeitschriften. Alexander I. thut Nichts für die Presse. Schweden bildet erst jetzt eine vom französischen Einfluß und Ton sich emancipirende und durch deutsche Einwirkung freier gewordene Kritik aus; seit 1813 erscheint eine „Schwedische Literaturzeitung".

In Deutschland kommen die Musenalmanache auf; der Schillersche 1796—1801 bricht Bahn (1797 die „Xenien"); es folgen die von A. W. Schlegel und Tieck, von Vermehren, Fr. Schlegel, Varnhagen v. Ense und Chamisso 1803, Leo v. Seckendorf 1806 und 1807, musterhaft sein „Neujahrstaschenbuch für Weimar" 1801.

Sie alle werden aber nicht mit dem Beifall aufgenommen, wie er dem Schillerschen geworden, und später gezwungen, überwiegend prosaischen Taschenbüchern zu weichen.

---

Von den verschlossenen, strengen und abgezogenen Gebieten des Denkens, von den zu allen Zeiten vielfach unlauteren und verwirrenden Stimmen des Tagestreibens wendet sich der Blick mit erleichterter Befriedigung aufwärts zu den erschlossenen, leichten und lichten Höhen der Kunst, der Werkstätte des freien Genies. Auch sie feiert eine wesentliche Auferstehung, vor allen anderen in den Schöpfungen der Bildnerei und Malerei. Die wahre innere Reorganisation geht aber nicht vom Kaiserreich und seinen begünstigten Kunstgebilden aus; nicht die Protection schafft das Genie, sie trägt es nicht einmal, die mediçäischen Zeiten sind die seltenen Ausnahmen in der Geschichte. Die höchsten Meister der Zeit entwickeln sich wie immer nur nach ihren inneren Gesetzen, wie gewöhnlich isolirt oder selbst im Gegensatze zu den begünstigten Tendenzen, in denen parallel der äußeren Massenentwicklung das Kolossale und Massige überwiegt.

Wo nicht lebendige Anschauung der künstlerischen Productionen unterlegt werden konnte, da sind im Folgenden die Urtheile über die einzelnen Künstler nach verschiedenen kunstgeschichtlichen und kritischen Werken combinirt.

## Achter Abschnitt.

# Bildende Künste.

---

Die Kunst des Kaiserreichs bewegt sich in dem schweren Prunke der Formen der römischen Kaiserperiode; es richtet gewaltige Steinbauten auf, in denen immer etwas Kolossales und Erdrückendes liegt, das bezeichnendste Denkmal ist das palais du corps législatif. Uebrigens hebt mit dem Anfange des Jahrhunderts das Studium der Ueberreste griechischer Baukunst an, das hernach auch praktisch verwendet worden ist. Sculptur und Malerei stellen denselben Geist des römischen Imperatorenthums dar, der dem Napoleonismus überhaupt anhängt. Das Rückgehen auf den antiken Styl geht bis auf die Goldschmiedekunst herunter, mit denselben Fehlern der Nachahmung (Steifheit und Kälte) wie in der Sculptur und Architektur. Es ist übrigens ein dreifacher Zug, der durch diese Jahre geht; der neue Sinn für die Classicität verschmilzt mit einer idealistischen Färbung, dem Erbtheile der Revolution, und diese wieder treibt — das ist nicht zu verkennen — mit der nationalen Helden- und Bürgertugend eine Art theatralischer Coquetterie, welche dem nachfolgenden Schaugepränge des Kaiserreichs Nahrung giebt; alle diese Grundzüge haben sich in der Kunst abgespiegelt.

Der erste und einst größte Name, auf welchen die Malerei der Periode zurückführt, ist der von Jacques Louis David. Der Hauptvertreter des antiken Formenwesens, seinerzeit namentlich durch eine zahlreiche und glänzende Schule hoch gepriesen und doch nicht von schöpferisch kunstgeschichtlicher Einwirkung, ist in seiner Kunstrichtung

schon vor der Revolution ganz entschieden und weist durchaus in die Bildung des 18. Jahrhunderts zurück. Die Revolution, sturmartig vorüberrauschend, hat sich überhaupt keine Kunst schaffen können; auch Davids Bilden hat mit der revolutionären Gesinnung Nichts zu thun und paßt keineswegs zu der republikanischen Einfachheit, sondern nur zum Prunke des Kaiserthums, dessen Maler, die in jener Zeit großgeachteten Gros, Gérard und Girodet, eben auch in seinem Atelier gebildet wurden. David gehört streng der rationalistischen Bildung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an, hat mit ihr die republikanischen Ideen eingesogen, die seine Kunstansicht zuerst oppositionell gegen den monarchischen Rococostyl auf die Antike führten und die er praktisch in einer fast verhängnißvoll gewordenen Theilnahme an der Revolution bethätigte, ist aber nachher ebenso leicht und mit unveränderter Kunstrichtung dem Napoleonismus dienstbar geworden. Der Republik paßten und dienten künstlerisch diese römischen Formen im Grunde nicht besser als politisch die römischen Sympathien. In den wenigen Werken, in denen seine Kunst sich jakobinisch bestimmen ließ, verstand David einen eindrucksvollen Naturalismus zu entwickeln, verfiel aber bei seinen Entwürfen leicht ins Grotesk-Kolossale. Herrschende Richtung bleibt ihm jedoch das steife und manierirte Antikisiren, das seiner Malerei bei Weitem zu viel vom plastischen Elemente beimengte, den Sinn für Naturwahrheit verderbte und olympische Apotheosen schuf. Vielleicht das einzige Bild, das ihm aus dem rein schöpferischen Drange der innerlich treibenden und begeisternden Kraft erwachsen, ist das merkwürdige von Marats Ermordung. Als sein Meisterwerk gilt im Allgemeinen der Raub der Sabinerinnen oder vielmehr die Versöhnung nach dem Raube. In seinem Reiterbilde Napoleons beim Uebergang über die Alpen, dem Gegenstücke zum Marat und vielleicht des Künstlers gelungenstem Werke, verbindet er auf vollendete Weise Wirklichkeit und Ideal; eine große und im unmittelbaren Anschauen festgehaltene Natur und die imponirende Erscheinung des kaiserlichen Helden geben hier der Neigung zum Pathetischen und Ueberschwänglichen den natürlichen Stoff. — Groß ist David nur, wenn er nicht in seine conventionelle Manier verfällt, die ihm für classisch gilt und die seine großen römischen und griechischen Historiengemälde verderbt, d. h. wenn er das falsch verstandene Pathos und einseitig erfaßte und verfolgte Ideal zu überwinden versteht. Wo

er ergriffen ist, beweist er reines Naturgefühl und den lebendigsten Sinn für correcte und schöne Form, die er auch technisch durchzuführen weiß. Uebrigens fehlt ihm Ursprünglichkeit. In den früheren und wieder den spätesten Werken ist seine Auffassung selten bestimmt und die Durchführung nicht kräftig genug.

David und seine Schule sind mitten in ihrer Periode gestanden, aber auch so ziemlich mit ihr vorübergegangen; es ist das selbstverschuldete Verhängniß dieser Werke, daß mit dem Glanz ihrer Periode auch der ihrige erbleichen mußte. Schon mit dem Ausgange des Kaiserreichs stand eine kräftige Reaction in Ausbildung da gegen diese allerdings gut componirte, reine und sicher den Effect packende Formgebung und die Herrschaft der farblosen Zeichnung. Die Kälte in den großen und gestaltenreichen Gemälden, die leere und leblose Nüchternheit in Auffassung der antiken Formen sind allen gemeinsam und liefern ebenso wenig Ewiges in der Kunst als die classischen Schulregeln in der Poesie. In dieser Malerei liegt neben dem steif Conventionellen der Form — berechneter Gruppirung der Gestalten und stehend gewordenem Linienzug — das Pathos der großen Schlachtscenen des Kaiserreichs, das ist Alles. Davids lange unbestrittener Einfluß ging erstaunlich weit, ja über die ganze romanische Welt hin. Es liegt stark mit an ihm, daß die frühere belgische Kunst noch ganz unter den französischen Einwirkungen, denen sie sich im 18. Jahrhundert gefügt, befangen blieb, ein Verhältniß, das auch für die Architektur stehen bleibt.

Davids berühmteste Schüler sind drei:

Jean Antoine Gros ist 1804 durch sein Bild „Die Pestkranken zu Jaffa" zu Ruf gekommen; es leidet an einem Zuviel des nackten Gräßlichen, wofür auch das Malerische des orientalischen Wesens und der Zauber des südlichen Himmels nicht ganz entschädigen. Uebrigens ist schon in seiner „Schlacht von Nazareth" entschieden ein neues Moment hinzugetreten, die Realität ist der Natur entnommen, die unmittelbare Anschauung und lebendige Phantasie haben Bewegung und Gruppirung eingegeben, nicht mehr die starre conventionelle Regel, auch die Farbe ist lebendiger. Gros, wohl der begabteste von den Künstlern seiner Zeit, ist, hierin den eignen Meister überflügelnd, der eigentliche Maler des Kaiserreichs, dessen Schlachten sein Genie zu halten scheinen; gleich mit der Restauration verliert er seinen Boden,

arbeitet nicht mehr mit Liebe und endet in der Verzweiflung tragisch. — Im Gegensatze zum Folgenden ist seine Schaffenskraft leicht fließend und ungestüm, und das besondere Talent wohnt ihm inne, die mächtig bewegte Natur, die bezeichnenden Züge und großen Momente der Zeitgeschichte zu fassen; Streben nach Effect und Grelle des Colorites herrscht bei ihm vor. Frühe schon entfernt er sich von dem Princip seines Meisters, nimmt die Natur zum Vorbild und bildet so den Uebergang zu den Romantikern, ohne ihn doch selber zu vollziehen; darum leidet er an einem Zwiespalte zwischen Davids angelernter plastischer Weise und der neu gewonnenen naturalistischen Auffassung; die classische Formregel hält ihn noch gefangen, und wo er sich von ihr frei machen will, geht er leicht zu weit und verzerrt die Natürlichkeit.

François Gérard, in der Historienmalerei berühmt, im Porträt zu einem Ansehen gekommen, das in unserem Jahrhundert kein Zweiter gewonnen hat, zeigt mehr malerische, die plastisch-classische Manier umbildende Anschauung als der Meister. Er bestrebt sich und erreicht es auch theilweise, seinen Gestalten, welche noch die von der Antike abgezogene Formenreinheit bewahren, zugleich den Ausdruck wahrhafter Empfindung einzugießen. Uebrigens wendet der „Maler der Könige“ in seinen Porträts (und sie sind ungemein zahlreich: 250, voran diejenigen der Familie Bonaparte) Alles auf, was den Personen Bedeutung und den Bildern künstlerische Abrundung geben kann; darum liefert er meist lebensgroße Bilder mit bedeutsamer Umgebung. Mehr Gefühl und mehr Zierlichkeit als bei David, gewandte Farbenbehandlung und glückliche Farbengebung von wärmerem Leben als die seines Lehrers, Zauber der Beleuchtung, sorgfältige Auswahl und Behandlung der Nebenpunkte sind ihm eigen. Weitaus weniger spontan als bei Gros, ist seine Phantasie weder groß, noch eigenthümlich die Stoffe umbildend, noch unmittelbar die Natur ergreifend; aber er hat viel Geschmack und klare Einsicht in die Bedingungen der Wirkung, welche ihn befähigt, mit feiner Wahl die Mittel derselben zu verwenden, dabei immer einen gewissen Grad von Naturwahrheit zu bewahren und seiner Ausführung Frische zu geben. Von seinen zeitgeschichtlichen Bildern ist die „Schlacht bei Austerlitz“ am größten angelegt.

Der Historienmaler Girodet-Trioson liefert nicht gerade viele Gemälde, aber eine größere Zahl von Studien und Zeichnungen, was

an der Art seines Schaffens hängt; er producirt wenig und mühsam; indem er durchweg das Bestreben zeigt, durch besondere Auffassung und eigenthümliche Motive ergreifende Wirkung zu erzeugen, bleibt er lange bei den einzelnen Werken stehen — Vorstudien, Skizzen, Aenderungen, nach deren Abschluß er allerdings rasch und mit sicherer Hand das Werk fertig bringt. So tritt in ihm wie in Gros ein merkwürdiger Widerspruch ein: von Natur heftig und leidenschaftlich, mit leicht erregbarer und ins Abenteuerliche schweifender Phantasie begabt, ist er doch in der Production wie gefesselt durch ein inneres Hemmniß, welches den Fluß seiner Phantasie staut, und die Davidsche Weise ist auch für ihn ein Hemmschuh. Bedeutend natürlich begabt, nimmt er einen selbständigen Gang, der ihn innerhalb der classischen Schule ganz eigentlich zum Vorboten der hereinbrechenden Romantik stempelt; er theilt auch schon ihre Verirrungen: das Uebergreifen über das Tragische ins Gräßliche, die elegische Stimmung und die Liebhaberei für düstere Gegenstände, und anderseits das Uebergehen der zarten Empfindung in verschwimmende lyrische Stimmung sind bereits in ihm angelegt. Indem er daneben zufolge seiner Schule ganz der antiken Formenschönheit huldigt, giebt er plastisch abgerundete Gestalten, bisweilen von mächtigem Eindrucke, doch selten von rechtem inneren Leben, dem schon der erdfahle Ton schadet. Ganz eigen ist ihm die Neigung, vorzugsweise Compositionen nach den Werken größerer Dichter zu entwerfen, und sie haben vielen Beifall gefunden. Gros steht 1810 auf seiner Höhe. Sein meistbesprochenes Bild „Die Empörung von Kairo" hat viel Naturwahrheit, Leben im Tumult und der Bewegung der Kämpfenden, ist aber auch gespreizt und ungeschickt angeordnet.

Die deutsche Kunst geht von der idealistischen Richtung aus und bewegt sich lange ganz überwiegend in ihren Geleisen. Rom gilt den Deutschen immer noch als die einzig gültige Capitale der Kunst. Der an der damals bedeutenden Wiener Kunstakademie durchgeführte Kampf zwischen der überererbten, einförmig und leblos gewordenen Classicität, die überwunden ward, und der neu auftauchenden Romantik und Begeisterung für das Mittelalter, die siegend blieb, hängt genau an den allgemein herrschenden Kunstneigungen; der Einfluß der Literatur liegt darin entscheidend ausgesprochen. Ja, die Uebereinstimmung der künstlerischen mit der literarischen Geistesrichtung geht so weit, daß auch in jene hinein die vorwiegende Neigung zum Reflectirten und

Symbolischen gedrungen ist und die Wahrheit der unmittelbaren Anschauung getrübt hat, und das sogar bei Overbeck, dem wahrhaft frommen Altmeister unserer religiösen Kunst. Der unbefangene Blick will sich nicht daran gewöhnen, in den altdeutschen Gemälden, auf welche die Nazarener zurückgehen, über der Innerlichkeit, der tiefen Empfindung und der liebenswürdig naiven Frömmigkeit das Schwächliche und häufig Unschöne der Formen zu übersehen. Die niederen Kräfte dieses Kreises erscheinen noch abhängiger von den Sprechern und Kritikern der Zeit, das geht bis auf die Wahl der Stoffe herab, die wesentlich romantischer Natur bleibt. Die romantische Schule bestimmt ebenso sehr die Kunst wie hernach den Gang des politischen und religiösen Lebens. Und wie sich großentheils die Schriftsteller dieser Richtung in Wien sammeln, so auch die Künstler: das war eben der rechte Ort für die katholisirenden Elemente. Der Gegensatz aber zum modernen Denken und Forschen ruft einen Zwiespalt hervor, welcher die geforderte Einheit des künstlerischen Schaffens beeinträchtigte und selber die Harmonie des Gefühles aufhob. Derselbe Kampf, aus welchem in Frankreich schließlich der Realismus als Sieger hervorging, entschied sich in Deutschland zunächst zu Gunsten eines religiösen Idealismus, dem der classische folgte. Die deutsche Malerei geht entschieden auf gewichtigen Inhalt und bedeutungsvolle Auffassung aus, sucht eine neue und eigenthümliche Darstellungsweise, behandelt große Stoffe aus dem griechischen Alterthum, dem Alten Testamente, der göttlichen Komödie 2c. und sieht in den Contouren die wesentliche Aufgabe der Ausführung. 1805 ward die Düsseldorfer Gemäldegallerie niederländischer und flämischer Meister nach München gezogen, und die Malerakademie daselbst war zu der Zeit in Verfall. Im Allgemeinen weist die Malerei die meisten Namen von Gewicht auf, die größten aber gehören der Sculptur an.

**Malerei.** Von den bedeutendsten Franzosen ward oben gesprochen. Die Geschichte der neueren deutschen Leistungen in der Malerei führt auf Carstens zurück, nach welchem sie zunächst einen Grundzug annimmt, dem die Form mehr nicht ist als die Trägerin des Gedankens. Mehrere Jahre stehen neben einander die beiden Häupter der sogenannten classischen Landschaftsmalerei, der Landschafter und Kupferstecher Jos. Ant. Koch (1768—1839) und Joh. Christ. Reinhardt (1761—1847). — Koch, unter den Nachfolgern von Carstens einer der

vorzüglichsten, giebt nach der Weise Poussins der Landschaft einen historischen Charakter, trifft immer passende Staffage und entfaltet vollkommene, seit diesem nicht mehr bekannte linearische Zusammenstellung der Formen. Er wird nach den Landschaftern des siebenzehnten Jahrhunderts als der Erste erklärt, der poetische Werke von gesundem Kern darstellte. Durch den Stoff ist von Interesse „Der Aufstand in Tyrol", 1809 für den Minister Stein bearbeitet. Von ihm sind auch die amerikanischen Landschaften in Humboldt's Reisewerk. Er soll „den Eindruck der Natur im Ganzen durch Auffassung des Einzelnen in seiner höchsten Bestimmtheit, besonders die Erde in ihrer vollsten Kräftigkeit darzustellen verstehen". Immer poetisch getragen, von reicher Empfindung und lebendiger Phantasie, ist seine Zeichnung besser als die ausgeführten Gemälde, weil sich seine Verachtung der akademischen Studien in den verschiedenen Kunstarten und der Mangel an Uebung im Malen öfters gerächt hat. Ein denkender Meister, phantasievoll, aber nie phantastisch, ist er von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. — Reinhardt, nach Poussin und Claude Lorrain gebildet, hebt mit großer Wahrheit und Feinheit das Charakteristische heraus. Kleinere Gemälde, auch Thierstücke, gerathen ihm vorzüglich. Poetische Naturauffassung, freie Behandlung, klare Färbung, gründliches Studium der Natur im Großen und Kleinen, ebenso der Anatomie und des Charakters der Thiere, sowie der größten Meister des Faches, poetische Schönheit, reiche Erfindung, große Composition und großer Styl sind ihm eigen. „Bewundernswerth in der Wahl, dem Grandiosen der Form, der Vertheilung des Lichtes", ist er namentlich sicherer Zeichner, seine Malereien Zeichnungen mit dem Pinsel und die späteren Zeichnungen vollkommene Gemälde. — Von Carstens' Kunstanschauung wird namentlich auch Eberhard v. Wächter bestimmt und darauf geführt, als das höchste Anzustrebende die innere Bedeutsamkeit anzuerkennen, und an diesem wiederum bildet sich Gottlieb Schick, der die Schule Davids ganz verläßt und poetischen Inhalt sowie physiognomischen Ausdruck als das Wesentliche verfolgt. Ihm bieten das mosaisch-patriarchalische Leben und die griechische Mythe Stoff zu innig gemüthlichem Ausdruck.

Joh. Peter v. Langer in Düsseldorf und München stellt, noch Einer der Letzten, die sogenannte classische Kunstrichtung dar; am bedeutendsten als Lehrer, hält er an akademischer Manier fest. Sein Colorit

soll an die Blüthezeit der niederländischen Schule erinnern; die Darstellung sanfter Hoheit und edler Grazie in weiblichen Porträts, aber auch der Ausdruck lebenskräftiger Gestalten gelingt ihm am besten. — Neben diesen haben die Deutschen noch in Blüthe ihren ausgezeichnetsten Pferdemaler Karl Adolf Heinrich Heß, der für seine Kunst weite Reisen macht und sein großes Pferdewerk vollendet. — Franz Catel aus Berlin ist als Maler und Zeichner bedeutend. Das Erste von wesentlichem Werthe sind seine Illustrationen zu „Hermann und Dorothea". Dann versucht er sich in der getuschten Zeichnung, hierauf in der Aquarellmalerei, geht zur Oelmalerei über, liefert aber immer noch werthvolle Zeichnungen. Seit 1807 in Paris, nimmt er etwas von französischer Manier an, legt es aber wieder ab, als er von 1809 an in Rom und Italien weilt und sich daselbst bleibend setzt. Hier wird er durch die Einflüsse der Schule von Carstens, durch das Studium der großen italienischen Meister und die Einwirkung der italienischen Natur bestimmt. Die Landschaft, namentlich mit Staffage, bleibt sein Lieblingsfeld, woneben ihn auch die Historie und das Genre beschäftigen. Die südliche Natur hat er mit ebenso viel Innigkeit erfaßt als mit Wahrheit dargestellt, und ihr Sonnenleben geht ihm poetisch auf. Er kennt Land und Volk wie Wenige und ist ihr getreuer Schilderer. Sein einer Bruder, Ludwig Friedrich, mit ihm in Paris, ist als Baumeister, der andere, Charles Simon, als Musiker von Namen. — Jacob Gauermann, der Schöpfer des Faches der Idylle aus der Alpenwelt, hat in den ersten Jahren des Jahrhunderts seine vielbewunderten Scenen aus dem Leben der Gebirgsbewohner Oesterreichs zu entwerfen begonnen und nachher viel steiermärkische Ansichten in Wasserfarben gemalt.

Die Niederländer weisen die beiden Brüder Matthäus Ignatius und Philipp Jacob van Bree auf, Beide in Paris gebildet; ihre Hauptbilder fallen in diese Zeit. Von jenem ist das berühmteste „Der Bürgermeister van der Werff", 1816 in der Manier von Rubens gemalt; dieser gilt als einer der hervorragendsten Meister der Uebergangsperiode aus der Zopfzeit zur Naturwahrheit. Anfänglich übertreibend und durch das auffällige Bemühen, Natur und Antike nachzuahmen, nicht blos gegen die traditionell typische Auffassung, sondern auch gegen die historische Wahrheit verstoßend, macht er sich später von den Einseitigkeiten seiner Auffassung los und trifft eine freie und glückliche Behandlung. Immer erblickt er im Studium des Nackten

und der Antike die Anhaltspunkte zur Regeneration der Kunst. Bedeutendst ist von ihm „Der Tod des Rubens". Neben den beiden van Bree erscheint Jan Kobell (1782—1814), der als der beste unter den neueren holländischen Thiermalern erklärt wird; er ist am Studium Paul Potters gebildet.

Der größte unter den Franzosen außer Davids Schule ist Ant. Charles Horace Vernet (1758—1836), der Vater des noch berühmteren Horace, berühmter Pferdemaler, ausgezeichnet in großartig angelegten Bildern sowohl als in ansprechenden kleineren Scenen. Er hat seit dem Directorium den classischen Styl ganz verlassen, constant von aller Tradition abgesehen und ist nur nach der Natur gegangen. Vernet ist ganz eigentlich durch die Stoffe des Kaiserreichs bestimmt, und als seine ausgezeichnetste Schöpfung gelten seine achtundzwanzig Blätter in Folio über Napoleons italienischen Feldzug. Voll Naturwahrheit und bewegtem Leben, kühn in der Ausführung und kräftig in der Färbung, versteht er die Gesetze der Taktik zu beachten, ohne von dem Malerischen der Composition Etwas aufzugeben. Seine Bilder mit humoristisch-komischem Stoff sind mit ebenso viel Recht berühmt. Die Darstellung ist gewandt und geistreich, bisweilen grell; in der Lebendigkeit und Kühnheit der Auffassung, wie z. B. seine Jagd- und Naturstudien sie zeigen, bildet er bereits seinen Sohn vor. — Napoleons Hofmaler Appiani hat sich namentlich am Studium der Raphaelschen Frescomalerei gezogen und es darin weit gebracht; Kraft des Ausdrucks geht ihm ab, dagegen werden ihm reine Zeichnung und anmuthige Farbengebung zugesprochen.

Noch bleiben mit ganz besonderer Stellung zwei eigenthümliche Repräsentanten der diametral sich gegenüberstehenden Richtungen anzuführen:

Pierre Narcisse Guérin bringt noch einmal die antikisirende Weise zur Geltung; in ihm ist der Styl der antiken Sculptur mit dem Ausdrucke der französischen Bühne versetzt. Das Colorit mildert die Kälte. Die Anordnung ist oft einfach und doch wohlberechnet, Zeichnung und Modellirung rein, aber eigentlich ohne Seele. Darum geht ihm auch der Schein des natürlichen Lebens verloren, und seine Bilder verwandeln sich unter seiner Hand in wesenlose Hüllen. — Pierre Paul Prud'hon, sein directer Gegensatz, ist vom ausgesprochenst malerischen Talente, das sich durchaus selbständig entwickelt

und ohne allen Zusammenhang mit seiner Zeit steht, den Vorläufern wie den Nachfolgern. Er ist ganz Colorist und stellt den Wechsel von Licht und Schatten vortrefflich dar. Sinnlich reizende, aber zugleich in eine ideale Welt erhobene Gestalten im anmuthigen Spiele sind sein Feld. Darum entlehnt er von der Antike Nichts als die lieblichen mythologischen Gestalten, legt aber in sie, im vollsten Gegensatze zu denen, welchen dieselben bloße leblose Schemen geworden, warmes Lebensgefühl und die unmittelbare Lust der Existenz.

Zum Theil zieht auch der Porträt- und Miniaturmaler und tüchtige Lithograph Jean Baptiste Isabey seine Stoffe aus den Napoleonischen Scenerien. Die nach ihm benannte Manier mit schwarzer und weißer Kreide (Kreide- und Crayonzeichnung à l'estampe) ist zart und stellt sich angenehm dar.

Camuccini (1773—1844) zählt zu Anfang des Jahrhunderts unter die besten römischen Historien- und Porträtmaler, ist nach den Alten und den großen Meistern des Mittelalters gebildet, im Uebrigen vielfach Davids Nachahmer, und erscheint als der namhafteste von der früheren Richtung der einheimischen Eklektiker oder Akademiker. Die Stoffe entnimmt er häufig der römischen und mittelalterlichen Geschichte. Vorzügliche Cartons und kleinere gemalte Skizzen und ausgezeichnete Porträts sind zu nennen. Als geübter Zeichner, der es versteht, eine große Composition verständig zu gruppiren und durch richtige Berechnung gewaltiger Massen Wirkung hervorzubringen, aber nicht frei geblieben ist von dem declamatorisch-äußerlichen französischen Wesen, entwickelt er in den großen Bildern „Adel der Charaktere, Bestimmtheit des Ausdrucks, kräftiges und klares Colorit, aber zu viel Französisch-Theatralisches in der Anordnung, während die kleineren naiver und freier gehalten sind". Jene Vorzüge neben hoher Correctheit schrieb ihm 1805 A. W. Schlegel zu, erklärte aber seine Erfindung für spärlich; Goethe lobte an ihm Kraft und Bewegung der Figuren, Abwechselung und Ausdruck der Köpfe und (mit Schlegel) Geschmack in den Gewändern; Andere tadeln Kälte der Zeichnung und des Colorites. — Giuseppe Grassi (1768—1838) ist zu seiner Zeit als Historienmaler und Porträteur außerordentlich beliebt und viel ausgezeichnet; er glänzt namentlich als Colorist und verbindet Frische und Zartheit mit glänzendem und schmelzendem Vortrag. Seine weiblichen Bildnisse sind von ungemeiner Grazie; Naturwahrheit und Ernst der Auffassung zeichnet die männlichen.

Gerhard v. Kügelgen ist als Geschichts- und Porträtmaler, sein Zwillingsbruder Karl Ferdinand als Landschafter in Blüthe. Jener zeigt idealisirte Form, poetische Composition, blühendes Colorit; dieser, im Colorit kräftig und durchsichtig, hat als Hauptarbeit die landschaftlichen Galerien aus der Krim und aus Finnland hinterlassen. Gerhard, der bedeutendere, scheint in seinen Gestalten absichtlich das Plastische ganz zurückzudrängen und nur das Malerische herauszuheben, und dieses nimmt bei ihm ein unbestimmt zerflossenes Aussehen an. Ein Vergleich mit Fiesole stellt ihn zu hoch; eher läßt er sich mit Carlo Dolce zusammenhalten. Das Verdienst bleibt ihm, daß er zuerst wieder den Sinn geweckt hat für den Zauber einer blühenden Farbe und den Reiz der Oelmalerei.

Der merkwürdig gezogene und gebildete, aus einer Kalmückenhorde entsprossene Feodor Iwanowitsch, Lord Elgin's Maler, ist zur Höhe der Kunst emporgestiegen durch das unermüdliche Studium der Antike und der alten Florentiner, zeigt deßhalb Neigung zum Plastischen und verfolgt den strengen und großartigen Styl; unerschöpflicher Wechsel des individuellen Ausdruckes wird in seinen Köpfen gefunden, wie er denn selbst eine ausgeprägte Individualität ist.

An der Spitze der englischen Kunst steht Jos. Mallord William Turner (1775[?]—1851), durch Wilson gebildet, in der ersten Periode Nachahmer von Claude Lorrain, wegen seiner ungeheuren, im britischen Nationalmuseum constatirten Thätigkeit und seines hohen Einflusses auf die Kunst seines Landes der Shakespeare der Malerei genannt. Er ragt als Zeichner hervor, hat die Wasserfarbenmalerei zu ungeahntem Werth erhoben, der Landschaftmalerei neue Reize und Antriebe verliehen und erst die volle Kraft der verschiedenen leuchtenden Lichttöne dargelegt. Den Himmel hat keiner poetischer aufzufassen verstanden. Die früheren Landschaften sind naiv aufgefaßt, von einfacher und doch großartiger Composition, weiten Perspectiven, durchsichtigen und blendenden Lichteffecten; doch frühe schon wollen Kunstkenner Präcision und Feinheit in der Ausführung vermissen. Später verfällt er auf Kunststücke und Effecthascherei in der brillanten Anwendung der Licht- und Farbentöne, und es ist vielleicht Beides zum Lobe wie zum Tadel richtig, daß nämlich seine Darstellung hochpoetisch ist, aber eingegeben von einer verirrten Phantasie, der die Wahrheit abhanden gekommen.

Unser Jahrhundert hat das Aquarell im jetzigen Sinn geschaffen; Turner macht dasselbe von der Untertuschung frei, und es gründet sich die Schule, welche es in seinen Mitteln kräftig und charakteristisch entwickelt; seit dem Anfange des Jahrhunderts werden die ersten Versuche gemacht, von farbig angetuschter Zeichnung zur wirklichen Aquarellmalerei überzugehen; dieselben gehen, eben nach Turner, von englischen Künstlern aus, denen französische nachfolgen.

Um 1804 beginnen die Reisen und großen Sammlungen der um altdeutsche Kunst (Malerei und Architektur) hochverdienten Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée in Köln und ihres Freundes Bertram, und schon zur Zeit des Pariser Friedens hat ihre Sammlung europäische Berühmtheit. Große Anregung und Befreundung mit den Häuptern der romantischen Schule fördert ihr Streben. Sulpiz entwirft 1808—13 mit dem Architekturmaler Angelo Quaglio bereits die Zeichnungen zu dem großartigen Prachtwerk über den Kölner Dom, für dessen Ausbau die beiden Brüder seitdem das Interesse anspornen; der Originalplan wird 1804 aufgefunden.

Für antike Kunststudien ist zunächst wesentlich Heinrich Wilhelm Tischbein, der Neapolitaner (1751—1829), der mit unerschöpflicher Thätigkeit eine reiche und kostbare Fülle antiker Zeichnungen zusammenbringt. Sein berühmtestes Werk ist „Homer, nach Antiken gezeichnet", 1801—4, mit Erläuterungen von Heyne und Schorn, wie denn sein ganzes Leben vorzugsweise der Untersuchung der homerischen Poesie gewidmet ist. Des seltsamen Mannes Lieblingsstudium bestand in den letzten Jahren darin, die Menschenphysiognomien mit den thierischen zu vergleichen, was ihn auf die Composition einer ganzen Reihe von Thierfabeln führte, zu denen er auch die Texte schrieb.

Lord Elgin beschäftigt in Griechenland eine Anzahl Künstler mit Zeichnen und Ausmessen und sammelt die berühmt gewordenen Elgin marbles, außer denen 1801 auch eine Sammlung ägyptischer Denkmäler ins britische Museum kommt; seine Thätigkeit wird sehr verschieden beurtheilt. — 1812—13 entdeckt der Archäologe Millin mit Anderen die Felsengräber zu Canosa in der Provinz Bari mit antiken Vasen u. A.

Zur Förderung der Künste ist sehr nützlich geworden die 1805 durch West's Bemühung entstandene British institution.

Der Kupferstich leistet höchst Bedeutendes und schreitet rasch und sicher vorwärts. Der größte Kupferstecher der Zeit ist Giuseppe

Longhi (1766—1831), auch Maler. Er giebt Rembrandt und die großen italienischen Meister in vollendeten Darstellungen, oft mit wunderbarer Treue und liebevoller Vertiefung die eigenthümlichen Schönheiten des Originals erfassend und darstellend; sein Stich giebt namentlich das Fleisch trefflich wieder; die Technik ist ausgezeichnet, in der freien Stichmanier steht er selbst über den früheren großen Meistern. — Durch sorgfältige Auswahl nach berühmten Mustern hat sich auch der Deutsche Haldenwang einen Namen gemacht. — Johann Friedrich Wilhelm Müller, tief und ernst an der italienischen Kunst gebildet, namentlich auch als Zeichner, folgt seinem Vater, dem berühmten Johann Gotthard v. Müller, der auf der Stuttgarter Kupferstecheranstalt die Kunst mit dem Grabstichel zu arbeiten neu emporbrachte und mit tief verstandener Anwendung der Kunstmittel malerischen Ton und Form zu geben verstand. Der Sohn und die ersten Meister seiner Zeit haben namentlich von dem in Paris lebenden Deutschen Johann Wille gelernt, welcher dieser Kunst neuen Aufschwung gab und gleich bedeutsam durch seine Werke wie durch Unterricht wirkte. Friedrich Müller hat als ein wahrhaft sein Leben aufzehrendes Werk hinterlassen den Stich von Raphael's Madonna di Sisto, der durch reine Klarheit und sanfte Uebergänge vom hellsten Lichte zur Dämmerung von erstaunlicher Wirkung ist. — Rafaello Morghen in Florenz (1761—1833), Volpato's Schüler, ist der erste Italiener, der sich bemüht im Porträt malerische Wirkung hervorzubringen und auch das Beiwerk bis zu täuschender Aehnlichkeit zu vollenden. Er liefert treffliche Stiche meist nach berühmten Meistern; seine Hauptwerke sind nach einer von ihm zur Vollkommenheit geführten Methode das Abendmahl nach Leonardo da Vinci und die Verklärung, diese mit wunderbarem Ton. — Karl Wilhelm Kolbe (1757—1835) besitzt namentlich große Fertigkeit im Radiren, leichte und sichere Behandlung der Nadel, der besondere Anmuth entfließt. In der Landschaft geht er nach Waterloo und Geßner, und die Arbeiten nach des Letzteren Aquarellzeichnungen 1804—6 zählen zum Besten, was die neuere Aetzkunst erzeugt hat. Eichen- und Waldpartien gelingen ihm vorzüglich. Sein Formensinn ist sehr geweckt, seine Naturauffassung hat mehr Geist als unbedingt reale Wahrheit, weil er nie unmittelbar nach der Natur arbeitet. — Der Geschichtsmaler Charles Paul Landon schreibt namentlich über die französischen Galerien und die in Frankreich zu seiner Zeit sich finden-

den reichen Kunstwerke; sauber gearbeitete Zeichnungen und Kupferstiche geben diesen Schriften Werth.

1805 wendet Freycinet zuerst den Kupferstich auch zur Kartenherstellung an.

Einen Beitrag von bleibendem Werthe zur Kupferstichkunde giebt das große Werk von Joh. Adam v. Bartsch, einem der ersten Kupferstecher und Kupferstichkenner, „Le peintre-graveur", 1802—21; auch seine eigenen Arbeiten mit dem Grabstichel und der Radirnadel weisen ihm einen hohen Rang an.

Die neuentdeckte Kunst der Glasmalerei thut ihre ersten Schritte, und Michael Sigismund Frank erlangt zuerst 1804 Erfolge in ihr. Neben ihm sind Mohn und Börtel in Dresden und Scheinert in Meißen thätig; Sigismund Mohn stellt 1809 in Leipzig seine ersten Versuche aus.

**Sculptur.** Die Anregung für die Bildhauerkunst geht von Italien aus; in Frankreich tritt namentlich ein freies Schaffen ein, seit Canova's Leistungen zur Geltung kommen und die Künstler größeren Fleiß auf das Studium des menschlichen Körpers verwenden; in England wird der Sinn für antike Bildnerkunst vorzüglich durch die Elgin marbles angeregt.

Der größte Bildhauer des Jahrhunderts ist der Isländer Thorwaldsen (1770—1844), zunächst in Rom seit 1797 von Zoega geleitet und an Carstens angeschlossen, der von großem Einfluß auf ihn ist, dann daselbst naturalisirt; der beste Theil seiner Bildung ist aber deutschem Geist entnommen. Er entwickelt von 1803 an seine große Thätigkeit, und schon seine Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit von da an hat etwas Geniales. In Marmor hat er selbst nur wenig ausgeführt und zuletzt bei der ungeheueren Ueberhäufung sogar die Modelle unter seiner Aufsicht von Schülern entwerfen lassen; doch hat er auch an diese Ausarbeitungen immer die letzte Hand gelegt und ihnen damit Seele gegeben. Thorwaldsen modellirt mit höchster Leichtigkeit; er ist vorzüglich groß in der Restauration antiker Statuen und unvergleichlich im Relief, worin Canova gegen ihn ganz unbedeutend erscheint. Das glänzendste Beispiel ist der aus einer blühendreichen Phantasiefülle entsprungene Alexanderzug, ein Triumph des Künstlers wie des Helden. Rein poetischen Gegenständen, solchen der alten Mythologie und Geschichte sowie der Natur ist er besonders zugethan und gewachsen; für christliche Darstellungen geht ihm etwas Wärme

ab, obgleich er auch ihre Objecte mit Gewalt erfaßt; in den christlichen Idealen hält er streng an der protestantischen Auffassung und läßt sich auch durch das Vorbild selbst der gepriesensten Gemälde nicht bestimmen. In allen Stoffen aber weiß er Stimmung und Seelenzustände der Handlung anzupassen. Sein Hauptgrundzug ist die tief verstandene und selbstständig verarbeitete Rückkehr zur Antike in den künstlerischen Aufgaben wie in der Naturanschauung. Hohen Ernst, würdevolle Einfachheit, ausgesprochenen Charakter weiß er zu einen mit höchster Vollendung in der Ausführung, welche gestaltete Schönheit und Wahrheit in der Bewegung erzeugt. Seine Darstellungen fordern Handlung. Er stellt die Hoheit des monumentalen Styls in ihrer vollen und ruhigen Herrlichkeit dar und schafft daneben vieles Kleinere in sinniger Weise (Basreliefs, Büsten ꝛc.), und hier pflegt er oft das Idyllisch-Gemüthliche, wofür ihm die antike Kunst wenige Vorbilder geben konnte. Uebrigens spielt er alle Tonarten als Meister durch: das Erhabene und Glänzende wie das Einfache und Seelenvolle. Thorwaldsen bedarf Anregungen von der Außenwelt, die ihn poetisch berühren und ihm ein Bild liefern, das ihn zum Schaffen drängt; seine Arbeit entwickelt sich von Außen nach Innen. Darin liegt die Grunddifferenz gegenüber dem ihm befreundeten großen Cornelius, die man richtig und sehr einfach so ausdrückt: Cornelius sucht für seine Gedanken die Form, Thorwaldsen dagegen ergreift die sich bietende Form und legt in diese die innere Bedeutsamkeit hinein. An demselben Zuge liegt es, daß ihm die Darstellung mehr gilt als der Gedanke.

Neben Thorwaldsen leitet Canova (1757—1822) diese Kunst in unser Jahrhundert herüber. Er reinigt sie zwar von ihrer überkommenen Abirrung ins Malerische, geht aber selber mehr der glänzenden Wirkung nach als der inneren Wahrheit. An der reinen Antike gebildet, bleibt er ihr doch nicht treu, denn dafür hat sein ganzes Wesen zu viel Affectirtes, zu viel moderne Sentimentalität und italienisch manierirte Elemente; darin beruht seine Wirkung, aber noch mehr seine Schwäche. Er ist überwiegend dem Leichten, Gefälligen und Reizenden zugethan und entwickelt oft ungemeine Schönheit in den zarten Formen und zierlichen Gestalten, in denen es sich einzig um das Graziöse und Gefällige, das Liebreizende und wohl auch Kokette, nicht um markirten Ausdruck handelt. Sonst verfällt er leicht ins Carikirte oder auch Verführerische und übersetzt das Tragische, das er selten versteht, eher ins

Uebertriebene wie der Materie so der Formen; denn für das Heroische reicht bei ihm der innere Fond nicht aus. „Moderne Statuen ohne Knochen und Nerven“, meinte ein Franzose wohl mit Rücksicht auf ihn. So kommt ihm allgemein genaue Beobachtung der Natur zu und eine freiere, edlere und naturgemäßere Darstellung als die im Geschmack verirrte des vorigen Jahrhunderts, in dessen letztem Viertel er sich zu entschieden classischer Behandlungsweise emporarbeitete. Zarte und weiche Behandlung und vollendete Schönheit im Einzelnen sind ihm auch in verfehlten Compositionen eigen; sein natürliches Feld ist die sinnliche Schönheit. Doch opfert er oft die Naturwahrheit und Einfachheit einer sogar widerlichen Affectation und weichlichen Empfindsamkeit, die seiner etwas sentimentalen Natur entströmt und mit dem Zuge der Zeit gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts stimmt. Erstaunlich leichte technische Behandlung, größte Formsicherheit, originelle Auffassungsweise und große Lebendigkeit in der Composition fehlen nie. Auch Canova hat ungemeine Thätigkeit entwickelt, sein Talent allen politischen Größen geliehen und ist von allen gelohnt und gepriesen worden. Er ist eine charakteristische Zeiterscheinung; jene innere Festigkeit und objective Ruhe, deren die Sculptur in erster Linie bedarf, wenn sie Ewiges leisten will oder soll, das heute so seltene Erbtheil, geht auch ihm trotz Allem ab. In der Malerei, die er auch versucht, verfällt er ins Weichliche und Schwächliche; seine glatten Gestalten scheinen wirklich knochenlos, feste und scharfe Formen sind vermieden. Auch Canova modellirt in der Regel blos.

Der durch seinen Einfluß bestimmte, durch stylgemäße, aber kalte Nachahmung der Antike bezeichnete Bosio gilt den französischen Bildhauern als das Haupt der idealen Richtung.

Die deutsche Kunst ist nach langem Schlaf erst wieder zu Ehren gebracht worden durch den Bildhauer und Berliner Director Johann Gottfried Schadow (1764—1850), den ächt deutschen ‚Paterfamilias‘ der nach ihm kommenden Berliner Künstlerschaar, zu der seine eigene Familie ihre reichen Talente beibringt. Bis gegen den Anfang des Jahrhunderts noch in der antikisirenden Idealisirungsmethode befangen, handhabt er hernach freier und selbstständiger das zeitgemäße Costüm, und sein Verdienst aus dieser Periode ist die Einführung des realistischen Elementes, das hernach auch Thorwaldsen in wenigen vereinzelten Gebilden aufgenommen hat. Sicheres Geschick und

regelrechte Tüchtigkeit ersetzen bei ihm die fehlende Originalität und die Feinheit der Empfindung und des Geschmackes. — Schadow ist in späteren Zeiten mit bedeutsamen Arbeiten als Kunstschriftsteller hervorgetreten.

Dannecker (1758—1841), in Rom unter Canova's Leitung gebildet und seine Anregung aufnehmend, nimmt eine Mittelstellung zwischen diesem und Thorwaldsen. Deutschlands erster ausgezeichneter Vertreter in der neuen classischen Richtung, wirkt er namentlich als Porträteur. Sein immer berathender Freund und von mächtigem Einfluß auf ihn ist der geist- und kenntnißreiche Hofrath Rapp in Stuttgart, wo Dannecker seit 1790 lebt. Großer technischer Fleiß ist ihm eigen, die Zahl seiner Werke aber nicht besonders reich. Wie Canova ist auch er glücklicher in der Wiedergabe des Zarten und Weiblichen und hat darum meist weibliche Gestalten gebildet; ein Hauptvorzug ist seine Individualisirung. Heiter, liebenswürdig und gefällig, so daß Canova ihn il beato nannte, prägt der Meister diese Liebenswürdigkeit in den anmuthigen Formen und fließenden Umrissen auch seinen Werken ein. Durch ernstliches Studium der Anatomie gewann er große Fertigkeit in der Behandlung des Nackten, und der naturalistische Sinn offenbart sich in der Wiedergabe des Individuellen. Im Verlaufe hat er mit immer größerer Liebe der Antike nachgerungen. Seine späteren christlichen Darstellungen, durchaus subjectiv gefaßt, streifen ins Malerische und entfernen sich ganz von dem eigentlichen Typus der christlichen Kunst. Das beweist auch eines seiner berühmtesten Werke, der „Christus" von 1824, der zugleich sein zartes und sinniges Naturverständniß und die mangelnde Energie verräth. Am meisten gefeiert ist seine „Ariadne", 1806—16. Diese beiden und die von ihm so sehr geliebte Schillerbüste werden als die Werke bezeichnet, auf denen sein Ruhm beruht.

Canova nahe steht im leichten und anmuthigen Styl der Spanier Don Jose Alvarez; berühmt von 1814 die Gypsstatue des Ganymed, dann Basreliefs, eine Gruppe aus Saragossa's Vertheidigung. Neben dem Studium der Natur und der Antike ist er nach Michel Angelo gebildet. Einfachheit der Ausführung, naturgetreue Wahrheit bei tiefem Gefühl, durchdachte Klarheit werden ihm zugesprochen.

Den Franzosen galt einst Charles Mercier Dupaty (1771—1825) als Wiederhersteller ihrer Bildhauerkunst. Er strebt nach Großartigkeit und Würde, zeigt verständige Anordnung und geschickte Ausführung; aber alle seine Werke entbehren der Anmuth, des wahren

Naturgefühls und der begeisterten Wärme. — Von Napoleon ist der in Kolossalstatuen arbeitende Toskaner Bartolini bevorzugt, der 1808 die Akademie der Sculptur in Carrara gründet.

Gegen Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts wird die Holzschneidekunst wieder zu Ehren gebracht; sie kommt namentlich durch die Engländer neu auf und gewinnt bald weite Verbreitung. Den Engländern gilt Bewick, der ausgezeichnete Formschneider, als Wiederhersteller dieser Kunst; Abstufung der Holztafeloberfläche und Vervollkommnung der Instrumente bezeichnen seine technischen Verbesserungen. Seine berühmt gewordenen Holzschnitte illustriren das Leben der heimischen Vierfüßer und Vögel. Bei den Deutschen kommt sie durch Unger und Gubitz wieder in Uebung und steigt zu neuem, ungeahntem Leben auf. Die Deutschen namentlich, deren Wesen der Holzschnitt ganz besonders zusagt, legten in ihn das Gemüthvolle und Sinnige, d. h. eben seine specifische Natur, während die Franzosen in ihm wie im Kupferstich tadellose Technik entfalteten.

Die Architektur liegt zu Anfang des Jahrhunderts noch fast überall im Argen, indem sich die Baumeister in gedankenlosen Nachahmungen abarbeiten; nach dem Vorgange der letzten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts haben sie fast allen Sinn für Reinheit der Formen verloren und dazu noch den für große und freie Anlagen. Insoweit stehen die kolossal-römischen Bauten Frankreichs immer noch über dem Ordinären der Zeit; so der arc de l'étoile, aufgeführt von dem namentlich in Restaurationsarbeiten bekannten Baumeister Fontaine; der arc de triomphe auf dem Carousselplatz, nach dem Muster des Triumphbogens des Septimius Severus 1806 von den Architekten Perrier und Fontaine erbaut; die unter Denon's Leitung 1805 errichtete Vendomesäule; die Mailänder Prachtbauten, vor allen der arco della pace, 1806 begonnen von dem nach Palladio gebildeten Architekten Cagnola und 1833 bei des Meisters Tode noch unvollendet; in Paris wesentlich noch der prachtvolle griechische Bau der Madeleine, 1806 auf neuen Grundlagen begonnen. — Von Deutschen ist zu nennen der Architekt Weinbrenner, zugleich ein klarer und lichtvoller architektonischer Schriftsteller, der viele tüchtige Baumeister herangezogen hat. Er widmet sich dem Studium der alten Kunst, vornehmlich der Theorie des Theaterbaues nach den Alten, und liefert große Entwürfe zu öffentlichen Denkmälern.

---

## Neunter Abschnitt.

# Theater und Musik.

---

Die **darstellende Kunst** behauptet sich auf einer Höhe, von der sie bald heruntersinken sollte. Die Oper beginnt ihre Herrschaft geltend zu machen, nicht zum Heile.

Sieht man ab von den flachen Tagesproducten, wie sie in allen Zeiten und namentlich in denen einer sinkenden Kunst der Darstellung weiten Raum auf der Bühne einnehmen, so theilt sich das deutsche Theater in seinen Hauptaufführungen zwischen Stücken der ablaufenden classischen und der eben aufsteigenden romantischen Schule. Neben Iffland, dem Hauptvertreter des bürgerlichen Schauspiels, beherrschen die Bühne immer noch Stücke von Kotzebue, daneben solche von Schröder und Zschokke. Auch das alte Ritterschauspiel tritt noch auf. Oper und Ballet gewinnen auf der deutschen Bühne mehr und mehr Boden; für jene sind Hiller, Dittersdorf, Salieri, Méhul, Cherubini und Spontini in Deutschland am bestimmendsten. Das bürgerliche Drama bearbeiten für die Bühne außer Iffland noch Holbein, Vogel, Schmidt, Ludwig Robert; das Lustspiel neben Müllner noch Contessa, Schall, v. Steigentesch, Julius v. Voß. Im Trauerspiel macht sich Klingemann geltend. In Bearbeitungen und Uebersetzungen sind Castelli und Theodor Hell die bekanntesten Namen.

Die wahrhaft bedeutenden Vorstellungen verglichen, ergiebt sich, daß Weimar unter Goethe die größten Schritte thut und sein Re-

pertoire mit etwa fünfzig anerkannt classischen Stücken ausstattet; 1802—6 sind hierin die Jahre des reichsten Vorgehens, mit 1810 erschlafft der Gang. Schillersche Stücke stehen in erster Linie; es folgen solche von Goethe, antike nach verschiedenen Bearbeitern, solche der Romantiker, insbesondere der Brüder Schlegel, Uebersetzungen von ihnen, namentlich Shakespeares und Calderons, auch classische der Franzosen und Italiener. — Die Berliner Bühne eifert auf demselben Wege nach mit nahezu vierzig Stücken gleicher Wahl und macht hierin 1801—3 die größten Anstrengungen. Von Lessing erscheint auf beiden Bühnen nur der „Nathan". — Die übrigen stehen nach, das Wiener Burgtheater allein nimmt Schiller-Goethesche Stücke auf. Von Interesse ist, daß das Theater an der Wien unter Graf Palffy das einzige ist, welches nach mehr als dreißigjähriger Unterbrechung 1814 unter ungeheurer Sensation die „Räuber" wiederaufnimmt. Auch geistliche Schauspiele figuriren in dem bunt gewürfelten Repertoire der verschiedenen Bühnen neben den burlesken. Stücke von Picard machen nicht blos in Frankreich, sondern auch in Deutschland, wo eine Reihe seiner zahlreichen kleinen Lustspiele durch mehrere Uebersetzungen eingeführt wird, eine durch frische Lustigkeit und die natürliche Darstellung des gemeinen Lebens beliebte Nahrung des Theaterpublicums aus. — 1801 wird das von Schikaneder errichtete Theater an der Wien eröffnet und zeichnet sich aus durch großen Aufwand der Decorationen und Maschinerie.

Ifflands († 1814) Direction in Berlin und Goethes Intendantur in Weimar bis 1817 sind so die eigentlich classischen Leitungen. Darüber ist Band 3 von Eduard Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" zu befragen. Von der Uebernahme des Weimarer Hoftheaters durch Goethe 1791 datirt das Entstehen der idealen Schule. Auch er stützt seine Bühne zunächst auf die Oper. Hier tritt zuerst ein systematisches Studium des jambischen Rhythmus auf. Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hat die Weimarer Bühne den Sinn für reine und schöne Sprache geweckt, dem gesprochenen Vers die abgemessene rhythmische Schwingung, der ganzen Darstellung nach antikem Muster Harmonie und Würde gegeben. Goethe sucht Harmonie in den Leistungen, treibt die Kunst um der Kunst und der Künstler willen, bezeichnet die höchste Entwicklung in der künstlerischen Dressur, stellt ein Repertoire von trefflichen Dichtungen her, in deren Wahl hier mehr die literarische Geltung, in Berlin mehr die theatralische

usführbarkeit entscheidet. Goethe strebt im Verein mit Schiller nach
›llendetem formellem Styl, fordert ein neues Maß von Adel und
chönheit, für welches die Antike als Formmuster hingestellt wird,
strebt einen rhetorisch wie mimisch edlen Vortrag, vollkommenes
benmaß und Würde der Erscheinung, Reinheit der Kunstdarstellung,
ndicirt und erobert der dramatischen Kunst das Gebiet einer über-
iegenden Geistigkeit. „Bewußte Herrschaft über den künstlerischen
toff und sicheres Maß in der Behandlungsweise" bezeichnen das ein-
haltene System. Ueberlegte Vortragsmanier wird gesucht, das dra-
atische Moment der Unmittelbarkeit geschwächt, die charakteristische
atur zurückgedrängt. Im ganzen Spiel überwiegt das Declamatorische.
öheres poetisches Leben und rhythmische Harmonie in der Darstellung
ird erreicht, der Styl rein, aber immer etwas fremdartig und zwar
, daß der Einfluß des théâtre français sich geltend macht. Aber
›erall herrscht antik-formaler Styl vor, und Declamationstragödie
ıd Posse sind die einzigen Formen, in die alle Mannigfaltigkeit der
bensercheinungen eingezwängt wird. Die Natürlichkeit des Talentes
itt vor der Künstlichkeit der Anerziehung zurück, und die Schauspiel-
.nst bleibt nach Pflege und Leistungen blos die Dienerin der Dichtkunst.

In wesentlich verschiedenem Ton entwickelt sich die Berliner Bühne
ıter Ifflands Leitung (1796—1814), neben der Weimarer wie ge-
gt die bestimmendste Deutschlands, bevorzugt durch eine Reihe von
ılenten, außer dem Director Frau Unzelmann, die Händel-Schütz, die
chick, im Anfange noch Fleck, dessen letzte großartige Darstellung
301 der Wallenstein ist. Iffland verwendet große Sorgfalt auf das
ısemble, bringt die möglichste Uebereinstimmung der künstlerischen Zucht
wege, hält die ersten Talente aller Gattungen für die Totalwirkung
sammen. Hier gilt noch die Wahrheit und edle Natürlichkeit des
ortrags; überzeugend lebendige Menschen geben ist das Ziel. Gemäß
r theatralischen und schriftstellerischen Eigenthümlichkeit Ifflands wird
er das bürgerliche Schau- und Lustspiel am elegantesten und gehal-
nsten ausgeführt, und Devrient heißt die von Kotzebue übersetzte
per „Fanchon" mit der graziösen Musik von Himmel eine den Ton
eses Theaters vollendet bezeichnende Vorstellung. Iffland ist als
chauspieler an Eckhof gebildet; er beschäftigt durch Berechnung und
lan und Geschicklichkeit mehr den Verstand, als daß er hinrisse, weckt
ehr Bewunderung als Sympathie und wird selber nur in komischen

Originalen durchs Naturell fortgerissen. Eleganz und Würde, Grazie und Vornehmheit, saubere Porträtirung und feiner Schliff, tiefes Studium der Kunst und veredelte Darstellungsweise in überlegter Wahrheit sind ihm ganz besonders eigen. Er legt überall mehr Kunst als Empfindung aus, opfert die Wahrheit der Charakteristik leicht dem Verlangen, zu gefallen, und sucht die Mängel der tragischen Darstellungskraft, die seinem Naturell nicht gegeben ist, durch künstliche Behelfe und Ueberraschungen zu verdecken. Daher die Stimmdehnungen im Predigerton, die belebte aber überladene Gesticulation, die weiche und breite Gefühlsschwelgerei, die mosaikartige Ausschmückung des Spiels. Er fördert das Effectspiel und wird allerdings als Darsteller mit Recht wegen Begünstigung des Virtuosenthums angegriffen, wie als Dichter seines bürgerlichen Schauspiels willen. Hochkomische und bürgerliche Charakterrollen sowie ernste Familiencharaktere sind sein Hauptfach. Er wird unerreicht genannt „in wahrhafter Consequenz und strengem inneren Zusammenhang; jeder einzelne Theil der Darstellung ist durch das klarste Bewußtsein und die unbeschränkteste Beherrschung des Stoffes getragen und jede seiner Darstellungen ein streng in sich zusammenhängendes, nie unterbrochenes Ganzes". Ifflands Lust- und Schauspiele sind mit vollkommener Bühnenkenntniß entworfen, ganz aus dem Leben gegriffen und als Sittengemälde mit zutreffender Charakterzeichnung nach demselben durchgeführt. Er hat für das Theater eine Zahl von Uebersetzungen gefertigt. Aber als Dichter wie als Schauspieler mangelt ihm Schwung der Phantasie, er ist weder für das Schaffen noch für das Darstellen von Werken höheren poetischen Gehaltes angethan. Oberflächliche Empfindsamkeit und behagliches Bewegen in den Kreisen des Alltäglichen ohne allen höheren Blick oder ideales Streben bildet die Grundlage fast aller seiner Stücke, und auch die Ironie ist nicht frei und kräftig. Sein Wesen spricht sich am besten in idyllischen Darstellungen aus. Ifflands Stücke sind bis zum Langweiligen gedehnt, die Handlung schleppend und hinter einem langen und breiten ächt bourgeoisie-mäßigen Moralisiren verdeckt. Die Familienporträts sind Nichts weiter als Copien.

Wien wird durch die treffliche Leitung von Schreivogel den Kunstbestrebungen des übrigen Deutschlands entgegengeführt; das bürgerliche Schauspiel und das höhere Conversationsstück, dessen feinere Behandlung hier angestrebt wird, sind da am rechten Platze, daneben,

wie gewohnt, die Posse beliebt, namentlich die Localposse. Da führt man auch die Absonderung der Gattungen auf besonderen Bühnen zuerst durch. Liebich führt durch seine gemüthliche Principalschaft in altpatriarchalischem Sinn die Prager Bühne mittelst des Zusammenspiels ihrer Kräfte zur Meisterschaft heran. Hier steht Sophie Schröder, in Hamburg entwickelt, 1813—15 auf dem Höhepunkt ihrer Vollendung. Von ebenso kräftigem als wohlklingenden Sprachorgan, einem Geberdenspiel mächtigen Eindrucks und effectvollem Ausdrucke des Auges begünstigt, ist sie bei aller gemessenen Form, Würde und Eindruck doch durch die ganze Frische und Lebendigkeit einer innigen und reichen Natur bald hinreißend, bald erschütternd, ja im Zorn und der Verachtung erschreckend. Sie strebt demselben Ziele zu wie die Weimarer Bühne, ist unübertrefflich in poetisch-rhetorischen Rollen, die ideale Form ihr Natur. Die Sicherheit in der Verwendung der theatralischen Mittel bewahrt sie nicht immer vor Uebertreibung. Ihr und Eßlair ist gelungen, die sinnlich lebenvolle und natürliche Kraft der Darstellung mit der idealen Kunstvollendung zu einen. Ferdinand Eßlair ist um das Ende der Periode zum Gipfel seiner Meisterschaft emporgestiegen. Ludwig Devrient entfaltet seine volle Genialität seit 1809, äußert aber erst mit seinem Uebergang nach Berlin 1815 seinen entscheidenden Einfluß auf die Kunstentwicklung. Siegfried Gotthelf Koch (eigentlich Eckardt, 1754—1830) begründet in Wien vornehmlich die Einführung des feineren Conversationstones, der das Wiener Hoftheater auszeichnet; sein Spiel ist durch Wahrheit und von der Kunst veredelte Natur hervorragend.

Außer Iffland ist Berlin vor Allem durch zwei der größten weiblichen Talente begünstigt: die Bethmann (Frau Unzelmann) und die Händel-Schütz. Jene ist eines der seltenen zur allseitigen Entwicklung gediehenen Talente, besonders seit Iffland sie bestimmte, unter dessen Direction ihre classische Periode fällt. „Eine wahrhaft schöpferische Phantasie, tiefes und zartes Gefühl, scharfer Verstand vereinigten sich in ihr mit einem mehr zarten als starken Körper, einer ausdrucksvollen, doch nicht schönen Gesichtsbildung und einer Stimme, welche durch Biegsamkeit und Wohllaut geschickt war, das Gemüth im Innersten zu bewegen und mit seltener Vollkommenheit die leisesten Abstufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen.“ Im Trauer- wie im Lustspiel ausgezeichnet, feiert sie besonders in naiven

Rollen Triumphe; zuerst hat sie sich in der Oper versucht und dieselbe nie aufgegeben. Sie versteht glänzend die Kunst des nicht blos passenden, sondern idealen und charakteristischen Kleidens und ist eine immer anziehende Erscheinung. Die Declamation ist musterhaft, weder jemals nachlässig noch gekünstelt, das Spiel ebenso unverkünstelt und seelenvoll und enthält den feinsten Takt in Auffassung alles dessen, was zur Darstellung einer Persönlichkeit gehört.

Das Auftreten von Henriette Händel-Schütz 1796—1806 in Berlin, von da bis 1820 in Gastrollen, namentlich 1809—17 auf Reisen in Deutschland und Rußland, bezeichnet den Höhepunkt in der Attitüde, welche hernach nur sank und eigentlich aufgegeben wurde, da die lebenden Bilder der letzten Jahrzehnte nicht dasselbe sind. Die Händel-Schütz, deren Kunstvorbild die berüchtigte Buhlerin Lady Hamilton war, welche bereits die Kunst der Attitüde und mimischen Darstellung wie andere mehr zur Vollendung brachte, ist eine in ihrer Art großartige Erscheinung, eine ausgebildetste Künstlernatur. Großes Talent der Beobachtung und Nachahmung, sichere Kenntniß und leichte Handhabung der Kunstmittel, überraschender Reichthum an Charakteren und Gestalten, vollendete Drapirung nach geschichtlichem Costüm und künstlerischen Mustern wie nach eigner fein gebildeter Erfindung zeichnen sie aus; sie giebt Attitüden im antiken wie im neueren Kunststyl, nicht blos Nachahmungen, sondern ideale Gestaltungen.

In Weimar gewinnt Karoline Jagemann als tragische Schauspielerin und mehr noch als Sängerin die größte Auszeichnung.

Von weniger Belang sind die übrigen deutschen Bühnen. München schließt sich an Wien und baut auch 1811 nach seinem Vorbild ein Volkstheater am Isarthor. 1809 wird in Darmstadt, 1810 in Carlsruhe, 1816 in Dresden ein Hoftheater und in diesem Jahr in Leipzig ein Stadttheater eingerichtet. Der Graf Jul. v. Soden errichtet 1804 das erste stehende in Würzburg, nachher das in Bamberg. Deutschland hat etwa achtzig stehende Theater. Die Schauspielhäuser bewahren noch die angemessene Größe, welche mäßige und feinschattirte Darstellungsweise zuläßt. Allgemein verführt der rhetorische Reichthum in Schillers Dramen zu declamatorischem Pathos.

Frei entwickelt sich das deutsche Theater, bis um 1807 der schmachvolle französische Druck den Fortschritt wenigstens im nationalen Sinne niederhält. Damit mag von da an auch der Rückschritt in der staat-

lichen Anerkennung zusammenhängen, wie er sich in preußischen Verordnungen zeigt. Während eine Bestimmung vom Ende des Jahres 1803 für Herstellung eines wahrhaft national geachteten Kunstlebens den wesentlichen Schritt thut, das Theater gleich den wissenschaftlichen Anstalten dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes und Cultus unterzuordnen, während W. v. Humboldt die Sorge des Staates auch auf die Musik ausgedehnt wissen will, geht nach Bestimmungen des Jahres 1810 der ganze Fortschritt wieder verloren, und die Ideen werden keineswegs realisirt.

In England sind die ganze Zeit über nur Drury Lane und Covent Garden die für das classische Drama berechtigten Bühnen, was schon in der Session von 1810—11 einer heftigen Parlamentsdebatte ruft; patentirt sind überhaupt bis 1811 nur elf Theater. Jene beiden berühmten Kunsttempel sind nachher bald gesunken; Covent Garden hat in der Saison 1810—11 seine letzte ruhmreiche Zeit für das classische Drama und führt die Shakespeareschen Stücke mit einem Ensemble von seltenster Großartigkeit aus, dem eine ganze Reihe von Künstlergrößen ihren Glanz und ihre Kraft leihen. Abgesehen von Einzelnen sind es in erster Linie die beiden wahrhaft großartigen Schauspielerfamilien der Kemble und Kean, welche den Shakespearecult in Leistungen, die des unerreichten Heroen würdig sind, getragen haben. Von jener gehört noch unserer Zeit an die durch bezaubernde Schönheit begünstigte Mrs. Betty Alice Siddons, die auf der Bühne den Ruf der größten tragischen Schauspielerin Englands zurückgelassen hat, und in seiner Blüthe steht John Philipp, der ältere von den beiden Brüdern, in heroischen Rollen unerreicht, während Charles, der jüngere, sich erst entwickelt. Die Siddons, 1812 von der Bühne abgehend, classisch gebildet, zum Vergnügen mit Geschick Bildhauerei treibend, war stets von den beiden Hauptbühnen Londons gesucht und mit Recht hoch gefeiert; von der Natur in seltenem Maße begünstigt, edler Haltung, das volltönendste und wohlklingendste Organ entfaltend, mit vollendetem Ausdrucke des Auges und der Physiognomie und vollkommener Grazie der Bewegung begabt, bezauberte sie als eine einzige Erscheinung.

Das Gewichtigste für Frankreich ist der Ursprung des théâtre italien in Paris, datirend von 1808, indem sich eine italienische Sängergesellschaft im Odeontheater festsetzte; es hat durch seine Lei-

stungen während einiger Jahrzehnte mit Recht classische Berühmtheit bewahrt. — Zwei Sterne erster Größe sind in Paris herrschend, Talma und die Mars.

Talma (1763—1826), ohne alle Frage der größte tragische Schauspieler Frankreichs, hochgebildet durch den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten und Künstlern, sowie durch das Studium der Antike und Geschichte, die er im Dienste seiner in idealer Höhe gehaltenen Kunst verwendet, mächtig bestimmt durch das großartige geschichtliche Drama, das die Zeit vor ihm abrollt und in welches sie ihn mitverflicht, begünstigt durch ein biegsames Organ, feurige Beredsamkeit und äußerst bildsame Gesichtszüge, die sich den edel antiken Formen nähern, ist der ächt kaiserliche Künstler mit antiken Anklängen, wie der Imperialismus sie liebte. Klarer Geist neben tiefer Empfindung, reiche Phantasie und große Reizbarkeit, die in eine Neigung zur Melancholie überstreift, hohe Würde und tiefe Einsicht in die Natur der Schauspielkunst bilden die Fundamente seiner eigenthümlichen Größe, welche in der staunenswerthen Leichtigkeit liegt, womit er sich die Charaktere, Affecte und Leidenschaften der tragischen Personen in allen Graden und Schattirungen so durchgefühlt und durchstudirt aneignet, daß die vollkommene aber getragene Natur da ist. Frühe Kenntniß des englischen Theaters giebt ihm einzelne glückliche Uebergänge von der französischen zur englischen Darstellungsweise; die Natürlichkeit des Spieles und die durch ihn eingeführte Treue des geschichtlichen Costüms begründen eine neue Epoche in der gesammten französischen Kunstrichtung. — Seine Gattin, ebenfalls große Schauspielerin, ist 1810 von der Bühne zurückgetreten. — Eine der berühmtesten Schauspielerinnen der Zeit ist Thérèse Etiennette Bourgoin.

Talma's Costümreform in Paris, zuerst auf treue Herstellung der geschichtlich nationalen Trachten in Schnitt und Stoffen ausgehend, macht sich auch in Deutschland geltend, und Iffland bereitet durch Zeichnungen mehr Treue vor. So kommt es, daß sich allgemein seit dem Anfange des Jahrhunderts, den Studien der antiken Kunst entsprechend, im theatralischen Costümiren das Princip des Charakteristischen und der Uebereinstimmung mit dem Subjecte durchsetzt. Die Kenntniß der Antike berichtigt die Anwendung des griechischen und römischen Costüms, armseliger und einseitiger bleibt das mittelalterliche.

Die **Mars** (1779—1847) wird ähnlich wie die Siddons für England als die erste Schauspielerin Frankreichs erklärt. Sie entwickelt frühe großes Talent für feine komische Darstellungen und für Heldenrollen, ist von ungemeiner Vielseitigkeit, hat sich lange in der vollen künstlerischen Kraft erhalten und wird in ihrer Glanzperiode von Napoleon hoch begünstigt. Ihr Spiel ist in allen Rollen vollendet, in den Molièreschen Stücken unnachahmbar. Vollständigste Sicherheit des Auftretens, stetes Beharren innerhalb der natürlichen und künstlerischen Grenzen, immer dienstbare Nüancirung der Stimme, mustergebender Geschmack im Anzuge stehen ihr zu Gebote. — Mademoiselle **Georges**, durch majestätische Schönheit und heroisches Spiel ausgezeichnet, hat in ihrer ersten Glanzperiode die Rollen der Königinnen in der alten classischen Tragödie und später die Heldinnen des romantischen Schauerdramas mit großem Glanz und Beifall wiedergegeben.

---

Der Sinn für deutsche **Musik**, in Italien nie stark, verliert sich nach und nach ganz; goutirten sie doch schon den 1811 zum ersten Mal in Rom aufgeführten „Don Juan" von Mozart nicht recht! Ebenso unzweifelhaft geht von diesem Lande des unsterblichen Gesanges der Verfall der Gesangskunst selber aus, und nur Weniges aus der alten classischen Bildung rettet sich in unsere ersten Jahrzehnte herüber. Der Deutsche **Simon Mayr** (1763—1845), der in Italien gebildete und da lebende Musiker, vermischt gewandt deutschen und italienischen Styl, indem er deutsche Harmonie in italienische Musik hineinlegt.

Mehr thut Deutschland für den Gesang. Singakademien und Gesangvereine treten auf, wozu Berlin und Wien den Anstoß geben, so 1802 und 1811 in Leipzig, 1806 in Dresden. In der Schweiz giebt zuerst **Pestalozzi** das Motiv zu Gesangvereinen. Die Musikfeste kommen auf. 1809 gründet **Zelter** die erste deutsche Liedertafel in Berlin und componirt für sie die originellsten humoristischen Lieder. Das Naive, volksmäßig Kräftige und Humoristische gelingt ihm glücklich. Der gründlich gebildete Mann ist Freund Goethes, mit dem er einen für Beide charakteristischen Briefwechsel führt. Conservatorien entstehen 1809 in Mailand, 1810 in Prag. Zu den ersten Größen auf dem Felde des Gesanges zählen **Elisabeth Billington** und **Garat**. Jene, als die erste Sängerin Englands

erklärt, hat 1801—9 ihren Höhepunkt. Durch bezaubernde Schönheit und Anmuth unterstützt, wesentlich von Sacchini gebildet und in alle Feinheiten der italienischen Gesangskunst eingeführt, von seltenem Darstellungstalent, mit der umfangreichsten und klangvollsten Sopranstimme begabt, feiert sie unerhörte Triumphe. Die Höhezeit ihrer Blüthe fällt ins erste Jahrzehnt. Jean Pierre Garat glänzt in Petersburg und Paris; seine Stimme ist vom außerordentlichsten Klang und Umfang und von ebenso seltener Fertigkeit. — In der Instrumentenbehandlung sind bedeutend: Dussek als Clavier-Spieler und -Componist; sicheres und großes Spiel, in der Composition originelle Erfindung und sprühendes Gefühl sind ihm eigen. Als Violinspieler ragt hervor Rudolph Kreutzer in Napoleons Kapelle und bei der Großen Oper, auch Componist. Zu hohem Ruf als Sängerinnen sind die Schwestern Sessi gekommen, namentlich die drei älteren.

Was sich am stärksten geltend macht, ist schon jetzt die Oper; die französische und italienische Richtung dominiren. Wir halten den Culturhistoriker unseres Jahrhunderts berechtigt abzusehen von Cherubini, dem hohen deutsch-italienischen Meister der Töne, sonst müßte er ihn des Genaueren würdigen. Aber gerade mit dem Beginne des Jahrhunderts, mit seiner populärsten Schöpfung, der Oper „Les deux journées" („Wasserträger", 1800), hat er den Höhepunkt seines Wirkens erstiegen und sich in den glänzendsten Productionen seiner ein Jahrzehnt zuvor originell und mit gewaltiger Wirkung angeschlagenen Stylweise ausgelebt. Was von Bedeutung folgt, ist mit einer einzigen Ausnahme Kirchenmusik, in welcher er allerdings wiederum die volle Höhe seiner Natur zum Ausdrucke bringt. Der Bedeutendste nach ihm, freilich schon in beträchtlicher Distanz, ist Boieldieu (1775—1834), der seine größere Laufbahn 1801 mit dem in Paris äußerst glänzend aufgenommenen „Calife de Bagdad" beginnt, hernach in Petersburg und nachmals wieder in Paris eine Reihe von größeren und kleineren Opern componirt (1811 „Jean de Paris", 1813 „le nouveau seigneur du village"); überhaupt fällt seine große Thätigkeit ganz in diese Zeit. Von Späterem sind noch ebenso beliebt als vorzüglich „Le chaperon rouge" 1818 und 1825 „Dame blanche", sein heute noch gern gesehenes Meisterwerk. — Ganz besonders beliebt ist der Malteser Nicolo Isouard, wesentlich durch die drei Opern „Il barbiere di Seviglia" 1810, „Cendrillon" (Aschenbrödel), „Joconde".

r hat leichte und liebliche Melodien, eine blühende Einbildungskraft
ıd weiß den französischen Geschmack mit dem italienischen, da er in
:iden gebildet ist, glücklich zu verbinden. — Etienne Henri Méhul
763—1817), von Gluck in den philosophischen und poetischen Theil
:r Tonkunst eingeführt, zeigt großes Streben nach Wahrheit und Cha-
ıkteristik. Seine berühmteste Oper, von 1807, ist „Joseph in Aegypten".
usgezeichnet und von großer Wirkung sind seine revolutionär ange-
auchten Volksgesänge, so vor allen die chants du départ, de victoire
: de retour. Man hat von ihm auch Symphonien und Ouvertüren. —
ernando Paër, der französische Theatercomponist, ist seinem Wesen
ach gewissermaßen der Vorläufer Rossini's; dem Nationalcharakter
emäß hat er leicht sangbare Melodien, aber keinen inneren Zusammen-
ang oder tiefere Begründung; seine Instrumentation geht auf den
ffect. — Berton, in dieser Zeit am Conservatorium, dann Director
er italienischen Oper (damals opera buffa), hernach Chordirector der
łroßen Oper, hat in seinen Compositionen anmuthige und reizend
aive Melodie; mehrere seiner Opern sind mit anderen berühmten
onkünstlern zusammen componirt.

Clementi (1752—1832) bringt in seinen Compositionen, nament-
ch den Sonaten, deren Form für das Pianoforte er früh mitbestimmt,
ne große Zahl neuer Passagen und Figuren; 1818 erscheint sein großes
:tüdenwerk. Als ausübender Künstler begründet er das neuere ‚virtuose'
:lavierspiel, dessen Technik er ungemein fördert durch Systematisirung
es Fingersatzes; seine Executirung ist höchst glänzend.

Unter den Deutschen sind von erster Auszeichnung Peter von
Binter (1754—1825) und Joseph Weigl (1766—1846).

Winter hat Oratorien, geistliche und weltliche Cantaten, Messen
nd Vespern, ein Miserere, ein Requiem, mehrere Messen und Graduale
nd elf Opern verfaßt. Er ist ein trefflicher Singlehrer mit tiefer
łesangkenntniß, vorzüglicher Methode und großem Talente für den
łesang zu schreiben. Am beliebtesten ist seine Oper „Das unter-
rochene Opferfest" von 1796, und man hat sie in seinen späteren
ompositionen immer wieder heraushören wollen. In Winter findet
ch glückliche Verschmelzung der deutschen Gesangsweise mit der italieni-
hen Schule; seit 1813 neigt er sich dem auch in Deutschland ein-
ringenden Geschmacke Rossinis zu. Er macht nicht gerade Epoche,
t aber sehr ausgezeichnet in der Behandlung des Gesanges, welchen

er der Stimme vollkommen angemessen und ihre Bildung fördernd zu formen weiß. Fließend einschmeichelnde Melodien und ebenso fließende Begleitung, aber in beiden eine gewisse Eintönigkeit, der zufolge bestimmte Cadenzen und Lieblingsfiguren sich allzu oft wiederholen; in einigen neueren Stücken zu starke Instrumentirung, welche den Mangel an großen Motiven verbergen soll; ein mehr für das Anmuthige und Prächtige als für das Erhabene geeignetes Talent kommen ihm zu. — Weigls bekannteste Schöpfung ist „Die Schweizerfamilie", 1809. Er ist namentlich für das Heitere und Einschmeichelnde angethan, seine Manier eine doppelte: die früheren Opern zeigen viel frischen und natürlichen Reiz sowie fröhlichen Glanz der Melodien, der ihm in Italien Erfolg brachte, die späteren, ungefähr seit 1808, anziehende Sentimentalität, die ihn einige Zeit in Deutschland beliebt erhielt. In der Composition ist Weigl Schüler Salieri's. — Als Liedercomponist (zu Tiedge's „Urania" und Mahlmanns „Vater Unser") und vorzüglicher Clavierspieler ist Himmel zu nennen, auch er dem Sinnig-Anmuthigen zugethan; von seinen Opern ist „Fanchon" zum größten Ruf gekommen. — Der vielfach in die Zeitgeschichte und die Berliner Bildung verwickelte geistvolle Reichardt († 1814) macht in dem Liederspiel „Liebe und Treue", das unter Anderem die schönen und der Natürlichkeit und sinnigen Tiefe des Textes glücklich angemessenen Compositionen zu Goetheschen Liedern enthält, den ersten Versuch, ein eignes Genre des französischen Vaudeville auf die deutsche Bühne zu bringen.

Die Bewunderung wendet sich zuerst jenem Tonschöpfer zu, der uns in befremdender Hoheit entgegentritt.

## Ludwig van Beethoven,

der größte Meister des Jahrhunderts, ist einer der seltensten Geister von tiefster, unergründlicher Innerlichkeit, die durch ein unmeßbares Verhältniß in ihren Geisteskräften und Seelenbewegungen das Verständniß erschweren, bei den Massen staunende Bewunderung, bei wenigen ausgezeichneteren Naturen sofort glühende Liebe wecken. Nach Naturanlage, Erziehung und Schicksal tief, verschlossen, einsam stehend, fest in sich gegründet, nach Außen schroff, nach Innen heftig bewegt und in schweren Kämpfen nach den höchsten Idealen hin entwickelt, ist er nie zur Harmonie Mozarts gekommen, sondern hat die schneidendsten

ianzen mit Gewalt in sich zusammengezwängt. Sein ureignes,
em großen Seelenleben begründetes Künstlergenie hat in immer
Schöpfungen ebenso erstaunlichen Reichthum an Erfindung
)et als eine gesetzmäßig und allseitig vorschreitende Entwicklung
imen. — Beethoven verband die (glänzend erweiterte) Polyphonie
reie Stimmführung Bachs mit dem Melodienfluß Mozarts und
: in sich die verschiedenen musikalischen Formen durch, indem er
)en einfacheren bis zu den reichsten der sicher verwendeten In-
ntalmusik überging, diese ungemein erweiterte und ebenso sehr
te, die Form immer freier aber auch gemäß der vollen Wahrheit
inneren Gesetze gestaltete und beherrschte, so daß er, den charak-
chen Klangausdruck wunderbar fein herausfühlend und sicher
ıdend, zugleich jedes Instrument nach seiner Stellung und Be-
ıg im Ausdruck individuell benutzte und ausbildete und doch die
reiche Welt seiner Tongebilde gleichsam als eingeborne Organis-
ıus sich heraus treiben ließ und so in seinen großen Compositionen
Mannigfachste und Widersprechendste zur unauflöslichen Einheit
ete. Es giebt wenige Seelen, die sich so sehr wie Beethoven
einem innerlich strömenden Leben entwickelt und ihre Producte
ı energischer Naturgewalt ausgeworfen haben. Darum bewegt
), wie eine solche, fast unwiderstehlich; seine gewaltige Leidenschaft
tert uns, sein Humor fibrirt in uns, er reißt uns kämpfend mit
ı Sturm, die in den strömenden Melodien und Rhythmen scharf
prägte seltene Individualität beherrscht unser Fühlen und Denken.
chon vor der Mitte des ersten Jahrzehnts geht Beethoven aus-
chener Weise seine eigne Bahn in einer Freiheit, die es im Ver-
mmer schwerer machte, diesen eigenthümlichen Geistesflügen zu
, welche sich graduell tiefer, verschlossener und vereinsamter ge-
:n, bis sich diese Natur, zum schweren Kampf geboren und mit
Energie ohne Gleichen das Ringen unseres Geschlechtes nach
)ueller Freiheit in sich auswirkend, in so große technische Schwierig-
und künstlerische Verwicklungen und zugleich in so erschreckende
eines ebenso hohen und idealen als sturmschweren Geisteslebens
, daß ihm das leichte und genußsüchtige Geschlecht der Restau-
nicht mehr folgen mochte, daß aber auch die classische Kunsthöhe
ehr und mehr an titanenhafte Unruhe, gewaltige Ansätze und
hene Akkorde verlor. Die Wendung wird bezeichnet durch die

berühmte neunte Symphonie, das tiefsinnige Seelenräthsel; überhaupt stehen die Symphonien als Marksteine in seiner Entwicklung da. So ist Beethoven eine immer große, aber auch immer zwiespaltige Seele, in welcher ein lichter und ein finsterer Geist den gewaltigen Kampf kämpfen, bis dieser mehr und mehr das kranke Gemüth faßt. Jener strömt im Jubel wie im Weinen und der Klage die unnachahmlich tiefen Melodien aus, die selber den Schmerz in himmlisches Entzücken auflösen; dieser versenkt sich trüb und verdüstert, einsam und menschenfeindlich in die schroffsten Dissonanzen des Lebens und läßt den namenlosen Schmerz eines ungeschlichteten Zeit- und Seelenkampfes in furchtbar schweren Akkorden sich durcharbeiten.

Der „Fidelio", die classische Oper von ebenso viel männlicher Energie als Gefühlstiefe, stellt die lange Trennung treuer Gatten, Kerker und Todesgefahr, endlich den wonnetrunkenen Jubel des Wiedersehens, und in Alledem das Ringen um politische Freiheit herzergreifend dar. Dieses Werk der größten Innerlichkeit, dessen Aufführung keine höhere Anstrengung oder Steigerung des Spieles fordert als die eines Dramas, weil es zu seltener Einfachheit in den Darstellungsmitteln und der Charakteristik zurückführt, ist zugleich der Beweis einer ausnahmsweisen Beharrlichkeit in der Vollendung; 1803 begonnen, 1805 in Wien zum ersten Mal aufgeführt, 1806 völlig verändert wieder auf die Bühne gebracht, wird es erst 1816 nochmals ganz verändert und in seiner letzten und bleibenden Gestalt hergestellt.

Die Stellung der Kunst zum Kaiserreich wird am klarsten durch das Nebeneinanderhalten zweier musikalischen Autoritäten, die ebenso in sich verschieden sind als ihr Schicksal und ihre Einwirkung auf die Zeit: Cherubini und Spontini.

## Luigi Cherubini.

Cherubini (1760—1842), der große Tonmeister, den wir hier, nicht von dem Rechte Gebrauch machend, ihn dem achtzehnten Jahrhundert zuzuweisen, noch berühren wollen, ist nicht vom Glücke begünstigt; die absteigende Revolution und das Kaiserreich, in welche seine größten Tonschöpfungen fallen, verhalten sich zu ihm indifferent oder stoßen ihn gar widerstrebend ab, die Restauration verwendet

ihn zwar, ohne daß er doch dem schwächlichen Geschlechte dienen kann oder mag; er hat sich in der zweiten Hälfte des Kaiserreichs im Großen nur noch der Kirchenmusik zugewendet. In der heimatlich italienischen Manier herangebildet, dann in die französische Tonwelt eingelebt, betritt er seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mit der „Lodoiska" die eigenthümliche und in Frankreich vielfach umgestaltende, übrigens selber stark vom Geiste der deutschen Schule bedingte Weise von mächtiger Wirkung, die ihn groß gemacht; sie ruht auf jener dreifachen Bildung, die er mit starkem Geist aufnimmt und charakteristisch in sich abklärt. Die Macht seines Talentes und die Festigkeit seines Seelenlebens sind gleich bewundernswerth. Er ist zu tiefen Gehaltes, zu umfassend und zu ernst musikalisch durchgebildet, zu hochgesinnt, als daß ihm die längst weichlich gewordene Melodik der Italiener hätte genügen können, und man mag ihn eher deutsch nennen. Reiche Harmonie, der er die Melodie nicht überordnet, dramatische Steigerung in der Verarbeitung der Themen, bedeutende Charakteristik, in der prächtigen Instrumentation, die seine großen Ouvertüren kennzeichnet, scharfer und conciser Gedankenausdruck zählen zu seinen Hauptvorzügen. Bei uns Deutschen ist am beliebtesten geworden und hat sich auf der Bühne erhalten sein „Wasserträger" (Les deux journées), der das einfachste Süjet, die schlichte Lebensweisheit eines edel gesinnten Blousenmannes, mit musikalischer und psychologischer Meisterschaft verarbeitet. Nur wenige von seinen übrigen Opern kamen auf die deutsche Bühne. „Medea" wird vielfach als sein bestes Werk erklärt. Unbedingt einer der größten Meister der älteren italienischen Schule, insbesondere auf dem Gebiete der kirchlichen Musik, hat er Messen, Psalmen, Oratorien und Motetten geschaffen.

## Gasparo Spontini,

der Musiker der kaiserlichen Akademie (1778—1851), wird ganz von der Zeit getragen, in deren Geist er gewandt eingeht, um in seiner Musik ihren glänzenden Prunk und ihr Pathos wiederzugeben. Er vereint das angeborne italienische Feuer mit dem anerzogenen französischen Verständniß für dramatische Entwicklung und steigert ganz im Gegensatze zu Beethovens Innerlichkeit den leidenschaftlichen Ausdruck aufs Gewaltsamste. Er treibt die Heftigkeit und Gluth der Leidenschaft

bis an die äußersten Grenzen der menschlichen Kraft, darum mußte auch die Darstellungsweise gewaltsam werden und in übertriebene Accente verfallen. Phantasie, Leidenschaft und Anmuth theilen sich in sein überwiegend italienisch gebliebenes Talent, das von der Schönheit und gebildeten Sinnlichkeit dieses Landes inspirirt bleibt. Vom entscheidendsten Einfluß auf die Operncomposition sind die berühmten Werke „Die Vestalin“ und „Fernando Cortez“ geworden. Mit jener schließt er seine vorbereitende Bildungsperiode ab und nimmt einen neuen Styl an, indem er Glucks Einfachheit des Gesanges mit einer effectvoll reichen Instrumentation und pikanten Modulation zu vereinen bemüht ist. Es ist feurige, leidenschaftlich kräftige, prächtig glänzende Musik, wie sie sich im „Cortez“ (1809, später noch dreifach überarbeitet) wiederholt und die springende Heraushebung der Culturgegensätze begründet. Alle folgenden Opern, aus der Berliner Zeit, stehen unter diesen und halten sich nur durch das Aufbieten aller künstlichen und mechanischen Effecte auf der Bühne; mit dem Kaiserreich und seinem Glanze scheint auch seines Sängers eigentliche Kraft erloschen. Spontini sucht durch Massenwirkung und künstliche Instrumentirung hinzureißen und setzt den Reiz des einfachen melodischen Gesanges ganz zurück; die prächtige und großartig ausgelegte Musik kann staunen machen, auch mitreißen, aber nie erwärmen. Schon von ihm an datirt in immer steigenden Dimensionen das modern-opernhafte Prunkwesen (der al fresco-Styl), das immer üppigere Mittel fordert und verschlingt. Spontini's heftiger Gegner war in Berlin der musikalisch gründlich gebildete L. Rellstab.

## Zehnter Abschnitt.

# Schöne Literatur.

Von der an die Materie gebundenen und in ihr bleibend realisirten Kunst führten wir über zu der geräuschvoll vorübergehenden der Darstellung bis zu der im gesungenen Wort ätherisch verflüchtigten. Wir schließen ab mit derjenigen, welche das Wort wieder in schwerer Verkörperung als ruhende Schrift niederlegt, der schönen Literatur. Sie allein füllt zu allen Zeiten, die nicht ganz steril oder in die Materie versunken sind, das Eine Haupt- und Grundthema einer Geschichte des Geistes aus, in unserem Jahrhundert mehr als je. Wir betreten mit ihr erst das ganz specielle Feld unseres nächsten Denkens und Forschens, den heimeligen Boden unserer Liebe. Diese Eine und einzige Kundgebung des persönlichen Gefühles mag dem Geschichtschreiber verziehen sein, der mit besonderer Ergebung und Hingebung von früh an fast nur in und mit den Führern der Literatur lebte und dessen Sympathien und Antipathien außer dem politisch-socialen Felde nur noch diesen Studien entflossen sind.

Wie stellen sich die verschiedenen Literaturen und wie die Literaturzweige?

**Das Verhältniß der Literaturgattungen.** Die berühmtest gewordenen Namen ins Auge gefaßt, deren Hauptwirken in diese Periode fällt, und der Sicherheit des Confrontirens halber im Allgemeinen die Schriften außer Rechnung gesetzt, welche früher abtretenden oder später aufzuführenden Autoren angehören, also ganz abschließender

oder einleitender Natur sind, ergiebt sich Folgendes: Von einer Strömung, wie wir seit 1830 in eine solche hineingeworfen worden sind, ist noch keine Spur; die Production ist geringer und dafür in Manchem consolidirter. Neben der Wucht erschütternder That, die lange nur von Einem, und, als Der zu wanken beginnt, von Wenigen getragen und gelenkt wird, ist das die Zeit des straffen Denkens: deutsche Philosophie, französische Ideologie. Die Philosophie, an wenige beherrschende Namen geknüpft, ist das entschieden dominirende Feld, ob man nun das Gewicht der geistigen Arbeit oder den Einfluß auf die Zeitbildung in Anschlag bringe, und wenn ungefähr ein Viertel der deutschen Hauptschriftwerke dieser Zeit dem philosophischen Feld angehören, so reicht diese Zahl als proportional für die Abschätzung der Arbeit und der überwiegenden Denkrichtung bei Weitem nicht aus, ebenso wenig, als wenn wir äußerlich etwa ein Fünftel für die nächstvorwiegende Richtung setzen. Diese beschlägt die literatur- und kunstgeschichtlichen Studien, die eine wesentliche Reform zur größeren Vertiefung und Vergeistigung durchmachen. Annähernd dasselbe bleibt das relative Verhältniß der beiden Gattungen zum ganzen französischen Schriftwesen, doch muß hiebei der Ueberschlag wesentlich Werke später einzuführender Denker anticipiren. Drama und Roman halten sich in der deutschen Literatur annähernd die Waage; in der französischen überwiegt dieser wie immer. Philosophie und geschichtliche Fächer sind in der englischen und italienischen Literatur ebenso steril wie das Drama. Die deutsche Lyrik ist nicht eben reich, die französische tritt zurück, die englische entwickelt eine glänzende, die italienische eine hervorragende Thätigkeit. Die französische und nach ihr die deutsche Oper erlangen ein bestimmendes Gewicht. Am klarsten sprechen sich in dieser Gattung die verschiedenen Strebungen der Zeit aus und bedingen vier unterschiedene Töne. Der eine ist direct dem romantischen Geist entsprungen und sein treues Spiegelbild; der zweite klingt blos schwach an ihn an, theilt mehr oder weniger seine Sympathien und Phantasien, hat aber gar Nichts mit seinen Tendenzen zu thun; der dritte entwickelt sich in freier Unabhängigkeit und tritt in gar kein Verhältniß zur Romantik; der vierte endlich setzt sich in vorschauender Ahnung der Dinge, die dieser als praktische Consequenzen auf dem Fuße folgen sollten, in directe Opposition zu ihr. Für jede dieser vier Tonarten lassen sich rein ausgeprägte Vertreter aufstellen; in den drei letzten

: sich die wahrhafte Begabung aus und tönen die reinsten lyri-
Klänge ab.

Die literarische Thätigkeit bleibt die ganze Periode über constant
ihr in derselben Regsamkeit stehen, mit welcher das Jahr 1800 sie
ırt; sie steigt eher gegen das Ende, doch um ein Unbedeutendes.

**Das Verhältniß der vier Hauptliteraturen.** Noch dominirt des
iedensten das deutsche Schriftwesen. Wenn wir ihm von Literatur-
ı, die den allgemeinsten Ruf erlangt, gegen zweihundert zuschreiben
n, so werden sich in der französischen etwas mehr als ein Viertel,
r englischen über ein Achtel, in der italienischen nicht viel über
ıtzend gleichen Ranges an die Seite setzen lassen.

Je mehr das deutsche Leben erst unter innerem Mißregiment,
unter fremder Knechtschaft verkümmert, desto mehr gewinnt die
he Wissenschaft an selten dagewesener Concentration. Das ab-
Rückziehen in die Regionen der reinen Speculation, deren Früchte
ıns Späteren bereits kühler abgewogen und vielfach bestritten
n, wäre zu bedauern, wenn nicht der Kant-Fichteschen Erziehung
selbe Geschlecht angehörte, das fähig und energisch genug war,
Geisteskraft in die Thatkraft der Befreiungskriege umzusetzen;
ännliche Zucht des Geistes hat hier einmal auch dem Leben Frucht
;en. Die romantischen Uebergriffe in romanische Liebhabereien
:chnet, ist die deutsche Literatur deutschesten Wesens und balancirt
Außen ganz gewaltig den bis dahin herrschenden französischen
ß, ja ihr Geist spielt wesentlich in die französische selber hinüber.
Eine erstaunliche Productionskraft entwickeln die vier leitenden
sophen; sie geht bei Schelling und Hegel ins Kolossale, und
heute jedenfalls ein Curiosum, wenn Jemand ihre gesammelten
liest. Die beiden Schlegel und Schleiermacher, Görres, Tieck,
as Moore, Chateaubriand und die Staël bekunden reiche Thätig-
Anderseits aber findet sich eine ganze Reihe von Namen, die
urch zwei bis drei oft weniger wiegende Schriften in Prosa oder
ı einmal in der Literatur eingebürgert und traditionell bis auf
ıerab erhalten haben — Namen, wie sie unsere productionsselige
wart vorweg zu Hunderten begräbt, und es ist Nichts weiter als
Art Pietätsgefühl von Seiten der Kritik, wenn sie dieselben noch
ȷrt.

Vor diesen vier Literaturen treten alle anderen so weit zurück, daß eine allgemeine Betrachtung sie füglich übergehen und in das Gebiet der einzelnen nationalen Geschichtsstudien verweisen mag; kaum, daß da und dort ein Name (wie Arriaza, Bilderdijk) über die nationalen Grenzen hinausreicht oder es zu thun verdient.

**Zustand der Sprachen und Nationalliteraturen niederen Ranges.** In der spanischen Literatur bekämpfen sich zu Anfang des Jahrhunderts die Hof- und die Oppositionspartei. Diese, die Salamantinische Schule, anerkennt außer den Mustern der goldenen Zeit auch Franzosen und Italiener, ahmt selbst Engländer nach, kommt in den Provinzialstädten auf und stellt sich beim Einfall der Franzosen auf die Seite des Volkes. Während des Kampfes giebt es fast nur noch ein politisches Schriftwesen. Ferdinand VII. unterdrückt und verfolgt beide Parteien, und Geist und Schrift flüchten und erhalten sich nur außer Landes.

Gleichzeitig und verwandt mit der deutschen Romantik hebt in Dänemark eine Production an, die an die ruhmvolle Vorzeit knüpft und das skandinavische Stammelement betont. Adam Oehlenschläger, stark deutsch gebildet, bezeichnet den Uebergang und verbindet in sich beide Elemente. Die Wissenschaft geht sogar bis zur exclusiven Feindschaft gegen alles Deutschthum. Diese Tendenz verflicht sich aufs Engste mit den politischen Interessen, ergreift das Herzogthum Schleswig, will in Nordschleswig den deutschen Dialekt wieder verdrängen und geht später noch weiter. Kurz, in dieser Zeit wird die nationale Selbstständigkeit eines dänischen Schriftenthums begründet, indem zugleich die dänischen Romantiker (Oehlenschläger vor allen) in die ältere Geschichte des Volkes zurückgreifen und das skandinavische Mittelalter mit seinen Göttern, Sagen und Geschichten wieder zu Ehren ziehen und poetisch verwerthen. Doch bleibt der Einfluß der Deutschen immer mächtig, und der erste Versuch, in Schleswig den Unterricht in dänischer Sprache einzuführen, 1814, scheitert. 1815 tritt zu Reykjawik eine besondere Gesellschaft für isländische Sprache und Literatur zusammen. Frederik Högh v. Guldberg ist einer der originellsten dänischen Dichter, auch Uebersetzer aus dem Lateinischen. Er edirt 1807—10 die „Zeitung für Literatur und Kunst in den dänischen Staaten". Steen Steensen Blicher, der Lyriker, übersetzt 1807—09

in gelungener Weise den Ossian. Den Zweck, durch schriftstellerische Annäherung die Dänen und Schweden sich nahe zu bringen, haben insbesondere der dänische Historiker Jens Kragh Höst sowie Guldberg und Haste ergriffen, und zu ihrer Unterstützung gründet der Erstere mit Nyerup, Pram und Baggesen die skandinavische Literaturgesellschaft, die das skandinavische Museum erscheinen läßt.

In Schweden weicht zu Anfang des Jahrhunderts der akademische Styl, d. h. die Nachahmung der französischen Literatur, dem Einflusse des Deutschen; diese Umwälzung wird eingeleitet durch Joh. Christopher Askelöf's Wochenschrift „Polyphem“ 1810—12. Die Häupter stiften 1811 in Stockholm einen Bund zur Erforschung des nordischen Alterthums und Volksliedes und zur Behandlung vaterländischer Stoffe, und zuvor schon (1808) tritt gegen die sogenannte classische Schule in Atterbom der literarische Verein „Aurorabund“ auf. Auch da beginnt man der allgemeinen Strömung gemäß zum alt Nationalen und zugleich Volksthümlichen zurückzugreifen. In dem Sinne geben Arvid August Afzelius und Geijer 1814—15 die gesammelten schwedischen Volkslieder mit den alten Melodien heraus unter dem Titel „Svenska Folkvisor“; jener bildet deren auch nach.

Für irische Sprache und Literatur ist allgemein sehr wenig geschehen, ausgenommen die Bemühungen der gälischen oder hibernokeltischen Gesellschaft, die 1806 zu Dublin gestiftet wird und seit 1808 ihre transactions herausgiebt. Die gälischen Dichtungen Ossian's werden 1807 in London, 1808 in Edinburg edirt.

Dem schwedischen ähnlich beginnt das polnische Schriftwesen sich aus den steifen Regeln des bis dahin geltenden französischen Classizismus herauszuwinden, das Nationale zu betonen, auf die eigne volksthümliche Poesie zu verweisen und die Meisterwerke der Deutschen und Engländer als mustergebend zu bezeichnen, weßhalb auch die Uebersetzung viel geübt wird.

Für Pflege der russischen Sprache und Literatur thun sich Gesellschaften zusammen, so in Moskau. Schischkow schreibt für die nationale Originalität in der russischen Sprache und gegen die neuernden Einflüsse des französischen Geschmackes.

In und schon vor unserem Jahrhundert entwickelt sich in Böhmen zufolge der Reaction gegen das aufgedrungene deutsche Element ein beharrliches Streben einzelner Gelehrten und Literaten für czechische

Sprache und Literatur; doch sind die Gebildeten im Allgemeinen schon der nationalen Sprache entfremdet, daher die Erfolge nur gering, und die Richtung gewinnt erst gegen Ende des zweiten Jahrzehnts.

In Ungarn entwickelt sich mit dem Jahrhundert eine ächt nationale Tendenz, und die ungarische Sprache wird sehr gehoben und grammatisch bearbeitet. 1802 legt der Graf Szechenyi zu Pesth ein Nationalmuseum an mit reichen Sammlungen der ungarischen Natur- und Geistesproducte. Auch die Literatur schlägt dieselbe nationale Richtung ein, doch schreiben ausgezeichnete Männer noch deutsch, und die österreichische Regierung unterstützt den um sich greifenden Germanismus. Zwei Schulen erstehen: die eine, an den Volksgesang gelehnt, schlägt bald tiefe Wurzeln in der Nation und wird die Grundlage der neuen nationalen Poesie; die andere, mehr ästhetisch gebildet, beginnt eben ihre Reformen. Sandor Kisfaludy, von beiden getragen, ist das Haupt dieser neuen Poesie (1801 seine „Liebeslieder Himfys“) von hohem Einfluß und weiter Anregung; seine episch-lyrischen Gesänge sind in der ungarischen Literatur Epoche machend. Michali Vitkowics macht sein Volk zuerst durch Uebersetzungen mit der serbischen Poesie bekannt (Volkslieder und Balladen) im Tone des ungarischen Nationalgesanges. Berzsenyi (1775—1836) wird von den Ungarn als einer ihrer vorzüglichsten Lyriker aufgenommen („Versei“ 1813), seine Oden und Lieder namentlich gelten als classisch, sein Vorbild ist Horaz. Csokonai (1774—1805) gilt als derjenige Dichter, der sich zuerst über die bloße Nachahmung fremder Muster erhoben und einfach dem Geiste der ungarischen Sprache gemäß zu dichten begonnen hat; sein Einfluß auf die Entwicklung der Nationalliteratur war wesentlich.

Die serbische Sprache, vom Kirchenslavischen gesondert, wird zur Schriftsprache erhoben; der Erste, der das zu thun wagt, ist Dosithei Obradowitsch, doch führt dieses Streben zunächst eine erst nachher wieder beseitigte Sprachmengerei herbei.

Erst jetzt zeigt sich nach einem Verfalle von beinahe sieben Jahrhunderten wieder eine Spur bulgarischen Schriftwesens, das früher schon vornehmlich kirchlicher Natur gewesen und sich wieder mit einem Erbauungsbuch eröffnet. In der Wallachei treten die ersten rumänischen Volksdichter auf, bringen aber meistens blos Gedichte erotischen Inhaltes zu Tage und lassen sie von Zigeunern recitiren.

Türkische Literatur und Wissenschaft, ganz ungepflegt, sinken vollends; jene verliert ihre nationalen Eigenschaften in dem Maße, wie das Volk durch die auferlegten Zugeständnisse ans Ausland und durch innere Reformen seine Nationalität einbüßt. Abendländische Einwirkungen werden immer stärker, besonders werden französische Werke ins Türkische übersetzt, und französische Muster schweben den türkischen Autoren vor. Die abendländische Cultur gilt den Türken allgemein mit der französischen identisch.

---

**Influenzen vom achtzehnten Jahrhundert in der deutschen Literatur.** Die flach gewordenen Aufklärungstendenzen reichten nicht mehr hin zum Begreifen eines neuen und tieferen Geistes, der zu der Zeit eingetreten war; deßhalb sträubten sie sich in Nicolai, ihrem derbsten Repräsentanten, gegen die Kant'sche Philosophie und den originellen Geist unserer classischen Literaturheroen ebenso sehr wie gegen die Ausschreitungen der Romantik und machten sich in dem vergeblichen Kampfe lächerlich. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek", früher von Nutzen, kann sich nicht mehr halten und hört 1805 auf. — Aus derselben Bildungsperiode sind Voß und Stolberg herüberragend, aber mit ganz verschiedenen, ja feindseligen Ausgängen; ihr Streit, des Letzteren „Geschichte der Religion Jesu" 1811—18 und des Ersteren Ankämpfen gegen die neue Mythologie der Romantik sind die sprechendsten Factoren für das Auseinandergehen einer und derselben abgelaufenen Bildungsstufe in ganz verschiedene Lager. Stolbergs letzte poetische Ergüsse sind lyrische Zeitgedichte zu den Ereignissen der Jahre 1812—14; historisch soll ihm 1815 das „Leben Alfred's des Großen" gelungen sein. Vossens Thätigkeit in Uebertragung antiker Dichter dauert fort; technische Vollkommenheit des Versbaues ist ihr ausgeprägtester Vorzug, nüchterne Monotonie ihr stärkster Fehler; die „Georgica" 1800 bezeichnen auf diesem Gebiete wol seine vollkommenste Leistung. Die beiden Söhne Abraham und Heinrich gehen ganz in des Vaters Wesen ein und sind treue Helfer bei seinen Arbeiten. Schon in seiner Natur liegt der Kampf gegen die romantische Schule begründet.

Sehr bestimmend und verderbend bleibt für die große Leserwelt August Julius Heinrich Lafontaine, der stereotyp eine zwischen überschwänglicher Seligkeit und grenzenloser Verzweiflung ringende

und schwimmende Liebe schildert und die geschraubteste Sentimentalität trägt. Er stellt leicht und fließend dar, die Phantasie reißt ihn lebhaft mit, die Moral ist spießbürgerlich tugendhaft, d. h. die der kraft- und saftlosen Weichmüthigkeit, die in einem Thränenbrei zerfließt.

Um Nichts besser ist der noch sehr stark überherrschende Einfluß von Kotzebue. Dieser in Lustspielen und bürgerlichen Schauspielen unendlich fruchtbare Dichter (es sind 98 an der Zahl) mit der weichmüthigen Empfindelei neben leichtfertiger Moral, der Flüchtigkeit und dem in seinem Leben und seinen Werken abgedrückten vollständigen Mangel eines jeden persönlichen Gehaltes ist um so verderblicher, als ihm beißender Witz, Bühnengewandtheit, mannigfaltige Erfindungsgabe, Leichtigkeit und Glanz der Darstellung eine unendliche Verbreitung verschaffen.

Während nun einerseits bis tief in die Restaurationszeit hinein in der Leserwelt noch der Geschmack vorherrscht an dieser doppelten philisterhaften Empfindelei und Trivialität, die in ihren beiden Formen und Trägern gleich sehr verweichlicht und entnervt, wirken anderseits auch nichts weniger als kräftigend Oetinger, Lavater und Jung-Stilling fort mit ihren poetischen Phantasien, Weissagungen und chiliastischen Träumen, die alle von der Krüdener aufgewärmt werden; Stillings Geisterkunde erscheint eben.

Noch bleibt die classische Richtung in den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts und bis in die Anfänge des unseren herein die mächtigst fluthende und zugleich gesundeste. Doch auch sie erweist sich bald als ein nothwendiger Uebergang zum in sich gehenden Germanismus.

Zwei Tendenzrichtungen prägen sich entschieden aus. Die eine ist dem Leben völlig abgewandt, die andre greift in dasselbe ein. Jene überwiegt bei Weitem; sie hält sich verehrend an den alternden, der Naturphilosophie und dem Oriente zugewendeten Goethe; sie kehrt ins Mittelalter zurück; sie thut mit ihrer Deutschheit groß und ist doch durch und durch undeutsch, selbst ihr Spielen mit dem Deutschthum Nichts als Sympathie für das altdeutsche Recken- und das mittelalterliche Ritterthum. Diese ist in Kants Pflichtenlehre und in der Poesie seines genialen Schülers Schiller und ihren schwachen Nachklängen begründet. In Fichtes Doppelnatur und der Lyrik der Freiheitskriege klingen beide Richtungen gleich stark nach.

Der deutschen Bildung dieser Zeit fehlt Eins auch vollständig, das ist die Harmonie. Die Wissenschaft, fast ausschließlich speculativ, hat keinen Sinn für das Reale. Erst das politische Ringen nach nationaler Erhebung gegen Außen, nach befriedigender Gestaltung im Inneren, erst die Befreiungskriege und der durch sie geweckte Geist haben dieser Bildung mehr Zusammenstimmung und Energie verliehen; erst nach diesen Kämpfen erwachen die bildenden Künste zu neuem Leben, ersteht lebendigerer historischer Sinn im Volke, entfalten sich die Naturwissenschaften nach rationellen Grundsätzen.

**Schwaches Fortleben der classisch-Schillerschen Richtung im Drama.** Fast unerklärlich schnell verliert sich die ächte classische Weise, wie Schiller sie vertreten hatte; es geht eine vollständige Umgestaltung vor sich wie in den Lebensgeschicken der Völker so in den Lebensanschauungen der Schriftsteller. Wo jene Weise noch fortarbeiten möchte, da verstimmt sie, weil sie nicht mehr in der Zeit fußt. So bei dem bald vergessenen Dramendichter Heinrich Collin. Er zeigt antike Strenge und Knappheit, welcher am natürlichsten der römische Geist zusagt, Einfachheit der Anlage und der Charakteristik bis zur Einförmigkeit, etwas Kraft höchstens in der Rhetorik Schillerschen Styls, deren Ausdruck bis zum Eintönigen geht. Charakterschwere Manneshoheit ist der gemäßeste Stoff, das fast ohne Rücksicht auf die Kunst verfolgte Ziel aber: erschlafften Völkern Lehren zu geben. Die abgezogene Ruhe und antike Objectivität geht bis zur Härte. Schmelz liegt nirgend auf diesen versteinten Dramen, deren man kaum recht genießen mag. Die Tonhöhe geht in der starren Sprache nie über ein mittleres Maß; diese Gleichmäßigkeit und die vorausgegebene Charakterbestimmtheit ohne Nüancirung streifen an Kälte; das menschlich Bewegte ist übersehen oder verkehrt, d. h. sentimental, was ihm doch so schlecht steht. Manche Figuren sind so arm und so ausgeklärt, daß die tragische Theilnahme gar nicht an sie langt. Collin fußt immer auf historische Grundlagen, denen er mit sclavischer Treue gerecht zu bleiben sich bemüht, so daß man seine Dramen für Uebersetzungen nicht blos der alten Charaktere, sondern wirklich alter Stücke nehmen könnte; in der „Polyxena" braucht er gar den griechischen Chor. Diese Neigung zu antiken Rückblicken ist durchgängig in der Zeit und dem Kreise der deutschen Männer, welche die französische

Knechtschaft erst mit bitterem Unmuth trugen und dann mit Kraft brachen. Sollen die besten seiner Gestalten, welche die Hoheit der römischen Bürgertugend darstellen, sollen sie nicht Bilder sein der freien Mannheit, die allein die Völker groß macht und erhält? Theatralisch sind seine Dramen, den „Regulus" ausgenommen, nie, ja kaum dramatisch gestaltet. — Von seinen Gedichten kommt denen Werth zu, welche als der männliche Ausdruck eines gefesteten Patriotismus dastehen. Er tritt in der Lyrik auf 1812 mit den „Lyrischen Gedichten" und insbesondere unter den Vaterlandssängern der Befreiungsperiode durch die „Landwehrlieder" von 1809.

Dieselbe edle, kräftige und immer wahre Gesinnungstüchtigkeit zeichnet auch die Dramen seines Bruders Matthäus aus, die sonst ohne poetischen Werth sind. Er redigirt seit 1813 die „Wiener Literaturzeitung".

**Uebergang in die eigentliche Romantik: Hölderlin als Mittelgestalt zwischen dem Classischen und Romantischen.** Friedrich Hölderlin ist eine zwischen beiden Phasen gespaltene, unversöhnte, gleich sehr an dem Widerspruch des angebornen Wesens wie unglücklicher Leidenschaft untergegangene Natur. Er ist der Romantiker der Classicität, von der eigentlichen Schule dieses Namens durch die Richtung unterschieden, die all sein Denken nimmt, im Uebrigen mit allen ihren Eigenschaften behaftet, ja seine Liebe zum classischen Alterthum selbst ist ausgesprochen romantischer Färbung. Die Natur, die dieses Talent bedeutend anlegte, hat für dasselbe doch das Eine nicht gethan: sie hat den großen Constructionen, die sie seinem Geist einbaute, keine sicheren Fundamente untergelegt; daher sein Wesen, daher sein Geschick. Unstätes Jagen nach hohen Idealen und große Kraft der Innerlichkeit bei völligem Mangel an Gestaltungsfähigkeit; begeisterte Ergriffenheit des Herzens; Reinheit des Fühlens und liebendes Umfassen der gleich einer griechischen Göttin verehrten Natur; ein bis ins Verzehrende versenktes Sehnen nach griechischem Leben, griechischer Schönheit und Harmonie — diese beiden Züge fieberhaft erregt ausgesprochen in dem Charakterbild „Hyperion", dem blasirt unentwickelten Koloß; unheilvolle Gemüthsstimmung, die krankhaft den ganzen schönen Menschen sucht und an dem Nichtbesitze des einzigen aus der Wirklichkeit aufgegriffenen Ideales abwelkt: in diesen

Strichen ist sein besondres, immer gleiches Talent, in ihnen noch mehr seine Krankheit angelegt. Er ist nie ins Volk gedrungen, weil er nicht aus ihm und nicht aus der Zeit schöpft; junge Dichter und Kritiker haben in ihm ein Ideal erblickt und seine Leistungen überschätzt. — Scharf zugesehen, wie Vieles theilen nicht Wesen und Schicksal dieser Muse mit der romantischen Schule selbst?

**Uebergangsfiguren.** Der lyrische Dichter Christoph August Tiedge (1752—1841) stammt ganz aus der Zeit der Gleim, Klamer Schmidt, Jacobi, Göckingk, und ist wesentlich durch den Umgang mit den zwei Ersten bestimmt. Daher verfolgt er den epistolarischen Styl und beginnt wirklich mit poetischen Episteln, erschienen 1801, neigt sich übrigens ganz überwiegend der didaktischen Dichtung zu. Sein Grundgefühl ist idyllisch mit vorwiegend elegischen Anklängen, die sich in feine und zarte Abtonungen ausgießen und etwas durchaus Musikalisches haben, weßhalb viele Partien seiner Dichtungen und manche seiner Lieder von Himmel und Neukomm componirt wurden. Er kann auch satyrisch werden. Große Naturscenen begeistern ihn zu ihrer Verherrlichung. 1801 erscheint die „Urania", zu ihrer Zeit mit großem Beifall aufgenommen; sie ist didaktisch, mit rein lyrischen Partien, mannigfachen Episoden, Rhapsodien und Gnomen untermischt; große rhythmische Sorgfalt ist ihr gewidmet, aber poetische Einheit fehlt ihr gänzlich. Höher stehen einzelne seiner Elegien, in denen allerdings Würde, reine Empfindung und edle Gesinnung zu finden ist. Zeitgedichte, Liederromane, eine Cantate und Gesänge verschiedener Art entfließen seiner Feder. Im Ganzen ist Tiedge mit seiner Manier bereits und mit Fug veraltet, es liegt in beiden doch keine rechte Lebenskraft.

Noch weiter ins achtzehnte Jahrhundert zurück zeigt Jens Baggesen, der deutsch gebildete Däne, in unserer Literatur bereits, und mit Recht, vergessen. Er hat gar nichts Originelles und ist eine bloße Copie der mannigfachsten Einflüsse aus den drei letzten Jahrzehnten des achtzehnten, indem er mit jedem Schritt entweder an Klopstock oder die Idyllendichter, vor allen an Voß oder Wieland erinnert und in Schrift und Wesen die widersprechendsten Züge aufweist. Humoristisch-idyllische Productionen sind sein angemessenes Feld. Bedeutender ist seine Thätigkeit für die Lyrik und das komische Epos in dänischer Sprache.

Eine Uebergangsgestalt ist ferner auch der Romantiker eigener Art

## Jean Paul Friedrich Richter.

Jean Paul, gleich unnatürlich gebildet wie naturwidrig combinirend und schreibend, mit verkünsteltem und zugleich verwildertem Styl, einer in Gefühlsschwärmerei ertränkten Natur ohne reale Sinnenbildung, das unorganische Compositum von Schwärmerei und Reflexion mit einem zügellosen Humor, der gleich nah' an die Satyre wie an die gläubige Verehrung streift, — Jean Paul ist der angemessene mignon der in halbwahrer Gefühlscultur hindämmernden Frauenwelt und aller weiblichen Gemüther. Starke Nerven stößt er ab, schwache überreizt er.

Schon Madame de Staël hat mit überraschender Sicherheit die Schwächen dieser Manier herausgefühlt: das ermüdende Schweben in nebelhafter Idealität, die unausgesetzte Spannung hochgehender Gefühle und erzwungener Begeisterung, das unverbundene Ineinanderspielen von Ernst und Ironie, von gemeiner Wirklichkeit und Himmelsträumen, den gelehrten Ballast im Dienste der geistreich spielenden Parallelisirung und der gehäuften Bilder.

Jean Pauls innerstes Wesen ist humoristische Sentimentalität. Losgebundenes Phantasiren und anderseits das reflectirteste sporadische Zusammenarbeiten durchdringen sich in ihm Schritt um Schritt; Gefühlsspielerei in Leben und Schrift, keine Spur von gesetzmäßiger Festigkeit der inneren Existenz, keine von plastischem Sinn; Geist und Werk sind gleich zusammenhangslos, und auch was fertig ist, scheint unvollendet. Ganze Producte („der Komet") scheinen blos für die bis in die kleinsten Stichwörter durchschlagende Laune und die massenhaften Excurse da, andere nur, um die Leuchtkugeln seines Witzes springen zu lassen. Sich und die Anderen benutzt er als Studie, nicht als Zweck; er hat kein inneres Leben, ist nur durch seine Romane und für sie, selbst sein Seelenleben, so weit es angelegt scheint und so excentrisch es sich gebärdet, ist dürftig. Darum bringt er auch nur Fragmente seiner eignen Natur und weckt immer das Gefühl der Zwecklosigkeit; er bricht oft im vollen Leben und Treiben ab — ob zu früh, ob zu spät? Es ist das Specifische derartiger Productionen, daß sie sich fortspinnen lassen, je weiter, um so dünner der Goldfaden — Rauschgold. Die kleinen Züge können sehr wahr, die Genrebilder

trefflich sein; aber nicht Einer seiner Charaktere, nicht Eine der ausgesponnenen Lebensformen ist ein Organismus. — Höchstens für das Idyll geboren („Fibel“ und „Quintus Fixlein“, die mit neuen flimmernden Schwanzsternen ausstaffirte Auflage des „Schulmeisterleins Wuz“), braucht er große Maschinerie für kleine Zwecke. — Im Schaffen und Denken setzt Jean Paul Willkür an die Stelle der Freiheit, die ihm als das humoristische Selbstgefühl erscheint, in dem sich die närrische Welt wie in einem Hohlspiegel verzerrt. Sein subjectiver Idealismus ist weltvernichtender Natur, eine leere Selbstspiegelung, der Selbstgenuß im weltvernichtenden Humor, die Willkür des Gemüthes und der Phantasie. Es ist ordentlich bezeichnend, wenn der „Titan“ sagt: „So hab' ich oft sehnlich gewünscht, nur ein Pfund Erde vom Monde oder nur eine Düte voll Sonnenstäubchen aus der Sonne vor mir auf dem Tisch zu haben und anzugreifen“. Er verachtet das Leben, zerschlägt Natur und Seele in ihre Elemente und treibt mit den stückweisen Kleinigkeiten ein gemüthlich ironisches Spiel. Darum springt er auch so ungleich ab und fällt aus dem dritten Himmel leicht in die Schollen des Gärtchens herunter, das in der „Bad-Reise“ an dem schmutzig-gelben Charakter Katzenbergers eine Kothlache trägt so breit, daß kaum noch ein Paar blasse Lilien Platz behalten. — Ein idealisirtes Ich ist als Hauptheld aller seiner Compositionen gesetzt, denen sich doch das zerschlagene gemeine Ich und die verachtete alltägliche Welt wieder breiter als irgendwo aufdrängen. Zur Idee stellen der Dichter und seine Stücke sich immer äußerlich; darum nirgends Nothwendigkeit, Ganzheit, Vollendung; Alles ist Stückwerk, Alles Fragment aus endlosen Excursen, die als springende Leuchtkugeln unorganisch hereinfallen. Verstand und Witz machen gewaltsame Anstrengungen, durch willkürliche Combinationen das auseinanderfallende Leben zusammenzuhalten und entwickelnd abzuschließen, aber es frommt nicht: en miniature zerfallen schon seine unnatürlichen Perioden nach der Einschachtelungsmethode. Ungewöhnliche Gewalt des Talentes, natürliche Liebenswürdigkeit des Gemüthes, liebevolles Eingehen und fein durchgefühltes Verständniß für das Kleinleben, reicher Farbenglanz tragen ihn. Immer legt er mit einem gewissen Reize die subjectiven Grillen und die Kleinigkeiten des Lebens aus, an denen sein selbstgemachtes Ideal haftet, schafft ihm eine durch Witz und Feinheit schimmernde

Welt und legt ihm die mannigfaltigst geformten und doch immer nach unverkennbarer Familienähnlichkeit gezeichneten Charaktere unter.

Eine große Zahl Jean Paul'scher Producte sind, selbst wenn sie weit ausgesponnen auftreten, doch aufs Kleine angelegt, Kinder der Laune in durchschlagend bunt-humoristischer Färbung und mit einer fortlaufenden Reihe gemüthlich durchgeführter komischer Situationen, oder bunt bemalte Idyllen der glückseligen Beschränktheit in niederländischer Manier, die ihre Bretterhäuschen mit dem schillerndsten Flittergold überzieht.

Das Wesen seiner großen Romane zeichnet am treffendsten die größt angelegte Blumenphantasie, der „Titan“, den man sein großes Prachtwerk heißen könnte. Er vor allen drückt hundertfach jene in Weltliebe glühende Umarmung immer jugendlicher Herzen aus, deren nobler Traum namentlich die weiblichen Gemüther zu Verehrern der schönen Seele gemacht hat, und für die Phantasien vom siebzehnten Jahre kann man das Verlieben in eine Jungfrau, die man noch nie gesehen, und das Anhängen an einen Freund, den man sich träumt, allenfalls natürlich finden. — Blume oder Stern ist Alles: die Sprache, die Gestalten, die Seelen, gleichsam mit duftig erschlossenen Kelchen, fortwährend in einander spielend und die magischen Lichtreflexe und Formenwechsel immer neu durchführend ohne eigentliche Fortbewegung; blüthenschweres und warmes Mondscheinleben, eine Himmelerde, auf der frei spielende Menschenbilder mit Engelfittigen umherflattern. Zu Blume und Stern — Sonne, Erde oder Schwanzstern — tritt der Ton als Flöte oder Harmonika: das ist das Triumvirat der webenden Kräfte. Ein mystisch-weichliches Hineinspielen der Geisterwelt — Todesahnungen und -prophezeiungen, Erscheinungen, wunderliche Töne — paßt zu diesem ganzen aufgeschlossenen Blüthentraumleben, dessen Ton einmal einheitlich rein gehalten ist. Ein so großer Reichthum der Lebensfülle ist gesetzt, daß der verschwenderische Aufwand an Kraft für diese Welten und Menschen leicht wird. Eine psychologische Entwicklung findet sich nie, da die Charaktere schon auf falschem und immer beweglichem Grunde ruhen und zusammengeflickte Fragmente sind, es läuft nur eine Reihe von Erscheinungen an ihnen ab; dieses ganze Seelenleben ist ungesund und unverarbeitet, phantastisch, und geht nothwendig in Fragmente oder Dissonanzen aus. Die Hauptcharaktere stellen die Grundrichtungen des Lebens dar: Albano den ätherischen Idealismus,

dessen Jugendschwärmereien für neue Freiheit in ein wohlgesetztes deutsches Kleinfürstentreiben ausgehen; Schoppe den in krankhaftem Humor und verbittertem Ankämpfen gegen die idealistische Verflüchtigung sich auslebenden Realismus, dessen Reibung mit dem „Theaterleben“ einer koketten Heuchlerzeit in Wahnsinn endet; Roquairol, die einzige Figur mit wahrhaftem Leben, den furchtbar wahren und schneidenden Naturalismus des tollen Ueberschäumens, das all den haltlosen Schwärmern so nahe liegt wie das Laster, in dem Jener sich und Andre übermüthig zu Grunde richtet. — An die reichen und duftigen Naturbilder wirft Jean Paul wieder so viele Pracht hin, daß sie alle trotz der immer neuen Combinationen der Züge sich ermüdend gleich sehen, und selber die prachtvoll licht- und dufttrunkenen Bilder von der neapolitanischen Nacht, von Ischia's und Isola bella's traumhaft schönem Naturleben haben keine individuelle Wahrheit.

Die angehängten Blätter sind Producte eines zügellosen Humors, dessen Leuchtkugeln nach allen Richtungen aus einander fahren, ohne jeden Central- und Ruhepunkt — die Launen der Imagination. Der Sinn ist übrigens nobel, die Lebensbetrachtungen hochherzig, so das launige Fragment „Ueber den grünen Markt von Töchtern“ eine reine Perle, die das Schicksal von unselig verschacherten Mädchen eindringlich dem Herzen nahelegt.

Nichts aber ist lächerlicher, zweckloser, geckenhafter als die ganze künstliche Maschinerie, an die der Dichter so viel Aufwand verwendet hat und die, halb materialistisch natürlich, halb wahnhaft übernatürlich, zur nutz- und ziellosen Gaukelei wird, gemischt aus krankhaften Phantasmen und Selbsttäuschungen und aus possen- und lügenhaftem Trug (der widerwärtige Spanier). Dieses frech romantische Spiel mit dem Leben (Kinderwechsel) wirkt verwirrend und innerlichst verletzend.

So ist Jean Pauls Roman immer. Die Handlung ist verschwindend klein; die Biographie ein fortlaufender Cyklus von inneren Phasen, Gemüthsstimmungen, Seelenzuständen; das gelehrte Beiwerk überladen, Satyre und Humor überströmend, die Phantasie üppig in alle Zonen greifend und abspringend. Das Leben dieser Traumwelt ist ein ewiges Ausmalen, wie es denn wäre, wenn und wenn .... natürlich, wenn es keine Realität gäbe. Die Charakteristik giebt meist Antiquitäten der Neuzeit; er gefällt sich auch psychologisch in dem,

was kein reales Leben hat; man sehe die Gestalten der „unsichtbaren Loge“. Einzelne Scenerien wirken immer ergreifend. Schwerverständlich ist der aus dem ganzen Weltall zusammengetragene Apparat seiner mit Polypenarmen um sich greifenden Bilderwelt; wundervoll aber ist die Farbengebung, sie sprüht in elektrischen Reflexen. Mondschein und Sonnenroth, Wetterleuchten und Abendglühen, Sommernachthauch und Winterfrost, Sturm und lispelndes Lüftchen, Polareis und Tropengluth umarmen und bekämpfen sich in reichem Spiel. Prächtig springen die tausend Farbenstrahlen seiner bunt goldglänzenden Bilderwelt, wenn sie sich ergehen in der unendlichen Natur und ihr das Sonntagskleid schimmernd überwerfen; aber die blitzenden Strahlen brechen sich zu oft unter demselben Winkel, es ist, als ob der Maler aus seinen Farbentöpfen immer wieder dieselbe Tusche herauslangte, rosig umwölkten Abendschein über blühender Frühlingslandschaft, und krankhaft ermüdet wendet sich das Auge von den mondscheingelben Gemälden ab. Auch da greift das Räderwerk nicht in einander und die Einheit fehlt, um die luftig zerflatternden Bilder in ein Kunstganzes zu verbinden.

Ein ganz besonderes Product ist die „Vorschule der Aesthetik“ die doch wohl höher steht, als sie meist angeschlagen wird. Dichtergeist hat die Schönheitslinien der griechisch-plastischen und die verschwimmenden Umrisse der christlich-romantischen Anschauung verfolgt und das Walten des dichterischen Genius in seinem tief innerlichen Wesen geschaut. Aus dem Großen gehauene Fassung, die überall das Recht des Genius wahrt, scharfsinnige Theorien, glänzende, selbst tiefe Gedanken, nicht blos schlagender Witz und geistreiche Einfälle sind da zu finden. Richtig ist, daß Form und Verbindung oft barok, das Urtheil viel weniger logisch begründet als instinctiv aufgegriffen, die Behandlung ungleich abspringend, das Detail unsicher und zweifelhaft, eine wahrhaft philosophische Begründung nicht zu suchen ist. Bedeutend aber bleibt trotz Allem das großsinnige Verständniß im Ganzen: wie sollte Jean Paul auch nicht das Leben der Poesie erfassen, er, der nie ein anderes lebte!

Jean Pauls ganzes Wesen ist Stimmung; unklare und verschwommene Färbungen lösen Leben und Natur auf; von wahrhafter Kenntniß, von Zeichnung ist keine Rede. Er suchte nie eine innere Durchbildung, sondern brauchte sich und Andere höchstens als Studie,

ein fast freventliches Spiel treibend, das ihm immer den Stempel des Unwahren aufdrückt: das ist seine Anlage und seine Schuld. Das Kleinleben faßt er mit viel Sinn auf, aber nie mit Liebe, und sein Humor ist durchweg ein zersetzter. Er wäre ganz eigentlich für die Idylle geschaffen, hätte er sich nicht durch Ironie und Künstelei, Reflexion und Phantastik, Leichtfertigkeit und Excentricität, Absichtlichkeit und Spiel um alle Natur und selbst um ihr Verständniß gebracht. Geist und Phantasie schimmern reich, sind es aber keineswegs, sondern eher arm und monoton, darum ermüden auch seine excitirten Harmonikatöne. Selbst seine weibliche Receptivität ist schillernd, ein ewiges Zerfließen; es ist kein Kern in der weibisch aufgelösten Natur.

Bloßer Schein war es, wenn Jean Paul und die eigentlichen Vertreter der Romantik sich zunächst nicht verstanden und sich sogar feindlich bekämpften; sie sind beide ganz gleich angelegt, weßhalb sich denn später auch leicht das Bündniß schloß. Innerlichst begründete Wahrheit aber liegt darin, wenn er zu Kants Philosophie auf ganz feindlichem Fuße steht, denn er ist im Schaffen und Leben der vollendete Typus kindischer Willkür.

Jean Paul läßt sich eben so wenig übersetzen als nachahmen.

Eins muß ihm unvergessen bleiben, um so mehr, als man es bei dem Wolkenwandler nicht sucht und darum auch selten findet: In den Tagen der deutschen Schmach hat Jean Paul unter den Ersten gestanden, die eine großherzige Erhebung und zugleich einen merkwürdig klaren Blick in die Zeit und die Bedingungen der Rettung darlegten.

So viel von den Uebergangsgestalten; sie hinter uns, werden wir erst recht den deutschen Literaturboden unserer Periode mit seinen selbstgezeugten Früchten betreten.

Keine der anderen Literaturen erhebt sich jetzt noch zu gleicher Höhe.

**Französische Literatur des Kaiserreichs.** Sie ist spärlich, nüchtern und einförmig, bedeutsam einzig, was gegen das Napoleonische Regiment reagirt, und nur die von dem Militärkaiser so viel geschmähte und verfolgte Ideologie, die er frühe schon mit Recht als die seiner Natur und seinen Zwecken widerstrebendste Macht erkannte, brachte es zu bleibenden Zeugnissen des Geistes. Das Kaiserreich wollte beide, Literatur und Kunst, von jeder Einwirkung auf den Gang des nationalen Lebens ablösen, sie gewissermaßen in isolirte

Kreise bannen und von da aus nur dienend verwenden; nur akademisches Geschwätz und auf die Praxis gerichtete Untersuchung sollten gelten, nichts Freies, nichts Originelles ward geduldet. Die Kunst wurde nur gehegt, so weit sie der Verherrlichung des Reiches und seines Schöpfers diente; die Wissenschaft nur, so weit sie dem materiellen Nutzen und der Technik frommte. Napoleon unterdrückte die Ideen und hätte doch nach seinem eigenen Ausspruch wissen sollen, daß er damit blos an seinem Verderben arbeite. Die moralischen und historischen Wissenschaften blieben im ganzen Umfang des Unterrichtswesens von unten bis oben verstümmelt, überhaupt Alles, was freies Denken wecken kann, verpönt. Napoleon selber sandte seine überraschenden fliegenden bulletins in die Welt hinaus und hatte im Rath immer seine Rhetoren um sich wie bei den Repräsentationen seine Künstler und im Felde seine Militär-Zeichner und -Kartographen (Baeler d'Albe). So wurden beide, Literatur und Kunst, erniedrigt, und das künstlerische Schaffen verfiel oder bildete sich höchstens einseitig aus; so wurden aber auch alle idealistisch denkenden und frei strebenden Köpfe in die Opposition getrieben.

Fast Alles, was ihm literarisch dient, ist bloßes abgeschwächtes Anhängsel der letzten akademischen Literatur und des Salonlebens aus dem zweitletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Dahin gehört auch die einzige für das Kaiserreich brauchbare Philosophie des Materialismus, deren Theorien wesentlich die Auffassung des Lebensprincipes und das darauf beruhende Verhältniß des Leibes zur Seele beschlagen, wodurch wieder die Unsterblichkeitsfrage nahe berührt wird. In dem Sinne wirken: der eitle und seichte akademische Schönredner Fontanes, neben Regnault de St. Jean d'Angely der blödeste und unverschämteste der Prediger der heroischen Nullität, der nie Etwas geschaffen und als Großmeister der Universität auch nicht das Geringste für den Volksunterricht gethan hat. Noch viel ärger treibt es der Jesuitenzögling Geoffroy, erst royalistisch-servil, dann kaiserlich-servilst, der unredlichste Schwätzer und Lobredner des Reiches, der seine Stellung als Redacteur des Feuilleton am Journal des débats niederträchtig mißbraucht und ausbeutet. Von zweifelhafter Haltung ist der mittelmäßige Lyriker und Dramenschreiber M. J. Chénier. Delille's belehrend-beschreibende Reimerei ist Nichts als Rhetorik ohne Eindruck und kalte Prosa in gefeilten Formen, und der langweilige

Uebersetzer und Nachahmer des Virgil verdient die Vergessenheit, in die er bald gefallen ist. Ebenso der schwache Dramatiker Legouvé, in der beschreibend-lehrhaften Poeterei Delille's Nachfolger; auch bei ihm findet sich höchstens wieder etwas schöne Form. Der als Mensch sehr achtungswerthe, als Schriftsteller sehr mittelmäßige Fabre stellt die ganze inhaltleere, akademisch correcte Schreibweise dar. Die Akademie selber, deren Preise er mehrmals gewinnt, wählt zu Preisaufgaben die nichtssagendsten Themata, wieder ein Zeichen von der geistigen Leere der Zeit. Schöne und regelrechte Sprache ist Alles, sie zehrt geistlos an den Erinnerungen und Formregeln Boileau's, und ihr ständiger Secretär Suard erweist sich bald blind eingenommen gegen alles seit 1789 von der Literatur Geschaffene. — Immerhin höher stehen Lemontey und Lemercier. Jener schreibt unter Napoleons Auspicien und mit Benutzung der geheimen Staatsarchive die trefflichen historischen Werke über die Monarchie unter Ludwig XIV. und über die Regentschaft; kühner Blick und strenger Wahrheitssinn zeichnen ihn aus. Dieser wagt zuerst die steifen Gesetze der Dramaturgie nach Art der romantischen Schule zu durchbrechen. Er verfaßt Tragödien und Komödien, führt in die letzteren auch historische Stoffe (Staatsactionen) ein, ist sehr fruchtbar, von der Kritik mehr verfolgt als anerkannt, setzt einseitig seine eignen Anschauungen durch, arbeitet wie Wenige nur aus individuellen Mitteln heraus, hat viele Schönheiten und große Fehler.

Die einzigen würdigen Blätter der kaiserlichen Literatur und Geschichte sind den Schlachtfeldern entwachsen; das Kaiserreich hat mit Eisen geschrieben, seine bulletins sind ebenso glänzend und begeisternd als unwahr, vor allen die der großen Armee, alles Uebrige ist Tirade oder Mechanismus, denn die Grundlagen dieses Reiches vertragen sich nicht mit wahrhafter geistiger Ausbildung und dulden solche auch nicht.

Der erste bedeutende Vermittler des französischen Geistes mit dem deutschen sowie der beiden Literaturen ist Villers, der ebenso sehr durch die lebendige Einwirkung und den geistvollen Umgang von Bedeutung wird wie durch seine Schriften. Er hat über Luther, Kant und die deutschen protestantischen Universitäten mit Geist und Gründlichkeit geschrieben.

Die aus der deutschen Literatur in die französische übergegangene Ideologie mußte Napoleon höchlich verhaßt sein; denn der exclusiv auf

das äußere Factum abstellende und es erzwingende, gewaltsam auf der Willkür des eignen Selbst fußende, mathematisch den Erfolg berechnende und die abgestandenen Formen und Zustände wieder aufweckende Eigenwille des Militärkaisers war polarisch entgegengesetzt der allgemeinen neuzeitlichen Vernunft, welche nach einer ganz neuen, durch die Thatkraft des Geistes herzustellenden Weltform und Selbstbefreiung langt; und natürlich mußte diese schließlich Sieger bleiben.

Deutscher Einfluß ist es bereits, daß sich diese Ideologie und überhaupt Alles, was auf französischem Boden mehr oder weniger den Namen der Philosophie führt, dem Spiritualismus zuwendet. Daß sie sich wesentlich auf das Leben richtet, immer eklektisch verfährt und vor Allem die praktischen Consequenzen betont, ist die natürliche Richtung des französischen Geistes; auch wird sie nie systematisch in deutschem Sinn, ihre Vertreter müßten denn die französische Natur verläugnen können. Sie wirft sich mit besonderer Intensität auf Psychologie und geht durch sie hindurch auf die praktischen Fragen der Moral und Ethik und von da noch weiter auf Leben und Politik über.

Noch ist eines besonderen Umstandes zu gedenken, welcher mit daran Schuld trug, daß erst später das Bewußtsein einer natürlichen und gefühlten Lyrik in Frankreich aufkam; es ist die sehr geringe Bekanntschaft dieser Zeit mit dem großen Sänger und Opfer der Revolution, André Chénier, dessen Gedichte erst 1819, vermehrt 1833 erschienen. War doch der in griechischer Anmuth und strahlender Naturbegeisterung Gezogene durch die Revolution in die rächenden Jamben hineingeworfen worden, denen die Kunst, wenn auch noch so fein studirt und noch so liebend verstanden, blos noch zum Mittel diente; war er doch nach langer Dürre unter den Franzosen wieder der erste Dichter des Herzens; in der That der Offenbarer einer mächtigen und reichen Poesie der Zukunft, deren Eine Saite wenigstens bei ihm in reichen und vollen Akkorden ausklang!

**Englische Literatur.** Ansehen und Verbreitung der englischen Sprache nehmen außerordentlich zu. Das Aufgraben der Schätze alter Volkspoesie hebt auch hier an und wirkt gleich fördernd auf alle Gattungen der Dichtkunst; der episch-lyrische Ton zuerst, dann der Roman

sind es, die vor allen dadurch gewinnen. Darin geht der in seinem Hauptwirken später herrschend auftretende Walter Scott mit seinen Volksliedern bestimmend vor, und er führt sich in dieser Periode mit seinen eignen epischen Gesängen ähnlichen tief ansprechenden Tones bereits als ein Stern erster Größe in die Literatur ein, während Byron's mächtige und glühende Phantasie losgebunden im Süden und Oriente schweift. England behält trotz der ungeheuren geistigen und materiellen Ausgaben, die der Kampf gegen den Napoleonismus und das allgeschäftige Eingreifen in die Geschichte des Continentes fordern, trotz des kritischen Durchganges durch Ministerien, die entweder mit ebenso viel Geist als Kraft seine constitutionelle Freiheit niederdrücken oder geistlos und unfähig seine Kräfte lahmlegen, noch Energie genug für durchaus freie Geistesentfaltung, die zum Theil ganz außer Berührung mit der Gegenwart steht, zum Theil aus idealen Höhen sie beschaut und richtet und bestimmt. Der Vertreter sind wenige, aber sie ragen um so höher auf. Moore ist das literarische Haupt der Zeit. — Philosophisch-literarisch-kritisch kommen in den essays and treatises insbesondere die Arbeiten minderen Anlaufes auf, durch welche und für welche mit die reviews erstehen und blühen, anerkannt die mustergebenden für den Continent. — Die Berührung mit dem Deutschen wird steigend und sehr bestimmend. An Zahl und Werth der Producte behauptet die Poesie in gebundener und ungebundener Form die erste Stelle. Die sogenannte lake school entfaltet ihre Thätigkeit; sie ist keineswegs national, sondern von der deutschen Balladendichtung und dem durchs Deutsche hindurchgegangenen Romanticismus inspirirt, mit welchem sie vollständig die Form- und Zwecklosigkeit theilt. Sie giebt meist Naturschilderei, die ganz nach der bizarren Romantik der schottischen Seegelände gefärbt ist. Ueberhaupt macht hier die kecke Farbengebung Alles, Zeichnung, Formabrundung und Composition fehlen. Das ist die lautere Poesie des Widerspruchs, die in ihrer Raffinirtheit mit Vorliebe das Abscheuliche, Unmögliche und Widersinnige pflegt, eigensinnig die Contraste aufsucht und zuspitzt, verworrene und dunkle Phantasiebilder ohne psychologische Motive aufstellt, politisch natürlich ganz in den Dienst der Reaction genommen ist. Im Interesse der Freiheit und der Poesie stieß sich Byrons mächtig selbstständige Natur an dem ganzen tollen Gebahren, und er hat die kleinen Geister unerbittlich mit seinem maliciösen Spott übergossen.

**Italienische Literatur.** Die französische Einwirkung giebt der italienischen Bildung keine Tiefe, aber Ausdehnung, und weckt das Volk auf. In Blüthe steht im Grunde nur die Lyrik eines Foscolo und Pindemonte, und vor ihrem Ueberwiegen tritt alles Andere zurück, auch was von diesen und Anderen auf dem dramatischen und geschichtlichen Felde versucht wird. Trotzdem ist diese Periode für Italien die Weckerin eines neuen und folgenreichen Lebens auch nach Seiten der rein geistigen Entwicklung, und ihr Werth erscheint um so höher, wenn man gebührend erwägt, daß in ihr ohne allen Zweifel die Wurzelkeime der neuesten Auferstehung des lange unwürdig geknechteten und unwürdiger zerrissenen Volkes liegen. Denn schon sind die dämmernden Bilder eines kommenden nationalen Aufschwunges, aufgegangen an den beiden geradehin divergirenden Factoren: dem allen Edleren gemeinsamen und tieftrauernden Bewußtsein von dem langen und gründlichen Verfall einer-, den unsterblichen Erinnerungen an die einstige classische Hoheit, die sich dem Italiener immer noch in den todten Mauern Roms sprechend verkörpert, anderseits — schon sind sie die Geister weckenden und Geister bewegenden Mächte. Alle Sympathien des Volkes, von der tiefen Trauer bis zum jubelnden Morgenruf, vom religiös ergebenen und zuwartenden Vertrauen bis zum revolutionären Sturmschrei, sprechen sich lebendig in lyrischen Gesängen aus, der natürlichsten Ausdrucksform dieser Sprache und dieses Volkes. Aber allen Stimmen ist das trauernde Bewußtsein gemein vom Verfall und der Zerrissenheit ihrer Nation. Der schlagendste Grundzug ist das urächt Nationale. — Verglichen mit der nachfolgenden fast totalen Verödung der Restaurationszeit ist die französische Periode immerhin ein Glanzpunkt, und vor allen der Name Foscolo's wiegt trotz all seiner Schwächen und Unebenheiten an tiefgehender Wirkung Dutzende von Mittelmäßigkeiten auf.

---

**Die romantische Schule.** Literarische Haupt- und Grundanschauung bleibt die romantische Schule, das der deutschen Literatur aufgepfropfte Gewächs, das von ihr aus auch sogleich in die anderen Literaturen übergeht und die natürlichste, darum auch trefflichste Aeußerung in der französischen nimmt. — Dunkles, weit hinausgreifendes Streben; Langen nach unklaren Idealen, genährt an dem mit Begier eingesogenen Gefühl gährender Jugend- und Manneskraft; herausforderndes Kokettiren mit Tod und Leben, mit Welt und Denken; Tändeln mit einer Liebeslust

odes, mit klagender Sehnsucht und wilden Schmerzen, so geläufig,
bedacht, daß der unbefriedigte Ausdruck selbst aus den Bildwerken
lten will herausgelesen werden; bis zur Abgötterei getriebene Ver-
g der Kunst, die sich mit Religion und Frauenliebe in ein allen
ıntikern in den verschiedensten Nüancen, aber immer unklar durchs
ziehendes Gefühl verwiebt; neben dem tausendfach gepredigten
ben an die beseligende Macht der Kunst ein Spielen in und mit
das ihr selbst Schaden thut und sie wesenlos macht; überhaupt
tastisches Weben ohne ethischen Halt und jenen Ernst, der Kunst
Leben erst adelt; die personificirte Aeußerlichkeit und der Dilettan-
ıs in großem Styl; die Lebensweisheit des freien Genusses und
ecken Eingreifens, die aber in ganz deutscher Manier immer doc-
: bleibt, selbst in der eben darum liederlichen „Lucinde“; keck
hweifender Sinn, der sich auf sich selber pochend als heldengroßes
nesbewußtsein geben möchte; jenes aus den alten Dichterbünden
rbte, bei diesen romantischen Seelen mit allem zuckersüßen Brei
gedankenschwachen Civilisation versetzte Freundschaftsschwärmen;
rfertiges Ausrufen und Ansetzen zu neuen Schöpfungen, die selten
den ersten Anlauf hinauskommen; ein Wollen, das nur das
n will, und eine Begeisterung, die wohl Großes verlangt, aber
vermag, weil freilich der hochfliegende Schöpfungsdrang da ist,
nicht die rechte Kraft; das Gemisch aus einem stofflosen, künst-
, nur um seiner eigenen Gluth willen, an der sich die kalten
n erwärmen und berauschen wollen, aufgeschürten Schwärmen
einem sentenzen- und reflexionslustigen, nie tiefen Gedankenleben,
ich beide nach momentanen Wallungen gesetzlos kreuzen; die am
ıarmen Idealitätsschwindel aufkletternde polemische Ueberhebung
unsichere ästhetische Bildung; das harmonielos verwobene Product
Analyse und der Schwärmerei ohne Gestaltung noch Verband
zweckbewußtes Geistesschaffen; Selbstbeobachtung, Selbstanstaunen,
vergötterung, Aufschrauben des Unbedeutenden zur Wichtigkeit,
als es die Franzosen gewohnt sind; Umkehr des Gemeinen ins
wöhnliche, des Bekannten ins Unbekannte, des Niedrigen ins
bene, des Endlichen ins Ewige, überhaupt das Herstellen eines
lichen Scheines, worin nach Novalis, der dafür wenigstens das
lichste Gefühl hatte, das nothwendige Romantisiren der Welt
t; in Alledem Raffinement und Unnatur, daher die Künstler-

novellen, Malergeschichten, Selbstbekenntnisse schöner Seelen, die Briefliteratur: das ist die Seele der Romantik. So entsteht der orakelnde Nihilismus, hinter dessen Schleiern der deutsche Geist so gern nach apollonischer Weisheit stöbert. Diesem willkürlichen Individualismus, der etwas Außergewöhnliches sein und doch allgemeine Gesetze geben will, geht die Grundbedingung alles künstlerisch Schönen ab: die freie Gesetzlichkeit. Es ist das melodisch sein wollende bedeutungslose Spiel, das sich principiell verherrlicht und von dem Ernste der Idee und des Lebens höchstens streifen läßt. Das hat sich an den Producten gerächt. Die völlig fundamentlose und unklare Abgötterei mit einem neuen priesterlichen Kunstcult, der sich dem Leben gegenüberstellt — jenes das urschöne Ideal, dieses die gemeine Wirklichkeit — wird so viel und verheißend gepredigt, daß wohl endlich auch Ungläubige gläubig werden mußten. Die Schule will — das ist ihr eignes Geständniß — eine Universalpoesie durchführen wie eine kosmopolitische Kunstreligion. Die Tendenz kehrt immer und überall zurück zum altreligiösen Glauben vor aller Kritik und zur Herrlichkeit des deutsch-römischen Kaiserthums; nur darin wird das Heil erblickt auch gegen die eiserne Noth der Zeit, die Fremdherrschaft. Diese Geister klettern zwergartig an den alten Burg- und Klosterruinen des christkatholischen Ritterthums auf und ab. — Fast überall tritt die verirrte Phantasie in die Kritik hinein, die in den unsichersten und weitesten Bildern anbetend schwärmt, während die Poesie reflectirt und analysirt. — Verhältniß zur Religion: Es ist seltsam, wie die so christlich sein wollende Romantik (selbst Novalis, ihr tiefst religiöses Gemüth) in ihrer Begeisterung für die erst zu schaffende Kunstreligion auf die verschiedensten, wandelbarsten, mit Allem eher als dem positiven Christenthum stimmenden Anschauungen geräth; seltsam, wie sich Pantheismus, katholisches Christenthum, künstlerische Zukunftsreligion in ein gedanken- und verbandloses Gefühlsgebräu zusammenwerfen, dessen Substanz, sofern überhaupt von solcher zu reden ist, in den einzelnen Köpfen bald mehr, bald weniger vom Christenthum unabhängig, zu ihm feindlich ist. So erweist sich Fr. Schlegel in den „Fragmenten" noch dem Bibelglauben, ja dem Christenthum selber eher feindlich als geneigt, die eigentlichen Christen erscheinen ihm als die Gegner der neuaufstrebenden Kunstreligion. Aehnliches sagt sogar der gemüthlich-fromme Novalis. Doch was soll kommen? Das schaut oder sagt nicht Einer von ihnen. Was sie

vom Christenthum verstehen, sind höchstens die mittelalterlichen Vorstellungen von der allgemeinen Sündhaftigkeit, dem nothwendigen passiven Gehorsam, dem Knechtesdienste der Massen und dem irdischen Jammerthal: die Theorie zur Politik der heiligen Allianz. Sie treiben es überhaupt mit dem Namen Religion, der ihnen das Trivialste verkleiden soll, ärger als Feuerbach, dem Essen und Trinken religiöse Acte werden. Die widerspruchsvollsten und widerwärtigsten Erscheinungen auf dem Boden sind die, welche eine ganze Reihe gesetzloser Phasen durchgehen, um endlich platter Dinge in den Hafen der katholischen Kirche einzulaufen.

In keiner Art Production hat die Romantik ihre Excesse mehr offengelegt als im Drama, das unter ihrer Bearbeitung nur gelitten hat. Da giebt sie allen Causalzusammenhang auf, ja sie hält nicht einmal die Wesenheit der Personen fest. Von Handlung ist oft gar keine Rede, dafür tritt dialogisch oder musikalisch variirte Erzählung oder Anecdote auf, auch die nicht rein, sondern mit Reflexionen überhäuft. Die Auflösungen sind widersprechend oder ganz mangelhaft.

Eine ganz andere ist ihre Stellung zu Lyrik und Kritik, die beide großen Reichthum von Anschauungen und Anregungen aus ihr davongetragen haben. Jene wird ungemein bereichert an Formen und Gefühlen, Anschauungen und Gedanken, diese freilich mehr angedeutet als verarbeitet; kurz, neue und weite Blicke gehen ihr auf. Der Kritik danken wir — und das ist wohl das entscheidendste Verdienst dieser Schule, namentlich A. W. Schlegel's —, daß sie die Literatur mit den übrigen historischen Lebensrichtungen in genaue Verbindung brachte, damit die kritische Anschauung hob und weitete, erst den concentrischen Lebenspunkt der literarischen Erscheinungen finden, ja erst suchen lehrte und die lahme philologische Wortklauberei der gewohnten Kleinkritik zurückdrängte. Die Kunstkritik wird in ihren Gebieten erweitert und in ihren Gedanken vertieft; Philologie und Alterthumskunde nehmen unvergleichlich größere Dimensionen an; Kenntniß und Verständniß des Fremden steigen mit Riesenschritten. Die Kritik der Schule, aufs Engste zusammenhängend mit der Philosophie und den halbhistorischen Strebungen der Zeit, ist doppelter Natur: nach der einen Seite grundsatzlos, verschwommen, orakelnd, in weiten Bildern, Analogien und Streifgedanken sich ergehend, mehr von Phantasie und Poesie als logischer Bestimmtheit an sich tragend, nach der anderen Seite universell, geistig

und seelisch vertieft, aus dem Großen schöpfend und ins Große gehend. Ihre Vorzüge sind gewichtiger als die Mängel. Auch der Kreis der Kenner erweitert sich ungemein, wozu der Umstand mitwirkte, daß die Schule das Aufkommen literarischer Journale und das der Taschenbuchliteratur, die erst etwa drei Jahrzehnte zählte, entschieden begünstigte. Der geistverwandte Solger war es, der das ästhetisch-kritische Urtheil, namentlich Tieck's, stark bestimmte und 1805 die kunstgeschichtlichen Principien im „Erwin“ auseinanderlegte, während Adam Müller's „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur“ 1807 die förmliche Vergötterung des Romanticismus sind.

Nichts aber ist größer als der Reichthum an Anschauungen, Bildern und Formen, welche der Lyrik einen unendlichen Schwung gegeben haben. Wir haben derselben Denkrichtung die neu erwachte Begeisterung für die Natur des Volkes und seine Lieder, die Einkehr in den nationalen Geist und die nationale Geschichte zu danken; daher die großen germanistischen Studien, daher die Forschungen auf dem Boden der Provinzialgeschichte und die viel größeren auf dem der Sprache. So ist das auch die Zeit des ersten großen Eingehens auf die deutschen Volksbücher und Volkslieder, der Sammlungen und Bearbeitungen fürs Volk, das man zunächst einfach, ohne noch kritisch zu sondern, mit dem Inhalte seiner Vergangenheit bekannt machen will. Hieher zählen die Ausgaben von von der Hagen und Büsching, so die deutschen Volkslieder mit Melodie, hieher die mit feiner Sorgfalt für das Ursprüngliche ausgeführte Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen“ durch die Gebrüder Grimm 1812—13, als Wesentlichstes aber von der Hagens Bearbeitung des Nibelungenliedes 1807. Aber auch dieses Treiben ist bei den eigentlichen Romantikern nicht national; sie fliehen ins altdeutsche Reckenthum wie in jedes andere Fremde. Die neue Manier verliert sich zunächst überhaupt noch in eine Masse von mehr oder minder geistreichen Unwahrscheinlichkeiten, forcirten Analogien, Vermuthungen, Bildern, zufälligen Zusammenstellungen; sie setzt noch das Gefühl über den Begriff, die ästhetische Stimmung über das gesetzmäßig begründete Verständniß; es bleibt noch mehr beim Arbeiten nach künstlerischem Belieben als nach Grundsätzen, am härtesten aber hat ihr die überwuchernde Tendenz geschadet.

Romantik und Idealphilosophie, so sehr sie sich im innersten Kern entgegengesetzt sind, treten doch mit einander auf und gehen eine über-

raschende Verflechtung ein. Viel natürlicher ist der Bund, den die Romantik in ihrer zweiten, ausgesprochen freiheitsfeindlichen Phase abschließt mit dem Pantheismus von wesentlich Schellingscher Färbung, der theoretisch ebenso die Freiheit aufhebt, wie jene sie praktisch bekämpft. Unläugbar bleibt, daß auch diese zwei Richtungen in ihrer reinen und schönen Zeit das Geistesleben mit einem Reichthum befruchteten, welcher der flach und äußerlich gewordenen Aufklärung gegenüber ein unschätzbarer Gewinn war. Damals noch nicht aristokratisch tendirend, in Wahrheit den geistigen Fortschritt fördernd, schlägt die Romantik bald um und packt Alles und Alle, hält sich ja Goethe selber nicht frei von ihr! Im Anfang wurde wesentlich durch die beiden Schlegel die verflachte Literatur (Nicolai — Kotzebue) vergeistigt und das Verständniß nach den verschiedensten Seiten hin (Alterthum, Germanismus) vertieft. Auch die Romantik will zunächst die innerlich sich vollziehende und befreiende Reform des deutschen Lebens, aber frühe schon sucht sie dieselbe nicht nach vorn, sondern schaut rückwärts; der Blick in die ritterlich-hierarchische Kaiserzeit blendet ihre Sinne und stumpft ihr Verständniß ab. In ihrer vom Licht abgewendeten Phase gehen von München, Berlin und Wien die mittelalterlichen Liebhabereien aus. Es ist hier mehr innerlich sich vollziehend dieselbe Strömung, die in Frankreich, das überhaupt keine geistige Entfaltung duldete, aus den Sansculotten besternte Militär- und Civildespoten machte. Die Deutschen dieser Sorte aber sind erst cynisch, dann frömmelnd, und die consequentesten werden katholisch. Die Schule nimmt überhaupt insofern eine Entwicklung zum Katholicismus wie zu jedem anderen Fremden, als sie schließlich das Ideelle, zu dessen Gunsten sie zuerst die Realität verflüchtigte, veräußerlicht und zur bloßen Form herabsetzt. Darum ist das auch die Zeit der großen Convertiten: Graf Leopold v. Stolberg giebt 1800 das bitter gegeißelte Beispiel, Fr. v. Schlegel 1801, Adam Müller 1805, Zacharias Werner 1811 folgen nach, und der Herr v. Haller, der ihrer würdige Staatsrechtskünstler der Schule, schließt 1820 die Reihe. Natürlich ist Wien der Hauptsitz dieses Treibens, doch nistet es sich fast ebenso stark in dem deutsch-protestantischen Berlin ein. Den Ton geben außerdem in dieser und der nächsten Periode eine große Zahl vornehmer Personen an: Reichsfürsten und Reichsgrafen, deren reichsunmittelbaren Fürstenrang die Zeit gebeugt oder deren Herrenrechte sie beschnitten hatte und die

nun für die gefallene Größe in der alleinseligmachenden Kirche Heilung suchten. Es liegt ein vornehmer Tick in dieser Sucht, die auch in unserer zweiten großen Reactionsperiode als natürlicher Rückschlag wiederkehrt und immer von den Kreisen ausgeht, bei denen es guter Ton ist, heute frivol und morgen bigott zu sein oder doch zu scheinen. Manches auch erinnert an den orientalischen Quietismus: Feier des Müßiggangs; darum ist das Rückblicken nach Indien nicht widerstrebend, man sucht nach einer Weisheit des Dunkeln, Urreligion; das ist eine Richtung, die zusammenstimmt mit der momentanen Ueberhebung der neuerschlossenen indischen Literatur durch die vergleichende Sprachforschung.

Wie diese romantische Literatur mit weiblicher Receptivität wesentlich auf der Leichtigkeit des Anempfindens ruht, so ihre bedeutsamste und zum Theil auch segensreichste Wirkung auf allseitigen Anregungen. Die Poesie, ganz vom Leben abgewandt, ward vornehm und darum später so leicht der Reaction dienstbar, die auch ein Deutschland wollte, aber ein kreuzritterliches. Dieser Dualismus verkehrte auch die Begriffe; das Gefährliche ward erst klar, als die Richtung trotz ihres sehr geringen Berufes dazu anfing ins staatliche Getriebe einzugreifen; die uns nicht passende Kunstneigung führte auf noch weniger passende Sympathien in Staat und Gesellschaft. Diesen künstlich katholisirenden Hängen steht die zügellose Frivolität genau so nahe wie die religiöse Schwärmerei. Den Gipfelpunkt der unserer deutsch-protestantischen Bildung ins Gesicht schlagenden Verkehrtheit bildet die Verehrung des „ganz göttlichen“ Calderon. Die Romantik bildet überhaupt eine Literatur aus, die nie national ist; es soll Weltliteratur sein, die sogar mit dem Orient liebäugelt, und zuerst die neue Kunstreligion, hernach der alte Katholicismus soll Weltreligion werden, wie der französische Kaiserstaat zur gleichen Zeit Weltreich werden will. Sie ist für die ausgesuchte Gesellschaft und hat immer etwas Ausschließliches. Insbesondere ist sie für die Frauen da, die deßhalb auch von so vielfachem Einfluß in den Kreisen waren und nicht blos Literatur zu treiben, sondern selber zu produciren begannen. Nicht Einer der Hauptträger macht den Eindruck, einer männlich tragischen Leidenschaft oder einer die Stürme überdauernden Begeisterung fähig zu sein, darum schufen sie so wenig Großes und Bleibendes. Wo die Kraft fehlt, soll der Sinn ausreichen; die Schule appellirt immer an die Neigung. Wo

das freie Künstlerleben und die Ungebundenheit der schönen Künstlerseelen in dem Grade die Kunstanschauungen illustriren und die Leistungen beeinflussen, da muß die Kritik danach fragen, und die Führer der Schule machen im Leben keinen besseren Eindruck als in der Kunst, das kommt bei der Beurtheilung ihrer Schriften mit in Rechnung. Zügellosigkeit und Anmaßung erweckten der Romantik schon um die Wende des Jahrhunderts von allen Seiten heftige Feindschaft und riefen einen erbitterten literarischen Kampf wach.

Diese Literaturperiode ist ganz entsprechender Weise mit charakterisirt durch die Uebersetzungsmanie, die uns geblieben ist und damals gänzlich den Zug nach dem romanischen Süden aufnimmt. Namen wie Gries, Kannegießer, später Streckfuß u. a., die nur darin ihre Bedeutung haben, würden sich heute bei Weitem nicht mehr den Klang machen, wie er ihnen als Ersten in der Bahn geblieben. Streckfuß eifert Gries nach, wohl dem Berühmtesten, und hat für die Uebertragung des Dante an Kannegießer einen guten Vorgänger. Tiecks Uebersetzung des „Don Quixote“ 1799—1801 steht weit über den vorausgegangenen. Sprachgewandtheit und leichte Behandlung der südlichen Formen ist ihnen allen gemeinsam. Gries beobachtet vollkommene Treue. Hieher zählt auch der Dichter Friedrich Adolph Kuhn; er beginnt 1802 und endet 1807 mit seinem Freunde Th. Winkler (Th. Hell) die Uebertragung der „Lusiade“. Selber der Orient bekommt seinen Tribut; so wird der „Divan“ des Hafis (Oden und Elegien) 1812—15 von Hammer übertragen. Indische Ausgaben und Uebersetzungen folgen. Von Gewicht und Einfluß sind die mehrfachen Uebersetzungen des Ossian aus dem Gälischen, namentlich des vielseitigen Philologen Christ. Wilhelm Ahlwardt Uebertragung, 1811. Der „Amadis von Gallien“ wird französisch und englisch erneuert. Hieher gehören auch Bearbeitungen und Uebersetzungen der „Edda“, insbesondere P. E. Müllers Untersuchungen. Auch nach der Seite haben A. W. Schlegel und Tieck Vollendetes geliefert, schon durch die glückliche und hochbedeutende Wahl ihres Stoffes, und ihre Uebersetzung Shakespeare's gilt mit Recht heute noch als meisterhaft. Mag sie vielleicht für den jetzigen Kunstgeschmack namentlich in der Darstellung mehrfach derb und hart erscheinen, mögen die originellen Freiheiten des merry old England etwas keck mit herüber genommen sein: gerade daß sie den Geist und Geschmack des altenglischen Theaters

mit seltener Treue und liebevoll eingedrungenem Verständniß wiedergiebt, wahrt ihr als bleibendem Grundstein einen unvergänglichen Platz. A. W. Schlegel hat die Uebersetzung zuerst von 1797 bis 1810 angegriffen, unvollendet weggelegt, später mit Tieck revidirt und die fehlenden Stücke von diesem bearbeiten lassen, der später zur Vollendung der großen Arbeit noch den Grafen Baudissin beizieht. Das „Spanische Theater" liefert Tieck 1803—9, „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" 1804. Ueberall trifft er mit Leichtigkeit den Geist und zeigt technische Vollendung, Sylbenmaß und Reim nach strengen Regeln festhaltend. — So wird massenhaft fremder Stoff in unser Leben hereingetragen, bereichernd, aber auch verwirrend.

Wesentlich von Außen nach Innen arbeitend und zunächst nur von der Form ausgehend, verhielt sich die Schule gleichgültig gegen den Inhalt, bis endlich der den nationalen und zeitgemäßen Forderungen widersprechende sie widerstandslos gefangen nahm. Die Sünde gegen den Geist ist ihre größte praktische Schuld. Jedes Zeitverständniß geht diesen befangenen Naturen ab, und sie behaupten über ihr eignes Zeitalter das Widersprechendste und Unwahrste. Der Gang, den sie nehmen, ist bereits sehr richtig bezeichnet worden: er geht vom Schwärmen für die freie Kunstform bis zum Anbeten des rohen Stoffes — immer das Schicksal, das den in der Luft hängenden Idealismus erwartet, der leicht in die rohe Materie herabsinkt. So kam die Romantik zum Katholicismus, wie die nihilistische Idealphilosophie und die überschwängliche Theologie gar gern in materialistische Idolatrie umschlagen. Das schwachsinnige Geschlecht verkehrte schließlich die objective Ruhe Goethe's und die subjective Verflüchtigung Fichte's, und daraus entstehen der mittelalterlich-orientalische Quietismus, der lahme Mysticismus, die Ironie und das Spiel, die geniale Willkür, die thatenarme Abwendung vom Leben und der Geschichte, die verfeinerte Genußsucht und frivole Frömmelei der dienstbaren Geister, welche die politische Restauration nur aufzugreifen brauchte, um ihre Unfreiheit und Unduldsamkeit auf Obscurantismus und geistige Erlahmung zu stützen. — Nichts bezeichnet schärfer die dem deutschen Geist eigne Abtrennung des idealen von dem realen Leben, als das Zusammenfallen der Blüthe dieser lebensfeindlichen Poesie und Philosophie mit den ungeheuersten politischen Krisen, welche mit Donnerlaut ins Zeitleben zurückriefen, und fremde Häupter (Madame de Staël) mußten

den damaligen Wortführern der deutschen Literatur die Schmach vorhalten, die größten Errungenschaften des deutschen Geistes zu bemäkeln und das nationale Leben verfallen zu lassen.

Auszeichnend für die Formbehandlung der ganzen Schule sind künstliche Form- und Reimverschlingungen, Reimfülle, Assonanz, Verwendung altdeutscher und Nachahmung antiker und südlicher Formen, abspringender Strophenbau, Mengen von Poesie und Prosa, ins Formlose gehende Willkür.

Es mag barok scheinen und hat doch seine sichere Begründung, wenn man behauptet, daß alle wesentlichen Grundzüge der Schule, in erster Linie ihre Mängel, am sichersten aus den Gedichten der Schlegel, namentlich Friedrichs, herausschauen.

Die romantische Abwendung vom Leben ward in den Massen und ihren Häuptern durch die fast fatalistisch riesigen und raschen Schicksalsschläge getragen, die erst Alle vor dem Einen und dann den Einen selber niederwarfen, als sein Uebermuth (ὕβρις) den eignen Willen dem Fatum gleich zu achten und zu setzen wagte. Diese Schläge sind gleichsam die empirisch-zeitlichen Spiegelbilder der erdrückenden Immanenz des Absoluten, die in Schellings und Hegels Philosophemen kein Endlich-Individuelles aufkommen läßt. Uebrigens ging das romantische Element, welches überall das Alte als ein phantastisch vorgebildetes Neues zu setzen bemüht war, schon mit Napoleons Wiederaufrichtung des Katholizismus in geschichtliche That über.

Die Führer der Schule sind die beiden Schlegel und Tieck.

Die beiden Schlegel stellen sich mit mehr Berechtigung, als ihrer Poesie zukommt, wesentlich die Aufgabe, das romantische Princip in der Kritik und durch sie zu fixiren. Beide Vertreter derselben Schule, beide denselben Gebieten zugewendet, fordern sie doch sehr verschiedene Werthung. Friedrich hat wenig Bleibendes geschaffen, schon jetzt ist das Meiste von dem, was er schrieb, vergessen; zu früh an weite Aufgaben gegangen, hat er sie unvollendet liegen lassen und hernach meist zerstückt gearbeitet. Anders sein Bruder. Wäre Nichts weiter als die dramatischen Vorlesungen, so hat er sich mit ihnen ein bleibendes Denkmal geschaffen. Klarheit und Anmuth zeichnen seine Prosa aus. Friedrich ist ein an den Krankheiten der Schule, an denen August Wilhelm mit leidet, wirklich verkümmerter Geist geworden, das leibhafte Beispiel der

sich selbst überschätzenden Unproductivität und weiblich-kokettirenden Sensualität. Er zeigt ebenso viel Zersplitterung in den überall höchst unvollständigen Studien wie Verschwimmen in der Kritik und Poesie. August Wilhelm ist der bei Weitem größere Geist, weil überhaupt eine kräftigere, in sich sichere und klare Natur, die deßhalb constanter bleibt und immer etwas Classisches wahrt. Es ist wahr, daß er zu Anfang des Jahrhunderts über seine Zeit, die er im Interesse der mittelalterlich katholisirenden Anschauungen herabsetzt, ebenso verkehrte Behauptungen aufstellt wie die Anderen und einer Vergeistigung der Materie und ihrer Beziehungen zum Menschen nachjagt, die Nichts als Magie wird. Aber es sind Gedankenmomente der ebenso gut von Paris als von Wien ausgehenden Strömung, die sein geklärterer Geist wieder überwindet, und schon um die Mitte des Jahrzehnts spricht er sich mit classischer Einsicht, ja mit Bitterkeit gegen die Schlaffheit der träumerischen Poesie seiner Freunde aus, das Bedürfniß einer kräftigeren Regung fühlend. Auch Dichter ist Friedrich noch viel weniger als sein Bruder. Die Lyrik der beiden Brüder, die höchstens gemachte Dichter waren, hat etwas Geschraubtes, es ist kaltes Feuer. Aeußere Vollendung: Formvariation, gewandte Technik, bestechende Sprachkunst, das ist Alles. August Wilhelms „Gedichte" erschienen zuerst 1800; das Glänzendste sind die Sonette, die namentlich zur Nachahmung herausforderten. Die „Gedichte" von Wilhelm Friedrich 1809 sind allerdings vaterländisch angeregt, theils dithyrambisch, theils elegisch.

## Friedrich Schlegel.

Friedrich Schlegels poetische Thätigkeit umfaßt meist das erste Jahrzehnt. Seine Gedichte sind nur versificirte Prosagedanken, wundergläubige Erzählungen und fromme Sentenzen. Er hat nicht die Vorzüge seines Bruders, aber ausgesprochenst alle seine Mängel, ja die der ganzen Schule. Wer alle ihre wesenlosen Grundzüge beisammen finden will, der sehe nach „An Heliodora" und das Lehrgedicht „Herkules Musagetes". Der auffallendste Compositionsmangel, Bild- und Gestaltlosigkeit, kalte und geschraubte Gebilde ohne alles warme Leben, matte, farblose, nüchterne Stukkaturarbeit, Ueberwiegen schiefer Tendenz setzen diese Thätigkeit herab. Wer will z. B. in dem viel unter den besten ausgezogenen „Das versunkene Schloß" eine Spur von künst-

lerischer Anordnung oder einheitlichem Bilden herausfinden; wer sollte nicht fühlen, daß schwere Kälte die erstarrten Gestalten drückt? Nichts als die bloßgelegte Tendenz geben die zwei „An die Dichter" und „An die Deutschen" 1810; Ritterthum und Kirche, mittelalterliche Größe, hochmüthiges Träumen von einem priesterlichen Kunstcult, dessen Tempel bereits anfange gen Himmel zu steigen. Die stilistischen Formen selbst, ohne Reiz, leiden oft Gewalt; die Assonanz bleibt ohne alle Wirkung, fast ungehört; die Reime sind erzwungen und unrein wie die Begeisterung. Ohne Maß braucht er entweder die in ihren Reimverschlingungen schwelgende Sonettenform oder geht zurück auf die eindruckslos gewordene Assonanz oder noch weiter zur ganz reimlosen Versification; allgemein scheint ihm der Reim nicht zu fließen. Seiner Weise paßt das häufige Fortschreiten in strophenlosen Gängen oder in nicht festen und vielfach an Länge wechselnden Strophen. Nicht Form, nicht Gedanke zeigen organische Verbindung. Weder der Satz- noch der Versbau sind schön, kaum correct; schwerfällig hingebaut, machen sie doch den Eindruck des Vernachlässigten. Vielfach willkürliche, ja geradezu falsche Sprachformen laufen Anschauungen parallel, die unklar, verschroben und gewunden den äußeren und inneren Sinn verletzen; der Dichter ist mangelhaft ausgebildet; wie keine Gestaltungskraft, so besitzt er keine Formauffassung.

Der analysirende Verstand und ein Kunst und Religion unklar vermengender unproductiver Enthusiasmus wirken harmonielos an dieser Dichtung, die nichts Anderes giebt als heterogen zusammengefühlte Lieder ohne geistige Einheit und mit unverständlichen Zügen. Das Zarte wird tändelnd, das feine Gefühl zum leicht Gefühlten, das duftig Kosende zum Spielenden, freilich noch mehr bei Tieck. Frühe schon geht er unverhüllt zurück zum halb sinnlichen Mariendienst und der spanisch wundersamen Mystification des Kreuzes — mit der südlichen Form südlicher Geist; aber gerade darin schweißt er nach Art von Brentano Gedanken und Gefühle in ein so formloses Conglomerat zusammen, daß sie jedem anderen Geist unverständlich sein müssen. Gipfel der Verirrung ist der Cult Calderons; das Sonett auf diesen bringt nur phantastisch orakelnde Kritik. Sein Gedicht ist der Phantasie ebenso bar wie der Erfindung. Auch seine Anschauung der Natur ist keine unmittelbare, sondern immer durch Gedankenreihen vermittelt, die sie beschweren und umhüllen; die Weise ist nicht sym-

bolisch, sondern wieder reflectirend; sie giebt nicht die Naturgestalten, sondern die Gedanken, die der Dichter sich über sie macht. Die einzelnen Gefühle mögen oft rein, die Gedanken oft wahr sein; aber sie vollenden kein schönes und faßbares Gebilde, haben keine Physiognomie. Daher auch so viele bedeutungslose kleine Portraits aus dem Naturleben, für welches er kaum geweckten Sinn hatte. Es ist unbestimmtes, willkürliches Naturdenken, dessen Geist flach, dessen Form verschwommen wird. Dasselbe Verschweben ins All, das er dem Geiste des Dichters zuschreibt, trägt er in geburtenarmem Idealisiren auf die Naturwesen über. Ebenso farblos, ebenso allgemein und reflectirend zusammengesucht sind die Geistesbilder, willkürlich an einander gedachte Züge von Portraits, die keinen einzigen eindringenden Blick ins Seelenleben gewähren.

Die oft nichtigen Stoffe trägt diese Poesie, weil ihr bewegende Ideen mangeln, mühsam aus aller Welt zusammen; oft scheint gar kein Stoff da, so in dem leeren „Traum". Ebenso die Genres. Darin bekundet Friedrich Schlegel am frappantesten den Mangel wahrhaft poetischen Lebens. Die „Sinngedichte" 1815 bespötteln die Philosophie, die doch diesen Köpfen so nothgethan hätte, um die verworrenen Gedanken etwas abzuklären. Auch er giebt wie die Anderen unbestimmt lange und zahlreiche Varianten. — Alles in Allem mangeln Friedrich Schlegel zu allererst zwei Grundbedingungen, die den Dichter machen: sinnscharfe Anschauungsgabe und formenreine Gestaltungskraft.

Leicht abzunehmen ist, daß dieser Art dichterischen Wesens die Befähigung zum Drama nicht eigen sein konnte. In der That ist der „Alarcos", schon von Schiller ein seltsames Amalgama des Antiken und Neuest-Modernen geheißen, ein widerspruchsvolles, ja völlig verwirrendes Stück, eine Art Schicksalstragödie, die kurzes, wüstes und blutiges Leben hat und es in ihren kalten, widerstrebenden Formen und den gegen allen Kunstbegriff durch einander geworfenen Metren (antiken und modernen) nicht einmal zu nennenswerther Wirkung bringt. Hier wie überall will Schlegel nur durch Stimmungen wirken; die ethische Vermittelung oder Motivirung fehlt. Es ist Gespensterdramatik, der Stoff wie gewohnt nicht Erfindung des Dichters, sondern aus der spanischen Romanzenwelt entlehnt.

Die Behandlung der mittelalterlichen Sagen ist unschön, poesielos, selbst dürftig und in Allem unzeitig.

Immerhin mehr spontane Kraft liegt in der „Lucinde“, dem viel berufenen Roman. Ein eigenthümliches Product: Ueberströmen des Gefühls bis zum Zerfließen ins Unendliche und damit Zerstören seiner selbst. Spiegelbild der zerfahrenen Stimmung sind schon die langgedehnten und doch wieder wild springenden Perioden, überladen mit einer Masse hochtönender Epitheta. Nicht der Standpunkt unserer versteinerten theologischen Moral ists — und eben sie hat gegen die Lucinde so viel Schreiens gemacht —, dem zu liebe das Werk verurtheilt werden darf; der Fehler ist ein künstlerischer, dessen Quell innen im Gemüthe selber liegt. Es ist Etwas wie Ironie: jenes überwallende Gefühl einer hochgehenden und sich selber heilig sprechenden Lebenskraft, die jede Schranke niederstürmen und den Kelch bis zum Grunde leeren will, — was thut sie denn, die gewaltige? Sie tobt sich aus in hohlen hohen Worten von der Ewigkeit einer Liebe und Freundschaft, die morgen hin sind; sie gebärdet sich als Heros in den Umarmungen einer schönen Frau; sie stürzt ins wilde Gewühl der That am Toilettentisch; sie verströmt ihr Herzblut in tragischen Declamationen. Schlegel berührt in seinem Roman den eigentlichsten Quellpunkt des Gemüthslebens, und gewiß, er giebt ein gut Theil seines eigenen Fühlens; aber eben das, was er so eigentlich will, läßt sich nicht darstellen; Worte und Bilder fließen formlos aus einander, und die feinen psychischen Gestalten werden unter dem Bilden unmerklich andere, als der Künstler wollte — der Engel wird Fratze. Das Wahre auf diesem Feld ist immer das Unsagbare. So konnte sich weder Harmonie noch Vollendung noch Einheit herstellen, auch von ferne nicht; es ist planloses Schaffen in zerstückten Momenten, und neben dem Uebermuthe der Leidenschaft liegt die doctrinär kalte Systematik. Weder die Vertheidiger noch die Gegner des nutzlos berühmt gewordenen Werkes haben genugsam gewürdigt, daß es nur nackt verstandesmäßige und in ein System gebrachte Analyse bringt, die sich einerseits jedem Spiel mit Formen und Gedanken ergiebt, anderseits doctrinär kleidet: darum ist die „Lucinde“ unsittlich und liederlich. Denn die Frivolität ist nie abstoßender und auch nie verderblicher, als wenn sie eine gute Partie Pedanterie hat, und die Leidenschaft wird erbärmlich, wenn sie erkünstelt ist und sich gemächlich selber secirt. In Einem liegt Wahrheit, und es ist gerade das, woran sich unsre Convenienzmoral stößt: das Wegwerfen der kleinmeisterlichen Schranken, das

Schwelgen in den Schätzen des eigenen Geistes, das blühende Quellen der Natur, das fein Geistige des Genußlebens, die incarnirte Geistigkeit, darin die That nicht untergehen, sondern zur höchsten Blüthe emporschießen sollte, kurz: die stolze, ideale, in sich ganze und darum mächtige Menschlichkeit, entgegen dem partiellen und Standesmenschen, den unsere Zeit gebärt. Aber die „Lucinde" ist nur der Schatten vom Schatten eines solchen Lebensbildes. Heinse's „Ardinghello" hat wenigstens blühendere Sprache, natürlichere Gluth des Empfindens und tieferes Kunstbewußtsein voraus.

Die Aufwärmung des geistlichen Ritterthums, wie sie z. B. Dorothee Schlegel im „Roland" nach Turpin versucht hat, ist gänzlich mißlungen. Was sollen solche Romanzen ohne Kraft und Farbe, ohne zeitliche und örtliche Bestimmtheit; in eintönig reimlose Verse gebrachte chronikartige Referate von Priestersegnungen und Kriegsthaten, Rathschläge und Reden von Fürsten und Führern, wundergläubige Traum- und Zeichenerscheinungen, Sprüche und Mahnungen zu heiligem Leben und zum Kampfe für Tugend und Religion, was soll uns das Gemengsel aus dem geistlichen Ritterthum in seiner erkünstelt alterthümlichen Einfachheit und schlechten Form? — Nicht viel besser sind Fr. Schlegels eigne Ausführungen in den „Romantischen Sagen und Dichtungen des Mittelalters". Auf das schlichte Gemüth der Volkssage, das ihren ganzen Zauber macht, verstehen sich diese verkünstelten Culturmenschen nicht, die Wunderwelt erstarrt ihnen unter der Hand; Tieck ist der Einzige, der sie sinnig wieder zu beleben versteht.

Friedrich Schlegel als Prosaiker macht einen durchaus zwiespältigen Eindruck. Er, der sich zuerst für die Idealphilosophie begeisterte, ihren großen Fortschritt von Kant aus predigte und mit Fichte für den fortschreitenden Zeitgeist war, hat sich von den klaren und geistvollen Ansichten seiner Jugend aus nur rückwärts entwickelt. Er ist Schritt um Schritt zum rhetorischen Sophisten herabgesunken, um schließlich der hohen österreichischen Aristokratie mit seiner halbwahren Geschichtskenntniß und den poetischen Phrasen auszuhelfen, die gemüthlicher und schuldloser schienen, als sie waren. Verliebt in seine indischen Studien macht er sich zuletzt den brütenden Müßiggang der Hindus zum Ideal und sieht in der Pflanzenähnlichkeit das höchste Glück und vollendete Leben. Sein Geistesgang erinnert stark an

Schelling, und man bedauert das ernstlich, wenn man rückblickt auf die Klarheit und den Scharfsinn, womit er sich in den wie bei jenem überraschend früh entwickelten Jahren ausgesprochen. Was ist u. A. feiner und was hat sich seither ausgesprochener bestätigt als die wesentliche Anschauung, daß „die moderne Poesie weniger nach dem Schönen als nach dem Charakteristischen und Interessanten strebe!“ Fast ergötzlich aber berührt es, seine frühesten Aussprüche zu vergleichen, die mit scharfsinniger Durchdringung die Grundübel aufdecken, welche die ganze weitere Gestaltung der romantischen Poesie und Kritik und selber der pantheistischen Philosophie kennzeichnen und die Schlegel selbst am stärksten treffen. Man sollte meinen, die Ironie, womit diese Leute spielen, habe hier mit ihnen selber gespielt; Aehnliches ist Tieck geschehen.

Er beginnt zwar gleich mit einer großen Einseitigkeit, die man mit der späteren und schlimmeren seines Geistes kaum vereinbar halten sollte, wenn sie nicht an seiner ursprünglichen Stellung zur classischen Literatur und Bildung hinge. Da will er die altgriechische, freilich schon auch die orientalische Mythologie und Symbolik dem modernen Leben aufpfropfen; da soll die neuere Poesie eigentlich nur in Bezug auf die alte Leben und Vollendung haben, für sich — als reflectirt — nicht; da soll überhaupt nur die antike Classicität das Gültige und Bestimmende sein. Die griechische Poesie nimmt er mit viel Recht wie keine andere als den vollen und reichen Ausdruck des nationalen Wesens, weßhalb sie ebenso vollendet als natürlich ward. Er zeigt da einen Sinn für das Naturwüchsige und Klare, den ihm später die Tendenz und der Dilettantismus verdorben haben. Ueberhaupt liegt in seinen frühesten historischen Schriften, deren erste, eine Jugendarbeit, selbst der große Philolog Heyne anerkennend aufnahm, neben einer Fülle von Gelehrsamkeit originelles Denken und die volle Kraft der historisch-kritischen Waffen, die er nachher nicht mehr mit dem gleichen Glücke schwang. Er versteht sich da weitaus besser als später auf die antike Welt, die er wenigstens einmal gründlich studirt hat. So ists mit seinen Urtheilen über alte und neue Poesie. Sieht man billiger Weise ab von den jugendlich unreifen Aufsätzen, die sich wie Schülerarbeiten ausnehmen, so haben schon die „Studien des classischen Alterthums“, die fast nur Literaturgeschichte berühren, mehrere charakteristische Eigenthümlichkeiten hellenischer Poesie mit genialer Schärfe des

Blickes erfaßt. Wenn uns viele seiner Ansichten nicht mehr genügen, so darf die Billigkeit nicht vergessen, daß die neuesten philologischen Untersuchungen großen Umfangs uns viel weiter reichenden und abgeklärten Einblick eröffnet haben. Unter die Mängel zählen die grundlosen Klagen über Mangel an Einheit, Zusammenhang und organischer Entwicklung in der neueren Poesie und damit auch die schiefen Prophezeiungen, die sich nicht erwahrt haben; nicht dem von Schlegel gesteckten Ziele geht sie zu. Was sollen die ewig tönenden Ansprüche auf Classicität und antike Entfaltung? Christenthum und Völkerwanderung haben wie den Gang der Geschichte so das Leben und Streben der Kunst wesentlich umgewandelt, und auf diesen Grundlagen hat die neue Welt in allen Gebieten selbstständig fortzubauen. Als letztes Ziel kann nur die Versöhnung mit der Antike, nicht die Rückkehr zu ihr gesetzt werden. Die allerwärts hin greifenden Strebungen der neuen Zeit sind eine natürliche Folge der tausendfach sich verästelnden Bildung, und insofern ist auch die Kunst in einfacher Naturgemäßheit mit der Zeit vorangegangen. Das gegen die „Kritik und Theorie der alten und neuen Poesie". Jene und ähnliche Behauptungen sind um so auffallender, als sie direct dem Princip entgegenlaufen, für das Schlegel mehr und mehr alle Waffen seines Geistes ins Feld führte, und als er anderwärts die tiefsten Einblicke thut in Wesen und Mängel der Romantik selbst. Daß Mythologie und Symbolik im weitesten Sinn die centralen Angelpunkte der neueren Poesie sein oder werden sollen („Gespräch über die Poesie" 1800) oder daß uns mit einem künstlichen Wiederaufwecken der alten Mythologie geholfen sei, sind wieder Einseitigkeiten, die auf mangelhafter Anschauung der Zeit im Ganzen beruhen.

Von dieser Bevorzugung des Antiken ist er schließlich nicht blos zurückgekommen, sondern er hat die griechische Literatur und Kunst selbst aus völlig schiefen Gesichtspunkten beurtheilt. Da soll gar auch aus ihr durchdringender Schmerz über den Verlust einer besseren Mensch- und Gottheitsperiode herausschauen. Einseitiger und willkürlicher läßt sich doch schwerlich schließen, als diese christkatholische Sentimentalität es thut. Es ist eben die Zeit, in welcher aus allen seinen Urtheilen der Renegat herausguckt.

Mehr liebendes Verständniß hat Schlegel für die bildende Kunst, in erster Linie die christliche Malerei und Architektur, bewahrt, deren

Studium er im ersten Jahrzehnt in Harmonie mit dem der romantischen Dichtung insbesondere verfolgt. Seine „Gemäldebeschreibungen" von Stücken der Pariser und der Düsseldorfer Gallerie haben bleibendes Verdienst, wenn sie auch natürlich in technischer Beziehung mangelhaft ind. Drei Vorzüge kennzeichnen diese kunsttheoretischen Anschauungen: 1. Schlegel versetzt sich immer in den Grundgedanken des Kunstwerks, urtheilt von Innen heraus und leitet alle Beziehungen und Erscheinungsweisen als Strahlen aus diesem Focus ab. So stellt er sich kräftig der tödtenden Secirung und Verzerrung jedweder Kunstidee entgegen, die in philisterhaft prosaischer Anschauung jedes Moment anormal für sich herauszerrt. 2. Schlegel schlägt hier den historischen Weg ein, für den er sonst kein Verständniß hat. Das hat ihn auf manche tiefe Wahrheit geführt und vor den Luftgebilden philosophischer Abstraction geschützt. 3. Schlegel hält die Malerkunst reiner als sonst von fremden, namentlich plastischen Elementen, — eine seltene Eigenschaft, denn er und die ganze Schule verwischen im Allgemeinen die Grenzen der Künste so, daß Malerei und Poesie in ihren Grundlagen zusammenfließen. Das Höchste in der Kunst bleibt ihm übrigens immer die Symbolik, und im Festhalten religiös-christlicher Stoffe geht er bereits bis zur Ausschließung. — Was er zerstreut und vermischt über gothische Baukunst beibringt, ist von wenig Gewicht; plastische Größe geht ihm weniger auf.

Friedrich Schlegel ist zuerst durch die Fichtesche Philosophie zur Bedeutung gekommen und zugleich durch sie in seinen ersten Zeiten gesund und klar erhalten. Schon der „Bruno" ist zwar nicht mehr so tagklar und reformatorisch das wissenschaftliche Leben anfassend wie die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums", aber beide Schriften bezeichnen noch seine beste Zeit und sind werthvolle Zierden unserer Literatur geblieben.

Im Verlaufe des ersten Jahrzehnts läßt sich Schritt um Schritt verfolgen, wie er sich dem Stolbergisch-christkatholischen Standpunkt in die Arme wirft, welcher nur die Geister versteht, auf die das christliche Helldunkel dämmerndes Halblicht wirft, und ebenso unwahr ist wie die materialistisch-aufklärende Richtung, der er sich diametral entgegenstellt. Zwar geht er anfangs sachte. Noch 1810 in den „Vorlesungen über neuere Geschichte" ist er etwas freier als hernach und auch anerkennender gegen die Reformation, Beides aus der gepflegten

Rücksicht auf England, bringt es aber doch in seinem Bilde des neuen Deutschland höchstens zum alten Kaiserthum mit Adelsverfassung und einem Adelssenat und will später die absolute Monarchie mit höchster kirchlicher Macht. Entschieden in seiner letzten Phase zeigen ihn schon im Jahr darauf seine Wiener Vorlesungen, 1812 erschienen als „Geschichte der alten und neuen Literatur", die als der letzte große Abdruck dieses Geistes genommen werden muß und wohl ausgeprägte Tendenz, aber ebenso wenig wie irgend eines seiner kritischen Werke einen festen Grundgedanken zum Träger hat. Da sind die Inconsequenzen massenhaft, und das Schiefe und Kleinliche wird zum nackten kritischen Unrecht. Auch dieses Werk enthält viel weniger eigne Forschung als vielmehr die gewandt und zuversichtlich zurechtgelegten Materialien fremden Wissens. Nirgends regiert ein Princip, und die Tendenz, die ihn überall, wo sie durchbricht, zu den leersten Sophismen und Parteilichkeiten führt, hat ihm den Blick so sehr getrübt, daß er sich aus der jugendlichen Klarheit vollständig ins verschwommene Halbdunkel verliert. Diese Fassung, die seine Schriften Grad um Grad ungenießbarer machte, liegt wie ein Alp auf der Literaturgeschichte, rückt ihm die gesammte Schriftwelt der Neuzeit in falsches Licht und drückt dem Werke mehr als es sonst verdiente den Stempel der einseitigen Beschränktheit auf. Seine Kritik übergeht oder berührt nur flüchtig die bedeutendsten Namen und Werke, wenn sie widerstrebenden Sinnes sind; sie verbreitet sich über obscure Geister, wenn der christliche Dämmerschein eine Glorie auf sie wirft; sie wird schließlich jesuitisch. Wenige Beispiele als Beleg: Die mystisch umschleierte Behandlung der biblischen Schriften, die freilich dieses Halblicht der gothischen Spitzbogenfenster am feierlichsten kleidet; dieselbe unverständliche Phraseologie über J. Böhme; die willkürliche Abschätzung der französischen Schriftsteller, wonach wohl Bossuet mit seiner christlichen Salbung den ersten Rang einnimmt; die widerwärtig ins Christenthum hineingeschraubte Stellung, die Lessing einnimmt — der große Mann würde seine Schultern heben und das Gehäuse zerschmettern, das ihn erniedrigt, 2c. Diese Art deutscher Wissenschaft ist um Nichts besser als die französische, über deren mit Geist spielende Oberflächlichkeit wir den Stab zu brechen gewohnt sind. Wenn Fr. Schlegel alles Ernstes Goethe mit den französischen Rationalisten, insbesondere mit Voltaire zusammenstellt, so liegt kaum mehr Sinn dahinter, als wenn Madame de Staël dasselbe mit Schiller thut.

Schlegels Kritik ist immer mehr aufgelöste Empfindung und Stim-
ıng oder Tendenz, als Urtheil. Immer fallen zu viele Streif- und
:enzgedanken ein, die oft Nichts weiter als sich selber beleuchten.
e Allgemeinheit der Urtheile wird gern zur Unklarheit und Unbe-
nmtheit.

Schlegel liebt das Fragment, weil er selber eines ist. Seine und
: Fragmente von Novalis mit einander verglichen würden genügen,
ı die beiden Geister gegenseitig zu charakterisiren. Jene reiten den
itz todt in allen möglichen Parodien. Sein Bruder selber hat sicher
'annt, daß Alles was er sucht das Auffallende und Ungewöhnliche
; später ist an dessen Stelle das Tendenziöse getreten. Das Seltsame
i Novalis befremdet weniger und verletzt nie, weil es ihm natürlich
zuströmt, bei Fr. Schlegel aber erscheint es als leeres Witzspiel,
ıter dem wir keine Tiefe auch nur vermuthen können. Er liebte das
ıradoxe und Widersprechende von früh an und jagte nach ihm.
einer Entwicklung gemäß ward er immer unklarer und einseitiger,
ne Schreibart immer unschöner und verworrener, je mehr er darauf
sging, Vieles zu verdecken, zu limitiren, blos durchschimmern zu
ssen, kurz das Wahre nur halb zu sagen, was mit dem zunehmenden
berwuchern des Tendenziösen in seinem Wesen zusammenhing.

Fr. Schlegel hat die wissenschaftliche Welt zuerst eindringlich und
irksam, wenn auch noch dilettantisch in die von den Engländern nach
ıropa getragenen Studien des Indischen eingeführt, mit excessiven
ırstellungen, die durch Begünstigung der Ansicht von einer mystisch-
ientalischen Weisheit eher schadeten. Er macht mit mehr Begeisterung
s Fond massenhafte Conjecturen und Folgerungen, die etwas jugend-
h Unreifes haben und von der strengen Wissenschaft seit dem dritten
ıhrzehnt zurückgewiesen sind. Es soll da göttliche Urweisheit ver-
rgen liegen, was wieder auf die der Reaction so gut dienende Idee
ıausläuft von einer ursprünglich göttlichen Hoheit des Menschen-
schlechts, von der es durch die steigende Verderbniß, den beliebten
ündenfall, herabgesunken sein soll — eine Vorstellung ebenso ver-
ırt wie im revolutionären Lager Rousseau's Einfall vom Glück eines
iven Urzustandes der Menschheit. Auch A. W. Schlegel treibt Indisch
ıd edirt 1820—30 die „Indische Bibliothek“.

Ein großer Vorzug ist allen diesen Geistern eigen: sie reißen die
teratur nicht vom Leben ab, sondern führen sie in Parallele fort mit

der gesammten geistigen Entwicklung der Zeiten und Völker und fassen sie so erst in ihrem innersten Wesen.

## August Wilhelm Schlegel.

A. W. Schlegels lange Dichterperiode, wenig reich an Producten, geht von 1787—1840; das Meiste fällt in die zwei Jahrzehnte 1790—1810.

Auch seine Lyrik ziert sich mit jenem kecken Vertrauen auf ursprüngliche Naturbestimmtheit, unfehlbare innere Kraft, die aus sich selber springend alles Hohe gebiert. Sie fühlt sich zum Höchsten berufen und sieht stolz auf nachbessernde Kunstmanier und Kritik herab. Schon das erste der Sonette und „Dichtersinn" setzen des Dichters eigne Persönlichkeit in Scene und in einer Art, die nicht frei von Anmaßung ist. Dieser Ton ist weniger berechtigt als der niederdonnernde Witz verbunden mit jener der Schule eignen „göttlichen Grobheit" in der „Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten v. Kotzebue" oder als die glücklich treffende Persiflage auf allerlei geistige Engen und Beschränktheiten im „Wettgesang dreier Poeten". Wie wenig reich strömt der innere Quell! Daher die Widersprüche: Die Formen sind meist künstlich und gewandt, und doch verletzen rauhe Kraftausdrücke den gemeinen Formsinn, und statt der Kunst tritt Künstelei ein („Der welke Kranz"). Wie bezeichnend ists für diesen Uebermuth der sogenannten eingebornen Kraft, daß gleich das erste Gedicht von „der Jünger ungehirnter Rotte" redet!

Bilder und Anschauungen greifen mit Vorliebe ins classische Alterthum zurück; Sinn und Tendenz aber sind mittelalterlich oder neuzeitlich romantisch. Das Fragment „Tristan" schmiegt sich dem einfachen epischen Ton, den alten Formen und Anschauungen der Minne- und Ritterzeit an. — Gegen die bloße Reflexion ergehen sich genial sein wollende Ergüsse, aber das Meiste ist selber beleuchtend, ja alltäglich, zu Vieles kunstrichterlich. Ans Alterthum gelehnte philosophische Dichtung liegt z. B. im „Prometheus", der mit eindringlichem Ernste Geschick und Ringen des Menschengeschlechtes verfolgt. Die künstlerische Vollendung fehlt auch da: keine Einheit ist errungen, zu viel philosophirt, zu wenig Handlung für die Sage jener ewig hohen Riesenthat, die hier abstract modernisirt abgewogen wird. Philosophirend

auch „Der Bund der Kirche mit den Künsten", von viel weniger Wahrheit und Weite der Ideen, nur wieder der gern gepredigte, dem romanischen Katholicismus ureigne und mit den Sympathien für ihn von der Romantik aufgegriffne Gedanke, der die Kunst zur Magd der Kirche machen möchte.

Diese Dichtung giebt sich dafür, aus tiefem Herzensquell zu springen; sie ist meist künstlich emporgetriebene Emphase, deren Worte höher gehen als das Gefühl; ein „sich zum Gotte Schwärmen", das gar zu selbstbewußt ist; Pygmalionsche Göttersehnsucht, aber nicht der durch die Resignation des reinen Schönheitsdienstes erkaufte Götterfunke. Nackt tritt als unüberwundenes das ringende und streitende Element in die Schranke.

Wie kein Zweiter der Schule ist A. W. Schlegel von dem classischen Principe durchdrungen; doch wie steht dazu die unsichere Weite, das Springende, die Unklarheit hochgethürmter Ideale? Griechisches Maß liegt weder in den phantasieberauschten Sprüngen seiner himmelstürmenden Gedanken und als ewig ausgegebenen Gefühle, noch in dem hochgeschraubten Ausdrucke, der mit Tod und Seligkeit und unendlichem Streben so groß thut; weder in dem ziellosen Umhertasten in einem Meer unendlicher Gefühle, noch in dem Emporfliegen zu Sternen und Engeln, das ohne Halt einzig den Charakter des Ueberschwänglichen annimmt. Gedanken und Gefühle werden an einen Zielpunkt herangezogen, an dem sie in unbestimmter Folge und mit mehr oder weniger Breite ablaufen. Nur wo er sich mäßigt, tritt der Dichter heraus, dem die ewigen Gefühle in der Klarheit der Selbstbeschränkung aufgegangen.

Schlegels Dichtung sucht antike Bilder und Gleichnisse auf, führt antike Sagen durch und berührt sich darin am genauesten mit unsrer unmittelbar vorausgegangenen classischen Periode, ja mit Schiller, den sie Alle doch nicht anerkennen. Sie sucht ferner ideenverwandter im Mittelalter und greift aus den alten Ritterromanen. Sie langt polemisch und anklagend in die Gegenwart hinein. Sie zerstückelt sich an einer Unzahl kleiner und gelegentlicher Stoffe, die sie bald mit epigrammatischer Kürze, bald in philosophirender Breite durchführt. Es ist viel Variation, schon dadurch verurtheilt, daß die Zahl der Varianten (man sehe zum Tieckschen Thema „Die Sprache der Liebe"), die so ziemlich von gleicher Güte sein können, fähig ist ins Unbestimmte zu gehen; diese Schaustellung wird tändelndes Spiel.

Wahr ist, daß der an den plastischen Anschauungen und dem Kunstgefühl des classischen Alterthums viel geschulte Geist bestimmend heraustritt; diese Kenntniß färbt Vers- und Satzbau, bedingt auch viel die Anschauung. Doch am natürlichsten paßt ihm das Sonett. Er hat die kleine, zart in sich verschlungene, reimvolle harmonische Bildung innerlichst begriffen und ist auch ihr Meister geworden (siehe „Das Sonett“). Sie fließt ihm wie von selbst in melodischem Ebenmaß und rundet sich in südlicher Harmonie und Glätte, aber auch in südlicher Weichheit und kraftloser Unsicherheit des inneren Kernes. Man mag die Mehrzahl der kleinen Bildchen, denen gern die Malerei Stoff gab, selber kleine Gemälde nennen von klarer und bewegungsloser Ruhe und ohne Tiefe; oft ist ihnen ein kraftloses Verschlingen von halbphilosophischer Kritik und poetisirender Verzierung eigen, überall zu viel des Blumenwindens, zu wenig der thatkräftigen Idee.

Unter den Romanzen, die zwar nirgend gedrungene Composition darlegen, verdienen etliche Auszeichnung, etliche sind förmliche Legenden, angemessen der katholischen Kirchentradition. — Zahlreiche ironische und satyrische Bildungen machen einem gewissen Uebermuthe der poetischen Laune Luft. Das Epigramm ist witzig, oft beißend, doch die Pfeile nicht immer scharf, die Farben bunt aufgetragen, die Streitlust wenig gerecht, wie denn die unausstehlich übermüthigen Sticheleien auf den „Riesen von Marbach“ von noch weniger Belang und Wahrheit sind als der verbissene Spott auf die kritische Geschichtschreibung (Niebuhr). Manchen Dichter- und Philosophenkram zeichnet allerdings diese rechts und links über die Schnur hauende Satyre zutreffend aus dem Verständniß ihrer Schwächen heraus und weiß in lachender Parodie durch Form, Vers und Ausdrucksweise die Angefochtenen zu persifliren.

Auf Schlegels Dichtung liegt im Ganzen etwas kalt Verglastes und Starres, als habe keine wahre Gluth sie getrieben; es sind Treibhauspflanzen ohne natürlichen Duft. Noch mehr als durch die in Schillers Weise aufgenommene Bildung in den classischen Formen sind seine Gedichte durch ihre Kälte beherrscht, und diese Formen sind in der Poesie allmälig ebenso versteint geworden wie in der bildenden Kunst. Das geschickte Form- und Sprachtalent mißbraucht er oft zu gedankenleeren Künsteleien und Exercitien, und dann werden auch die Formen verdreht. Seine Poesie gleicht klarer und windstiller Luft-

bläue, die sich für Meer und Himmel ausgiebt. Eine Masse Convenienzgedichte sind ganz Schmuck, aber Steinbilder ohne Leben, als wären sie um eine Auferstehungshoffnung betrogen worden. Zwei Geister — Hellenismus und Romantik — scheinen sich vermählen zu wollen; beide sind zu schwächlich. Doch setzt sich in dem bedeutenden Kopfe die zerfließende Sentimentalität mit dem hochgespannten Kraftverlangen in erträgliche Vermittelung durch den classisch gezogenen Sinn und eine der Persönlichkeit anhaftende Kraft.

Wir nennen unter den besten Stücken: „Pygmalion", vorzüglich, wenn auch auf fremden Grund gebaut und die Sage etwas langgesponnen; da lebt und webt jenes hohe Künstlersehnen, dem eigenen Geistes Tiefe und der hohen Götter Gunst selige Befriedigung gewähren. „Arion", die stolze Verherrlichung des Sängerthums, lebenvoll, in einfachem Kleid, ungekünstelter Composition, ruhig erzählendem Ton; die prächtige Ausstattung ist antik. „Die Warnung" erinnert an J. Kerners „Die wahnsinnigen Brüder" und ist mit einer gewissen Vollendung und künstlerischen Ruhe durchgeführt; durch die unbeweglichen Züge geht erschütternd Etwas von dem Unbewegten und Unabwendbaren der göttlichen Macht; das poetische Element ist in diesem Eingreifen kräftig scharf. „An Novalis", tief gefühlt, ist ein gemeinsames Todtenopfer mit reichem inneren Leben.

Die Euripideische Nachahmung „Jon", von dem antiken Dichterwerk nur zu Ungunsten der neuen Bearbeitung unterschieden, so am Schluß, der ein unverbesserliches Doppelwesen und damit überflüssige Scenen und ungelöste Verwicklung einführt, ist eigentlich in eine komische oder mindestens intrigante Tragödie mit unseligen Zwittergestalten verzerrt. Die nämliche Glasur liegt über ihr wie über den Gedichten, und ein Anflug von griechischer Plastik wandelt sich in starre Kälte. Wiederholung ähnlicher Motive und Situationen zeugt von armer Erfindung. Die Sentenzen, ohne hohe Gedanken, lispeln sich ab wie von Statuen, sogar die entzügelte Leidenschaft kann sich nicht recht hörbar machen. Entwicklung und Sprache sind äußerst einfach, aber auch kraftlos. Der „Jon" mag, wie Goethe meint, gut aufgeführt mit Leichtigkeit eine gewisse äußerliche Wirkung machen durch Tableaux, Costüme 2c.; aber nie wird er einen innerlichen Eindruck in uns zurücklassen, denn er hat keine ihm eigenthümliche Lebenskraft.

August Wilhelm Schlegel als Prosaiker wird stehen bleiben um der 1808 in Wien gehaltenen „Dramatischen Vorlesungen“ willen, die eines der gehaltvollsten Producte der Schule, noch mehr, eines der bedeutendsten kunsttheoretischen Werke der Neuzeit sind. Das heben seine eigne Einseitigkeit und das Ungenügen in Fragen der Kunstform wie die Fehler der Einzelurtheile ebenso wenig auf, als die Angriffe, die es frühe schon erfahren. Der Gelehrte mag Vieles streichen, damit ist über die Bedeutung des Werkes als literarische Erscheinung nicht entschieden. Es steht ganz in der großartigen Fassung, die den Geist eines Kunstwerkes nicht in einzelnen Stücken sucht, wo er nie zu finden, sondern im Einen Ganzen die Seele herausgreift, Leben schauend und Leben gebend. Es betont mit ebenso viel Grund die nationale Entwicklung als nothwendiges Lebensmoment der literarischen Blüthe; daß es diesen Grundsatz nicht gleichmäßig auf die verschiedenen Literaturen anwendet, ist sein Unrecht. Das ist ächt künstlerische Kritik, über der ein Hauch feinen dichterischen Gefühles schwebt, tiefgehende Beobachtung, kühn allem Großen und Hohen erschlossener Sinn. Die Urtheile sind fest, sicher, klar, ohne ungerecht zu werden, frei von nationaler oder zeitlicher Beschränktheit. Jene Manie der Classicität, die der ganzen neueren Poesie keinen Platz im Musentempel gönnen will, ist möglichst vermieden und so die Begeisterung für die Alten um so höher und reiner. Gebe man doch den beiden grundverschiedenen Principien der alten und neuen Kunst, des antiken und modernen Lebens ihre gegenseitige Berechtigung! Die Sprache ist ruhig, klar, wohlklingend, symmetrisch, ungekünstelt schön, selbst gemüthlich. — Einzelnes: Euripides im Verhältniß zu der Cultur einer Zeit, wo gerade ein allgemeines Schwanken der unbewußt natürlichen und zuvor gläubig angenommenen Vorstellungen und Mythen durchbrach, ein Riß in die glückselige Einfalt und Einheit von Natur und Kunst, möchte als Kind und Träger dieser zwiespältig unsicheren Culturperiode (und etwas Anderes konnte und wollte er nicht sein) mildere Beurtheilung ansprechen. Unter Anderm sind des Aristophanes „Wolken“ in ihrer innersten Tendenz unrichtig gefaßt. Ueber die römischen Productionen und ihre unselbstständige Kleinlichkeit ist mit freiem Geiste durchdringend geurtheilt. Allgemein weist A. W. Schlegel den culturgeschichtlichen und nationalen Verband auch an der Poesie des Alterthums nach und faßt ihr mögliches Verhältniß zur modernen Bildung bei Weitem



richtiger als sein Bruder. Diese seine Stimme verdient um so eher als Hahnenruf begrüßt zu werden, als noch heute der Götzendienst mit jenen lateinischen Zwerggeburten, und nicht auf dem dramatischen Boden allein, arg spukt. Schlagend nachgewiesen ist die Plattheit und Unnatur der Convenienzproducte des französischen Theaters; die durchaus nach Regeln fabricirte französische Tragödie ohne Gemüth und Charakter verdient diese Zurechtweisung, und warum soll Voltaire, nach der Seite nämlich, nicht gerade mitfahren? Dagegen wird immer Molière's größten Producten höhere Anerkennung gebühren. Das glänzendste kritische Talent entfaltet sich in dem Abschnitt über Shakespeare und die englische Bühne. A. W. Schlegels Stimme ist eine der ersten unter den bedeutenderen, die uns den Geist des großen Britten erschlossen; in der That bricht aus diesen kürzeren Skizzen das tiefsinnige Studium des großen Meisters hervor, ein Studium, aus dem Schlegel mit den genialen Blick seiner Kritik mag gezogen haben. Das Werk schließt mit zwei kurzen Abschnitten über spanisches und deutsches Theater, die mehr nur größere Ueberblicke über den historischen Gang geben, ohne genauer auf einzelne Erscheinungen einzugehen. Der Forscher findet hier, wo doch der Stoff so reich fließt, wenig mehr. Lessing, den Fr. Schlegel in so verzogene Stellung gebracht, wird auch von August Wilhelm nicht gewürdigt; Schiller natürlich herabgesetzt, was sich bis ins Einzelne nachweisen läßt, so u. A. an dem so kleinlich gefaßten Charakter des Karl Moor. — Daß die Nichtberücksichtigung des Technischen ein Grundmangel des Werkes sei, ist unrichtig; es will keine Geschichte des Theaters sein.

A. W. Schlegels Prosa zeigt durchweg blühende Sprache, elegante Form, mehr inneren Fond und mehr geistig durchdrungene Ordnung und deßhalb auch größere Festigkeit der Ansichten und dafür weniger ästhetischen Dilettantismus als die seines leichter angelegten und leichtfertiger spielenden und tastenden Bruders, doch ist des letzteren auch bei jenem immer noch genug.

Auch A. W. Schlegel hat die ästhetischen und politischen Excentricitäten der Schule mitgemacht; es ist aber für seine Beurtheilung ein Glück, daß er wenigstens im Leben die praktischen Consequenzen nicht zog und später zur angebornen Besonnenheit zurückkehrte. Diese Entwicklung prägt sich bei ihm aus in den Jahren 1802—08. Die „Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters“, 1802

in Berlin, theilen alle Sünden der Schule: das Zeitalter soll in allen Künsten und Wissenschaften rückwärts gehen, wahrhaft widersinnig in einer Zeit, wo nicht blos diese Riesenschritte vorwärts thaten, sondern auch einzelne von jenen (Musik, Sculptur) in besonderer Hoheit und neuer Blüthe standen. Um Nichts besser ist das ganze Ankämpfen gegen die moderne Wissenschaft ihrer beobachtenden und berechnenden Klarheit wegen, an deren Stelle er das ehrwürdig tiefsinnig sein sollende Dunkel des mystisch mittelalterlichen Halbwissens setzen möchte: die Astronomie soll wieder zur Astrologie zurück, die Physik muß der Poesie die Magie zuführen 2c. 2c. Viel besonnener und klarer dagegen erkennt er in jenen späteren Jahren vollständig die romantischen Auswüchse, und das Verständniß dessen, was der Zeit und dem Vaterlande fehlt, drängt sich ihm auf; darum fordert er eine wache, kräftige und insbesondere patriotische Poesie.

## Ludwig Tieck.

Eine durchaus subjective, anscheinend reiche und vielseitige, in Wahrheit zerrissene und krankhafte Natur, die unter den verschiedensten Formen immer nur sich selbst wiederholt, von trüben Stimmungen hin und her getrieben, weil sie sich nie der Klarheit der Studie ergiebt, von Lebensüberdruß gequält, weil sie die Wahrheit und Energie des Lebens nie erfaßt: das ist Tieck. Selten ist für einen Schriftsteller eine Production charakteristischer als für Tieck „William Lovell", jenes düstere Lebensgemälde, das die jugendlich feurige Phantasie mit unläugbarer Kraft entworfen, und das ihn bleibend zeichnet. Tieck ist nie anders geworden und hat auch nie Anderes als sich gegeben. Wie der Ernst des Lebens, so geht ihm seine Fülle ab. Er ist im Grund eine arme Natur trotz der glänzenden Farben: was er giebt, sind Schattenspiele an der Wand. Krankhafter, zur Verzweiflung und Selbstvernichtung führender Gemüthszustand, ein sich Verlieren an jenen todten und schalen Geistesübermuth, der in dem Wegwerfen alles Heiligen, alles dessen, was das Gemüth ergreift, eine Art hoher Lebensphilosophie finden will und darin zum herzlos Bösartigen niedersteigt; Blasphemie, Blasirtheit, Weltverachtung, im ausgebrannten Gehirn wüste Leere, die sich genial gebärdet; die Leidenschaft selber unwahr, reflectirt, ins Kleine gehend: so stellt sich dieses Lebensbild. Poesie liegt da allerdings in

dem spannenden, geheimnißvoll drohenden Hereinragen der dämonisch finsteren Macht, welcher die bessere Seele, nach und nach von allem Hohen und Schönen abtrünnig gemacht, zum grausamen Spiele dient; Poesie in den still auftauchenden süßen Erinnerungen an eine verlorene Welt des Glaubens und der Liebe; aber diese Welt selber ist nur in schwach dämmernden Zügen angedeutet, und das Dunkel überwiegt grausig; das versunkene Leben muß unrettbar da aufhören, wo der Selbstmord es abreißt, mit der Aussicht ins Nichts. Bedeutsame Züge aus der Zeit und dem Leben der Romantik liegen in diesem psychologischen Bilde, aber noch viel bezeichnender ist es für Tiecks Schaffen und Geist.

Man spürt bei Tieck ebenso gut als bei Jean Paul die massenhafte und zerfahrene Jugendlecture heraus, sowie die verfrühte Anleitung zum Literatenleben und allerlei belletristischem und artistischem Arbeiten. Bei Beiden mußte vorweg alles Eingesammelte verbraucht werden; sie haben nie Etwas wahrhaft innerlich verarbeitet. Daher die Reminiscenzen aus aller Welt: aus Shakespeare, aus den Spaniern, namentlich aber viel breitgetretener Goethe'scher Abklatsch, Alles versetzt mit pantheistischen Verquickungen und nachgemachter Natur. Es geht seinen Gebilden immer die innere Wahrheit ab; das Leben soll Schein, der Schein Leben sein; diese Phantasie treibt mit toller Lust in der „Verkehrten Welt“.

Tiecks Muse bedarf seltene oder seltsame dienstbare Geister, um zu interessiren; sie wird fade, sobald sie in das gewohnte Welttreiben eingreift, sie hat kein Verständniß für die Realität. Daher kommt es auch, daß sie so viele unbedeutende Productionen aller Art — Novelle, Märchen, Erzählung, Dramatisirtes — liefert, auf denen der Druck der Mittelmäßigkeit und philiströsen Alltäglichkeit liegt. Da vertreten Idee und Sprache kein reines Genre, und der Ton ist allermeist weder rein scherzend und satyrisch noch wahrhaft ernst — eine Halbheit, die humoristisch sein soll. Belästigend bricht jeden Augenblick das Kokettiren mit dem Leser à la Jean Paul durch. Wie verloren in die gewöhnliche Gedankengesellschaft liegen tiefe und bedeutsame Blicke in Literatur, Theater, Musik, Erziehung und Weltleben, Natur und Kunst. Sie sind manchmal so dicht eingestreut, daß das Uebrige als bloße schwache Umkleidung ihnen angehängt scheint („Franz Sternbalds Wanderungen“). Kunstgefühl geht ihnen nicht ab, wohl

aber Princip und Festigkeit; es ist immer verfeinerter Dilettantismus. — Es ist ganz diesem Geist angemessen, daß er so Vieles als Fragment liegen ließ, wohl weil er an einheitlicher Vollendung verzweifelte, und daß auch in den ausgebauten Compositionen selten Abrundung liegt, weil allerlei Figuren und Gedanken sporadisch und unvorbereitet einfallen. — Leichtigkeit des Malens ist ihm eigen, aber ebenso sehr Vernachlässigung der technischen Kunstforderungen.

Drei Tonarten theilen sich in Tiecks Manier. Er malt mit Vorliebe ins Dunkle und spannt darin mit hoher Kunst, bis endlich die furchtbaren Mächte in Grauen und Verderben werfen. Bald sind es die zerstörenden Leidenschaften, die da verkörpert auftreten mit allen verlockend vernichtenden Reizen. Bald ist es Hoffmannscher Spuk, Wahnbilder, fatalistische Gestalten, etwas Dunkles und Ungeheuerliches, bis schneidend furchtbar, Nerven erschütternd eine grelle Dissonanz schließt. Blut und wieder rothes Blut! Das Grauen ist sein Lieblingsgefühl; er hat ihm allen Reiz abgelauscht und verkehrt mit ihm als Meister. Die mondbeglänzte Zaubernacht geht ihm auf in ihren elfenartigen Reizen, aber noch mehr in dem unheimlich ahnungsvollen Geistertreiben, das die Natur mit feindlichen Mächten bevölkert und doch die Phantasie in seine dämonisch verlockenden Gründe niederzieht und endlich auch die Leidenschaften in Grauen erweckende Verkörperungen kleidet. Das Alles ist vertreten in den mannigfachen erzählenden und dramatisirten Stücken des „Phantasus“, und leicht geht da der Spuk so weit, daß sich alle Bestimmtheit aufhebt; es bleibt diesen Figuren nur ein Traumleben, das an den Wahnsinn erinnert; zuletzt weiß das Ich nicht mehr, ob es Traumbild, ob Gespenst, ob wirklich das Ich ist. Die Scenen wechseln überraschend: Maienwarm und heiter scheint die Sonne, doch ihr Schein verlischt im aufziehenden Sturm; gute Engel und reine Stimmen mahnen süß und freundlich, aber in die Tiefe nieder ziehen die Dämonen. In schillernd lebenvollen Phantasiebildern wirbelt und rollt sich Scene um Scene ab; eine Zauberwelt ist aufgethan und blüht in voller Schöne; schimmernde Traumbilder tauchen auf und tauchen nieder; buntscheckige Gestalten und Situationen schweben vorüber, aber im Hintergrunde liegt grau und dämmernd des Menschenlebens Lauf und Loos. Man sollte meinen, die lichten, sonnenwarmen Gestalten, am wenigsten motivirt, seien nur da, um zu verschwinden, damit das Verhängniß um so

schwärzere Schlagschatten werfe. Die tanzenden Bilder und ihre goldrothe Blüthenpracht verschlingt unabänderlich das Fatum oder doch das selbstgezeugte Schicksal. Es liegt etwas Sinnverwirrendes in diesen Bildungen. Aber ruhig und meisterhaft bleibt in der Regel die Darstellung; sie tanzt nicht (wie bei Brentano) mit im Strudel des Ungeheuren. Natur und Ruhe in der Ausführung wahren die Kunsthöhe, sie bleibt selbstherrschend, sie bewältigt, wie viel Willkür und Entfremdung vom Leben auch in den blutrothen Compositionen à la Blaubart liegt; sie sind einfach, schlicht, fast großartig und tief, und Etwas wie Weihe des Volksgeistes liegt über ihnen. Immerhin hinterlassen sie vollen und bestimmten Eindruck.

Sein anderer Geist ist der des Lieblichen und Freundlichen, meistens schlicht wie ein Volksbuch oder auch einem solchen entnommen; oft rührend und beweglich wie süßer Kindertraum, oft auch ohne höheres Kennzeichen ins klein Gemalte verflüchtigt, oft schillernd im reichsten Glanz und geheimen Zauber der golden blühenden Elfenwelt, oft ein Spielen mit dem Naturgeist. Er belauscht sein stillstes Walten, horcht ihm die tiefsten Töne ab und läßt so Vieles anklingen; aber seine Natursymbolik ist willkürlich, und für das Kleinleben in der Natur hat er in Wahrheit keinen Sinn. Die Einfachheit nimmt viel den Zuschnitt der altfränkischen Märe und Sage, mit Glück, wo sie sich naiv an diesen Ton hingiebt („Märchen"), schwerfällig und reizlos über die alten Formen stolpernd, wo sie gesucht oder unrein versetzt ist.

Endlich läuft Tieck in buntester Jacke und schnakischen Sprüngen der Laune und dem Humor nach. Mehr als Eines seiner Stücke erscheint als neckisch närrisches Ding, das sich über sich selbst und seine Acteurs und sein Publicum lustig macht. Es läuft im Kreise herum ohne anderen Zweck als sich selber auszugießen. Im Einzelnen breitet es schlagenden Witz aus gegen allerlei Kleinheiten und Beschränktheiten der Zeit, im Ganzen läßt es blos den Eindruck der Schalksnarrheit zurück. Scherz wirft sich auf Scherz, schachtelt sich ein, jagt und stört sich willkürlich. Buntscheckiges Gewand und überstürzende Formen sind da, der Kunstwerth ist meist sehr untergeordnet. So „Der gestiefelte Kater", „Die verkehrte Welt", „Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen". Die launigen Narrenspiele und possierlichen Schnurren, in denen sich sprudelnder Humor entwickelt,

sprechen für Tiecks Vielseitigkeit; hier auch tritt er der Zeit am nächsten mit den mannigfachsten witzigen oder geistvollen oder nichtigen Gedanken. Aber sie enthüllen auch den Grundfehler seiner Natur. Er trägt und nährt in sich mit künstlicher Absichtlichkeit die Lust an allem Seltsamen, Mystischen und Wunderlichen und secirt es doch im selben Augenblick mit kaltem Zweifel; er treibt Magie und will sie doch erklären; er läßt seinen Witz springen und die Ironie spielen und gehorcht selten etwas Anderem als dem augenblicklichen Trieb. So wandelt sich ihm Alles zum Spiel; was darüber hinaus geht, sieht er satyrisch an. Heut ist er schön gemüthlich bewegt, morgen frivol sinnlich, aber Beides bleibt schwach. Er mischt Tragik und Komik, Gefühl und Spott, damit entsteht wieder der Eindruck des Unwahren und Zerspaltenen.

Tiecks Dramen, die man besser dramatisirte Geschichten und künstlich aufgefrischte Puppenspiele heißen kann, laufen fast in Allem gegen das dramatische Princip. All seinen Figuren hängt ein so durchaus Subjectives an, daß sie sich ganz fremd und schattenähnlich ausnehmen und höchstens in seiner Phantasie Realität haben. Die Menge der Mitspieler verdeckt den Hauptcharakter, der das Ganze tragen sollte, oder es ist überhaupt kein solcher da. Die Armuth des inneren Lebens wird nur spärlich versteckt unter nutzlosem Aufwand, namentlich an Personen, deren er eine unerhörte Zahl braucht, ohne daß sie nothwendig wären oder nur charakteristisches Leben hätten; die Mehrzahl sind leere Figuranten, die gleich gut oder gleich schlecht überall passen und sich auch unter einander durchweg gleichen, weil er ebenso wenig Charaktere innerlich herauszubilden als eine Handlung zu gliedern versteht. Dafür stellt er wesenlose Figuren und Allegorien auf. Eine schöne Reihe recht häßlicher Charaktere ließe sich aus seinen Dramen herauslesen, und die Verdorbenheit selber wird kleinlich und schwachmüthig (Golo in der „Genoveva"). Die aber, die gut und freundlich sein sollen (so Genoveva selber), sind so schwachherzig, daß man diesen Helden der Passivität jeden Augenblick zurufen möchte: So helft euch doch, und Gott wird euch helfen! Die tragische Größe liegt nicht im Leiden, sondern im Kampfe, und diese duldenden Naturen wecken selten ein lebendiges Interesse in uns. Es fehlt auch da an Mark. Seine Helden aber schimpfen oft recht unheroisch und machen zu viel Sonette. Den Tieck'schen Figuren hängt ein so vollständig Subjectives an, daß sie sich fremdartig und schatten-

ähnlich ausnehmen und außerhalb seiner Phantasie kein reales Leben haben. Das Auftreten des heiligen Bonifacius mit seinen leierigen Auseinandersetzungen in der „Genoveva" ist noch lächerlicher, als das der marklosen allegorischen Figuren im Vorspiel des „Octavianus", und das einer Reihe geisterhafter Erscheinungen, die es nicht einmal zu Gestalten bringen, in verschiedenen Stücken mindestens ermüdend und bethörend. Ebenso ungleich verhält sich die unendliche Gedehntheit der Ausführung zu der armseligen Handlung, und hinter der anspruchsvollen Form liegt Nichts. Die Hälfte der Stücke wird durch die kindische Lyrik ausgefüllt, die ihm überhaupt eigen ist, mit Blumen und Engeln spielend, mystisch, süßlich, bloße schillernde Farbe ohne Kern, die substanzlose Verschwommenheit. In ihr wie in seinen Personen liegt etwas Sentimentales, oft sogar Weinerliches, das gar seine Bösewichte verdirbt. Nirgends ist gehaltene Handlung, nirgends energisches Eingreifen in den Gang des Schicksals. Darum sind alle diese Dramen nicht für die Bühne, und darum greifen sie auch nach keiner Richtung in die Wucht der Zeit ein. Mit dieser Manier hebt das Bücherdrama an, jene Erscheinung ächt deutscher Natur, die allerdings einen gewissen Gedankengehalt ebenso gut verarbeiten kann als das Bühnendrama, aber den Gesetzen seiner Kunst nicht Genüge thut und etwas Abnormes hat; sie verliert sich erst wieder mit der neuesten Geschmacksrichtung. An dramatischen Motiven und Scenen ist Tieck arm, beide wiederholen sich mehrfach (comp. Genoveva und Octavianus). Die Charaktere bleiben sich nicht eben und werden gar im Verlaufe der Action degradirt; selten ist einer durchgeführt oder psychologisch durchaus wahr. Finsterer Spuk und gespenstige Schatten; Wunderglaube, der selber die Thiere des Waldes zähmt; Geisterbeschwörung und Erscheinungen; der Kampf mit den Ungläubigen, bis das Kloster oder die Bekehrung zum Mönchsritter abschließen: das sind die scheinlebendigen Grundlagen. So die Jugendarbeit „Karl von Berneck", jene schauerliche Schicksalstragödie, welche alle rohe Wildheit der gespensterhaften Mächte ins Spiel bringt. So „Genoveva", die empfindungsselig frömmelnde Mondscheinpoesie, von der Nichts zurückbleibt, wenn man Costüm und Stimmung abzieht. So der „Octavianus", das lose zusammengehaltene Gemenge aus durch einander geworfener Geschichte der verschiedensten Zeiten und Länder, aus allerlei verwirrender Natursymbolik und Allegorie, aus zerfließender Lyrik

in Bildern und Seufzern. Aber wären die Gestalten auch viel leuchtender, als sie's nicht sind — die alten Geister sind todt, und kein Zauber beschwört sie ins Leben zurück; das christlichthuende Verschwimmen und Versenken ist auch hier der Romantik Tod. Bei den meisten kleineren Stücken ist die dramatische Form blos willkürliche Einkleidung; weiß man ja kaum, von welcher Gattung das eine oder andere sein, kaum, ob die Komik oder der Ernst gelten soll, weil die Stimmung jeden Augenblick umschlägt. Lächerlichkeiten, so in den Prologen; Fratzengestalten; nirgends Wahrheit oder natürliches Leben, nirgends Zeichnung oder durchgeführte Composition, nirgends Einheit oder Handlung; dafür Schwulst und Zerfließen; und daneben in Masse Nachahmungen und Reminiscenzen aus Shakespeare und den Spaniern zeichnet sie. Diese zerfahrene Manier kennt nur das Gesetz des Widerspruchs. Derart ist der „Blaubart“, das dramatisirte Märchen, das willkürlich die Komik und die theilweise allerdings in ächter Poesie erschlossene Tragik des Grauens mischt. Derart der wieder endlos ausgesponnene „Fortunat“, diese „dialogisirten Anecdoten“ sehr unebenen Tones, bald Posse, bald Schreck, bald Wunderwelt, bald gemein reales Treiben, die am treffendsten mit einer willkürlichen Reihe von Varianten auf denselben Musiksatz verglichen worden sind.

Gegen die Regeln der Kunst läuft der bei Tieck so häufige Wechsel von Versen und Prosa; er wirkt um so störender, als er oft ganz willkürlich eintritt, und die Prosa nicht, wie sie doch wohl sollte, das niedrigere Element darstellt; im Gegentheil, die Verse werden oft platt und formlos: der schimmernde Talar hängt neben den Lappen des Bettlers, und nach der hochromantischen Weise klingt die gemeine ab. Er theilt die der ganzen Schule zukommenden Formeigenheiten. Seine Lyrik ist auch formal schwach und zerfahren, die Prosodie nicht gewahrt, die meist weiblichen Reime erzwungen, die Assonanz ohne Wirkung, die Verse oft schwer über altgermanische Formen und ungeregelte Metren stolpernd; Formzwang und Formmängel, bis ins Gestaltlose verschwimmende Zeichnung, Ueberspringen der Gefühle und Bilder bis zum Gesetzlosen eignen ihr besonders. Die Sprache, sonst rein und oft sogar aristokratisch fein, löst sich in den Liedern wie hingehaucht auf. Sie bieten Nichts als Empfindelei, die leicht kindisch wird, und klingendes Austönen, das die Armuth des Gefühls und der Anschauung verbergen soll.

Tiefe und Ernst des Geistes fehlen Tieck; seine Natur vertritt
ten mehr als das geistreiche und phantastische Spiel; durchaus zwie-
ltig, trägt sie in sich ausgesprochenst realistische Hänge, ohne doch
: Realität zu verstehen, aber noch viel mehr phrasenhaft phantastischen
realismus, ohne Gefühl zu haben für seine Wahrheit; er schaukelt
h fortwährend zwischen beiden. So entstehen die zerrissenen Naturen,
: im gleichen Augenblick anziehen und abstoßen; Geister von Energie
id immer geneigt, sich gegen ihre Einwirkung zu stemmen, die jugend-
he Phantasie bestechen sie. Groß ist er nur da, wo er — Kind
er Mann — die Brunnen seiner Phantasie erschließt und mit Zauber-
ıft die Elemente der Natur belebt.

Schon in früher Jugend und nach kurzer Erholung durch Reisen,
äter in Berlin wieder, ist Tiecks Phantasie kränklich verkümmert,
ystisch klösterlich und melancholisch träumend; naturphilosophische
peculationen und das Studium der mittelalterlichen Mystik machen
n noch mehr geistig befangen. Diesen Hängen entfließen seine Schauer-
ärchen, auch liegt in ihnen das Zuneigen zum Katholicismus be-
ündet, gefährlich, wenn es auch nur auf ästhetisch-sentimentalen
:ünden ruhen soll. Wenn diese inneren Verzückungen eines künst-
ischen Träumens keine Beziehung zum realen Leben haben sollen, so
:flüchtigen sie sich ins Leere, werden unwahr und nichtig wie die
ıturen, die sich diesem Spiel hingeben. Phantasie ist hier das große,
einzige Wort der Dichtung, und das ganze Spiel wird ein müßiges,
r Müßiggang selber gefeiert. Darum kann sich auch keine Partei
f ihn verlassen, keine Tendenz auf ihn fußen, weder in der Literatur
ch in der Politik. Wie ein tückischer Kobold schlägt er selber den
ıctionären Anschauungen seiner Freunde im Umdrehen ein Schnipp-
:n. Es überrascht, wie der klösterlich bekehrende Träumer gegen
:iestertrug und Frömmelei, für Freiheit und unverjährbares Recht
ıe ewigen Wahrheiten einstreuen konnte, die dem freundlichen, aber
nst wenig bedeutenden und skizzenhaften Bild „Alla-Moddin“ Werth
ben und sich viel später wiederholen in dem Prachtbild „Vittoria
:coramboni“, wo der glänzende, historisch unterlegte Stoff ihn scheint
:tragen zu haben.

Auch Tiecks Schwester Sophie, mit ihm früh in poetischen
ersuchen beschäftigt, giebt verschiedene Phantasien heraus.

Ganz diesem Kreise gehört ferner an

**Ernst Wagner,**

ein verwandter Kopf zu Jean Paul, der ihn aus Verborgenheit und Noth zieht. Er ist gleich unwahr, doch von größerer Sinnlichkeit, die wahrhaft fibrirend, aber wieder krankhaft wird durch das fortwährende Analysiren, dem er auch Kunst und Leben unterlegt. Auch er bedient sich einer überladenen Maschinerie. Das Maß des Schönen hat er nicht gefunden, das des wahren sittlichen Lebensernstes nicht gesucht, so wenig als die ganze Romantik. — Sein erstes Werk „Wilibalds Ansichten des Lebens" ist auch gleich das bedeutendste, insofern er später, eigentlich von armem Seelenleben, nur dessen Anschauungen nüancirt und abgeschwächt wiedergiebt. Jenes ist eine Mischung aus Wilhelm Meister, Jean Paul und den folgenden Romantikern und ein Gewebe von Reflexion und Phantastik, idealisirter Gefühlsschwärmerei und losgebundener Sinnlichkeit; von Alledem ist die Anschauung erdrückt. Die Grundlage dieses Productes und eigentlich des ganzen Geistes bildet schon das der Schule durchaus eignende Kunsttreiben, das den Ernst des Seins verflüchtigt, ihm eine wohlfeile Emancipation substituirt und mit schönen Seelen spielt; Zielpunkt bleibt der mühelose Genuß, ein jetzt geistiges, jetzt sinnliches Schwelgen. Die Kreise dieses Lebens sind immer aus der Aristokratie, künstlerischen Naturen und dem vornehmen Bürgerstande willkürlich zusammengetragen. Da ferner dieses Leben und Treiben in ganz fingirten Verhältnissen keine Aufgabe hat, was gerade sein sittlich Verkehrtes ausmacht, kann es auch keine Lösung geben; treten ihm die realen Mächte des Schicksals gegenüber, so bleibt ihm nur allgemeine Auflösung oder fruchtlose Resignation. Das starke sinnliche Element ist ein nothwendiges Gegengewicht gegen die übermäßige Reflexion. Wagner giebt mit Kraft entworfene Situationen und sehr anmuthende Schilderungen, manchmal so fein angelegt, daß auch die Sünde schön ist, aber dem Ganzen geht Fond ab; das ist die in Abendtinten verschwimmende Exaltation der jugendlichen Sehnsucht, die noch Gesetz und Leben nicht kennt und leichthin die ganze Welt umarmt; auch hält Wagner verkehrter Weise die Charakterschilderung im Roman für weniger nothwendig, im Drama sei sie die Hauptsache. Wagner zeigt schließlich („Isidora") nur noch die Schwäche dieser verfehlten Manier, faden Inhalt, Sublimation der Gefühle in

der Freundschaftsschwärmerei und dem Spiel mit schönen Seelen, die aber immer von recht handlicher Sinnlichkeit sind, allerlei bedeutungslose Anschauungen aus dem oberflächlich angefochtenen Zeitleben, süßliche mittelalterliche Sympathien, in der Methode Unfähigkeit zu erzählen. — Die durchgängige Bestimmtheit dieses Kopfes und seiner ganzen Weltanschauung durch Wilhelm Meister, dessen Variationen er giebt und Nichts weiter, liegt auf flacher Hand und ist längst constatirt.

---

**Roman- und Novellenschriftsteller, Erzähler zweiten Ranges.** Mit Tieck und Wagner sind bereits die wenigstens für die Deutschen hervorragendsten Erscheinungen auf dem Felde des Romans abgehandelt, es bleiben noch die minderen Namen flüchtig zu berühren.

Friedrich Rochlitz ist namhaft als Erzähler und musikalischer Kritiker, viel und beifällig gelesen; seine gelungensten Producte soll er 1807 in den „Kleinen Romanen und Erzählungen“ niedergelegt haben. Die „Allgemeine musikalische Zeitung“, die er 1798—1818 redigirt, bringt viel Schätzbares über Tonkunst und Tonkünstler. Eine durch Beobachtung des wirklichen Lebens gewonnene reiche Menschenkenntniß, religiöse Grundlage und sittliche Haltung, viel Gemüthlichkeit, der joviale Charaktere und die Darstellung der gutmüthigen Beschränktheit am besten gedeihen, zeichnen ihn aus.

Charlotte v. Ahlefeld (1781—1849) ist früh als Romanschriftstellerin aufgetreten und fruchtbar, namentlich in dieser Zeit; sie hat sich mit Tact immer auf dem ihr natürlichen Gebiete des Gefühlsromans gehalten. Fließende Darstellung bei vieler und verschiedener Lebenserfahrung sind ihr eigen; sie kann anziehen, wird aber nie begeistern, wie sie denn auch selber nie über ein ganz mittleres Maß der Kraft und Begeisterung hinauskommt und keine schaffende Phantasie besitzt.

Höher zu stellen ist die Französin Marquise Adèle de Souza (1760—1836), zu ihrer Zeit viel gelesen und mit großem Beifall aufgenommen. 1796 erscheint in Hamburg ihr erstes Werk „Adèle de Sénanges“, das zugleich als ihr bestes gilt. Sie schöpft aus den höheren Kreisen und stellt namentlich die Liebe, wie sie sich hier giebt, ebenso geistvoll als zart dar. Ihre Erfindung ist höchst einfach, Sittenschilderung will und versucht sie in der That nicht, tiefere Entwicklung der Charaktere in universellem Sinn ist auch nicht gegeben, dagegen mit wirklicher Zartheit und feiner Seelenkunde die Liebe von ihrem

ersten Erwachen als gegenstandslose Sehnsucht durch alle Phasen bis zur ausgebildetsten Form der Leidenschaft verfolgt: das ist die Prosa zu den jüngeren Liedern der Madame Desbordes-Valmore.

Die Engländerin Maria Edgeworth (1767—1849) ist durch ihre Novellen und Erzählungen zu Ruf gekommen; sie entwickelt, so in der Schilderung des irischen Volkscharakters und der aristokratischen Kreise, eine auf feiner und geübter Beobachtungsgabe und scharfem Urtheil ruhende Treue und Sicherheit in der Darstellung und daneben Reinheit der Sprache wie des Gedankens, welcher durchweg auf moralischen Eindruck ausgeht. Uebrigens gehen Talent und Phantasie nicht über ein mittleres Maß hinaus.

Auf der Linie dieser Namen steht ohne allen Zweifel an Geist am höchsten

## Wenzel-Sternau,

dessen schriftstellerische Eigenthümlichkeit sich eben in dieser Periode so durchführt, wie sie nachher stehend geblieben; er ist einer der geistreichsten unter den humoristischen Schriftstellern unseres Jahrhunderts, überwiegend der Satyre zugeneigt, durchaus freisinnig. Er denkt scharf, beobachtet fein, kennt Welt und Menschen aufs Genaueste, geht in die Tiefe, ist voll Witz und Scharfsinn, originell angelegt, entwickelt sich ganz innerlich, ja fast vereinsamt in seiner Weise. Wie er in sich die freieste Individualität auslebt, so ist er auch stets der Freiheit und dem Rechte zugethan und bewahrt den Ruhm, als einer der rüstigsten Kämpen für sie eingestanden zu sein; die Satyre, die ihm aus einem tiefen Durchdringen der Zeitschwachheiten und aus anerzogenem Haß gegen das Unwesen hierarchisch-adeligen Regimentes vom alten Styl erwachsen ist, hat ihm den Enthusiasmus für die ewigen Güter der Menschheit nicht geraubt. Er gilt nicht als ein Schriftsteller ersten Ranges; das liegt an dem Umstande, daß er stets nur abgerissen denkt und schreibt, in der Form wie im Gedanken nie ein bestimmtes Ganzes ausarbeitet, ja nicht sucht und so künstlerisch nicht befriedigt. Seine Manier geht in den Prosaschriften auffallend in der Weise Jean Pauls, nicht zu ihren Gunsten; darin ist weder Vollendung noch Klarheit, und sie paßt schlecht zu der scharfen und freien Tendenz und dem beißenden Witze, der sich am bittersten gegen alle geistliche Verdummung richtet. Es kommt Einem

immer vor, als sei eine Masse Geist ungeordnet verschwendet, und im spielenden Aus- und Durcheinanderwerfen der Leuchtkugeln seines Witzes kann auch er bisweilen ins Unverständliche verfallen. Er geht viel zu oft auf Pointen aus und giebt Effectscenen, die in der Rührung leicht ins Lächerliche umspringen; es ist das, was der Franzose poser heißt. — Benzel-Sternau will frei mit der Zeit strebende und sich entwickelnde Lebensbilder geben, setzt aber auch seine schönsten Gestalten willkürlich und stückweise zusammen (so z. B. die vier freiherrlichen Fortschrittshelden im „Alten Adam"). Ernst und Spiel, ein leicht bitterer Sarkasmus und prägbare Gefühlsweichheit liegen in dem seltsamen Charakter neben einander. Daß er der Maurerei großen, befreienden Einfluß zuschreibt, ist eine Schwäche; jene ist, wie alles Geheimbündische, ins kleinlich Spielende herabgesunken. In seinen Porträts der verderbenden Rückschrittsmänner leitet ihn die Schärfe des Hasses sicherer als die rosenduftige Begeisterung in den verschönerten Träumen von neuen freien Staaten und Regenten. — Die Lustspiele, wie all sein Dramatisches blos die Form dieser Kunstgattung tragend, fallen später; die geistreichen Sprichwortspiele sind ihm ganz eigen.

---

In reinerer Kunstvollendung stellt den Roman die französische Literatur dar, und an Begabung, ästhetischem Werth und innerlich hervorquellender Poesie reichen keine anderen Namen an die glänzenden von Chateaubriand und Madame de Staël. Sie Beide, so ungleich und doch gleich gewaltig, stehen an der Pforte der französischen Literatur unseres Jahrhunderts und begründen größtentheils ihren Aufschwung. Chateaubriands träumerische Romantik paßt seiner Nation und ihrer Bildung weit besser als die deutsche, und die germanisirende Halbromantik der Madame de Staël führt ihr ein reiches Bildungselement zu. Sie Beide haben unverkennbar eine große Mission empfangen und ausgefüllt.

## François Auguste de Chateaubriand.

Das berühmtest gewordene Glied der alten Aristokratie, eine Gestalt von bleibendem Glanze, deren reine Liebenswürdigkeit und dichterische Tiefe leicht den schwankenden Gefühlsromantiker und christlichen Ritter vergessen läßt, steht der Vicomte v. Chateaubriand einleitend an der Pforte der Literatur des Jahrhunderts.

Geboren in St. Malo, jenem malerischen Fischerstädtchen an der normännischen Küste, wo die wilde Romantik des die Felsenklippen stürmenden Meeres großartig aufsteigt — wer mag berechnen, wie viel die jugendliche Phantasie aus diesen Gemälden einer hohen und düsteren Majestät sog und treu bewahrte die siebenundvierzig reichen Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit (1797—1844) hindurch! Chateaubriand ist der Sohn der Weite und des Meeres geblieben, ein romantischer Geist, der das Verschiedenste mit Liebe umfaßt, immer mit weiten Aussichten, der in Prosa schreibende Dichter der unbegrenzten Phantasie, am glänzendsten, wo seine Melancholie das Ermatten aller menschlichen Gefühle und Kräfte verfolgt (lassitude), der dichtende Geschichtschreiber der Ruinen und des Todes. Gezogen und gebildet ist er durch zwei ganz verschiedene, von seiner reichen Natur mit derselben Liebe umfaßte Momente: weiche häusliche Erinnerungen und unermeßliche Reisen; jene wahren ihm allen Zauber der Jugendfrische, diese beflügeln seine glänzende Einbildungskraft. Auch er ist gleich Madame de Staël aus äußeren und inneren Gründen dem altfranzösischen Geiste, ja der Nation entfremdet. Amerika hat ihm die großen Naturanschauungen geliefert, die Bekanntschaft mit englischen und deutschen Werken einen ganz veränderten Geschmack beigebracht, der Etwas von Ossian hat. Schon jung zeigt sich die unsichere Bestimmungslosigkeit seiner Natur in dem träumenden Hinleben und Herumtasten nach einer Lebensstellung. Es ist, als habe ihn dieses hastige und ziellose Drängen dahin geführt, die halbe Welt zu durchwandern und die andre durchwandern zu wollen. Ebenso früh heben die politischen und religiösen Zweifel an. Man kann ihn, namentlich mit Bezug auf seine ganz oder halb tendenziösen, halb historischen Schriften, den Schriftsteller der Restauration heißen, doch ist er auch hierin freier und mit Entschiedenheit constitutionell und kämpft immer für die Freiheit der Presse. Er anerkennt, wenn auch hie und da mit einer in Geschlecht, Erziehung, Natur, Erinnerung, Eigenthümlichkeit des poetischen Wesens liegenden leichten Klage, die Macht der neuen Ideen und das Ueberlebte der altritterlichen Sitten und der alten Vorurtheile. Er will die neue und alte Zeit versöhnen; diese Tendenz giebt ihm einen Zug, der an Schleiermachers theologische Haltung erinnert, und macht ihn in der Combination mit jenen Elementen zu einem eigengearteten Product aus neuzeitlichem Verständniß und mittelalterlichen Phantasien;

is erklärt sich auch die Mischung von Natur und Künstelei im
ruck, von Einfachheit und Ziererei im Gefühl, von Wahrheit und
tation in den Sympathien, von wunderbarer Anziehung und
ndender Abstoßung im Eindruck auf den Leser. Er weiß gar wohl,
das, was er so trefflich schildert: die schwere Pracht der Ritter-
der geräuschvolle Glanz von Turnier und Falkenjagd, das antike
il des adelumstellten Thrones, daß auch die Minne blaß und
r gewordene Sterne sind. Politisch will er die Freiheit, begreift
her nur unter dem constitutionellen Königthum, und wenn er da,
möchte sagen aus angestammter Pietät, zu dem in Stamm und
gen abgestorbenen Geschlechte der Bourbons hält, so ist das ein
tischer Mißgriff, wie er den gleich edlen Lafayette schwankend
ten und den minder edlen C. Périer mit schwereren Consequenzen
Hause Orléans zugeführt hat. Schon in seiner ersten flüchtigen
ft über die Revolutionen, die 1797 während seines Aufenthaltes
ndon erschien, streiten sich die monarchischen Sympathien, die er
aus eingesogen, mit den freisinnigen Anschauungen, die er enthu-
ch schon nach Amerika getragen und verstärkt von da zurück-
cht hatte: ein Zwiespalt, der ihn immer beherrscht und allen
schen Richtungen gegenüber haltlos und unbeständig erscheinen
Das ist Chateaubriands schwache Seite und der Charlatanis-
in der Politik noch unfruchtbarer als der steife Doctrinarismus;
Chateaubriand war überhaupt nicht zum Politiker geboren, so
ı in Schrift als Leben (Congreß von Verona); er hätte weniger
er sein müssen, ist aber größer so wie er ist. Eng hängt damit
religiöse Stellung zusammen. Zwar der nüchtern rationellen
sophie des achtzehnten Jahrhunderts durch Naturanlage feind,
darum keineswegs specifisch christlich, und innerlich unsicher bewegt,
aupt ganz ähnlichen halbreligiösen Träumereien hingegeben, wie
eutsche Romantik sie auslegt, kehrt er erst nach langem Kampfe
tert zum gläubigen Christenthum zurück; das ist eben gern der
ı, in den poetische Gemüther nach langen Schwankungen einlaufen.
ı Ausdruck findet diese Richtung namentlich in seinem früheren
n Werke, dem „Génie du christianisme“ 1801, das unstreitig
vielfacher Schönheiten weniger angethan ist seinen Namen dauernd
halten. Das zu weit gesponnene Werk, das eigentlich mehr eine
on der humanistischen Schönheit als das specifisch Christliche

feiert, ist mit dem Enthusiasmus der alten und der Vernunft der neuen Zeit verfaßt, will aber dieser Vernunft und ihren Wirkungen nicht genug zugestehen, um alle Civilisation, ja alle Freiheit als ausschließliche Segnungen des Christenthums aufstellen zu können. Ausgezeichneter Schilderer, warm begeistert, öfters erhaben, hat er doch eine ermüdende Monotonie nicht überwunden, die nicht etwa in Ton, Manier und Styl — die sind blühend und farbig —, wohl aber in der den ganzen Geist des Autors beherrschenden strengen Einförmigkeit liegt und die Schrift zum Tendenzwerke stempelt. So wenig specifisch christlich als ihr Autor, thut sie für das evangelische Christenthum Nichts, wohl aber für die reactionäre Mittelalterlichkeit. Den damaligen Zwecken Napoleons diente sie; es ist die Zeit des Concordats. Sie bringt viel Bombast, das ist wahr; aber auch der ist wenigstens in schönen Formen ausgelegt und unschuldiger als in den „Martyrs", jener ersten apologetischen Bekenntnißschrift des mittelalterlich blutdürstigen Christenthums à la Maistre. Die beiden Schriften verhalten sich wie folgt: Wenn der „Génie" die reine und anziehende Seite seiner ästhetischen Religion des Gemüths und der Einbildungskraft darstellt, so die „Martyrs" ihre tendenziöse Höllenphantasie. Auch da ist das freilich nur von Uebertreibungen gesättigte Colorit glänzend und mußte zu jener Zeit, wo man noch nicht gewohnt war an die lebenvollen Schilderungen der Volks- und Landeseigenthümlichkeiten, wie die neuere Geschichtschreibung sie mit großem Erfolge durchführt, wahrhaft bezaubernd wirken und eine lebhafte Phantasie begeistert hinreißen. Die historische Forschung ist oberflächlich, der Ton trägt alte Chronikenweise. Die Allegorie ist zum Theil abgeschmackt, der ganze Apparat meist entlehnt, Milton, Dante, Virgil und Homer spielen mit. Es ist das bunteste Durcheinander einer losgebundenen Phantasie, mit Vorstellungen selbst vom christlichen Himmel, an denen kaum etwas Anderes als der Name christlich ist. Der „Génie" aber, gleichen Zieles und ähnlichen Geistes wie die Reden Schleiermachers, hat noch unendlich mehr ästhetische Schöngeisterei und unendlich weniger Religion, von Gelehrsamkeit nicht zu reden. Seine Mittel sind ebenso weltlich wie die der Religionsverächter, die er bekämpft.

Das Geheimniß seiner das Gemüth ergreifenden Gewalt ist nicht ihm allein, aber in vorzüglichem Maße gegeben: Es ist jene der modernen Zeit eigne, mit dem Christenthum in die Welt getretene

und darum religiös gefärbte — bei Anderen (Volney, indirecter Byron) im Kampfe mit dem Christenthum oder in seiner Negation Farbe nehmende — geheime Melancholie, die stets einen schlafenden Grundton in den Tiefen des Herzens anschlägt und erzittern macht; sie kann sich in Kränklichkeit verlieren, dann ists die moderne Sentimentalität; tritt aber die Kraft hinzu, sei's des Gedankens, sei's der Phantasie, dann springen aus demselben Grund ewig junge und immer verschieden erblühende Gebilde; das ist Chateaubriands Zauber, den er immer bewahrt, mit Constanz und Vorliebe in den kleineren Werken. Das ist der innere Kern jener Romantik, die den schneidendsten Gegensatz zur Plastik des Alterthums darstellt; diese der Architektur und Bildhauerkunst, jene der Landschaftsmalerei und Musik verwandt; diese in sich ruhend, rein, abgeschlossen, klar befriedigt, jene träumerisch, aus sich heraustretend, auf Meeren wogend, über Wüsten schreitend, mit unsicherm Auge die Tiefen des Himmels befragend. Immer suchen wir da ein erträumtes Glück, das wir bald als Rückerinnerung in die spielende Freiheit der Kinderjahre oder die erste Liebe der Jugend hineintragen, bald in Zukunft und Weite blickend auf seligen Eilanden oder gar jenseits in den Engelgestalten des christlichen Paradieses vorschauen; und im Grunde steht immer die Trauer, und die Gegenwart geht verloren. In dem Sinne darf der Dichter sagen: das Christenthum hat die Erde verdüstert. So sind die Töne, die Chateaubriands Meisterhand anschlägt, zart, harmonisch, klagend, farbig, glänzend, tief bewegt, nun sanft, nun heftig erschüttert („René"). Und das giebt seiner Sprache etwas eigen Bewegendes, etwas Kühnes und Neues gerade durch die Rückkehr zu den altverschollenen Tönen, die ewig sind. Noch 1816 wagte Chénier, von den Standpunkten der französischen sogenannten Classicität und einer beschränkten Moral aus über „Atala", das wunderliebliche Meisterwerk, in befremdender Weise den Stab zu brechen; wenn fünfzehn vergangene Jahre ihn nicht belehren konnten, so hat dafür die Folgezeit das schiefe Urtheil glänzend cassirt. Die Kritik kann das, was in dieser Manier das Romantische ausmacht, für Frankreich nicht hoch genug anschlagen; an Chateaubriand hat sich die ganze neuere Literatur dieses Landes entzündet; an der Romantik, welche für Deutschland immer einseitig und äußerlich, für Frankreich aber in der kunstvollen Verbindung, die sie mit dem Leben einzugehen versteht, ein unschätzbar erfrischend über die Dürre der

Reflexionsdichtung hinwehendes Moment ist — an ihr hat sich die Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts getränkt, mit seltenen Ausnahmen die einzig ächte, die diese Nation besitzt; durch seine Werke, die wenigstens in der Form alle befreiend wirkten, sind Sprache und Manier der wahrhaft national gewordenen Schriftsteller wesentlich umgestaltet worden. — Das Auszeichnendste bei ihm sind die Naturgemälde, die er reich, glänzend, vielfarbig und doch immer auf denselben Grundton entwirft. Seine Porträts amerikanischer Natur haben allerdings viel Gemachtes und Willkürliches und entwickeln nicht die schlagende Gewalt, die uns wie mit Zauberkraft bei Cooper in den ersten Zügen inmitten der amerikanischen Urwälder, bei Scott in die Romantik des schottischen Hochlandes hineinbannt; sie haben weniger örtliche Individualität, ja weniger von der unentzifferbar energischen Gewalt der poetischen Wahrheit; sie geben oft zu wenig von der Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes, der Sitte und des Lebens, zu viel von der des Autors, der immer mit seinen Gefühlen und Ergießungen im Vordergrunde steht; sie sind versetzbar, und die glänzenden Farben passen ebenso gut, weil etwas unbestimmt Verschwimmendes in ihnen liegt. Aber bezaubernd, ergossen, bewegt, blühend, erhaben im Gefühl, mit der hinreißenden Macht des Religiös-Träumerischen, vertiefen und bewegen sie wie das Meer und die Prairie, in die Chateaubriand mit Vorliebe seine Blicke senkt; das Gefühl wogt, das Herz schlägt: das Unendliche entrollt majestätisch seine träumenden Geheimnisse.

Selten haben Schriften unserer Tage so ungeheuren Ruf gewonnen und verdient wie die zwei verbundenen kleinen Novellen „Atala“ und „René“. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier Chateaubriands Genie in aller seiner Pracht. „Atala“ mit der majestätischen Introduction über das Leben der Stromufer des Mississippi ist eine Schöpfung von wunderbarer Lieblichkeit. Jetzt schmeichelnd, jetzt stürmisch, zaubert sie das tiefst innerliche Ahnen herauf von einem uralten Naturleben der Menschheit, dessen Stimme hier ebensowohl der Sturm der amerikanischen Wälder wie der Ruf des in Wogen gehenden Menschenherzens reden. Es ist jungfräuliche Ursprünglichkeit in dem ungedämmten Fühlen dieser Naturkinder, in der naiven Anschaulichkeit der an Sternenlicht und Waldesrauschen großgezogenen Bilder und Phantasien, in den schwellend klagenden Sangesweisen, wie wir sie uns nur lebend denken können unter dem Stromesbrausen und den Waldstimmen jener in

tausend primitiven Gestalten wild aufschießenden Urnatur der indianischen Hütten. Wenn die wunderbare Zartheit der Liebe und Freundschaft, die so bewegt antönende Naturstimme bei rohen Wilden als verschönernde Draperie erschiene, der epischen Haltung immerhin gestattet: so sind doch eben hier Sinne und Leidenschaften gewaltiger, schneller schwingend nach gut und böse; es ist ein Unmittelbares, das im gleichen instinctiven Gemüthe die Barbarei herbergt, die Kopfhaut des Feindes abzuziehen, und die rührende Hingebung, dem geliebten Wesen willenlos und mit halb klagendem, halb jubelndem Sterbegesang in den Tod zu folgen. Ganz so ist die ähnliche Verbindung der Eigenschaften in den „Natchez" zu nehmen. — Atala's mit so raschem Tode des Blüthenlebens endende Liebe ruft erschütternde Wehmuth wach, und das Werk mag alle seine Ziele eher erreichen als das, einen wirklichen Triumph der christlichen Religion dem Herzen nahe zu legen: ihre himmlische Tröstung kann höchstens mit dem durch ihre mißdeutete Lehre geforderten Opfer, die ehrwürdige Gestalt des père Aubry mit der finsteren des fanatischen Missionärs aussöhnen. — Das Ganze ist das tausendstimmige, duftige, stern- und blumenreiche Epos der im nächstverwandten Menschenherzen widerklingenden ersten Schöpfungsstimmen, am glücklichsten, wo es in homerischer Einfachheit mild und wild sie erlauscht und singt.

„René", mit Faustischen Idealen, die durch Werther-Sentimentalität ins Passive, durch Eitelkeit ins Kleinliche umgesetzt sind, ist das Gemälde eines Herzens, das an seiner eigenen Unbefriedigung und der unbestimmten Weite seiner Wünsche sich selbst verzehrt und dem Leben verloren geht; es ist einer der Typen geworden von jener Gattung unglückseliger rêveurs, wie unsre Zeit sie so häufig zeugt und so rasch begräbt. Das Bild ist hier rein persönlich genommen, desto schärfer tritt das Krankhafte im Wesen der Geistesrichtung heraus. Und doch haben Die Unrecht, welche diese Erscheinung für Nichts weiter erklären als für den unbefriedigten Stolz von Geistern, die an der Geniesucht leiden, im unbegrenzten Sichunglücklichfühlen eine Auszeichnung bevorzugter Seelen erblicken und zu schlaff seien, um sich durch kräftiges Eingreifen in That und Leben heilen zu wollen. Unsere Zeit hat diesen Hang mächtig emporgetrieben, sie muß also auch nothwendig seine Gründe und seine Erklärung in sich tragen. Wer diesen im Leben des Geschlechtes ebenso sorgfältig nachginge, als Chateaubriand

hier den geheimen Hängen der auflösenden Träumerei des Herzens, der möchte in den Tiefen ein drückendes Oppositionsgefühl finden des Idealismus gegen die vermaterialisirende Auflösung unserer Tage, und der möchte dann auch diejenige gestaltete Darlegung dieser Geistesrichtung geben, deren Berechtigung Anerkennung verlangen würde. „René“ entwickelt fast realistische Wahrheit in der Darstellung des eignen Seelenlebens und mancher von den Stürmen und der träumenden Melancholie der ruhelosen Zeit dämonisch berührten Natur und wirft doch über das trübe Bild wieder einen lebendig in ihm selbst erblühten, poetisch idealisirenden Glanz: durch diese beiden Momente fesselt Chateaubriand unwiderstehlich, fast schmerzhaft. Es ist eine vor dem Standpunkte des allgemeinen Gefühls schwer zu entschuldigende Eigenheitssucht des Dichters, wenn er das allerdings so mit Realität packende Unglück seines Helden auf einen für unsre Begriffe schreckenden, jedenfalls fast unerhörten Conflict des Schwesterherzens baut. Aber tiefsinniger Meister ist er da, wo er jenes vague Träumen, jenes unsichere Wogen und Wollen, jenes unbewußte Treiben nach kaum geahnten Zielen, jenes Bangen und Verlangen erfaßt, das immer aufreibend wirkt, wenn das Leben nicht mit verwandter Tendenz entgegenkommt oder aber oppositionskräftig angegriffen wird. Auch darin ist Chateaubriand durchaus der Küstensohn von St. Malo: das sind die inneren Echos der Meereswellenschläge, die Reflexe des Mondlichtes auf den weiten Wassern, die Stimmen des Abendlüftchens und des Sturmes über den Tiefen. — In seinen wesentlichen psychologischen Grundlagen, aber mit ganz verschiedener Nüancirung und etwas an Faust erinnernd, übrigens wieder ganz persönlichen Stimmungen entnommen, kehrt dasselbe Gemälde viel später wieder in „La vie de Rancé“.

Auf vollkommen gleicher Auffassung des Lebens der Indianerstämme wie „Atala — René“ ruhen die „Natchez“, deren Getriebe großartige Einfachheit der Aufopferung in der Freundschaft ist neben thierischer Rohheit im Haß. Indem Chateaubriand immer Beides neben einander giebt, vermeidet er wenigstens den Fehler Rousseaus, ein Paradies der Wilden aufzustellen. Auf Controversen führt der Gegensatz der europäischen Civilisation, als deren Knotenpunkt, für Ludwigs XIV. Zeit mit Recht, Frankreich auftritt; die Kritik auf die Mißbräuche jener in künstlichen Reflexen so brillanten Zeit ist keineswegs zu streng. Glückliche Combination ists, daß der Dichter einen

civilisirten Indianer einführt, in dessen Mund sich leicht die Ideen legen lassen von ursprünglichem Naturrecht und einfacher Gleichberechtigung, wie sie in Zeiten der verwickeltsten Rechts- und Culturzustände so gern der Traum kindlicher Gemüther sind. Liegt da nicht ein Stück Revolution? Auch da ruht der bezaubernde Reiz wieder in den einfachst ursprünglichen Eingebungen: ein einziger Zug der Sitte in der naiven Bildersprache läßt lange Schwingungen zurück als von einem Ewigen und Ursprünglichen im Menschenleben, gleich dem Viel bergenden Schweigen der Savanne und dem verheerenden Sturm der tausendartigen Baumwipfel des Urwaldes. Die Kundgebungen der instinctiv kindlichen Aufopferung von Freund und Geliebten tragen ihren ganzen alten Zauber in sich; diese wunderbare Anhänglichkeit ist wie eine ursprüngliche Welt der guten Geister der Erde; das ist, nur mit wilderen und größeren Naturstrichen, wie der altbiblische Abglanz paradiesischer Gefühlsunmittelbarkeit. Die Sprache bleibt immer rein und reich, duftig wie die Blüthen der üppigen Lianen, wogend wie des Mississippi Wellen. Wo sie jene für primitiv rohe Völker kaum erklärbare Weichheit annimmt, da hängt diese eben an einer Natursymbolik, deren zarteste Beziehungen diesen Naturkindern ebenso angeboren als uns fremd sind. Ferner ist das Gefühl der bis in den Tod ergebenen Liebe des Weibes und des Freundes ebenso ursprünglich wie sein größter Gegensatz, der tödtliche Haß in thierischen Zügen. Das ganze Spiel der noblen und gemeinen Leidenschaften, hier zumal jene tief überlegte Schlauheit, zeigt eben nur, daß das Menschenherz in allen Zonen und Bildungsstufen im Grunde dasselbe ist, nur ist hier die Ausprägung nach beiden Seiten schärfer, weil die Begierden zügellos ihrem Strome folgen. — Das Werk zeigt zwei ganz verschiedene Partien: der erste Theil ist episch, getragen, mit künstlich gehobener Färbung. Die dadurch hervorgerufene Einmischung einer wunderlich gräcisirten Mythologie des Christenthums ist unvermittelt und lenkt ohne Recht von dem einfachen Gang der Dinge ab, und wie hoch auch Chateaubriands glänzende Phantasie hierin steige, man wird bei der bizarren Schöpfung ebenso nothwendig an Dantesche Imitation gemahnt, wie bei der kriegerischen Rhetorik über glänzende Truppen und berühmte Häupter und blutig wechselvolle Kriege an Homer. Das ist eine Art von Homerischem Epos, die wunderlichste Mischung aus griechischer, indianischer und allegorischer Mythologie, durchzogen mit moderner Sentimentalität.

Ganz anders die „Suite“. Der völlig ruhige und klare Styl der natürlichen Erzählung ist dem Stoffe passender. Und wenn mit dem Verschwinden alles Wunderbaren und Mythologischen zugleich der eigenthümliche Duft des Urwaldlebens seltener mehr frappirt, so liegt das mehr an einer vom Stoffe geforderten Nüance des Ganges: das Gemälde complicirt, die Personen vermehren sich, das wilde Verhängniß spinnt sich in schleichenden Intriguen ab und bricht dann als vernichtende Flut herein. So entsteht eine complicirte Mischung der Züge, und das Gemälde wird zum größten Theil das düstere der civilisirten und uncivilisirten Verdorbenheit in ihrem ränkevollen Ineinandergreifen — Verrath und Untergang; dieser, die Frucht abscheulicher Verbrechen, giebt an Zügen des Gräßlichen allen folgenden bitter verurtheilten Excessen der romantischen Schule Nichts nach. So wechseln fortwährend blutige, selbst raffinirte Gräuel, deren Darstellung erschütternden Eindruck macht und doch oft unabweisbaren Reiz übt, mit blühenden Schönheiten und wunderbar zarten Gebilden der Anschauung und Einbildung. Land und Strom von Louisiana sollen keineswegs nach der Wirklichkeit gezeichnet sein; geht aber auch die geographische Wahrheit ab, so sind doch keine Widersprüche gegen die Natur der Landstriche, und das mag für den Roman genügen. Es wäre eine unberechtigte Forderung, daß er die Indianernatur nackt wiedergeben sollte; das kann man eher von dem Reiseschriftsteller verlangen, und auch er thut es nicht. Wir haben in der „Voyage en Amérique“ ebenso wenig die gewöhnliche Rothhaut der Wälder wie in den Schilderungen Rousseau's und Anderer; es ist durchweg eine verschönerte oder verfeinerte Rasse. Für die Naturbilder aber ist es ausreichend, daß sie den Charakter der Ursprünglichkeit tragen, der heimisch wie das Wehen der Naturgeister jener reichen und wunderbaren Zonen anklingt. Eine der wenigen einschneidenden Stellen der „Natchez“, die das Porträt des auf wahnwitzigen Aberglauben gebauten Despotismus entwirft, zeigt die schöne Ergriffenheit einer freien Natur. Die ihnen erst später folgende „Voyage“, bald tagebuchartig aufzeichnend, bald zu längeren Darstellungen und vergleichenden Ueberblicken erweitert, hat weitaus weniger Ursprünglichkeit und ergreift nicht. Werth liegt in den kurzen Schlußkapiteln, die von den Indianerstämmen ab- und zum vergleichenden Ueberblick der Zustände und Hülfsmittel in den nord- und süd- [illegible] [illegible] und eine für den Vertheidiger

Royalismus merkwürdig unparteiische und klare Fassung zeigen.
erlich wird angesichts der natürlich übererbten Hemmnisse der
ichtschreiber selber die Momente und Hoffnungen der südameri-
hen Entwicklung wesentlich anders fassen, und die Frage nach
Zweckmäßigkeit des repräsentativen Königthums muß auch dem
Royalisten vollkommen berechtigt scheinen.

Noch einmal entfaltet Chateaubriand allen Glanz der noblen
tasie und Sprache in dem auf anderem Boden fußenden kleinen
in der Großsinnigkeit und des Unglücks „Les aventures du
er des Abencerages", jener lieblichen Geburt von reinst ritter-
l Gepräge. Das ist die glänzende Darstellung jener ersten Phase
anischen Kämpfe zwischen Christ und Maure, von deren Großthaten
Edelsinn Sage und Geschichte so viele wundervolle Züge überliefern.
olche Zeiten mag der Dichter Gestalten hineintragen, wie sie hier
und dulden, ans höchste Maß rein menschlicher Größe reichend,
und Leidenschaft unserer Natur in vollen Zügen schlürfend, aber
wegt ihrer Bestimmung, der Stimme des Herzens, ja wenn man
den Vorurtheilen ihrer Geburt, ihres Stammes und ihrer Ueber-
ungen treu. Im Geschick ists geschrieben, daß der Conflict un-
r ist; die königlichen Naturen müssen gebrochen hinsterben wie
tzten prächtigen Blumen von Granadas Gärten, die der Winter-
geknickt. Diese Personen sind Ideale, aber von stolzer Wahr-
lichkeit, aus Zeit und Ort geboren. Die Färbung jenes ara-
n Sonnenlebens und die duftige Blumensprache seiner Poesie
lingen mit märchenhaftem Reize die heroischen Gestalten. Alle
hle klingen an: die Liebe zur Heimath, dem süßen, von Himmel
Kunst geliebten Fleck Erde; der Schmerz und das Irren der Ver-
ung; ein Liebeleben, ähnlich den Traumgebilden aus der Alhambra
erwelt; der Kampf um den alten Gott und die junge Liebe; die
nde Treue und die heldenmüthige Entsagung; endlich als noth-
ige ererbte Geschlechterrache das Trennen auf Nimmerwiedersehen
das einsam traurige Verbannen: ein schwüler Mitternachtstraum,
aus Blumengeistern aufgestiegen, schnell versunken, und nur die
Wüste dämmert.

In all diesen Gebilden seiner reinsten Poesie kehrt der Ausdruck
er Melancholie wieder, deren Betrachtungen wie magnetisch an-
en die schnell abblühende Endlichkeit alles Irdischen zur Basis

nehmen, vielleicht der einzige Zug, dem der unbeständige Geist immer treu geblieben. Wunderbar fast ist der Einfluß seiner Sprache, einer Woge, die Blumen schaukelt; in ihr entlehnt auch das Reale von poetischer Phantasie, und die wildesten Seiten des Naturlebens, das ihn fesselt, klingen in der mächtig getragenen Form merkwürdig weich und rein ab.

Das „Itinéraire" würde, wer es zu zerlegen unternähme, am besten mit Lamartine's Schrift desselben Gehaltes und Styles zusammenhalten. Beide berühren keineswegs rein und bringen mehr gezierte Künstelei als Natur; es ist christlich romantisch zugestutzte Description in bunter Färbung und geistreiche Declamation nach augenblicklichen Einfällen, weitaus mehr Form als Gehalt. Chateaubriands Schrift steht immer noch höher und giebt mit ihrem Reichthum an feinen, glänzend und sicher fixirten Sitten- und Naturbeobachtungen um so viel mehr Natur als Lamartine mehr Schwulst und gemachtes Phantasiren.

In der Politik hat ihn die Eitelkeit auf ein Feld geführt, das er weder kennt noch bemeistert; er treibt in ihr poetische Romantik nicht ganz unschuldiger Art. Nur angelegt zu poetischem Traumleben und mehr durch Ehrgeiz als durch Grundsatz ins politische Treiben hineingeworfen, macht er freien Stückes sein Wirken für immer zwiespaltig. Wenn das Bewußtsein in ihm herrschend wird, daß er doch kein rechtes Verständniß für die Zeit und keinen rechten Platz in ihr habe, flüchtet er sich in seine Traumwelt; wenn ihm diese nichtig erscheint, eilt er ins Leben zurück. Er hat überall zu wenig Energie, selbst in seiner Lebensverachtung. Immer Gefühlspolitiker, legt er in seine Excurse mehr Hingebung an ererbte Sympathien als Glauben und Ueberzeugung. Chateaubriand ist sein Leben lang ohne Partei, vertritt einen feudalen Liberalismus, der nirgend passen will, weil er den verschiedenen Regierungsphasen heute zu frei, selbst revolutionär, morgen zu unfrei ist und immer skeptisch bleibt, und steht so mit naturgemäßer Vorliebe fast immer in der Opposition. Er stellt das ganze unabgeklärte Gewirre der Meinungen und Neigungen dar, welche Frankreichs öffentliches Leben in den drei ersten Jahrzehnten hin und her treiben. Er träumt von einer Politik der mittelalterlich-chevaleresken Ehre, verbunden mit der neuzeitlichen Freiheit, d. h. er stellt sich das Unding eines liberalen Feudalstaates vor, an etwas Reellem hält er nie fest, nicht einmal am Königthum; das nationale Interesse vollends hat ihn nie bestimmt. Trotzdem gerirt er sich in

der ersten Restaurationszeit als Führer des Ultramontanismus gegen das constitutionelle Königthum, wie er hernach gegen das absolutistisch vorgehende den Liberalismus gebraucht; am gründlichsten ist ihm das Bürgerkönigthum verhaßt. Unter Ludwig XVIII. und Karl X. tritt er durch die Reden in der Pairskammer und die Artikel im Journal des débats als Führer der Chartisten auf und hebt das parlamentarische Leben; Abschaffung der Censur und Befreiung Griechenlands sind seine zwei Grundgedanken. Unter Louis Philipp hält er streng zur legitimistischen Partei und gilt als ihr Haupt. In der politischen Literatur ist er schlecht eingeführt. Zwar der „Versuch über die Revolutionen" zählt nicht; er selber nennt ihn später widerspruchsvoll, abscheulich und lächerlich, es ist unreife Jugendarbeit, die man vergessen muß, urrevolutionär, aber nicht frei, höchstens anarchisch und eine allgemeine Auflösung verkündend, frivole politische Romantik. Aber nicht besser hat ihn die urtheilslose und unwürdige Schmähschrift auf Bonaparte beglaubigt, die zugleich das kleinliche Geschlecht der Bourbons der Nation genehm machen und bei ihr einführen will. Die „Réflexions politiques" (1814), welche die größere Schrift über die constitutionelle Monarchie einleiten, sind wie gewohnt für keine Partei und darum auch mit Recht von allen verworfen, obgleich sie sich wie bald darauf sein „Bericht" für die Charte erheben. Die „Monarchie selon la charte", die von allen Standpunkten aus einen Angriff auf das Schaukelministerium Décazes unternimmt, sehr persönlich und dem Moment (Mitte 1816) entnommen, stellt die Aristokratie des Geistes als die zur Souveränetät berechtigte Macht auf. Die ganze Lehre ist zu schwebend, um einer politischen Partei als Dogma zu dienen. Der schweizerische Geschäftsträger Herr v. Tschann äußerte über die Schrift mit der schlagenden Gesundheit, die nicht selten schweizerisches Urtheil zeichnet, Folgendes: „Ohne Widerrede ist dieses Erzeugniß eine der außerordentlichsten Erscheinungen; ihren Erfolg innerhalb der Partei, die ihn ausposaunt, verdankt sie ganz und gar dem Namen und dem ostensiblen Zweck des Verfassers; denn sicherlich, wenn die Regierungstheorien und die Doctrinen, die diese Schrift aufstellt, sich unter dem Namen eines liberalen Publicisten gedruckt fänden: so würden dieselben Personen, die sie heut mit einer Art Delirium verschlingen, vielmehr den Bannfluch über sie herabrufen". Im Congreß von Verona und seinem Buch darüber ist er der eitle

Höfling, der Mann der Umstände und zugleich der Praktiker mit romantischen Flügen.

Die „Mémoires d'outre-tombe“, wenn auch in einzelnen Partien von dem alten, mächtig anziehenden und poetisch durchhauchten Reize und mit farbigen, fein erfaßten und meisterhaft entworfenen Zeitbildern, haben doch von Vielem nicht zu seinen Gunsten den Schleier gelüftet und stellen als das Mobile der widersprechendsten Versuche sich auszuzeichnen, welche die in Charakter und Willen unbeständige Natur macht, Eitelkeit, Blasirtheit und Ehrgeiz hin, vor denen kein Grundsatz Stich hält; seinem öffentlichen Leben haben sie allein die Färbung aufgedrückt. — Die Redaction des viel besprochenen Werkes reicht bis 1811 hinauf.

Chateaubriand hat sich als Schriftsteller weder verändert noch entwickelt, 1844 zeigt ihn ähnlich wie 1802. Das kommt daher, daß in ihm der Schriftsteller auf dem Constantesten ruht, was in seiner sonst so unbeständigen Natur durch alle Phasen stehen bleibt und seinem bezaubernden Talente die besondere Färbung giebt. Seine Reize und seine Mängel sind immer dieselben. Die trostlosen Seelenbilder bewältigen, weil sie — man verkenne das nicht! — einen furchtbar wahren Zug seines Dichterherzens selber wiedergeben; es ist traumhaft beleuchtete Wüstenpoesie, die mit Melancholie berauscht, und doch hat seine Weltmüdigkeit viel erkünsteltes Bewußtsein an sich. Die zauberhaften Naturbilder haben Vieles von „Paul und Virginie“ und ebenso erstaunlich gepackt; doch wohnt ihnen mehr Kunst und leider! viel weniger von jener reizenden Naivität inne. Chateaubriand verfügt über einen unerschöpflichen Reichthum der feinsten Beobachtungen aus dem Natur- und Völkerleben, und so ergreifen seine Bilder, auch wenn sie gar nicht oder nur willkürlich nach der Wirklichkeit gezeichnet sind, mit der Wahrheit und Macht des Realen, sie geben in idealistische Mischungen gebrachte Realität. Immer großer Maler von fesselnder Grazie und hinreißender Poesie, aber nie logischer Denker, ist er in der Farbe ausgezeichneter als im Grunde; er schaut weit, aber selten tief, wirkt durch kühn erschlossene Horizonte; unvergänglich wird an ihm sein, was sich als Ausdruck originellen Gefühles und anschauungskräftiger Phantasie bewährt.

Chateaubriand wie Madame de Staël stellen schon sehr entschieden einerseits die Neigung zum psychologischen Grübeln und

dialektischen Entwickeln von Seelenbildern dar, anderseits die springende und sich sehnende Unruhe, welche vielleicht die ausgesprochensten Grundzüge der Literatur unseres Jahrhunderts ausmachen.

Eigenthümlich, daß es ein geniales Weib sein mußte, welche zuerst in großem Styl die Vermittlung des deutschen und französischen Geistes durchführte. Talent und Wirken von

## Madame de Staël

sind ein Spiegelbild der ganzen oppositionellen Macht dieses Zeitraums und concentriren in sich die ganzen Geistesstrebungen von der Philosophie ab bis zur Romantik, der sie ein philosophisch-germanistisches Gepräge giebt. Sie hat das Losungswort des Kampfes ausgeworfen wie gegen den Militärdespotismus so gegen die nivellirende Einseitigkeit und das systematische Formelthum der französischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts; sie bekämpft überall die Oberherrschaft der Materie und der Zahl, den Massen wie dem Allgewaltigen gegenüber.

Madame de Staël und ihre Strebungen sind nicht unvorbereitet. Die erschütternden Schläge der Zeit, die dem Geschlecht eine neue Prägung geben, die Massenauswanderung, die erweiterten feindlichen und friedlichen Beziehungen, der Stillstand in der französischen Literatur waren ihrem vermittelnden Wirken günstig, und dieses hat viel mit dem Geiste der Emigration gemein, nur ist es geläuterter und freier. Sie selber bezeichnet schon J. J. Rousseau und Bernardin de St. Pierre als unbewußt von deutscher Art bestimmt. Gleichzeitig studirt der gleichgesinnte und oft mit ihr zusammentreffende Benjamin Constant auch deutsche Literatur.

Unsere Zeit hat keinen zweiten Schriftsteller, der so sehr durch die umfassendste, von Jugend auf im Umgange mit der vornehmen Welt und den auserlesenen Geistern erworbene Welt- und Menschenkenntniß gebildet wäre und doch zugleich eine so eminente Klarheit und Festigkeit des inneren Wesens bewahrt hätte, welches sich glücklicherweise durch keine conventionellen Formen abschleifen ließ. Die harmonische Einheit dieser zwei Momente gab dem beobachtenden Blicke der berühmten Frau außergewöhnliche Sicherheit und Feinheit in der Betrachtung und Beurtheilung des Lebens und wahrte doch zugleich ihrem Gefühl eine Erhebung, ihrem Urtheil eine Selbstständigkeit,

ihrem Gedanken eine Reinheit, die ihr alles Hohe und Große, alles Ursprüngliche und Freie nahe legen. Ernste Studien, große gesellschaftliche und literarische Beziehungen, durch die sie sich lange eine glänzende Welt à part schuf im geläuterten Style des monarchisch-französischen Salonlebens, die Erfahrungen eines bewegten und geprüften Lebens, endlich weite Reisen sind die äußeren Bildungselemente ihrer reichbegabten Natur. Sie stellt in sich die immerhin etwas aristokratische Vollendung eines liberalen Humanismus der Bildung dar und trägt doch die Principien der Revolution; aristokratisch ist die Form ihres anerzogenen Wesens, revolutionär sind ihre durchdachten Strebungen. Das sichere Stehen mitten im Leben ihrer Zeit ist der entscheidendste Grundzug, der sie von Chateaubriand unterscheidet, und zugleich derjenige, der sie vor den einseitigen Bizarrerien der Schule Rousseaus, durch die wesentlich ihre Jugend gegangen, bewahrt hat. Ihr Enthusiasmus geht immer vom Gedanken aus, und seine Kraft überragt weit die poetische Erfindung und selber die Wärme eines Gemüthes, dessen Idealen sie mehr mit dem Gefühle der Sehnsucht gegenübersteht, was ihr durchweg einen etwas sentimentalen Zug giebt.

So bedeutend die kleineren Schriften vor 1802 für die Entwicklung der Schriftstellerin sein mögen, für ihre Beurtheilung sind sie wenig entscheidend. Politisch vertreten sie noch die Ideen einer geläuterten Demokratie, philosophisch das Recht des Originals, des psychologischen Uebcrwaltens einer Poesie der Leidenschaft und des Gefühls. Schon hier sind starke Berührungspunkte mit dem deutschen Wesen und der romantischen Schule. Ihre Romane fassen die Probleme der Emancipation des Weibes, des Genies und allgemein der Individualität jeder Art, die unter den naturalistischen Aufklärungs- und Nützlichkeitssystemen der vorausgegangenen Generation ebenso sehr erdrückt worden war wie unter den politischen Thaten und Leiden der gerade lebenden, in den Formen und Schranken einer feinen und edlen Natur. Die Handlung ist unbedeutend und kleidet eigentlich nur die Charaktere und Reflexionen ein.

1802 tritt sie zum ersten Mal als Dichterin auf mit dem Roman „Delphine“, der noch mehr als die früheren Schriften von sich sprechen machte und ihr Freunde und Feinde schuf. „Delphine“ spiegelt nach verschiedenen Seiten ihr Vorbild, Rousseaus „Héloïse“, wider und theilt mit ihr große Fehler. Allgemein sei vorerst bemerkt: die Brief- und

Dialogenform scheinen dem Wesen und den Anforderungen unserer Cultur wenig mehr zu entsprechen. Jene hat die Verfasserin zu geschwätziger Weitschweifigkeit geführt, die sich in den unpassenden und an den Haaren herbeigezogenen Aufschlüssen und Auseinandersetzungen als Absichtlichkeit, Affectirtheit und abschwächender Wortreichthum ausnimmt. Das hat zwei Folgen: einmal wird das Thatsächliche so geschwächt, daß man die Handlung als unbedeutende, kleinliche und eintönige Wiederholung von allerlei Kreuzungen, Verwirrungen und Zufällen bezeichnen muß. Dann spiegeln sich die Charaktere nicht klar ab und sind in ihrer Eitelkeit zu nichtig. Die gesucht erkünstelte Selbstbeobachtung schadet einem durchdringenden Einblick in dieselben, sie werden weder klar noch wahr; es geschieht ihr hier, was Rousseau mit seiner Selbstschau. Das Bedeutende an der Schrift sind auch nicht die einzelnen Reflexionen, zwar geistreich wie immer, aber kalt und nur hie und da einer wahrhaft bewegenden lyrischen Ergriffenheit weichend, wohl aber die viel angefochtene und schwer ringende Tendenz des Ganzen. Ihr Grundton ist das Hinwegsetzen über den herkömmlichen Schlendrian, die Verachtung der hergebrachten Abgeschmacktheiten, die sich als öffentliche Meinung breit machen, die selbstbewußte Ueberhebung gegen den wohlfeil knechtischen Dienst des Buchstabens und all dessen, was sich gerad' als die Sittlichkeit der Mode ziert. Sie vertritt immer das Recht des originellen Geistes und allgemein auch das der Frauen auf größere Anerkennung in der Gesellschaft und auf die Erziehung zu Höherem als dem gewöhnlichen Schlendrian. Individualismus und Enthusiasmus sind ihr die nothwendigen Triebräder einer großen geistigen Entfaltung, und sie verlangt überall Natur und Gemüth. Es ist die Freiheit der starken Natur, die sich gegen den sklavischen Götzendienst des Gemeinen sträubt und ihm doch zuletzt zum Opfer fällt. Verbannt, gehöhnt, in ihrem innersten Denken gekränkt, im tiefsten Lieben betrogen, von Entsagung zu Entsagung getrieben, muß Delphine der Macht der Gewohnheit und Gewöhnlichkeit weichen. Es ist eine subjective, kühne, in manchen Dingen räthselhafte Natur, allen Hauptstrichen nach so in der Dichterin selbst angelegt. Gewissermaßen ist „Delphine" nur Vorstudie zu der glänzenden „Corinne", der majestätischeren Auflage von jener. Der Faden ist: das Anknüpfen aller großen Erinnerungen und prächtigen Scenen an die Entfaltungen einer liebenden weiblichen Seele. Der Roman hat

dieselbe Tendenz, dreht sich um das gleiche schwer lösbare Problem, wiederholt die nämlichen Charaktere in der Weise, daß er den einen reicher und höher hinstellt, die anderen geradezu abschwächt, was vor Allem mit Oswald geschieht. Man hat schon bemerkt, daß Madame de Staël trotz ihres männlichen Verstandes nie einen ganzen männlichen Charakter zu schaffen verstand; das ist ein Mangel der weiblichen Conception. Denn als Weib erweist sie sich immer, sie kann auch den vollen weiblichen Reiz entwickeln trotz des sich vordrängenden lauten Antheils an den Zeitereignissen. Oswald ist die bis ins Komische verzerrte Puppe der Convenienz, die in einer wunderlichen Fiction Halt sucht und so vollends leer erscheint. Nur äußere Facten und Corinnens Liebe können Glauben an seine geistige Bedeutung erwecken. Außer dem allgemeinen Mangel schadete hier ein ganz individuelles Motiv: die ihr innewohnende fast göttliche Verehrung für ihren Vater ist die Grundlage aller Schwankungen und Halbheiten in Oswalds Charakter. Corinne ist die leuchtende Gestalt, Künstlerin durch und durch, von exceptioneller Hoheit, von der sie nie herabsinkt, ein durchs Genie eigen gebildetes Wesen, welches die Bewunderung fesselt und die Leidenschaft glühend aufweckt, gefeiert, aber unstät, immer suchend und leidend wie alle hohen Seelen. Neben ihr steht Lucille, die still bescheidene, erst zurückgedrängte Natur, die im Gleise der gewohnten Sitten bleibt, aber mehr und mehr als das Weib erscheint, das fähig ist, eines ruhigen Glückes und einer dauernden Liebe zu genießen. Die Glanzpunkte des an Handlung wenig reichen Romanes sind die Improvisationen, jene Lobpreisungen des vom Himmel begünstigten Ausonien, jene belebten Bilder der unsterblichen Kunstwerke, in Prosa eine Poesie, die sich den bezaubernden Stellen in Chateaubriand gleichstellt. Es ist ein Traumbild, dieses italische Land und Leben, aber von einer Wärme, Frische und Herrlichkeit, die den höchsten Zauber der Idealität entfaltet. Die todten Elemente, selbst wo sie sinnen und träumen machen, stellen sich doch morgenfrisch hin, als wären sie von der ewig jungen Natur des italischen Himmels neu belebt. In verschwenderischer Fülle sind die Züge der Anmuth und Majestät über die stolze Sängerin und ihr ebenso stolzes Lied ausgegossen: Albion und Italia. Madame de Staël idealisirt immer, glänzender aber hat sie es nirgends gethan als in dieser Verherrlichung des italienischen Lebens, die eine Ergänzung bildet zu der damals

noch herrschenden Vergötterung der unsterblichen Kunsthauptstadt. Corinne ist das reinere Abbild von der ganzen Geisteseigenthümlichkeit der Verfasserin; noch genauer hat man Delphine als die Darstellung ihrer selbst in ihrem jugendkräftigen Streben, Corinne als ihr Ideal bezeichnet.

Einbildungskraft und Gefühl, gleich rege, scheinen ihre Folgerungen oft ebenso stark zu bestimmen als der unabhängig abstrahirende Verstand, und die eigenthümliche Geistesrichtung hat die Urtheile oft so gestellt, daß sie leicht als einseitig angegriffen werden mögen; aber immer liegt in ihnen Geist, lebendiger Geist. Ebenso ihr Fühlen: Weiblich individuell bestimmt, drückt es sich immer da am klarsten und tief begriffen ab, wo ihr Herz am mächtigsten schlägt. Man mag weniger sagen, daß die historischen, literarischen und künstlerischen Anschauungen besonders tief oder neu wären, doch berühren sie freundlich und enthüllen ein auf durchgebildetem Verstande mehr als auf bloßer Intuition ruhendes Verständniß. Die eigenthümliche Natur, deren Größe in harmonischer Verbindung von ruhendem Verstand und begeisterter Erregtheit liegt, offenbart sich am sprechendsten in den allgemein philosophirenden Anschauungen („De l'Allemagne", 3. Bd.).

Einen ebenso mächtigen als verdienten Ruf hat sich das Werk „De l'Allemagne" erworben; es stellt die geistreiche Durchdringung poetischen Empfindens und philosophischen Denkens dar. Das erste Kapitel (De l'aspect de l'Allemagne) zieht überwiegend aus einer im Beobachten freundlich erregten Einbildungskraft den Reiz seiner Schilderung, die harmonisch und heimathlich berührt, als schau' in aller Lieb' und Andacht das treue Gesicht der sonntäglich geputzten Bäuerin aus ihrem Blumengärtchen heraus, wie hernach das so anmuthende Bild „Vienne" mit den zutreffenden Localfarben fast an die Familiengemälde der alten holländischen Meister erinnert. Dieser feinen Schilderung entspricht das oft so Feinsinnige der Reflexion, wovon nur ein Beispiel beigebracht sein möge: die so viel in der großen Gesellschaft weilende Frau sucht ebenso natürlich als sinnvoll in der Fadheit der Umgangssprache einen Grund der Langeweile, des schleichenden Erbübels unserer modernen Geschlechter. — Ihre Denkweise geht rasch ins Allgemeine und lenkt in umfassend combinirte Schlüsse über, in denen die Anschauungen erst durch mannigfache Synthese verallgemeinert sind. Es ist wahr, diese Anschauungen, reich

und viel begreifend, gleichen oft kecken Griffen; wer möchte auf sie alle schwören? Aber nur eine seltene Vereinigung von Gaben, die dem französischen Geiste zum größten Theil nicht geläufig sind, vermochte ein Werk von dieser Durchdringung und diesem Reize zugleich zu schaffen, diese Menge der feinsten und sinnigsten Beobachtungen über Sitten und Charakter der Deutschen zu machen und sprechend niederzulegen und damit den Franzosen das deutsche Wesen so überraschend nahe zu bringen. Denn ihr klarer Verstand greift mit einer für einen fremden Schriftsteller überraschenden Durchdringung die Wesenseigenthümlichkeiten des Deutschland aus der Zeit der Romantik heraus. Vieles ist heute ganz verändert, denn unsere rasche Zeit verwirft Schritt um Schritt die Provinzialeigenheiten, und schwerlich wird man z. B. heute noch den Süden Deutschlands ganz speciell mehr dem materialistisch-sensualistischen Wohlsein zugethan erklären; aber den bleibenden Kern des deutschen Geistes hat sie getroffen. Eines schlägt leider! fast die ganze deutsche Geschichte: der strafende Vorwurf des Mangels an Charakter in den öffentlichen Dingen, des ergebenen Gehorsams und des Nichtverständnisses im politischen Leben; nur kurze Erhebungsperioden sind ausgenommen, und erst die neueste Zeit hat in Etwas gebessert. — Fest steht, daß dieses Werk zuerst eine grundsätzlichere und tiefere Würdigung unseres Volkes der frivolen Ueberhebung des französischen esprit entgegengesetzt und so in die französische Literatur ein Ferment ernster Studien hineingetragen hat. Nicht minder wichtig ist ein zweiter Umstand: Der klare und freie Geist des außerordentlichen Weibes, überall für die Freiheit der geistigen Bewegung eintretend, weiß ungeirrt alle ihr günstigen oder feindseligen Elemente in Erziehung und Leben herauszugreifen. Wie man sagt, daß in gewissen Gegenden und zu gewissen Zeiten Geister des Friedens oder des Kampfes in der Luft zu schweben scheinen, so in dieser ruhigen, verständigen, in Nichts über die mäßigsten Grenzen hinausgehenden, nie heftigen, nicht einmal tendenziösen Sprache gleichwohl ein fortlaufender Protest gegen alle Knechtung. Das ganze Werk ist unwillkürlich eine Anklageschrift gegen jede Herrschaft der rohen Gewalt und gegen alle jene Kräfte, die den geistigen Mächten und ihrer ungehemmten Entwicklung entgegentreten, und wär' es selbst, daß sie dafür das physische Wohlbefinden schenkten (siehe L'Autriche). Das Napoleonische Reich hatte ein richtiges Bewußtsein von den Feinden

die es zuerst zu fürchten hätte, als es diese glänzende Vertheidigungsschrift des Enthusiasmus zu unterdrücken suchte, und Madame de Staël ist wohl der bedeutendste von den Ideologen, über die Napoleon so oft seinen Spott und Haß ausgoß. Darum läugnet sie auch die Berechtigung des Anspruches auf Universalität, den die rein mathematische Bildung des Kaiserreiches erhob; diese als Phantasie und Gefühl erstickend war ihr naturgemäß ebenso verhaßt wie das auf die Macht der Größen gebaute Weltreich selbst. Ebenso natürlich geboten ist ihr die Abneigung gegen alle materialistischen und sensualistischen Systeme in der Philosophie, und nicht mit Unrecht klagt sie dieselben der Läugnung und Erdrückung alles Hohen im Menschen an. — Es ist ein Hauptverdienst der Schrift, die Franzosen auf die Bedeutung der deutschen Literatur geführt und zuerst dem nationalen Vorurtheil, als hätten sie einzig die ächt classische Literatur, entgegengewirkt zu haben. Sie greift grundsätzlich mit einer bis dahin nicht erhörten Schärfe den Regelzwang, die Unnatur und Dürre der französischen Versmacherei im allein beglaubigten Schritte des Alexandriners an. Es konnte sich hierbei nicht um erschöpfende kritische Würdigung der Heroen unserer Literatur handeln, sondern nur um einzelne bezeichnende Züge zu ihrer Würdigung und derjenigen ihrer Schriften. Daran knüpft sich eine für jene Zeit überraschend freie und vorurtheilslose Anschauung von der französischen Poesie, der so lange von der Nationaleitelkeit über Gebühr gepriesenen. Es ist da Ein Fundamentalpunkt, der eben die deutsche Lyrik so hoch gehoben: Nicht die glückliche Nachahmung, nicht die regelrechte Form machen den Dichter; die Begeisterung, die Ergriffenheit des Gefühls sind das Erste und Höchste, nur sie wahrhaft schöpferisch; der Dichter muß seine Stoffe durchfühlen, mit ihnen leben, sie müssen von seinem eigenen Blute zehren und sich nähren. Das ist der auch den Aussprüchen über classische und romantische Poesie untergelegte Grundgedanke, der allgemein das ideale Leben dieser Frau trägt. Am wenigsten gründlich spricht sie über die deutsche Poesie, namentlich die Lyrik, zum Theil auch die Dramatik, und Vieles erscheint blos behufs eines Referates ausgewählt und zusammengelesen; das Meiste hat sie von ihren deutschen Freunden, und ihre einfach dem Gang der Stücke folgenden Expositionen von Dramen sind ganz à la Schlegel gefaßt; die Wahl scheint ohne Princip gegriffen; Weniges ist innerlich inspirirt, und wo

dieser Zug ihrem immerhin weiblich gebliebenen Genius fehlt, da ist er verloren. Seltsame Einfälle — die Annäherung Schillers an den französischen Geschmack, die romantische Ueberschätzung Werners und Anderes — berühren sich mit trefflichen, ja tiefen Gedanken, die durchdringende Feinheit und unbestochene Gerechtigkeit zeigen — über das Drama der Deutschen, insbesondere Lessing, über einzelne Erscheinungen der Romanliteratur: die Schwächen des „Wilhelm Meister", die von Jean Pauls Manier ꝛc.

Die Moral, die Madame de Staël verfolgt, hat etwas durchaus Hohes; mit aller Entrüstung einer edlen Seele stemmt sie sich gegen das Sichbestimmenlassen durch persönliche und egoistische Interessen. Sie nimmt zwar nicht die eiserne Pflichtforderung des Kantschen Imperativ auf, gegen den ihr Herz spricht; aber immer stellt auch sie einen obersten Grundsatz hin, der nur mehr an den religiösen Glauben und die Bewegungen des Herzens knüpft: die Erhaltung aller großmüthigen Gefühle ist höchstes Ziel, die Gerechtigkeit erste Regel. Jeder Gedanke offenbart edel ideales Wesen. Es macht einen eigen erhebenden und beruhigenden Eindruck, diese klaren Aussprüche einer Weltanschauung zu verfolgen, die auf dem großdenkenden Enthusiasmus ruht. Immer verficht sie das Großgesinnte, verfolgt die interessirte Kleinlichkeit, den Mechanismus und die Geistlosigkeit, sträubt sich gegen das gemein materiell Alltägliche. Dadurch auch wird sie der deutschen Nation gerecht. Ganz nach französischem Zuge geht auch ihre philosophische Anschauung überwiegend aufs Praktische ein. Man suche nicht ein in deutscher Art vertieftes Eindringen in die dunkeln Gebiete der Metaphysik und theoretischen Psychologie; man suche nicht ein selber philosophisches Darlegen der großen Philosopheme — sie hat geschickt vermieden, Kants philosophische Tiefen zu verfolgen. Die Resultate fürs Leben, leichter zu abstrahiren und weiteren Kreisen zugänglich, sollten da der Masse der Gebildeten vorgelegt werden; es sind die Bereiche, die dem bon sens zugänglich sind. Gleichwohl hat Madame de Staël für eine Frau und Französin auch da eine selten wiederkehrende Weite der Studien und darin wieder für Frankreich zuerst Bahn gebrochen. Ihrem Standpunkt entspricht es, wenn sie selbst für die Wissenschaften die hohe Bedeutung allgemein philosophischer Gesichtspunkte, universeller und auch an der Einbildungskraft sich nährender Reflexion herausstellt, auch das ist Erhebung. Ist es der Einfluß deutscher Studien,

daß sie ähnlich Quinet, dem späteren Arbeiter auf demselben Felde, viel philosophirende Romantik treibt?

Dieselbe Feinheit des Denkens und Beobachtens und dieselbe Hoheit der gefühlt ergriffenen Principien spiegeln die „Considérations sur la révolution“ wider; doch geht Manches leicht genommen nicht auf den Grund, das diplomatische Talent und die Rhetorik spielen zu sehr mit. — Vom Vater und vom frühen Studium Montesquieu's her behält sie eine ausgesprochene Vorliebe für den englischen Constitutionalismus, bleibt übrigens immer dem doctrinären Liberalismus ihrer Zeit und ihrer Freunde zugethan und geht vollständig in seine etwas einseitigen Anschauungen auf; das beweisen auch noch die „Considérations“, die Bailleul einem scharfen „Examen“ unterworfen hat.

Eine auf die vielseitigste Anschauung gegründete scharfsinnige Reflexion; ein feines verallgemeinerndes Talent, das mit der Befähigung eines philosophischen Kopfes die Züge zusammenzufassen und daraus seine geistreichen Abstractionen abzuleiten versteht; sorgfältigste Erziehung, weite Weltkenntniß, umfassende Reisen, reiche Lecture, die unausgesetzte Nähe bedeutender Menschen prägen sich in dieser etwas aristokratisch und stark à la Goethe gebildeten Natur unverkennbar ab und haben ihr den Zug des Universalismus aufgedrückt, der sich mit Vorliebe in philosophirendem Darstellen ausspricht; der Sinn für alles Hohe und Schöne aber beflügelt ihre Einbildungskraft und trägt ihre gefühlte Poesie. Sie stellt eine großartige Vermittlung des Lebens dar mit der Literatur, des deutschen Geistes mit dem französischen, und ihr Wirken hat etwas segenreich Positives. Sprache und Ideen halten immer sicheres Maß ein; jene, einfach und doch voll, rein und harmonisch, erinnert oft an klangreiche und doch gemäßigte Festmusik, noch öfter ist sie durch das seltene Compositionstalent gefärbt. Im Ganzen haben ihre Werke allerdings zu wenig Natur und zu viel Salon; es ist die Kunst der bürgerlich-aristokratischen guten Gesellschaft.

---

**Das Drama.** Aus der reichen und schimmernden Fülle der Romanliteratur und ihrer Nebengattungen führt ein schwerer Schritt hinab in die Irrgänge des Dramas, das nur Eine Erscheinung bietet, an welcher sich der reine Kunstsinn und zugleich der männlich freie Geist ergötzen mögen: H. v. Kleist. Von ihm später. — Charakteristisch ist daneben

vor Allem die Romantik des Gräßlichen im Drama, die Schicksalstragödie; ihre Häupter sind Werner und Müllner.

## Zacharias Werner.

In Kunst und Leben ein verworrener, unorganisch zerfahrner, charakterloser Kopf, der widerwärtig berührt, nicht Meister seiner eignen Gebilde, die immer etwas Phantomartiges haben. Der Geist erliegt den Geistern, der Wucht des theologischen Problems, über dem er brütet, um es unter den verschiedensten Formen immer wieder auf die Bühne zu bringen. Künstlerisch scheitert er vor Allem an dem unfruchtbaren Versuche, seine undeutlichen abstracten Ideen verkörpert gestalten zu wollen; der unklare Geist vermeint im Gefühl seiner Schwäche materialistisch wirken zu können und bringt doch statt der Gestalten bloße Schemen hervor. Die mystisch verschwommene Befangenheit und Formlosigkeit schneidet alle wahre Motivirung ab: Es ist geistige Ohnmacht, die sich in die Ekstase rettet oder ans Ueberschwengliche klammert. Von Charakteren, wahrhafter Gestaltung, historischem Erfassen, sittlich verständlichen Motiven, in Ordnung gebrachten und festgehaltenen Gedanken, deren Armseligkeit vielmehr alles Flimmern und Klingeln mit empfindungsseligen Worten nicht verdeckt, taucht selten eine Spur auf. Trotz aller Mängel zeigt das durch den schlecht angebrachten Mysticismus verderbte Stück „Die Weihe der Kraft" dafür noch das meiste Verständniß.

In allen Orgien und allen Glaubensnüancirungen herumgeworfen, schwatzt Werner von einer unsichtbaren Kirche und einem Geheimorden ohne Sinn und Ziel und Kraft. Die jämmerlich weichmüthige Seele, die keine Idee von einem ganzen Charakter hat und statt des Großen nur das Schreckende zu geben weiß, erinnert in den Inspirationen und Verzückungen, denen überall die Hauptrolle zufällt, an die sentimentale Seite von Brentano's Geisterspuk. Auch da bleibt im tollsten Paroxysmus gar Nichts mehr faßbar, weder ein Gedanke noch eine Gestalt. Das ganze Gebräu gipfelt in der „Cunegunde".

So ist Werner schon in seinem frühen, auffallenden, nachher brutal widerrufenen Stücke „Die Weihe der Kraft" angelegt. Da greift er das mystisch unklarste Moment aus Luthers Wesen heraus, ätherisirt und verflüchtigt bis ins Unfaßbare hinein, stellt daneben die

zu Ideen gebildeten Gestalten auf, halb Fleisch, halb Geist, will das unaussprechliche Innere auflösen, das blitzartig getroffen nach geheimen Anstößen handelt. Der Eindruck ist der des Sonderbaren und Beunruhigenden, ja fast ängstigend. Einem Kopfe, der selbst in den Ursprüngen der Reformation kein anderes Element herauszuheben verstand, lag gleich von Anfang an der Uebertritt zum Katholicismus ganz nahe, und seine steigende mystische Tendenz ist wohl zu erklären theils aus dem immer mehr hervortretenden Mißverhältniß der schaffenden Seelenkräfte, theils aus der bloßen Eitelkeit. — Von Wahrheit in den historischen Charakteren kann da keine Rede sein; zuweilen entfaltet er in ihnen eine gewisse heroische Größe, aber auch die ist düster, unheimlich, die Gestalten wie dämonisch getrieben. Im Allgemeinen hat es seine Weichmüthigkeit nicht zu anderen als zu molluskenhaften Helden gebracht, die alle übel verzeichnet sind, so der thränenselige Völkerschlächter Attila bis ins Ekelhafte. Die Scenen passen bald in einen französischen Schauerroman, wo sie weniger als auf der Bühne verletzen würden, bald ins gemein populäre mittelalterliche Mysterienspiel, mit welchem sie das Meiste gemein haben. Der ganze Apparat der Scenerien, Chöre, Erscheinungen und verkörperten Geister hat etwas Düsteres. Fast immer grübelt Werner über religiösen Entwicklungen und Lebensmomenten des Christenthums, vom Kampfe mit den Heiden bis zur Heiligenverehrung. — Daß ein solcher Geist, der die specifische Schicksalstragödie nur Einmal, aber auch am crassesten vertritt, der größten psychologischen Verirrung fähig war, kann in keiner Weise befremden. Wenn er anderwärts seine sämmtlichen wundergläubigen Elemente zusammengethan, so hier alle nächtlich romantischen Phantasmen über Schicksal und Seele. Diese Mißgeburten mit einer scheußlichen Fratze des Verhängnisses der Alten machen sich in ihrer Gräßlichkeit fast komisch, verletzen aber anderseits um so tiefer, als sie über einer der Nachtseite des Lebens verzerrt nachgezeichneten Wahrheit aufgebaut sind. Neben den übrigen hat die Schicksalstragödie noch den Mangel, daß sie in den engen Kreis der familiär-bürgerlichen Verhältnisse herabsteigt und so eigentlich mehr den Kampf mit den individuellen Neigungen als mit dem in die großen Begebnisse und Conflicte des öffentlichen Lebens eingreifenden Geschick darstellt, daß sie sich also in den tragischen Stoffen vergreift und zu kleinlich an die Rührung appellirt.

Wenn eine Natur wie die Wernersche sich selber treu sein könnte, so würde sie ihre Stoffe aus der Apokalypse entlehnen. Die Manier ist die denkbarst äußerliche, ein Spiel mit complicirten Maschinerien und flimmernd phantastischen Effecten. Die Sprache hat eine gewisse Gewalt, wo überhaupt Verstand in ihr liegt.

Müllner und Grillparzer, auf einem ungesunden Felde seine Bahnen verfolgend, sind ihm unvergleichlich überlegen wie an innerem Gehalt so an Kunstbewußtsein oder wenigstens Einsicht des Zweckdienlichen in der Kunst, und Grillparzer steht wieder über Müllner.

Werner, eine wilde und doch weichmüthige Naturkraft, ist aus der mittelalterlichen Zeit der Buße predigenden Schalksnarren, ein verzerrter Abraham a Santa Clara. Dieser Geist hat trotz aller Parforce-Sprünge und Chamäleonwandlungen keine Entwicklung, weil er von Anfang an keine Widerstandskraft besitzt gegen die tollen Einfälle und Leidenschaften einer gemein sinnlich angelegten Natur, die vom Ideal Nichts als das Zerrbild kennt und verfolgt. Sein Leben und Dichten, die sich passend illustriren, sind nur der nach den Excentricitäten des Augenblicks bewegte, immer wieder von vorn anfangende Wechsel von Schuld und Buße. Nichts macht Eindruck auf ihn als die Materie, und er selber, Alles materiell fassend und doch Nichts von Realität verstehend, weiß auch nie anders als roh materiell zu wirken — ein wüst sinnlich gewordener Hyperspiritualismus. Der Charakter wird ihm Fratze und „die Physiognomie Grimasse". Er hat das ganze Leben an allerlei Geheimbünden verträumt, denen er wie dem Gemeinsten den Mantel des Religiösen überwarf. Diesen wesenlosen Einfall nützt er auch gleich in seinem ersten, doppelt ausgelegten, thränen- und spectakelreichen, schwülstigen Rührstücke „Die Söhne des Thales" aus, das wie im Grund alle durch die Verkehrtheit der Mittel bald lächerlich, bald ängstigend, aber entfernt nie tragisch berührt; und im „Thal" verkehrt er immer. Es ist eine schlechte Qualification, wenn ihm nach seinem eignen Geständniß das Göttliche dem Trivialen so nahe steht, und all sein Treiben ist Klingklang geblieben. Seine in Lyrik zerfließende Dramenfabrikation hat Stellen in Masse, die an mystischer Verschrobenheit und süßlichem Geklingel den gesunden Menschenverstand ebenso höhnen wie Brentano's geistliche Lieder. Dann und wann entwirft er einzelne gute Scenen selbst mit theatralischem Verständniß, aber nie ein wahrhaftes Drama.

Es ist an dieser durch und durch unwahren und kernlosen Natur kein gesunder Faden; realen Sinn hat sie nicht, und zum Ideal ist sie zu liederlich und zu bestandlos. Man könnte die Krankheitsgeschichte seines Dramas aus den Parenthesen einzelner späterer Stücke herauslesen, die fast die Hauptsache auszumachen scheinen und in ihrer phantastisch-ekstatischen Süßlichkeit und Gespreiztheit wahrhaft zum spöttelnden Lachen reizen. Nirgends stehen sich Komik und Tragik, das gesuchte Erhabene und das angeborne Gemeine jeden Augenblick näher als in dieser aus ebenso viel Blasphemie wie Bußfertigkeit zusammengeflickten Seele. Träume, Erscheinungen, orakelnde Sprüche, Verwandlungen, das ist Alles, so geziert, unnatürlich, unlogisch als möglich, das Leben ist Nichts.

## Adolph Müllner,

der seine Stücke zuerst für ein von ihm in Weißenfels organisirtes Privattheater schreibt, hat sich 1809—14 zum Anfang im Lustspiel versucht. Französischer Art, zum Theil nach französischen Mustern und Texten in Alexandrinern verfaßt, haben diese Stücke nur geringen Werth; sie sind arm an Motiven, der Witz gar ordinär, leicht bedientenmäßig, und im Grunde läuft Alles auf alltäglichen Spaß und allerlei Neckerei hinaus, ob nun die Personen verkleidet oder unverkleidet auftreten; die Katastrophe ist meist possenhaft ausgekleidet, auch das Ganze derb angelegt.

Von erheblicherer, wenn auch vorübergehender Bedeutung ist Müllner als Schicksalstragöde, einer der Wesentlichsten aus der Schule, welche die Realität der Geschichte und des Lebens als prosaisch bei Seite schiebt und dafür nach lügenhaften und schreckenden Idealen rennt. Das kleine Trauerspiel „Der 29. Februar“ ist, wie der Autor selber zugiebt, durch Werners „24. Februar“ bestimmt, wenn auch die Fabel des Stückes ganz verschieden. Die wesentliche Grundlage bildet natürlich wieder der uralte Aberglaube an dunklen Fluch, der sich gern an irregulären Tagen vollzieht. Die Verwicklung aber ruht auf unbewußt vollzogener Blutschande; das nothwendige Ende ist der Mord und zwar in unbegründet raffinirter Weise, erst des in diesem Bund erzeugten Knaben, als könnte so die eigne Schuld gesühnt werden, dann die freiwillige Ueberlieferung an den Blutrichter. Am meisten frappirt die merkwürdige Ruhe und Besonnenheit, womit all das sinnverwirrende Zeug als zweifellose Nothwendigkeit sich abspinnt. Die

Sprache ist geschraubt, unnatürlich wie der Charakter des Kindes Emil, das den Ton angiebt, eine Art frömmelnder Sentimentalität, die keineswegs zu den hier eingeführten Kreisen paßt. Das ganze Stück scheint nur Vorstudie zu einer Schicksalstragödie, die in der verfehlten Richtung immerhin als eine der durchgebildetsten dasteht und unstreitig ein Talent von Rang spiegelt. „Die Schuld", ein halbes Jahr darauf als Spätherbstphantasie entstanden, stellt als Haupttriebrad in der Maschinerie wieder ein ähnliches Verhältniß auf: geheimen Verwandtschaftsgrad mit künstlich verschlungenen und das eheliche Band zum Frevel wandelnden Zuthaten. Die Grundlage ist völlig irrationell: Erst schafft dunkle Prophezeiung, die kein Recht und keine Begründung hat, eine völlig unnatürliche Mutter, und trotz ihres wider das Menschenherz laufenden Handelns vollzieht sich der finstere Fluch; wir stehen einem düsteren, willkürlichen Etwas gegenüber, das die ganze Menschenkraft eisern zwängt und erdrückt; es berührt uns ängstlich, scheu, gespenstig. Diese furchtbare Vernichtung der menschlichen Freiheit und das Preisgeben an den nackten Zufall ist dem Geist unerträglich. Wenn Müllner meint, Hugo sei dennoch frei in seinem Handeln, so ist das nicht wahr, die ganze Entwicklung widerspricht ihm; das Stück kann trotz alles an die Personen verschwendeten Adels nur erdrückend wirken. Der rasch entschwindende Traum einer friedlichen Lösung, da doch durch die ganze Anlage blutiges Ende geboten ist, hat etwas Grundloses; er berührt fast wie neckendes Spiel und stört die Wirkung. Und doch liegen auch da große Vorzüge: Die ganze Fassung hat etwas Hochgesinntes, und die Personen trägt ein natürlicher Adel, nur die reine Tugend in der philisteriös leidenschaftslosen Jertha ist (darin hat Julian Schmidt sehr Recht) eine widerliche Verzerrung ohne Wahrheit. Die Psychologie, so weit sie noch Raum hat zu freiem Leben, entfaltet übrigens Feinheit und Tiefe. Die Handlung ist innerlich getragen und klar, das Arrangement meisterhaft besonnen und die Composition von höchster Einfachheit und ebenso viel Wirkung. Die Verse sind rein, selbst elegant, die Sprache, allerdings stark an Schiller mahnend, von hoher Würde. Der Eindruck bleibt constant das in den tiefsten Gründen dunkel Tragische, und doch wickelt sich die längst vorgebildete Katastrophe mit fast graciöser Ruhe ab. Das blendet, reißt unwillkürlich hin, und leicht vergessen wir, daß wir auf haltlosem Grunde stehen. Eigen sind die vieractige Einkleidung, der malerische

und nicht grundlose Rhythmenwechsel mit passendem Ueberwiegen des vierfüßigen Trochäus. Das Ganze ist spanisch bestimmte und gemodelte Modification des Themas in der „Braut von Messina" oder im „Julius von Tarent". So viel muß zugegeben werden, daß neben Grillparzers „Ahnfrau" das Müllnersche Stück der interessanteste und vollkommenste Typus der Schicksalstragödie ist. Nach diesem konnte sich Müllner, einfachen Gesetzen zufolge, nicht wohl weiter entwickeln, denn wer im großen Styl erst mit dem vierzigsten Jahr in diesem Feld auftritt, wird kaum mehr eine höhere Vollendung erwarten dürfen. — Müllner sucht allerdings nach wahrhaft psychischer Begründung und legt den Fatalismus als gewaltsam treibenden Wahn in die Seelen selbst hinein, die durch äußere Maßnahmen oder menschlichen Zauberspruch die Schicksalsmächte binden möchten; aber das Spiel ist ein trügliches und das Schiefe der Grundlagen höchstens verkleidet. Er möchte die Willensfreiheit retten, kann es aber nicht.

Hier und mehr noch später („König Yngurd") fußt Müllner auf den schneidenden Widerspruch, daß es hochherzige, ja tugendhafte Personen sind, die durch das Verhängniß — wäre es nur nicht blind! — ins Verbrechen hineingetrieben werden: eine nicht durchaus falsche Idee, deren Behandlung aber vom Dichter die höchste psychologische Sicherheit und Mäßigung und die sorgfältigste Motivirung fordert, und das geht ihm ab. Es ängstigt wieder ohne zureichenden Grund, wenn das Geschick wie mit furchtbar rächender Hast schon den verbrecherischen Gedanken packt und dem Ruine zujagt. Er spielt mit Personen („Die Albaneserin"), die durch innere Hoheit über das menschliche Verhängniß hinausgetragen scheinen und doch wieder so in seine Irrgänge verlockt werden, daß sie an der Grenze des Abscheulichen stehen, dem Verbrechen verfallen und im Verderben enden müssen: das ist der quälende Widerspruch. Der Engel und der Teufel sind so stark und so disparat aufgetragen, daß vom natürlichen Menschen Nichts mehr bleibt; diese Gestalten sind außer die Natur gestellt. Wäre auch die gesuchte Charaktergröße rein, statt verworren, dunkel und unheimlich, „Die Albaneserin" hätte keinen Werth für menschliche Verhältnisse; man ist versucht, Das die ins Närrische verirrte Exaltation einer Psychologie der Engel zu nennen. Derselbe Zwiespalt durchzieht seine Motive: Er möchte auch in den Untergang, der ihm nur ein verklärter Aufgang sein soll, eine Willensfreiheit legen, die mit dem

Fatalismus aussöhnen könne; er möchte diesen auf eine innerliche Berechtigung stützen, und das gelingt ihm so wenig wie Anderen. Das Bestimmtsein durch gewaltsamen Wahn, durch den Traum, die Prophezeiung, den Fluch, die wachen Phantasien, im gleichen Stück sogar mehrfach verwendet, wird für den Dichter selbst etwas Wahnhaftes, worüber seine Personen sophistisiren. „Was Du träumend willst, das schläft in Deinem Willen.“ Charakteristik und Motivirung sind unmeßbar, geben zu viel; sie verwirren und ängstigen.

In Müllner ist ebenso viel Bildung und geschultes Denken zu finden, als bei Werner fehlt. Er weiß sicher, womit er erschüttern kann, und führt es mit unleugbarer Meisterschaft durch; nehmen wir den Geist jener Zeit hinzu, und es wird äußerst erklärlich, wie er packen und bestechen konnte. Erst in den beiden letzten Stücken verfällt er auf das Spectakelzeug, das Werner immer verbraucht; vorher beobachtete er ein berechnetes Maß in den Mitteln. Die vier Stücke wiederholen übrigens dieselben, nur etwas modificirten und aus fremden Vorbildern entlehnten Mittel so vielfach, daß man auf Armuth in der Erfindung zu schließen berechtigt ist. Die Gedanken sind nicht so unbedeutend und hohl, wie man sie hat erklären wollen. Die Form ist immer rein und zeigt ebenso große Beherrschung wie die Entwicklung sichere Kenntniß dessen, was tragisch wirkt. Der Plan ist sinnreich und verständig ausgearbeitet, das Schicksal künstlich herbeigeführt, die Sprache reich an glänzenden Bildern, aber epigrammatisch. Am störendsten werden die handgreiflichen Reminiscenzen an Schiller, den die ganze Sprachweise in einer Erhabenheit, die ihm zwar natürlich geht, aber doch mehr formal bleibt, nachahmen will, an Shakespeare in Kraftausdrücken und auch in der Scenerie, an die Spanier und die Romantiker in der Hohlheit der Charaktere. Müllner ist der Erste, welcher den theatralischen Gestalten durch die krankhafte Stimmung unnatürliche Spannung und trüglichen Reiz giebt und außerdem mehr noch als Schiller, der hierin sein Vorbild ist, das Uebertwiegen des Rhetorischen auf dem Theater begünstigt. Sein eleganter Vers mit dem reinen und leicht zuströmenden Reim stellen die Berechtigung des Trochäus im Drama her.

Eine wesentlich andere und höhere Erscheinung von ebenso viel Anziehung als Glanz ist Heinrich v. Kleist.

## Heinrich v. Kleist,

der Halbromantiker mit dem Sehnen nach dem scharfen Taglicht und dem Aufdämmern desselben, das unvergleichlich über Allen stehende dramatische Talent der Schule, enthüllt im Leben und Dichten die schreckend zerstörende Seite jenes Innenlebens, das ein Novalis als sanftes Duften berührt. Eine Uebergangsfigur, nun streng und von classisch gesetzlicher Klarheit, nun das Spiel dunkler Geistesmächte, die ihn dem Wahnsinn entgegenzerren, endet er 1811 durch Selbstmord, ehe die von ihm gesuchte und geahnte Befreiung seiner Nation tagt. Sein zerrißnes, aber leben- und gestaltenreiches Genie prägt zwei Seiten aus, die sich auch zeitlich nicht aus einander gewickelt, sondern parallel gehend in sein Thun und seine Kunst theilen: das Halbwachen der Kunstromantik und das Wehen einer scharfen zeitgeschichtlichen Morgenluft. Furchtbar schnell schritt das Schicksal; fatalistisch breitete sich die französische Knechtschaft aus; alle privaten und öffentlichen Zustände wankten; Kleist ließ sich einer der Ersten durch die schweren Zeichen der Zeit bestimmen, und seine letzten Dramen schlagen mit Macht den Ton jener nationalen Erhebung an, die in Geschichte und Literatur wenigstens die Freiheit nach außen begründete. — Kleists Lebensbild ist eine grauenvolle Vereinigung von der Schuld einer haltlos verlorenen Civilisationsphase, eines zu Boden geworfenen Nationallebens und einer gewaltsamen, hochbegabten, sich wieder nur individuell bestimmenden Natur. Aber die überraschende Klarheit des künstlerischen Bewußtseins, die Vielseitigkeit der reichen Natur, welche Schöpfungen der verschiedensten Wesenheit bildet, die allem sentimentalen und spielenden Ton entschieden feindliche Gewalt des Geistes, die Hoheit der Strebungen, verbunden mit dem innersten Schmelz romantischen Sinnes, stempeln ihn zu einem der Größten seiner Zeit.

Kleist sucht nach innerer individueller und nach äußerer nationaler Freiheit und ist einer ihrer edelsten und kraftvollsten Sprecher. Stärke der Naturbegabung und Klarheit der Bildung haben den tiefen und schweren Geist, der oft räthselvoll in sich brütet wie Hamlet, oft in wilde Leidenschaft ausbricht wie Othello, gleichmäßig getragen. Kleist ist ein dichterischer Genius ersten Ranges, aber ein schreckendes psychologisches Räthsel: classisches Maß, vollkommen beherrschende Ruhe, Energie und Klarheit des Geistes, tiefes Verständniß der dramatischen

Mittel und Wirkungen, selbst der Technik, großartig plastisches Talent, das auch das Dunkle zu gestalten unternimmt und versteht; und trotzdem finstere Gründe, eine irrationelle, fremdartige, unheimliche, bis ins Grauen, ja in den Wahnsinn verirrte Macht, der ihn schließlich packt; er wird ihrer nicht Herr im Leben, nicht in seinen Werken, deren gehaltene Klarheit sie oft auf einmal wie nächtlicher Irrlichtschein durchbricht. Idealer Adel zeichnet die Denkweise; das Talent der Auffassung und Gestaltung hat eine so außerordentliche realistische Gewalt, daß selber das ungreifbar Phantastische mit plastischer Anschaulichkeit unter seiner Feder herausspringt. Jedes individuelle Leben, steh' es uns noch so fern, muß ihm Rede stehen, bis er seine Gestalt haarscharf fixirt hat, und die Wahrheit, Tiefe und Stärke des Gemüthes, die ihm alles Menschliche als Erfahrung nahelegt, hellt ihm auch die fernsten Gründe auf. — Seine gewaltsame Natur treibt die Conflicte stets auf die äußersten Spitzen des Furchtbaren, Wilden, selbst Abscheulichen; er verletzt wohl, stößt aber nie ab, weil ihn tiefes Schönheitsgefühl auch in diese gefährlichen Regionen hinein geleitet und weniger fehlgreifen läßt; da noch bleibt eine zweifellose Angemessenheit stehen, und wär' es die der Amazonennatur. Es fühlt sich heraus, daß auch der Naturalismus durch ein reichgebildetes Gemüth hindurchgegangen, und gerade da faßt er uns mit der Gewalt des Unmittelbaren.

Kleist beginnt in der „Familie Schroffenstein" mit einer halben Schicksalstragödie. Das Stück erinnert unwillkürlich und zu seinen Ungunsten an „Romeo und Julie". Was hier tiefes tragisches Verhängniß, das ist dort eine auf gemeine Interessen gebaute und darum intriguenartig in die Niedrigkeit des Alltagslebens heruntergezogene Verwicklung; was hier als Familienfluch unmittelbar vernichtend ins Leben tritt, ist dort das Resultat dunkel fortspinnenden Irrthums und verwerflichen Argwohns, dem nach nothwendigen Gesetzen die Möglichkeit friedlicher Lösung näher steht als die gewaltsam herbeigezogene Tragik; was hier gleich vor den Augen in mächtiger That scharf und verderbenschwer emporschießt, ist dort der fortlaufende Gegenstand schwächlicher und zweifelvoller Disputationen; kaum eine einzige dieser Personen ist von der Wahrheit in der Grundlage des Conflictes überzeugt. So steht im neuen Stück gleichwie im alten und mehr noch — denn das Verbrechen ist über Nacht gekommen — das Verderben

für das Leben vollendet da, aber nicht die Tragik für die Kunst. Kurz: die Begründung und die schreckenvolle Entwicklung decken sich nicht; jene ist für diese zu leicht und ungenügend, daher das Unbehagen, das immer aus einem Unverständlichen entspringt; daher auch die grauenvolle Tragik verfehlt, weil von Grund aus falsch angelegt. Unglück, Verbrechen und Friede, die sich fast wie in grausamem Spiel folgen und an dunklen Fäden hängen, sind gleich wenig begründet; es ist keine zwingende Logik in dem Schicksal, keine in den Handelnden, daher auch keine in den Thatsachen und keine Befriedigung. Die hier handeln, nach ihnen selbst dunkel vorschwebenden Widersprüchen, sind ganz gewöhnliche, selbst gute Personen mit starkem Anstrich von moderner Kleinlichkeit, selbst der wilde Ruprecht ist ursprünglich kein Verbrecher. Man bemerke den Gegensatz der Charaktere in den beiden gräflichen Ehepaaren! Völlig verfehlt ist der Schluß mit seinen gehäuften Gräueln. Die doppelte, wieder an Hexenmanöver geknüpfte Entdeckung des ersten Grundes der Verwicklung — überdies in dem Erscheinen der alten Hexe zu Ende völlig unmotivirt — ist ebenso überflüssig als der doppelte Kindesmord der Väter, nach welcher Unthat die fruchtlose Versöhnung ein gar kühles Schlußstück wird. Auch äußerlich laufen die Scenen des letzten Actes tadelhaft ab: die völlig gleiche Situation kehrt mehrfach ungenügend begründet wieder; die Personen drängen sich auf dem Schauplatze zusammen, und es stößt Alles so rasch und wie von Geistern gehetzt auf einander, daß nur ein düster verworrenes Gefühl zurückbleibt, dem das eintönig unheimliche Grau der Färbung entspricht. Scenen der wundervollsten Poesie, eine wie immer kraftvolle Gestaltung des Seelenlebens und den größten Theil des Stückes hin dieselbe zwingende Wucht der (wie im „Kohlhaas“) aus dem finsteren Grund in bewegter Hast hervorgetriebenen Thatsachen kennzeichnen übrigens auch hier den Genius.

Nach der düsteren Tragödie bildete der Geist des vielbesaiteten Dichters das ächte Volkslustspiel „Der zerbrochene Krug“, mit unzerstörbar naturwüchsigem Witz, wie er in unserer Literatur nur wenige Stücke trägt. Eine Bestimmtheit und Angemessenheit des Tones geht durch, die sich auch nicht in Einem der feinen Züge verläugnet; es ist glücklich getroffne niederländische Manier keck in Handlung übersetzt, und die Personen und Situationen heben sich wie zum Greifen ab. Die Handlung entwickelt sich rasch und ununterbrochen durch

eine gleichsam von selber aus ihren Grundzügen treibende Spannkraft; jeder Strich wächst uns nach dem einfachsten Gesetze gleich vor den Augen heraus, und die dialogische Entwicklung ist mit gleich viel logischem Geschick wie lebenvoller Naturtreue verfolgt. Die Personen sind unübertreffliche Typen aus dem Leben: es ist jene halb pfiffige, halb dumm-abergläubige Classe Volk deutsch-niederländischen Schlages, das sich in seinen vier Zäunen eine ganz eigens gemodelte Welt macht, voll Intrigue, Streit, Kleinigkeitskrämerei, Rechthaberei, schelmischer Zutäppigkeit und doch wieder gutmüthiger Ehrlichkeit. Die Figur des alten Sünders Adam mit seiner dummdreisten Verschmitztheit ist zum Malen, ebenso die zungenfertig proceßsüchtige Martha. Die Beschreibung des Kruges und die der Fährte des nächtlichen Besuchers, der natürlich gar als der Gottseibeiuns erscheint, sind kostbare Genrebilder. Das Ganze bildet eine völlig klare und charakteristisch einheitliche Welt. — Der erste Schluß scheint mir besser als die Variante; nicht blos ist er kürzer und bündiger, sondern die Variante geht in gewissen Erörterungen über die Anschauungsweise hinaus, innerhalb deren einzig die knochigen Gestalten ihre ganze Originalität bewahren. — Kleist hat später Molière's „Amphitryon" übertragen; der Deutsche erreicht weder den sprachlichen Reiz noch die strömende Komik des Franzosen; die Veränderungen behufs gesuchter Tiefe und Bedeutung der Personen sind ein der leichten Götterfabel widersprechender Mißgriff.

Der Stoff der „Penthesilea", wenn auch in die griechische Zeit zurückgehend, paßt ganz für den genialen Romantiker; jene wunderliche Welt des jungfräulichen Amazonenvolkes selber als dämmernde Romantik ragt ins classische Leben hinein. Die Farben sind brennend, die Sinnlichkeit glühend, es ist ein Gemälde à la Mérimée, und doch beherrscht wieder classische Klarheit die Auffassung des Lebens, und der doppelte Horizont des griechischen und des barbarischen Wesens und ihres Kampfes ist ebenso sicher umschrieben, als im „Prinzen von Homburg" der nächste des preußischen Heerstaates. Durch die Wahl dieses Stoffes, in dessen überliefertem Texte schon eine Umkehr der Natur liegt, hat sich Kleist von vornherein das Recht vindicirt, sich die Uebergriffe auf die gewohnten Gefühlsweisen und das Verhältniß der Naturen verzeihen zu machen. Es ist wahr, er bildet die Sage überdies nach seinen Bedürfnissen aus, und jene durch einen von den Jungfrauen des Mars provocirten Kampf auf Leben und Tod

erkaufte Hingabe an den Besiegten ist seine eigne Schöpfung; aber diese ganze fabelhafte Mannweibwelt mit dem die Schranken der Geschlechtsgesetze so oder so durchbrechenden inneren und äußeren Leben liegt doch gleich in der griechischen Sage; ihr noch mehr als der freien Umgestaltung durch den Dichter fällt das Unnatürliche in den Grundlagen der Tragödie zur Last. Die Umbildung versucht, auf einem freilich selber widernatürlichen Umweg, die Natur im Weibe wiederherzustellen; aber da bricht einem verheerenden Waldstrome gleich die ursprüngliche Wildheit durch und gebiert den tragischen Conflict, dessen schuldloses Opfer die durch tiefstes Wühlen in sich heraufgerufene Selbstvernichtung der wahnwitzigen Amazonenkönigin sühnt. Die Liebe selber hat da in ihrer glühenden Sinnlichkeit fast einen erschreckenden Reiz, es gehen wie die Vorbereitungen hindurch zu tigerartigem Umarmen; aber innerhalb dieses Kreises ist so sprühendes Leben, die volle Kraft und Lust feiert so keck und klar, daß sie springend mitreißt. Mit dem Augenblicke, da sich auch hier wieder durch Irrthum das Gefühl in megärenhaftes Wüthen verwandelt, verfinstert sich die Scene: das Grauenhafte tritt in hellen Blitzen herein und steigt bis zum nackten Entsetzlichen, das in scharf skizzirten Acten vorüberfährt. Und doch mag man kaum sagen, daß der Dichter die Schranken des Schönen überschritten habe: sein Ausdruck, rasch, leidenschaftlich, abgebrochen, aber scharf bestimmt, ja von conciser Klarheit, bewahrt durchweg einen Charakter, der in die griechische Welt zurückversetzt. Diese Sprache, wie die feste Sicherheit in der Zeichnung der Charaktere, die überdies von Anfang bis zu Ende nach den Gesetzen ihres einmal feststehenden Wesens handeln, bezeichnet eine genial bemeisternde Kraft. Die zwei Hauptfiguren haben etwas Himmelstürmendes, dem Dichter selber verwandt.

Kleists populärstes Stück ist das Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn“. Es hat etwas Großartiges, zeigt die vollkommenste Einheit des erstaunlich fein durchgeführten Grundtones, der Duft ächtester Poesie liegt über ihm ausgebreitet, und doch leidet es an den größten Mängeln. Der Graf von Strahl ist ein herrliches Ritterbild, ideal nach den schönsten Zeiten des Ritterthums, und doch liegt in seiner Handlungsweise so viel nutzlose Härte und Erniedrigung, daß sie auch auf den prächtigen Charakter einen Makel wirft und ihn in schneidenden Widerspruch setzt mit der eignen Gefühlsweise, die er

gleich zu Anfang des zweiten Actes darlegt. Käthchen ist ein rührend engelreines Kind, aber die Flecken der Behandlung als Landstreicherin, die der Purpur höchstens einhüllen kann, werfen störenden Schatten auch auf die plötzliche Herrlichkeit. Doch bei Allem, was da schneidend unser Gefühl verletzt, dürfen wir nicht vergessen, daß wir eben im scharf und klar angeschauten Mittelalter stehen. Die Naivität des Kindes ist reizend, ja erhebend; wie aber die wunderbare Erscheinung, auf der die ganze Entfaltung ruht, in dem jungen Herzen die magische Wirkung geübt, daß es mit felsenfester Zuversicht durch Schmach und Noth wie ein Hündchen dem hohen Herrn folgt, das ist eine doppelte Unbegreiflichkeit. Die Mosaikzusammensetzung Kunigundens schafft nutzlose Häßlichkeit und benimmt selbst dem Werthe der herrlichen Gestalten. Aber die überraschende Klarheit der Zeichnung, auch mitten im Wunderbaren, die ganze lichte und doch so bewegte Durchführung zeigt wieder den Meister. Die Scenerie ist in ihrer Einfachheit groß und schön, und mit ergreifender Wirkung leitet gleich das Gericht der furchtbaren Vehme ein; dieser Act ist eine einzig glückliche Schöpfung.

Mit dem „Prinzen von Homburg" und der „Hermannsschlacht" tritt der Dichter in eine neue Phase; es ist das von der dämmerigen Romantik freie, groß und klar gefaßte Nationalleben. Die Handlung in jenem Stück geht wieder rasch und sicher, alles Dämmerhafte ist weggeworfen, ausgenommen den Zustand des Träumens gleich zu Anfang, der etwas vom Nachtwandeln hat. Alle weiteren Grundlagen sind streng fixiert, wie die männliche Entschiedenheit, die da überall eingreift. Es ist eine ganz eigne, ruhig strahlende Atmosphäre, und die handelnden Personen zeichnen sich aus durch Edelmuth, auf den kein trübender Schatten fällt. Der große Churfürst, der Sieger von Fehrbellin, ist eine hoch und würdig gefaßte, unentwegt in sich sichere, consequente und doch milde Gestalt; auch Natalie steht in edler Festigkeit da. Eins aber berührt störend: Der Held des Stückes ist die einzige Persönlichkeit, die auffallende Inconsequenz in ihrem Wesen trägt. Diese zuvor und hernach wieder so furchtlos in den Tod schauende Natur läßt sich von der ersten Ueberraschung so sehr niederwerfen, daß sie Ehre und Liebe an ein nichtig Landjunkerleben hinwerfen will und beide Gefühle schwachsinnig abschwört. Diese Schwäche ist an sich unerträglich und mit der großsinnigen Aufopferung unvereinbar; überdies erweist sie sich für den Fortgang des Stückes nutzlos,

ja störend. Das feige Wegwerfen des ganzen Werthes, so natürlich auch die Todesfurcht sein mag, muß in der Darstellung doppelt abstoßen — auch das ist eine Art Natur, deren nacktes Hinmalen Nichts taugt. Man hat es zu beschönigen gesucht mit der Nothwendigkeit, daß dieses Empfinden der gebotene Durchgangspunkt sei von der romantisch wilden und traumhaft zerstiebenden momentanen Erhebung zur sicheren und bleibenden Mannesgröße; aber jene anfängliche Fassung ist eben selbst ein Fehler. Sie verträgt sich ganz und gar nicht mit den fast nirgends mehr so klaren und bestimmten Localzügen eines grunddeutschen, auf den Willen des Gesetzes gebauten, durch hohen fürstlichen Charakter und freiwillige Unterordnung der tüchtigsten Naturen geadelten, eben mit junger Macht aufstrebenden monarchischen Staatswesens. Jene sicheren und starken Taggestalten, die festen Lebensordnungen, in deren treuer Zeichnung gerade die innerste Bedeutung des Stückes liegt, passen nicht zu einem liebesehnsüchtigen Nachtwandlerhorizont.

„Die Hermannsschlacht" ist ein weit über die anderen, schwachen Bearbeitungen dieses Stoffes hinausreichendes Stück. Wenn auch sicher ist, daß diese Römer und alten Deutschen dem Dichter nur die analogen Vertreter sind der Noth der Zeit, da die Franzosenherrschaft Deutschland geknechtet hielt; wenn auch das Werk der kräftigen, männlichen Erschütterung über die bitter empfundene Schmach der Gegenwart seinen Ursprung verdankt, einer Empfindung, ähnlich wie sie die That eines Schill gebiert und wie sie den unseligen Conflict zwischen aufgezwängter Pflicht und groß rettendem Verlangen mit gewaltiger Naturkraft zerhaut; wenn sich auch die Beziehungen auf die Verhältnisse unseres ersten Jahrzehnts als entschieden im Willen des Dichters liegend darstellen: das Stück verliert darum Nichts von seinem historischen Gehalt. Das Gewichtige ist, daß es in großen Massen handelt und in hohem Styl jede Kleinlichkeit in Wesen und Beziehung vermeidet. Und so ists Kleist gelungen, trotz der tendenziösen Fassung, trotz der Keckheit, womit er alle kleinlichen Fragen über die Natur jener altgermanischen Zustände und Anschauungen überspringt und unmittelbar mit seinem heftig bewegten Gefühl und seiner energischen Sprache eingreift, auch eine historische Treue geltend zu machen, die weit über ängstliches Formelgermanenthum (altväterisch studirte Sprache und Costüm) oder über jenes idealisirte Deutschthum hinausragt, das Klopstock in seinem lyrischen Bardenton ganz eigens geschaffen. —

Armin ist eine absolut wahre und vornehme Gestalt. Mag jener Zug der katzenartigen List, dessen Grund übrigens geschichtlich beglaubigt scheint, zu oft und grell in der Handlung selbst mitspielen, mag er namentlich im Benehmen gegen Ventidius und in den leicht hingeworfenen Aeußerungen gegen die ächt germanisch offene Gemahlin eine verletzende Seite hervorkehren, mag damit die Frage des Conflictes zwischen treuer innerer Ganzheit und einer durch unausweichbaren Zwang gesetzten Spaltung auf die Spitze getrieben sein: die Großartigkeit des Zieles und die erhabene Selbstverläugnung söhnen mit diesem Schatten aus, begründen ihn selbst in tieferer Weise. Es ist eben eine Natur, der ein geheim kochender, überall gegenwärtiger, berechnender und verdeckter Haß gegen die Unterdrücker seines innig geliebten Vaterlandes eine Tiefe und Bestimmtheit des Zieles aufdrückt, die stets etwas Dämonisches annehmen. Darin liegt klar Kleists und ähnlicher Naturen Haß gegen den Napoleonischen Druck ausgesprochen, in der Zeit seines Wirkens das einzige des Mannes würdige Gefühl, trotz der Erbärmlichkeit im deutschen Bundesleben, das kein Gesammtvaterland aufkommen läßt, und trotz der großen Reformen, die durch den Druck selber hindurchleuchten — diese zwei Seiten sind erst die der ruhig nachfolgenden weltgeschichtlichen Betrachtung ziemenden. Die großartig vertrauenvolle Aussöhnung zwischen Marbod und Armin ist ein Act von seltener Schönheit, das Werk einer wuchtig in sich gefesteten Natur; die höhnende Zurückweisung jeder Gemeinschaft mit den schwankenden Halbnaturen und Schwätzern in ihrer kurzen und schneidenden Begründung zeichnet originell ebenso gut die in sich ruhende Kraft. Es ist unbestreitbar, daß diese Züge aus Kleists eignem Wesen springen, so gut wie in der „Penthesilea" die in ihm lebendigen Gefühle der gegen alle engen Schranken entfesselten Persönlichkeit. — Unglücklich ists, daß eine bestialisch über alle Gesetze hinausschreitende Rache die herrliche Deutsche Thusnelda entstellt; ebenso unglücklich ist die gräßliche Scene mit der geschändeten deutschen Jungfrau: Beides um so verwerflicher, als über diesen ebenso unwesentlichen als verletzenden Momenten die Entfaltung der großartigen Schlachttragödie selber verloren geht. — Seltsam fast, wie Kleist bei seinem Zug zum Düsteren und Geheimnißvollen die hier so nahe liegende nordische Mythologie nicht berührt; die einzige kurze Scene mit der Alraune ist erschütternd.

So der große Tragödiendichter. Er hat uns auch eine Reihe Erzählungen hinterlassen, deren bedeutendste, „Michael Kohlhaas“, wieder erschütternde Tragik entfaltet. Das schreckende Sittengemälde noch aus der Zeit schreiender Ungerechtigkeiten und Privilegien, dem sechszehnten Jahrhundert, veranschaulicht in großen und blutigen Zügen den Satz, daß die ruhigst und edelst angelegte Natur, durch schmachvolle Verletzung ihrer Menschen- und Bürgerrechte aus ihren Fugen gerissen, ein Schrecken der Gesellschaft werden kann. Der wüthende Verbrecher, der immer nach seinem Rechte ruft, behält unter Blut und Flammen einen Zug inneren Adels, der ihm Theilnahme sichert. Die einfache, markige Natur ist in ihrem Seelenleben so durchsichtig treu gezeichnet, daß man ihr mitten ins wahnwitzige Walten hinein mit aussöhnendem Verständniß folgt. Im Uebrigen weder Kunst noch ein einziger gesuchter Zug; mit der höchsten Einfachheit der Mittel und der Form geht die Erzählung, die Nichts weiter sein will, vor, es ist chronikartiges Gepräge. — Aber von dem Augenblick an, wo die Gesellschaft den nicht mehr aufnehmen will, der ihre Gesetze so gewaltsam mit Füßen getreten und sich selber vogelfrei gegen sie gestellt hat, wo also trotz der einlenkenden Amnestie der in gehäufter Schuld gegen den staatlich-gesellschaftlichen Verband begründete Rückschlag erfolgt und die Handlung einen neuen und raschen Gang zum Verderben geht, nimmt auch die Erzählung eine von ihrer klaren und scharf begründeten Entwicklung völlig abweichende, verworrene, mit geheimen Geisterkräften spielende Richtung. Die Grenze, an der das poetische Talent des Dichters, von verderblichem Hange fortgerissen, auch sonst scheitert, ist hier am schärfsten bezeichnet. Da soll die unglückliche Todte als Zigeunerin wieder erscheinen und die Zukunft der Staaten verkünden, und doch kann sie den Unglücklichen nicht retten, also ist der Zauber vergeblich; da nimmt Alles verwirrende, incommensurable Verhältnisse an. — Daß die Geschichte verletzt, wäre ziemlich gleichgültig, würde nur nicht einer der größten Fürsten — der Zeit nach muß es Friedrich der Weise von Sachsen oder sein Nachfolger sein — zur jämmerlichen Figur herabgedrückt.

In den düsteren kleineren Erzählungen hat Kleist das im letzten Drittel des „Kohlhaas“ eingetretene Moment des Schauerlichen und Wahnvollen verschiedenst nüancirt weitergebildet. Er ist auch da originell, aber weniger glücklich; räthselhafte Suppositionen und furcht-

barer Spuk, unerhörter Frevel, der Fanatismus der Religion oder der Freiheit, tigerhafte Mordscenen, die wieder an Mérimée erinnern, furchtbare Criminalgeschichten und schauerliche Tiefen des Wahnes und Irrsinns bilden die Grundlagen. Aber klare und leuchtende Gestalten, mächtig interessirende psychische Stadien und die kunstlos bis zum Höchsten gesteigerte Spannung bekunden auch da den Meister.

Für sich steht zur Seite der Däne Oehlenschläger, der deutschen Geist und deutsche Fehler aufnimmt.

## Adam Oehlenschläger
(1779—1850)

ist in der dänischen und deutschen Literatur bekannt, hat aber weit mehr Bedeutung für jene, deren nationale Selbstständigkeit er begründen hilft; so ist denn auch seine poetische Bearbeitung der Sagen und Geschichten seines Vaterlandes, überhaupt die der skandinavisch-nordischen Stoffe unter seinen Leistungen das Beste. Er ist für Dänemark der Gründer des neuen und freien Geschmackes im Geiste der deutschen Romantik und steht darum in Feindschaft zu dem trotz seiner ebenfalls deutschen Bildung am Geschmacke der französischen Poesie hängenden Baggesen. Oehlenschläger ist lyrischer Dichter und Novellenschriftsteller, spricht aber mehr Bedeutung an als Dramatiker. Er hat durchgängig etwas melodisch Weiches, und auch seine Dramen werden beeinträchtigt durch ungebührliches Ueberwiegen des lyrischen Elementes; es ist bei ihm Mangel an innerer Kraft, der sich am springendsten herausstellt in seiner Behandlung der alten wilden Zeiten der nordisch-heidnischen Uncultur und des gesetzlosen Kampfes halb rechtloser Stände und empörter Geschlechter gegen einander; seine ganze Denk- und Sprachweise trifft selbst in seinen besten dänisch verfaßten Dramen („Hakon Jarl") das Rauhe und Grausige der altdänischen Heldenzeiten und des Ankämpfens der wilden nordischen Götter gegen das junge Christenthum nicht. Primitive Einfachheit und Kunstlosigkeit in den Motiven und Charakteren ist bei ihm durchgehend. Die größten Mängel zeigt das in Deutschland meistgenannte Stück „Correggio". Die Motive fehlen entweder ganz oder sind von unausstehlicher Schwäche; so ist es nichts weiter als lächerlich, wenn das Hereinschleppen eines Sackes voll Kupfermünzen den Tod des großen Künstlers



verschulden soll. Das Ganze ist eine pure Folge von Inconvenienzen und Incongruenzen (so der Antrag Ottavio's an den Maler in Bezug auf seine Frau die denkbar plumpste Unverschämtheit). Die Einführung der Personen und die Folge der Scenen läuft ohne alles scenische Verständniß ab, und nicht besser ist die Charakteristik. Die Naivität des Naturgenies ist in Antonio Allegri zur groben Unwissenheit und bêtise verzerrt; Michel Angelo's Künstlerbewußtsein und stolze Heftigkeit wird bloße Grobheit und in der Rache an einer elenden Wirthsnatur würdelose Kleinlichkeit. Die ganze Grundlage ist doch gar zu commun, denn Alles läuft an keinem anderen Faden ab als an der erbärmlichen Intrigue eines erbärmlichen Gastwirthes.

---

**Dramatiker zweiten Ranges und Operndichter.** Eine Reihe kleinerer Namen schließt den wenig reichen und noch weniger reinen Kreis der Productionen dieser Gattung. Theodor Hell (Karl Gottfried Theodor Winkler) ist sehr bekannt als Uebersetzer belletristischer Schriften, namentlich französischer Bühnenstücke; seine Bearbeitungen und Uebersetzungen sind viel zahlreicher als die eigenen Dramen, die eine vielseitige Lebensauffassung spiegeln. Seine Kenntniß des Bühnengerechten hilft ihm immer aus, und Gewandtheit im Sprach- und Versbau, wovon später auch seine Gedichte („Leyertöne") Zeugniß ablegen, giebt seinen Arbeiten Leichtigkeit. — Karoline v. Pichler (1769—1843), zuerst idyllischen und biblischen Stoffen zugethan und insbesondere im „Agathokles" 1808 bestrebt, den glücklichen Einfluß des Christenthums auf die Veredlung des menschlichen Geschlechtes darzuthun, wendet sich von 1811 an auf Hormayrs Empfehlung mit Geschick in dramatischen Ergüssen vaterländischen Gegenständen zu, um die deutsche Geschichte zu illustriren und zu popularisiren. — Als Dramendichter der romantischen Schule ist Wilhelm v. Schütz namhaft.

Von Colman dem Jüngeren, dem Director des Haymarkettheaters, den Walter Scott für den besten der neueren englischen Lustspieldichter erklärt, fallen in diese Zeit einige der gelungensten, beliebtesten und am meisten charakteristischen Lustspiele („The poor gentleman" 1802, „John Bull" 1805). — Joanna Baillie macht den interessanten Versuch, in einer Reihe von Dramen, je eine Tragödie und eine Komödie ihr zur Seite, dialogisirte Beispiele aufzustellen als Darlegungen und Illustrationen moralischer Reflexion. Sie kennt die



Leidenschaft nur aus den Dichtern, hat wenig von Gestaltungskraft und selbstkräftigem Empfinden; überhaupt kann solche moralische Tendenzpoesie unmöglich gedeihen. Sie schreibt übrigens einfach, gehalten, archaistisch und ist in Allem blos nachahmend. Walter Scott hat sich für ihren Ruf bemüht, und die größten Schauspieler der Zeit halfen einzelne ihrer Stücke auf die Bühne bringen, aber sie konnten sich nicht erhalten. Später veröffentlichte sie lyrische Dichtungen im Tone der altschottischen Ballade. — 1801 erscheinen die „Tragedies and poems" des Grafen Frederik Howard Carlisle, der erst freisinnig war und sich dann an Pitt anschloß, weßhalb Byron seinen Haß auf ihn wirft und ihn in der Satyre „English bards and Scotch reviewers" furchtbar geißelt.

Der beliebteste Operntextdichter ist Jouy, dessen Stoffe von den größten Meistern componirt worden sind, die beiden ersten berühmten „La Vestale" und „Ferdinand Cortez" (1809) von Spontini. Er schreibt Tragödien, die durch Talma's Spiel und die politischen Verhältnisse getragen werden, daneben auch Lustspiele. Eleganter Conversationston, anmuthige Sprache, feine und richtige Sittenmalerei aus der Zeit sind ihm eigen. Er ist zwar feiner Voltairianer, geht aber in Nichts über die Bildung dieser Zeit hinaus und hat zu wenig Fond des Wissens und Consistenz des Urtheils. — Den Text zum „Cortez" hat er übrigens gemeinsam mit Jos. Alph. Esménard gedichtet, der unter anderen noch als ein mit viel Gunst aufgenommenes Product die Oper „Le triomphe de Trajan" verfaßte. — Der Lustspieldichter Charles Guillaume Etienne wird rasch durch die außerordentliche Gunst gehoben, mit welcher die Zeit seine Stücke aufnimmt. Unter diesen verwickelt ihn das „Les deux gendres" betitelte (1810), dessen Grundidee er einer alten Bearbeitung entnommen, aber durch vollständige und veredelte Umgestaltung zu seinem Eigenthum gemacht hat, in eine literarische Fehde; daß er jenes läugnet, ist sein Unrecht. „L'intrigante" 1813 bringt ihn gewisser herausgefundener Beziehungen wegen um die Gunst Napoleons. Am bekanntesten sind geworden seine Operntexte „Cendrillon" (Aschenbrödel), mit Nanteuil verfaßt, und „Joconde". Als politischer Schriftsteller bewahrt er immer große Freimüthigkeit und tritt später als entschiedener Feind der Romantik auf. — Die Lustspiele von Picard, mehrfach auch in Deutschland eingeführt und beliebt, haben durch Bühnengewandtheit, lebendigen Dialog und



natürliche Heiterkeit angezogen, sind aber der Welt- und Lebens-anschauung nach ganz im Gewöhnlichen gehalten. Er hat später seine sämmtlichen Stücke zusammengestellt und herausgegeben. — Alexandre Duval, Bruder des an der Décade Betheiligten, ist als Lustspiel- und Operntext-Dichter beliebt, manche seiner Stücke haben sich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten; auch er vertheidigt die classische gegen die romantische Schule. — Emanuel Dupaty verfaßt zahlreiche komische Opern, kleine Lustspiele und Vaudevilles, in denen Witz und lebendiger Dialog herrscht. — Jean Nicolas Bouilly, dramatischer Dichter, hat unter anderen die Texte zu den beliebten Opern „Les deux journées“ („Der Wasserträger“) und „Fanchon“ geliefert.

---

Mit höherer und ungetrübterer Befriedigung wendet sich der Blick der Lyrik zu, deren Quell in üppiger Tonfülle springt und alle Schattirungen des Geistes durchläuft von den heimelig-friedlichsten Klängen bis zu den stolzen Schlacht- und Siegesrufen. Unbedingt steht die deutsche Lyrik an Werth zuvorderst, die englische und italienische reihen sich an, die französische feiert. Die nächst zur Geltung kommenden sind wieder wesentliche Glieder der romantischen Schule.

## Novalis.

Der geborne Lyriker der Schule, ein wunderlicher Geist, schwer zu verstehen, noch schwerer zu würdigen, gewinnt Novalis etwas liebenswürdig Anziehendes, ja Rührendes durch jenen zweifellosen Ernst im Streben nach schöner innerer Vollendung und durch das kindlich-reine Gemüth, die beide den anderen Häuptern der Schule fehlen. Alles wirkt zusammen, um sein Verständniß zu erschweren: die Unklarheit der ganzen verschiedenst gemischten Literaturperiode; die tonartige, von Gefühlen getragene Gedankenrichtung, die gleich einem Mysterium berührt; das Abbrechen durch den Tod inmitten eines Stadiums, das mit einer chaotischen Welt gährte. Novalis ist hingegangen, ohne den Schlüssel zu seinem geistigen Sein zu hinterlassen, weil er selbst ihn nicht besaß: so bricht man die Zahlenreihe eines unauflösbaren Bruches ab. Das Verschiedenste läßt sich über ihn sagen, und mit Recht. Sein unvollendeter Roman, seine Fragmente, die eine wunderbare, blumenaugige Wahlverwandtschaft aller geistigen und physischen Kräfte, aller Disciplinen menschlichen Wissens unter der Herrin Poesie man



möchte sagen instinctiv hinstellen, sind Gleichungen, deren Werthe weder von ihm selber gesetzt noch von Anderen aufgefunden werden konnten. Sein Geist ist angelegt als eine unendliche Synthese, deren Factoren sich unbegriffen im All verlieren. — Die fromme, wesentlich durch die geliebte Mutter bestimmte Jugenderziehung in der herrnhutischen Familie entschied seine Gefühlsrichtung. Philosophie — vor Allen Spinoza und Fichte — und Physik waren seine eigentlichen Studien. Dann studirte er, einen eignen Weg suchend, um Philosophie und Religion zu vereinen, die Neuplatoniker und Mystiker. — Auf ihn trifft, was Ludwig Tieck in der Biographie des befreundeten Geistes sagt: „Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das Alltägliche selbst wie ein wundervolles Räthsel, und jene Region, die die meisten Menschen als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath“; so zeichnet er selber in ihren Grundzügen die Manier, in der er das Leben poetisch verklären möchte.

So seltsam nun auch die rein individuelle Natur berührt, sie hat einen unabweisbaren Zug der Anziehung. Das kindliche Gemüth, fern von jener tendenziösen Ironie, die z. B. bei Friedrich Schlegel immer bocksfüßig herausguckt, stellt ursprüngliche und treu bewahrte Naturwahrheit dar.

Er hat wenig Lyrisches hinterlassen. In Prosa entworfen ist selber der größere Theil der „Hymnen an die Nacht“, jener durchaus einzigen Geburt, die man den kurzen Abriß von allen befremdenden und packenden Elementen in Novalis' Geist heißen möchte. Das ist die volle Romantik des Gefühls, ihr tief innerliches Wesen und gesetzlos schweifendes Verschwimmen, ein Herauswallen auf die Höhen des Unermeßlichen, gleich dem ihm so vertrauten und mit Liebe genossenen Blumendufte; eine reiche, fremdartig gestaltete, aus allen Gebieten des Natur- und Geisteslebens an sich ziehende Welt, die der ordnende Verstand kaum meistert. Glauben und Dichten, jenes ein liebeselig nach himmlischer Auflösung verlangendes Christenthum der All-Einheit, dieses ein Allleben mit pantheistischer Nüancirung: Palästina und Indien in wunderlicher Vereinigung sind die Angelpunkte des nach der Urpoesie als der blauen Blume langenden Geistes. Die Hymnen an die Nacht zumal sind ein mysteriöser Liebeslaut, der Etwas hat von



dem altmystischen Marien- und Jesuscult. Die irdische und die himmlische Liebe verflechten sich, jene geht über zum ewigen Wunder der welterlösenden Gottesliebe; die Geliebte wird der Tod, der Bräutigam des neuen Lebens ist Jesus, die Nacht ist der himmlische Auflösungsproceß der Seelen, und die letzte, des Todes Nacht, Quell der Seligkeiten. Ein tief poetischer Geist, der aber ätherisch in romantischen Formen des Gefühles schwebt, die Seele der Nacht, feiert in verhallend in einander überschwebenden Akkorden — Gemüth, Glaube, Dämmerung. Die Fäden, welche die excentrischen Combinationen zusammenhalten, sind unauffindbar, selber die Auflösung der einzelnen Gedanken schwer. Eine Menge unverbundener Anschauungen und Ideen überstürzt sich in den kurz abgerißnen Sätzen und drängt sich in die vielen zusammengesetzten Attribute hinein. Es ist, als hätte die Phantasie Hast sich auszuschütten, und der Verstand folgt machtlos nach. Es ist ein versenktes Feiern, in welchem Tod und Auferstehen, Nacht und Geisterlicht, graue, heilige Vorzeit und himmlische Zukunft durch einander spielen; das irrende Suchen nach einer uralten, halb verschollenen Heimath, auf die der Glaube weist. Was sich klar ablöst, liegt in dem innig aus des Herzens Tiefen hervorströmenden Liede „Sehnsucht nach dem Tode“. — Auch die „Vermischten Gedichte“ sind getragen von dem Geiste der Vorzeit, dem Glauben der Bibel, der Symbolik, dem Mysteriösen, das sich an J. Böhme schließt, dem Gestaltlosen und Duftenden. Selber das Gewohnteste, wie der Frühling, nimmt einen wunderbaren Anstrich; stille Trauer und nach dem Himmel verlangendes Lieben herrschen vor. — „Geistliche Lieder.“ Man nenne sie christlich oder nicht, ihnen gebührt vor der Masse der geistlichen Gesänge, die sich so oft im dürr dogmatisirenden Lehrton ergehen, auszeichnende Anerkennung; da ist die volle Hingebung des Herzens, deren Ausdruck sie sind, rein, zart, unendlich einfach und doch durch die warme und blühende Phantasie hindurchgegangen. Die Stimmung gleicht der des Kindes, das sich nach der Mutter sehnt — Herzenseinfalt. Das mit der Seele Eins gewordene Hingeben an Christum als den Geliebten, das Leben im Evangelium der Liebe ist der Begriff seines Gefühles:

„Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung“.

Eigen ist ihm, daß seine Phantasie des dichterischen Cultus durch einen Proceß der symbolischen Verallgemeinerung das Christenthum als den

alleinen Lebensquell der Welt darstellt und ein liebendes, treues, versöhnendes, durch die Natur allwaltend schreitendes Schaffen in ihm verfolgt. Die liebende Treue, womit der Heiland unser bleibt, wirkt die Auferstehung des Herzens, und so verlangt es aus der Sündenschuld der Welt hinaus und schaut sehnsüchtig zurück wie nach einem Wunderquell zu den alten grauen Zeiten, da das Kindlein geboren ward; das ist die Stimmung der Hirten und der Sternennacht auf dem Felde zu Bethlehem. Und darum liegt denn auch für das sehnende Herz in Christo die ewige Stille und Beruhigung. Die Krone dieses Ausdruckes ist das unvergleichlich innige „Wenn ich ihn nur habe". Neben der Beseligung ist das immer gegenwärtige Bewußtsein das der schuldigen Treue für den göttlichen Liebesdienst, die da trauert, daß der Heiland vergessen ward. Auch hier kehrt die dunkle Ahnung eines geheimnißvollen Allebens in Gott wieder, dessen Symbol das Abendmahl (s. die sonderbare „Hymne"). So berührt es seltsam, jene wunderlichen Klänge zu verfolgen, die mystisch versenkt den Geist in Duft und Luft und Ton aufsuchen und das Antlitz des Erlösers in jeder Form des Lebens hervorschauen sehen — eine unbegriffen feiernde Gottversenkung des Weltalls. Doch immer ists der leidende Christus, der das Herz bewegt und unendliches Sehnen weckt, das mit ihm begraben werden möchte; nur der Auferstehungsgedanke schließt ewig selige Verjüngung ein.

So ist dieser Geist immer; so stellen ihn die „Lehrlinge zu Sais", so die „Fragmente" dar.

Verwegen, intuitiv, poetisch belebend, der Empirie vorgreifend, da mit Recht, da ungegründet, sind die „Fragmente" geniale Lichtblicke eines universellen Geistes und pantheistische Curiosa im Style jener keck umfassenden und verwegen übergreifenden Naturphilosophie, die bald hernach herrschend ward. Ueberall Centralisiren, kühnes Verknüpfen der Naturkräfte und Vertiefen in ihr Leben, Aufgehen der forschenden Denkkraft und höchste Einheit des ganzen Menschen in der Liebe (die das liebliche Märchen in den „Lehrlingen" so zart versinnlicht). Immer liegt der Werth in der Kühnheit der Idee, immer aber schwebt sie nur dunkel als fernes Ahnen über ihren Bildungen. Es sind dieselben kecken Gedankensprünge und Combinationen, wie hernach die Identitätsphilosophie sie macht; die wahrhafte Kenntniß der Thatsachen kümmert Beide gar nicht; es ist wieder ein Spiel, allerdings überraschend geist-

reich, aber ohne reellen Gewinn. Das Einzelne ist unklar und gestaltlos, die Verknüpfung gewagt, der Geist mystisch, die Färbung eigenst individuell.

Das Fragment „Heinrich von Ofterdingen“ ist eines der seltsamsten Producte unserer Literatur und kaum zu beurtheilen; erst das Ganze ließe eine sichere Kritik zu, aber das steht fest, daß Novalis den Schlüssel zur Auflösung nicht gefunden, sondern höchstens ein im Sternenschein flimmerndes gigantisches Gebäude in dämmernden Umrissen hingeworfen hätte; denn mehr noch als sonst überfliegt hier die bloße Ahnung des poetischen Gemüthes die Bildungskraft. Klar beurtheilbar wäre nur das Ganze, und dafür liegt nichts Genügendes vor, wenn auch Tieck den originellen weiteren Plan angedeutet hat. Mag ihm der Riesengedanke vorgeschwebt haben, Leben und Welt und Himmel mit dem Bande der dichterischen Phantasie zu umschlingen und in ihr alles Sein und Thun des Menschen aufgehen zu lassen; mag es, — erfüllt ist nicht viel mehr, als daß es in uns eine dunkle Ahnung aufweckt. Schwach ist, daß bei dem Schwelgen in phantastischen Gebilden erst jene Sage von Arion in ziemlich todter Gestalt wieder dienen muß, reicher verherrlicht die königliche Dichtergewalt in einer zweiten Sängersage. Unter den Gestalten ist die einzige des alten Bergmannes (Natur) freundlich klar, zu poetischer Rundung durchgedrungen, während die des sonderbaren Einsiedlers (Geschichte) wie überhaupt sein ganzes Erscheinen in romantischer Verschwommenheit untersinkt. Das Märchen, mit welchem der erste Theil schließt, ist unentzifferbar wie das Räthsel einer Sphinx. Fesseln wird immerhin die Faustisch-stolze Idee, die im Ganzen arbeitet und sich zerarbeitet in unvermitteltem Ahnen, willkürlichen Gestalten, räthselvollen Verknüpfungen und ins Ungeheure verschwimmenden Umrissen. Fast auffallend einfach und schmucklos geht die Sprache vor; es liegt etwas mineralisch Versteinertes in den kurzen, meist gleichgebauten Hauptsätzen, die sich abgerissen an einander legen.

## Achim v. Arnim.

**Arnim** und Brentano sind versessen auf Ton und Denkweise der mittelalterlichen Volksbücher, über denen ihnen die moderne Bildung verloren geht. Die Poesie, in der Arnim nach eignem Geständniß das politische Unglück der Zeit vergessen will, ist ihnen eine Flucht aus dem Leben.

Arnim hat wo möglich noch weniger lyrisches Talent als Brentano, seine zahlreich den Prosaschriften eingestreuten Lieder sind schon formell völlig mißlungen, in keinem lebt ein Organismus, und sie sind ohne alle Zeichnung. Ueberhaupt ist diese sonderbar aus Versen, ganzer und halber Prosa zusammengeflickte Sprache, die das Populäre mit dem Nachlässigen, das Natürliche mit dem Barocken verwechselt, ein Bild der inneren Verschwommenheit; deßhalb verwirrt sie auch den Leser: sie lockt an und stößt im gleichen Augenblick ab. Wo keine Grundidee, überhaupt kein Zweck kann herausgefunden werden, wo hart neben tiefen Gedanken die sinnverwirrenden und tollen Einfälle sich drängen, da hört jeder wahrhafte Eindruck auf, denn da helfen nicht mehr die glänzenden Bilder, die blühende Phantasie, die reiche Anschauung, das reine Gefühl, selber die durchschimmernde Hoheit einer unzweifelhaft edel angelegten Seele, die leider! nur Ton geblieben ist. — Arnim ist nicht ohne Talent, selbst in der Zeichnung, wo er überhaupt solche hat; auch stehen ihm nicht unbedeutende Kenntnisse, namentlich sittengeschichtliche, zu Diensten; sinniges Verständniß fürs ächte deutsche Wesen und die feinen Naturzüge blitzt häufig überraschend durch; naturwissenschaftliche Studien und Reisen haben ihm mannigfache feine Beobachtungen zugeführt und seinen geweckten Sinn für landschaftliche Bilder und deutsche Volkseigenthümlichkeiten ausgebildet; aber das Alles geht in blindem Naturalismus auf. Er kann nie zum Denken, höchstens zum Träumen anregen. — Als prosaischer und dramatisirender Schriftsteller macht er einen getheilten Eindruck. Einerseits steht er ganz auf dem Standpunkte Brentanos, und auch der Protestant phantasirt nach katholischer Weise: Mechanismus des Wunders, Geistererscheinung, Auferstehung der Todten, Kreuzeszeichen, Bekehrungen durch das heilige Grab, und daneben wieder alltägliche Abenteuer, Alles ohne innerliche Begründung oder Zusammenhang. Viele kleinliche Gestalten, die nach Zufall da und dort einfallen; Mangel an Composition und klarem Bewußtsein von Zweck und Ende; Nebenpartien und zwiegetheilte Entwicklungen; verworrene Abenteuer und Auflösen oder Abbrechen nach zufälligen Gewalten. So in „Halle und Jerusalem“, der zerstückten Doppelgestaltung, wenn man dem Stück überhaupt eine solche zuschreiben darf. Grundgedanke ist der Uebergang und die Auflösung der irdischen Liebe in der christlich-himmlischen und die Heilkraft des Glaubens.

Der erste Theil steht immerhin über dem zweiten. Mag auch das Burschenleben zu wild vorüberrauschen, es liegt doch Bewegung und Charakter darin. Da auf einmal löst sich mystisch das ganze bunte Leben in eine seltsame Pilgerfahrt auf, und die Composition windet sich mühselig fort durch verworrene Reiseabenteuer, bis der Himmel mit Wunderkraft die wunden Herzen heilt — ein Treiben, wofür keinen Sinn mehr zu haben wir glücklich genug sind. — Das factische Interesse ist meist gering, die Erfindung arm. Die Sprache in den Novellen möchte gern populär sein, wird aber entweder nachlässig oder in erkünstelter Natur barok. Sehr schwache Handlung ohne rechten Fortgang, fortwährende Unterbrechungen, Reflexionen und Allegorien, Verwandlungen und Wechsel ohne Grund; nicht einmal die Farbe hält Stand, die er da und dort reich aufzutragen weiß. Ueberall dominirt das Unheimliche, als machten wir einen Gang durch einen verzauberten Wald und fänden keinen Ausweg mehr. Arnim verliert sich in durchgängig planloses Arbeiten, unnatürlich, willkürlich, episodisch, bald für einen Augenblick lieblich anziehend, mehr aber verletzend, als trieben diese Figuren Spaß mit sich, mit aller Welt und mit der Natur, die sie nicht verstehen. Goethe heißt es mit Recht „Narrenwust“. Es ist Arnims Neigung, die Armuth der Entwicklung zu verbergen durch allerlei Nebenerzählungen, die sich in den wenigsten Fällen naturgemäß ins Gemälde verweben, sondern als vereinzelter Flitterstaat hängen bleiben. Alle die Züge weist „Die Gräfin Dolores“, Arnims größter Roman, am ausgesprochensten aus. Oder den alltäglichen Liebes-, Entführungs- und Kriegsscenen soll die seltsame Gruppirung und Einkleidung aufhelfen; so in den frostigen Novellen des „Wintergartens“. Oder gemächliche Querzüge und allerlei Reflexion in Ernst und Spiel soll Ersatz leisten („Landhausleben“). Oder es ist purer Realismus, mit bunten Farben und grotesken Figuren ausstaffirt, aber ohne eine Spur von Erhebung („Holländische Liebhabereien“ u. A.), und daneben idyllische Schildereien. Dabei sind die Volksromane der verschiedenen Sammlungen so ungleichen Tones und Werthes, daß man nur aus den überall herausstechenden Eigenheiten den gleichen Schriftsteller erkennt. Neben ebenso reizenden als realistisch wahr erfaßten Schilderungen aus dem Leben und fein aus der Zeit gegriffenen und zugleich poetisch gestalteten Zügen und Charakterbildern steht so viel Abgerissenes, episodisch Allegorisches und Mysteriöses, Sinnverwirrendes,

ja Gespensterhaftes, worin die Persönlichkeiten versinken und selbstlos in einander übergehen, daß einem trüb und dumpf zu Muthe wird wie bei Brentanos Teufelsromanzen oder Werners Spectakeldramen. So verdirbt er sich und Anderen das Verständniß, das er sich durch weite Studien und feinen Blick für gewisse Lebensrichtungen und Zeiten, wie z. B. das ausgehende Mittelalter, erworben hat. Von der Gegenwart begreift er nur, was unmittelbar an seinen Geist anklingt. Für die Geschichte hat er keinen Sinn; einzelne Zeitbilder gehen ihm farbig auf, das liegt aber nur in seiner poetischen Anschauungsfähigkeit. — Im Allgemeinen ist es Unnatur, die sich bemüht Hexenträume zu gestalten; sie geht bisweilen in den Seelen, die sich dafür ausgeben so fein zu empfinden, bis zur Bestialität. Es versteht sich, daß diese verwilderte Manier, welche Nichts als das rohe Material giebt, diejenige Kunstform am meisten erniedrigt, welche die sorgfältigste Composition fordert: die Dramen sind ein naturwidriges Gemengsel aus wild tragischen und possenhaft lächerlichen Figuren und Abenteuern; sie springen jeden Augenblick von der derbsten Realität zum traumlebendigen Spuk, von freigeistigem Rationalismus zu mystischer Schwärmerei ab; nirgend reale Welt oder bestimmter Charakter, höchstens dann und wann ein Strich dazu. So tragen wir nie einen anderen Eindruck davon als den des Chaos und der tollen Laune. Den Realismus weiß er nicht zu formen; der Idealismus geht ihm nur in halb lächerlichem, halb gräulichen Spuk auf; den Ton versteht er selten nur soweit rein zu halten, daß klar wird, ob wir ob dem roh aufgehäuften Material lachen oder weinen sollen.

Doch hat Arnim wieder eine Seite, die ihn bedeutender stellt als Brentano und die reich angelegte Natur zeigt, welche auch in seiner Haltung einen edel bestimmten Eindruck machte. Da ist blühenderes und volleres Leben, reinerer Styl, selbst reichere Erfindung und psychologische Wahrheit; einzelne Vorwürfe sind groß und edel, andere lieblich und reizend — der Geist der Romantik flackert blendend auf oder haucht leise hin. Bedeutende Entwürfe sind: „Die Kronenwächter“ mit blühender Phantasie. In dem fern rollenden Drohen einer großartig im Verborgenen waltenden Macht, die ruhig, aber gebirgig am Horizonte steht, sprüht der romantische Geist. Doch spannt die Anlage zu höheren Dingen; die seltsamen Gestalten treten unbemerkt ins Dunkel zurück; der Entwurf hat sich nur fragmentarisch

ausgelebt. Die Kronenwächter sind freilich ebenso wenig angethan, ein Sittengemälde aus der Uebergangsperiode des Mittelalters in die Neuzeit zu geben, als Brentano in der „Gründung Prags" seiner Zeit getroffen. Die Studien in beiden und alle Wahrheit der Einzeldarstellung werden überwuchert und unnütz gemacht durch die leersten und unzusammenhängendsten Fictionen, Allegorien, ein Durcheinander von unbegreiflichen Zufälligkeiten und lächerlichen Erfindungen. — Die dramatisirte, fast nur skizzirte Erzählung „Marino Caboga" hat einen großen und edlen Vorwurf, bedeutenden Gesichtskreis, tragische Verflechtung des Geschickes, versöhnende Lösung zwar äußerlicher, aber einfach natürlicher Art. Marino ist eine stolze, feurig jugendliche, republikanische Natur, ein herrliches und wahr erfaßtes Charakterbild. — „Angelika" hat ächte Poesie in dem Conflicte der mächtig vom Ideal getragenen Künstlerseele mit dem profanirenden Staubleben der Menge. — Das bunte Märchen „Isabella von Egypten" versinnlicht in farbenreichen Gestaltungen die Wunderkraft reiner Liebe über die Naturmächte und verwebt auf die einfachste Weise eine doppelte Märchenwelt kunstvoll in Ein Leben. Wieder fällt leider! das Wunderbare so maschinenhaft ins Getriebe, daß daraus poetisches Gewebe wird aus halblebendigen und lebendigtodten Zwittergeschöpfen mitten unter historischen Personen — ein Gemeng und Treiben mit den unerhörtesten Zumuthungen. — Für die Kenntniß seiner geistigen Stellung ist bedeutend „Melück Maria Blainville", das in wilde Grimassen verzerrte, düster fesselnde Gemälde, das sich erst in dämmerig orientalische Zauberwelt versenkt, deren Lampen flackernd sprühen, um sich mit keckem Sprung mitten in die Gräuel des Terrorismus zu werfen und den Geist der Revolution zu höhnen.

Arnims und Brentanos gemeinsames Werk „Des Knaben Wunderhorn" ist eine prächtige Sammlung, zwar nicht das eigentliche Volkslied, nicht kritisch correkt, frei und etwas willkürlich umgebildet, doch eine bleibende Zierde unserer Literatur im ächt deutschen und tief ansprechenden Tone. Beide haben hier, mehr aber in den nachgebildeten Volksromanen aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert das Bestreben, das Naive und selbst Mangelhafte, was in Bildung und Sprache jenes Zeitalters liegt, wiederzugeben, woraus leicht erkünstelte Natürlichkeit wird, die den rechten Eindruck doch nicht aufkommen läßt.

## Clemens Brentano.

Die gefährlichste Gipfelung der Romantik in ihrem unklaren Gefühlshaschen nach Allem, ihrer Ironie auf Alles, dem Aufgeben jedweder Bestimmtheit und dem Verirren in excentrische Subjectivitäten ohne Inhalt, ohne andere als halb wahnsinnig träumende Existenz, deren Substanz der Zufall ist — diese Gipfelung stellt als abschreckendes Beispiel Brentano dar. Was er und seine nächsten Verwandten in krankhafter Selbstbeschauung von sich sagen, genügt vollkommen, um die Ungesundheit des Seelenlebens zu kennzeichnen, das sich in sinnloser Lust nach dem Verkehrten richtet. Es sind Geständnisse eines zerfahrenen Träumers, dem nicht nur alle Charaktere seiner Schöpfungen, sondern das eigne Ich unter den Händen zerfließt; es verliert sich gegenstandlos unter schwankenden Bildern, schillernden Färbungen und seltsamen Phantasmen. Einzig aus dieser Selbstlosigkeit erklären sich all' die widersprechenden Züge in seinem an den Zufall hingeworfenen Wesen. Die frömmelnde Andacht ist in diesen Leuten Nichts als Lahmheit des Geistes. Und diese Seite seines Wesens beherrscht gleicherweise seine „geistlichen" wie seine „weltlichen Lieder". Jene haben zuerst einen Cyklus, der speciell „Lieder" bringt. Dämmerig mystisches Versenken in die Tiefen des Erlösungswunders, erinnernd an jenes alte Sichverlieren an den minniglichen Seelenbräutigam, zur Seite krankhaftes Hinstarren auf den Abgrund menschlicher Schuld ist der doppelte Grundton. Naturgemäß wechselt mit dieser unnatürlichen Spannung und der kranken Poesie die dürrste und welkeste Poesie. Form und Gestaltlosigkeit bricht bisweilen in barbarische Verdrehungen und Mißtöne aus.

> Ihr, wer seid Ihr, Schwester meine?
> Ihr seid höflich ungemeine.
>
> Ihr seid recht erfüllt mit Güten,
> Mir die Hülfe anzubieten.

Wo geht die Poesie der Bänkelsänger vertrackter zu Wege? Nirgends leitende Idee, ewiges Vagiren, keine Ahnung von Kunstbewußtsein. Wo Verkörperung versucht ist, liegt über ihr wie Mehlthau jener [illegible]lich-priesterliche Teint, der die Kunst tödtet. Das abstract Körper- und Bildlose der himmlischen Liebe und der in sie sich vertiefenden Andacht scheint wie für die Masse unserer geistlichen [illegible] tanos kränkelnden Geist die Klippe zu [illegible] sind einzelne Töne, so außer der [illegible]

Namen Jesu" und „Verein im Gebet"; des letzteren zweite Strophe ist vielleicht die beste des ganzen Cyklus. — Es folgen „Legenden". Zusammenschweißen von Wunder und Wunder, unerforschlich, ungenießbar; daneben frostig prosaische Lob- und Preislieder. Von künstlerischer Anordnung keine Spur und auch kein Hauch der Poesie, die sonst etwa in Brentano wie ein Sprühlicht flammend auffährt. Einzig erträglich, ja in Manchem schön trotz der bis zum Ableiern verfolgten Repetition des Grundgedankens ist „Die Gottesmauer". — Die „Sonntäglichen Evangelien" bilden gewissermaßen eine Evangelienharmonie, von deren Zeilen jede den frommen Wunsch aufsteigen macht: O was Schönes wär' es um fein vernünftige und gediegene Prosa! — Auch in den „Vermischten Gedichten" irrt etwa die wirre Phantasie weit ab, und nur dann und wann blitzt wie neckend der Dichtergenius durch, — ein Moment, und er ist verschwunden. So ist bei Brentano wahre Kunst nirgend, leitende Idee nie; es ist Sprung, Taranteltanz, Schweifen ohne Ziel und Zaum, blauer Dunst, gewaltiges Abfallen; wie verloren etwa eine wunderbar leicht gewobene Form mit feinster Reimverschlingung, aber hart zur Seite die verletzendsten Verdrehungen; unbewußte Blitze des Genius, im Ganzen Subjectivität in krankhafter Isolirung. „Eingang" ist ein in seinen stets sich wiederholenden Reimen in sich abgeschloßnes Wort der Liebe, kindlich zart und liebreizend. „Alhambra" weitab verirrt; momentane, gleichsam krankhafte poetische Zuckungen. „An den Engel in der Wüste" jagt die düster wilde Phantastik über glühenden Sand, ungezügelt, gespensterhaft. „Schwanenlied" ist fein von dichterischer Phantasie gewoben.

Denselben Typus tragen die „Weltlichen Lieder". Aeußerlich die seltsamsten Verdrehungen, gewaltsame Combinationen, unnatürliche Inversionen und willkürlicher Strophenwechsel, erzwungene Reime und Metren; innerlich laufen gleichsam krankhafte Zuckungen durch, deren Geburten unglückliche Vermählungen des Geistes mit dem Buchstaben sind, und wieder hart daneben mit Leichtigkeit behandelte kuns[illegible] Formen. Oft und öfter versinkt alle Poesie in einem Dunstm[illegible] wirren Phantasmen. Reimfülle, der melodisch abklingend[illegible] der Klang [illegible] diesen [illegible] etwas seh[illegible] [illegible] nie [illegible]

ebenso reich ist wie das Gesellschaftsleben der Engländer, sind die „Romanzen vom Rosenkranz“. Das formlose Phantasiespiel des wilden Heeres; finstere Geister, ruhelos, magisch, neckend tauchen auf und ab; gespenstige Gestalten: woher? wohin? Schwarze Larven fahren umher und jagen sich in grausen Tänzen und reißen den Meister mit ins sinnlose Treiben; die Zauberlaterne wirft gluthrothe Funken in die Sturmnacht; sinnverwirrender Traum bannt die Phantasie in seine Zauberkreise. Religiöse Schwärmerei, Teufelsspuk, Wunder der Gnade; aber kein Zusammenhang und kein Abschluß. Die wunderlich verzerrte Phantasie macht bang, als tauchten in schwarzer Mitternacht Kobolde tappend auf und nieder. Alle Gebilde sind dieselben; auch die liebliche Gestalten bringen möchten, schweifen in irres, glühes Träumen ab, das sich in anderen zum Grauen steigert; das ist die Phantasie des Wahnsinns. —

Brentano ist ohne alle Zeichnung. In kleineren, im Tone des Volksliedes gehaltenen Liedern kann er bei seiner reichen Empfindungsweise wundersam reizende Töne anschlagen; aber sobald seine in tausendfach sich kreuzender Spiegelung gebrochenen Empfindungen sich verwirren, stoßen, jagen, durch einander fahren, da wird er verworren und überstürzt bis zum Taumel des Wahns; die Früchte dieses Zustandes sind die Ironie oder die Angst wie vor dem Alp. Ideale und reale Welt liegen ihm völlig auseinander, stören und verwirren sich.

Unter der Sammlung „Vaterland“ ist einzig des Nennens werth „Theodor Körner an Vittoria“. Unter „Liebe“: „Auf dem Rhein“, bewegliche, tief ins Herz greifende Liebestodtensage, über welcher süßer Schauer liegt. „O kühler Wald“ und „Wie sich auch die Zeit will wenden“ bieten kunstvolle Formen mit reichem Reim; auch der Inhalt ist reich. „Nach Sevilla“ ist ein trauter Liebeslaut mit der duftigen Anziehung des wonnigen Naturlebens und der reinen Volksmelodie. „Der Spinnerin Lied“ ist die Krone dieser oft so dunkel phantasmagorischen Lieder der Liebe; ächte Poesie zieht ergreifend als Wehmuth durch. Aus den „Bildern“: „Die lustigen Musikanten“, greift scharf ans Herz; das innerliche Leid im Contraste mit der aufgezwungenen Rolle der Fröhlichkeit und des Scherzes wird charakteristisch begleitet von dem Strophenwechsel. „Loreley“ schreitet am Faden der Sage fast grauenhaft einher; ganz bezeichnend ist die Vergleichung mit Heine's Composition. „Gelegenheit“ bringt Parodien

auf Kunst und Dichtung, es ist Ausdruck der diabolischen Natur, die ihr Heiliges der einen Minute zum Scherze der anderen macht.

Derselbe ist Brentano in dem sogenannten Drama und der Prosa. Man nehme seine „Gründung Prags", eine der wunderlichsten Productionen der deutschen Literatur. Das Stück ist schon deßhalb geschichtlich unwahr, weil dieses slavische Heidenthum durch und durch mit den ganz modernen naturphilosophischen Speculationen oder vielmehr Phantastereien versetzt auftritt. Durch den ganzen lastenden Apparat slavischer Mythologie erinnert es an die Zeit der großen altdeutschen Forschungen, aber gerade dieser Ballast drückt die Poesie noch vollends nieder. Wo der Leser keinen Schritt thun kann, ohne einem befremdenden Zuge zu begegnen, zu dem erst besondere Auseinandersetzung ihm den Schlüssel geben muß; oder wo massenhafte Beschwörungen der mystischen Kräfte der Erde — eine ganze Naturphilosophie des Aberglaubens — ihr buntes Gewirr aus einander streuen, so daß erst der Verstand sich brütend darüber legen muß, um sich Tag zu machen: da ist wahrlich kein Raum mehr für Poesie; dergleichen Dinge könnten höchstens einen mythologischen Roman mäßig begleiten. Der Gedanke ist unstät und ganz unverständlich; die nirgends in feste Formen gekleideten Anschauungen überwerfen sich wie an einem Hexensabbath. Es ist kaltes Feuer, selber wo die Form dithyrambisch springt, ungesunde und barocke Laune; das Ganze langweilt. Die widersinnige Wirthschaft ist nicht etwa als geschichtliche Erscheinung hingestellt, als ein verirrter Moment in der Entwicklung unseres Geschlechtes, der nothwendig auf eine höhere Culturstufe überleitet; Nichts sticht hervor als die ungesunde Laune. Das Stück rückt in ganzen langen Partien nicht vorwärts; wir bewegen uns durch eine Zahl widerwärtiger, ja gemeiner Scenen im Kreise. Die Personen haben keine bestimmte Physiognomie oder faßbare Gestalt; sie sind Nichts als verworren räsonnirende Phantasmen, dem Leser allerdings „leere Formen". Wir haben da ein nordisches Nebelbild von jenem antiken Kriegerstaate der jungfräulichen Amazonen, thatlos, schwindelnd, von Hexentrank betäubt. Es tritt nur der sinnlose Widerspruch gegen die Natur in häßlichster Weise heraus: diese Mägdlein, die gleich Megären gegen die Unterwerfung unter das Geschlecht der Männer rasen und doch im Inneren von Lust und Liebe brennen; da ist Nichts abzusehen als die regellose Licenz der momentanen Wollust,

wie sie wirklich mehrfach von ihnen gefeiert wird. Die Ausbrüche toller Wuth nehmen oft einen bis zum Abscheulichen und Ekelhaften gemeinen Ausdruck an. Man weiß kaum, soll man mehr über die materiellste Prosa der Erbärmlichkeit lachen oder über die freche Verletzung der ordinärsten Reinhaltung des Gefühles sich ärgern. So weit ist nie die angefeindete romantische Schule in Frankreich gegangen als diese religiösen Phantasten, die sich ohnehin merkwürdiger Weise mit den gesellschaftlichen Zeitanschauungen der französischen Romantik aus den dreißiger und vierziger Jahren vielfach und auffallend berühren. Natürlich ist auch die Sprache abwechselnd schwülstig und gemein. Ein nebelhafter Versuch, geschichtlich realen Anhalt zu geben, liegt im Folgenden: die Zauberin — Cult der schwarzen Götter, Uncultur; die lichten Königstöchter — Cult der weißen Götter, humane Entwicklungsphase; endlich das Christenthum verfrüht als ideale Leuchte hereinschimmernd und wieder den Gewalten der alten finsteren Zeit verfallend. — Der „Ponce de Leon“ ist kein Lustspiel, sondern bloße Aufhäufung närrischer Motive. Brentano ist überhaupt zu wenig frei, um die Komik zu verstehen. So wird das erzählende Stück „Die mehreren Wehmüller und die ungarischen Nationalgesichter“ getrieben durch die tollste Hexenlaune à la Hoffmann, die urkomisch wirken könnte, aber der Dichter läßt sich und den Leser ohne Halt und Ruhe im verworrenen Treiben untersinken; das soll Humor sein. — In solchen Producten, seien sie Prosa oder Poesie geheißen, ist die Sprache selber das allerseltsamste Gemisch, entsprungen aus der Reflexion der mystischen Romantik, von allgemeinen Wahrsprüchen zu den unklarsten Einzelheiten überspringend oder von declamatorischer Höhe herabfallend zur derben Gemeinheit. So stehen auch die phantastischen Figuren und das Wunderspiel in baroker Zwangsheirath mit ganz alltäglichen Begebnissen dieser Welt. Dasselbe kehrt meist in den Novellen und Erzählungen wieder, in denen die religiös schwärmende Phantasie wiederholt mit dem Verstande durchgegangen („Blätter aus dem Tagebuche der Ahnfrau“, „Lebensumstände der A. Kath. Emmerich“); sie könnten die Frömmigkeit selber um den Credit bringen. Das Lieblichste wird mit frommem Ballast und Wundergeschichten versetzt, und selber das arme Paris giebt seinem Eliaseifer zu Nichts Anlaß als zu langweiligen Betrachtungen über Klöster und Orden und zur Verketzerung der Reformation. Die Sprache ist bald nachlässig, bald lieblich volksthümlich.

Das Schönste, was Brentano geschrieben, ist die „Geschichte vom braven Kasperl und vom schönen Annerl". Die zwei unglücklichen Opfer der Ehre machen tief tragische Wirkung; eine gewisse erschütternde Größe liegt im Charakter der achtzigjährigen Großmutter. Das Hereinziehen in die unmittelbare Gegenwart spannt das Interesse. Höchste Einfachheit und ächt volksthümliche Einfalt, reine Natur, fesselnde Herzlichkeit, Ruhe in strömender Bewegung sind charakteristisch, und hier ist denn auch das anderwärts verschwendete religiöse Moment so recht an seinem Platze.

Im Allgemeinen ist Brentano mindestens so unnatürlich wie Werner, so sehr er sich bemüht, kindlich zu sein; denn natürlich ist ihm höchstens das Kindische, jetzt abscheulich, jetzt sentimental und frömmelnd, bald witzelnd reflectirt, bald phantastisch salbungsvoll. Selbst in seiner Komik ist immer etwas Gespenstiges, als spielten Leute ohne Kopf mit; nur Ein Grundzug hält aus: die Abgeschmacktheit. Der klare Verstand kann sich schwer darüber Rechenschaft geben, was in einem solchen Geiste vorgeht, um diese massenhaften Wahngeburten zu erzeugen und zu herbergen. Unheimlich und grübelnd, willenlos und spielend, von Extrem zu Extrem springend, macht er einen entweder lächerlichen oder wie alles Zwecklose bis zum Aengstigen verwirrenden Eindruck. Selbst eine schreckende Dissonanz, vermag er auch nur solche zu dichten; seine Zwecke, wenn er überhaupt solche verfolgt, hebt er immer wieder auf durch Anhäufung des Widersprechendsten. Von Maß ist keine Spur in ihm: von der kindlichsten Einfachheit springt er urplötzlich grundlos ins Raffinement oder ins Ueberschwängliche hinein. Und so bringt er auch Stücke aus den verschiedensten fremden Schriftstellern, deren Gedanken er nach Laune verarbeitet und modificirt. Daraus entstehen Wortspiele, Parenthesen und Paraphrasen, die an pathetischer Sinnlosigkeit und tändelnder Künstelei ganz Werners würdig sind.

Brentano giebt allerdings in Allem die Unmittelbarkeit seiner subjectiven Natur, aber diese Wahrheit ist wüst und wirr. Das Grübeln in einem kranken und hohlen Seelenleben, wie er es mit jener Lust der Selbstvergötterung nicht blos treibt, sondern auch schildert, kann nur Faules erzeugen. Er ist sich selber ein Räthsel und konnte nach seinem Abdruck auch nur Räthsel geben, die höchstens staunen machen oder ängstigen. Als das absolut Zwecklose macht das Meiste, was er schreibt, den Eindruck des Ueberflüssigen. Es geht uns mit seinen

Schriften wie Denen, die mit ihm umgingen, mit seiner Person: wir erwarten immer Aufschlüsse und tiefere Gedanken, und doch tritt nie etwas Anderes hervor als das Irrationale und sich Zerstörende; es ist Alles Koketterie. — Brentano stellt die ohnmächtige Blasirtheit der ausgerissenen Phantasie dar, der keine feste Seelenkraft den Zügel hält; sie hat ihn zu jener pietistischen Frivolität geführt, die mehr von innerer Erlahmung an sich hat als von Glauben oder Fanatismus, und im Grunde treibt der maßlose Phantast mit Leben und Ueberzeugung genau dasselbe ausschweifende Spiel wie der dürre Verstandesmensch Gentz.

Geister wie diese sind durchaus individuell und unverständlich, fragmentarisch angelegt und in sich nur skizzenhaft entwickelt, Brentano ursprünglich vielleicht noch tiefer aber auch zweifellos verworrener angelegt als Arnim.

Diesen geistigen Kreisen gehören zwei Frauen von Namen an, die Gattin Arnims, Bettina ‚das Kind', die noch weit weniger als er den phantastischen Reichthum ihres Inneren mit der wirklichen Welt in ein irgend erträgliches Verhältniß zu setzen verstand. Die Literaturgeschichte hat das Recht, diese Producte der koboldartig mitspielenden persönlichen Willkür trotz ihres Gefühls und Humors und ihrer Schlaglichter so bald als möglich zu vergessen.

Die unglückliche Karoline von Günderode hat ihre Phantasien und Gedichte unter dem Namen ‚Tian' veröffentlicht.

Den Romantikern folgt die Halbromantik in Uhland, nach Gefühl und Phantasie ganz auf ihre Sympathien eingehend, nach Geist und Tendenz total abweichend, dort mittelalterlich, hier taghell neuzeitlich: das ist Uhlands eigenthümliches Doppelwesen.

---

**Schwäbische Naturdichtung und Freiheitslyrik.** Alle die Zeittendenzen, welche aus den zurecht gefühlten und gleichzeitig wieder willkürlich gehöhnten und zerschlagenen Kunst- und Religionsschwärmereien zum Theil mit wahrhaft genialer Begabung, zum Theil wenigstens mit begeisterter Gefühlswahrheit wieder ins strömende Leben der Natur und Geschichte überleiten, treten in der Lyrik in zwei Richtungen auf. Die eine, ruhigere repräsentirt die deutsche Gemüthlichkeit und zugleich den deutschen Ernst des Denkens und Fühlens; sie lehnt sich mit Liebe an das Stillleben der Nation, ja ihrer einzelnen

Provinzen; sie geht seiner sinnigen Entwicklung nach bis weit zurück in der Zeit; ihre Formen sind die des Volksfanges und der Ballade. Das ist die schwäbische Schule. Die andere hat das Prädicat der Kraft; sie tritt erst als die morgenroth aufschießende Schlachtenlyrik auf, hellsten Klanges in Körner, dann als der zürnende Sang auf die innere Versumpfung im politischen Leben, diese Richtung mit der genialsten Macht vertreten in Chamisso.

Der größte Repräsentant jener ersten Richtung, die in ihrem nach Innen und Rückwärts gerichteten Geist, in ihrer Sympathie für Burg und Dom der Romantik noch viel näher, in ihrem heiligen Ernst aber weit über ihr stand, der größte dieser Dichter, der nicht minder unter die nationalen Freiheitssänger zählt, ist

## Ludwig Uhland.

1814 tritt er mit der Sammlung seiner Gedichte heraus, Weniges folgt; 1806—14 bezeichnet die kurze Zeit seines blühenden Dichterlebens. Politik und gelehrte Forschung (die altdeutsche Dichtung) füllen ebenfalls mit Auszeichnung sein reich und segenvoll wirkendes Leben aus und vollenden den Mann. Vor Allem an der Geschichte großgezogen, für die er stets den klarsten Sinn offen hält, trägt er in der reichen Studie das glückliche Gegengewicht zu den romantischen Hängen seiner Poesie.

Der Dichter Uhland stellt die sichere Ruhe innerhalb der mächtigen Bewegung des Empfindens dar, von der er sich tragen läßt, um ebenso mächtig rückzuwirken. Sein Wesen und seine Größe ruhen in der einheitlichen Ganzheit von an sich verschiedenen Elementen, die er ohne alle künstliche Anstrengung verbindet und beherrscht. In ihm vereint sich eine durchaus innerliche Ruhe der Gefühle, ja der gesammten Lebensanschauung, eine versöhnende Heiterkeit, die über dem Schmerze steht und als künstlerische Befriedigung den Dichter auch ins Leben begleitet, eine immer jugendliche Thatenfrische und Kühnheit, die ihn kräftig ins geschichtliche Treiben eingreifen macht — Alles antike Züge; es vereint sich das in durchaus eigenthümlicher und seltener Weise jenem romantischen Hange, der sich mit liebendem Verständniß in Minnedienst und Ritterthum vertieft, sich träumend an die Vergangenheit hängt, mit festem Tritt aus den geliebten Burgruinen und den eisernen Heldengestalten für seine Romanze die Stoffe herauslangt, ja selbst in der Politik der Gegenwart neben allem freien Sinn eine

conservativ-provincielle Beschränkung vertritt. Das Band aber der heterogenen Elemente bildet der willensfeste Charakter, der Uhland im Leben zu einer plastischen Gestalt macht. Man kann in ihm beide Elemente deutlich scheiden, aber man muß jedem die Berechtigung an der Ausbildung seiner Persönlichkeit lassen und die vollendete individuelle Einheit anerkennen. Nur enthält der Politiker mehr von jenem ruhig thatkräftigen Verständniß, das im Dichter als streng bestimmtes Maß die Anschauung und den Formabschluß beherrscht, während das Romantische als Neigung mehr die Stoffwahl bestimmt und zuweilen eine schwebende Naturträumerei gebiert. Diesem Doppelwesen in seiner innersten Substanz entsprechend theilt er sich übrigens auch in seinen Stoffen und Anschauungen zwischen That und Seelenleben, Natur und Geschichte, Einst und Jetzt, Innerlichem und Aeußerlichem. Ihm wohnt, nur in anderer Schattirung, dieselbe poetische Innigkeit und Klarheit bei, die wir in Goethe bewundern; wie sie sich aber in diesem größten Lyriker, eben weil er das ist, mehr in der wunderbar natürlichen Weichheit des Gefühls und seines Ausdruckes kundgiebt, so nimmt sie in Uhland überwiegend epische Färbung an; daher Kraft und Ruhe, Bestimmtheit und höchste Einfachheit, vollendete warme Harmonie der Naturanschauung und der innersten Herzensschläge. Uhlands lyrisch-epische Sänge sind entweder hingegossene Bilder oder hingewehte Hauche, jene der Plastik, diese der Musik innerst verwandt. Jeder erscheint als das Product eines glücklichen Momentes, und es macht die tiefe und sichere Dichternatur aus, daß diese Momente ihr stehender Charakter geworden sind. — Die mit den Jahren der aufsteigenden geistigen Reaction gegen Frankreichs Uebermacht groß gewachsene Rückschau auf altdeutsche Kraft und Einheit, Geschichte und Sprache, hat auch ihn wesentlich bedingt, was sich äußerlich in der Anwendung veralteter Sprachformen und der Assonanz kundgiebt. Zu der letzteren möchte freilich auch das Bewußtsein geführt haben, daß er des Reimes weniger sicher sei: so reimt er gern nur zwei und vier der vierzeiligen Strophe und leidet an der den Süddeutschen leicht anklebenden Lautvermischung.

Uhlands Gefühl beherrscht zumeist die volksthümliche Einfachheit; es ist so Allen verständlich; es schlägt so vertraut an Ohr und Herz; es liegt gleichsam schlummernd schon in Aller Gemüth, aus dem der Dichter es nur herausgreift, um ihm Worte zu geben; es tritt in seinem schlichten Kleide so zutraulich und einschmeichelnd an uns heran,

daß Uhland in vielen seiner glücklich musikalisch begleiteten Weisen der Liebling des Volkes geworden ist. Dahin gehören seine Bilder aus Leben und Gesellschaft. So das „Lied eines Armen“, Ausdruck der kindlichen und beruhigenden Klage, die sich für die Verlassenheit der Armuth an Gottes Allen bereiter Naturschönheit labt; Ergebung und Vertrauen sind gleich herzlich und still. „Des Knaben Berglied“ ist einer jener urkräftigen Sänge, deren Uhland so sehr Meister ist, keck und lebensfrisch wie des Alpenstromes Rauschen, frei wie der republikanischen Alpenlüfte Strich; der Brust wird in diesem Bezirke wohl und weit. „Auf der Ueberfahrt“, traute Freundeserinnerung, in die der geniale Schlußgedanke tröstlichen Geisterhauch hineinweht. Innige Sinnigkeit, die sonst weniger in Uhlands Grundton liegt, spricht sich aus in „Geistesleben“. Ebenso zart ist „Die Kapelle“; mit leisem, leisem Flügel streicht Todesahnung über blühendes Leben; ein inniges memento mori! — Diese stillen, anspruchslosen Töne gehen zu Herzen, man weiß nicht wie.

Die Tonweise bewegt den deutschen Sinn um so vertrauter, als die alte deutsche Treue voll und kräftig aus des Mannes Brust herausquillt. Seine Muse ist in ihrem Urquell ein ächter deutscher Mann, kräftig wie des Landes Eichenstämme, und doch bewahrt sie in ihrem naiven, morgenfrischen Gefühl etwas rein Kindliches, das bewegenden und belebenden Hauch in seine Thatkraft hineingießt. Sein Lied trägt die urdeutsch heimathlichen Züge: die Quellen in den Thalen springen; die Wipfel des Tannenwaldes rauschen alte Sagen und junge Liebe; der Hirsch steht lauschend und sprungbereit am Wildbach; das Schneeglöcklein guckt lustig zu den neubelaubten Eichen auf; Amsel und Zeisig zwitschern den Morgengruß; der Sonnenstrahl bohrt sich durchs Gesträuch auf den grüngelben Teppich nieder. Und wenn die Dämmerung herabsinkt, da steigt ihr entgegen ein tausendstimmiges, chorkräftiges Rauschen auf in den Tannenhäuptern, wie von uralter Kraft und Kampf und Bundeseinheit; der Nachtthau glitzert geisterklar im Sternenschein. Jener tiefe Naturzug, der ohnehin schon in des Volkes eigenstem Wesen liegt, der sich als Waldlust in den schwäbischen Dichtern stark bestimmend ausprägt, hat auch Uhland mächtig begeistert und ihm von den reinsten und bedeutungsvollsten Sängen eingehaucht. Man sehe das prächtige Bild „Harald“, gemalt aus strahlendem Heldenthum, zauberischem Mondenschein, minnesüß entrückenden Elfen-

reigen. Aehnlich sind Ton und Duft in „Das Reh“, „Der weiße Hirsch“, klar wie des Waldwassers Rauschen, frisch wie Jägerruf. — In diese Stimmung fügt sich auch jene weltfrohe Wanderlust, die mit den Frühlingswinden zieht über Berg und Feld, ein Lied von der Liebsten pfeift und eine neue Welt und die alte Liebe ins heimathliche Thal zurückträgt. Diesen Tönen sind die reizenden „Frühlings-“ und „Wanderlieder“ entsprungen, klar und frisch wie der Bergquell. Das Liedchen des ersten Wanderers in dem durchaus lyrischen „Schildeis“ ist ein wunderlieblicher, so zarter und doch so frischer Wald- und Liebeslaut. Anders wieder das unübertreffliche „Schäfers Sonntagslied“, die voll und rein vom Herzen aufgenommene Feier der Natur, Sonntagshimmel innen und außen, gleich feierlich wie natürlich, gleich sinnreich wie wunderbar reizend. Desselben Geistes ist „Ein Abend“, lieblich seliger Laut aus höheren Welten, lang nachhallend, Sonntagsglockenklang über Gräbern. So ziehen Waldesrauschen und Vogelschlag, Hörnerklang und Trinkgesang, Quellensäuseln und Sturmesbrausen, Liebesklage und Sterbegeläut, alte graue Kunde und neuer kecker Geist in gleicher Reinheit über Uhlands Leyer und verweben sich in seiner Brust zu einer individuell erfüllten hohen Dichtergestalt.

Es liegt in seiner friedumspielten Weise, in der Abenddämmerung nicht die Schatten der einbrechenden Nacht, sondern den letzten verglimmenden Sonnenstrahl zu schauen: so gehen seine Lieder meist getröstet aus. Der Frühlingshauch, in dessen Säuseln sich seine Brust so gerne hebt, streicht ihm mit Lerchenliedern und Rosendüften wie mit neuen, frischen Gedanken beladen durch den blüthenverjüngten Eichenwald, und von dessen Rauschen klingt sein Lied wider; auch das Sinnige trägt ein Kraftmoment der Jünglingsreife in sich.

Die „Balladen und Romanzen“ zeigen zwei unterschiedene Gestaltungen: Die einen sind durchaus lyrische Laute in ganz durchsichtiger epischer Hülle und mit fast verschwindender Action; die anderen, rein episch (Epen im Kleinen), voll der springendsten Handlung, die allein ihnen Leben giebt und sich raschen und kecken Muthes vollzieht: es sind brausende Schlachtlieder, ein wildes, wälderrauschendes Leben, dem rasch und kühn bezeichnend Vers um Vers nachfolgt. Die markigen Heldengestalten stellen mit festem Tritte dar: „Roland Schildträger“, „Taillefer“, „König Karls Meerfahrt“ (leicht, mit feiner Charakteristik), großartiger die von Schild- und Schwerterklang wider-

hallenden Kampfgesänge „Graf Eberhard der Rauschebart"; eine felsige Prachtgestalt, selber den Feind adelnd, tritt der ritterliche Sänger einher in „Bertram de Born". — Das Charakteristische in beiden Weisen ist überraschende Natürlichkeit und Einfachheit. Die Fassung des herausgegriffenen äußeren oder inneren Lebensmomentes ist so, wie sie sich von selber dem klaren Geistesaug' als Ganzes darstellt. Der Dichter überschaut und ergreift mit der klarsten künstlerischen Ruhe das Gefühl in der Handlung, die Handlung in ihrem centralen Getriebe und stellt sie mit derselben Durchsichtigkeit aus sich heraus. Der Ausdruck ist der knappste, sicher wie der Gedanke, den er eng und treu umschließt: sein Wesen, in den kurzen, doch keineswegs abgerissenen Hauptsätzen ausgesprochen, ist die besonnene, anschauungsfrische Kraft. Wenn darin etwas Antikes liegt, so giebt sich dafür das moderne Element kund als rückhaltlose Hingabe an das Geisterhafte, Vorahnende, Ausdeutende und Sinnende, das in dem Volksglauben liegt; als liebendes Erfassen des entschwundenen Ritterthümlichen und Minnegeweiheten in That und Gedanken.. Dieser heimische Rückblick auf die rosig im Abendsonnenschein glühenden Ruinen, in denen die Geister der Vergangenheit umgehen; dieses fragend-deutende Hinausschauen nach dem Räthsel des lauten und leisen Schaffens der Naturkräfte breiten über die in ihren Grundzügen oft taghellen Bilder das träumerische, sinntiefe, duftende Klingen, das so sacht und süß das Herz beschleicht.

Uhland denkt mit dem sinnenden Greise, fühlt mit dem spielenden Kinde, nur tiefer und klarer als sie; er hat das Herz der aufgeschlossenen Jungfrau wie das Fühlen und Wollen des stürmenden Mannes in seiner Gewalt; er bewegt sie Alle mit den laut gewordenen Tönen, die ihnen in der Stille des Gemüthes schliefen und darin wie das Echo widerhallen. So kann er neben dem Waldesrauschen auch jenes weich murmelnde Rieseln der Quellen und das Lispeln der Föhren wiedergeben, das bis zum Träumen die Seele beschleicht. Er kann die stillsten Regungen belauschen; er kann so zart und sinnig werden, daß die Töne wie das Verklingen einer Harfe in den Winden auszuhallen scheinen („Die Nonne", „Der Kranz", „Der Schäfer", „Die Vätergruft", „Das Schloß am Meere"). Und in allen den feinen Liedern sind es dieselben Grundgefühle, die auch der alten Sage unterliegen und wie süße Klage immerfort ans Menschenherz greifen: Lieben und Vergehen; doch stets in neuen Formen und Weisen, denen nur

die Reinheit und Frische immer gemein ist, sind es jedesmal neue einschmeichelnde Klänge derselben Saite. So spielt sie auch alle Töne durch: von dem still traumartigen Vergehen bis zum gewaltsamen Tod in Schwert und Kampf („Das traurige Turnier") und den Schauern der verderbenden Geistergewalt. So „Der schwarze Ritter", ein vollendetes Bild in reizendem Grauen, ganz und drastisch in seinen Zügen, mit voller Einheit in der Färbung, die verkörperte Unwiderstehlichkeit des allgewaltigen Todes in seinem finsteren, eigenwilligen Walten. Derselbe Geist beherrscht das erschütternd bedeutsame „Das Glück von Edenhall", von der reichsten Handlung, mit furchtbar beschwingtem, wie von Rachegeistern geschürtem Zerstörungswerk. Den Charakter des Erhabenen trägt „Des Sängers Fluch", ein wahrhaft großartiges episch-lyrisches Gedicht. Es entfaltet eine bei Uhland nicht gewöhnliche Gewalt im Ausdrucke des rächend fluchbestimmten Verhängnisses, dem die süßen Züge des Liebreizenden zur Folie dienen; Zeichnung und Färbung sind gleich vollendet, die Gestalten dramatisch lebenvoll. Die Gewalt, die hier rächende Schauer annimmt, erscheint als Trauer in der prachtvollen Todtenfeier, den drei Sonetten auf Karl Gangloffs Tod; gefühlt, begeistert von dem sinnschweren, gestaltenschaffenden, reizenden und zugleich kraftvollen Hauche des Künstlergenius. Ein Zug am Ende des zweiten Sonettes erinnert durch seine innige Sinnigkeit an Lenau.

Allgemein ist der Tummelplatz seiner Romanze die alte kampfumrauschte, harfenumklungene Welt des Schlachtenlärms und der Frauenminne mit dem süßen Marienbild in der Höhe. Dieser Macht hat er in dem launigen, von sinnig bedeutsamen Zügen durchflochtenen „Märchen" einen sangbegeisterten Epilog geschrieben. Uhland fühlt sich so ganz in den Geist der alten wundersamen Sage hinein und beherrscht ihn wiederum so klar wie Wenige. Selbst die Kürze und der freie rhythmische Gang seiner Gesänge sind durchaus volksthümlich. Auch jene dem Volkston eigene Wendung des Satzes, die oft in widerlicher Geziertheit den geistlosen Nachahmer bezeichnet, fließt ihm so natürlich, so von selbst über die Lippe, daß sie sein Eigenthum wird. Uhland verschwendet keine einzige gesuchte Bezeichnung an die Ausstattung; das würde die Einheit seiner Ausdrucksweise nur stören. Die Attribute, ohnehin selten, sind die treuesten und bezeichnendsten, die Volksmund den Objecten giebt. Es ist: der grüne Wald, die wunderschöne Frau, der treue Buhle, die bleiche Jungfrau,

das wilde Meer, die spiegelklare Fluth, die alte Hofburg, die hohe Halle, der junge Recke ꝛc. So hat es nichts Befremdendes, wenn sein Lied Volkslied, seine Romanze Volkssang geworden ist, mit allem Rechte der alten treuen Sagendichtung. Sie rauschen in Freud und Leid, im Hochzeitreigen wie in der Todtenkammer, laut und leise („Der Wirthin Töchterlein“, „Der gute Kamerad“). — Von Uhlands Composition giebt es Weniges zu sagen; auch hier dieselbe naturbestimmte Einfachheit: der Dichter läßt sich ohne alles Arrangement von der Handlung führen, der er mit kräftiger Frische Schritt um Schritt folgt. Bisweilen schickt er der Action eine kurze, subjectiv und lyrisch gehaltene Ergießung einleitend voraus.

Als Panier seiner vaterländischen Dichtung setzt Uhland mit Fug das Recht und die Freiheit. Da ists die vollkommen zweckbewußte, gleich ruhige wie kampfesfreudige, überschauende, charaktervolle Männlichkeit des württembergischen Kammerdeputirten, welche die Feder führt; aber mit ihr auch in Denk- und Ausdrucksweise die praktische Nüchternheit des Politikers. So lange hier die Frage eine Vertrags- und Rechtssache zwischen Fürst und Volk bleibt, so lange vermag die Poesie kaum die ihr nothwendige Erhebung aus ihr zu ziehen. Uhland kämpft etwas befangen um „das alte, gute Recht“; er ruft den Fürsten jene Verheißungen ins Gedächtniß, die sie in der Noth der Zeit gaben und nachher so leicht vergaßen; er will als erste Basis einer besseren Zeit landständische Verfassungen und feiert (Prolog zu „Ernst von Schwaben“, 1819) die württembergische mit ernsten und freudigen Hoffnungen; er ist zu besonnen, um weiter zu gehen, als der Moment reicht; zu stark und muthig, um nicht das schläfrige: Gott geb's! einer langmüthigen Feigheit zu verlachen. Historisch bewußt stellt er als die Grundzüge des deutschen Wesens neben einander die Treue gegen die Fürstenhäuser und den freien Rechtssinn. Das Herz schlägt ihm warm für sein altes gesegnetes, biederes Württemberg. Aus ächt poetischen Zügen ist in dieser Reihe wohl nur das „Gebet eines Württembergers“ aufgebaut. Etliche seiner Lieder stimmen auch in den Kriegsgesang jener Zeiten, da die Napoleonische Herrschaft ihrem Ende zuging, nun als Ausruf, nun als Siegeston; doch mischt sich in diese schon das Bedenken, ob denn die Frucht die Mühen lohnen werde, und die Klage auf den inneren Zank, der dem Schlachtgebrause folgt. Zur Würdigung seiner klar und durchdringend überschauenden Stellung

zum Treiben der hohen Politik in Deutschland steht schon von 1816 das Liedchen „An die Bundschmecker“, Ausdruck einer sinnreichen, innerlichst wurzelnden Ironie auf jenes Geheimbundwittern der despotischen Spürhunde, die in diesem und einer Reihe von Jahren so bitteres Unheil über das netzumsponnene Deutschland brachten. Der Schlußzug mit dem indirecten Hohn und der feinen Ausdrucksweise ist genial heiter. Die bis auf den innersten Kern deutsche Gesinnung tritt auch in „Konradin“ heraus; sie ist hier die warnende Stimme des alten Truchseß, der die Geschichte streng und ernst faßt und jene dem Mutterlande verderblichen Träume der Hohenstaufen nach Weltherrschaft vorahnend und rückschauend verurtheilt. Die beste Folie für seine politischen Lieder ist des Dichters öffentliches Leben. Einheit, Kraft, Unabhängigkeit, freier Sinn und deutsche Treue, darauf schwört Uhland.

Schwächer ist Uhland als Dramatiker. Das Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben“ (1817) hat wieder den Vorwurf deutscher Heldentreue. Ueberwiegend epische Färbung und Zurücktreten des dramatischen Gestaltens; das Fortschreiten ohne Wechsel wird nur durch eine fortlaufende Scenenreihe des Leides getragen, was den Eindruck schwächt. Einfachheit, gleichförmige Haltung des Tons, Constanz in der Charakteristik. Aehnlichen Charakters ist das Drama „Ludwig der Baier“.

Uhland entfaltet noch zwei höchst gewichtige Seiten seines Wirkens. Er ist ein bedeutender Gelehrter auf dem Gebiete der älteren Sprach- und Literaturforschung, und seine Thätigkeit richtet sich auf die mittelalterlichen Sprachschätze, schon seit seiner literarischen Reise nach Paris (nach 1810), wo er vorzüglich die Manuscripte des Mittelalters auf der kaiserlichen Bibliothek studirte. Zeugen sind: die treffliche Schrift „Ueber Walther von der Vogelweide“ 1822 und die andere „Ueber den Mythus der nordischen Sagenlehre vom Thor“ 1836, das Werk sorgfältigster Quellenforschung. Die Rücksichtnahme auf Uhlands wissenschaftliche Studien ist größer geworden, seit jüngsthin eine Gesammtausgabe diese Arbeiten vollständig hervorgezogen hat. Trotzdem bleibt es auch heute noch richtig, daß dieser Geist auch ohne besonderes Eingehen auf diese Partie seines Wirkens vollständig verstanden und sicher beurtheilt werden kann. Uebrigens ist die Liebe zum deutschen Alterthum in ihm ebenso früh erwacht wie der poetische Springquell, und beide haben sich an einander gestärkt und genährt;

will jenes im Dichten lebendig fortwirken machen. Seine für Würt-
[t]berg recht bedeutende ständische Thätigkeit füllt namentlich seine
[spä]teren Jahre aus.

---

**Naturdichtung.** Der Uhlandschen folgt eine dritte Tonweise, nächst-
[ver]wandt mit seinen innig-sinnigen Naturklängen, aber keine Spur
[ro]mantischen Wesens und Träumens mehr aufnehmend, sondern keck
[un]d jugendfrisch aus dem nächsten Leben schöpfend.

## Johann Peter Hebel.

Die Naturdichtung ist die gemüthliche Kehrseite einer klarer in
[Mensch]en und Natur schauenden Richtung, die gleicherweise wie die Freiheits-
[lyr]ik und vor dieser von dem philosophisch-classischen Idealismus und
[eb]enso von der schwärmenden Gefühlsromantik sich abzog; der Rich-
[tun]g, die sich veredelnd und hebend an die Realität machte, ins Wesen
[de]s deutschen Volkes und Lebens eindrang, in Geschichte und Sprache
[mi]t Liebe an die vaterländische Vorzeit knüpfte. Es ist die gemüth-
[lich]e Kehrseite dieser Denkbestimmtheit, daß zum Theil noch in den
[Ja]hren der nationalen Selbstständigkeit sich eine stille und lebensfrohe
[Ly]rik herausarbeitete, langsamer und in sich gekehrter als die vom
[En]thusiasmus des Augenblickes mächtig getragene Kampfespoesie ein
[Ja]hrzehnt darauf, aber ebenso tief eindringend und fast bleibender.
[Nic]ht nur das Ganze des deutschen Volkes in seiner Reaction gegen
[wä]lsches Wesen, auch die einzelnen Glieder in ihrer stillen inneren
[En]tfaltung und in ihrem vom Ganzen wohl gehaltenen, nicht aber
[ge]drückten Einzelleben suchten sich in der Literatur mit hohem Geschicke
[zu] vertreten. So wird diese Poesie mundartische. Wenn jenes kriege-
[ris]che und religiöse Lied aus dem friedlichen Drange des Augenblickes
[her]aussprang: so knüpft die idyllenartige Dichtung an die gemüthlich
[ruh]ig sich entfaltende Seite des Volkslebens. Wenn jenes einen hohen
[Sc]hwung zum Allgemeinen nimmt, so berührt diese das feine Detail
[örtl]ich beschränkter Züge, die sich aber durch sinnige und in der Natur
[de]r Dichter angelegte Kunst zu allgemeiner und idealer Geltung
[em]porheben. Es ist das wieder eine besondere Seite der süddeutschen
[Ge]müthlichkeit. Volks- und Naturleben sind gleich sehr ihr mit reiner
[Hi]ngabe umfaßtes Feld. Der größte dieser Dichter ist Hebel in seinen

„Allemannischen Gedichten“ (erste Auflage, 32 Nummern, 1803). Das badische Oberland ist seine und seiner Lieder Heimath geworden. Seine Bildung (Theologie) ist mehr weit als tief, der ganze Geist urwüchsig. Der „Rheinländische Hausfreund“, sein ausgezeichneter Volkskalender, hat außerordentlichen Erfolg. Er bearbeitet auch die biblischen Geschichten und Anderes. Eine heitere, wohlmeinende, witzig-gesellige Natur, ein trefflicher Lehrer, ein Dichter aus der Natur und dem Volkscharakter seines geliebten und immer wieder besuchten Heimathlandes heraus, berührt Hebel rein und freundlich; der Segen Vieler hängt an seinem unvergeßlichen Namen.

Diesem Dichter sind das poetische Genrebild und das Idyll durch Natur und Leben zugewiesen; das Beispiel von Voß wirkt bestimmend auf ihn. Seine großen Mittel sind Personification und Allegorie; seine großen Grundzüge: frische, ganz in der Natur des Landes und Volkes stehende Eigenthümlichkeit, Nichts von der süßlich schmachtenden und tändelnden Naturmalerei der Schäferidylle; tiefklares Gemüth und kindlich frommer Sinn. Er versteht ebenso gut seine belehrenden Gedanken zu verkörpern als seine Naturkörper zu vergeisten. Alles wird ihm Landschaftsbild mit der lachenden Natur und den frohen, ehrenhaften Landleuten. Die bestimmende Größe seines Dichtens liegt in einem personificirenden Beleben; der Hauptton aber seines Gemüthes ist kindliche Volksthümlichkeit; beide ergreifen unwiderstehlich. Hebel ist unendlich vertraut, bis in die feinsten Züge hinein, mit dem Thun und Sein der Naturwesen und des Volksthums. Er hat den offensten Blick für das Stillleben der Natur, dessen Treiben er in jedem kleinen Zuge liebend erfaßt und mit naiver Keckheit vermenschlicht. Jede Erscheinung gewinnt in seinem glücklich dichterischen Gemüthe Leben: Er spricht mit Fluß und Wiese als mit trauten Freunden, er warnt, er kleidet sie wie Kinder. Er geht darin unbegrenzt weit: Nicht nur, daß er sich durch feine symbolische Zeichen im Leben von Wald und Blume, von Wasser und Stern zu den freiesten Bildungen einer Phantasie hinreißen läßt, die mit allem Formen- und Farbenreichthum des Familienlebens in Volk und Stand, Mensch und Thier, Feld und Stern liebend vertraut und blühend ausgestattet ist; nicht nur das, er geht bis zum freiesten Spiele der Personification, das kaum mehr innere Beziehungen durchscheinen läßt (siehe die Reihe der Anschauungen, da er seine geliebte „Wiese“ in ein lutherisch Mädchen

l). Das bewegt eigen, und es hängt daran, daß er auch immer
Belebende und Schaffende in den Naturwesen bis in seine kleinsten
ıngen hinein zu verfolgen und in der vollen, frischen That seinen
es hinzustellen weiß. Das Werthvollste, von unübertrefflichem
der Schönheit und Wahrheit zugleich, sind die mit unermüdlichem
n abgelauschten individuellen Züge, in denen er das Weben einer
Naturform begleitet und so ganz auf seinen Grund geht, als
er ins Herz eines alten lieben Bekannten hinein. Hebel ist hierin
istend und veranschaulichend zugleich, jenes in der Auffassung,
in der Darstellung. Er versteht es, die wahrsten und vertrau-
Naturzüge so friedlich einträchtig um sich her zu sammeln, daß
wohl wird; wir fühlen uns gehoben, geweitet, selber zu frischem
angeregt, indem all das frohe und von Kindheit an bekannte
ffen von Bach und Blume, Vogel und Stern an unser Herz
wie ein langeher begriffenes häusliches Walten. Und ähnlich
eht ihm im Menschenleben: er kennt das Volk durch und durch,
bt es, er versteht sein Thun und Trachten, sein Lieben und seine
äche. Und wo er sich hinsetzt und mit aller gemüthlichen Ruhe
Figur des badischen Bauern am Tisch und im Felde, des Berg-
es im Waldgebirge, des Pfarrers im Dorfpfarrhäuschen u. a.
ıauslöschlichen Strichen zeichnet, da entstehen jene mit dem ächtesten
rreize bekleideten Gestalten, die wie freundliche, treue, ausdrucks-
Miniaturbilder ansprechen. Wir sehen sie lachen, reden, sich
gen, rauchen, mähen, und jeder Zug mahnt leibhaftig: Das sind
Seine getreue Kenntniß von Thun und Denken des Mannes aus
Volke ist erstaunlich; es sind ganze und runde Gestalten ohne
Einen schiefen Strich. Wir fühlen uns unter ihnen sogleich da-
Es ist eine entzückende Naivität in gewissen harmonischen Per-
ıbildern, die so ganz Eins in ihrem Sinn und Herzen sind und
in ihr glückliches Innere schauen lassen. So die personificirte,
o besonnene als ungetrübte Mutterliebe mit ihren selber kind-
ı, betrachtenden und betenden Gefühlen in „Die Mutter am
tabend". Hebel kann auch hier lehrend und wegweisend die Ton-
der trautesten Gefühle durchgehen bis zum Rühren („Eine Frage").
seine Charakterbilder von Zeiten und Personen, in deren leib-
ges Wesen er hineinversetzt. Das geht parallel der eingeborenen
e, die ihn in der Natur die Tages- und Jahreszeiten mit all

ihren feinen Zügen erfassen macht. Und er würzt diese Bilder in der Weise der Volkserzählung, die so ganz von selber einen anmuthigen Spruch, einen einfachen Vers, eine neue Scene dazwischenflicht. Was beim Kunstdichter Fehler, das wird beim Naturdichter lieblich reizender Wechsel und freundliche Gesprächsweise. Die ungetrübte Treue macht immer den Reiz aus. So in der lachenden Lust des Leichtsinns („Der Schreinergesell"), so bis zur Rührung im herzinnigen Walten der Liebe („Hans und Verena"), so in der väterlich frommen Mahnung („Wächterruf"), so auch in der trefflichen Parallelisirung des Menschenschicksals mit dem der Naturwesen („Das Habermuß"). Der Ton, der mit allen Nüancen seiner Stoffe geht, ist ein immer geniales Plaudern, das auch den Stern versteht und liebt und duzt und warnt und herunterlangt. Stoff und Tonart, so sehr sie wechseln, sind immer volksgerecht, und dabei trägt der Dichter so viel rein Menschliches und in anspruchsloser Natureinfalt Gedanken von ewig bleibendem Werth in seine trauten Gespräche und mahnenden Lebensbilder hinein, als man seiner Muse, dem losen schmucken Blumenmädchen, nicht ansieht. So wird er bedeutend durch ein allgemein humanes Universalisiren; er wandelt das specielle Bild zum sprechenden Typus um. Und dabei giebt ihm sein Gemüth eine so unendlich einfache Weise ein, mit seinen helläugigen Gestalten im Leser das Gefühl des Zutraulichen und Behaglichen zu erwecken, daß ihm wohl wird. Da stehn alle die alten, kleinen, lieben Jugend- und Freundeserinnerungen und wirken so herzlich; damit bannt er gleich durch die ersten Striche in seinen Kreis und reißt mit Natureinfalt die Einbildungskraft fort. Ein solcher Geist mußte dem Volksmeinen bis in den Geister- und Gespensterglauben hinein folgen, auch da mit Glück. Sein Gefühl geht alle Stufen durch; er begleitet mit ebenso großer Liebe die heiteren Familienbilder wie die düsteren Wege des Leidens und des Verbrechens. Und hier kann er eindringlich und bewegt werden, mit einer von selbst erwarmenden Natur wie Wenige. Selten möchten warnendere Exempel des untergehenden Verbrechens sein als „Der Karfunkel". Jeder Zug ist naturtreu, die Lehre von selber und ohne alle lehrhafte Form klar und ansprechend, die Einkleidung rührend naiv und traulich. Hebel ist voll goldener Sprüche und Regeln fürs Volk, und für den, der den Dichter sucht, ist ihre Einkleidung von kostbarstem Werthe. Er hat so eine von selber sich machende Weise, seine allgemein verständ-

liche Lehre unvermerkt anzuhängen und aus den Scenen herausspringen zu lassen, daß sie sich giebt, ohne daß mans weiß; sie ist da, sie sitzt fest in Kopf und Herzen, weil sie sich eben mit dem freundlichen oder schauerlichen Bild innigst verwoben hat. — Sein Wahlspruch ist: E frohe Ma, e brave Ma!", seine Moral die reinst menschliche ohne allen Beischmack des Besonderen oder Theologischen; sie ruht auf dem ewig Bleibenden und zieht auch nur dieses und mehr nicht aus dem Christenthum. Arbeit und Freude, ein ruhiges Gewissen und wohlwollendes Herz: das ist die Moral des ehrlichen Mannes und des guten Gottes, und das ist sie auch, die fürs Volk und sein Leben paßt. Es liegt ein unendlich erziehender Einfluß in diesen einfachen, freien, freudig hingegebenen Sätzen; in dem Geist und Ton will das Volk belehrt sein. — Im Leben der Natur zieht Hebel immer die so eigentlich ans Menschenherz greifenden Zeiten und Elemente hervor. So beschäftigt ihn das Walten der Nacht und des anbrechenden neuen Jahres wiederholt und giebt ihm von den süßesten und hinreißendsten Melodien ein, die seinem Geiste gestatten, sich so ganz harmonisch zu verbreiten (so die wunderbar anziehenden „Der Wächter um Mitternacht" und „Des neuen Jahres Morgengruß"; jenes eine in ihrer Herrlichkeit eigentlich tiefsinnige Anschauung und unübertreffliche Darstellung des Geistes der Mitternacht, von beweglichstem Reiz und geistigster Fassung, in den wunderlieblichen Formen der Veranschaulichung). Der heimelig fromme Sinn übt einen eigenen Zauber, darum ist auch der Sonntagsmorgen sein Liebling. —

Anhänglichkeit ans Fürstenhaus, die Redlichkeit des einfachen und auf sich stehenden Bauern, Liebe zu Scholle und Familie, die Moral des froh frommen Gewissens, ein mit evangelischer Volksthümlichkeit belehrender Geist, der immer seine schönen Formen der Anschauung findet: das sind die Mittelpunkte seines Denk- und Dichterlebens. Alles wird ihm zur heimeligen Bauernfamilie, die ganze Natur wird, wie Goethe sagt, „verbauert", aber in wahrhaft genialer Weise, und die Landschaft, in der alle seine Liebe weilt, liefert ihm hiezu gerad' in ihrer heimeligen Beschränktheit alle treulichen Züge; immer tritt ihm das Verhältniß der Glieder einer sich liebenden Familie entgegen, im Felde wie am Himmel. In dem lieblichen „Der Abendstern" sind Sonne und Stern die Mutter und das Kind mit allen traulichen Attributen des mütterlich-kindlichen Fühlens und Lebens.

Mit weit weniger Freiheit und Behagen bewegt sich Hebel in den hochdeutschen Gedichten; er scheint sich geschnürter, sein Humor sich in der vornehmeren Form gebundener zu fühlen. Als hochdeutscher Dichter macht er sich ebenso wenig gut als seine unübersetzbaren „Allemannischen Gedichte" in den mehrfachen Uebertragungen, die den meisten Reiz verwischen. — Seine Räthsel sind zum größten Theile witzig und sinnreich. — Mit einem durchaus natürlichen Geschick erzeugt er in seiner ächt populären Prosa des rheinländischen Hausfreundes durch das immer parallelisirende Individualisiren bis ins Einzelste (ganz gemäß seiner Poesie) die glücklichste Wirkung des Humoristischen und selber der Komik.

Hebel versteht gleich Uhland der Natur die Empfindungen des menschlichen Herzens einzuhauchen und so die scheinbar todte zu beleben, und in dieser Weise, die allein ächte Naturpoesie zeugt, weckt er in uns das innig liebende Bewußtsein der inneren Einheit von Natur und Geist. Der Unterschied der beiden großen Dichter besteht hiebei wohl blos darin, daß Hebel mehr direct plastisch personificirt. — Die Naturpoesie thut so für Anschauung und Gefühl dasselbe, was die Identitätsphilosophie für den Begriff.

Was Hebel als Genrebildner der Natur, das ist Usteri als solcher der Gesellschaft.

### Johann Martin Usteri
(1763 — 1827),

der Zürcher, reiht sich in der That ganz verwandt an Hebel. Gemüth, Dichten und Wirken stimmen in beiden auffallend. 1831 erst erscheint eine vollständige Ausgabe seiner Dichtungen, doch sind weitaus die meisten aus der ersten Periode des Jahrhunderts. Usteri ist eine von den seltenen glücklichen Naturen, die ganz und voll, ausgestattet mit harmonischer Ruhe und dem Frieden einer vollkommenen Geisteseinheit, das Aug' erfreuen, das Herz weiten. Ein gesunder Mann, vereint er mit tiefem Gefühl die klarste Ruhe der Beobachtung; mit lebhafter Empfindung den freiesten spielenden Humor, der sich als gutmüthige aber unzerstörbare Schalkhaftigkeit giebt; mit aufrichtig thätiger Frömmigkeit den freien Sinn und die Klarheit eines geläuterten Blickes. Der ausschließliche Gegenstand seiner Dichtung ist, verschieden von Hebel, das Leben in Gesellschaft und Familie, das Treiben seiner nächsten Kreise, so wie es seinem beob-

achtenden Geist als natürliches Bereich der Anschauung sich darbot. Es ist der freie Mittelstand, das behäbige Bürgerthum einer kleinen Republik, mit ihrem Gegensatze von Stadt und Land, Bürger und Bauer, in dessen Kreisen Usteri durchaus und abgezogen verweilt. Und unzweifelhaft hat er diese Kreise, aus denen die sogenannte hohe Poesie nicht zu schöpfen versteht, mit der liebenswürdigen Feinheit und der gemüthlichen Kraft eines seltenen Talentes in die reinen Höhen der Dichtung emporgetragen. Usteri hat ein von Hebel, so nahe sie sich zu berühren scheinen, total verschiedenes Talent: es findet sich bei ihm Nichts von der unerschöpflichen Personificationsgabe, die diesen auszeichnet; aber er ersetzt ihre belebende Kraft durch eine Zeichnungsfähigkeit, die sich zur höchsten Vollendung ausgebildet hat. Alle diese Genrebilder aus dem gesellschaftlichen Leben, in denen er sich ebenso vertraut bewegt wie Hebel in der Natur, sind in der That nichts Anderes als feine Zeichnungen in Chodowiecki's Art; sie fesseln und überraschen durch die zutreffendste Treue, die sorgfältig bis ins kleinste Detail verfolgte Feinheit, die gemüthreiche Combination, die ergreifende Durchdringung, die Klarheit und Schärfe und dennoch die tiefe Innerlichkeit der Striche. Personen und Situationen lösen sich auf dem klaren Grunde gestaltenscharf ab, so wie der Zeichner sie schaute, dessen Talent Usteri in den Bildern, die seine eigne Hand mehr oder weniger vollständig zu seinen Idyllen entwarf, glänzend bekundete. Drei Hauptzüge sind es, die diesem Dichter auf seinem Felde bleibend eine der ersten Stellen vindiciren: Einmal das liebende Verständniß, womit er das Leben des Volkes in seinem eigentlichsten Walten durchdringt, sein Sinnen und Fühlen aufdeckt, in Licht und Schatten seines Geistes eindringt. Dann ist es die eigene Klarheit, die ruhige Harmonie des in sich vollendeten Geistes, die gleich einem reinen Morgenhimmel über diesen Gedichten liegt. Endlich, und darin gerade sind Höhe und Bedeutung begründet, ist es tiefe psychologische Durchdringung, wie sie in dem Dichter selber die heimisch-trauten Gründe einer reichen, inniglichen Gemüthswelt erschließt, das Bangen und Zagen, das Jubeln und Trauern, das Beben und Jauchzen, das ängstliche und freudige Klopfen des Herzens; Liebe und Haß, freudiges Hoffen und ängstiges Verzweifeln, reuiges Regen des Gewissens und himmlische Heiterkeit des guten Herzens: das sind die reicheren, gehaltvolleren und bis auf den geheimsten Grund verfolgten Lebens-

elemente, denen das bunte Treiben der Außenwelt in ihrer Lust und Trauer, ihrer zerfetzten Noth und dem behäbigen Wohlleben, der Verläumdung, der Proceßsucht und dem Parteitreiben, und dagegen dem reinen, rettenden Wohlthun, denen all dies kleine und doch für das Individuum so entscheidende Getriebe der bürgerlichen Welt nur als umfassender Rahmen dient. Und beide Seiten sind gleich wahr und rein erfaßt. Es muß in einer Zeit, wo mehr und mehr alle Natur aus dem Leben und den Gemüthern schwindet, wo die unbewußte Lüge auch die geistvollsten Schriftsteller ergreift, es muß in einer solchen Zeit der Kritik erlaubt sein, dieser bezaubernden Natürlichkeit, dieser unabgeirrten Wahrheit, dieser naiv hingegebenen Herzenstreue eine hohe Stelle anzuweisen. Es ist der Geist einer alten guten Zeit der Natur und Wahrheit, wie sie mehr und mehr aus dem Leben schwindet, der noch herzinnig durch diese Gefilde wandelt. Kein falscher Ton, keine unrichtige Weise, keine gezierte Färbung, kein die lautere Physiognomie entstellender Zug. Auch wer die Localbeziehungen nicht versteht, den treffen diese Bilder mit dem Eindrucke der in eine bedeutende Natur aufgenommenen Wahrheit des Lebens; sie sind Typen. — Usteri durchgeht die Stadien vom kindlichen Spiel bis zum verzweifelnden Ernste des Lebens, er steigt in seinen Stoffen bis zur Tragik auf. Wenn er dort mit einem spielenden Humor verfährt, wenn er launig alle Ecken und Beschränktheiten und oft auch mit komisch grober Ungebundenheit die Rohheiten des Fraubasenthums und Philisterlebens malt und in der Gerechtigkeit der Handlung straft; wenn er dort mit der schalkhaften Heiterkeit eines überlegenen Beobachters erfreut und die Scenen überwiegend komisch gestaltet (so die Idylle „De Herr Heiri“): so folgt er hier mit der Ergriffenheit eines reichen Gemüthes den Gängen des Verhängnisses in ihrer Wirkung aufs Menschenherz, und da entwickelt er seine höchste Dichterkraft (das ist vor Allem der Charakter des Idylls „De Vikari“). Usteri hat von jenen Gemüthssituationen, die mit einer das Herz beschleichenden Rührung oder auch wohl mit dem reinen Pathos des Tragischen ergreifen, man möchte sagen, ohne daß er will; es bewegt ihn selbst, es strömt durch sein erschüttert Gefühl und reißt auch seine Phantasie fort, und so durchwandelt er mit seltener Treue die Labyrinthe des Herzens. Wenn es im Wesen der Idylle liegt, durch die Klarheit und Wahrheit der kleinen Züge zu bewegen, so stehen die zwei Idyllen

Usteris in den ersten Reihen. Die Handlung der ins höhere Genre eingreifenden zweiten ist wahrhaft reich und wechselvoll, doch der Faden mit aller Ruhe unwandelbar festgehalten. Wie aber das Leben den Sarg neben die Wiege stellt, das Lachen des Festgelages in das Schluchzen des Elendes hinein schallen läßt, so laufen in Usteris Dichtungen die beiden Grundstimmungen in natürlichster Entfaltung neben einander. In den Scenen von Scheiden und Tod, in den Wallungen der verzweifelnd bangen Liebe ist Usteri wahrhaft groß; er reißt hin, er interessirt das Herz, er ruft all den reinen und hohen Gefühlen, die das schwere Leiden weckt. Seine Bilder aus dem Landleben: ländliche Natur, häusliches Glück, Bund der kindlich treu vereinten Herzen, Frieden und freier Sinn, Anhänglichkeit und freundnachbarliche Treue, haben innigen Reiz; da waltet ein alter guter Geist. So sind denn auch mehrere seiner Charaktere, die er alle mit klarster Schärfe und Ganzheit zeichnet, trotz ihrer Schwächen reine und liebenswürdige Gestalten. — Von seinen Liedern ergreifen mit tragischer Wirkung: „'s arm Elseli uf der Ysefluh“, in dessen klagendem Refrain schon das drückende Bangen sich malt; „De Pfarrer und 's Vreneli“. Beide gehören einer Tonweise an, die in der neuesten Dichtung sehr selten geworden und eine bestimmte frühere Periode des Idyllisch-Sentimentalen vertritt; sie klingen aber so tief und rein an die ewigen Gefühle, daß die innige Klage gleich Abendglockenklang lange nachzittert. Eng reiht sich ihnen an die längste der Balladen „Graf Walraff von Thierstein“, von eindringlicher Natur- und Personencharakteristik, das Herz in Schicksalsstimmen erschütternd. Liebenswürdiger Humor zeichnet das unter die vermischten Gedichte aufgenommene „Der Frühlingsbote“, ein förmliches Genrebild, das um die Mittelfigur des Storches her eine ganze Reihe fein eingerahmter Randbilder stellt mit gutmüthig satyrischer Nüance und kostbarer Frühlingsfrische des Gefühls.

Der schriftdeutsche Ausdruck im Liede sagt, wie bei Hebel, seiner Geistesrichtung weniger zu; diese meist gelegentlichen Lieder zeigen fast alle den freien und frohen Schweizer, den liebenswürdigen und treuen Menschen, nicht aber den Dichter.

Die größere Dichtung in Prosa „Der Erggel im Steinhus“ ist Geschlechtergeschichte, an die Familienwappen so gereiht, daß freundlich chronikartige Bilderchen aus dem Leben einer adeligen Familie

von Stadtbürgern daraus werden. Auch hier springt wieder entschieden das Talent des Zeichners vor. Der etwas alterthümliche Dialekt fügt sich am treuesten zu dem Tone der gutmüthigen Naivität des Erzählers. Das Leben ist mit so eingelebter Theilnahme so innerlich naiv und familiär vom breiten treuen Erker aus beschaut: es klingt Alles an wie trauliche Jugenderinnerung.

Dasselbe gilt von seinen vier kleinen Novellen; es sind einfachste Genrebilder von recht zutraulicher Herzlichkeit. Das ist die leichte und gutmüthige Seite des Volkes in ihren ewig gleichen menschlichen Gefühlen.

Aus diesem heimeligen Stillleben der individuellen Beschränkung aber auch Seelenfülle führt ein jäher Gefühlssprung zurück ins große Völkerleben mit seinem Wogen und Brausen, den Seufzern und Donnern seiner Schlachtfelder und den Jubelklängen der nationalen Siegeshymnen: wir stehen an den letzten Leyerklängen der Deutschen, ihrer morgenrothen Freiheitsdichtung.

---

**Die Lyrik der Freiheitskriege: Theodor Körner, Arndt als Dichter, Schenkendorf und Stägemann.** Diese Gesangesperiode entwickelt mehr Kraft als Kunst, geht mehr der That des Volkes als seinem Gemüthsleben nach, nimmt die Zeit im ernsten Augenblick, ist bestimmt durch das Gewalt heischende Drängen der nationalen Erhebung und bestimmt wieder unmittelbar die That. So an die Forderung eines großen geschichtlichen Momentes gelehnt, hat sie mit diesem ihre Bedeutung, an ihm ihren Inhalt. Des ewig Bleibenden hat sie in ihrem brausenden Schaffen weniger gezeugt, aber in und mit ihrem Volk ist sie gestanden und hat seinen Geist angefacht mit Kampfesgluth; es war der in Früchten aufschießende Bund der Leyer mit dem Schwerte.

Diese Dichter sind mehr Männer des Lebens als der Studie und Schrift; der unabweisbare Drang des langersehnten großen Augenblicks führt sie in die That ein, die sie mit Kraft und Bewußtsein ergreifen. Wie hiebei Arndt das gereift Männliche der Generation darstellt, so

## Theodor Körner,

der ganz eigentlich berufene Dichter und das edle Opfer des deutschen Freiheitskrieges, das jugendliche Brausen und stolze Wallen.

Körner ist der Sohn eines feingebildeten und edeldenkenden Vaters von großer Auszeichnung als Mensch und als Freund der bedeutendsten Geister der Nation, als Rechtsgelehrter und Beamter ebenso treu und eifrig wie mit feinem Sinn für Kunst und Wissenschaft ausgestattet. Frühe zu harmonischer Vollendung herangezogen und früh im Leben thätig, durch glückliche Liebe und hohe künstlerische Plane getragen, krönt der junge Dichter ein kurzes aber reiches Leben mit der Glorie des Todes fürs Vaterland und setzt sich die glänzende Inschrift in seinem letzten Sang, dem „Schwertlied". „Leyer und Schwert", die dem begeisterten Moment innerlichst entströmten Producte, sind die höchsten und reinsten Klänge seiner Dichtung. Da ist Körner eben der glühend lebensfrische Repräsentant jener glücklichen Tage, da das deutsche Volk mit einer in der Geschichte seltenen einmüthigen Erhebung sich wider das lange genug getragene Fremdenjoch erhob und seine Stelle in den Weltgeschicken zurückeroberte, und er trägt in sich all' die hohen und leuchtenden Eigenschaften der großartigen Tage. Es ist nicht blos äußerliche Folie für den Namen des Dichters, daß er selber sein Leben an diesen Völkerkampf setzte und es jugendfreudig verlor; diese Einheit von Leben und Dichten macht seinen bestimmten Charakter aus und hat „Leyer und Schwert" mit jener Weihe ausgestattet, die ihnen bleibende Jugend sichert: Das ist der begeisterte Lützowsche Jäger, es sind die Bivouacfeuer im Walde, die Scenen blühenden Zeltlebens unter hohen Genossen, die Geister eines Kampfes für Freiheit, Gott und Ehre, welche hier gluthvoll ihren Sang stimmen. Sie haben vor allen das mit besonderer Liebe entworfene Lied gezeugt „Lützows wilde Jagd", das eine dem Dichter nicht gewöhnliche Kraft der Veranschaulichung niederlegt in großen, bis zur Wildheit frischen und bewegenden Zügen; jenes immer gegenwärtige, gewaltige, verwegene Walten der unerschütterlichen Schaar ergreift fast mit Grauen als das von rächenden Geistern. So ist die gehobene Treue, die an dem Streben einer großen Zeit hängt, zugleich der poesievolle Duft der Lieder geworden. Nichts Anderes, aber auch ganz und in idealer Hoheit stellt so Körner den Zeitmoment dar, in

dem er steht, die segenreiche Einheit von Volk und Fürsten, aus der einzig Sieg und Unabhängigkeit sproßte. Noch fällt kein Schatten herein des unglücklichen Bruches, der so bald die mißbrauchten Völker von ihren wortvergessenen Herren schied. So steht Körner als ganzer, harmonisch auf den mit Zeit und Volk verschmolzenen Zielen ruhender, ebenso feurig bewegter, als doch wieder in Zweck- und Verstandeseinheit fest eingegrenzter Jünglingscharakter, dem der hohe Ernst und die Tiefe des Strebens edle Männlichkeit geben. So erklärt und rechtfertigt sich sein Sinn für die angestammte Treue gegen die alten Regentenhäuser („Andreas Hofers Tod"); es ist noch das aufleuchtende Nachschimmern eines gewissen patriarchalischen Sinnes in den gemüthlichen deutschen Völkerschaften; bald sollte der letzte Glanz dieses milden Abendsonnenscheines uralt angestammter Treue von den Herrschern selbst unsanft genug ausgeblasen werden. — Körners Muse ist durch und durch vaterländisch, auch sie genährt von dem Rauschen der deutschen Eichen, voll und kühn wie das Waldleben und freudig wie seiner Vögel Sang. So ist er zum Sänger der deutschen Schlachten und Helden gestempelt, denen er wie vorahnend die Krone flicht. Ein ganzer Charakter, eine Gestalt aus Einem Schnitt, in der die Liebe zur Kunst und die ebenso starke zum Kampfe des Lebens in der Harmonie der Kraft sich verschmelzen, weiß er auch die heroischen Charaktere mit verwandter Liebe zu erfassen und in großen Zügen zu feiern. Obgleich nun ein so hochsinniges, jugendfeuriges Drängen mehr angethan war, sich in kräftig stolzen aber weniger kunstgemäßen Gestaltungen, im Aufruf an sein Volk, in Ausbrüchen des Kampf- und Siegesjubels zu ergießen, so trägt er doch auch gestaltungsfähige und anschauungsfrische Phantasie in sich, die sich zuweilen in sinnvollen und ergreifenden Schilderungen ergeht. So die herzbewegenden, tiefsinnig geschauten Züge des grauenden Schlachtenmorgens in „Hoch lebe das Haus Oestreich!" Die Hoheit des Gedankens aber lebt nicht nur in den oft eingestreuten, festen und bedeutenden Ideen, sondern durchströmt von Innen das ganze Wesen seines Liedes. Ebenso voll wie die anderen Elemente tritt in Körner wie in diesem ganzen Geschlechte die entschieden religiöse Gesinnung hervor, welcher der Krieg fürs Vaterland als ein heiliger, unter Gottes besonderen Schutz gestellter, des Feindes Drängen aber als der Uebermuth (ὕβρις) des Gottlosen erscheint; daher die fromm ernste Weihe. Und wär' es auch manchmal,

wie in „Gebet“ und „Gebet während der Schlacht“, in diesen Kampfliedern nichts Anderes als gerade die religiöse Begeisterung, die froh hingegebene Aufopferung, der Muth wie zum Siegen so zum Sterben, und läge in der Sprache nichts Anderes als die von Innen strömende Manneskraft: sie ständen schon dadurch in den ersten Reihen. — So liegt in Körner die erfüllte Einheit aller Eigenschaften eines bevorzugten jugendlich natürlichen Geistes: die Sangesfreudigkeit, mit welcher den jungen Dichter die auf hoher Bahn schon zurückgelegten Schritte erfüllen; die Seligkeit in Lieb' und Freundschaft, die ihm zum höchsten Lebensglücke winken; die Frische und Treue einer ganzen deutschen Natur; der religiöse Ernst, der ihn siegesgewiß in die Kunst, todesahnend in die Schlacht begleitet, Beides gleichen Muthes; und so ist er eine der liebenswürdigsten und reinsten Gestalten unserer Literatur, und wir schauen mit Liebe jene schöne Zeit einer neuen Völkerjugend in ihm verkörpert. Die leise Todesahnung, die er selber so frisch und froh hinnimmt, wirft vertiefenden Dämmerschein über das sonnenrothe Glühen des reichen, morgenfrohen Lebens. Diese kühn ins Tosen der Schlacht hineingeworfenen Donnertöne mußten in den Reihen der bis in den Tod verbundenen Krieger und müssen noch in deutschen Herzen stürmische Wirkung üben. Man thäte Unrecht, nicht zu betonen, daß mit ihrer Zeit ihre Bedeutung nicht vorbei ist. Eine heftig in die Sprache herausgetretene Gewalt des zornbewegten Sinnes zeichnet das Lied „Männer und Buben“, kräftig personificirtes Beleben das „Schwertlied“.

Die „Vermischten Gedichte“ sind jugendlich in ihren bedeutenden Zügen wie in ihren Schwächen. Das unmittelbare Aufgreifen und Besingen des Augenblicks führt den hochbewegten Jüngling gern auf begeistert feierndes Anrufen oder in sinnendes Deuten der Gefühle, so daß der Dichter darüber kaum zu gestaltetem Bilden der Phantasie kommt. Es sind die ersten Klänge eines Herzens, dem früh alle hohen Gefühle voll und rein aufgegangen waren. Die meisten entlassen mit der Ahnung einer zum Vollendeten berufenen Kraft, ohne daß sie doch selber vollendet wären. Verschiedene Lebensformen, so das Bergmannsleben, treten hier seinem Gefühl idealisirt entgegen. Geistliche Stoffe beschäftigen ihn viel, und seinem frommen Sinn will das Schwinden des Glaubens, das so viele poetische Gemüther drückend ergriff, ein schweres und unglückliches Zeichen der Zeit scheinen. Das in dem rein lyrischen Gefühlsausdruck noch unsichere Ueberströmen ver-

liert sich da, wo Körner sich an ein episches Moment lehnt, und er bekundet entschiedenes Talent für die Ballade. Viel gefeiert ist das wie morgenfrisches Waldesrauschen und Kampfeswettern ergreifende „Harald“. Es kann nicht befremden, daß diese Natur sich besonders angezogen dem Furchtbaren und Geisterhaften zuwandte („Wallhaide“, „Der Kynast“).

Körner ist nach Sprache, Denkweise, künstlerischem Anschauen aufs Ausgesprochenste der Zögling Schillers, mit dem seine besseren Lieder mehr Hohes theilen als die meisten noch unvollendeten theatralischen Versuche der im Knospen abgebrochenen Natur.

Nach ihm ist

**Ernst Moritz Arndt**

mit Recht der meistgenannte unter den Freiheitssängern, deren Wesen er mit dem der historischen Schule vermittelt. Wie sein Leben und seine Prosa, so stellen ihn auch die erst später in zwei Theilen gesammelten „Gedichte“ scharf und ausschließlich in die Periode der Befreiung Deutschlands vom französischen Joche, er theilt wie Wenige ihre Strebungen, ihre Größe und Einseitigkeit. Sein Sinn weilt entschieden bei den alten starken Männern und der alten deutschen Treue; das ist in neuer Tonweise jenes Teutonen- und Cheruskerthum, das wieder dem Leben nahegeführt werden sollte, im Geist an Klopstock, in der Form eng an Schiller gelehnt; die Weise, die als Turnen mit Kraft in das Treiben des Geschlechtes, als altdeutsche Studie in die Wissenschaft eingriff. Daher der Blick auf die nordische Mythologie, neben der freilich auch die griechische in seinem ganz in der Weise der alten Schule gehaltenen Liede mitspielt. Die Losungsworte sind dieselben wie bei Körner. Arndt ergeht sich häufig in Ausrufen und Fragen und wird leicht verleitet zum grundlosen Pochen auf deutsche Kraft und zu einer Begeisterung, die eher keck herausfordernd als schaffend und gestaltend erscheint. Die Formen sind hart; nackte Ausdrücke, die dürr und trocken berühren, stehen unvermittelt neben poesiereichen Bildern; es soll die ungekünstelte Kraft sein, die in harte Zusammenziehungen, in rauhes Zusammendrängen der Casus, in rücksichtslosen Gebrauch veralteter Wort- und ungebundener Satzconstructionen ausartet. Rein poetisch berührt er nur in den seltenen Fällen, wo er formendes, zum Theil in großen Gleichnissen veranschaulichendes Vermögen entwickelt. So „Schicksal“, wie selten eins in prächtigen Bildern, kühn, lebensmuthig, der sonst

bei Arndt wenig thätigen Phantasie Raum bietend. Poetische Kraft reißt hin in wenigen Vaterlandsgesängen, wo die Worte wie Schwertschlag aus der heftig bewegten Mannesbrust herausbrechen. Ergriffen von der Erniedrigung seiner Deutschen, hat Arndt die kräftigsten, mitunter die schneidendsten Töne angestimmt in den Klag- und Racheliedern. Neben dem männlich gehobenen Charakter liegt ein derb schroffes Wesen, das, wenn es überhaupt poetisch wird, nur zur Dichtung der nationalen Rache angelegt sein konnte. Diese Lieder sind ebenso heftige Anklagen auf die Feigheit des Geschlechtes wie höhnende Apostrophen an den welschen Uebermuth. Sie preisen die wenigen stolzen Geister, die sich über den Knechtessinn erheben, rufen die Schwachen zur Ermannung und alles Volk zum Rachekampf. Der Sinn ist tüchtig, kühn und stark, die Form rauh, selten poetisch durchhaucht; doch trägt manches Lied in seinen kecken, sorglos naiven Wendungen und Ausdrücken den Charakter des frischen, bis zur Vernachlässigung der Form kunstlosen Volksgesanges. Die nackten Worte schlagen oft drein wie Schlachtenwetter. Dem zürnenden Aufruf oder der Siegesfreude gehen gewöhnlich das Gebet und der Dank gegen Gott zur Seite, die sich wieder als die treu ehrlichen Gefühle eines biederen deutschen Kriegsmannes aus dem Volke geben. Manche sind der Verherrlichung der großen Führer und Schöpfer des preußischen Heerwesens gewidmet, ebenso kräftig und einfach derb wie die Besungenen. Politisch wendet er sich nur nach Außen, keine Ahnung steigt ihm auf von den inneren Ansprüchen und dem Bedürfniß eines freieren Lebens des Volkes in sich, und nach dieser Seite ist Arndt nicht fortgeschritten. Die Gedanken treffen mit charakteristischer Stärke und Bestimmtheit, ihre Wahrheit ist der männliche Lebensmuth; Gott und Vaterland, Freiheit und Völkerrecht, Wein und Liebe und Freundschaft bewegen ihn. Viel bringt er blos reflectirende Gedankenreihen, an denen Nichts weiter von Bedeutung ist als die ruhig klare Kraft seines durchaus gesunden Geistes; sie gehen meist auf praktische Lebensweisheit, Lebensgenuß, männliches Wagen. Dahin zählt u. A. „Das Gespräch", ein gar lieblich vertraulicher, einfach und anschaulich in Dialogenform personificirter Laut des gottvertrauenden Lebensgenusses; die Strophe ist leicht und frisch bewegt. „Das Wasser", freundlich, gefühlt, mit sinnig ausgesponnenem Bilde. Er liebt das Leben in seine kleinen, nahen und vertrauten Züge hinein zu verfolgen und die bescheidene Weisheit des

zufriedenen Genusses zu lehren, und ähnlich geht seine Phantasie auf die nahesten und kleinsten Züge des Naturlebens und verfolgt sie ruhigen Ganges in einem Sinne, welchem äußerlich die allzu häufige Anwendung des Diminutivs und volksthümlich anklingender Epitheta ganz entspricht. Er geht darin leicht bis zum Tändeln, schlägt mit Vorliebe den gemüthlichen und scherzhaften Ton an, ohne viel von Poesie zu retten. Wirklich tiefe Blicke ins Seelenleben, wie sie z. B. in dem Lied „An Johann Jakob Grumbke“ anschaulich belebt den Geist der Unruhe und des störenden Verlangens als den Kobold in der Menschenbrust darstellen, sind ihm selten gegeben. — Arndt hat viele balladenmäßige Gestaltungen, und in dieser Weise liegt eines der reinsten dichterischen Elemente seines Schaffens; wenn irgendwo, ist er gerade da Dichter, und die formende Veranschaulichung wird da lebendig. So „Ballade“, das eigen ansprechende, in Ton und Composition reizend bewegliche Gedichtchen; der Rhythmus der Metren und der Strophe ist frisch und springend. „Der Knabe und die Jungfrau“ mit dem alten süßen Thema von der Liebe der Wasserjungfrauen; die Composition, zwar etwas gedehnt, ist von lieblich ansprechender Weise. „Harald Schönhaar“, eine auszuzeichnende, nach einfach historischem Gang ausgeführte Ballade mit starker Bewegung und mit festen Gestalten, wie sie bei Arndt äußerst selten sind.

Allgemein hat Arndt ansprechende Mannigfaltigkeit im Strophenbau und bringt mit einfacher Kunst Harmonie und Lebendigkeit herein durch den großen Wechsel in den Verslängen und die Anwendung flüchtig springender Metren. Diese selber sind hie und da bis zur Unkenntlichkeit verschoben oder völlig in den Silbenfall der Prosa verschleift.

Im Ganzen geschaut ist Arndt ebenso wenig Dichter als eigentlicher Historiker. Sein Lied, ebenso unkünstlerisch und unschön als ehrenhaft, ist gereimte Prosa, dann und wann mit einer verlorenen Strophe Poesie, meist kaum mit einer Ahnung von künstlerischem Gestalten und dichterischem Aufschwung. Sein Gebet ist fromm und herzlich gläubig; sein mehr spruchmäßiges Lehrgedicht treu und unbestreitbarer Wahrheit voll; sein Wein- und Maienlied munter, frisch und frei, und manchmal steigt behaglich ein idyllisches Lebensbild auf mit den heimischen Zügen des deutschen Nordens; das Vaterlandslied, wohl das gehaltvollste, deutsch bis aufs innerste Mark, ist seinem Herzen am nächsten verwachsen. Aber gerade seine ernst gemeinte

Deutschheit, seine begeisterte Vaterlands- und Freiheitsliebe, eng verbunden mit brennendem Despoten- und Franzosenhaß, nehmen seine Seele so ganz ein, daß in ihrem Ausdrucke für das Gefühl des Schönen selten mehr Raum bleibt, und so haben eben die Lieder, die kräftig wie die That strömen, meist alle Grenzen künstlerischen Bildens übersprungen. Poetisch sind die wenigsten, wenn aber, so ist ihr Kennzeichen die Kraft.

Schenkendorf, als Dichter 1806—17 herausgebildet, und Stägemann sind nur durch Zeit und Stoff zu Namen gekommen. Gläubig, vertrauend und rein, bringen sie Mahnungen, Wünsche, religiöse Anrufungen, trauernde oder hoffende Gedanken und Erinnerungen; von poetisch lebender Gestaltung und Anschauung ist keine Spur, Kraft selten („Landsturm"). Wenig zeitgemäß versetzt Schenkendorf seine Dichtung mit sehnsüchtigen Rückblicken auf die alte Kaiserherrlichkeit. Wohl sein einziges wahrhaft poetisches Lied, das in der kindlichen Einfachheit und Heldenfrömmigkeit selbst etwas Erhabenes hat, ist „Andreas Hofer". Schenkendorf ist wesentlich durch religiöse Jugendeindrücke, durch die Lectüre Jung-Stillings und den Umgang mit ihm, durch das Lesen von Novalis und überhaupt die Einwirkung der romantischen Schule bestimmt. Sein 1832 in Berlin erschienener „Poetischer Nachlaß" ist etwas weniger eintönig. — Stägemann, unter Stein und Hardenberg im Staatsdienste beschäftigt, ist als Dichter gemüthreich und von kräftig sich aussprechender Vaterlandsliebe, zeigt sich sehr mit der classischen Literatur vertraut, hat in den Befreiungskriegen eindringlich gewirkt durch die „Kriegslieder aus den Jahren 1806—15", gesammelt 1815 und hernach mit Nachträgen versehen. Aehnlich sind die „Historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" 1828. Einen ganz anderen Ton dagegen schlagen an die Sonette an seine Gattin „Erinnerungen an Elisabeth". Politisch ist er streng preußischer Dichter zu heißen, formell geht er in classischen Odenformen.

Wir wiederholen: das Große dieser Lyrik liegt in der Wirkung auf den entscheidenden Augenblick. Schon damals mehrfach unrein und mittelalterlich-romantisch verquickt, artete sie rasch aus; ihr späteres Liebäugeln mit der Frömmelei, ihr Pochen auf urdeutsche Kraft und ihre grundlose Herabsetzung des Feindes, vor dem die Welt zwei

Jahrzehnte gezittert hatte, sind nur noch lächerlich. So weit sie aber rein, ist sie nichts Anderes als der poetische Ausdruck für den Fichte-Schillerschen Geist einer charakterstarken Erhebung gegen der Romantik träumerisches Weltvergessen.

---

**Englische Lyrik.** In drei ganz verschiedenen Ausdrucksweisen tritt die englische Lyrik auf. Der Ton des achtzehnten Jahrhunderts geht mit Campbell und Crabbe ins neunzehnte über; Moore stellt in und noch viel mehr neben den klagenden Harfenklängen auf den Fall seines unglücklichen Erin die lebendige und kecke Opposition dar, die der eben aufstrebende Byron bereits mit seiner gewaltigen Leyer begleitet; im directen Gegensatze dagegen versenkt sich die Seeschule in die reactionäre Romantik mit deutscher Träumerei, die sich in W. Scott am großartigsten ausbildet.

Campbell, mit dem die Geschichte der englischen Poesie am passendsten aus dem achtzehnten Jahrhundert ins neunzehnte überleitet, ist eine frühreife Erscheinung, als Dichter wenig productiv und von bald erschöpfter Einbildungskraft — sein Ruf ruht wesentlich blos auf zwei größeren Poesien —, als Prosaschriftsteller von verschiedenem Gehalt. Im unterbrochenen Verlaufe seines Dichtens zeigt er keinen Fortschritt an poetischer Wahrheit und erreicht kaum noch die frühere Kraft. Seine auszeichnendste Eigenschaft ist die Melodie der rein gebauten Form, aber dafür tritt ein nichtssagender Wortreichthum auf, der großentheils an der schlechten Schule der Versemacher hängt, aus welcher er sich herausgewunden und welcher Nichts galt als die Sorge für gefeilte Ausführung. Er entfaltet ruhige Harmonie der Gefühle, Pathos in der Darstellung des Rührenden, Glanz der Declamation, nicht selten ausgesuchte Zartheit und endlich eine gewisse Wärme in der Schilderung, die sich portraitartig hinlegt und leicht illustriren läßt. Er wirkt nur episodisch, beherrscht nie eine größere Einheit; um bedeutend zu sein, fehlt ihm in Allem die Energie, und selbst die schönsten seiner Poesien — „Pleasures of hope“, die in vier Monaten zwölf Auflagen erlebten — haben mehr Tonfülle und Wortschwall als Sinn. Nach Kraft der Empfindung und Feuer der Schilderung sind seine frühesten lyrischen Producte in die erste Linie zu stellen; er hat sich später nur formal entwickelt und höchstens an stylistischer Reinheit und Einfachheit gewonnen, ohne doch sich frei zu halten von leeren

und schiefen Ausdrücken. „Gertrude of Wyoming“ ist in der von W. Scott so hoch getragenen Manier der poetischen Erzählung gehalten, erreicht ihn aber in keiner Weise, und die kriegerischen Oden zeichnen sich höchstens durch momentanes Aufblitzen der Begeisterung aus. Seine Lyrik hat sich in England beliebt und populär gemacht, aber jene bald rührend anziehende, bald alltägliche Welt des Gefühls und der Beschaulichkeit, deren Darlegung in die Tage von Goldsmith zurückweist, ist nicht bedeutsam genug, um seinen Namen hoch zu tragen. Das Feenland der Jugendträume ist das einzige Feld, das dem mit ihrem Erlöschen schwach gewordenen Dichter Leben giebt, und damit hat seine poetische Saite ausgeklungen. Einen bleibenden Adel aber verleiht ihm die Wärme, mit welcher er unermüdlich als Agitator für die Freiheit der unterdrückten Völker, namentlich der Polen, in Rede und Gedicht auftritt.

Crabbe, der ebenfalls ins achtzehnte Jahrhundert zurückweist, tritt erst nach zwanzigjähriger Unterbrechung in eine zweite, unserer Zeit angehörende Dichterperiode ein, die reichere Farben und größere Wärme entwickelt. Sein letztes Gedicht „Tales of the hall“ ist das beste und gefühlteste. Er ist beschreibender und erzählender Dichter, jenes in einer Manier, die von den Deutschen schon lange aufgegeben worden, die Engländer aber gleich ihrer Genremalerei immer noch anzieht. Der Deutsche wird auf diese anschauliche, klare und höchst einfache Naturschilderei kleinen Styls geringen Werth legen. Als erzählender Dichter ist Crabbe ebenfalls durch W. Scott's Manier bestimmt, er hat sich aber doch in eigener Weise ausgebildet, die mit ängstlicher Treue einem bis ins Alltägliche herabsinkenden Realismus nachgeht. Die gewandte Exposition des bis ins Kleine verfolgten Entwicklungsganges der Lagen und Leidenschaften macht den Hauptpunkt der Wirkung aus.

## Thomas Moore,

der erste und einer der größten politischen Dichter des Jahrhunderts, die verkörperte Opposition, ist mit Recht einer der populärsten in seiner Nation und weist eine ins Große gehende Entwicklung auf; sein „Anacreon“ um 1800 ließ noch keineswegs die folgende Bedeutung ahnen. Seine Verse haben oft etwas so Leichtes, Luftiges und Frohes, daß ihre Worte eher Schwingen gleichen, auf denen der Gedanke getragen

wird, als einem schwer kleidenden Leibe desselben; Leichtigkeit und strömender Fluß, Glanz und fleckenlose Vollendung zeichnen sie. Er versteht einen so strahlenden Sonnenschein über seine Bilder zu werfen, daß Erde und Himmel mit Lichtfülle überströmt lachen. Seine Erfindung und sein Bilderkreis sind unerschöpflich, die Analogien oft freilich mehr ingeniös als poetisch; glänzende Bilder weiß er mit viel Geschick zu verwenden.

Drei Richtungen sind es, in denen seine Poesie aufgetreten ist: die satyrisch-humoristische, die dem scharfen Kopf eingeboren erscheint und am dauerndsten seinen Namen tragen wird; die melodisch-musikalische, die reizende Lieblichkeit entfaltet; die phantastisch-orientalische in einzelnen leichten Bildungen, mehr in bizarren Abirrungen mit der Tendenz versetzt.

Die Satyre ist wohl das Höchste; ihr Witz, ebenso spitzig als glänzend, gleich scharf und ergötzlich, sprudelt und kleidet sich ein mit erstaunlicher Leichtigkeit und Natürlichkeit. Geist und Manier bleiben überall dieselben, man mag sie vergleichen in den „Fables for the holy alliance“, den „Political and satirical poems“, den „Satirical and humorous poems“, oder in „The Fudge family“. Man kann im Einzelnen mit Leichtigkeit aus seinen Satyren eine Masse der schneidendsten Witze und Bilder ziehen, und schon die Wahl ihrer ins große Getriebe greifenden Objecte zeigt die innerlich sichere Consistenz im Wesen seines erbitterten Spottes, und auch da, wo sie blos auf vorübergehende Personen und Sachinteressen geht, wird sie dieses Temporäre durch ihre glänzenden Eigenschaften überdauern. Die poetische Erfindungsgabe ist sich immer gleich und doch unerschöpflich. Er kleidet mit Vorliebe in Visionen, alpartige Träume, nächtliche Tänze und Bankette, stellt seine Figuren in nachgemachten Cabinetten auf, läßt sie in asiatischen Ländern spielen, nutzt überhaupt gern Beziehungen aus dem Orient, agirt mimisch oder in Zwiegesprächen, geht von der auf Englands neueste Staatsmänner zugeschnittenen Parodie horazischer Ode auf die Schauspielerbühne und ins Schneidermagazin, wo die Staatsactoren angekleidet werden und ihre Rollen abspielen; kurz, seine Scenerien sind ebenso schlagend drastisch als mannigfach. Diese Phantasien erinnern zuweilen an Montesquieus „lettres persannes“, zuweilen und wiederholt an Dantesche Visionen; der Witz berührt sich mit dem von Béranger: vielleicht weniger fließend, aber wuchtig

und schlagend in seltener Kraft geht er mehr als der des Franzosen mit unmittelbarer Durchdringung ins innere Getriebe der Staatsleitung ein. Ein unerbittlich scharfes Auge für allen schiefen und halben Schein, schneidender Witz mit unverdeckter Anspielung und derber Abfertigung, die unverwandte Richtung aufs große Staatsleben und charaktertreue Grundsätzlichkeit dienen dem Ruhme des Dichters zur glänzenden Folie; sein Spott ist von souveräner Ueberlegenheit, wenn er auf die ständigen Punkte seines Hasses kommt, und aus dem phantastischen Gewande springen die Beziehungen mit schärfster Klarheit heraus.

In den „Fables for the holy alliance“, jenen allegorischen Sarkasmen, richtet er sich wie sonst auch gegen die Ansprüche und Bedrückungen des Königthums im Allgemeinen und gegen die Politik der heiligen Allianz im Besonderen; sie legen alle Macht selbstständigen Geistes und männlicher Würde nieder gegen die elende Kleinlichkeit und Verstocktheit höfischer Cirkel und die religiöse Heuchelei jener christlichen Politik, welche die Völker knechtet. Auf denselben Grund gebaut ist „The Fudge family in Paris“, das satyrisch-politische Reisejournal in Briefen, für welches er die Familie eines auf Mission befindlichen politischen Agenten unterlegt. Die heilige Allianz, ihre Träger und Copisten; ihr Regiment von Gottes Gnaden und ihre schmachvoll den Völkern gebrochnen Eide; für England insbesondere die ganze Castlereaghsche Verwaltung der corrumpirten Schmach und Unterdrückung; dazwischen die heiteren Pariser Erlebnisse in den Cafés und auf den Promenaden, denen jedes Glied nach Neigung nachgeht — eine heitre Unterlage des beißenden Witzes. Die Fortsetzung „The Fudges in England“, ganz gleichen Tons, greift mehr die Schein- und Werkheiligkeit wie das systematische Predigen der anglikanischen Kirche an und verspottet daneben das Literatenthum der Frauen. — Naturgemäß richtet sich der scharf im unmittelbaren Zeitleben stehende Kopf überwiegend auf Englands innere und äußere Machtstellung und innerlichst ergriffen auf die Lage seines geliebten und beklagten Irland. Kornbill, irische Emancipationsbill, englischer Staatsschatz und Staatsschuld sind die großen Fragen, hochkirchliche Priester und hochtorystische Lords die verhaßtesten Objecte; doch schärfere Rache noch trifft die politischen Ueberläufer. So wesentlich die „Satirical and humorous poems“. Beißendes Hohnlachen geißelt

die privilegirte Bornirtheit der hohen Lordschaft, die der 1660 eingefrorene und neulich wieder aufgethaute Staatsmann „Mr. Roger Dodsworth“ in unbezahlbarer Personification vertritt, und deren Anschauung von der Gesellschaft die köstlichen Verse resümiren:

Cheap eating does more harm then good,
And working-people, spoil'd by foot,
The less they eat, will work the more.

Unter den Stücken haben „The limbs of lost reputation“ und „Imitation of the inferno of Dante“ in der That Etwas von sarkastisch verwendeter Dantescher Höllenphantasie, und die „Resolutions passed at a late meeting of Reverends and right Reverends“ sind durchspickt mit grandioser Ironie auf die verrostete Steifgläubigkeit und die ganz parteilose Geldsucht der englischen Bischöfe. Vollständig gleichen Geistes und gleich angelegter Ironie die „Tory pledges“. Eben dahin zählt die köstliche Parallele „A dream of Hindostan“ auf ihre Erhaltung und gezwungene Bezahlung durch die andersgläubigen Iren. „Sketch of the first act of a new romantic drama“ sehr drastisch. Mit noch größerer drastischer Kraft „Anticipated meeting of the british association in the year 2836“, wo die bishops and peers als fossile menschenähnliche Thiergattungen aufspazieren. Für die Art seiner Inscenirung und Incorporation durchaus bezeichnend „New grand exhibition of models of the two houses of parliament“ und „Annoncement of a new grand acceleration company for the promotion of the speed of litterature“ und „Grand dinner of type and Co.“. Die genannten mögen die bezeichnendsten Stücke sein für den Umfang und die Art seines Talentes sowohl als seiner Ironie und der Ideen, die sie zumeist wecken und beschäftigen. Moore haßt ganz besonders das Regiment des Prinz-Regenten und seiner Werkzeuge und höhnt dessen gentlemanmäßige leichtfertige Treulosigkeit und Bornirtheit ebenso bitter wie Castlereaghs geistlos langweilige Staatsreden. — Die „Intercepted letters“ insbesondere sind auf das Regiment Castlereaghs und Consorten gemünzt. Da greift er wiederholt den bitter gehaßten Geist der beschränkten Intoleranz gegen die Katholiken an; die Kleinlichkeit der mißtrauischen Mittelmäßigkeit, die geringsten Schritte überwachen und einzäunen zu wollen; die freiheitsfeindliche Knechtung und die Reactionsgrillen des ungezogenen Prinz-Regenten und seiner Schreiber; die leibliche und geistige Schlemmerei

und die aus excentrischer Langeweile launig sich gebärdende Neuigkeitssucht der englischen Großen. — Die charakterstrengsten Satyren sind „Intolerance“ und „The sceptic“. Jene geht wieder auf die religiöse Unterdrückung des katholischen Irland, ein ewig wahres Zornwort auf allen mit „prayer-book and whip, blood and scripture“ hier zu Ehren des himmlischen Jenseits eine Hölle schaffenden Fanatismus. Diese trifft die Unsicherheit des menschlichen Denkens und Wissens überhaupt und giebt den englischen Staatsmännern ihrer Zeit wieder Seitenhiebe. — Aehnlichen Charakters ist endlich die Epistel „Corruption“, eine kurze und scharfe Musterung des geschichtlichen Ganges von Großbritannien, rückgehend bis auf die Revolution von 1688, die Moore eine Revolution ohne Reform für die Interessen der Freiheit nennt, wesentlich bestimmt durch den Blick auf Irland, das gerade von diesen Zeiten des unselbstständigen Aufgehens im englischen Staatsleben an sein Versinken datirt. Mit einer Whigs und Tories gleich wenig schonenden Entrüstung nun sieht er in den von da an fortentwickelten Zuständen eine hochmüthige Uebergewalt der Prärogative, eine durch Stellenjagen verdorbene Lordschaft, eine treulose Herrschaft der Interessen, die England mit Nothwendigkeit zum Sinken bringen müsse. Dieses ernste Wort, ein Aufruf der Ermannung zur Zeit der drohenden Uebermacht des französischen Todfeindes, enthält trotz der Einseitigkeit in der historischen Auffassung schwere Wahrheiten: die mit der Zeit nicht Schritt haltende Langsamkeit in der Verfassungsentwicklung, die das Land namentlich social noch immer nicht über eine feudale Aristokratie hinausgebracht hat; das Verderbniß aller politischen Parteien, die sich grundsatzlos verschleifen, sind in unserm Jahrhundert die inneren Krebsschäden der englischen Politik; kommt die steigende Macht der fremden Industrien als Rivalin von außen hinzu, so ist Englands Sinken geboten. —

Der im engeren Sinn lyrische Dichter hat in Moore zwei auszeichnende Züge: das fein Melodische und das Volksthümliche. Jenes ist dem Componisten, der die Macht der Musik so hoch feiert, eingeboren. Blume und Stern sind seine Lieblingsanschauungen in Bild und Parallele, gemäß seiner mit griechischer Ruhe und Klarheit der anmuthvollen Schönheit und Heiterkeit des Lebens zugewandten Seele. Das Volksthümliche zeichnet auch der häufig verwendete Refrain. Meist giebt er leichte Lyrik, der Liebe geweiht, von oft fast spielender

Anmuth und melodischem Tonfall; die Byronsche Tiefe und Gewalt würde man da umsonst suchen, aber eine gewisse harmlose Traulichkeit zieht an bei Liedchen, die fast ohne Inhalt sind. Größere Compositionen von geringem poetischen Gehalt gewinnen oft nur durch diese reizenden Weisen. — Die erste Stelle gebührt hier den „Irish melodies", den Texten zu den von Stevenson gesammelten irischen Nationalmelodien. Der Charakter ist durchaus melodiös, die Auffassung sinnig. Sie sind eben dazu angethan, in melodischen Sangweisen hinzugleiten, und dann erst haben sie ihr volles Leben; der Text selbst ist säuselnde Musik. Die Gegenstände sind doppelt: entweder, wie in den „National airs", Lebensgenuß, Lieb' und Jugend, mit spielender Anmuth in etwas Anakreontischer Weise gefeiert, das Blumenleben ihr Bild; dann Weisen des Krieges und der Klage zu Irlands, des alten freien und stolzen Erin, Preis, und hier etwa strömt das Lied voller. Wenn dort die Klage auf die Vergänglichkeit des Erdenglückes, hier die Sage von den großen Thaten der Heldenväter über die Saiten streicht, dann greifen innigere Akkorde ans Herz. Diese kurzen sanggerechten Lieder sind ganz angethan, sich in des Volkes Gedächtniß einzuleben. Die Liebe zu dem tief gesunkenen irischen Land und seiner Freiheit, in den längst abgestorbenen Erinnerungen und Sagen der Helden wie ein religiöses Gefühl abklingend, giebt manch' einfachster Tonweise ansprechende Weihe.

Jenem Geiste, der ihn an die Bearbeitung der Anakreontischen Ode und der griechischen Anthologie hinzog, entstammen auch die „Evenings in Greece", wunderlich construirt, Recitation und Gesang verbindend. Auch das ist ein lebens- und naturfroher Laut mit überwiegend altgriechischen Reminiscenzen; es ist ganz der wolkenlose Himmel, die anmuthreiche Schöne, die naive Freudigkeit, die angeborne Anmuth, das bewegliche Spiel, die freie Unmittelbarkeit und Hingabe an die Natur, das friedliche Genießen eines altgriechischen Inselvolkes, die meergewohnte Melodie in Sang und Tanz, die Poesie frei spielenden Lebensgenusses mit griechischem Maß. Das Ganze wiegt in tiefblaue Ruhe, aber die Bedeutung ist zu gering. Rein poetisch berühren nur einige volksmäßige Melodien, und von dem Ernste der Zeitlage, jener sonst so sehr den Dichter anfeuernden Erhebung der geknechteten Nation, geben nur zwei einen vollen Eindruck. Vom Geiste des Volksliedes angehaucht sind das leichte und liebliche „When

the Balaika"; der kurze Kriegslaut „Raise the buckler — poise the lance"; das wehmüthig weiche „Ah, where are they, who heard, in former hours"; vor allen das wunderliebliche Schifferliedchen auf „Mary, the star of the sea". Die nationale Wiedergeburt berühren ernst „And ne'er did evening more serene" und „Thus circled round the song of glee".

Wie nah aber dieser Manier die Verflachung steht, beweist „The summer fête", drei Stücke mehr didaktischer und eines mehr descriptiver Natur, mit Gedankengehalt höchstens das erste und von poetischem Werth Nichts als einige auszuzeichnende Weisen: das anmuthreiche Lied der Liebe „Array thee, love, array thee, love"; das weich bewegte der Sehnsucht „Ah, where are thou dreaming"; das schmerzlich zitternde des Leides „Bring hither, bring thy lute"; und das markig stolze Seelied der Griechen „Our home is on the sea, boy".

Daneben giebt Moore in verschieden zusammengestellten Serien Weisen der mannigfachsten Art: Gelegenheitsgedichte in allen Tonarten, vom leichten Scherz und der Satyre bis zum Todtenlied und dem Zornruf auf würdelose Knechte; jugendliche Sänge von harmloser Traulichkeit und leichtem Inhalt; fragmentarische Reiselieder reflectiver und descriptiver Art; eigens markirte nordische Balladen von strengem und düsterem Charakter; die besonders sich abhebenden Dithyramben griechischen Styles, unter diesen: „The genius of Harmony" und „The fall of Hebe" ausgezeichnet durch einen in freier und zwangloser Kunst reich wechselnden Bau und eine bei Moore höchst seltene Majestät und Fülle der Sprache, über der Etwas von der heiteren olympischen Ruhe liegt. — Im Allgemeinen sind es Reime von mehr Leichtigkeit und melodischem Fluß als Tiefe.

Ganz vereinzelt stehen bei ihm die wenigen „Sacred songs". — „Fallen is thy throne" schlägt die Weise von Byrons Hebrew melodies an. „This world is all a fleeting show" spricht die resignirte Ruhe des Bewußtseins von der Eitelkeit alles Irdischen aus. „Lord, who shall bear that day" ist eine glänzende Vision vom letzten Gericht. „As down in the sunless retreats" spiegelt glücklich die innerlich befriedigte Hingabe der in Gott ruhenden Seele. Seine Gesänge heben mehr das durchs Bibelwort bestimmte religiöse Element heraus, es ist vermittelte Anrufung, während Byrons

Hebrew melodies, in deren Weise hier nur Ein Lied eintritt, eine ursprünglichere Innigkeit entfalten.

Doppelter Natur sind die „Poems relating to America“, Episteln neben wahrhaft lyrischen Sängen und Balladen. Jene sind nie poetisch, und diese berichtende Dialektik ist bei hundert Schriftstellern die gleiche. Das Eigenthümliche liegt in der sehr nüchternen Auffassung amerikanischer Zustände, worin Moore sich an dem chaotischen Proceß einer werdenden Civilisation stößt, einem Amalgam, wie er es nennt, aus dem hinübergewanderten raffinirten Laster des alten verbildeten Europa und der Barbarei indianischer Urnatur; das mag vielleicht auf die verdorbensten Hauptstädte der Küsten passen, im Ganzen ists schief. Die an Poesie reichen Lieder und Balladen bewegen durch den düster klagenden Ton, der gleichsam prophetisch das indianische Wesen und Schicksal zeichnet. Bedeutsam: „The lake of the dismal swamp“ und das eng verwandte „Deadmans Island“ (Der fliegende Holländer); „Song of the evil spirit of the woods“ (comp. diesem Fluch V. Hugos orientalische „Malediction“); Lied in „To the Lady Charlotte Rawdon“, die Stimme der Geister in den Wäldern und auf den Wellen; freundlich das melodisch wunderliebliche „A Canadian boat song“ neben dem liebefrohen „The stearmans song“.

Ein höchst eigenthümlicher Zug und jedenfalls weniger ansprechend ist in seinen orientalischen Phantasien. Die große epische Dichtungsreihe „Lalla Rookh“, kolossal bezahlt, was gleicherweise die vorherrschende Neigung für die Gattung wie den Ruf des Dichters bezeichnet, besteht aus vier von einander unabhängigen Stücken höchst verschiedenen Charakters in der Art, daß 1. The veiled prophet of Khorassan mit 3. The fire-worshippers und wieder 2. Paradise and the Peri mit 4. The light of the Haram eine überraschende Wesensähnlichkeit darstellen. „Lalla Rookh“, ein Tribut an die durch W. Scott aufgekommene erzählende Manier, entbehrt der poetischen Kraft, die in zwei Nummern auch durch die Wildheit der Scenen und das Schneidende der Tendenz nicht ersetzt wird. Die erste Dichtung trägt als Grundidee die verderbende Natur morgenländischen Wahnglaubens und Priestertrugs. Der Boden ist poetisch: der Orient zeichnet sich durch die unverhülltere Richtigkeit und zerstörendere Wucht des Wahnes und überhaupt durch das schrankenlose Feuer der Leidenschaften. Schmachvoll verderbte Unschuld, verzweifelte Rache, Lust und Hohn, Schlacht und Tod, und

überall das trost- und hoffnungslose Bangen von zwei liebenden, um ihr Lebensglück furchtbar betrogenen Herzen bilden den an dunklen Farben überreichen Fond des Bildes, dessen Hauptgestalt grundhäßlich ist. Die dritte Dichtung ist nur eine andre Schattirung desselben Gedankens, eine Scene aus dem Kampf arabischer Eroberung auf persischem Boden, der blutige Sieg des Mohammedanismus über die feueranbetenden Gebern — wieder der Religionsfanatismus in anderer Gestalt, doch mit denselben Folgen. Die Liebe des heroischen Gebernhäuptlings zur blumengleich erschlossenen Tochter des blutdürstigen Verfolgers und Beider nothwendiger Tod bildet den zarten Grundton in dem wilden Schlachtgesang — Schlachtruf und Liebesflüstern, beide gleich stark und gleich bewegt. Der Ausdruck ist kraftvoll, die Farben glänzend, die Fassung rein; die faule Verderbniß, die häßlich das erste Stück durchzieht, fehlt hier ganz, es ist leuchtender persischer Sternenhimmel über dem Mord in den Blumengefilden drunten, diese Nummer die schönste. Das zweite Stück ist eine parabolische Vision. Die Peri, nach dem Himmel sich sehnend, soll die ihm theuerste Gabe vor seine Thore bringen. Sie durchzieht Indien, Egypten und Syrien, bringt aus dem ersten Lande den letzten Blutstropfen eines für reine Freiheit sich aufopfernden Helden, aus dem zweiten den letzten Seufzer einer mit dem dahingerafften Geliebten sterbenden Treuen, aus dem dritten die erste Bußthräne eines zerknirschten Verbrechers: diese Gabe erschließt ihr die Thore. Der ganze Gang der zarten Handlung, die je einzeln verfolgten Gefühle, das Bild von der Schönheit dieser Länder der Sonne: Alles hat übereinstimmend den Charakter des ätherisch Zarten, die Anmuth des Kleinen und Stillen; man möcht' es Arabeskendichtung heißen. Das letzte Stück ist ganz persische Blumendichtung; dasselbe Gewebe aus Blüthen, Düften, Tönen und Sternen, aber ohne reale Grundlage; es ist Filigranwerk mit wechselnder Spielerei. Das einzelne Lied, wie „Fly to the desert, fly with me“, mag in seiner Anmuth und einem ergreifenden Grundgefühl diese Färbung ertragen; in größeren lyrisch-epischen Gestaltungen verflüchtigt sich aller tiefere Kern. — Aus Geist und Tendenz von „Lalla Rookh“ und daneben den Landschafts- und Gestaltenschilderungen der „Evenings in Greece“ ist wunderlich das Fragment „Alciphron“ gemischt. — „The loves of the angels“ sind ein literarisches Curiosum, auf die seltsamsten und mannigfach zusammengetragenen mythischen Vorstellungen aus der Lehre von den

Engeln aufgebaut, wie sie sich in den Göttermythen des alten Orientes und des Mohammedanismus bizarr gestaltet haben. Es ist etwas ganz Anderes und ein weitaus großartigerer Versuch, wenn Byron in „Cain" mit einer gewissen Analogie der Grundidee in die Weise des alten Mysterienspieles zurückgreift; Moore's epische, stark lyrisch durchwobene Composition macht sich weit kleinlicher. Zwar liegt ein gewisser Schmelz von Aether und Blumen und Düften darüber; aber die Färbung — wieder ganz wie in den „Evenings" — ist wohl graziös, doch eintönig; Größe und Weite der gestaltenden Phantasie gehen durchweg ab. Immerhin ergiebt sich, daß Moore's mit meisterhaftem Sarkasm in die Gegenwart eingelebter Geist wenig für die Gestaltung der phantastischen Spiele der orientalischen Anschauungen geschaffen ist.

In den zwanziger Jahren hat Moore das Feld der Poesie ganz verlassen und mit verschieden beurtheilten Producten, die sich namentlich auf die irischen Zustände beziehen, das der Geschichte betreten.

Die nächste politische Gemeinschaft mit Moore hat Byron, dessen poetische Leidenschaft in ihrer mächtigen Strömung wir erst im folgenden Zeitraum an uns vorüberführen werden. Er entwirft in den Jahren 1812 und 13 namentlich jene berühmten größeren epischen Gesänge („Childe Harold", „The Corsair", „The bride of Abydos", „The Giaour"), die nach der Manier an Walter Scott erinnern, nach Geist und Tendenz aber vollkommen selbstständig sind und frühe mit Fug des Dichters Namen hochgetragen haben. Da führt er jene dämonischen Gestalten aus, die seine natürlich verwandten Lieblinge sind. Wir werden auch sie erst in der Folge behandeln, denn am allerwenigsten darf das Bild eines Geistes von so seltener Art und Hoheit in Stücken gegeben werden.

Wordsworth (1770—1850) ist der eigentliche Führer der Lake school und derjenige, welcher am directesten deutsche Inspiration widerspiegelt; er hat darum auch wesentlich gegenüber dem regelsteifen Kriticismus des achtzehnten Jahrhunderts eine tiefere Anschauung von dem Wesen der Poesie in England begründen helfen. In den „Lyrical ballads" bereits wendet er sich an das lebhaft erregte Gefühl, in dem er die reale Grundlage der Poesie erblickt, und will einfach seine natürliche Sprache poetisch metrisch gestalten. Gefühlswahrheit, verbunden

mit viel Reflexion und sehr wenig Leidenschaft, bezeichnen sein inneres Wesen; damit vereint er ein intensives und unermüdliches Vergnügen an allen Erscheinungsformen ländlicher Scenen, besonders der Gebirgsnatur, so daß er zu wahrhaftem Entzücken hingerissen werden kann, wenn er über der Lieblichkeit der Formen von Erde und Himmel in diesen seinen Lieblingslandschaften brütet, zu denen er immer wiederkehrt. Seine Poesie ist durchweg eine Mischung der drei Elemente: Gefühlsausdruck, lehrhafte Beschauung und Beschreibung, und macht im Ganzen das aus, was man einen philosophischen Dichter heißen mag, als den er sich auch am liebsten betrachtet; diesen Charakter vollendet eine in sich abgeschlossene Meditation und ein ihr beigegebener religiöser Zug. Wordsworth theilt sich in drei Tonarten. Seine Anschauung vom Wesen der Poesie und ihren Grundlagen hat ihn zu Uebertreibungen geführt in Anwendung der Sprache des gemeinen Lebens und in den Versuchen, aus den alltäglichen Vorkommnissen desselben Poesie ziehen zu wollen; darin ist er wie kein Anderer der Dichter des common life, mit sehr einfacher und ungekünstelter Sprache; er verfällt aber in dieser wie im Stoff nicht selten ins Triviale und Kleinliche. Ein anderer und wesentlicher Theil seiner Poesien dagegen, namentlich der späteren, ist im großen Styl gehalten, und hier verliert er sich gerade umgekehrt leicht ins Schwebende und Schwülstige und verläßt den Boden der Erde und der gewohnten Begriffe. Anderwärts hat er mit dem glücklichsten Erfolge den populärsten der poetischen Töne Englands angeschlagen, den der alten Romanze in verfeinerter Form. In beiden Tonarten, der familiären wie der erhabenen, ist es der innere Geist, aus dem seine Poesie ihren Werth ziehen muß; seine Diction hat keineswegs die Vollendung wie bei Coleridge, sie ist weitschichtig und ungleich, eine brüchige Mischung von poetischen und prosaischen Formen. — Die „Excursion" erinnert in den Schönheiten und Mängeln an eine Lamartinesche Harmonie.

Samuel Taylor Coleridge (1772—1834) bildet in seinen künstlerisch-dichterischen Grundzügen den ausgesprochenen Gegensatz zu Wordsworth, dem er in dessen zweiten Bande der „Lyrical ballads" 1800 zuerst nebengesetzt wird; dieser Gegensatz ist ihm selber damals schon bewußt gewesen, während Wordsworth noch von einer großen Harmonie in Styl, Färbung, Tendenz und Ansichten ihrer Poesie redet. Coleridge zeigt große Vollendung in der Ausführung und eine aus-

gesuchte Kunst, dem belebenden Geiste die delicate und wohl angepaßte Form zu geben; es ist von einem Engländer gut gesagt worden, daß die fein gewobenen Worte mit ihrer leuchtenden Färbung dem erregten und bewegten Gedanken zu entwachsen scheinen wie die Blume dem Stengel oder die Flamme ihrem nährenden Oel. Etwas Einschmeichelndes und süß Musikalisches liegt mit seltener Vollendung in seinem Verse, am vollkommensten, wo er den Reim hinzutreten läßt; ein sich immer verfeinerndes Gefühl der Schönheit macht diesen Zug in den Ausflüssen seiner Muse immer reiner und ausgesprochener. Fülle der Kraft und Schwung der Phantasie strömen ihm von früh an zu, nur weiß er in den ersten Productionen noch nicht recht sie zu leiten, was seinem Styl zuweilen etwas Schwülstiges und Declamatorisches giebt; doch hat er sich später davon ganz frei gemacht. In ihrer reifsten Form und den besten Producten vereint Coleridge's Production in sich: Lebendigkeit der Einbildungskraft, Feinheit des Gedankens, ausdrucksvolle Schönheit der Diction und ausgesuchte Melodie des Verses. Sie nährt sich rein von der Einbildungskraft und ist treffend als unvermischt poetisch bezeichnet worden, und darin liegt zugleich ihr Hauptmangel; ihr fehlt die Leidenschaft und die Gewalt des inneren Lebens, die auch das stark contemplative Element nicht ersetzt, und die harmonischen Töne entschweben verflüchtigt in die Luft — romantischer Ueberidealismus, von dem er erst später etwas abkommt, um auf die Erde niederzusteigen. Ein meditativer Zug, der in Betrachtung der Wechsel in den menschlichen Geschicken und des nothwendigen Welkens der Jugendhoffnungen etwas melancholische Färbung nimmt, bleibt ihm immer; in dieser Gedankenrichtung wie in der überfließend zuströmenden Bilderwelt seiner Einbildungskraft, die das Meiste von umdämmerter Mondscheinpoesie hat, mag er allerdings unter die originellsten englischen Dichter gerechnet werden. — Eine gewisse Schwäche des Willens und das gefährliche Glück eines Lebens, das in beschaulicher Ruhe hinebbte, haben verschuldet, daß er eigentlich nur Fragmente erzeugte. Seine höchste poetische Kraft liegt in dem hochromantischen Bruchstücke „Christabel“, einer in ausgesuchte und feinst angepaßte Phantasien gekleideten Vision von geheimnißvollen Abenteuern und seltsamen Schrecken.

Robert Southey (1775—1843). Erst ganz revolutionärer Gesinnung und excessiv die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit

verfechtend, wird Southey seit dem Anfange des Jahrhunderts, völlig umgekehrt, ein eifriger Vorkämpfer der Hochkirche und der Torypartei, als heftiger Apostat seine früheren Grundsätze und Gesinnungsgenossen verläugnend und angreifend, weßhalb ihn Byron später bitter geißelt und sein ganzes Leben hindurch verfolgt. Sein Jakobinismus in „Wat Tyler“ ist so vorübergehend und spasmatisch wie seine Excentricität in „Thalama“ und „Kehama“, und es ist bereits sehr richtig behauptet worden, daß der innerste Kern seines Wesens gut conservativ ist. Er schreibt zu schnell, zu leichtfertig und unbesorgt, zu viel Poesie; die Details vernachlässigt seine Behandlung gänzlich; neben eignen Dichtungen liefert er Bearbeitungen alter Romanzen und Ritterromane. Nicht angethan, auf neuen Pfaden zu gehen und doch unablässig nach Originalität haschend, sucht er seine Kunst in dem Aufgreifen der seltsamsten und fremdartigsten Vorbilder, langt bedenklich tief in die arabische und indische Mythologie hinein und greift zur altspanischen Romanze so gut wie zum lateinischen Hexameter. Die Prosaschriften zeigen Reinheit und Eleganz des Styles, die Dichtungen reichen, ja übermäßigen Schmuck der Bilder, glänzende oder vielmehr schimmernde Sprache, metrische Gewandtheit, Fluß und Beredsamkeit, große Fähigkeit des Beschreibens; aber trotz Allem stehen sie der Prosa näher als der Poesie, denn das innere Leben fehlt ihnen, es ist keine strömende Wärme und die Colorirung nur geborgt. Das Natürliche wird bei ihm zahm und abgenutzt und bewältigt nie, und das Schlagende und Packende ist unnatürlich, es ist das Monströse und Unheilbringende, diese orientalischen Bilder und übernatürlichen Visionen der excessivsten Art bis ins rein Unbegreifliche hinein laufen wie eine laterna magica an uns vorüber. Die Poesie steht ihm überall nur wie umgeschlagen und ist nie in sein Wesen eingedrungen. Das Verdienst hat Southey, daß er zuerst unter den Engländern das erzählende Gedicht in regelrechter Composition und der durch eine leitende Idee zusammengehaltenen Einheit bearbeitete.

---

**Italienische Lyrik.** Weit mehr im Leben stehen die Italiener, wenn auch meist nur in seiner Trauer. Ihr Lied ist durch und durch national.

Vincenzo Monti führt die italienische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ein, gehört aber selbst ganz überwiegend dem achtzehnten

an, in dem auch die bedeutendsten seiner Werke entstehen. Monti ist eine politische Wetterfahne der unbeständigsten Art, und man kann seine Poesie förmlich trennen nach den Perioden ihrer Wechsel; erst päpstlich, wird sie im zweiten Stadium revolutionär, im dritten imperialistisch, im vierten und letzten lenkt sie reactionär wieder zurück. Er wird insbesondere von der Napoleonischen Periode mit Ehren überhäuft und verläugnet sie dafür sogleich bei ihrem Fall. Politisch-descriptiver, insbesondere Fest- und Gelegenheitsdichter, schwärmt er in Visionen, spielt mit den alten mythologischen und symbolischen Figuren, legt fortwährend und bis zur Monotonie poetische Fictionen unter, die er dem großen Meister Dante und der Bibel ablernt; seine Poesie ist mit Recht als Phantasmagorie bezeichnet worden, und die Phantasie im Grunde steril; zieht man diese Traumwanderungen mit fingirten Wesen und in glänzend-rhetorischer Schreibweise ab, so bleibt Nichts mehr zurück. Er schafft darum auch nie etwas Ganzes und Volles; Zerfahrenheit schon in den Stoffen, ungeheure Ungleichheiten, feurige und prächtige Stellen neben den größten Mängeln und vollständiger Wesenlosigkeit machen seine Natur aus. Monti ist insbesondere auch Redner und Philolog, hält sich durchaus an die lateinischen und italienischen Classiker, denen seine ganze Bildung entnommen ist, und arbeitet auch an einer Verbesserung und Vermehrung des Dizionario della Crusca. Ohne Griechisch zu verstehen, liefert er eine in Italien viel gepriesene Uebersetzung der Ilias.

Ippolito Pindemonte (1753—1828) ist durch das Studium der römischen und griechischen Classiker, große Reisen und die Bekanntschaft mit fremden Literaturen, namentlich der englischen, gezogen, allmälig aristokratischer Gesinnung geworden und in Frömmelei verfallen, was seine letzten Werke ungünstig beeinflußt. Seine Bedeutung liegt in der Uebertragung der Odyssee und den lyrischen Gedichten, welche ruhige Heiterkeit und stilles Glück des Herzens oder die Sehnsucht nach solchem athmen; die Episteln und Sermonen, die zu dem Besten gehören, offenbaren viel Ernst des Gedankens und Innigkeit des Gefühls, wodurch sie an englische Muster erinnern. Pindemonte wird von der italienischen Kritik mit Petrarca verglichen in der Süßigkeit und melancholischen Harmonie seiner Verse, welche die Wechselfälle der Zeit und des Lebens und die Fehler und Gebrechen der Menschen beklagen. Ein einschmeichelnder und pathetischer Zug giebt ihnen ganz besonderes

Colorit, und weitaus einfacher und natürlicher als die von Monti, greifen sie aus den Geschicken der Neuzeit und dem Leben der Natur. **Pindemonte** ist eine still zurückgezogene Seele, die stets ländliche Einsamkeit und Ruhe bevorzugt, und so ist auch seine Poesie, der immer mehr Harmonie und Natürlichkeit als Kraft eignet.

## Ugo Foscolo
(1778—1827).

Auf Zante geboren, mit einem starken Erbtheil des griechischen Geistes seiner verehrten und geliebten Mutter ausgestattet, glühenden Temperamentes, in der Bildung vernachlässigt, zuerst in willenlosem Strudel den augenblicklichen Eindrücken hingegeben, bis Cesarotti ihm ein höheres Streben giebt, bleibt Ugo Foscolo immer zwischen den verschiedensten Gefühlen und Strebungen gespalten und führt ein höchst unruhiges und bewegtes Leben; auch nach Napoleons Fall von der Regierung nicht gelitten, weil er in seiner Weise die Unabhängigkeit Italiens will und dafür selbst unter die Waffen tritt, lebt er freiwillig verbannt die letzten zehn Jahre in England und stirbt nahe bei London. Ein unbeständiger, heftiger, nie ruhender, extravaganter Kopf mit cynisch beißender Ader ist er der edelsten Begeisterung ebenso fähig und zugänglich wie der gemeinen Leidenschaft. Zuerst ist er der Revolution und den französischen Einflüssen leidenschaftlich ergeben, wendet sich hernach von ihnen ab und wird seiner Freimüthigkeit halber von Napoleon aus Italien verbannt. — Seine Hauptschrift in Bezug auf die weit greifende Wirkung sind die „Ultime lettere di Jacopo Ortis“ 1802, mehrfach ins Deutsche und die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Manier und Form sind die des „Werther“. Die Briefe ruhen zugleich auf der Trauer um das getäuschte Vaterland und auf dem individuellen Schmerzgefühl des hoffnungslosen Liebens; das verleiht dem Ausdruck eindringliche und zündende Wärme; sie sind ein innerstes Herzensbekenntniß und geben vollständig den Autor selbst. Wenn sie einerseits die Erbitterung gegen die menschliche Gesellschaft und den Ueberdruß am Leben athmen, so begeistern sie anderseits zum Haß gegen jede Unterjochung und zur innigen Vaterlandsliebe. Der Styl ist voller Kraft, Biegsamkeit und Glanz, aber zerhackt, ungleich, springend, heftig unterbrochen und oft

hart. Bedeutsam sind seine hier und anderwärts geäußerten Anschauungen über die Schicksale Italiens, dessen Leiden durch die fremde Gewaltherrschaft er 1801 in der Consulta der italienischen Republik mit der berühmten, 1829 gedruckten, in pompös rhetorischem Styl gehaltenen „Orazione a Bonaparte pel congresso di Lione“ ebenso muthvoll als eindringend und trübe schildert und die Hülfe des Mächtigen anruft. In den Briefen schon zeigt sich Foscolos Talent als das, was es immer geblieben, vielseitig, leicht auffassend und leicht erregt, nie zum Gleichgewicht der Kräfte gelangend, nach Größerem strebend, als es wirklich bietet. Sein wesentlichstes Werk außer ihnen sind „Gli sepolcri“ 1808, die Frucht seiner eingebornen Phantasie und Erfindung und seines melancholischen Charakters, dem entsprechend er bei den Grabmonumenten Erhebung sucht; Gang und Färbung sind ganz originell, das Sujet weit und ergreifend durchgeführt, durch reiche und kühne Sprachweise voll prächtiger Bilder und erhabener Sentenzen gehoben; aber im Grunde liegt wieder nur das Nichts der menschlichen Dinge. — Er hat auch Trauerspiele gedichtet. Seine Prosa spricht sich namentlich über Beredsamkeit und Politik aus. Die Uebersetzung des Sterne gilt nach Styl und Treue des Geistes als ein Meisterwerk. Als Dichter weiß er wie kein zweiter die griechische Grazie und Eleganz, man möchte sagen den Duft der alten Classiker wiederzugeben.

Ugo Foscolo ist „vulcanisch-genial“, Alfieri gleich getrieben von der Leidenschaft, Großes wenigstens zu dichten und zu sagen, und der nationalen That, die zu vollbringen nicht die Zeit war, den Boden zu bereiten, indem er das italienische Volk sein Elend fühlen und begreifen lehrt. — Ihr Ziel haben sie erreicht.

Aus den übrigen Nationalliteraturen ragt außer dem Spanier Arriaza, der als zeitgeschichtliche Erscheinung Gewicht hat, nur der Holländer Bilderdijk in die allgemeine herüber.

## Willem Bilderdijk

(1756—1831)

gilt bei den Niederländern als ihr ausgezeichnetester neuerer Dichter, von dem aber bis jetzt nur erst Weniges ins Ausland gedrungen ist. Sein Talent geht auf alle Richtungen der Poesie, ist aber am wenig-

sten fürs dramatische Feld angethan. Im didaktisch-beschreibenden Fach geht er zum Theil nach Pope und Delille, zum Theil selbstständig, und „De Ziektender geleerden" 1807 gilt als ein Meisterstück. Die reine Lyrik athmet in ihren schönsten Producten reine Vaterlandsliebe. Die spätere epische Dichtung „De ondergang der eerste wereld" 1820 wird als eines der herrlichsten Werke der niederländischen Literatur bezeichnet und hat vielen Nachahmungen gerufen. Sprachwissenschaftliche Arbeiten sowie Erläuterungen der älteren niederländischen Literaturdenkmale nehmen eine gewichtige Stellung ein. Als Geschichtschreiber ist er aristokratischer Färbung, überhaupt dem statthalterlichen Haus unbedingt zugethan, weßhalb er beim Einfall der Franzosen auswandert. Auch für die Rechtswissenschaft ist er thätig. Die Grundzüge in der Poesie dieses an dem Studium der älteren vaterländischen und der besten ausländischen Dichter gebildeten, übrigens bahnbrechenden und an keine überkommene Autorität sich bindenden Geistes sind: Frühe und große technische Meisterschaft, correcte Zeichnung, unbedingte Selbstständigkeit in Geist und Sprachhandhabung, Kühnheit der Phantasie, Reichthum der Gedanken, Neuheit an überraschenden Bildern, Wohllaut der Sprache.

---

**Die geringeren lyrischen und epischen Dichter.** Joh. Friedrich Kind verfaßt Erzählungen und Gedichte. Gemüthlich und gefällig, durchaus naiv und einfach, oft ergötzlich, entwickelt er viel natürliches Gefühl für das Familiäre und Trauliche; einzelne Gedichte stehen höher. Die Darstellung ist malerisch, der Vers fließend, der Reim leicht und rein, Vieles von ihm sinnig. Das „Nachtlager von Granada" und „Der Freischütz" haben als Operntexte großen Erfolg gehabt. In „Vandycks Landleben" führt er lebende Bilder auf der Scene ein. — J. G. Seume, der sonderbare, urkräftige, für Freiheit und Vaterland begeisterte Charakter, ist durch merkwürdige Schicksale und große Fußreisen mindestens ebenso bekannt wie als Schriftsteller. Seine „Gedichte" erscheinen 1801, der „Spaziergang nach Syrakus" 1802, „Mein Sommer im Jahre 1805" (Reise nach Rußland, Finnland und Schweden) 1806. Als Mensch höchst achtbar, durch große und zum Theil bittere Lebenserfahrungen, den Stolz der Unabhängigkeit und des Entbehrens ausgezeichnet, ist er als Schriftsteller nur mittelmäßig. Er hat eine kräftige und ungezügelte Phantasie, aber keine künstlerische Klarheit und

Besonnenheit; Form und Sprache sind mangelhaft. Die Individualität zieht an, aber wesentliche Aufschlüsse oder neue Beobachtungen geben seine Reiseschriften nicht. Die Natur gilt dem kernigen Manne der Erfahrung nur, was sie den physischen und moralischen Zuständen des Menschen bietet. — Friedrich Rochlitz, feiner musikalischer Kritiker, Gründer und 1798—1818 auch Redacteur der „Allgemeinen musikalischen Zeitung", ist weiteren Kreisen namentlich durch seine Erzählungen bekannt geworden, die glückliches Talent verrathen und vielen Beifall fanden. — Des Predigers und religiösen Schriftstellers Fr. Ad. Krummacher „Parabeln" 1805 sind in der deutschen Literatur classisch. Mit seinem lebhaften Natursinn und dem geweckten Verständniß für die Natursprache, der er ebenso eifrig lauscht, wie er anderseits dem Entwicklungsgange des Menschengeistes nachspürt, findet er überall Gleichnisse und parabolische Beziehungen. In seinem Wesen liegt etwas durchaus Idyllisch-Patriarchalisches, und sein Ausdruck ist von kindlicher Einfachheit, der biblischen Sprache nachgebildet. — Siegfried August Mahlmann ist ein seiner Zeit mit vielem Beifall gelesener Dichter und Erzähler im lyrisch-elegischen Feld einer-, in der Burleske und Parodie anderseits. Mehrere seiner Lieder eignen sich durch den Tonfall und die Haltung besonders zur Composition und sind darum auch von bedeutenden Componisten in Musik gesetzt worden. Der Ton ist meistens der einer weichen Wehmuth, übrigens nicht verschwommen, sondern klar und von ruhiger Erhebung begleitet. — Christian Jakob Salice-Contessa zeigt als Dichter und Novellist reine Sprache als Ausfluß eines ebenfalls reinen Gemüthes und warm für alles Gute und Schöne schlagenden Herzens; das Talent ist nicht groß. — Der geistreiche und gründlich gebildete schwedische Diplomat Karl Gustav v. Brinkmann, Freund Schleiermachers und der Madame de Staël, ganz der blühenden Bildungszeit und Generation von Jena und Halle angehörend, ist auch als Dichter namhaft. — Eine eigene Erscheinung ist der humoristische und politische Schriftsteller Friedrich Gottlob Wetzel (1780—1819), der den Blick wesentlich auf seine Zeit wirft, als Volksliederdichter und Redacteur des „Fränkischen Merkur" auftritt, den er zu politischer Wichtigkeit erhebt, und sich mit glücklicher Originalität auch im Drama versucht. Gemüthlich und geistvoll, eine reine poetische Natur, immer mit beschränkter Lage kämpfend und nie auf den rechten Schauplatz seiner Thätigkeit gelangt, aber immer frei und

heiter, giebt er sein Wesen in originellen und kräftigen Gedichten kund („Königslieder" 1815, „Schriftproben" 1814—15). — Johann Daniel Falk, seiner Zeit namentlich als satyrischer Schriftsteller zu Namen gekommen, verdient übrigens bleibenderen Nachruf durch sein menschenfreundliches und wohlthätiges Wirken, welches z. B. 1813 mittelst der „Gesellschaft der Freunde in der Noth" verlassenen und verwilderten Kindern zur Erlernung nützlicher Gewerbe zu verhelfen bemüht war. Treffender Witz zeichnet ihn aus; in ernsten Dingen strebt er in die Tiefe, doch hält sein Talent nicht aus. 1797—1803 giebt er das „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" heraus. — Der Epigrammendichter J. Christ. Friedrich Hauf, mit einer reichen Ader von Witz und vielem improvisatorischen Talent ausgestattet, hat sich in dieser kleineren poetischen Spielgattung, die wieder entschieden mehr dem Charakter der kritisch-satyrischen zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als dem schwerer und ernster vorschreitenden neunzehnten angehört, einen Ruf gemacht; neben den Epigrammen und epigrammatischen Spielen und der epigrammatischen Anthologie stehen insbesondere noch die zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase, Alles von 1800—1809. — Aehnlich Friedrich Christ. v. Weißer mit seinen Sinngedichten, satyrischen Blättern und Märchen. —

Von **Frauen** ist vor allen zu nennen die unglückliche Dichterin Louise Brachmann, die jung schon mit ihren lyrischen Gedichten herausgetreten und sehr productiv ist. Sie zeigt reines Gefühl, lebhafte Einbildung, correkte Versification, ohne jedoch irgendwie tief oder originell zu sein. Noch weniger hat trotz anmuthiger Unterhaltungsgabe und viel Gefühl ihre nachfolgende Thätigkeit in der Novellenschriftstellerei Bedeutung. Es ist eben ganz gewöhnliche Taschenbuchliteratur. Durch Schiller hervorgezogen, scheint sie der reinen und glänzenden Sprache des großen Dichters nachgeeifert zu haben. Wohl ihr bestes Lied ist die viel berufene Ballade „Columbus". — Amalie v. Helvig, durch sorgfältige Erziehung, große Reisen und den Umgang mit den deutschen Dichterfürsten reich gebildet, bekundet im Episch-Lyrischen ein entschiedenes Talent.

Die **Franzosen** stellen in Boisard (1743—1831) ihren letzten nennenswerthen Fabeldichter auf, dessen spätere Fabeln 1803 und

1806 erschienen und sogleich verschollen sind, mit ein **Beweis**, **daß** die Gattung überhaupt uns nicht mehr mundet. **Boisard soll sich am** unabhängigsten halten von Lafontaine und **doch die größte Aehnlichkeit** mit ihm haben in der reinen Einfachheit der Erzählung.

**Engländer:** Croker's in jenen Tagen berühmtes Zeitgedicht „Talavera" ist von 1809. — **William Lisle Bowles**, ruhigen Geistes und mittlerer Stimmung, ist als lyrischer Dichter ebenso bekannt geworden durch die Spöttereien Byrons auf das trotzdem als das beste anerkannte seiner Gedichte (The spirit of discovery by Sea 1805) wie als Kritiker durch den allerdings für jene Zeit noch gewagten Versuch, bei Herausgabe der Werke Pope's dessen Ansehen als Dichter anzufechten.

Henrik Tollens ist der mit großem Beifall aufgenommene Lieblingsdichter der **Holländer** geworden, namentlich durch seine Kriegs- und Volkslieder. Reine und elegante Sprache, voller Wohllaut und Würde, zuweilen hohe Kraft, viel Wahrheit und Lebenswärme werden an ihm gerühmt.

Ein bedeutsames literarisches Product aus der Zeit der französischen Kriege liefert der **Spanier** Don Juan de Arriaza. Unbedingter Anhänger des Absolutismus und erbitterter Feind der Afrancesados, kämpft er in den „Poesias patrioticas" für die nationale Unabhängigkeit und in den politischen Flugschriften für sein System. Die gewaltige Stimme dieses ächt mittelalterlich spanischen Hidalgo fachte die patriotische Leidenschaft des wilden Volkes zu verzehrender Gluth an. Hierin hat er Gewalt, das Uebrige ist Schaum und feudalistische Declamation. Der äußere Firniß der Sprache und Diction, der ihm durchweg zugeschrieben wird, ersetzt nicht die schweren Mängel der Gedanken- und Gefühlsrichtung.

---

Auf dem Boden des **Epos** tritt als seltsame Erscheinung auf Johann Ignaz Maria Freiherr v. Sonnenberg (1779—1805), von Klopstocks Vorbild angetrieben. Eine riesenhafte, aber ganz ungezügelte Phantasie, die alle seine anderen Geisteskräfte mitreißt und überwuchert, treibt ihn in den Wahnsinn und zu frühem Ende. Sein Epos „Donatoa oder das Weltende" spiegelt alle Fehler seines Geistes

und Talentes ab; es ist regellos und gigantisch umrissen, von ganz unnatürlich schwülstiger Diction; doch an einzelnen Stellen lassen sich tiefe Innigkeit des Gemüthes, Kraft und Hoheit nicht verkennen.

Wir schließen unseren literaturgeschichtlichen Abriß ab mit derjenigen Schriftstellerei, die sich lehrend und unterhaltend an die zu erziehenden Geister der jüngeren und älteren Generation wendet, den Volks- und Jugendschriften.

---

**Jugend- und Volksschriftsteller.** Der berühmte Kinderschriftsteller und Erzieher Joachim Heinrich Campe (1746—1818), dessen ganzes Wirken den Stempel der rationellen Zeit des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts trägt, setzt neben verdienstlichen lexikographischen Arbeiten übers Deutsche seine Kinderschriften fort, welche einen wesentlichen Theil der Jugendlectüre ausmachen und ungeheuer verbreitet sind. Von unglaublichem Anklang ist sein „Robinson der Jüngere", zuerst 1806—09. Sein Wirken für die Reinigung der deutschen Sprache hat den Anstrich des Sonderbaren; er edirt mit Bernd 1807—11 das „Wörterbuch der deutschen Sprache". Gemeingeist und patriotische Zwecke beseelen ihn. Ein ruhiger Denker, der rein und fließend schreibt, höchst einfach, immer verständlich und leicht lehrhaft, durchweg moralisirend, im Rührenden Meister, ist er für die Jugend und das Volk angethan. — Ganz gleich wirkt und schreibt im Sinne realistischer Aufklärung und philanthropischer Bildung der Erzieher C. G. Salzmann. — Auf dem Boden der erdichteten Erzählung ist der Verfasser der „Ostereier", Christoph v. Schmid, bahnbrechend. — 1801—05 schreibt Karl Friedrich Becker seine bald ungeheuer verbreitete „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer", die ihren großen Ruf der Angemessenheit in der Haltung, dem Reize der Schilderung und der Lebendigkeit der Darstellung verdankt, wodurch sie ein glückliches primitives Gepräge annimmt. — F. P. Wilmsen's, des Predigers und tüchtigen Lehrers, „Deutscher Kinderfreund" 1802 wird ungeheuer verbreitet, 1852 erscheint die zweihundertste Ausgabe. Wilmsen widmet einem geistvolleren, klareren und anregenderen Unterricht im Elementar- und Volksschulwesen große Thätigkeit und wirkt frei aus sich nach den Anregungen der philanthropischen Schule. — Wilhelm Gottlob Beckers, des Kunst- und Münzkenners, leichte und anmuthige Erzählungen und

Gedichte, als „Erholungen" bezeichnet, sind für die große Leserwelt, für die sein „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" 1794—1814, das die besten aus ihnen enthält, ein gewisses Verdienst hat.

Der erste Volksschriftsteller der Zeit ist **Johann Heinrich Daniel Zschokke** aus Magdeburg (1771—1848), der vollständig zum Schweizer (Aargauer) geworden ist. Zschokke entwickelte große und segensreiche politische Wirksamkeit; als Schriftsteller trat er mit Novellen und Erzählungen, dramatischen Arbeiten und historischen Schriften auf, auch verfaßte er, zuerst anonym seit 1806, das merkwürdige, viel berufene und weit verbreitete Erbauungswerk „Stunden der Andacht", das 1809—16 als Wochenschrift in acht Jahrgängen erschien und bis 1853 dreißig Auflagen erlebte. Zschokke ist nach all seinem Wesen ganz eigentlich schweizerischer Volksschriftsteller. Sein trefflichstes Volksbuch ist wohl „Das Goldmacherdorf", unendlich viel gelesen und stark an Pestalozzis Manier erinnernd. Wer das schweizerische Bergvolk beobachtet hat, wird die Gestalt, unter welcher Zschokke es auffaßt und hinstellt, als die durchaus richtige erkennen; das sind genau die Pulsirungen des Volkslebens und Volksbewußtseins. Nehmen wir nur zwei wesentlichst beachtenswerthe Beispiele aus den „Schweizerischen Bildern und Erzählungen", die beiden Novellen „Addrich im Moos" und „Der Freihof von Aarau", die eine wie die andere unter den wahrsten und gesundesten hervorragend, als geschichtliche Zeitbilder von Werth, die zweite jedoch trotz kräftiger Partien von etwas schwächerem Eindruck. Versetzen wir uns um einige Jahrhunderte zurück, und wir haben dort genau das Landvolk im Aufruhr gegen die städtischen Obrigkeiten, hier die Schweizer des alten Zürichkrieges, und Vieles ist so universell, daß es noch auf die heutigen Bauern paßt. Beide legen schlagend und übereinstimmend die Elemente seiner Schreibweise dar, welche überall den aus dem Volke herausgewachsenen Schweizer zeigt. Macht der Schilderung und Kühnheit der Fassung geht ihm meist ab; die Phantasie ist keineswegs glänzend, die Erzählung zuweilen selbst trocken, aber dafür die Schilderung sicher, bestimmt, überall sich gleich und treu, an stätigem Interesse gewinnend. Was von Wundergläubigem mitspielt: Wahrsager, als welche jederzeit die umherwandernden Zigeunerweiber gelten, Einwirkung von Geistern, ist wohl aus dem Volksglauben aufgenommen, steht mit den religiösen Ueberzeugungen dieser Gesellschaftsschichten im engsten Verband und trägt

in den Realismus des Alltagslebens wenigstens einen idealen Anklang; gern macht sichs zumal geltend in den schweren Zeiten, da ein ganzes Volk bangend um neue Zustände ringt. Abdrich ist eine von den knorrigen, in geschlossenster Eigenthümlichkeit in sich ruhenden Naturen, die halb räthselhaft eine reiche und fast unerklärbar eigne Geisteswelt in sich tragen, ein seltenes, aber wieder nur in Volksmitte mögliches Gewächs; hier gewinnt die Gestalt durch ihr dunkles Verhängniß. Aehnlich entwickelt der „Freihof" in der Person des Lollharden eine eigne Lebensseite. — Alles was Zschokke anstrebt geht ohne Unterlaß auf die Bedürfnisse und Fortschritte der Zeit aus, in der er so sehr lebt, daß er die Vergangenheit nur schwer zu verstehen und zu würdigen weiß. Er schreibt natürlich und angemessen, mit viel Licht und Wärme. Zschokke ist immer in sich klar und bestimmt, mehr verständig durchs Leben als durch Bücher gebildet, ein gesunder Geist, der dem Volk auch gesunde Nahrung bietet, ferner ein beweglicher Geist, der Alles auffaßt und das Leben des Volkes sicher kennt. Verstände er in kühneren Strichen zu malen, die charakteristischen und erschütternden Scenen mit größerer Kraft aus ihren inneren Lebenspunkten herausspringen zu machen, statt Einzelheiten tastend zusammenzutragen und die Wucht der Dinge nur in Stücken auszulegen, es läge in seinen Gestaltungen aus dem Schweizerleben Stoff und Bewegung genug, um Bilder vom bleibendsten Eindruck zu schaffen. — Seine historischen Schriften wie sein politisches Wirken zeichnet unbedingter Freimuth, dessen gewissenhafte Strenge und kritische Schärfe ein schlagendes und meist richtig zutreffendes Urtheil darlegt; jene heben angenehme und anziehende Darstellung und klare Anordnung, die diesem ruhig praktischen und richtigen Verstand in Allem eigen ist.

---

Wir verlassen eine eiserne Zeit der Concentration, um überzutreten in eine papierne der Zerfahrenheit; der Mißbrauch der Gewalt weicht demjenigen des Truges, und an die Stelle des Schwertes tritt das Wort à la Talleyrand.

# Register.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

# Grundsteine
einer
# Allgemeinen Culturgeschichte
der
# Neuesten Zeit.

Von

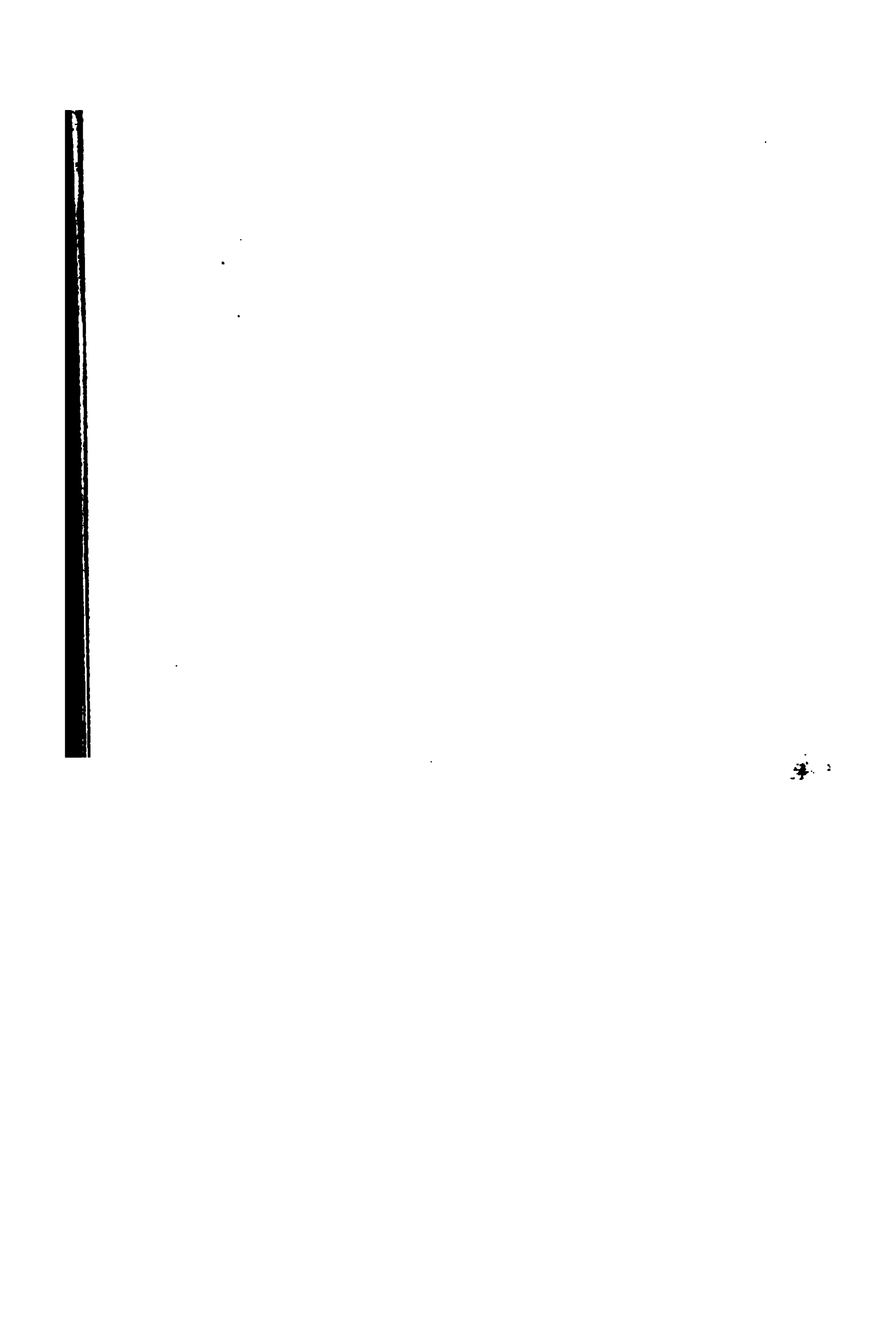
J. J. Honegger.

Zweiter Band:

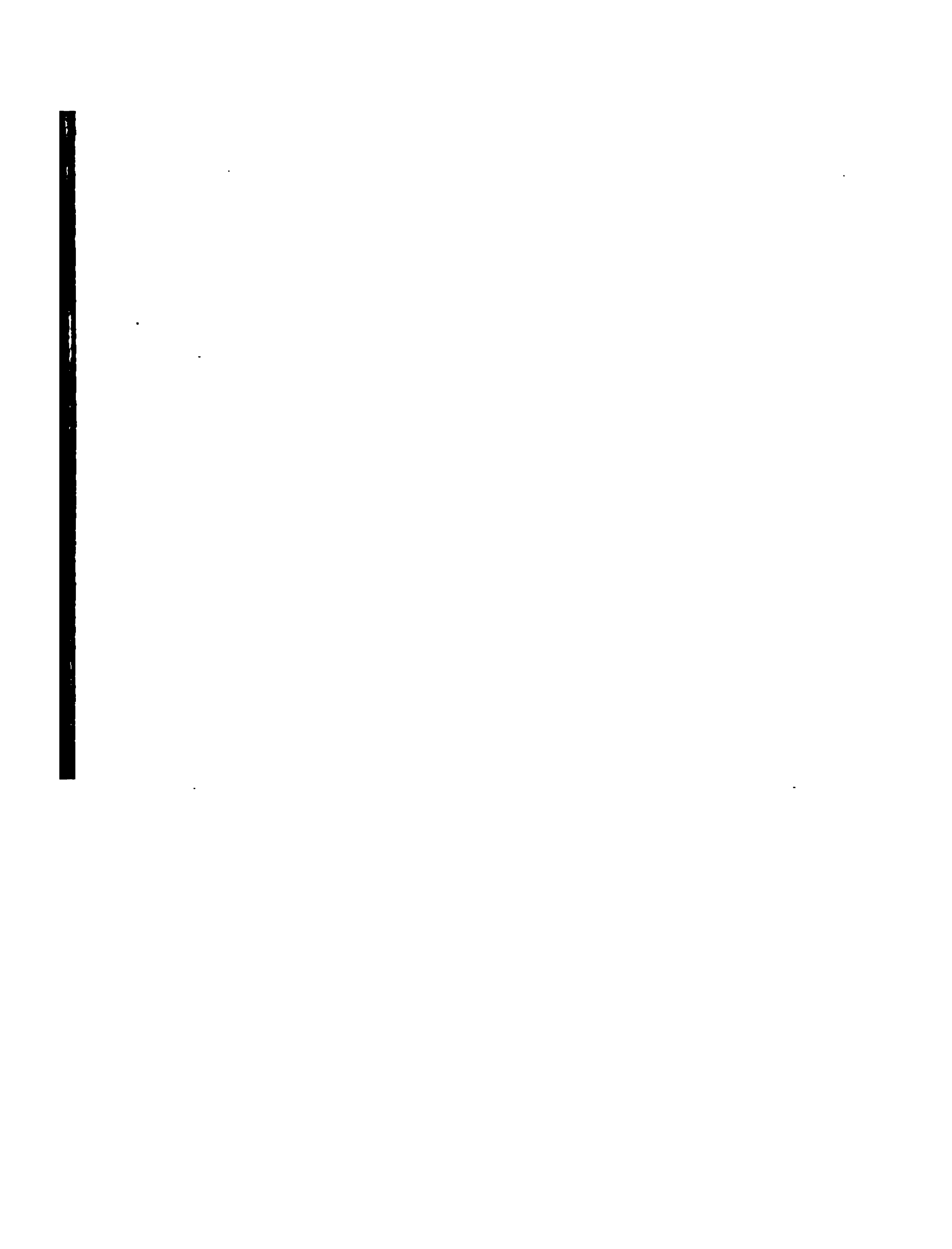
## Die Zeit der Restauration.




Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1869



# Culturgeschichte der Neuesten Zeit.



# Grundsteine

einer

# Allgemeinen Culturgeschichte

der

# Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Zweiter Band:

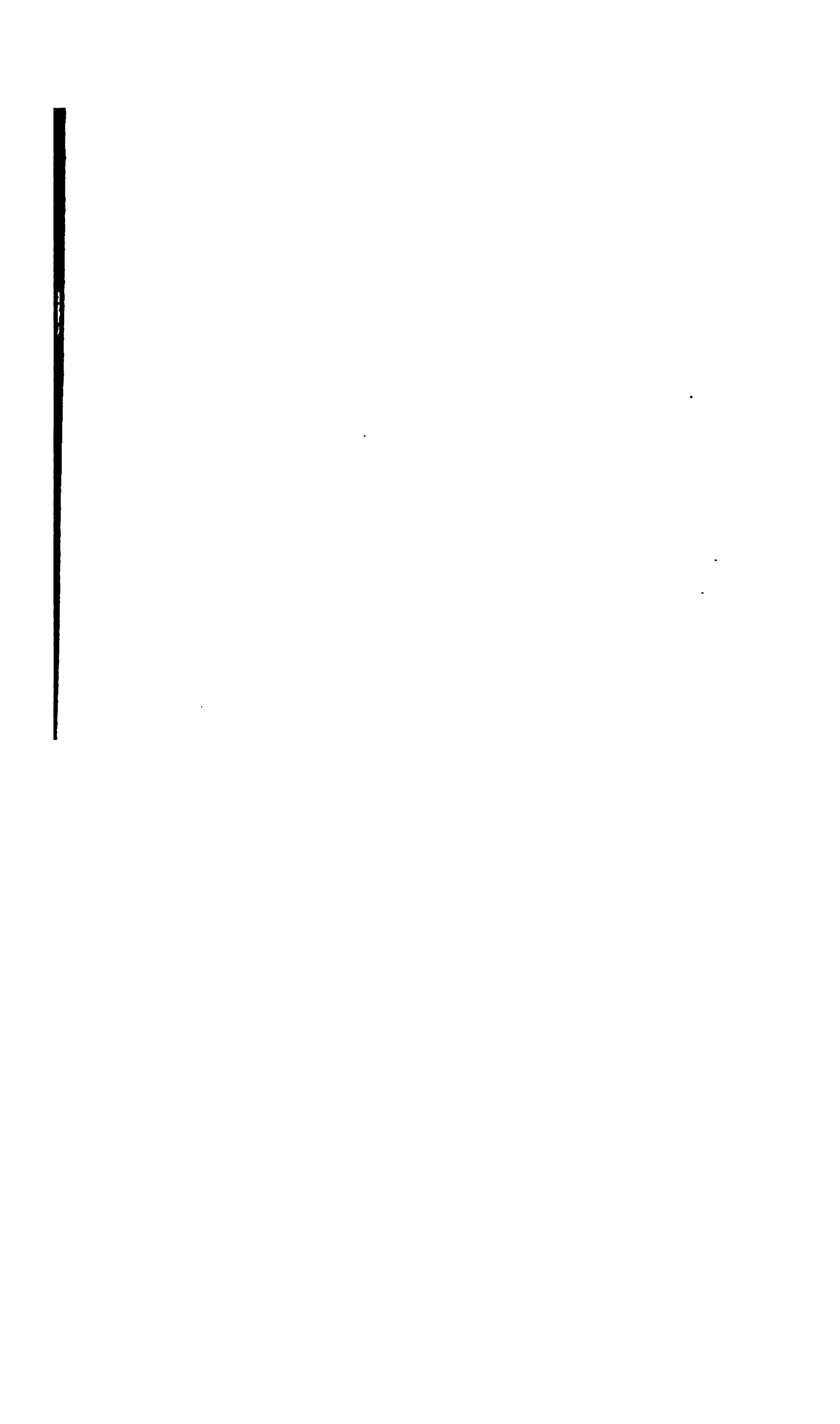
## Die Zeit der Restauration.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1869



# Inhaltsverzeichniß.

## Erste Abtheilung:
## Die Restauration in ihrem politischen Schwanken.

Fünfter Abschnitt.



Sechster Abschnitt.



Siebenter Abschnitt.



Achter Abschnitt.



Neunter Abschnitt.

## Zweite Abtheilung:

# Die Restauration auf ihrer reactionären Höhe.

### Erster Abschnitt.



### Zweiter Abschnitt.



### Dritter Abschnitt.

Erste Abtheilung:

# Die Restauration in ihrem politischen Schwanken.

## Erster Abschnitt.

# Geist der Zeit.

---

Die Zeit ist arm und dürr. — Gleich nach 1814 bildete sich eine doppelte Literatur und Kunst aus: die eine aristokratisch, als Treibhauspflanze emporgetrieben, aber an die damals berühmtesten Namen knüpfend, an die Freunde des Alten unter allen Formen verkauft, von den Völkern mit Mißtrauen angesehen oder unbeachtet gelassen. Ihr gehören an: Schelling mit seinem späteren System oder den Systemen, an denen zwar nichts Systematisches mehr ist: die Theologie oder Theosophie hat ihn zu Grunde gerichtet; Görres und Creuzer mit ihren Mysterien, der Mystik und der indisch-ägyptischen Symbolik; halb Schleiermacher, an dessen schwankenden und halb poetischen Phrasen sich die alte Richtung nicht halten konnte und die ihr auch nicht dienen sollten; vorübergehend auch Daub, der nie ein Grübler war und hernach wieder zur scharfen Hegelschen Dialektik überging. Alterthumswissenschaft und Geschichte dieser Zeit wirkten deßgleichen überwiegend reactionär: Savigny und Niebuhr sind beide gleich gründlich gelehrt wie höchst einseitig ausgebildet und hochconservativ. Dagegen stieg eine demokratische Literatur auf, freudig und naturwüchsig vom allgemeinen Geiste der Völker getragen, aber in ihrer Wirkung Schritt um Schritt gehemmt und systematisch um ihr Ansehen gebracht. So war schon Royer-Collards und Guizots sophistisches Preßgesetz vom August 1814 bemaulkorbender Natur.

Was politisch von 1814 ab in Europa geschah, hebt den Kampf zwischen Demokratie und Aristokratie, natürlichem Rechte der Völker und historischem Unrechte der Privilegirten, büreaukratischem Trotz und unsicherer Opposition rasch in der Art an, wie er in zwei Phasen bis 1830 durchgeführt worden ist. Es beginnt, eingeleitet durch das ebenso bezeichnende als kurze Intriguenspiel der würdigsten Vertreter des Truges, Fouché und Talleyrand, eine Zeit, wesentlich verschieden von der des eben gestürzten Militärregimentes; die geschriebene oder gesprochene Phrase dominirt; Parlamentsverhandlungen und Kammerdebatten, Fürstencongresse und Ministerconferenzen, büreaukratische Erlasse und journalistisches Gezänk, der Streit zwischen den Rechtsgrundsätzen und Lehrbüchern der Autokratie und den Parlamentsdebatten des Constitutionalismus füllen die Annalen dieser Jahre; das ist die Blütheperiode der diplomatischen Ränke, die schon mit dem ersten Pariser Frieden beginnt. Das Heilloseste an ihr sind die ganz vom österreichischen Geiste regierten Congresse und Conferenzen. Die alte Adelswirthschaft lebt auf und dominirt bis heut im deutschen Norden, wo das Junkerthum sich und seinen Grundbesitz zu Gunsten seiner verrosteten Ansprüche maulwurfsblind scheint ruiniren zu wollen (Mecklenburg). Kurz, der politische Geist und Gang bleiben inspirirt vom Wiener Congreß und behalten dessen Grundcharakter bei: Menschenverschacherung und Rathlosigkeit selbst in der Knechtung; man sehe die deutschen Bundeszustände! Für die Achtung des Rechtssinnes war es mit Bezug auf die Individuen und die Völker gleich zu Anfang ein schlimmes Zeichen, daß von den wegen hartnäckiger Franzosenfreundschaft schuldig Befundenen nach Gunst die Einen frei ausgingen, aus Ländergelüsten die Anderen bestraft wurden. Die uneigentlich so geheißene Politik der heiligen Allianz ist Nichts weiter als ein System der sehr unheiligen Unterdrückung. Sie wird nicht etwa durch die praktisch nie zu irgendwelcher Wirksamkeit gekommene „heilige Allianz" selbst bestimmt, sondern durch das Bündniß der vier Großmächte vom 20. November 1815, welches die ganze freiheitsfeindliche Congreßpolitik des nächsten Jahrzehnts begründet.

Die erste Restaurationszeit bezeichnet den erst schleichenden, dann gewaltsamen Widerstreit zwischen der selbst in die widerstrebenden Intelligenzen der Fürsten und Minister (als Schreckgespenst auch eines Metternich) eingedrungenen Einsicht von der Nothwendigkeit con-

stitutionell-liberaler Concessionen an die Völker und dem angebornen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Selbstthätigkeit ihrer- und jede Selbstbeschränkung fürstlicherseits. Abweisen aller geistlichen und weltlichen Aristokratien, Niedertreten der Republiken, beides zu Gunsten des Absolutismus: das war die von Oben ausgetheilte Losung. — Sie geht beschleunigt rückwärts, und in diesem Gange gipfelt sich die Reaction gegen das Ende zu; das beweisen am schlagendsten nach den unterdrückten Revolutionen des Südens auch die deutschen Dinge, das die immer tiefer niedergedrückte Presse und die gesammte politische Literatur, die gegen das Ende von dem etwelchen freien Aufschwung der ersten Jahre keine Spur mehr zeigte. Die Reaction mußte sich nach gewonnenem Sieg entschädigen für die Furcht, die sie immer beherrscht und beim Ausbruche der Revolutionen des Südens unbändig befallen hatte, und sie that es. Hatte doch Metternich schon zu Troppau eine Art allgemeinen europäischen Vehmgerichtes gegen alle und jedwede Revolution einzuführen und zu Verona den Deutschen Bund der europäischen Bevormundung zu unterstellen versucht!

Der Amerikaner Alexander Hill Everett hat Recht, wenn er nach Beobachtung des politischen Ganges 1822 in seiner Schrift: „Europe or a general survey of the present situation of the principal powers with conjectures on their future prospects“, der er später ein Pendant über Amerika hat folgen lassen, die europäischen Hauptmächte in einen Kampf der Fürsten mit den Völkern verwickelt erklärt, jener für Erhaltung der Willkürherrschaft, dieser für politische Freiheit. Noch ist freilich seine Muthmaßung nicht Wahrheit geworden, wonach er den Ausgang sich entscheidend denkt für den Sieg der Völker, weil die Civilisation fortschreite; doch sie wird es werden.

Der Kampf drehte sich zunächst um die damals neuen, jetzt schon veralteten Repräsentativ-Verfassungen, von denen die Völker viel zu viel erwarteten, jedenfalls bei Weitem mehr, als sie für die Freiheit gethan haben oder je thun können. Er zeigt über das gesammte Europa hin, zu dem die deutschen Verfassungsgeschichten das lebhafter gefärbte Miniaturbild liefern, die verschiedensten Phasen. Nur den wenigsten ist es so gut geworden wie Norwegen, wo der die Geschichte bildende Widerstreit zwischen dem steif und fest an seinen Rechten hängenden Storthing und der Krone dahin ausgeht, daß diese nicht einmal den Adel halten kann, dessen Erblichkeit 1818 aberkannt wird; das ge-

schieht zur gleichen Zeit, wo das nebenan liegende Dänemark in seinen constitutionellen Wünschen und Strebungen (unter Friedrichs VI. Regiment) gar keine Erfolge gewinnt. So anderwärts je nach Naturcharakter von Volk und Land und Geschichte.

Am Schluß unserer Periode steht die Reaction als Siegerin; erst mußte vom Orient her wieder ein frischerer Luftzug gegen sie heranstürmen; aber er brauchte Jahre, um regenerirend den Westen zu erreichen. Es ist die Gleichartigkeit der Schicksale und Strebungen über den ganzen Erdtheil hin, die im auffallendsten Maße hervortritt; überall dasselbe gährende Schwanken und Ringen bis auf die gewaltsamen Ausbrüche und die ebenso gewaltsamen Rückschläge.

---

Die detaillirte Auslebung und offenbare Bestätigung dessen, was hier als allgemeine Zeitströmung niedergelegt ist, liefert nach einem kurzen Ruck vorwärts die lahm nach Rückwärts hinkende Geschichte der einzelnen Staaten. Trotz der vorübergehenden Demüthigung, die aber bald wieder einem tonangebenden Einfluß auf die europäischen Dinge wich, trotz des Umstandes, daß der bekannte Obercommandeur aller und jeder sophistischen Krebsgangspolitik in Wien saß, ist es immer noch die Geschichte Frankreichs, welche das erste und höchste Interesse auf sich zieht; sie giebt auch der Zeit ihren Namen. Was im Occident neben Oesterreich und Frankreich sich bewegt, ist entweder eine bereitwillige Gefangengebung an den von ihnen ausgehenden Geist oder Ungeist oder eine schwachmüthige Reaction dagegen. Von Osten und vom äußersten Westen her mußten die Windzüge zusammenströmen, die einen neuen Völkertag ankündeten; unsere achtjährige Periode aber, die des Tastens und Schwankens, schließt mit dem stark dunkelnden Abend.

## Zweiter Abschnitt.

# Politische Gänge.

**Die Restauration in Frankreich.** Die Zeit beginnt, und das ist natürlich, mit einer absoluten Friedenssucht der müde gehetzten Nation. Den sichersten Maßstab für den herrschenden Geist giebt das nackte materielle Interesse; beim Ausbruch des Krieges der hundert Tage sank die Rente bis auf 53 hinab, alle Nachrichten von dem unglücklichen Kriegsausgang dagegen machten sie steigen: die Schlacht bei Waterloo um 2 Francs, die Abdankung Napoleons um weitere 5, und die Capitulation von Paris brachte sie gar auf 68.

Die Restaurationsperiode zeigt die Nation gespalten durch einen tiefen Riß, in welchen sich zu stürzen kein Curtius da war, und es hätte auch Nichts genützt; der Aufwand mindestens Einer Generation mußte dem Kampfe der beiden unversöhnlichen Principien: Revolution und Reaction geopfert werden. Der Sturz des Kaiserthums hatte die zweie hart an einander geführt, die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart vollends abgebrochen. 1814 ist nach dem Falle des militärischen Usurpators und seines Geschlechtes die Thronbesteigung der Bourbons fast die einzige politische Möglichkeit, sie wird aber gleichwohl nur durch eine von heut auf morgen angesponnene Intrigue betrieben und durchgeführt. Noch anders hat sich's 1830 verhalten; da sind Bestimmung und Einsetzung des Thronfolgers vollends bloßes Intriguenwerk gewesen. Die zwei verhängnißvollsten Grundfehler lagen gleich in der Charte, die Ludwig XVIII. allerdings aufrichtig zu

halten geneigt war, obgleich ihm ihr Vorläufer, das Manifest von St. Ouen, bekanntlich von Alexander in kurz abgebundener Weise hatte abgedrungen werden müssen. Artikel 8 knüpft die Aufrechthaltung der Preßfreiheit an einen willkürlichen Vorbehalt, und Artikel 14 verleiht den Königen das noch gefährlichere Willkürrecht, dessen brutale Ausdeutung und Handhabung dann wirklich das alte Haus gestürzt hat. Ihr zweiter Artikel aber, der die Krone im Namen des französischen Volkes übertrug, paßte schlecht zu den Ansprüchen der „von Gottes Gnaden" wiederkehrenden Königsfamilie. Die neue Regierung war nicht ebenso ungünstig gestellt: wenn keine Partei für sich, so hatte sie im Moment auch keine gegen sich; dazu war sie keiner, die für sie eingestanden wäre, verpflichtet, denn das Häuflein der verbissenen Emigranten, die mit ihr im Auslande Hof gespielt und Kabalen gesponnen und Geld gebettelt hatten, zählt nicht für eine Partei. Es war ihre Schuld, daß die Parteistellung sich rasch in scharfer und feindseliger Art ausbildete. Danach zerfiel das ganze Land in zwei widerstrebende Lager, das neue Frankreich und das alte. Jenes stellten dar die Constitutionellen, die Bonapartisten und die Republikaner, es wird auf circa 98% der Gesammtbevölkerung geschätzt; am mächtigsten und zahlreichsten ist die constitutionelle Partei mit ihrem erstarkten Bürgerthum. Die Hof-, Adels- und Kirchenpartei bildeten zusammen das alte Frankreich, wenig zahlreich, aber äußerst rührig, ihre Losung der Royalismus mit verschiedenen Hintergedanken und Selbstzwecken. Zwischen beiden Lagern steht der schwache König mit Versöhnungsgedanken, apathisch-gutmüthig, schöngeistig und doppelzüngig, wie er trefflich charakterisirt wird, ohne Kraft des Willens und der Einsicht, doch der Charte zugethan; darum tritt gleich von Anfang an die merkwürdige Wendung auf: die königliche Partei pur-sang (pavillon Marsan) ist gegen den König und seine Charte, um die sich der Liberalismus schaart. Allerdings war die neue Regierung mit den Fremden zurückgekommen, und dieses Verhängniß rechnete man ihr ungerechter Weise zum Vorwurf an; aber sie wurde vom allgemeinen Wunsche nach Frieden und Freiheit gehalten. Doch sie schien sich zur Aufgabe gestellt zu haben, alle Schranken zwischen Volk und Königthum wieder aufzurichten und der Masse der Regierten wie der Revolution den Krieg zu erklären, und in der That gelang es ihr bald, zu bewirken, daß sie das ganze Volk gegen sich hatte.

Die Armee wird vom ersten Augenblick an völlig entfremdet. Ein früh erlassenes Preßgesetz, von dem Schlosser gut und kräftig sagt: „Aus Royer-Collards und seines Schülers Guizot sophistischer Fabrik ging, was Jedermann empörte, im Anfang des August 1814 ein Gesetz hervor, welches die Preßfreiheit auf empörende Weise beschränkte", bedeutet eigentlich so viel als Aufhebung dieser Freiheit und besagt förmlich ihre Suspension; dasjenige über die Rückgabe der nicht verkauften Nationalgüter verstößt am härtesten durch die den Grundsätzen der Revolution ins Gesicht schlagende Motivirung, schwächt den Glauben an die Sicherheit der Rechtszustände und beunruhigt die wichtige Classe der Nationalgut-Käufer. Schon in den ersten Tagen des Februar von 1815 hatte die Erbitterung alle Classen des Volkes ergriffen; befriedigt waren auch nicht einmal die alten Royalisten, welche viel mehr verlangten, als die schwachsinnig lavirende Regierung ihnen zugestand. Nicht Eine Meinung, nicht Ein Interesse war oder fühlte sich wenigstens unverletzt. Die zweite Restauration wirft ihre Schande auf Davoust. Beide Kammern zeigen sich gleich charakterlos. Armee und Volk weichen zürnend geheimen und verrätherischen Machinationen. Dem ganz ohne Stütze und Partei stehenden Könige wird von Wellington Fouché als Nothwendigkeit zum Minister aufgedrängt; aber nach der ersten Organisation und der Festsetzung der neuen Kammer fällt das schiefbeinige Ministerium Fouché-Talleyrand, und mit demjenigen von Richelieu ist die royalistische Reaction erklärt: Metzeleien in Marseille, Mord von Brune, Processe von Labédoyère, Lavalette und Ney, Erschießung Murats. Der „weiße Terrorismus" dieser ersten Zeit erweist sich nicht im Geringsten besser oder weniger schrecklich als der „rothe" der Revolutionszeit. Die provisorische Wahlordnung gebiert die berüchtigte Chambre introuvable, deren wüthendes Rache- und Schreckenssystem alle Grundsteine der Verfassung angreift, alle freien Artikel entweder fälscht oder umstürzt: es ist die erste Gipfelung der Reaction. Die Sitzung von 1815/16 bringt: Suspension der persönlichen Freiheit; Prevotalgerichtshöfe; lange Discussionen über ein vorgelegtes Wahlgesetz, dessen ministerieller Zweck ist, den Functionären des Staates entscheidenden Einfluß auf die Wahlen zu verschaffen; Reconstitution des Vermögens und der Macht der Geistlichen. In mehreren dieser Verhandlungen fängt eine bedeutende Kammeropposition gegen das

Ministerium an sich herauszubilden. Gleichzeitig sind die Ereignisse von Grenoble: Paul Didiers Versuch, eine Erhebung zu Gunsten des Herzogs von Orleans zu organisiren, sowie die daran knüpfenden Processe und Executionen. Das moralische Gemälde Frankreichs in den ersten Monaten von 1816 ist trostlos; es zeigt das von oben herab im weitesten Maßstab organisirte und von den Angestellten des Staates mit leidenschaftlicher Hast betriebene System der willkürlichen Verhaftung aller Verdächtigen, der massenhaften Processe und Verurtheilungen, der Verweisungen aus dem Heimatsorte, der Absetzung und „Reinigung“ aller Beamtenkreise, der Hausdurchsuchungen und Polizeistrafen, der Verfolgung der Patrioten, der Verurtheilung einer bedeutenden Anzahl von Officieren aus der Napoleonischen Zeit, daher die gährendste Unzufriedenheit namentlich in der Armee. Der Minister Décazes, der Begünstigte des Königs, bildet das Project, die verhaßte und zugleich ministerfeindliche Kammer aufzulösen, beredet dazu mit Mühe die schwankenden Köpfe Richelieu und Lainé, dringt aber trotz der exaltirten Royalisten durch: Die überraschende und berühmte Ordonnanz vom 5. September 1816 wird mit Jubel aufgenommen, und das Ministerium selber betritt den Weg des juste-milieu; es entsteht Mäßigung in der Regierung, aber desto heftigere Erbitterung und Agitation der Ultras. Von hohem Interesse ist von da an ihr Manövriren. Adolf Schmidt hat uns die erstaunliche Umkehr der Waffen, die Verdrehung des Standpunktes, die namenlose Heuchelei und Intrigue der wieder emporringenden Partei unter dem Titel „Die acht Wunder ihrer Taktik“ in folgenden Stadien dargelegt: 1) gegen Ende von 1815 die Schrift des Herrn von Vitrolles „Vom Ministerium in der Repräsentativverfassung“, welche die äußerste parlamentarische Forderung stellt, nämlich unbedingt maßgebenden Einfluß der Kammermajorität auf Gestaltung und Haltung des Ministeriums; 2) der Sturm gegen die Ordonnanz vom 5. September — förmliche Bestreitung des königlichen Rechtes der Kammerauflösung; 3) die ebenfalls förmlich gegen Willen und Weisung des Königs gerichtete Austheilung der Losung: Wiederwahl der aufgelösten Kammer; 4) die Agitationen für ein möglichst freies und weites Wahlgesetz zu Gunsten des „Volkes und der kleinen Leute“; 5) das Geschrei für Freiheit der Presse und Aufhebung der Censur; 6) der schmähliche Appell an die fremden Mächte; 7) die von den Royalisten geschürte und durch-

gesetzte Wahl Grégoires in die Kammer; 8) die zum Sturze des königlich-gemäßigten Ministeriums gebrauchte Adresse in der Form eines ausgesprochenen Mißtrauensvotums — Alles Maßnahmen, die direct gegen die versteckten Ziele und die hernach unter Karl X., dem derzeit leitenden Intriganten, laut werdenden Kundgebungen laufen. Wie diese Ultras in die Zeit paßten, beweist am deutlichsten folgender Ausspruch von Marcellus, einem der reinsten aus ihnen: „Die Freiheit ist die größte Geißel, von welcher ein Volk getroffen werden kann; die Freiheit ist das Verderben der Völker und eine der gefährlichsten Leidenschaften des menschlichen Herzens". — Die Session von 1816/17 macht Gesetze über die Wahlen und über die Suspension der persönlichen Freiheit, gegenüber den gemachten Eingriffen ein Fortschritt und Lainés Verdienst. Die Lage ist folgende: Mäßigung in den obersten Regierungskreisen, dagegen Verfolgung aller als Revolutionäre oder Bonapartisten Bezeichneten stehende Regel bei der großen Masse von Administrativ- und Gerichtsbeamten aller Grade. Das Jahr bringt die Lyoner Ereignisse: unbedeutende und zum Theil polizeilich geschürte Erhebungen, die in massenhaften Verurtheilungen gedämpft werden; Marmont, nach Lyon beordert, kommt den häßlichsten Anstiftungen durch die Behörden selbst auf die Spur. Die neuen Wahlen bringen eine Anzahl Independenten in die Kammer, deren wichtigste Bestimmung das Militärgesetz ist, vorgeschlagen von Gouvion-Saint-Cyr, die regelmäßige Recrutirung und das Avancement ordnend. Es ist die Zeit des Congresses von Aachen, und Verhandlungen werden gepflogen über Räumung des französischen Bodens von den fremden Truppen. Der Congreß ist Frankreich, insbesondere dem Ministerium Richelieu sehr günstig gestimmt und decretirt außer der Rückziehung der Truppen die Herabsetzung der liquiden Forderung für Kriegsentschädigungen an Private von 1,296,091,000 Francs auf 240,800,000 und daneben noch eine Reduction der rückständigen Kriegscontribution. Richelieu aber verpflichtet sich die Ultramontanen, daher Ministerspaltung, und da jener in der Bildung eines neuen Ministeriums scheitert, wird dieselbe an Décazes übertragen. Barthélemy schlägt in der Pairskammer eine einzuleitende Aenderung des Wahlgesetzes vor, die Deputirtenkammer verwirft sie, dagegen werden 61 neue Pairs geschaffen. Bestimmungen für Freiheit der Presse (de Serres) werden angenommen. Die Missionen (Mont-Valérien) und Missionäre blühen auf, dafür

steigt das Gewicht der liberalen Meinungen, namentlich bei der Jugend; politische Gesellschaften erheben und Projecte bilden sich für Ersetzung Ludwigs XVIII. durch den Prinzen von Oranien. Die Erneuerung des dritten Fünftels der Kammer bringt in dieselbe den Abt Grégoire, der nach langen Discussionen verworfen wird. Décazes, durch die neuen Wahlen erschreckt, will eine Aenderung des Wahlgesetzes vorschlagen, was theilweisen Ministerwechsel und den Austritt der liberaleren herbeiführt. Sein System litt an dem Fehler der Halbheit; er stand mit seiner Fraction von Deputirten und Staatsdienern isolirt zwischen zwei Parteien, deren vereinte Kräfte die seinigen überschritten, beiden kleine Zugeständnisse machend und wieder beide abwechselnd vor den Kopf stoßend und niederhaltend, ein Mann der Umstände und der Augenblickspolitik; 1819 und 20 war sein kleinliches Schaukelsystem, das Flüchten in die halben und zweiseitigen Maßregeln, in voller Ausbildung. Diese falsche Stellung rief seinem Sturze, den der wohl ausgebeutete Mord des Herzogs von Berry (Febr. 1820) beschleunigte. Schicksalslaune aber war es, daß die Zeit dem König von Rom das „Wunderkind" Heinrich V., den Herzog von Bordeaux, substituirte, beide bei ihrem Eintritt in die Welt ekelhaft gefeiert, beide hernach trostlos verschollen. Décazes, innerlich und äußerlich erschüttert, schlägt drei Gesetze vor, die sogenannten Sicherheitsgesetze: über die Wahlen, die Aufhebung der persönlichen Freiheit und derjenigen der Presse; sie entfremden ihm alle liberaleren Richtungen, ohne die Royalisten auszusöhnen. Eine Palastrevolution ersetzt ihn durch Richelieu als Ministerpräsidenten. Jene Gesetze werden nach heftigen Debatten aus den Reihen der Liberalen angenommen, das Wahlgesetz aber noch ungünstiger und zum Vortheil der Höchstbesteuerten gestellt; es weckt in der Kammer die heftigste Opposition, außer derselben beunruhigende Demonstrationen und theilweise Tumulte, geht aber endlich mit kleiner Mehrheit durch; die bezüglichen Reden von Manuel, B. Constant und General Foy sind von hohem Interesse. B. Constant ist der unermüdliche Kämpfer für die Preßfreiheit. M. S. Foy, ein vorzüglicher und fester Charakter, hat nach seinem der Restauration folgenden Rückzug ins bürgerliche Leben als constitutionell-liberaler Kammerdeputirter vorzüglich gewirkt und durch große Rednergabe bedeutenden Einfluß geübt. Gegen die spanische Intervention tritt er mit Feuer auf, und sein Tod 1825 hat zu einer glänzenden Demon-

stration der liberalen Partei geführt, die den Mann mit Recht hoch feierte. — Das Jahr 1820 war stürmisch; der ganze Sommer wird erschüttert durch eine gegen die freiheitsfeindlichen Gesetze gerichtete, in der Hauptstadt bis zur Revolutionsgefahr ansteigende Bewegung. Eine Militärconspiration vom 19. August wird entdeckt und aufgelöst. Die neuen Kammerwahlen bringen zufolge des umgeänderten Wahlmodus meist Ultraroyalisten, und nach vier Jahren heftiger Kämpfe und eitler Versuche tritt die ausgesprochene Contrerevolution in die Kreise der Regierenden ein. Seit Ende 1821 besteht das Ministerium Villèle, das längste der Restaurationszeit: die Herrschaft der Ultras ist entschieden. Dem gegenüber concentrirt und stählt sich auch die Opposition mit Macht; die Carbonari breiten sich auf französischem Boden aus. Es ist die Zeit der Revolutionen in Italien und Spanien; Oesterreichs Einschreiten bedingt den Sieg des monarchischen Princips, was auch die französischen Royalisten zuversichtlicher und heftiger stimmt. Die Kammerverhandlungen führen leidenschaftliche Discussionen herbei und bis auf die Geschichte von 1789 zurück. Das Grundübel der Restauration tritt immer schärfer heraus: die Bourbons haben sich bereits so gestellt, daß sie durch jeden ihrer Acte entweder ihre Partei oder die Masse des Volkes vor den Kopf stoßen. Die Discussionen über den öffentlichen Unterricht klären auf über die Principien und den steigenden Einfluß der Congregation, die sich durch eine Reihe von Jahren hin vollständig des Primärunterrichtes bemeistert hat und nun entgegen den ausdauernden und trefflichen Bemühungen des Universitätspräsidenten Royer-Collard durch Corbières Ordonnanzen auch den höheren zu beherrschen beginnt, mit dem Zwecke, durch langsamen aber constanten geistigen Einfluß alle Institutionen der Revolution zu untergraben. Die bornirte Knechtung der Schule durch die Congregation läßt sich am sprechendsten nachweisen an einem Muster der „guten“ Schulbücher, welche von „wohlgesinnten“ Lehrern behandelt werden mußten; es ist Pater Loriquets berüchtigtes Lehrbuch der Geschichte, das des napoleonischen Kaiserreichs mit keinem Wort erwähnt und den Herrn Europas zum Oberbefehlshaber der Truppen Seiner allerchristlichsten Majestät Ludwigs XVIII. befördert. Als ob mit einer solchen ächt schulmeisterlichen Tölpelei die Weltgeschichte umgekehrt werden könnte! Gegen sie stellen sich die geheimen liberalen Gesellschaften, die „chevaliers de la liberté“ und

Carbonari. So findet sich Frankreich durch eine doppelte Organisation geheimer Gesellschaften aufgewühlt und bewegt. Die Antwort auf die Thronrede spricht einen gleicherweise von den heftigen Royalisten und der Linken ausgehenden Tadel aus, der sich gegen die Schwäche der äußeren Politik auf den Congressen und gegenüber den Ereignissen in Italien richtet und das Ministerium erschüttert; dieses fällt, und fast nur sein Präsident Richelieu rettet die persönliche Achtung. Das neue Ministerium zählt fast lauter Mitglieder der Congregation: Montmorency, Corbière, Villèle ꝛc., im Grunde die Minister des Grafen von Artois. In der gleichen Zeit brechen auf verschiedenen Punkten, von den Carbonari geleitet, Aufstände aus, werden aber sämmtlich verrathen oder entdeckt und enden mit Verurtheilungen: Conspiration von Béfort, deren Opfer Caron die schmählichsten Intriguen und Schliche der Restaurationspolitik bloßlegte, Complotte von Marseille und Toulon, Affaire der vier Sergeanten von La Rochelle, erste Conspiration von Saumur, Complott von Nantes, zweite und dritte Conspiration von Saumur (General Berton). Es waren das eigene Jahre, von 1820—22. Jetzt eben, da die Herrschaft der hierarchischen Reaction an der entscheidenden Wendung stand, welche ihr die Geschicke Frankreichs überliefern sollte, erhob sich noch einmal Alles, was an den revolutionären Freiheitsideen oder den napoleonischen Ruhmesträumen mit Erleuchtung und Energie festhielt, zum offenen Kampfe, bereit zu allen Opfern, gestählt in aller Hingebung, ausgestattet mit der Begeisterung der Jugend und mit der Erfahrung und Entschlossenheit des Alters. Man schätzt die Zahl der Carbonari und der Ritter der Freiheit auf 55—60,000, und kein Verräther, so theuer er erkauft worden wäre, ließ sich unter ihnen finden, einige Unterofficiere der stehenden Armee abgerechnet. Eine große Zahl von Insurrectionsprojecten tauchten in diesen Jahren auf, nur drei brachten es zu vollständiger Organisation, und auch sie scheiterten; denn, bemerkt Vaulabelle mit Recht, Verschwörungen sind unmächtig, eine ganze festgesetzte politische Ordnung umzustürzen. Die harten Strafurtheile aber und brutalen Executionen der Monate Mai, Juni, September und October 1822, namentlich auch gegen die Presse, hinterließen im Andenken des Volkes einen bleibenden und alles Andere aus dieser Zeit verwischenden Eindruck. Die Sitzung von 1821/22 beschäftigt sich neben den gewöhnlichen Debatten über das Budget

lebhaft mit der Presse und erweckt bei der Linken durch die Vorschläge des Ministeriums zu geschärften Bestimmungen über sie und ihre Polizei laute Rufe der Entrüstung (Benjamin Constant, Royer-Collard, Manuel). Daneben schreitet der Clerus mit Gewalt vor (Bekehrungen) und bemächtigt sich der Universität; diese Maßnahmen und die Fragen des primären Unterrichtes kommen ebenfalls in Berathung. Mehrere Quartiere von Paris werden unruhig; die Regierung antwortet durch Drohungen gegen die Hauptstadt und Gefährdung der mittleren Classen, sowie durch ungebührliche Intervention bei den Wahlen. Bei Anlaß der neuen gewaltsamen Ereignisse in Spanien macht sich die französische Regierung (schon vor der directen Intervention) der Complicität gegen das constitutionelle Princip schuldig; als es sich dann um die Frage der bewaffneten Intervention in diesem Lande oder des bloßen Rückrufes der Gesandten handelt, tritt Montmorency aus dem Ministerium, dessen Präsident Villèle ihn durch seinen Freund Chateaubriand ersetzt. Nun ließ sich auf eine friedliche Politik hoffen, doch dem war nicht so: Villèle, von vielen Fähigkeiten und von mehr Einsicht als Charakter, machte sich zum Instrumente von Leidenschaften, die er nicht theilte, und opferte ehrgeizig seinem portefeuille die Ueberzeugung auf, ja er that Alles, um die bewaffnete Intervention, die er lange bekämpft, von den Kammern bewilligt zu erhalten, und der sentimentale Friedensdichter blies lorbeertrunken in die Kriegstrompete. Mit dieser Wendung gegen Spanien, deren volle Verantwortlichkeit der Eigenwille Montmorencys und das zweideutig ehrgeizige Spiel Chateaubriands am Veronaer Congreß tragen, ist auch die Richtung nach Innen gegeben; die Reaction ist ausgebildet. Was sie zunächst wollte, hat Couriers bekanntes spitzes Wort gesagt: Frankreich in Spanien erobern.

---

**Das deutsche Reich.** Ein nur halb wahrer Titel! Deutschlands Erniedrigung, schon in dem Bestreben des russischen Regenten angebahnt, beim zweiten Pariser Frieden Frankreich ohne alle nennenswerthen Opfer herüberzuhelfen, ist sehr bald von der lahmen Metternichschen Politik, die über dem Einen Gedanken ihrer Furcht, Garantie gegen die Revolution, d. h. Niederdrückung aller freien Regung, alles

Andere vergißt, acceptirt worden, während nur Preußen — Steins immer weniger fordernde Entwürfe, W. v. Humboldts „Vertrauliche Denkschrift“ — und die Vertreter von einigen kleineren Staaten sich für die Ehre und Kraft Deutschlands wehrten. Nach Frankreichs Willen hätte das arme, verlassene deutsche Reich noch schwächer werden, Preußen und Oesterreich aus dem Bund ausgeschlossen und dieser blos aus den Kleinstaaten zusammengesetzt werden sollen, der dann natürlich wieder ganz unter französischen Einfluß zurückgesunken wäre.

Zu der politischen Misere gesellte sich bald nicht geringe materielle Noth, theils in Folge der neuen Zoll- und Handelsbestimmungen (preußischer Grenzzoll vom September 1818), theils als Rückwirkung des Krieges.

Der deutsche Bundestag hatte niemals weder Ansehen noch Macht; nur zu dem Einen erwies er sich tauglich: die freien Regungen in den Kleinstaaten niederzudrücken. Seine tiefste Erniedrigung unter des nach Rückwärts voraneilenden Oesterreichs Vormundschaft bezeichnen die Karlsbader Beschlüsse, die Spitze der volksfeindlichen Richtung in der Reactionspolitik, welche dem politischen Zustande vollends den Charakter der Ueberwachung und Spionage von oben, der Gährung von unten, des Mißtrauens von beiden Seiten aufdrückt. Diese Erlasse des Karlsbader Ministercongresses von 1819, in eine Zeit fallend, wo Frankreich eben erleichtert und freier aufzuathmen beginnt, haben in Deutschland noch den letzten Rest der Hoffnungen begraben, die man auf die Befreiungskriege gebaut und, wenn auch noch so spärlich, auf den neuen Bund gestellt hatte. Ausnahmsbeschlüsse, die aber förmlich stehend wurden, sind sie namentlich gegen die Freiheit des Unterrichts und der Presse und gegen die constitutionsfreundliche Auslegung des mageren § 13 der Bundesacte gerichtet und haben die heillose Centraluntersuchungscommission eingesetzt, welche zu jahrelangen nutzlosen Chicanen führte. Die Wiener Schlußacte vom Juni 1820, eine würdige Ergänzung der Bundesacte, trägt ganz den Geist der rückwärtsgehenden Strömung. — Das Volk (der Mittelstand) zieht sich flau und des politischen Verständnisses bar in seine Speculationen zurück.

Am Ende unserer Zeit waren alle reinen und hohen Tendenzen aus den Jahren der Befreiungskriege gründlich ausgemerzt, keine Spur mehr von einem Bewußtsein vaterländischer Gemeinsamkeit oder von nationaler Regung. Auch die bis dahin durchgehende Differenz zwischen

vorschreitenden Süd- und rückbleibenden Nordstaaten ist ausgelöscht; die Flachheit einer allgemeinen dumpfen Abspannung macht Alles gleich.

Ueber die volkswirthschaftlichen Zustände genügt es, aus Gervinus zu vernehmen, daß nicht weniger als 38 Zolllinien die Bundesstaaten unter einander wie fremde Länder absperrten. Natürlich mußte da die Industrie verkommen. Preußen ist das erste Land, das früh von rationellen wirthschaftlichen Grundsätzen ausgeht und ein für seine Zeit richtiges Mittelsystem zwischen Freihandel und Prohibition in verschiedenen Stufen auszubilden sich bemüht.

---

**Die deutschen Einzelstaaten.** Das angestrebte Verfassungsleben bleibt ein lahmes von sehr geringen Erfolgen und die Zusage constitutioneller Ordnungen allermeist eine ganz oder halbleere Form. Verfassungsverleihungen: Nassau 1815, Sachsen-Weimar 1816, Bayern 1818, Baden und Württemberg. Die besten sind auch durchweg unter den frühesten; denn der Einfluß der Zeit minderte immer die Neigung, etwas Tüchtiges an Volksrechten zu gewähren. Der constitutionellen Richtung bleiben zugethan die mittleren und kleineren Staaten, schon aus einem gewissen Trotz auf ihre Selbständigkeit und Widerwillen gegen die von den Großstaaten, denen der Bund als willfähriges Werkzeug diente, angedrohte Bevormundung. Ihre innere Geschichte — eine äußere haben blos die Großmächte, die kleineren nur eine passive, wenn sie ihnen aufgezwängt wird durch den Conflict freierer Strebungen mit dem eingeschnürten Bundesstaatswesen, — jene also besteht in der Verfassungsfrage und ihren Auslebungen. Die Principien der Repräsentativverfassungen in ihrer freiesten Form treten auf in Sachsen-Weimar: Vertretung aller Stände (Adel-, Bürger- und Bauernstand) in gleicher Zahl; Eine Kammer; Rechte der Stände: Steuerbewilligung, Mitwirkung bei der Gesetzgebung (Initiative mit dem Fürsten), Recht der Beschwerdeführung, Anklagerecht der Minister (Ministerverantwortlichkeit). Preßfreiheit. Nur Fürst und Stände in gemeinsamer Uebereinkunft dürfen an der Verfassung ändern. — Baden betont besonders das Princip des allgemeinen Staatsbürgerthums sowie der Gleichheit aller Classen vor dem Gesetz und in politischen Rechten, hat ein Wahlsystem auf freisinniger Grundlage. — Ebenso wesentliche Fortschrittspunkte sind: Oeffentlichkeit der Stände-

verhandlungen, Religionsfreiheit, neue Gemeindeordnungen (diese durchgeführt in Bayern und Württemberg).

Der mächtigste oder vielmehr allein mächtige unter den Einzelstaaten, Oesterreich, beherrscht so sehr auch das Bundesstaatsleben, daß seine Betrachtung füglich mehr Gewicht hat als dieses.

Ganz anders derjenige, der nach allen Richtungen die geschichtliche Aufgabe hätte aufnehmen und durchführen sollen, der habsburgischen Krebsgangspolitik die Spitze zu bieten, um so mehr, als die neue Gebietstheilung ihn speciell zum Vorkämpfer der deutschen Fortschrittsinteressen berief.

Preußens Gang wird bezeichnet durch eine völlige Unterjochung unter die österreichische phrasenmachende und thatenverderbende Herrschsucht. Uneinig und unklar in den Zielen, halb widerstrebend und doch ganz ins Schlepptau genommen, hat Preußen in dieser Zeit seine natürliche große Mission verfehlt und ist zum Diener des Rückschrittsstaates heruntergesunken. Es ist ein sauberes Lob, das Gentz 1819 den preußischen Staatsmännern spendet, zu verwerfen nicht blos aus dem Standpunkte des Einzelstaates, sondern des Gesammtvaterlandes: „Die Männer, die an der Spitze der preußischen Regierung stehen, haben in der letzten Zeit und bis auf den heutigen Tag auf dem mit Oesterreich gemeinschaftlich betretenen Weg eine Treue und Festigkeit bewiesen, die wir dankbar anerkennen müssen". — Große Sorge um die Finanzen; schwere Klagen und Unzufriedenheit über drückende Steuern, über die allgemeine Militärpflicht und die Verletzung aller Rechte und Formen brechen im Inneren aus. Im übrigen Deutschland ist die Stimmung für Preußen sehr ungünstig, weil dieses namentlich als maßgebend gilt für die constitutionsfeindlichen Schritte der Regierungen. Preußen ist es, welches 1819 zuerst die Untersuchungen gegen die demagogischen Umtriebe eröffnet und 1821 und 1824 noch schärft. Die verheißene Constitution wird immer hinausgeschoben: Von 1821 an gehen die Berathungen zur Entwerfung einer Verfassung, die es aber 1823 nicht weiter gebracht haben als bis zum Decret über die neu einzurichtenden Provinzialstände — der Grundbesitz bleibt Bedingung der Standschaft.

Wie sich das Einzelstaatsleben in den Mittel- und Kleinstaaten gestaltete, erhellt aus einer allgemeinen Betrachtung, die sich unwiderstehlich aufdrängt, und aus einer Reihe von ausgewählten Beispielen.

Jene geht dahin: Eine Erscheinung ist durchgängig und trifft demnach auch die besten der Fortschrittsstaaten; die neuen Repräsentativverfassungen und ihr ganzer parlamentarischer Lärm haben sich keineswegs genügend erwiesen, den freien Fortschritt zu tragen, um so weniger, als das Volk in allen Landestheilen noch gar nicht geschult war, die mehr oder weniger zureichenden Rechte zur Erwerbung neuer oder nur zur Festigung dieser Besitzthümer selbst zu verwenden. Am weitesten blieb der Norden zurück. Die Stände und Kammern bewiesen sich mehrfach engherziger als die Fürsten.

**Braunschweig** wird während der Minderjährigkeit des Herzogs Karl von London aus nach altem Styl regiert oder wenn man will bevormundet durch den Grafen von Münster. Die Ritterschaft bringt es durch ihr Drängen 1820 zur Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung, und die revidirte Landschaftsordnung bleibt weit hinter den Anschauungen und Bedürfnissen der Neuzeit zurück. Dafür wird freilich die Verwaltung gut geregelt, namentlich finanziell. Der Landschaftsabschied von 1823 gewährte: controlirte Finanzverwaltung, geordnete Gerichtsverfassung und Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung. Die sehr abweichenden Urtheile über diese Periode in dem Staat ergeben sich ganz einfach, jenachdem man auf dem Vorgehen zu politisch freier Bewegung oder auf geregelter Verwaltungsmaschine beharrt; einem Volkskörper, der von jenem keine Ahnung eines Bedürfnisses zeigte, mußte diese genügen.

**Hannover** läuft unter seiner britischen Verwaltung bereits von 1814 an weit schlimmer. Die ähnlichen Domänenstreitigkeiten wie in Kurhessen, die grundverderbliche gesonderte Verwaltung und Nutzung des Domanialgutes von Seiten der Regierung, die Wiederherstellung der Adelsprivilegien und dafür Vernichtung der Maßregeln zur Hebung der bäuerlichen Verhältnisse stehen unter den ersten Erscheinungen; die Ständeversammlung dieses Jahres taugt und bessert Nichts. Das neugebackene Königreich wird größer, aber um Nichts freier oder glücklicher, denn Georg IV. erweist sich für dasselbe als ein hartgesottner Alter in Wort und Werk. Die Art von Verfassung, die hier eingeführt wird, setzt seiner Liebhaberei gemäß wieder die Provinziallandschaften ein mit den ständischen Rechten der alten Provinzialvertretungen. Die Landtage, sehr unschuldiger Natur, thun eben das Dürftige, um die Maschine in Gang zu halten. Das Land bleibt das Eldorado

des Adels und der Büreaukratie, der Jammerplatz des unter Polizei- und Steuerndruck schmachtenden Volkes, der conservative Schutzort alles Alten und Abgelebten. Ganz ähnlich

**Mecklenburg**, wo Regierung und Landstände gleich sehr darauf versessen sind, die veralteten Zustände in Verwaltung und Gesetzgebung möglichst unangetastet zu lassen. Das Land bleibt nach allen Richtungen zurück und alle Stände leiden, am härtesten der gedrückte Bauernstand. Als Hülfsmittel bleibt blos die Auswanderung, und besser ists da heute noch nicht. Nicht viel tröstlicher steht es im

**Kurfürstenthum Hessen**, das heftig bewegt wird durch die Angelegenheit der westphälischen Domänenkäufer, einen fortwährenden häßlichen Rechtsstreit mit dem gewaltthätig rückwärts strebenden Kurfürsten. Nachdem ihnen in Hessen kein Recht geworden, beseitigt der Bundestag, an den sie sich wiederholt gewendet, die Sache im December 1823 durch einen Beschluß, worin er sich incompetent erklärt. Definitive Regelung ist nie erfolgt, dagegen theilweise Abfindungen, namentlich auf hannoverschem und preußischem Boden. Aber nicht blos bezüglich der Domänenkäufe, sondern in allen anderen Dingen erfolgen Ungültigkeitserklärungen und Processe gegen alles in der westphälischen Zwischenregierung Vorgenommene. 1817 kommt eine Art Constitution von sehr altväterischem Ansehen zu Stande, von ständischem Leben ist keine Spur. 1821 wird die Staatsverwaltung stark verändert und genau geregelt, wodurch aber nur die Verwaltungsbehörden und die Kosten vermehrt werden, Rechtsgarantie und Freiheit Nichts gewinnen. —

Glücklicher entwickelt sich das **Großherzogthum Hessen**, das namentlich zu fester Regelung seines Staatshaushaltes kommt und als dasjenige deutsche Land gepriesen wird, das am meisten gethan für die Befreiung der Unterthanen von Frohnpflichten. Hier einmal gehen Regierung und Stände einig vor, namentlich in den volkswirthschaftlichen Fragen.

**Sachsen** bringt es unter dem alten Könige trotz der wiederholten Mahnungen der Stände an zeitgemäße Umbildung der veralteten Verfassung zu keinen irgend ersprießlichen Reformen, denn die Vereinigung der oberlausitzer mit den erbländischen Ständen und die Erweiterung der ständischen Vertretung der Ritterschaft waren höchst ungenügendes Flickwerk. Schon aus Feindschaft gegen Preußen fuhr

dieses patriarchalische Cabinet ganz im Metternichschen Fahrwasser und ließ sich von Oesterreich gängeln und hätscheln.

Besser steht es im Süden, wo die Berührung mit Frankreich die Köpfe aufgeklärt und die Zustände aufgerüttelt hatte, aber auch nicht überall.

**Bayern.** Eifersüchtig auf ihre Souveränetätsrechte, erweist sich die Regierung des größten der Mittelstaaten als ein fortwährender Hemmschuh gegen die kräftigere Einigung Deutschlands. 1818 folgt eine octroyirte Verfassung mit der offenbaren Tendenz, eine Reihe verrosteter Feudalmißbräuche zu erhalten und im Uebrigen den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; leidiger Bestandtheil derselben war überdies ein mit dem römischen Stuhl eingegangenes und die Rechte des Staates stark beschränkendes Concordat. Die Landtage unter Max (starb 1825) waren ohne wesentliche Früchte, der erste von 1819 nach radicalem Beginn schließlich ohne Erfolg und die folgenden unter dem Einfluß der reactionären Strömung von Anfang an zahm.

**Württemberg** bleibt unter dem Jagdtyrannen Friedrich I. eine militärische Despotie, starr autokratisch auch gegen jede Bundeshoheit; gegen Wilhelms I. freisinnige Verfassungsvorlagen aber setzen die verbohrten Stände selbst einen verblendeten Streit fort, was ein Ablenken des Königs in die absolutistischen Wege, eine schlechtere Verfassung, Nichtigkeit der Ständeberathungen, Unlust der Regierung zur Selbstthätigkeit und zum Fortschritt erzeugte. Die materielle Lage wird als leidlich, die Finanzverwaltung als gewissenhaft und ganz besonders die Militärausgaben als haushälterisch beschnitten bezeichnet.

**Baden** ist unstreitig einer der Fortschrittsstaaten und gewinnt eine der freiesten Verfassungen, ungeachtet seine Regierung am Wiener Congreß unter denen gestanden, die sich gegen allgemeine Verpflichtung zur Einführung von Repräsentativ-Verfassungen erklärten; doch kommt auch Baden mit dem parlamentarischen Leben nicht weit trotz der bedeutendsten parlamentarischen Notabilitäten. Im August 1818 erhält es eine octroyirte Verfassung, 1819 treten unter dem neuen Landesfürsten Ludwig Wilhelm August die Stände zum ersten Mal zusammen, und es entwickelt sich von da an bis zu Ludwigs Tod ein sehr bewegtes, aber doch wenig förderndes Reden und Treiben, weil die Kammern theils unter sich, theils mit der Regierung in Zerwürfniß kommen

und wiederholt aufgelöst werden; der einzige wahrhaft fruchtbare Landtag ist der vom Jahre 1820.

Diese Beispiele mögen genügen, um die verschiedenen Schattirungen innerhalb der Linie von den gegen Eid und Pflicht absolutistisch gebliebenen bis zu den freiest vorgehenden Repräsentativstaaten zu umschreiben und zugleich darzulegen, wie wenig frei die Freiheit auch in diesen und wie wenig kräftig ihre Kraft war.

---

**Oesterreich.** Dieser alte Reactionsstaat ist der Hauptwortführer an den völkerfeindlichen Congressen und Conferenzen, der Rückfall für den immer absolutistisch gebliebenen weniger empfindlich. Die Ziele der Metternichschen Politik liegen kurz in Folgendem: Abtrennen vom Auslande (geistige wie materielle Zolllinie), Festhalten an der strengsten Legitimität und allem Ueberkommenen (Conservatismus), Behauptung des Friedens, der Ruhe und des Gehorsams (Censur und Polizei). Sie hat eigentlich nur eine zuständliche Geschichte, zu welcher ihr Leiter und Träger die lebendigste Illustration liefert.

Wer ist der Mann, welcher zum Unglücke der Welt Jahrzehnte hindurch nicht blos das Schicksal Oesterreichs lenkte, sondern die krummen Bahnen der gesammten österreichischen Reactionspolitik bestimmte? Der Graf, nachher Fürst Cl. W. L. Metternich-Winneburg, 1773 zu Coblenz geboren, dessen diplomatische Lehrjahre in die Zeit vor, dessen größte Macht in die zwei Jahrzehnte nach dem Wiener Congreß fällt, ist Nichts weiter als der einen Talleyrand ablösende diplomatische Intriguenkünstler Europas und der stehende Hemmschuh einer jeden gedeihlichen Entwickelung Oesterreichs, eine negative Größe. Zu unwissend, zu träg und zu genußsüchtig, um das Verfassungs- und Administrationswesen zu kennen, klug die kleinlichen und persönlichen Vortheile berechnend, für die allein er lebte, ohne allen Sinn für das Allgemeine und Principielle, ohne jede Würdigung der Pflicht, ohne Ernst und Sitte, ohne Studium und Kenntniß, leichtfertig und ruhesüchtig, nüchtern, tändelnd, raffinirt, galant, geschmeidig, schillernd, angenehm, blieb er sein Lebenlang so, wie schon seine Schulgenossen ihn mit den drei f gezeichnet haben: fin, faux, fanfaron. Routine, natürliche Gewandtheit und Finesse, aber dabei die geborne Oberflächlichkeit und Geistesleere, ist die Substanz seines Wesens; Lord Russell hat un-

streitig am schärfsten geschaut, als er aus seinem vieldeutigen Lächeln blos nichtssagende Gewohnheit herauslas. Im politischen wie im privaten Leben hat ihm nie Etwas höher gegolten als das persönliche Behagen. Das Unheil ist, daß dieser Mann dazu kam, die österreichische Politik förmlich in sich zu verkörpern und die Welt an diese Verkörperung glauben zu machen. Ihre Kunstgriffe sind das Temporisiren und Beschwichtigen, über dem Alles sachte zu Grunde geht; ihr Motiv die Furcht vor jeder Störung der formalen Staatsordnung, ihr Ziel der äußere Erfolg, ihre inneren Hebel zuerst die Leichtfertigkeit, dann der Fatalismus. Die ganze Regierungskunst ist zusammengefaßt in Steins runden Worten vom Jahre 1810: „Alles läuft hier auf Handarbeit oder Müßiggang oder Büreaux oder Garnisonen hinaus, und diese Büreaux beschäftigen sich allein mit der Anwendung eines Systems plumper, verworrener Förmlichkeiten, die jeden Augenblick die freie Thätigkeit des Menschen aufhalten, um an deren Stelle Massen von Papier und die nichtige Dummheit oder Faulheit zu setzen".

Das Krebsübel war wie immer die Finanzverwaltung: aus den Einlösungsscheinen des Jahres 1811 verfiel man in die Anticipationsscheine vom Jahre 1813, die von anfänglichen 45 Millionen bis zum Jahr 1816 heimlich auf 426 Millionen vermehrt wurden, so daß dieses Jahr überhaupt eine Verdreifachung des unseligen Papiergeldes weist. Später wurde gerade umgekehrt durch seine nutzlos überstürzte und von großen Verlusten begleitete Beseitigung gefehlt. Das Schwindelhafte der Bancozettelwirthschaft hatte aber neben dem ökonomischen Ruin noch einen mindestens ebenso verderblichen Einfluß: es verdarb die Sitten, verbannte die Arbeitslust, pflegte die tollste und leichtfertigste Genußsucht, kurz es schuf jenen viel berufenen Wiener Geist und das Schlaraffenleben der „einzigen Kaiserstadt", deren sinnliche Verkommenheit sogar in der berüchtigten Schmutzliteratur sich verewigt hat.

Daneben wirkt der Fluch der geheimen Polizei, am ärgsten in österreichisch Italien, und die Lahmheit und Kleinlichkeitskrämerei in den sämmtlichen Verwaltungszweigen, in denen eben nur soviel gearbeitet wurde, als nöthig war, damit die ganze Staatsmaschine nicht stille stehe. Es war in allen Hof- und Regierungskreisen ein „vornehmes Hundeleben", wie Gentz für sich die Periode des Laibacher Congresses benannte. Wer nur die namenlose Reihe der öffentlichen

Verordnungen aus den zwanziger Jahren durchginge, dem würde der Geist oder vielmehr Ungeist des ganzen Regimentes in voller Glorie aufgehen. Daran ändert der scheinbare Glanz Nichts, der nach der leichten Unterdrückung der italienischen Revolution auf das nun vollständig tonangebende Reich fiel; es war innerlich ausgefault. Am kläglichsten blieb immer noch der Landbau daniedergehalten durch die unangetasteten Zehnten, Roboten, die gesammten feudalen Dienstbarkeiten und das mittelalterliche Unterthanenverhältniß der Gutsbauern.

Die etwelchen spärlichen Fortschrittsmaßregeln reduciren sich auf Folgendes: Anlage von Gebirgsstraßen und sonstige Straßenbauten in Böhmen; 1811 Regulirung des Dniester; 1821 Aufhebung der Zölle und Schifffahrtsvorrechte durch die Elbacte; 1825—26 theilweise Aufhebung der inneren Zwischenzolllinien; 1829—33 Budweis-Linzer Eisenbahn und dadurch Hebung der Moldauschifffahrt.

Deutschlands Spaltung und vollständige Lahmlegung war die leichtest erreichte faule Frucht dieser schmählichen Politik. Ein seltsames Zeugniß aber für die ausreichenden Erfolge der quiescirenden Staatskunst Metternichs war es, daß sie zur selben Zeit, da sie den Erdtheil zu beherrschen meinte, in nächster Nähe, nämlich in ihrem Ungarn, die bittersten Lectionen erhielt und sie sich mußte gefallen lassen.

---

Rußland ist friedensbedürftig, um die inneren Schäden zu heilen. Schon während des Wiener Congresses und nach demselben wird Alexanders Politik in den auswärtigen Angelegenheiten wesentlich bestimmt durch den persönlichen Einfluß des schlauen und geistreichen Griechen Capodistrias, der die Blicke des Kaisers auf den Südosten zu lenken versteht. Er ist für den vorübergehenden kosmopolitischen Liberalismus des Czaren gerade von so großem Gewicht wie bald darauf Frau Krüdener und der Münchener Philosoph Baader für seine mystische Schwärmerei. Doch kommt es nie zu einem ganzen Entschluß. Die letzteren Influenzen überwiegen in der Seele des Kaisers mehr und mehr und bereiten den Metternichschen Schreckvorstellungen und der Reactionslust mehr und mehr den Boden, welcher der unsichere Mann, seine frühere glänzende Wirksamkeit verläugnend, unwiderstehlich verfällt. Zwar gehen noch einzelne fortschrittliche Maßregeln hindurch: 1817 werden zum Anbau von Bessa-

rabien und den kaukasischen Provinzen deutsche Colonisten herbeigezogen; Vorkehrungen werden getroffen zur Aufhebung der Leibeigenschaft, welche aber 1817—20 erst in den Ostseeprovinzen vollzogen werden kann. Aber immer rascher geht es rückwärts: von 1818 an wird strenge Censur geübt; 1822 alle Freimaurerlogen, Betversammlungen und Missionsgesellschaften aufgehoben; Ukase von 1818, 1821 und 1825 rufen die vom General Araktschejew planirten Militärcolonien ins Leben und richten sie, die sich nicht erhalten können, mit bedeutenden Kosten ein. Das Bild der Zeit liegt kurz in folgenden Grundzügen: erst langsamer, dann beschleunigter Rückgang aus der Reformperiode in den alten illiberalen Absolutismus; überall Uebergriffe der russischen Agenten in die europäischen Händel, mit Mißtrauen beobachtet; die Politik des Reiches ist die Consequenz und das Gegenbild der unverläßlichen und innerlich haltlosen Natur des „byzantinischen Griechen“, als den Napoleon den Czaren bezeichnet und erfahren hatte.

**Polen.** Der Wiener Congreß schafft wieder ein sogenanntes Königreich Polen, das aber kleiner wird, als selber das Herzogthum Warschau gewesen. Die Constitution wird nach der 1791er gemodelt. Bald aber geschehen von Seiten der russischen Regierung aus Mißtrauen constitutionsfeindliche Schritte; 1820 wird eine geheime Polizei errichtet, weßhalb Verschwörungen auftauchen und zwei bald in Eine verschmelzende Gesellschaften unter Umiaski und Lubasinski sich aufthun. In Folge von Denunciation wird 1822 Unterdrückung aller geheimen Gesellschaften angeordnet, Gewaltmaßregeln ergriffen und die russisch-polnischen Provinzen in Kriegszustand erklärt. Die Existenz des neuen Königreichs erweist sich als eine unausgesetzt gefährdete und precäre.

**Großbritannien.** Es war eine nichtige Hochtory- und Hofdiplomatie, die Castlereagh auf dem Wiener Congreß entfaltete, Castlereagh, kalt von Natur, mittelmäßig von Talent, von zäh aristokratischem Standpunkt und beschränkter Aussicht, aber energisch und ausdauernd, nach Steins durchdringendem Urtheil „ein kalter Charakter, ein sehr gewöhnlicher Verstand mit großer Unkenntniß der Interessen des Festlandes“. Seine auswärtige Politik hat Englands

Geltung in den continentalen Fragen zur Unbedeutendheit herabgedrückt. Dem conservativen Unterdrückungssystem zugeneigt, lavirt er ohne Entschluß und Thatkraft, protestirt gegen die volksfeindlichen Congresse der heiligen Allianz und beschickt sie doch. Das Schlußergebniß ist, daß Niemand mehr auf die englische Politik dieser Jahre sich verlassen kann noch will, nicht die Völker und nicht die Cabinette. Das ändert sich gründlich bei Cannings ebenso festem als besonnenen Auftreten — Anerkennung des freien Südamerika. Als die geistige Abspannung den über die Richtigkeit seines politischen Verhaltens zweifelhaft gewordenen Stabhalter des absterbenden Torysmus zum Wahnsinn und Selbstmord gebracht, da nimmt 1822 mit dem Antritte von Pitts genialem Schüler der Gang der auswärtigen Angelegenheiten eine totale Wendung im Sinne der freien und selbständigen Völkerentwicklung: Princip der Nichtintervention, jedenfalls mit festgehalten aus Sympathie mit den aufständischen Bewegungen des romanischen Südens; doch liegt noch ein Erbtheil der Schwäche in dem passiven Zurücktreten vor den Entschließungen der Festlandsmächte am Veronaer Congreß.

Nach Napoleons Fall beruhigte sich die Nation, des errungenen großen Zieles, des Ruhmes von Waterloo und des bevorstehenden Weltfriedens froh; die öffentliche Meinung wurde für eine Spanne Zeit conservativ; die Whigpartei war zerrissen und abgenutzt. Auch hier ist es in den ersten Friedensjahren still und dumpf; die Erholungssucht giebt sich als neu entfesselte Reiselust nach dem Continente kund. Doch bald brechen die inneren und äußeren Schäden auf: unter den schweren Nothständen steigt die Unzufriedenheit und mehren sich die drohenden Bewegungen in den Manufacturstädten, und die continentalen Mächte erweisen sich der lahmen und schlaffen Politik des Inselvolkes gegenüber immer geringschätziger. Der Krieg hatte zwar bei seinem Abschluß dem Lande kolossale Colonialgebietserweiterungen gebracht, aber dafür eine Staatsschuld von 800 Millionen Pfund hinterlassen, die meist auf die niederen Classen drückte; Mißernten, Bedrückungen zu Gunsten der großen Gutsbesitzer (Kornbill), verfehlte Speculationen und harte Schläge erzeugten Noth und Unzufriedenheit, diese Zusammenrottungen und allgemeine Gährung, der das kurzsichtige Toryregiment Nichts als die brutale Gewalt entgegenzusetzen wußte (Fabrikarbeiterversammlung zu Manchester, August 1818). Bereits wird die

Parlamentsreform bewegend, ja die Ansicht von ihrer absoluten Nothwendigkeit und die Agitationen dafür greifen stark um sich; 1817 reicht John Cartwright, der kräftige Radicale, im Unterhaus eine Petition mit 1,700,000 Unterschriften ein. 1819 tritt bei Manchester eine große Versammlung der Radicalen zusammen, um über Abschaffung der Getreidegesetze und die Lage des Landes überhaupt zu berathen; Castlereagh läßt dieselbe mit Gewalt aus einander treiben, und es fließt Blut. Seine sechs „Knebelbills“ unterdrücken für einmal jede politische Agitation, und hernach wird die Bewegung durch Owens Einfluß socialistisch. Die bedeutendsten außerparlamentarischen Agitationshäupter sind William Cobbett und etwas später für Irland O'Connell, tiefer stehend Hunt. Cobbetts, des Agitators, reformatorische Thätigkeit steht eben damals auf ihrer wuchtigsten Höhe, als das torystische Regiment seine der nationalen Gesinnung auch mit Bezug auf die äußeren Angelegenheiten widerstrebenden Tendenzen in der Forderung eines unmäßig hohen Heerbestandes gipfeln macht, und sein Zweipfennigregister wird eine Macht in den Massen.

Der nie ruhenden Frage der irischen Katholiken-Emancipation erweist sich die Zeit günstig, wenn auch noch nicht durchschlagend; die confessionellen Differenzen und Zwistigkeiten fangen an sich allgemein in einer Reihe von Ländern zu verschleifen.

Volkswirthschaftlich verderbend wirken die Prohibitivmaßregeln, in erster Linie die Korngesetze zu Gunsten der Landjunker, für deren Habsucht gerade der Ueberfluß der ersten Jahre selbst eine Handhabe bieten mußte. Die Armensteuer für England und Wales ist von 4 Millionen 1801 auf nahezu 7 Millionen 1816 gestiegen und dabei durch verkehrte Behandlung und Verwendung das gesammte Armenwesen immer mehr verrottet. Der große gesellschaftliche Umschwung durch die Industrie aber geht seinen unhemmbaren Weg; die veränderte Stellung der Arbeit und der arbeitenden Classen erzeugt neue gesellschaftliche und politische Forderungen; die ackerbautreibende Bevölkerung auf dem Lande nimmt relativ gegen die industrielle der Städte ab; der Ackerbau selber wird mehr maschinenmäßig, die Ertragsfähigkeit des Bodens mächtig gesteigert und in wenigen Decennien die Rente verdoppelt. — Während all der schweren Wechsel der ersten zwei Jahrzehnte steigt unaufhaltsam eine neue Macht auf in dem von der Krone gehegten Mittelstande, in und aus dem heraus außerhalb

der alten whiggistischen Partei eine neue demokratisch-radicale sich bildet.

Interessant ist, wie fünfzehn Jahre lang durch ungewöhnliche innere und äußere Erschütterungen hindurch das Staatsschiff unter dem Ministerium Liverpool fährt, einer Torygesellschaft von Mittelmäßigkeiten, deren Chef selber, persönlich ehrenhaft, von solider Geschäftserfahrung, aber zu bequem, um zu glänzen oder zu handeln, stets durch milde und ansprechende Verkehrsweise sich salvirt. Die bewußte Einheit des Zieles allein und das Zusammenhalten hielt dieses Ministerium immer wieder aufrecht.

Nach Außen gewinnt England in Indien: 1817 und 1818 gehen nach blutigem Kampfe die letzten Ueberreste des unabhängigen Mahrattenreiches an den Colonienstaat verloren, dessen Vasallen ihre Herrscher werden bis auf Rao-Scindia, der sich bis an seinen Tod behauptet.

---

**Niederlande.** Schon bei Einführung der neuen niederländischen Constitution, die Wilhelm I. im August 1815 ankündigt, machen sich die unversöhnlichen Gegensätze der beiden sinnlos zusammengeworfenen Nationalitäten aufs Schärfste geltend, Gegensätze von so scharfer Natur, daß diese gedankenlose Schöpfung des Wiener Congresses auch die erste war, die wieder aus einander fiel. Eine ganze Reihe von Bestimmungen in der vorzugsweis aus dem Interesse der nördlichen Provinzen berechneten Verfassung, so vor Allem die Beiziehung zur Gesammtlast der holländischen Schuld, erregten so großes Mißvergnügen und erbitterte Opposition, daß die große Mehrheit der belgischen Notabeln die von Anfang an als aufgedrungen angesehene und erklärte Verfassung verwarf. Dieses Votum wurde zwar durch besondere Ausdeutung gefälscht und die Verfassung eingeführt; das schürte aber nur die Opposition, welche von dem mit seiner unverbesserlichen Herrschsucht und finsteren Ausschließlichkeit auftretenden, über die anerkannte volle Freiheit des Cultus erbitterten Clerus geleitet wurde. Folgende Motive erhöhten die feindlichen Differenzen: die Schlacht- und Mahlsteuer, eingeführt in Folge der steigenden Ausgaben und wachsenden Deficite; das 1822 neu organisirte Amortissementssyndicat; die 1818, 1819 und 1822 fruchtlos gemachten Versuche, in den Provinzen gemischter Zunge bei den gerichtlichen und admini-

strativen Verhandlungen die holländische Sprache einzuführen; die Zurücksetzung der Belgier in den Civil- und Militärämtern; mehr als Alles aber der immer tiefer einreißende Streit mit der katholischen Geistlichkeit über die Angelegenheiten der Kirche und des Unterrichtes. Die katholische Partei erwies sich unversöhnlich, wie die Clerikalen immer sind. Die ganze Geschichte beider Länder bis zur Trennung ist nichts Anderes als eben die des gleich im Anfang angelegten Kampfes.

Zu allen anderen kommt die Frage der Finanzen, deren Ordnung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist; 1822 wird eine neue, zweckmäßig eingerichtete Schuldentilgungscasse hergestellt; die Staatsschuld nimmt von 1814—29 um 173 Millionen fl. zu, gleichwohl steigt auch der öffentliche Credit.

Rasche Schritte in Ausbildung des Volksschulwesens und sorgliche Pflege der materiellen Interessen sind die hervorragenden Vorzüge in der eigenwilligen Regierung Wilhelms I.

---

**Italien.** Der Rückfall aus den gesunden französischen Neuerungen und den nationalen Hoffnungen ist hart und grell. Das Land steht in der Restaurationsperiode ganz und gar unter dem heillosen österreichisch-Metternichschen Einfluß, und was dieser sich zum Ziele setzte, hatte er von Anfang an klar und bündig ausgesprochen: die Ausrottung des Constitutionalismus und der nationalen Einheitsstrebungen; ein System hat er dabei übrigens nicht, Polizeispionage ist die von ihm aufgewendete Hauptkunst. Die Jahre 1814 und 1815 entschieden über die ganze Periode bis 1830. Italien hat bis dahin umsonst versucht gegen den Stachel zu lecken, den ihm der Wiener Congreß in die Seite gebohrt, auf welchem die Interessen dieses als eroberte Masse betrachteten Landes noch viel weniger als die irgend eines anderen vertreten und beachtet wurden. Die Früchte dieser Abmachungen, deren Reifen damals schon verkündet ist, sind nun vollends vor aller Welt aufgegangen: Knechtung Italiens ohne solide und bleibende Vortheile für Oesterreich. Uebrigens machten sich in dem unglücklichen Land alle Arten und Abarten der kopflosen Reaction geltend. Dazu spielt als Grundfactor in der Geschichte mit die altererbte Eifersucht der Provinzen gegen einander, durch die neue Zersetzung förmlich sanctionirt; am hef-

tigsten wirkt zufolge der Erfahrungen und Erinnerungen aus der abgelaufenen englischen Periode die nach völliger Unabhängigkeit verlangende Erbitterung Siciliens gegen das neapolitanische Festland. Bei der Trostlosigkeit der öffentlichen Verhältnisse gestaltete sich rasch eine förmliche Italia subterranea in den Geheimbünden, die alle, auch die Carbonaria nicht ausgenommen, höchst zweideutiger Natur sind und die besten Kräfte der Nation im Treiben der unlauteren Elemente verzehren.

Das **lombardisch-venetianische Königreich** hat als österreichischer Vasallenstaat keine eigene Geschichte; das einzige Gute, aber auch wirklich das einzige an dieser Fremdherrschaft war, daß sie den Schulunterricht in der Lombardei sich um Etwas besser entfalten ließ, als er im größten Theile des übrigen Italien stand. Daneben sollte eine gewisse Selbständigkeit angedeutet sein in den beiden Centralcongregationen zu Mailand und Venedig, die mit etwelchen Berathungs- und Vorstellungsrechten ausgestattet wurden. Wie viel aber dieser matt constitutionelle Anflug werth war, drückt Reuchlin witzig aus: „Diese Zwillinge blieben bis in ihr 32. Jahr, bis 1817, stumm, ohne Zähne, übrigens gutmüthig". Das einzige Lebenszeichen, welches die lombardische Congregation von sich gegeben, eine höchst loyale und unterthänige Petition um Abschaffung der größten Gebrechen in der Verwaltung, wurde vom Kaiser Franz ungnädigst vermerkt, die Petition gar nicht angenommen, sondern als Uebergriff hart getadelt. **Piemont** wird unter dem herzensguten Schwachkopfe Victor Emanuel sofort die sichere Beute der bornirtesten Schläfer und Wallfahrer; Aufhebung aller französischen Gesetze und Wiederherstellung alles alten Unsinns und Unrechtes, vollständige Versimpelung unter den fedeloni sind die in gutmüthiger Form anrückenden Folgen einer Restauration des Alten, die sich im **Modenesischen** unter einem halbverrückten Despotengenie viel bösartiger gestaltete. **Rom** stellte natürlich ganz unbedingt die Herrschaft und Verwaltung der Cleruskaste wieder her und ließ seinen geistlichen Verstand leuchten in der gründlichen und augenblicklichen Abschaffung alles aus der französischen Zeit Stammenden; selber die Straßenbeleuchtung und Pockenimpfung mußten fort! In der ganzen Restaurationsperiode bis 1830 hat der Kirchenstaat ein einziges öffentliches Werk von größerem Belang ausgeführt, während doch sogar **Neapel** Mehreres im Dienste des allgemeinen Nutzens vollendete. Im Uebrigen zeichnen die Regierung dieses

Landes jene büreaukratische Viel-regiererei und -schreiberei, die überall nicht blos bedrückend, sondern auch aussaugend wirkt, grundschlechte Verwaltung, Treu- und Rechtlosigkeit; das Grundeigenthum wird entwerthet, die Production geht rückwärts, und dafür ist die Landessteuer 1822 auf das Doppelte derer von 1813 gestiegen, natürlich, weil auch die Zinsen der Staatsschuld 1820 nach fünfjährigem Frieden von 800,000 auf 1,400,000 — 1,700,000 Ducati angewachsen waren. Die Reaction in Neapel hat Aehnlichkeit mit der französischen: der König durchs Alter gemäßigt und ruhesüchtig, die überköniglichen Fedeloni aber durchaus ins Fahrwasser des Alten zurückdrängend, daher ein folgewidriges, widersprechendes, doppelsinniges und vertrauenloses Regiment hier wie dort. Vollständige Ohnmacht nach Innen und Außen ist an der Tagesordnung: erniedrigten sich doch die beiden Regierungen bis zu einem förmlich stipulirten Abkaufen der Räuberbanden; konnten doch die italienischen Küsten gegen die nordafrikanische Piraterie nur durch die Schmach gerettet werden, daß die allergläubigsten Herrscher die Christensklaverei durch Tribut loskauften, bis erst die Engländer 1816 durch das Bombardement Algiers (Lord Exmouth) den Dey zu deren Abschaffung zwangen. Und doch erneuert Rom die alten hochmüthigen Ansprüche auf Weltherrschaft und will sie mit den immer neu gewetzten Waffen wiedererkämpfen; die erste derselben ist die eilige Wiedereinsetzung des Jesuitenordens, dessen Noviziat am 13. November 1814 schon eröffnet wurde.

Es konnte nicht anders kommen, in wenigen Jahren mußte die Revolution reif sein; sie brach annähernd gleichzeitig in Piemont, Neapel und Sicilien aus und bewährte sich nirgends. Im Juni 1820 platzt die Insurrection in Neapel; ihr Gang ist verworren und erbärmlich; die Annahme der spanischen Cortesverfassung von 1812 wird allseitig feierlich beschworen. Ein mit Abscheulichkeiten begleiteter Aufstand in Sicilien, das sich unabhängig machen will, wird unterdrückt. Einrücken der Oesterreicher unter Frimont, Niederlage W. Pepes und seiner schlechten Milizen zu Rieti im März 1821, Wiederherstellung der alten Ordnung durch den meineidigen König, unbändige Acte der Rache und Furcht, viel ärger als nach 1815: Alles folgt sich rasch auf dem Fuße. Der Troppauer und Laibacher Congreß sind es, die den heillosen Grundsatz der Intervention zum Schaden der kleinen Staaten und zum vollständigen Ruin der Volksfreiheit aufgestellt

haben. England, darüber erbittert, tritt aus dem Bunde mit den nordischen Mächten und zieht sich von da an überhaupt mehr und mehr in seine Isolirung zurück — steigende Abwendung von den Fragen der europäischen Continentalpolitik; doch spielt es da noch die matte Rolle einer nichtssagenden Neutralität. Nach Unterdrückung der Revolutionen wird die Geschichte noch trauriger als zuvor; Oesterreichs ausgebildetste Präponderanz, grausame Nachescenen, Verfinsterung und allgemeine Depriмation bleiben zurück. Colletta zählt im Jahre 1822 800 gefallene Opfer des Liberalismus, alle den passiven Muth des Sterbens für die Sache in vollem Grade beweisend, während derjenige des offenen, disciplinirten Kampfes diesem Volksstamm abgeht.

Man kann nicht genug betonen, daß die ganze reactionäre Diplomatie an den Congressen von Troppau und Laibach in erster Linie mit verantwortlich ist für die Schmach der meineidigen Politik des Königs von Neapel, indem sie durch ihre Haltung diesen Meineid provocirte, was dem grauen Sünder den unendlich leicht genommenen Treubruch noch leichter machte.

Fremdherrschaft, Zersplitterung und ein Despotismus, der, in sich fast immer ohnmächtig, bald durch die weltlichen und geistlichen Feudalgenossenschaften sich regieren ließ, bald nach Demagogenweise auf Lazzaroni und Räuber gestützt eine pöbelhafte Färbung annahm und nie eine andere Lebenskraft bewies als die, alle gesunden Elemente nationalen Lebens im Keime zu ersticken und alle gebildeten Classen niederzudrücken, haben die einzelnen Staaten Italiens — Rom, Neapel und hier vor Allem Sicilien, die kleinen Staaten mit einziger Ausnahme von Toskana, gewisse Theile von Sardinien und ganz besonders die Insel, österreichisch Italien; was bleibt da noch? — so unbegreiflich hinter dem Strome der allgemeinen Civilisation zurückgehalten, daß vor dem Gedanken der möglichen Auferstehung zur Freiheit derjenige einer strengen Erziehung zur Cultur und zum öffentlichen Leben, am Besten unter einheimisch-einheitlicher Hand, wenn selbst absolutistisch, als Nothwendigkeit sich aufdrängen mußte, und man muß die unerschöpfliche Lebenskraft einer Nation bewundern, die es angesichts dieser Masse von Sinnlosigkeiten nur zu den Anfängen gebracht, in denen sie sich jetzt abmüht. Selber von den reactionären Fürsten nach 1815 waren übrigens die wenigsten persönlich grausam oder nur bösgesinnt, aber Schwäche, Schlaffheit, Thorheit, unsicheres Schaukeln, Planlosig-

keit und Zweizüngigkeit machten die ererbte Elendigkeit der Rechts- und Verwaltungszustände zu fast tödtlichen Wunden. Vor Allem ist die unsinnige Staats- und Volkswirthschaft der Krebs dieser Reiche, und noch jetzt läßt die heillose Kluft zwischen dem popolo grasso und minuto nur sehr schwer einen gesunden nationalen Kern als Vermittler aufkommen. Für einmal waren noch alle auf constitutionelle Ordnungen einer-, auf einheitliche Unabhängigkeit andererseits abzielenden Unternehmungen in dem begrifflosen und gespaltenen Volke verfrüht, und die unglücklich stürmenden Märtyrer aus den gebildeten Classen fanden noch keinen Rückhalt an einem erst langsam aufwachenden staatlichen Begriff und Bedürfniß in den Massen.

Uebrigens — welch eine wahrhaft komische Musterkarte aller retrograden Restaurationssorten, vom bornirt clerikalen zum rein weltlich diplomatischen, vom brutal militärischen zum gutmüthigen und stumpfsinnig willenlosen Despotismus!

---

**Die Pyrenäenhalbinsel.** Spanien. Es sind die Anstrengungen des Kampfes gegen Frankreich, die fruchtlos theuren Versuche zur Unterwerfung der amerikanischen Colonien und sechs Jahre eines tollen Mißregimentes unter dem schmachvollen Ferdinand VII., welche Spanien bis zur Revolution von 1820 unsäglich heruntergebracht und das isolirt erstorben gebliebene Land der neuen Cultur noch vollends entfremdet haben.

Die Reaction geht in Eilschritten vor, und Englands schwache Politik läßt dieses Land wie Sicilien im Stich. Schon 1814 protestiren die „Perser" gegen die Cortesverfassung vom Jahre 1812, was der König wohlgefällig aufnimmt. Er verwirft dieselbe sofort, erklärt alle Handlungen der Regentschaft für ungesetzlich, läßt ihre Mitglieder und einzelne der Cortes einkerkern, löst diese auf und schickt alle in der französischen Zeit in Aemtern gestandenen Familien und alle irgendwie Verdächtigen in die Verbannung. Im Uebrigen macht er allerdings Versprechungen im Sinne der Zeit, hält aber nicht eine einzige und stellt dagegen alle verrosteten, von den Franzosen abgeschafften Einrichtungen wieder her: Inquisition und Folter, geheime Polizei, Jesuiten und Mönchsklöster blühen auf, dagegen bleibt der Wohlstand wie gewohnt daniederliegen oder sinkt vielmehr noch tiefer:

die von 1814—19 unter den schlechtesten Bedingungen gemachten Schulden werden auf 2 Milliarden Realen berechnet. Von Anfang an geht der Kampf der Serviles und Liberales, zwischen denen die Mittelpartei der Aniellos ohnmächtig steht. Allgemeine Lähmung ist die Frucht des sauberen Regimentes: der Handel stockt, die Finanzen zerfallen, die südamerikanischen Provinzen reißen sich los, und die Expeditionen zu ihrer Unterwerfung erschöpfen die letzte Kraft des Landes. Charakteristischer als Alles für den trostlosen Zustand ist die Masse der nur Verderben bringenden Verschwörungen und Soldatenaufstände, die alle bis auf die letzte niedergedrückt werden: schon 1814 Erhebung der beiden Minas, 1815 des Generals Porlier, 1817 Aufstand Valencias, von Elio in seiner gewohnten barbarischen Weise unterdrückt, Empörungen in Aragonien, Galicien, Asturien und Catalonien. Ebenso bezeichnend ist es, daß von 1814—20 nicht weniger als 130 Ministerveränderungen vorgenommen werden. Endlich explodirt mit dem ersten Jahrestag von 1820 der Aufstand einer nach Amerika bestimmten, auf Leon bei Cadiz stationirten Heerabtheilung und nimmt rasch gewaltige Dimensionen an, weßhalb der König am 7. und nochmals am 9. März die Constitution des Jahres 1812 beschwört. Das Ministerium Martinez de la Rosa tritt ein und mit ihm eine kurz dauernde Periode von zeitgemäßen Umgestaltungen (Presse).

Die Revolution, mit dem Jahrestag 1820 gereift, vollzieht sich mit fast fabelhafter Leichtigkeit und selbst Reinheit; ebenso leicht, aber weniger rein, ist sie in dem haltlosen Volke sogleich untergraben und durch die Gegenrevolution wieder gestürzt worden. Daran tragen Alle Schuld, auch die Revolutionäre jener Tage. Zwischen die blutig reactionären Gelüste des elenden Königs und die revolutionär überstürzenden der clubbistischen Exaltados gestellt, vermochten die Moderados nicht lange das Staatsschiff im Gleichschritt zu lenken. Der Verlauf liegt wie in Südamerika nicht in Einzelnen, sondern wesentlich in dem Charakter des gesammten Volkskörpers begründet, dessen Natur kein gleiches und sicheres Vorschreiten möglich machte.

Der einzige kräftige, aber auch vergebliche Versuch zur Erkenntniß und Heilung wurde gemacht von dem ausgezeichneten Staatsmanne Don Jose Canga-Arguelles, der als Finanzminister zuerst in einer den Cortes vorgelegten Uebersicht der Staats- und Kirchengüter

nachgewiesen hat, daß die letzteren mehr betragen als jene, der ferner in seinem „Memoria sobre el credito publico“ 1820 die trostlosen Finanzzustände des Reiches aufgedeckt und die Mittel zur Deckung des Deficits angegeben hat, das mehr als die ganze Einnahme verschlang. Unvollständig ausgeführt, helfen seine Vorschläge auch nur theilweis, und der constitutionell gesinnte Mann mußte weichen.

Die apostolische Partei, fanatisch katholisch und, falls das absolute Königthum ihr blindlings dient, auch absolutistisch, thut sich sogleich auf, stellt 1822 eine förmliche Streitmacht, meist aus Pfaffen, Schmugglern und Räubern, gegen die damalige Regierung ins Feld, errichtet eine oberste Regentschaft und unterstützt darauf die intervenirenden Franzosen. Schon vorher gelingt es ihrer aus denselben Menschenclassen componirten Junta, die retrograden Elemente in der Regierung soweit zu stärken, daß diese dem Volk neue Beschränkungen auflegen können, und auch nach Herstellung des absoluten Königs macht dieselbe Partei noch verschiedene Aufstände (der Pfarrer Merino als Guerillaführer) und löst sich dann beim Erbfolgestreit in die karlistische Fraction auf.

Auf dem Congresse zu Verona besprachen die europäischen Großmächte die Intervention, und im April rückt der Herzog v. Angoulême ein, neben dem das spanische Glaubensheer steht; der Restaurationskrieg geht einen raschen und für die Sache der Freiheit verderblichen Gang. Die constitutionelle Partei und ihre Strebungen fallen mehr und mehr aus einander; ohne Erfolg wird gegen die Eindringenden nur der kleine Krieg versucht, und schon am 24. Mai rückt Angoulême unter dem Jubel des Pöbels in Madrid ein. Was folgt, ist der alte Zustand mit neuen Verfolgungen, denen selbst die Mahnungen der Franzosen zur Mäßigung nicht steuern. Die Thatsachen (Mina's Erfolge) beweisen, daß einzig die völkerrechtlich verdammenswerthe Intervention und keineswegs seine eigene Stärke im Lande trotz der Glaubensarmee dem absoluten Königthum wieder aufzuhelfen vermochte; um so schwerer ist die Verantwortung für diesen Eingriff, das Meisterstück der perfiden Abmachungen am Veronaer Congreß.

**Portugal.** Es steht um Portugal, das von England ausgenutzte, nicht besser. Gervinus giebt nach den Quellen an, daß die Ausfuhr von 1808—19 auf 380 Millionen (statt 504 von 1796—

1807), die von Fabrik- und Manufacturwaaren auf 2 Millionen (von 94 in jenen Jahren) herabgesunken, die Industrie völlig verfallen und das Volk auch geistig und sittlich unglaublich verkommen war.

Die Geschichte ist in wenigen Strichen gefaßt: Nach Napoleons Fall erklärt der Prinzregent von Rio Janeiro aus Portugal und Brasilien als ein vereinigtes Königreich; 1816 stirbt die Königin Maria, Johann VI. aber bleibt in Brasilien und läßt die Regierung auch ferner durch den Engländer Lord Beresford führen. 1817 Verschwörung gegen dessen Regiment durch Freyre d'Andrade, sie mißglückt; 1820 Verbot der Freimaurerei und neue Verschwörung gegen die Engländer, geleitet durch Sepulveda und Antonio di Silveira; sie gelingt: Portugal wird als constitutionelle Monarchie erklärt, eine provisorische Junta bestellt und durch die Cortes von 1821 die Grundzüge einer Verfassung entworfen, die der König annimmt und zurückkommt. Widerstreit der constitutionellen und absolutistischen Partei, jene spaltet sich, und diese kommt obenauf. 1823 Gegenrevolution des Grafen Amarante, Aufhebung der Constitution und Einrichtung eines Schreckensregimentes unter dem Infanten Dom Miguel.

---

**Die Balkanhalbinsel.** Die Türkei war unter allen europäischen Staaten am wenigsten von der napoleonischen Welterschütterung berührt worden, und so hat auch die neue Staatenordnung weder in ihren inneren Kämpfen und Organisationsversuchen, noch in der äußeren Stellung irgend eine nennenswerthe Umgestaltung hervorgerufen; die Türkei hat eine Geschichte für sich, und diese bewegt sich blos in den Außen- und Nebenländern, die sich vom losen Körper abreißen.

Mehemed Ali in Aegypten gewinnt durch die von seinem Sohn Ibrahim Pascha vollzogene Unterwerfung der Wahabiten einen Theil Arabiens in seine Gewalt, unterwirft sich 1820—22 auch die Länder am oberen Nil, Nubien, Sennaar, Kordofan. Danach richtet sich sein ganzes Streben auf genügende Machterweiterung, um sich bei der ersten Gelegenheit von der Pforte unabhängig zu machen, und alle seine Maßregeln, auch wo sie culturtragend scheinen und es ohne die Ausbeutung durch einen Despoten sein könnten, haben den ausgeprägten Charakterzug, daß sie den orientalischen Despotismus durch

die Verwendung der europäischen Culturmittel aufs Höchste steigern und im äußersten Grade fruchtbar machen. Er führt seit 1821 den Anbau der Baumwolle im Großen ein.

Ali Pascha von Janina wird 1820 von Sultan Mahmud entsetzt und ein mehrfach wechselnder Krieg geführt, der den Ali schließlich im Februar zur Ergebung zwingt, worauf der als Freund und Feind gleich gefährliche und gefürchtete Mann gegen gemachte Zusage ermordet wird.

Serbien schließt nach neuem Aufstande des Milosch Obrenowitsch 1816 Frieden mit der Türkei auf Grund der unabhängigen inneren Verwaltung des Landes, worauf Milosch erst Präsident, dann Fürst des Ländchens wird.

Das Größte geschieht in **Griechenland**. Es giebt kein zweites Ereigniß in der politischen Geschichte des Jahrhunderts, welches gleich der Erhebung dieses immer von der Glorie der alten Welt umstrahlten Landes über den ganzen Erdtheil hin eine so mächtige regenerirende Wirkung getragen, welches eine so fliegende Begeisterung der Völker erweckt hätte, die gleich vom ersten Augenblick an der Griechensache wie sonst keiner entgegengetragen ward und so hoch wogte, daß sie sogar die Machthaber und ihre Rathgeber zwang, gegen die neuerdings gesteiften Glaubensätze und Interessen des revolutionsscheuen und freiheitsfeindlichen Monarchismus zu handeln. An die Spitze aller europäischen Griechenvereine stellte sich der fromme und aufopfernde Genfer Bankier Eynard, die Griechensache finanziell und politisch ungemein fördernd. Im schneidendsten Gegensatze dazu steht die Herzlosigkeit der Diplomatie, voran der russischen, welche gleich von Anfang, d. h. von Ypsilantis unberathenem Aufstandsversuch an in gewissenlosen Halbheiten gespielt hat; auf ihre Verantwortung fallen Blut und Elend der so lang entscheidungslos sich erneuernden Kriegszüge. Einzig die Metternich-Gentzische Politik hatte wenigstens den Vortheil, zu wissen, was sie wollte und mit ihren gewohnten faulen Mitteln verfolgte, nämlich auch diese „Revolution“ erbarmungs- und rücksichtslos verdammen und niedertreten.

Die Strebungen und Verwickelungen des vieldeutigen Tyrannen von Janina, seine Kämpfe einmal gegen die Christen (Suli), dann wieder mit ihnen, und die Angriffe der Pforte auf ihn selber waren

es, welche zuerst das Verlangen nach Freiheit zum leidenschaftlichen Bewußtsein des gesammten griechischen Volkes gebracht haben. Wenn auch die Begebnisse lange mit der ungeregelten Gewalt entfesselter Naturereignisse durch einander wogten, das Ziel wenigstens war vom ersten Augenblick an klar und bewußt; der Kampf aber trug gleich vom Anfang an auf beiden Seiten, auf griechischer nicht minder als auf türkischer, den Charakter eines barbarisch blutigen, eines vernichtenden Volkskrieges.

Der Tod des Hospodars der Wallachei im Februar 1821 brachte den Aufstand vorzeitig zum Ausbruch; doch hier wie auf dem Boden der Moldau ward er im gleichen Jahre niedergedrückt, aber nur um im Frühling desselben Jahres zugleich auf Morea und den Inseln loszubrechen; bereits 1822 und 1823 ist er wegen eingerissener Anarchie wenig glücklich, und Erfolg hat nur die griechische Flotte unter Miaulis. Das erste Ereigniß von großem Rückschlag zu Gunsten der Griechen ist im October 1821 der Fall von Tripolitsa, ungefähr von derselben Bedeutung wie später zu Gunsten der Türken derjenige des heroischen Missolunghi.

Der Grundzug der ersten Kriegsjahre ist der von wilden und zersplitterten Einzelkämpfen und Häuptlingsparteiungen und ein für jede organisirende Thätigkeit verderbliches Ankämpfen der beiden Parteien einer bürgerlichen und einer soldatischen Oligarchie gegen einander, diese den alten Klephtenkrieg der räuberischen Capitäne führend.

---

**Das spanisch-portugiesische Amerika.** Die ersten Restaurationsjahre erstreckten ihren weitgreifenden und schwer aufzuwiegenden Rückschlag selber auf den Kampf der spanisch-südamerikanischen Colonien, die während dieser Zeit (bis 1817) mit einer einzigen Ausnahme wieder vollständig unter das Mutterland gebeugt wurden. Blos von den äußersten Punkten aus ward hernach diese Gegenrevolution wieder erfolgreich bekämpft. Rasch und besonders kräftig erhebt sich dagegen wieder der Norden von Südamerika. Eine der kühnsten und entscheidendsten Kriegsthaten ist auf diesem Boden Bolivars Feldzug in Venezuela Juni bis August 1814, der erste, vielleicht größte, jedenfalls reinste Lorbeer des „Befreiers“. San Martins kühner Marsch über die Cordilleren und die blutige Schlacht bei MayPu (April 1818)

führen die Befreiung Chiles herbei. Das noch entscheidendere und großartigere Ereigniß ist Bolivars Andenübergang in Columbien Juni 1819, den man wohl als den Hauptwendepunkt des ganzen südamerikanischen Krieges bezeichnen kann. Seine siegreiche Schlacht bei Carabobo Juni 1821 (wo Paez und das englische Bataillon entscheiden) begründet die Unabhängigkeit Columbiens, welche die Schlacht am Pichincha, ein Act aus Sucres Feldzug in Quito, dem glänzendsten und erfolgreichsten von allen, vollendet. Diese Zeit, von 1821 auf 1822, ist überhaupt die Wendeperiode in den Schicksalen des südamerikanischen Kampfes; sie begründet zugleich die Unabhängigkeit Neuspaniens und Perus und spricht diejenige Centralamerikas aus. Den vollständigen Abschluß bildet im December 1824 Sucres Schlacht bei Ayacucho, die ihm einen neuen Lorbeerkranz windet. Durch ihre unmittelbare Folge, die Befreiung Oberperus, ist der Sieg über die spanischen Waffen unwiderruflich vollzogen.

Centralamerika proclamirt nach mehrfachen, immer wieder unterdrückten Aufständen im September 1821 seine Unabhängigkeit und beruft aufs folgende Jahr einen Congreß. Ueber den Streit, ob man sich Iturbides mexicanischer Monarchie anschließen wolle, entsteht ein Bürgerkrieg, in welchem der mexicanische General die Vereinigung mit Mexico erzwingt, dann aber nach Iturbides Sturz einen Congreß beruft zur selbständigen Constituirung Centralamerikas, und dieser proclamirt 1823 die fünf Staaten Guatemala, San-Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa-Rica als Republik der Vereinigten Staaten Centralamerikas.

In Mexico hatte die Milde des Vicekönigs Apadaca seit 1816 für einstweilen die Ruhe wiederhergestellt; der Congreß löste sich auf, und der jüngere Mina fiel. 1818 brachen aber in Texas neue Unruhen aus, in Folge deren sich Anfangs 1819 diese Provinz unabhängig erklärt. Don Augustin de Iturbide, zuerst dem Vicekönig dienstbar und von demselben in die Verhältnisse des Landes eingeweiht, seit 1821 aber den Insurgenten genähert, giebt noch in demselben Jahre das Zeichen der zweiten mexicanischen Revolution. Im Mai 1822 besteigt er als Kaiser Augustin I. den Thron, versteht aber den Staat nicht zu ordnen und die widerspenstigen Parteien oder die Generale nicht in Zaum zu halten; deßhalb dankt er 1823 ab, kehrt 1824, obschon geächtet, zurück und wird unverweilt erschossen.

Die portugiesische Colonie Brasilien giebt erst 1817 Zeichen der Gährung, ein in Pernambuco ausgebrochener Aufstand wird der Vorläufer größerer Dinge. Die 1820 in Portugal erzwungene Constitution muß im Februar 1821 der Kronprinz für sich und seinen Vater Johann VI. auch für Brasilien beschwören, worauf der alte König, des Landes und der Wirren müde, nach Europa zurückschifft. Die portugiesischen Cortes weisen die brasilianischen Deputirten zurück und wollen das Land absolut als abhängige Colonie behandelt wissen. Deßhalb erhebt sich dieses, die Deputirten sprechen 1822 seine Unabhängigkeit aus und übertragen die Kaiserwürde dem seinen Interessen freundlich gesinnten Dom Pedro. Die Minister Brüder d'Andrade, bestrebt, die republikanische Partei mit der portugiesischen zu verschmelzen, was nicht gelingt, greifen gegen jene zu Gewaltmaßregeln; das führt zu ihrem Rücktritt, und die portugiesischen Truppen werden zur Einschiffung gezwungen. Die inneren Zwistigkeiten und Reibungen zwischen den Portugiesen und Brasilianern dauern aber fort und führen zu mehrfachen Gewaltacten.

Im ganzen spanischen Amerika drang, als es befreit war, die republikanische Regierungsform durch; entscheidend für den Sieg dieser Staatsform war die durch Rivadavias europäerfreundliche, unter den schwierigsten und monarchisch tendirenden Verhältnissen durchgeführte Achtung, Ordnung und Ruhe des republicanischen Staatslebens in Buenos Ayres. Einzig in Paraguay gelang es einem energischen Kopfe, für den Anfang diejenige Regierungsform durchzuführen, welche für die südamerikanischen Völkerschaften im Ganzen die richtige und fördernde hätte werden können, bis sie reif geworden wären, sie wieder abzuschütteln, die absolutistische Dictatur. Dr. Francia, 1817 auf Lebenszeit ernannt, errichtet eine erleuchtete Tyrannis, welche die Spanier und die Geistlichkeit schonungslos verfolgt und übrigens das Land hebt, den Gewerbsfleiß und Anbau emportreibt, später sich grausam zuspitzend freilich auch die Fremden ausschließt.

---

Weitaus weniger bedeutsam oder umgestaltend ist die politische Geschichte von **Nordamerika**. In der Union ist das Streben herrschend, die Wunden des englischen Krieges zu heilen; Canalanlagen und die Errichtung einer tüchtigen Marine sollen den Verkehr heben; 1815

wird mit England auf Grund gleicher Rechte ein Handelsvertrag abgeschlossen. 1816 wird Monroe Präsident, der 1823 die weittragende Monroedoctrin aufstellt, welche die Eingriffe des europäischen Monarchismus in den amerikanischen Republikanismus entschieden zurückweist. Streitigkeiten mit Spanien in Folge von Indianereinfällen und deren Züchtigung führen 1819 zu dem Schluß: Abtretung der beiden Florida an die Union um 5 Millionen Dollars; ihre Erwerbung fällt 1822. 1816 tritt Indiana als Staat ein; 1817 wird Mississippi, 1818 Illinois und Alabama, 1820 Maine, 1821 Missouri selbständiger Staat. Macht und Ansehen der Unionsregierung werden gehoben, und die Gebietserweiterungen sind sehr bedeutend. 1817 werden alle directen inneren Abgaben und Taxen aufgehoben, weil bereits durch die Zoll- und Posteinkünfte in Folge des mächtig gestiegenen Handels und durch den Ertrag der verkauften Ländereien die öffentlichen Ausgaben sich bestreiten lassen. Die Handelsstockung von 1817 bis 1821 führt eine gedrückte Zeit, Bankerotte und Noth herbei.

Seit dem Gouverneur Dalhousie und dem im englischen Parlament 1822 gestellten Antrag auf Wiedervereinigung der beiden getrennten Provinzen von Ober- und Untercanada brechen bittere Klagen der französischen Canadier aus über Bevorzugung der englischen Interessen und vielfachen Druck.

---

Weniger unerquicklich als die der Staaten ist die minder laute aber nicht minder gewaltige Geschichte der Gesellschaft. Allerdings ist hier ein ähnliches Wogen wie dort und dasselbe Ankämpfen auf zwei Marschlinien, deren eine ebenso radical rückwärts stürmt wie die andere vorwärts, doch wird die Bewegungssphäre der ersteren immer enger. Zwar nehmen die äußersten Umgestaltungsideen der Gesellschaft nur in wenigen Zukunftsköpfen bestimmte Gestalt an, schießen weit übers Ziel hinaus und berühren, vorerst bloßes Befremden weckend, die factische Gestaltung der Gesellschaft noch in keiner Weise; aber schon das bloße Auftreten der socialen Systeme ist eine nicht mehr aus der Geschichte zu streichende Thatsache ganz neuen Gepräges und hohen Belangs, und sie werfen einen Sauerteig in die Köpfe und Herzen, dessen Gährungsproceß noch lange nicht vollendet ist und — man

schlage die unmittelbar factische Einwirkung und Anwendbarkeit so gering an, als man will; man denke über die Stichhaltigkeit der Theorien, wie man will — ein mächtiges und nie mehr auszumerzendes Element zu der versuchten Neubildung der Gesellschaft herzugetragen hat. Speculation allerdings wird das Meiste sein, was uns in diesem Kapitel zu beschäftigen hat.

---

## Dritter Abschnitt.

# Sociale Erscheinungen und Speculationen.

---

Das Ständeverhältniß regelt sich mehr und mehr im Sinne des durch die Revolution gegebenen Anstoßes. Die adelig-hierarchischen Machinationen in Frankreich führen allerdings zu vorübergehender Herrschaft dieser Classen, aber keineswegs mehr zu bleibenden Errungenschaften für sie. In Deutschland aber beseitigen die neuen constitutionellen Staatsformen wenigstens einen Theil der Adelsprivilegien.

Uebrigens ist — Zeichen einer schlechten Zeit — die ganze Gesellschaft von geheimen Verbindungen unterwühlt:

Die Carbonari, weit verzweigt, treten in Italien 1820 zuerst aus ihrer Verborgenheit heraus. Auch verbinden sich mit ihnen jetzt die seit der Restauration in Frankreich auftauchenden Gesellschaften, ja nach der Niederlage der Revolution auf dem neapolitanischen und piemontesischen Boden wird Paris geradezu Mittelpunkt der nun mehr französisch sich färbenden Carbonaria, die sich bis zum Ausgange des französisch-spanischen Krieges und dem Umsturze der Cortesverfassung ganz besonders thätig erwies. — Seit 1817 bestehen in Polen der patriotische Verein, die Bünde der Sensenträger, der Strahlenden, der Philareten und Templer, alle mit ausgeprägt nationalem Charakter. Ihre theilweise Entdeckung hat die Verschmelzung im patriotischen Verein zur Folge, der sich mit dem im südwestlichen Rußland aus[illegible] n Geheimbund in Verbindung setzt. — Im Süden und Westen [illegible] nach der Restauration die Geheimbünde entschieden

politischen Charakter an und setzen sich als Ziel: Sturz der herrschenden Reactionspartei und Einführung neuer, freierer Verfassungsformen. Die Communeros oder, nach einer Reminiscenz aus Karls V. Zeit, Söhne des Padilla sind eine 1821 aus der Freimaurerei und der auch hier eingedrungenen Carbonaria hervorgegangene geheime Gesellschaft, die zu Madrid ihre leitende Junta und daneben in jeder Provinz ihre Provinzialmorindad hatte und 1822 40,000, in der Zeit ihrer größten Blüthe 70,000 Ritter gezählt haben soll. Ihr erstes Haupt war Ballesteros, ihre radicalen Tendenzen Verwirklichung der Volksherrschaft, Freiheit und Gleichheit. Mit den gemäßigten Freimaurern verbanden sie sich noch einmal gegen das zweite und dritte Ministerium nach Herstellung der Cortesverfassung, schieden sich aber bald wieder von ihnen und ihrem Ministerium San Miguel und setzten das Ministerium Florez d'Estrade durch. Verfolgt, verloren sie sich nach der zweiten Restauration. — In Frankreich treten Verbindungen unter verschiedenen Namen auf, zunächst im Interesse der Napoleonischen Dynastie, hernach zur Vertreibung der Bourbons. Alle verschmelzen sich nach und nach mit der Carbonaria. — In Deutschland ist die wesentlichste ein aus der allgemeinen Burschenschaft hervorgegangener Jugendbund.

Wollen diese Verbindungen radical vorwärts, so geht ein ebenso starker Zug radical rückwärts. Er stützt sich natürlich auf die Geistlichkeit, unter Anderem auf die Mönchsorden, die man da und dort, wenn sie in der Revolutionsperiode erloschen waren, wiederherstellt, wie z. B. 1822 im Neapolitanischen den Camaldulenserorden. Er benutzt als Werkzeug ferner die Mission. Katholischerseits treten schon 1815 in Frankreich die Missionspriester zusammen, und 1822 bildet sich in Lyon der Xaveriusverein zur Verbreitung des Glaubens. Den Obscurantismus auf deutschem Boden bezeichnet die Blüthe der Wunderkuren des Bauern Martin Michel und des Prinzen Leopold von Hohenlohe. Evangelischerseits tritt in Hamburg, dem continentalen Hauptbetriebsplatze, die niedersächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften zusammen. In England besteht seit 1818 eine Missionsgesellschaft fürs feste Land, seit 1819 eine inländische. 1816 wird die größere Missionsschule in Basel eröffnet, 1823 der Berliner Missionsverein bestätigt. In Amerika thun sich baptistische, methodistische und presbyterianische Missionsgesellschaften auf. Exclusiv der Heidenbekehrung wenden sich seit 1808 die anglo-chinesische Mission und seit

1818 das anglo-chinesische Collegium in Malakka zu. 1819 giebt es 439 Missionäre, von denen die Mehrzahl der Brüdergemeinde angehört, 1824 sind es bereits über 500. — In der Union entsteht in Folge der Unduldsamkeit der orthodoxen Parteien eine selbständige unitarische Kirche (Unitarian Congregation). Uebrigens bahnt sich auf kirchlichem Boden Eine hocherfreuliche, aber leider von der Zeit nicht acceptirte Thatsache an: Friedrich Wilhelm III. von Preußen, angeregt durch Friedr. Sam. Gottfr. Sack, arbeitet mit Energie an der Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen; zu diesem Zweck erläßt er zur 300jährigen Jubelfeier der Reformation einen Aufruf und bringt 1822 mit Einführung der neuen Agenda das Unionswerk zum vorläufigen Abschluß. Doch hat es weder Halt noch Dauer; der auf allen Gebieten überherrschende autoritätssüchtige Geist, das angestrebte Conserviren des historisch Ueberkommenen leiten von dem edlen Versöhnungswerke zurück zum unduldsam gewordenen Geiste des alten Lutherthums, und die starre altlutherische Orthodoxie trägt den Sieg davon über die neuzeitliche Toleranz.

Für Abschaffung der Sclaverei wird lebhaft fortgewirkt: 1816 werden in London Unterhandlungen gepflogen zwischen Oesterreich, Preußen und Frankreich, in denen das letztere für sofortige Aufhebung des Sclavenhandels auftritt. Spanien verspricht seine Beseitigung vom Mai 1820 an und wird entschädigt, Portugal von Anfang 1823 an, doch geht der schmähliche Handel noch später unter seiner Flagge. 1816 stationiren die Engländer auf Sierra Leone eine Escadre, welche die Sclavenschiffe, vornämlich spanische und nordamerikanische, aufheben soll. In Nordamerika wird 1818, als das Territorium Missouri sich zur Aufnahme als Staat meldet, die Frage, ob in einem neuen Territorium oder Staate die Sclaverei eingeführt werden dürfe, der unversöhnliche Zankapfel der Parteien, und die so gut wie erloschene Abolitionistenbewegung, die nur noch in einzelnen religiösen Secten und in einer Monatsschrift fortlebt, regt sich noch einmal im Missouricompromiß. 1816 tritt in England Wilberforce nach Lord Percys Vorgehen für vollständige Emancipation der Neger auf (Negerbill), vorerst noch ohne Erfolg; 1821 übernimmt die parlamentarische Leitung der Aufgabe Buxton, der eine große Verbesserung des Zustandes der Negersclaven erzielt. Derselbe, durch seine Verwandte Elisabeth Fry ins Interesse gezogen, strebt auch lebhaft Verbesserung

des Gefängnißwesens an, für welche 1816 eine besondere Gesellschaft zusammentritt.

Die Wohlthätigkeit verfällt betreffend Unterstützung der Armen auf eine neue Idee, die sich jedoch nicht bewährt hat; es sind dies die Armencolonien. Sie werden nach dem Vorgange des Freiherrn v. Voght und des Herzogs v. Larochefoucauld zuerst von dem holländischen General van der Bosch 1818 im Großen durchgeführt; dieser gründet die Ackerbaucolonie Fredericksoord an der Drenthe, und das Beispiel findet Nachahmung in Belgien, doch gedeihen alle diese Unternehmungen nicht.

Von wesentlich dem Leben dienenden (technisch-landwirthschaftlichen) Unterrichtsanstalten stehen auf: Seit dem Nothjahre 1817 die ersten technischen Klöppelschulen im sächsischen Erzgebirge; 1819 eine Landwirthschaftsgesellschaft und Landbauschule in Moskau; 1821 das Gewerbeinstitut in Berlin; 1822 die polytechnische Lehranstalt in Augsburg; nach deutschem Beispiel 1820 zu Paris eine Ecole spéciale de commerce et d'industrie. — Am verdientesten um das Fach, sein bedeutendster Schriftsteller, praktisch wie theoretisch gleich genau mit ihm vertraut ist Joh. Gottlieb Koppe. Seine Anleitungen und Unterweisungen zum Landbau gelten jetzt noch als vorzüglich, und schon sein erstes einschlagendes Werk von 1821 hatte trefflichen Erfolg. Er führte zu Möglin die Zucht der Merinos ein und leitete mit Anderen 1814—1824 eine landwirthschaftliche Zeitschrift.

Das Unterrichtswesen wird bereichert durch zwei neue pädagogische Verfahren: Ins zweite Jahrzehnt fällt das Auftreten der Hamiltonschen Sprachmethode, nach welcher der englische Kaufmann Hamilton († 1831) seit 1815 in New-York und anderen amerikanischen Städten, seit 1823 in England lehrt. Die Grundlage bilden die alten Linearübersetzungen. Das Ganze wird ein unverstandenes Puppenspiel, das die fremde und die Muttersprache mit einander sinnlos verderbt, um eine oberflächliche Sprach- und Schreibdressur zu erzwingen. Es ist ein den Organismus zerfetzendes Analysiren, das dem Schattenspiel einer oberflächlichen Congruenz alles wahrhaft geistige Verständniß opfert. Unsinnig ist, das Griechische mit Uebersetzung der Odyssee ohne grammatische Vorkenntniß zu beginnen.

Der Franzose Jean Jacotot aus Dijon († 1840) tritt 1818 mit seiner eigenthümlichen Unterrichtsart, der sog. Universalmethode,

hervor, die gewisse Berührungspunkte mit der obigen hat. Er baut auf folgende Fundamentalsätze: Wer Etwas fest will, der kann es. Der menschliche Geist kann sich selber unterrichten ohne Lehrer. Die Geistesanlagen sind bei Allen gleich. Man muß Etwas lernen, woran man das Uebrige hernach knüpfen soll. Unterrichten aber kann man auch in dem, was man selber nicht weiß. Unausgesetzte Uebung und Stärkung des Gedächtnisses ist die Hauptsache. — Der am weitesten ausgebildete Sprachunterricht beruht ganz auf dem Memoriren und Analysiren, wobei der grammatische Unterricht, auf eine sehr kurze und bestimmte Grammatik gestützt, sobald als möglich mit dem stylistischen Hand in Hand zu gehen hat. Die Methode läßt sich übrigens gleicherweise auf andere Fächer anwenden.

Auch Jacotot hat das Streben, den Geist möglichst allseitig auszubilden, zu bethätigen, zu kräftigen und der Herrschaft über die materielle Natur fähig zu machen; darin stimmt er mit Pestalozzi zusammen, mit dem er sonst keinen Zug gemein hat. Jacotots Methode, obgleich von ihm und seinen geschickten Nachfolgern zuweilen mit vielem Erfolg angewendet, ist darum nicht minder gleich derjenigen des Engländers wieder eine Sinnlosigkeit der neueren Pädagogik, der Absolutismus des Weiseseinwollens, verbunden mit einem heuristischen Zerrbild: Lateralversion, Auswendiglernen von Grundtext und Uebersetzung, Herausfinden des Wortsinnes und der Wortform mit einander, in Allem Reflectiren über Alles.

In Preußen stellt 1819 der Unterrichtsminister Freiherr v. Altenstein in seinem Gesetz über den gesammten Volksunterricht die allgemeine Schulpflichtigkeit als Grundsatz auf. In Dänemark führt Jos. Nicolai Abrahamson besonders thätig den wechselseitigen Unterricht ein.

Die körperliche Ausbildung durchs Turnen wird eine förmlich politische Frage. 1816 erscheint von Jahn und Eiselen „Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze", Norm geworden für die Leitung derselben. 1818 und 1819 entstehen große Turnstreitigkeiten für und wider, und 1819 wird über fast ganz Deutschland hin Schließung der Turnplätze verhängt. Klias führt das Turnen in der Schweiz ein.

Soweit für den Stand des großen Finanzganges das Bankwesen ein Wegzeiger ist, weist es folgende Daten auf:

Die Bank von England läßt nach 1815 die Bankrestriction (Nichteinlösung) bis 1818 und dann noch ein Jahr länger fortdauern, erhöht 1816 ihr Capital auf 14,533,000 Pfund, für welche Erlaubniß sie der Regierung 3 Millionen borgen muß, so daß das unverzinsliche Darlehen nun 14,686,800 Pfund beträgt. 1819 wird festgesetzt: Baarzahlung in Goldbarren nach stufenweise sinkenden Preisen, von 1823 an in Goldmünzen des Königreichs und Einlösung der kleinen Noten bis 1825. Bezüglich seiner Staatsschuld geht zuerst England 1822 die seither vielfach wiederholte und nachgeahmte Finanzoperation des Amortissements ein. — Die preußische Bank in Berlin kann 1817 unter theilweise veränderter Verfassung ihre Operationen wieder beginnen. — Oesterreichische Nationalbank in Wien: In Folge der gänzlich erschöpften Staatsfinanzen nach dem Frieden mußten ganz neue Wege eingeschlagen, das Publicum interessirt und das Ausland beigezogen werden. Deßhalb ward 1816 mit den ausgedehntesten Privilegien die jetzt bestehende österreichische Nationalbank eröffnet, ohne daß man es doch höher als zur Zeichnung von blos der Hälfte der beabsichtigten Actien bringen konnte. Von 1817 bis 1819 dagegen stieg die Actienzeichnung so gewaltig, daß sie nach diesem Jahr eingestellt wurde. Das Ausbeuten des Escomptegeschäftes zum Nutzen einzelner privilegirter Bankhäuser beschränkt den wohlthätigen Einfluß auf die productive Industrie und den Provinzialhandel auf ein Minimum. Bank und Staatsfinanzen treten damit in ein Verhältniß der Dienstwilligkeit, so daß jene später ganz richtig als eine Gesellschaft von Staatsgläubigern definirt wurde, welche nebenbei Bankgeschäfte mache. — 1823 entstehen zu Brüssel eine Bank mit 50 Millionen fl. Fonds und eine allgemeine Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie; Handel und Industrie in Belgien steigen, aber auch die niederländische Staatsschuld. — Dänemark: Die auf einen durch Belastung des Grundeigenthums gewonnenen Fond 1813 gegründete Reichsbank wird 1818 in die Nationalbank von Kopenhagen, ein ausschließlich dänisches Privatinstitut, umgewandelt. — Irland: Erst 1821 wird im Einverständniß mit der Bank von Irland gestattet, 50 Meilen von Dublin weg Actienbanken zu errichten, jedoch unter wesentlicher Beschränkung ihrer Competenzen. 1822 wird die niederländische Bank mit 50 Millionen Fond und 1824 eine Handelsgesellschaft gegründet; doch genügen beide nicht, um den gesunkenen Handel zu heben. — Amerika hat seit 1814

außer den von je neben einander bestehenden privilegirten und nicht privilegirten Banken auch solche mit und ohne „Charters". 1816 wird in Philadelphia eine neue Bank der Vereinigten Staaten mit Privilegium bis zum März 1836 und fünfundzwanzig Zweigbanken in den bedeutendsten Städten der Union gegründet; Notenumlauf eine Reihe von Jahren zwischen 10 und 20 Millionen Dollars, Stand der Actien im August 1817 156. In Folge Anleihens der Bank zu 150 auf ihre eigenen Actien sinken diese gewaltig; sie erleidet schwere Verluste, und die Gläubiger werden ruinirt. 1819 fallen eine Menge Localbanken namentlich in den südlichen und westlichen Ackerbaugegenden, was ungeheures Elend erzeugt. — Als eigenthümliches Institut bleibt fortwirkend die preußische Seehandlungsgesellschaft, eine mit den heutigen Creditanstalten verwandte Erscheinung. Sie zieht 1815 die von Frankreich zu entrichtenden Contributionsgelder, 1818 die in England gemachte Anleihe ein und bildet bis 1819 einen Capitalfond von über 1 Million Thaler. Durch Cabinetsordre vom Januar 1820 wird sie als selbständiges Geld- und Handelsinstitut des Staates erklärt mit großen ihr übertragenen Functionen. 1823 macht sie das erste bedeutende überseeische Unternehmen nach Süd- und Mittelamerika.

Der erste Schritt zu freien Handelsgrundsätzen wird 1821 und 1825 in England gethan durch neue Gesetze: Annahme des Reciprocitätssystemes, wonach die hemmenden Bestimmungen der Navigationsacte gelockert und der Verkehr aller europäischen Nationen mit England auf gleichen Fuß gestellt wird. Die 1815 erlassenen Getreidegesetze werden bald als Maßnahmen, die zu Gunsten weniger großer Grundbesitzer die Interessen aller anderen Volksclassen gefährden, anerkannt und bekämpft. — 1814 bis 16 trifft England eine erste erschütternde Handelskrise, in Folge von schlecht berechneten Beziehungen zum Continent (Waarenüberführung).

Was während des Napoleonischen Eroberungstaumels keinen Platz gefunden hatte sich zu äußern, was aber als Frucht der Revolution im Stillen angewachsen war: die Lehre von einer nothwendigen Neugestaltung der Gesellschaft, das reifte in der thatlosen Stille der Reactionszeit nun vollends zum systematischen Theorem aus — die Zeit der socialen Theorien ist da. Die sociale Frage ist so alt wie die Welt; aber der mächtige Unterschied ihres Auftretens in unserem Jahrhundert gegenüber allen früheren ist dieser: früher trat

die Regelung der Gesellschaftsverhältnisse immer nur neben und mit anderen, nie dominirend auf, sie wurde nie das Räthsel der Zeit; heute wird sie mehr und mehr zur überherrschenden Macht und strebt durch sich und um ihrer selbst willen die Geschichte zu gestalten.

Die zwei Länder, in denen das Unheil und die Uebel des gesellschaftlichen Lebens in den massenhaften Erscheinungen und mit dem drängendsten Gewichte zu Tage treten und gewaltsam ihre Erledigung fordern, sind England und Frankreich. Darum sind sie auch die Geburtsstätten origineller socialer Systeme geworden, deren consequentestes und durchgebildetstes der Fourierismus ist, mit dem St. Simonismus auf französischem Boden erwachsen und ungefähr gleichen Alters.

Charles Fourier, 1772 zu Besançon geboren, ist wider Willen in den Handel gesteckt worden, Correspondent eines nach Amerika Geschäfte machenden Hauses geblieben und hat in dieser untergeordneten Stellung trotz ganz anderer Gedanken und Strebungen treu ausgeharrt bis an seinen Tod im October 1837. Sein bekanntester Schüler ist Considérant, der uns in seinem Werk: „Destinée sociale, exposition élémentaire et complète de la théorie sociétaire 1834—1836“ die vollständigste Auseinandersetzung der Strebungen dieser Schule gegeben hat.

Fourier sah in dem Geiste des commerciellen Systems die Lüge und das dem Gemeinwohl verderbliche Monopol ausgebildet und hatte darum geschworen, das ganze Verkehrssystem umzuwälzen. Die Grundzüge seiner Lehre, die sich kurz als die der Industrie attrayante et passionnée bezeichnen läßt, entwickelte er schon 1808 in der Schrift: „Théorie des quatre mouvements“; am ausführlichsten aber ist sie abgehandelt in seinem Hauptwerk, dem Traité de l'association domestique-agricole 1822. Seine Sprache ist schwerfällig, oft dunkel, die Terminologie selbstgeschaffen; neben höchst geistvollen Partien stehen die allerwunderlichsten Seltsamkeiten und kosmischen Albernheiten. — Ausgangspunkt ist ihm die allgemeine Uebereinstimmung und Einheit des Menschen mit dem Weltall, dann die Idee der Zweiheit desselben aus einer unsterblichen Seele und einer unendlich sich gestaltenden und wiedererzeugenden Materie. Das ganze Weltall ist eine fortschaffende Association, deren Mitarbeiter alle die Sonnen und Planeten sind nach ihren eigenthümlichen Neigungen und Fähigkeiten. Die Erde wird 40,000 Jahre zu- und ebenso lange abnehmen; für

sie ist das schaffende und providentielle Wesen die Gesammtheit der Menschen, in welcher der Werth jedes einzelnen Individuums nur durch die Verbindung mit anderen bedingt ist. Die Menschenseele zweit sich in die Leidenschaften, die Triebfedern aller Thätigkeit, und in die den Leidenschaften innewohnenden Fähigkeiten. Der Körper ist das bloße Werkzeug der Seele. Einseitige Ausbildung und Geltendmachung der Leidenschaften brachte das Uebel in die Welt, von dem alle Lebensrichtungen gleich sehr betroffen sind: Religion, Wissenschaft, Gesetzgebung und Politik. Aufgabe der Menschheit ist die Herstellung der gesellschaftlichen Harmonie, erfüllbar nur durch die Ausbildung der in den Menschen liegenden mannigfaltigen Triebe und Leidenschaften, sowie durch Gruppirung und Verbindung der Individuen für die verschiedenen Arten der Thätigkeit, nach Maßgabe der bei ihnen hervortretenden, theils sich anziehenden, theils contrastirenden Neigungen. Als Basis steht sonach der Satz: Die Leidenschaften sind die Träger der Fähigkeiten, die Anerkennung und Entwicklung der ersteren bedingt sonach die zweckmäßige Ausbildung und Anwendung der letzteren. Der für die Gesellschaft geborne Mensch ist sogleich in die entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu versetzen, daher die gewöhnliche Familienerziehung und das Rousseausche Isolirungssystem gleich verwerflich. Es sind Erziehungsanstalten zu gründen für 3—500 Kinder, die in zwei Hauptclassen zerfallen: Weichere oder mildere Charaktere und mehr thatkräftig-ausdauernde. Nach natürlicher Wahlverwandtschaft bilden sich Ordnungen, Serien und Gruppen; die Thätigkeit wetteifert in allen dem jugendlichen Alter und seinen Kräften entsprechenden Arten der Industrie und des Studiums nach freier Neigung und Wahl; Abwechselung und rasche Folge ist in die Arbeiten zu bringen nach freiwilligen Uebergängen von der einen zur anderen; stufenweiser Unterricht der jüngeren durch die älteren, Ueberlassen von Lohn und Strafe hauptsächlich an die Zöglinge selbst — beides schon ältere und praktisch versuchte Sätze. So baut sich auch der Gesammtorganismus der Gesellschaft aus. Ziel alles Seienden ist das Glück, der Trieb nach Wohlsein Grundzug des menschlichen Wesens, das Glück für ihn aber beruht auf der universellen Befriedigung der Triebe, der fortwährenden Bewegung von der Anziehung zur Bestimmung. Jeder natürliche Trieb hat rechtlichen Anspruch auf Befriedigung; zur vollendeten Gesellschaft gehört daher nur der völlige Einklang der Triebe

und Leidenschaften mit ihren Bestimmungen. Zwölf Triebe füllen das Wesen des Menschen aus, ihre Grundlage ist das Streben nach sinnlicher Befriedigung, das sich auslebt in dem Verlangen, kleine Gruppen zu bilden und diese nach allen Seiten zu verketten. Achthundertundzehn Individuen genügen, um alle erdenklichen Seelentöne, alle möglichen Charaktere darzustellen. Den verschiedenen Reihen der Naturdinge und der Beschäftigung mit ihnen entsprechen in der Menschenwelt Reihen der Triebe; danach entstehen Verbindungen zu kleinen Gruppen, nach dem Charakter ihrer Grundleidenschaft geordnet und die Grundlage bildend für die harmonische gesellschaftliche Ordnung. Der große, combinirte Haushalt der Phalanx, 12—1800 Personen jedes Alters und Geschlechtes, hat zum gemeinsamen Wohnplatze das phalanstère, ein großes, zusammenhängendes Gebäude. Den Phalangen auf dem Lande werden ½—1 Quadratmeile zu gemeinsamer Ausbreitung und Bearbeitung zugewiesen. Alles unbewegliche Vermögen ist Gesellschaftseigenthum. Jedem Mitgliede werden auf ein Jahr alle Bedürfnisse vorgeschossen und am Ende des Jahres das gesellschaftliche Einkommen so getheilt, daß die Arbeit 5/12, das Capital 4/12, das Talent 3/12 der Gesammteinkünfte erhält; nach diesen Grundlagen bemißt sich die Rata jedes einzelnen Mitgliedes. Den Mitgliedern wird auf Rechnung geschrieben, was sie aus den Magazinen der Gesellschaft beziehen; der Verkehr nach außen geschieht nur für Rechnung der Gesammtheit. In der Arbeit bilden sich große Classenserien für Haushalt, Bodencultur, Fabrikation, Erziehung, Wissenschaft, Kunst 2c. Diese theilen sich wieder in Ordnungsserien und die in Artenserien nach den besonderen Wechselungen und Unterabtheilungen der Arbeit. Die unterste Gruppe für jeden einzelnen Arbeitszweig besteht aus sieben bis neun Mitgliedern. So sollen alle Varietäten des Geschmackes und Charakters Befriedigung und angemessene Beschäftigung finden, da jedes Mitglied nach freier Wahl in mehrere Gruppen und Serien sich einreihen und jede Stunde oder alle zwei Stunden die Arbeit wechseln kann. Durch diese Anordnung sollen zugleich alle Fähigkeiten entwickelt und verwendet und die Gesundheit des Körpers sowie die Spannkraft des Geistes und Gemüthes erhalten werden. Fourier nimmt an, jedes Mitglied könne sich an dreißig verschiedenen Beschäftigungen betheiligen. An der Spitze der Gesellschaft steht eine Regentschaft der Alten, über deren Personen jährliche Wahlen mit 7/8 der

Stimmen entscheiden. Im Uebrigen liegt auch in ihm noch viel jenes Rousseauschen Traumes von der Glückseligkeit eines verlorengegangenen, richtiger nie dagewesenen Naturzustandes.

Fourier hat einen überraschenden Scharfblick für die Gebrechen, einen genialen Instinct für die Bedürfnisse des jetzigen Völkerlebens. Der Gedanke, daß nur durch Anerkennung und Ausbildung der verschiedenen Neigungen und durch die Mannigfaltigkeit der ihnen gemäßen Thätigkeiten und Genüsse der einseitigen Herrschaft besonderer Leidenschaften und damit dem Laster und seinem Uebel vorgebeugt werden könne, ist tief und hat entschieden Zukunft. Fourier will, das ist oft geläugnet worden, das Recht der Individualität nicht blos festhalten, sondern tiefer gründen und zu seiner höchsten Auswirkung bringen; das unterscheidet ihn vortheilhaft von der Hierarchie des St. Simonismus. Er will ferner dem starken natürlichen Zuge zum Familienleben Rechnung tragen, ja er erhebt den Anspruch, daß er die Bande der Familie inniger knüpfe und heiliger mache. Und so viel ist allerdings wahr, daß er, den Punkt der geistigen Wahlverwandtschaft betonend und die Zwangsehe verwerfend, den ausschließlichen und einzigen Factor heraushebt, der das eheliche und häusliche Leben zu heiligen vermag. Wie sich aber die individuelle Freiheit der Bethätigung mit seiner Arbeitseinschachtelungsmaschine und der schon zum materiellen Gedeihen nothwendigen Ordnung der Gesellschaft vertrage und wie viel von familiärem Geist und Wesen in seinem Phalansterium und dessen Gemeindeleben, dem A und O seiner Organisation, erhalten bleiben kann, das ist von ihm theoretisch nicht nachgewiesen, ja überhaupt nicht nachweisbar; erst der große Versuch kann darüber ins Klare setzen, und der ist noch nicht gemacht. Auf die Erfüllung der unerläßlichen Grundbedingung zur ersten vollen Durchführung seines Gesellschaftsprojectes, auf die circa 8 Millionen, deren Fourier selber fortwährend gläubig aber vergebens harrte, wartet seine Schule heute noch.

Zur gleichen Zeit ist in dem Kopfe seines Stifters das andere durchgebildete socialistische System ausgereift, der St. Simonismus.

Eine wunderliche Persönlichkeit ist er, dieser französische Graf St. Simon, Philosoph und Abenteurer, Millionär und Bettler, in allen denkbaren Formen des Lebens herumgeworfen, im Luxus des Reichthums ebenso gut wie im Elende der Armuth erprobt, immer

an einer nie vollendeten inneren Entwickelung arbeitend, er selbst ein bloßer Versuch geblieben wie sein System, dessen Grundlagen er dreimal ändert. Das edle Ziel seines Lebens und seiner Lehre war darauf gerichtet, allen Menschen die freieste Entwickelung ihrer Anlagen zu sichern.

„Für alle Menschen ohne Ausnahme, aber für jeden nach seinen Fähigkeiten und Werken, Erziehung, Geschäft und Erholung.“ Haupthebel ist die Industrie, durch die und für die Alles geschieht. Nach Bazards Ausführung liegen jeder That und jeder Gestalt des Weltlebens zwei Factoren zu Grund: einmal die Gegensätzlichkeit in ihren Formen der Selbstsucht, der Concurrenz und der gegenseitigen Ausbeutung; dann die Association, die Verbrüderung in der Familie, der Gemeinde, dem Staat und der Gesellschaft. Die Herstellung dieser letzteren, die allein einer Zeit den organischen Charakter giebt, ist Ziel des St. Simonismus. Das geschieht aber nur durch Verwirklichung des Grundgesetzes: Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Werken. Damit ist gefordert die Aufhebung alles Erbrechtes und des Privateigenthums. Die Gesellschaft muß das Eigenthum eines Jeden erben, und alle Reichthümer sind in einen allgemeinen Productionsfond zu sammeln, den eine Centralbank zu Handen hat. Dessen Verwaltung wird dem Geeignetsten aus der Gesellschaft übergeben und die Vertheilung angeordnet nach den Bedürfnissen, den Fähigkeiten und der Arbeit. So stellt sich ein gemeinsamer Haushalt her auf gemeinschaftliche Kosten. Die ganze Gesellschaft besteht aus Industriellen, Gelehrten und Künstlern. Die Obersten des Staates heißen Priester, an ihrer Spitze der Oberpriester (père suprême); sie sind durch das höchste Gefühl der Liebe für die Gesellschaft und ihre Zwecke zu ihrem Amte bestimmt und mit gesetzgebender und vollziehender Gewalt ausgerüstet. Die Erziehung theilt sich in die allgemeine und die professionelle; jene hat den Zweck, allen Menschen ohne Unterschied, indem sie das ihnen Gemeinsame zur Basis nimmt, die Gesinnungen, Kenntnisse und physischen Beschaffenheiten zu geben, die es ihnen möglich machen, in der neuen Gesellschaft zu leben und zu wirken. — Das Wunderlichste ist die St. Simonsche Religion, ein Gemisch aus pantheistisch-materialistischer Philosophie und den hierarchischen Formen der katholischen Kirche. Gott ist das unendliche, allgemeine Wesen; Alles ist in ihm, durch sich selbst ist er und nur er; die Gesetze des Weltalls sind der Ausdruck seiner Gedanken, alle Bewegungen in

demselben seine Thaten. So sind die Uebel etwas blos Subjectives; eigentlich giebt es gar kein Naturübel und ebenso wenig ein moralisch Böses. Der Mensch ist die endliche Offenbarung Gottes, die begrenzte Erscheinung des Alllebens und bestimmt, ohne Aufhören in Gott zu wachsen, d. h. fortzuschreiten in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Religion ist die Vereinigung aller Beziehungen, die den Menschen mit dem Menschen und mit der Natur außer ihm verbinden. Da alles Wissen sich nur auf Gott beziehen kann, außer dem eben Nichts besteht, ist die Wissenschaft das Dogma, die Industrie der Cultus, die Kunst selber Religion, die ganze gesellschaftliche Ordnung Hierarchie, der Staat das Reich oder die Kirche Gottes. Praktisch irreligiös ist der Müßiggang. Gerad' auf diese religiösen Sätze baute dann Enfantin weitere Folgerungen, deren schließliches Resultat die Emancipation des Fleisches war und auf die neue von ihm geleitete Gesellschaft die Vorwürfe des Lächerlichen und Schlüpfrigen warf. Seine Lehre von der Ehe trägt neben dem Einen richtigen Grundgedanken des Ankämpfens gegen die Zwangsehe, den alle socialen Systeme theilen, die keckſten und moralisch zerstörendsten Anschauungen vor — fleischliche Vermittelung durch die Priester, Polygamie.

Die ganze Lehre ist übrigens erst durch Bazard und Enfantin ausgebildet vorgelegt worden in der „Exposition de la doctrine de St. Simon“, 1828—30. Auch die praktischen Versuche sind später gemacht, aber gerad' an den excessiven und naturwidrigen Folgerungen und den Streitigkeiten, die diese im Schooße der Gesellschaft selber hervorriefen, gescheitert, und nach kurzer Blüthe ist der St. Simonismus vom Boden Frankreichs verschwunden. Es war der letzte Act, als 1832 ein von der Regierung (resp. ihrem Generalprocurator) scandalös geführter Proceß die Familie zu Ménilmontant unterdrückte.

Der St. Simonismus opfert unstreitig die persönliche Freiheit des Individuums dem zwingenden Willen der Gesammtheit; das Institut der priesterlichen Hierarchie, die alle Fähigkeiten prüfen und schätzen und danach die Instrumente der Arbeit vertheilen soll, läßt keine persönliche Selbstentwicklung aufkommen und macht sich schon dadurch unmöglich; das sah Fourier ein, der es verwarf. Der Staat wird zum einseitigen Fabrikwesen herabgesetzt ohne ethischen Halt. Die Familie wird zerstört und damit ein unvertilgbares Bedürfniß des menschlichen Herzens gehöhnt. Die Religion ist oberflächlich und

lächerlich. Die Belohnung nach den Fähigkeiten und Werken sowie die Einrichtung und Verwaltung des Productionsfonds sind ein unausführbarer Traum.

Wie sich der praktische Sinn der Engländer darin erweist, daß sie sich nie gleich den Franzosen in die unfruchtbaren communistischen Träumereien eingelassen haben, so auch in dem Umstande, daß der Stifter des einzigen unter ihnen aufgestandenen socialen Systems erst auf den Grund einer in diesem Geiste geführten reichen Thätigkeit und großen Lebenserfahrung baute. Der Owenismus ist ungefähr zu gleicher Zeit entstanden wie die beiden französischen Systeme. Robert Owen, geboren 1771 zu Newton, war erst Handelslehrling, dann als Eidam eines reichen Manufacturisten Leiter der industriellen Stiftung New-Lanark am Clyde in Schottland, wo er durch ausgezeichnete persönliche Eigenschaften und bildende Institutionen eine rohe Masse von $2^1/_2$ Tausenden völlig umschuf und die Anstalt auf eine bewundernswerthe Höhe innerer Vervollkommnung ihrer Glieder sowohl als äußeren Gedeihens brachte. Um 1812, nachdem er die Grundzüge seines Systems der Corporationsgesellschaften veröffentlicht, steht er in der höchsten Anerkennung; bald aber zieht er sich durch offene und rückhaltlose Angriffe auf alle bestehenden Verhältnisse in Staat, Gesellschaft und Religion von allen Seiten Verfolgungen zu und geht nach Amerika über, wo er im Staat Indiana nach den gleichen Grundsätzen eine industrielle Colonie anlegt. Doch kann er hier seine Ideen nur halb realisiren, und auch alle der seinen nachgemachten Gesellschaften gedeihen nicht recht, was ihn zu dem Begriffe bringt, zu allererst sei die allgemeine Moral zu reformiren. So kehrt er nach Europa zurück, findet den auf seine etwas modificirten Grundsätze gebauten Verein zu Orbiston unter Combe blühend, nach dessen Tode zerfallend. Hernach sucht er mit unermüdlichem Fleiß durch alle möglichen Mittel und mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles des eigenen Vermögens sein System in und außerhalb England zu verbreiten. Am ausführlichsten handelt davon die Schrift „Outline of the rational system“.

Grundstriche: Das Individuum ist unfrei, ein Product ursprünglicher Organisation und der umgebenden äußeren Verhältnisse. Ein ewiges, unendliches Wesen ist Schöpfer, ein der Natur und dem Zwecke des Daseins gemäßes Leben der einzige Cultus. Dieser Zweck

ist die Geltendmachung eines allgemeinen Wohlwollens ohne allen Unterschied. Sich lieben, gut regieren und glücklich leben durch Verbreitung von Lust und Freude, durch Verbindung mit sympathetischen Wesen, durch Bereicherung unseres Wissens, durch Befriedigung aller naturgemäßen Neigungen: das ist Gott wohlgefällig. Eine vernünftige Regierung hat unbedingte Gewissensfreiheit anzuerkennen, sowie die Unverantwortlichkeit des Individuums, denn die Schuldigen sind nur Kranke, die man in Hospitälern heilen mag. Damit die Menschen in Umstände versetzt werden können, die ihnen Sinn fürs Gute einflößen, sind sie zu erziehen, unveränderlich, alle gleich und so, daß nur naturwahre Gefühle entstehen und deren freie Aeußerung unbedingt gesichert werde. Die Erziehung dauert bis ins fünfzehnte Jahr, die thätigsten Producenten sind die jungen Männer vom 20. bis 25. Jahr, Vertheilung und Erhaltung des socialen Reichthums liegt in den Händen derer vom 25. bis 30. Jahr, Handhabung der Ordnung im Inneren bei der Classe vom 30. bis 40. Jahr, der Verkehr mit den umgebenden Gemeinden bei denen vom 40. bis 60. Jahr. Die Familie wird aufgelöst und durch die Gemeinde ersetzt, die aus 2—3000 Gliedern besteht, landwirthschaftliche mit gewerblichen Beschäftigungen verbindet und so in sich selber für die wesentlichsten Bedürfnisse sorgt. In jeder Gemeinde steht ein Regierungsconseil dem Ganzen vor, und sämmtliche Gemeinden treten durch einen Congreß unter sich in Verbindung. Das individuelle Eigenthum fällt als völlig unnütz weg, und die absolute Gemeinschaft und volle Gleichheit, auch die der Geschlechter, wird einzige Regel der Gesellschaft. — Die christliche Religion erklärt Owen als in grellem Widerspruch stehend mit den menschlichen Trieben; der erste Schritt zur socialen Reform müsse geschehen durch Gründung einer neuen, sittlicheren, welche „die höchste Entwicklung der Production mit anziehender Arbeit, Gleichheit des Unterrichtes und gerechte Vertheilung des Einkommens“ lehrt.

Owens Gesellschaftsorganisation läuft wie die St. Simonsche auf Nichts weiter als einen geordneten Fabrikstaat hinaus; auch sie trifft der Vorwurf eines willkürlichen, gegen die Bedürfnisse der menschlichen Natur laufenden Organisirens, das sich am starrsten ausspricht in der strengen Theilung der Arbeit nach Altersstufen. Auch in ihm sticht die Sucht nach Gleichmacherei entschieden hervor. Der tieferstrebende Zug des menschlichen Geistes wird in dem, was Owen

fälschlich Religion heißt, total übersehen und in der Aufhebung der Familie verletzt. Owens „Buch der neuen moralischen Welt“ zeigt streng den in der absoluten Wahrheit sich ruhend glaubenden Geist, der alle vorausgegangene Entwickelung der Geschichte beklagt, als irrthümlich verdammt und mit einer ganz neuen Erkenntniß der Menschennatur, die er in Axiomen vorträgt, die Welt umgestalten will. Es ist etwas Schneidendes und Abgeschlossenes in diesen selbstgewissen Sätzen. Was sonst in den mannigfachsten Weisen die Zeit durchzieht und in den stärksten Tönen abklingt: die Reaction gegen den einst übergewaltigen einseitigen Spiritualismus, gegen den durch und durch ungesunden Zwang und die Umkehr der Natur, das Bekämpfen der beliebten Erbsünde, welche die Menschennatur von Geburt aus böse macht: das bildet hier den Kern und Grund. Die ganze Reform will auf einer zu total neuen Erkenntnissen gekommenen Studie der menschlichen Natur fußen, und diese Studie bietet Wahres und Falsches, dieses immer da, wo sie ins Excessive hinein behauptet; dadurch läuft sie in einen Optimismus der Werthung menschlicher Natur aus, welcher die seltsamsten Folgen haben dürfte und sie schließlich immer mit einer Art von fatalistischem Angeboren- und Anerzogensein rechtfertigen könnte; der freie Wille geht absolut verloren. Die Grundsätze über die Menschennatur sind aufgestellt, nach seiner Weise, die Prophetien überschwänglichen Glückes gegeben, wenn man nach dem Wesen jener Sätze Erziehung und Gesetzgebung umbilde; was aber geschehen müsse oder könne, um aus der verpönten Naturwidrigkeit die gesegnete Naturgemäßheit im Menschenleben wiederherzustellen, oder wie, darüber giebt die allgemein philosophirende Schrift keinen Aufschluß. — Excessiv über die Grenzen des Wahren hinausgehende Satzungen sind z. B. die Annahme einer Bildung durch wahre Begriffe ohne irgend eine Beimischung von Irrthum; die Annahme von Individuen mit nur tugendhaften oder nur lasterhaften Gewohnheiten. Indem Owen so eine Reihe relativer Wahrheiten absolut nimmt, kommt er zu seinem fundamentalen Grundirrthum, dem Traum von einer möglichen totalen Umbildung der menschlichen Natur.

Das sind die drei ausgeprägten socialen Systeme, die einzigen, die als solche in geschlossener Form aufgetreten. Die Periode dieser Auslebung in originellen Denkversuchen ist bald dem Felde der praktischen Durchführungsproben gewichen und wird nicht mehr wieder-

kehren. Ein jedes hat den Anspruch erhoben, als bleibende Norm der Gesellschaft zu gelten, das ist falsch; die angesprochene Ewigkeit irgend einer socialen Entwickelungsphase fällt schon nach dem unantastbar richtigen und klaren Satze Proudhons dahin: „In dem ökonomischen Leben der Menschheit herrschen wie auf anderen Gebieten innere nothwendige Entwickelungsgesetze, und jede Form, in welcher sich das wirthschaftliche Völkerleben entfaltet, hat nur eine relative Berechtigung". In die jetzige Welt sind sie im Großen schon darum nicht einführbar, weil sie von allen überkommenen Grundlagen des Gesellschaftslebens, von allem historisch Gewordenen schroff absehen und die gewohnten, allerdings größtentheils verrosteten Formen auf den Kopf stellen. Daher scheinen sie schon instinctiv geahnt zu haben, daß es sich zunächst um die Erziehung eines neuen Geschlechtes handelt, und es ist als das allein Richtige und Entscheidende zu betonen, wenn sie mit Bestimmtheit den Punkt der Erziehung ins Auge fassen. Sie wollen mit ihrem aus dem leeren Denken und Träumen herausgewachsenen Bau eine Berechnung des Unendlichen durchführen, die an sich unmöglich ist: die Menschen mit ihren ins Unmeßbare sich verzweigenden und variirenden Trieben und Leidenschaften lassen sich nie so berechnen, gruppiren und einordnen, und eine Schatullensammlung von menschlichen Individualitäten, wie sie im Grunde jedes System aufstellt, um in ihnen den Begriff der Menschheit zu erschöpfen, wird durch jedes der nicht anschlagbaren Rädchen der einzelnen Geisteswesen zerschlagen. Ein schneidender Widerspruch, dem einzig der Fourierismus vorzubeugen die größten Anstrengungen macht, trifft die beiden anderen mit voller Wucht: Sie wollen die Allgemeinheit unbedingt für das Wohl des Einzelnen verantwortlich machen, während sie doch die Freiheit des Individuums dem zwingenden Willen der Gesammtheit aufopfern.

Die Stellung der socialen Systeme zum Christenthum ist eine negative, die von St. Simon und Owen sogar völlig feindselig und zerstörend. Mit Recht, sofern sie sich gegen das historisch gewordene Christenthum wenden, jene Religion, die von ihrem ursprünglichen Kern der Bruderliebe sich bis zur Unkenntlichkeit entfernt hat; jene Religion der Verfolgung und Ausschließlichkeit, der Autos da fé und der Frömmelei, des hierarchischen Glaubensstolzes und leblosen Formelthums. Das ist nicht mehr das Christenthum, seit lange nicht mehr,

was sich als solches spreizt; Pfaffendünkel und Unverstand der Massen haben schon lang aus dem scheinlebendigen Körper den Geist sicher herausgetrieben. Gegen die Art Religion kann man nicht schneidend genug auftreten. Aber darüber haben jene Systeme das uranfängliche Wesen und den tiefsten Kern der erhabenen Lehre übersehen; sie haben nicht beachtet, daß sie in ihren Fundamentalsätzen durchaus social ist, daß sie den reinsten Humanismus der Brüderlichkeit predigt, daß sogar historisch die christlichen Genossenschaften der ersten Zeit durch und durch sociale Gemeinwesen waren.

---

Wenn die sociale Gestaltung bereits einen erheblichen Theil des Denkens und der Schrift occupirt, so noch mehr die übrigen Zeittendenzen und die Tagesgeschichte. Zwar die Presse bleibt noch schwach und geht aus einer Knechtung nur in eine anders geartete über. Aber die großartigen Erschütterungen des eben abgelaufenen Decenniums und die zweifelvollen und durch die widerstrebenden Interessen ins Wirre geworfenen Fragen der Neugestaltung des Erdtheils nehmen die Geister gefangen, und so kommt es, daß eine Reihe von Namen, die unter den ersten der Literatur dieser Periode auftreten, eher unter dem Titel der Journalistik, Politik und Tagesgeschichte ihren organischen Platz nehmen. Ein Arndt, Görres und Haller, ein Bonald und de Maistre und neben ihnen ein Fourier und Benjamin Constant sind und bleiben in erster Linie Tendenzschriftsteller; Einwirkung auf die öffentlichen Zustände ihrer Tage ist ihnen das Erste, ist ihnen Lebenszweck, was sie auch sonst geschrieben und geforscht haben mögen, und in Schrift und That bilden sich die direct aus einander laufenden Richtungslinien der Zeit an ihnen am schärfsten ab.

## Vierter Abschnitt.

# Journalistik, Politik und Tagesgeschichte.

---

Die Schicksale der Presse sind reichhaltig, aber wenig angenehm.

Frankreich bewegt sich in schweren Kämpfen für und gegen Preßfreiheit; das glückliche Jahr 1819 bringt auch nach dieser Seite durch Aufhebung der Censur vorübergehende Erleichterung, aber schon im März 1820 werden harte Gesetze erlassen und Verfolgungen angeordnet. Trotzdem war in den wenigen Jahren der Pariser Journalismus bereits der Censur über den Kopf gewachsen. Nach dem eisernen Napoleonischen Preßzwang hatte das Publicum einen förmlichen Heißhunger nach politischer Nahrung, weßhalb der Einfluß der periodischen Presse unter Ludwig XVIII. ein höchst bedeutender wurde. — Das „Journal des débats" steigt in der Restaurationszeit zum ersten Rang auf; es huldigt zwar einem enthusiastischen Royalismus, doch mit aufrichtiger Anhänglichkeit an die Charte. 1815 entsteht „le Constitutionnel" (anfangs „l'Indépendant"), der mehrmals unterdrückt wird und wiederholt den Namen wechselt; er behauptet unter den Vorkämpfern der Revolution die erste Stelle und ist das Organ des spießbürgerlichen Liberalismus. Die „Minerve", durch große Talente gestützt, ist das Blatt der Opposition um jeden Preis. Ultraroyalistisch sind die „Quotidienne", der „Conservateur", an dem sich namhafte Talente betheiligen, und der „Drapeau blanc", der bis zum bornirtesten Fanatismus geht. Zeitschriften: Das „Journal des Savants" wird wiederhergestellt. Der „Mercure" beginnt als „Minerve française" 1818 wieder, hat glänzenden Erfolg, hört aber 1820 bei

Wiederherstellung der Censur nochmals auf. Der „Censeur", in freien Heften, vorzugsweise wissenschaftlich, neigt sich dem Republikanismus zu. Mit 1818 entsteht die „Revue encyclopédique". — In Belgien hat sich der „Courrier des Pays-Bas" durch erbitterte Opposition berühmt gemacht.

**Spanien:** 1815 entsteht zu London durch die geflüchteten Liberalen der „Español Constitucional". In der kurzen Zeit der Herrschaft der liberalen Partei 1820—23 herrscht Preßfreiheit, und die periodische Presse gewinnt ungemein an Einfluß, 1822 erscheinen 64 Blätter politischer Tendenz, voran der „Censor". Nachher flüchtet sich die freie Presse wieder nach London und Paris, und zurück bleibt Nichts von Bedeutung. — In Portugal ist das Zeitungswesen bis zum Ausbruche der Revolution von 1820 ganz nichtig, dann folgt ein kurzer Aufschwung bis 1823, worauf es nochmals in die frühere Bedeutungslosigkeit zurücksinkt.

**Großbritannien:** Die Verfolgungen Castlereaghs 1817 legen die ganze Presse lahm. Von 1808—21 kommen 101 Preßprocesse vor mit 94 Verurtheilungen. Unter die Verfolgungsmaßregeln zählt wesentlich auch die Stempelsteuer: 1813 wird eine Auflage von 1/2 Penny je auf das 1/2 Bogen starke Blatt, von 1 Penny auf das größere gelegt, was sogleich so drückend einwirkt, daß mehrere Blätter entweder ganz aufhören oder sich mit anderen verschmelzen. Nach und nach wird die Steuer auf 4 Pence erhöht und deßhalb die größten und umfassendsten Versuche gemacht, sie zu umgehen. — 1820 erscheint das Toryblatt „John Bull" mit literarischen Berichten, 1822 das liberal-conservative Wochenblatt „Sunday-Times" mit dramatischen und dramaturgischen Besprechungen. — In der Union gewinnt die „North-American Review" unter Leitung der Brüder Edward und Alexander Everett große Popularität.

**Deutschland:** 1814 tritt Ludens „Nemesis", 1816 die „Minerva", 1817 neben dem „Neuen Rheinischen Mercur" das „Oppositionsblatt" auf, das verfolgt wird und eingeht; 1819 wird die von Stägemann redigirte, ministerielle „Allgemeine Preußische Staatszeitung", später „Allgemeine Preußische Zeitung", begründet. Die „Rheinischen Blätter" erscheinen von 1814 an, bis die Karlsbader Beschlüsse sie zum Aufgeben zwingen; sie stehen unter der Redaction des sehr ehrenhaften, hochsinnigen, für die Neugestaltung des deutschen Vaterlandes im

Sinne des Rechtes und der Freiheit unermüdet und begeistert kämpfenden, nur den praktischen Forderungen des Lebens zu wenig nahetretenden Publicisten Johann Weitzel in der Reihe der geachtetsten Zeitungen jener Jahre. — Mehrere in dieser Zeit entstandene kritisch-literarische Blätter haben sich in die Länge nicht halten können. Seit 1818 schreibt Oken für Naturgeschichte die „Isis". — Die politische Presse in Deutschland ist noch sehr schwach und ungeschult, meist ohne alle politische Klarheit, ohne praktische Befruchtung für die Neugestaltung der Staatenverhältnisse, in idealistischen Träumereien herumlangend. Mit dem unzweifelhaftesten Recht ist schon gesagt worden, daß selber das berufenste Blatt der ersten Jahre, Görres' einflußreicher „Rheinischer Mercur", an denselben Mängeln leidet. Dabei ist diese Presse in der Regel von einer ans Feige grenzenden Zahmheit, und, was noch schlimmer, sie wird trotzdem gar von Männern, die unter den besten der Nation hervorragen, angefeindet und verfolgt.

Das für seine Zeit beste kritische Journal **Italiens** ist die „Antologia", nach 1820 gegründet von dem verdienten Buchhändler und Literaten Vieusseux in Florenz.

In **Griechenland** stehen mit der neuen Regung in Wissenschaft, Literatur und Politik mehrere Blätter auf.

Die erste **bengalische** Zeitschrift geht 1819 von dem Missionsinstitut zu Serampore unter Marshmans Leitung aus.

---

Zur Zeitgeschichte sind von Belang folgende Schriften: 1818 erscheint des Generals Gourgaud „Récit de la campagne de 1815", 1823 seine und Montholons „Mémoires de Napoléon à Sainte-Hélène", natürlich mit großer Vorsicht aufzunehmen. 1822 edirt O'Meara, Napoleons Arzt auf Helena, seine Unterredungen mit diesem unter dem Titel „Napoleon in exile or a voice from St. Helena". Da der Verfasser zuverlässig ist, so macht seine Schrift einen nicht unwesentlichen Beitrag aus zur Geschichte des großen Mannes und seiner Zeit.

Der Publicist Graf Montlosier, erst heftiger Royalist und Aristokrat, dann Bonaparte dienstbar, hernach wieder Legitimist, von 1830 an vermittelnd und endlich der neuen Dynastie zugethan, ist in dieser merkwürdigen Häutung nur Einem treu geblieben, der Feind-

schaft gegen die Priesterherrschaft, und sein Mémoire à consulter, um die Mitte des dritten Jahrzehnts, worin er mit kühner Schärfe die Ausbreitung und die Gefahren des Ultramontanismus und Jesuitismus aufdeckt, ist seine erleuchtetste Schrift. Parteiischer und nicht authentisch sind seine beiden größeren Werke über die französische Monarchie (1814) und die Memoiren über die ganze Neuzeit Frankreichs von der Revolution bis auf die Restauration (1829), jenes kaiserfeindlich und die Herstellung des Feudalstaates in der unbedingten Weise eines J. de Maistre und Bonald verlangend.

Rücksicht verdient auch die publicistische Thätigkeit des gelehrten und populären Lanjuinais, der mehrere Schriften über französische Verfassungsfragen entworfen hat.

Der britische General Sir Robert Thomas Wilson lancirt eine Reihe von gravirenden Schriften über die Politik der Mächte während des Kaiserreichs, zu deren Beurtheilung ihm genaue Kenntniß und persönliche Verflechtung dienstbar ist.

Carascosa's, des eng in die Geschichte verflochtenen Generals, „Mémoires sur la révolution de Naples en 1820", erschienen 1823, sind von unbestreitbarem Werth.

Einer der ausgezeichnetsten Kriegsschriftsteller, ganz besonders eine wesentliche Quelle für die großen Feldzüge von 1812—15, ist der französische General Vaudoncourt.

Der Militärschriftsteller General Rogniat hat 1814 über den spanischen und 1816 über den Krieg im Allgemeinen geschrieben und dabei die Operationen Napoleons einer scharfen Kritik unterstellt, die ihm wieder Zurechtweisungen eintrug.

Fedor Nikolajewitsch Glinka, gleich seinem als Jugendschriftsteller beliebt gewordenen älteren Bruder Sergej Nikolajewitsch vielfach literarisch thätig, ist als einer der besten militärischen Schriftsteller Rußlands und zugleich als Dichter namhaft; er hat 1815 und 1816 erscheinen lassen „Briefe eines russischen Officiers über die Feldzüge von 1805 und 1806 und 1812—15".

Ueber die Vorzüge und Mängel der britischen Verwaltung hat sich am eingehendsten ausgesprochen der französische Polytechniker Charles Dupin in dem 1820—24 erschienenen Werke „Voyage dans la Grande-Bretagne en 1816—19".

Wilh. Jos. Behr, ausgezeichnet als Publicist und Politiker, hat durch eine zahlreiche Reihe von größeren und kleineren Schriften sowie durch seine Reden, beide klar und gründlich, ein Wesentliches beigetragen, auf dem deutschen Boden gereinigte constitutionelle Anschauungen zu verbreiten und der Nation ihren Beruf und ihre Aufgabe klar zu machen.

Die allerwesentlichsten Documente zur Geschichte, Rechts- und Verfassungskunde dieser Zeit hat Klüber geliefert in seinen „Acten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 15", erschienen 1815—1819, woraus 1816 besonders ausgezogen „Schlußacte und deutsche Bundesacte", später stark vermehrt, ferner in der im gleichen Jahr erschienenen „Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses", endlich in den beiden Schriften über das öffentliche Recht des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten sowie über das moderne europäische Völkerrecht, 1817 und 21, letztere französisch. Als wissenschaftlicher Rechtskenner, während der ganzen Dauer des Congresses in Wien anwesend, allseitig in die Geschichte dieses Zeitraumes eingeweiht und persönlich dem ganzen Laufe der Verhandlungen folgend, sorgfältig bestrebt, einen kritisch durchaus richtigen Text zu liefern, ist Klüber ganz besonders dazu angethan, die Geschichte der Verhandlungen und der Entstehung der neuen Rechtszustände und den Inhalt ihrer Acten mit Bezug sowohl auf das deutsche Bundesstaatsrecht als das neue europäische Völkerrecht überhaupt allseitig darzustellen, und seine Acten sind ein ebenso genauer als reicher Beitrag zur Zeitgeschichte, mit dem weiteren erheblichen Verdienst, principiell entschieden für das repräsentative System einzustehen.

Eine Stellung ganz einziger und auszeichnender Art, wie sie kaum einem Anderen geworden, hat sich mit seinem Einen Werke als Zeithistoriker der jüngere Ségur gemacht.

### Paul Philippe, Comte de Ségur.

(Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812.)

Das kleine und vielbekannte Buch, dessen Inhalt genau zur Natur des Autors paßt, ist vollkommen, was es sein will, ein belebtes Denkmal jener ebenso berühmten als unglücklichen Armee und ihres großen Führers, deren Fall die Geschicke Europas anders wendete.

Der Autor, noch als Mithandelnder und Mitduldender sich fühlend, schreibt mit bewegtem Interesse; er legt die erschütternden Scenen mitten in der Action nieder, wie sie sich seinem Gedächtniß unauslöschlich eingegraben. So wird er naturgemäß zum descriptiven Geschichtschreiber, und seine Gemälde sprechen vor Allem an die Phantasie. Diesen Charakter bewahrt er selber da, wo er den geistigen Influenzen, den Erwägungen und Stimmungen des großen Feldherrn, der Armee oder der in Scene tretenden Völker nachgeht. Die Schilderung der Oertlichkeiten, der Charakter der Länder, die Natur der Operationen ziehen ihn an und geben seiner Darstellung ein mannigfach wechselndes, tonreiches und zuweilen fast romantisch anziehendes Gepräge. Man begreift, daß er auch die militärischen Bewegungen weniger als Stratege nimmt, und so mochte die kritische Prüfung durch den General Gourgaud leicht die schwache Seite treffen. Spannendes Interesse erweckt Ségur jedesmal da, wo er mit natürlicher Bewegtheit einen Moment oder Act als folgenschweren Kreuzpunkt vor- oder nachgehender Dinge insistirend hinmalt und die ahnungsvolle Ergriffenheit der Geister so lebhaft begleitet, daß er sie dem Leser selber mittheilt. In Scenen, wo er seine halb poetische Gabe des beschreibenden Erzählens entfalten kann, nun rasch, blitzend, in kurzen, sich drängenden, entscheidenden, dem Ereigniß in Hast folgenden Worten (Schlacht an der Moskwa); oder mehr weich, in sicheren aber phantasiereichen Strichen auf den Geist und frappirenden Eindruck der Landschaften und besonders der gewichtig ins Geschick seiner Helden eingreifenden Punkte eingehend, oft mit orientalischem Schmelz (Schilderung von Moskau); oder mit jenen gepreßten, flammig eingegrabenen, gleichsam ein großes Schicksal oder wenigstens sein Ahnen in sich tragenden Strichen (Brand Moskaus); überall mit sicherer Ruhe und fester Anordnung: da bewegt er sich in seinen angemessensten Elementen und erscheint wahrhaft bedeutend. — Die ganze erschütternde Rückzugsscene mit ihren tödtenden Mächten: der erstarrende Hauch des russischen Winters; das verlorene Tasten und der letzte Schrei von Tausenden, die der Kälte, dem Hunger und den feindlichen Waffen erliegen; der rettungslose Tumult und Knäuel der schauerlichsten Kampf- und Uebergangsorte; das rasch nachfolgende unheimliche Todesschweigen mitten in einer ungeheuren und selber erstarrten Natur; die fast fruchtlose aber wunderbare Ruhe und Seelengröße einzelner be-

deutender Feldherrn der rettungslos verlorenen ungeheuren Armee; die in auflösender Verwirrung sich abrollende Zerstörungsscene an und in der Beresina; endlich das letzte, schwere, langsame, vom russischen Winter willenlos erdrückte, kaum hörbar aufathmende Todesröcheln der großen Armee: all das in bleicher, lärmend oder schweigend in den unerbittlichen Todtenfeldern verwehender, fatalistischer Sterbensgröße, das rollt sich in Ségurs Werk ab mit der düsteren Grandiosität, die dem letzten Acte dieser völkerverzehrenden Tragödie innewohnt.

Ségurs Schrift ist nicht so wohl Geschichtwerk als ein begeistertes Porträt; dem streng historischen Forscher wird sie weniger als andere, die gleichwohl nicht zu dem Rufe gekommen sind, den Dienst einer authentischen Quelle leisten, aber die Nation hat sie als ein begeistertes Denkmal ihres Ruhmes und Unglücks aufgenommen und gefeiert. Wir kennen unter den kleineren Geschichtwerken einzig noch Mignets „Histoire de la révolution“, der ein Schicksal gleicher Art zu Theil wurde; beide sind Nationalwerke des rechten Schlages geworden.

## Ernst Moritz Arndt,

der vorzugsweise deutsche Mann, gehört als Freiheitssänger der vorigen, als politischer Prosaiker überwiegend dieser Periode an. Er war im deutschen Vaterlande lang' ein Name vom besten Klang. Zu dem Begriffe von Freiheit, den hernach das junge Deutschland aufgestellt, hat er sich nie erhoben; er hat im Gegentheil wie die meisten der starken und knorrigen Gestalten seiner Generation etwas zäh Conservatives und selber eine altväterliche und provinzielle Beschränkung in seinem Wesen niemals überwinden können; er ist von Haus aus gleich gut patriotisch wie monarchisch und hat den einen Grundzug ebenso wenig abgelegt wie den andern; jene Schule hat ihn deßhalb auch mit einem gewissen Unwillen abgestoßen und seine Bedeutung angegriffen, weil er eben die neuen Forderungen nicht mehr verstand, die neuen Bewegungen nicht mehr rasch genug verfolgte. Doch liegt darin ein Unrecht. Man muß ihn messen nach der Zeit, die ihn geschaffen, und nach ihren dringenden Bedürfnissen. — Arndt ist viel weniger Schriftsteller als Mann; immer ists in ihm der Charakter, der schreibt und der handelt; darum ist sein Wirken eindringlich, zäh und beharrlich. Er hat mit ganzer Seele an der Erhebung und Kräftigung

des deutschen Volkes gearbeitet; er hat sich für alle ächt deutschen Institutionen (so auch fürs Turnwesen) ins Feld gelassen; er hat männlich für seine Strebungen gelitten; er vor Anderen ist der urwüchsig deutsche Mann, der für die Unabhängigkeit seines Landes Denken und Sein einsetzte, starr und stark wie die Eichen seiner schönen Insel Rügen. Mit dieser Phase ist sein wesentliches Wirken vorübergegangen; es kam bald eine andere, da es sich mehr um die Wahrung der inneren Freiheit in den Staaten des deutschen Bundes handelte, und da war Arndts Thätigkeit nicht mehr auf ihrem Felde. Alle seine Schriften, in denen er weder universell noch tief geht und auch keine hohen Ideen, wohl aber die Anschauungen des unbeirrten und rein gebliebenen gesunden Menschenverstandes niederlegt, sind auf die Jahre berechnet, in denen sie zündeten und mit denen sie sich überlebten. Sie alle sind schätzbar der grundehrlichen Gesinnung und ächten Deutschheit wegen, die in jeder Ader des Mannes rollt, der sich unwandelbar als entschiedener Charakter und als Freund seines Volkes giebt und Beides durch und durch ist. Im Uebrigen aber sind seine Ansichten eng und häufig sogar weniger für Einzelfreiheit, als die Zeit verlangte. Er hat nicht den geistig überschauenden Blick und fußt anderseits nicht genugsam in den historisch aufgebauten Verhältnissen, ja die organische Lebensentwicklung und die Störungen und Strömungen der Zeit gehen über seinen Horizont hinaus. Er stand viel berufen in den Jahren, wo ein größeres historisch-politisches Talent, seinem redlich und feurig schlagenden Gemüthe vereint, kühn und frei für Ständeverfassung in Deutschland, für Einzelfreiheit in ganz Europa Kraftworte hingeschleudert hätte; das war die Bedeutung der Zeit, und nur unter diesen Auspizien hätte denn auch ein großer deutscher Bund — kein österreichisches Kaiserreich — mit Lebenskraft erwachsen mögen. Arndts allgemeine Conjecturen sind längst verschollen, meist von der Zeit widerlegt. Was soll der Neuzeit die allerdings stolze Idee eines deutschen Kaiserthums, was soll sie zumal unter Habsburgs dürrem Scepter? Wozu soll Gewalt wieder die Schweiz ans Reich schmieden (S. den „Blick aus der Zeit auf die Zeit", 1814)? Wohl, wenn Arndts kühne Idee schlackenrein und überdies nicht ein blos verschwindend Nebelbild wäre; da möchte Natur wieder binden, was Gewalt nicht vermag. Hat Arndt bei den Vorwürfen, die er manchen Völkern über ihre nähere oder fernere Vergangenheit macht, Geschichte

und Lage genügend bedacht? Kurz, im Ganzen fehlt durchweg der weite Blick, der einzig eine großartige Combination und divinatorische Zeitconstruction begründen könnte; deßhalb verliert sich seine Behandlung allzusehr in kleinliches Detail. Es fehlt ihm an Talent ebenso viel, wie einem Gentz an Charakter. Selten nur sind seine Gesichtspunkte klar und scharf, und ebenso selten geht die Forschung auf tieferen historischen Grund (so in der Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze", 1814).

Die Behandlung seiner Stoffe ist unkünstlerisch und bandlos, ein Conglomerat unverbundener Einzelheiten. Die Sprache hat ihre ganz besonderen Mängel; sie erscheint meist als gewöhnliche, matte, trockene, einförmige, höchstens mit Kraft- und Schlagsätzen ausgerüstete Redeform, die an Stoff und Form viel zu viel Alltagsleben im ungeputzten Hauskleide nachschleppt. Schön und wogend wird sie nur, wo ein poetisches Element durchschimmert; da strömt es, wenn auch nicht künstlerisch, doch voll und lebendig, da schlagen Funken aus bewegtem Gemüth, und er reißt hin; oder er giebt etwa eine lieblich-bewegliche poetische Fiction (so in der Einleitung „Zum neuen Jahr" 1816). Die bedeutsamste unter seinen Prosaschriften ist sein „Geist der Zeit", im ersten Theil 1807 niedergelegt, dann 1813—18 weitergeführt und endlich 1854 im fünften Theil mit der Adresse „Pro populo Germanico" vollendet; er bildet gleichsam das Geleit und die Geschichte der Grundideen wie der sich wandelnden Anschauungen des viel wirkenden, revolutionär bewegten und doch im Grunde seines Wesens immer conservativen und gut monarchischen Kämpen und der von ihm durchlaufenen Perioden. Er ist eine zu allererst gegen den übermüthigen Unterdrücker gerichtete urkräftige und vertrauende Mahnung an das deutsche Volk und seine besten Eigenschaften, seine Tapferkeit und Frömmigkeit, seine sittliche und leibliche Tüchtigkeit, seine Kraft und Treue, eine nationale That deutschesten Geistes.

Arndt erleidet ein ganz verschiedenes Urtheil, jenachdem man ihn als Schriftsteller oder als den männlichen Schriftführer und Kämpen deutschen Sinnes und Wesens auffaßt; die Nation hat den „Vater" Arndt in letzterer Eigenschaft genommen und gefeiert und über der Consequenz und Treue des Mannes die Mängel des Schriftstellers und Denkers vergessen; ihr Urtheil ist in Ehren zu halten.

Die Aehnlichkeit des Zieles und die in beiden Köpfen mit einer Art von versessener Verbauerung verknüpfte Hochhaltung des Deutschthums, die Ehrenhaftigkeit wie die Einseitigkeit reihen an den Volksvater Arndt den Turnvater

## Friedrich Ludwig Jahn,

der ohne allen Zweifel ebenfalls als Tendenzschriftsteller aufzufassen ist, soweit überhaupt der altväterische Sonderling Schriftsteller zu heißen verdient; denn das Zeug zu einem solchen hatte der seltsam verbohrte Reformator nicht, dessen Wirksamkeit sich im Jagen und Stoßen auf den Turnplätzen und in den in alter Reckensprache gehaltenen Ansprachen an die studirende Jugend auslebte, nicht ohne Gewicht. Sein junges Geschlecht, für dessen gesunde Seele er einen gesunden Körper zu schaffen sich berufen fand, wäre nach seinem Kopfe trotz alles Studirens vermuthlich eine Art bärenjagender und eichelfressender Teutonen geworden. Seine Schriften über deutsches Volksthum und seine Blätter über das Turnwesen sind in einer Sprache verfaßt, wie sie nie und nirgend gesprochen worden ist noch werden kann; neben altdeutschen Flicken und Fetzen spreizen sich neue Wortbrocken und Kraftsätze, und das macht zusammen einen Jargon, wie er nur auf einem Jahnschen Turnplatze gehört, aber auch da nicht verstanden werden konnte. Die gesunde Vernunft nimmt vor diesem Gebräu einer noblen Begeisterung, aber eines verworrenen Bekehrungseifers, der mit der als französisch erklärten und verpönten Aufklärung eigentlich die ganze moderne Cultur über den Haufen wirft, erschrocken Reißaus. Soweit sein „altmärkischer Bauernverstand" reicht, sieht er sehr scharf und richtig, aber das geht eben nur in die Nähe; langt er weiter, so fangen die geschmack- und sinnlosen Phantasmen an mit dem Anspruch, alles Leben in ihre verbauerte Schablone einzuzwängen. Die Unklarheit seines Kopfes hat der früher so derbe und unbeugsame Kämpe der Freiheit kurz vor seinem Ende glänzend dadurch documentirt, daß er in der achtundvierziger Nationalversammlung seinen Platz auf der äußersten Rechten nahm, natürlich ohne jedwede Wirkung.

Jahn gährt wie die Zeit; jemals zur Abklärung zu kommen war für seinen Kopf, in dem auch eine Art Phantast polterte, freilich nur ein steifledernen, eine Unmöglichkeit; und doch hat er trotz aller Einseitigkeit und übermüthigen Rohheit, die sich mit seinem Turnen verband, durch

dessen Begründung einen unendlich wohlthätigen und regenerirenden Schritt gethan, und in seinem Lebensziel: durch Lehre und Beispiel jedwede Art Ausländerei zu bekämpfen und den Stolz des Nationalgefühls zur mannhaften Abwehr aller fremden Dienstbarkeit auch in Geist und Sitte anzufeuern, liegt unstreitig ein Adel, den die plebejische Natur nur nicht recht auszudeuten und zu verwerthen verstand. Jahn ist eine zu ein Viertel ehrwürdige, zu drei Vierteln burleske Größe.

## Guido v. Görres

ist der umgekehrte Lamennais der Deutschen. Seine religiöse Entwicklungslinie geht vom Pantheismus durch allerlei mystisch-mythologisch-phantastische Religionsmengerei bis in den fanatischen Katholizismus über, seine politische von der französischen Revolutionsbegeisterung bis zur reactionär-hierarchisch-mittelalterlichen Deutschthümelei. Alles ist bei ihm unbändige Phantasie, welche den Verstand gefangen nimmt und ihn antreibt, in allen Phasen seiner widerspruchsvollen Entwicklung seine Gedanken und Einfälle mit dem Aplomb und Feuer poetischer Begeisterung auszudrücken, weil eben seine Phantasie jedesmal an sie glaubte; daher rührt auch die ungeheure Keckheit in seinen Behauptungen. Er spielt politische Romantik. Görres hat eine Masse von Kenntnissen; aber sie gehen in Nichts auf den Grund, liegen ihm ungeordnet neben einander, und er verfährt mit ihnen combinirend und leichthin behauptend gerade so, wie Jean Paul mit dem ebenso großen Material, das er tausendfach in Witzspielen, Gestalten und Bildern durch einander würfelt. Er hat immer etwas Volksthümliches, ja Demagogisches, selbst noch in der Zeit seiner reactionären Umkehr, und gleich von Anfang an mischt sich ihm in die halb angelernten philosophischen Begriffe die Phantastik bald der indischen Göttermythen, bald der urgermanischen Koboldenwelt, nun blumenduftend, nun schreckend, überall kopflos und schließlich in der christlichen Mystik mit einer Art Naturphilosophie des Unsinns endend. Görres idealisirt das Sinnlose; vom Realismus der Geschichte und des Lebens hat er nie Etwas begriffen. Seine ganze literarische Thätigkeit der jungen Jahre, soweit sie nicht revolutionär politisch ist, schließt sich ganz genau an die Creuzerschen Tendenzen an und theilt alle ihre Mängel. Diese Literatur reicht überwiegend in die erste

Periode unseres Jahrhunderts zurück und schließt mit der Mythengeschichte der asiatischen Welt und der Bearbeitung des Firdusi ab, Unternehmen, für welche noch nicht einmal das Material irgend ausreichend vorlag.

Die politische Umkehr zeigt in seinen Flugschriften folgende Stufen: Im „Merkur" ist er in Uebereinstimmung mit der gutmüthig-vertrauensvollen Strömung nach den Befreiungskriegen vorläufig gläubig monarchistisch geworden; ob er das alte österreichisch-deutsche Kaiserthum möchte, wird nicht ganz klar, es bleibt bei einem etwas unbestimmten Hinneigen. Schon 1816 betont er dieses bestimmt als Deutschlands Ziel. 1819 giebt er der Reaction noch Mahnungen, aber gleich nach dem Ausbruch und hernach dem Fehlschlagen der Revolution anfangs der zwanziger Jahre ertheilt er den Völkern Lectionen für ihre maßlose Ueberhebung. Von da an vollzieht er schrittweise den Uebergang zur kirchlich-theokratischen Autokratie, in der er Frieden sucht, weil er von der Zeit Nichts mehr versteht.

Seine Sprache, die in allen Poesien, allen Religionen und Speculationen, allen Zonen und Zeiten herumgreift, scheint expreß dazu ausgebildet, die einfachsten Begriffe zu umhüllen und zu verwirren. Poesie liegt darin so wenig als Logik, eben weil jede Umrissenheit und Klarheit verloren geht. Unklare Geister, aber nur sie, zieht der Schimmer von tief verborgener Weisheit an. Gewisse Partien dieser wunderlich bewegten Sprache und dieses Geistes überhaupt haben Etwas, das an mittelalterliche Mystik erinnert. Sie beide sind nirgends klar; glücklich, wo sie überhaupt verständlich sind; etwas unbestimmt Prophetisches in ihm entlehnt die massenhaft abschweifenden Bilder und Analogien dem Himmel und der ganzen Erde.

Was Görres politisch wollte, war schwerlich ihm selber klar. Er ist viel zu unruhig, zu verworren und springend, um eine die Zeit in Bestimmtheiten fassende Politik zu vertreten. Einerseits bis in den Anfang der zwanziger Jahre den Unsegen der reactionären Gelüsten mit bitteren und gewaltigen Worten hinstellend und verdammend, anderseits frühe schon mit ausgesprochenster Neigung zur Kirchenherrschaft und mit Vorliebe dem Mittelalter zugethan, endlich allerlei wunderliche Vorschläge über modernen Constitutionalismus (Kammern und Stimmgebung) producirend, macht er immer einen getheilten und schillernden Eindruck. Wie sich seine ins Mittelalter zurücklenkenden

Ansprüche auf Stärkung der kirchlichen Macht und Wiederherstellung Oesterreichs in die römisch-deutsche Kaiserherrlichkeit — zwei Gedanken, von denen allein er alles Heil erwartet — zu den constitutionellen Rechten und der geforderten Freiheit unserer Tage stellen könnten, darüber ist er selber sich gewiß nie klar geworden. Man möchte meinen, daß ihn die Verzweiflung an einer freien und starken Gestaltung des staatlichen Lebens der Kirche in die Arme geworfen hat, die ihm zunächst als schützende Macht gegen alle Willkür (warum nicht ganz jedenfalls nicht gegen ihre eigne!) erscheint und hoch gehoben sein soll. So steuert er zu einer Zeit, da er sich noch liberal angetrieben fühlt, in kirchlich-religiöser Hinsicht bereits in die strömenden Fahrwasser der Reaction zurück. Er erkennt und züchtigt noch 1819 das Heillose an dem Regiment, wie es seit dem Wiener Congreß geworden, namentlich in Deutschland, und doch wagt er nicht für ächte Freiheit einzustehen; das giebt seinen Schriften etwas Schillerndes und Auseinanderfallendes. Liegt dieser Fehler in der Willensrichtung, so ein anderer mit ganz gleichen Folgen im Verstande: neben scharfen und klaren Einblicken in die Zeit finden sich die widersprechendsten, bald prophetisch nach vorn, bald antikisirend nach rückwärts gerichteten Aussprüche und Bilder. Es ist in diesem Kopf überall das Springende, Unverbundene und Willkürliche herrschend. Der modernen Politik wirft er die zerschmetterndsten Wahrheiten ins Gesicht; wie nebelhaft er aber in die Ferne sieht und prophezeit, mag man an seinen erhabenen Vorstellungen von der künftig steigenden Bedeutung Roms und der Entwicklung der katholischen Kirche abnehmen, von denen der geschichtliche Gang bis heute das directe Gegentheil bewiesen hat. Ebenso schief ist seine von besonderem Herzenswunsch getragene Hoffnung auf eine versöhnende Macht der Kirche, die in ihrem Wesen und Wirken bis heute keineswegs und in Nichts diesen Erwartungen entsprochen hat.

Das Merkwürdigste, was in fast allen seinen Schriften wiederkehrt, ist das ihm ganz gewöhnliche, für jeden anderen Geist aber höchlich verwirrende Hineintragen von allerlei mythischen und astronomischen und physischen Anschauungen in die Betrachtung der Geschichtsphasen hinein, eine Neigung, die dem mystisch phantasirenden Kopf eigen ist und ihm die wunderlichsten Constructionen eingiebt. Seine heliocentrischen und geocentrischen Standpunkte liefern ihm wohl große Bilder, welche an die alten Propheten erinnern, zumal in der Vehemenz der

Sprache, aber in Nichts klaren Einblick in die geschichtliche Entwicklung gewähren — sibyllinische Sprüche, allerlei Signaturen nachgehend. Nur dann und wann geht ihm, sobald er in der logischen Gebundenheit der andern Sterblichen zu denken sich herbeiläßt, ein kräftiges Volks- und Geschichtbild auf, wie z. B. seine streng geschlossene Schilderung russischen Wesens. Aber urplötzlich läßt er wieder seine solarisch-planetarischen Einflüsse spielen, und sofort wird man in die wundersame Gedankenwelt eines Theophrastus Paracelsus zurückgeworfen.

Werfen wir noch einen Blick auf seine einst berühmten politischen Flugschriften! Der „Rheinische Merkur", genau zwei Jahre, vom Januar 1814 bis Januar 1816, erschienen, muß trotz aller Eigenheiten, die Görres in allen seinen Anschauungen zeigt, doch immerhin als freiheittragend bezeichnet werden, weßhalb er auch nach kurzem Leben unterdrückt wurde. Jedenfalls steht er mit Energie für die Freiheit der Presse und die Rechte der Nation ein, an die er das besonders ausgesetzte Westpreußen mit festen Banden knüpfen möchte. Man muß sich diese specifische Tendenz und die noch nicht vernarbten und auch durch die Politik der damaligen Zeiten keineswegs geheilten Wunden recht klar vergegenwärtigen, die Frankreich Deutschland beigebracht hatte, um auch den glühenden Franzosenhaß gerechtfertigt zu finden, der die ganze Schrift durchweht. Und ebenso muß man die heftig bewegte Zeit in Rechnung bringen, um die hohe Wirkung zu begreifen, die diesem Blatt als einem der bedeutendsten Vorkämpfer der deutschen Erhebung zuerkannt wurde. Der beste und mächtige Einfluß besteht in der Aufstachelung des deutschen Geistes gegenüber den erbärmlichen Resultaten der Diplomatie, die an dem Bewußtsein von der Würde und den Rechten deutscher Nation ebenso leer war, als Görres davon übersprudelte. — Am meisten genannt waren unter den folgenden Flugschriften: „Deutschland und die Revolution" 1819 und „Europa und die Revolution" 1821. Jene greift mit ureigner Kraft scharfe Züge zur Zeitzeichnung heraus, spielt übrigens wie gewohnt in allen Tonarten, ist idealistisch ohne wahren Inhalt und giebt nicht Einen sicheren Anhaltspunkt, was aus seinem Deutschland werden solle. Einzig seine Schlußsätze stellen die einfachsten Anschauungen hin, welche durch Lehre und Praxis des absoluten Königthums wirklich ausgebildet worden sind. Diese ist eine philosophisch gefärbte Schrift, welche mit gleicher Schärfe die Sünden und Ungerechtigkeiten der autokratischen Po-

litik und die rächenden Excesse der neuen revolutionären Bewegungen anklagt; sie stellt sich auf den Gedanken einer Politik des Rechtes und Friedens, die eben in der Geschichte nie Wahrheit geworden ist. Conservative Neigungen machen sich geltend. Die Realität des Lebens wird vollständig übersehen. Das Gemälde der europäischen Zustände ist Nichts weniger als heiter, und auch hier kommt das arme Deutschland mit seiner Zerrissenheit und seinen Erbärmlichkeiten am schlechtesten weg. Durchs Ganze geht prophetisch warnend das Vorgefühl schwerer Krisen, und es ist mit hohem Rechte betont, daß unsre ungelösten Fragen und Wirren nicht blos politischer, sondern mehr noch gesellschaftlicher Art sind. Görres giebt da generelle Bilder mit sehr wenig factischer Einrahmung und noch weniger praktisch verwendbaren Sätzen.

Wer die schließliche Verworrenheit dieses Kopfes in ihrer höchsten Potenz will kennen lernen, der schlage die „Christliche Mystik" (1836—1842) nach. Das weitangelegte Schriftwerk, seiner Tendenz nach mitten in die Zeiten der blühendsten Romantik zurückleitend, macht einen beengenden Eindruck; es ist eine Luft, in welcher dem lichthellen Geist unserer modernen Wissenschaft vollständig der Athem ausgeht. Die ungebundenste Phantasie, welche diesmal in den dunkelsten Gebieten des Menschenlebens ihre willkürlichen Constructionen aufbaut, bekleidet sich mit einem Ueberwurfe von philosophischer Wissenschaft, der um Nichts fester hält als jene Gebilde selber. Der ganze leibliche und seelische Organismus des Menschen wird bis ins Detail seines Baues zerlegt, aber schon diese Wissenschaft wird selber mystisch, indem sie die Mystik stützen will: da geht Görres einer willkürlich geschauten Kreuzesform nach; immer und überall soll, in Nachahmung des höchsten göttlichen Geheimnisses der Trinität, unsre organische Gliederung jene Dreiheit aufzeigen und das ganze beseelte Leben des Menschen ein dreitheiliges sein. Der Anschauungsmodus erklärt Nichts, und so ist der Anschein eines wahrhaften Deducirens aus der Natur heraus völlig leer. Alle dem hier gepredigten Geiste widerstrebenden Erscheinungen werden entweder als Ausflüsse der diabolischen Mächte negirt (so der Mohammedanismus) oder übergangen. Was hilft das Alles? Die Wissenschaft mag in letzter Linie eine nach dem verschiedenen Geiste der Zeitalter variirende Menge der seltsamsten Erscheinungen zugeben; so wenig sie unerklärte Krankheitsformen, Magnetismus, Somnambulismus, Hellsehen ꝛc. und ihre noch keineswegs beleuchteten Phäno-

mene wegläugnen kann, eben so wohl mag sie am Ende für anders und wunderlich bewegte Zeiten und Personen die Ekstase, die bizarrsten Geistesumwandlungen, selber die körperliche Umbildung und die Verkehrung der Functionen durch eisern einseitige Diät 2c. 2c. als Möglichkeiten einräumen; sie mag dieselben sogar bis in einen Grad hinein setzen, der für unser Geschlecht allerdings nicht mehr begreiflich ist. Aber damit bewegt sie sich immer in außerorganischen, häufig bis zur Verdrehung aller Natur verschrobenen Lebensformen, die nie und nimmer Norm sein können. Und ferner, was wird dadurch gewonnen für das, was Görres will: die Festsetzung einer über- oder außernatürlichen Verbindung mit der Geisterwelt und der Gottheit? Nichts. Die Erscheinungen mögen stehen bleiben; das Supponiren ihrer Wesenheit sinkt plump ins ordinäre Wunder herab, und von dem kehrt sich die Wissenschaft mit aller Schärfe ab. Daß der mittelalterliche Zauber- und Dämonenapparat und als Schutzmittel gegen ihn die Glorie des kirchlichen Exorcismus dem wissenschaftlichen Bewußtsein will aufgebürdet werden, liegt eben ganz in der Natur und Tendenz der Schrift, muß aber ebenso energisch zurückgewiesen werden. Durchs Ganze zieht sich der fruchtlos sich abmühende Grundzug, das wissenschaftlich genießbar machen zu wollen, was es seiner Natur nach nie und nimmer sein kann, sondern geradezu der Tod der Wissenschaft ist. Da hört jede Logik auf; die Phantasie macht allerlei wunderliche Combinationen mit den organischen Kräften des Menschenlebens, unter deren anormalem Spiel Einem angst und bange wird. Die große Schrift, die eine Stütze des katholischen Kirchenglaubens sein will, scheidet sich in die zwei Partien der göttlichen und dämonischen Mystik, setzt in beiden gleich begriffleere Geistesphasen und Geisterbezüge und stellt eigentlich nichts Anderes dar als die bis ins Tolle gehende Abirrung einer vom Zügel des Verstandes verlassenen und von der Tendenz gestachelten Phantastik.

## C. L. v. Haller

(Restauration der Staatswissenschaft, 1816 ff.).

Das vehemente Werk, in dem hochmüthigen Fanatismus verfaßt, die absolute Wahrheit in Staatsdingen gefunden zu haben und prophetisch der verblendeten Welt zu enthüllen, geht von der unbedingten Verdammung der ganzen geschichtlichen Entwicklung seit der Mitte des

vorigen Jahrhunderts und aller unserer Zeitanschauungen aus und zurück zu einem sogenannt patriarchalischen Feudalismus, in dem das Heil und selber die Freiheit beruhen sollen. Die Grundidee, auf welcher sämmtliche Expositionen Hallers als auf einem Evangelium fußen, ist die Rückführung des ganzen Staatsrechtes in allen seinen Ausflüssen und Verhältnissen auf ursprüngliche, natürlich privatrechtliche Zustände, ein hundertfach modificirtes, aber in allen Formen erhaltenes Herren- und Dienstverhältniß nach Privatverträgen. Ueberdies giebt nach ihm die historische Macht immer und nothwendig das historische Recht, das jener Deduction zufolge das Naturrecht selber sein soll. Seine Theorien dienen dem Absolutismus ebenso wenig als der Freiheit. In der Behandlung der geistlichen Staaten und der Kirche überhaupt wird der hernach zum Katholicismus übergetretene Herr v. Haller der complete Lobredner des geistlich katholischen Regimentes, jedenfalls consequent, indem ihm auch das weltliche Regiment des Kirchenoberhauptes und der Priesterstaaten alles Lobes würdig scheint. Seltsame Geschichtskenntniß! — Statt schön zu sein, ist Hallers moralpredigende und in Gemeinplätzen sich ergehende Sprache langweilig eintönig und pedantisch.

So ist das ganze Gebilde ein willkürliches System ohne alle Kenntniß der Geschichte und Gegenwart; ein Gewebe der auffallendsten Widersprüche, das in seinen Consequenzen den eignen Ausgangspunkten widerspricht und nicht einmal dem Absolutismus, den es doch stützen möchte, erwünscht sein kann; das haltlos zusammengedachte Gebräu von absolutistischen, aristokratischen und theokratischen Rechtseinfällen, in welche wunderlicher Weise ein bedeutender Antheil von demokratischen und selbst revolutionären Zugaben hineinspielt. Im Grunde läuft des Aristokraten Weisheit doch nur auf den ebenso gut den Massen wie seinen Königen von Gottes Gnaden dienstbaren Satz hinaus: so viel Gewalt, so viel Recht!

Hallers „Restauration“ ist im Grund ein sehr schwaches und widerspruchsvolles Mittel zur Bekämpfung der revolutionären Doctrinen; sie wird richtig bezeichnet als das Gemisch aus einem mißverstandenen Territorialsystem, Hobbes'schen Lehren und theokratischen Phantasien.

Und wenn je einmal, so zeichnet hier die Schrift den Menschen; wie diese, so und genau so der in sich unabgeklärte Kopf. Haller ist der Reaction für die Staatsrechtslehre genau, was ihr Adam

Müller, der ihm voraufgeht, für die Staatswirthschaftslehre; Beide stehen sich parallel bis auf die Verworrenheit der Gedanken und Einfälle herab. Denn auch Müllers Lehre vom Staat, auf deren Inhalt er erst seine Wirthschaftslehre baute, ist um Nichts klarer oder haltbarer: eine eigenthümliche Combination der politischen Principien des classischen Alterthums, dem er den viel zu weit gespannten Begriff und die Aufgabe des Staates entlehnt, mit denjenigen des Mittelalters, mit dessen Inhalt er seinen Staat ausfüllen will, wobei beide (Begriff und Inhalt) einen unversöhnbaren Widerspruch enthalten. Die Identitätsphilosophie und die Burke'sche Rechtsanschauung haben bestimmend auf diese retrograden Köpfe eingewirkt, und die Basis ihrer Phantasiebildungen schaffen sie sich in einem nie dagewesenen, idealisirten Mittelalter.

## Joseph de Maistre.

Die erschütternden Scenen der Revolution mußten die Geister je nach ihrer individuellen Disposition verschieden bewegen; daher der Kampf, der in den ernstesten von ihnen gährt, daher das interessante Schauspiel, diese Naturen in einer psychologisch streng bedeutsamen Weise sich metamorphosiren zu sehen.

Das Letztere freilich ist dem seit seiner abgeschlossenen Erziehung sich gleich bleibenden ersten Führer der Restauration nicht geschehen. J. de Maistre ist ein schneidender Anachronismus, wie die frische Einwirkung des blutrothen Paniers auf eine ungeduldig heftige Einbildung, erkünstelte Kraft und beschränktes Urtheil ihn schaffen mußte. Ein ungeduldiger Kopf, krankhaft fanatisch, launisch, hitzig, verächtlich, predigt er die servilsten Grundsätze des geistlichen und weltlichen Absolutismus. Mit gleich heftiger, mystisch verirrter Einbildungskraft wie schlechter Laune will er im Dienste seines Baalglaubens die Geister knechten und zieht, sein System mit gleicher Sicherheit auf Theorie und Praxis anwendend, in erschreckender Frechheit die äußersten, der modernen Civilisation ins Gesicht schlagenden Consequenzen. Uebrigens macht die gar oft sehr weltliche und auch im Kirchlichen (s. das Buch „Du pape") nach commoden Nützlichkeiten abwägende Beweisführung den Eindruck einer — ob aus verletzter Standeseitelkeit? — ihm selber angekünstelten Ueberzeugung. Auch ist ihm sein Recht widerfahren; die Zeit, die er so frech vor den Kopf gestoßen, seit er

an der Revolution nur die Guillotine hat sehen wollen, rächt sich an ihm in der oft wiederkehrenden Weise, sie ignorirt ihn. So steht J. de Maistre da als der ungebundenste Ausdruck des päpstlichen Fanatismus ohne eigenen überzeugten Ernst, aber mit viel Geist. Ihn treibt eine künstliche Begeisterung für die eignen der Originalitätssucht dienstbaren Bizarrerien, und mitten in allem Feuer sticht auch in ihm die Ansteckung des Skepticismus heraus. Es ist der „Fanatismus des Verstandes". Papst und Inquisition und Henker; Alles, was die Geschichte dagegen hervortreibt, ist strafbarer Abfall, der Mensch überhaupt nur ein sklavisches Werkzeug. Am weitesten hat er die heillose Manier getrieben, von den Plänen der Vorsehung aus orakeln zu wollen. Maistre macht immer von richtigen Grundgedanken falsche Applicationen und baut auf sie unrichtige Schlüsse. Jesuitische Erziehung hält den prägnanten, aber keineswegs weiten, unharmonisch und zerstückt gebildeten Geist von früh an befangen. Bereiter Witz und elegante Leichtigkeit des Arbeitens und Darstellens zeichnet in ihm früher den Weltmann von keineswegs geistlich fanatischer Weltverachtung; hernach (so in den Soirées) schwerfälliger Ernst und mühsame Arbeit den auch durch die Schicksale verdüsterten Geist. So viel Einsicht des Nothwendigen oder in der Zeit Möglichen bleibt ihm immerhin, daß er, wo nicht die Leidenschaft ihn blendet, bei allen Reactionsgelüsten nicht eine blinde Restauration will (Considérations) und an Geist weit über der verstockten Emigrantenmasse steht.

Sein bedeutendstes Werk ist das letzte, die „Soirées de St. Pétersbourg", von 1822. Philosophirender Natur, dreht es sich um die äußerst delicate Frage einer Rechtfertigung der Vorsehung in den irdischen Dingen: Vertheilung der Glücksgüter, Wechsel der Schicksale unter den Gerechten und Ungerechten. Die dialogische Form bringt allerdings Abwechselung und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Darstellung, hebt aber auch zugleich die Schärfe der logischen Beweisführung auf. Diese ist überhaupt matt, wie viel Geist auch de Maistre aufgewendet hat, und sie wird nicht gerade durch den Umstand gehoben, daß er in letzter Linie immer wieder auf die Autorität und den Glauben verweist. Die Schrift zeigt wieder frappant das Dornenvolle einer Frage, die schließlich immer ans individuelle Bewußtsein gewiesen ist, weßhalb da auch mit philosophischen Reflexionen wenig gethan ist. Die einzigen sicheren Gründe sind die, welche sich aus dem seelischen





Zustande des Gerechten und Ungerechten ziehen lassen; alle anderen Argumentationen wenden sich entweder ans Unergründliche (Fegefeuer, Rechtfertigung durch Stellvertretung und Opfer), sprechen von „anbetungswürdigen Gründen, die unserm Verstand unerreichbar sind", oder fallen ins Platte: so der Beweis durch die ausgleichende menschliche Gerechtigkeit, als deren Hauptfactor de Maistres wilde Phantasie bekanntlich den Henker hinstellt, dessen geheiligte Person ihm der Träger der Gesellschaft überhaupt ist. Consequent durchgehende Logik würde in dem Buch umsonst gesucht. Die willkürlichen Digressionen gehen auf alles Mögliche, so auf den Krieg, den de Maistre als den nothwendigen Zerstörer des sündigen Menschengeschlechtes betrachtet, auf die Sprache, deren göttlichen Ursprung er demonstriren will, auf die Urzustände unseres Geschlechtes, in denen er wunderlicher Weise eine hohe ursprünglich göttliche Weisheit will entwickelt finden, die sich in der Sünde soll verloren haben. Die Ideen des Opfers, der Rechtfertigung durch Theilnahme an den Verdiensten Anderer sowie umgekehrt der allgemeinen Schuld und Buße durch die Erbsünde sind ächt katholische Lieblingsgedanken. — In seinen geistreichen Gedankensprüngen und Bizarrerien nach Willkür verwendet de Maistre gerade so viele Logik und gebraucht so ausgewählte Argumente, wie sie seiner schroff einseitigen Richtung entsprechen; schon die Form der Darstellung überhebt ihn des streng gesetzlichen Schließens. — Daß neben allem Hasse, den Maistres Tendenz gegen die ganze Aufklärungsliteratur entfaltet, neben aller Einseitigkeit, welche das willkürliche Herausgreifen von einzelnen Lächerlichkeiten zeichnet, die er mit dem durch den Haß geschärften Auge herausfindet, viel Wahrheit in der Verwerfung Baconscher Methode und Lockescher Empirie und der Ausschreitungen der materialistischen Philosophie liegt, wird unsre strenge Wissenschaft immer mehr constatiren. Ganz anders ists, wenn Maistre das Unglück der modernen Geschichte von der Reformation als einem religiösen Abfall datirt und vollends die Revolution selbst nur als das böse Princip behandelt. Die finster absolutistisch-hierarchische Denkweise verräth sich mit jedem Schritt: Der Mensch ist von Natur verdorben, er ist „nur Eine Krankheit"; Aberglauben und Nichtwissen, das nicht zu zerstörende Außenwerk der Religion, sind die nothwendigen Heilmittel gegen die Neigungen seines empörerischen Herzens und den Uebermuth seines Denkens; die neue Kirche hat (man höre!) die alte

nie recht tolerirt; nur die Strafe (der Scharfrichter) hält die Menschheit; die Autorität ist das einzig Sichere, das immer entscheiden muß; nie kommt es der Wissenschaft zu, die Menschen zu führen, sondern den Prälaten, Adligen und großen Staatsbeamten, vor allen sind die hohen Geistlichen die ächten Leiter der Staaten 2c. Es ist das ewig alte Lied, daß auch diese Halbphilosophie des katholischen Glaubens die historischen Grundlagen und Entwickelungen weder kennt noch achtet, sondern Alles einer inneren Begeisterung von oben anheimstellt.

Und trotzdem gewinnt dieser seltsame Kopf ein eigenthümliches Interesse durch das, was er an der Werthung als Heiliger der Reaction verliert, und er hat gleich von Anfang an einen merkwürdig klaren und unbefangenen Einblick in die Schicksale des restaurirten Italien und in die Nothwendigkeiten und Erfordernisse einer nationalen Politik, für die er Rußland als Gegengewicht zu Oesterreich interessiren möchte. Es ist merkwürdig, aus den Briefen eines Mannes von seiner Art folgende Stellen zu kennen: „Achtet auf den italienischen Geist, er ist aus der Revolution geboren. Unser furchtsames, neutrales, tastendes, hinhaltendes System ist bei dieser Sachlage tödtlich. Der König (von Sardinien) muß sich zum Haupte der Italiener machen; er verwende bei jeder Civil- und Militärstellung, selbst bei Hof, ohne Unterschied auch Revolutionäre, auch zu unserem (des Adels) Nachtheil; ceci est essentiel, vital, capital, les expressions me manquent“. Ferner: „Mein Gebieter wendet sich an den Kaiser aller Reußen, nicht blos in seiner Eigenschaft als König von Sardinien, sondern er spricht als italienischer Fürst, als Glied der europäischen Souveränetät, als Vertheidiger der allgemeinen Gerechtigkeit und der Treue gegen die Tractate. Ohne eine neue Anstrengung des Kaisers von Rußland giebt es kein politisches Gleichgewicht mehr, Italien verschwindet, alle italienischen Fürsten werden nur noch österreichische Vasallen sein und bald nicht mehr existiren. Der König von Sardinien ist zuerst bedroht; dies ist sehr natürlich, da seit lange der Plan, ganz Italien zu unterwerfen, keinen beharrlicheren und in Italien mächtigeren Gegner hat als ihn. Das Ungewitter, welches die Halbinsel bedroht, wird sich nicht auf sie beschränken, nicht in ihr stille stehn; es wird vom Süden sich nach Norden ziehen“. Die Stimme wurde nicht gehört, und das Schicksal der Halbinsel vollzog sich in anderer Weise.

## Vicomte de Bonald.

Die Staatsrechtslehrer des Pavillon Marsan und die mit ihnen fester oder laxer verbündeten ultramontanen Reactionäre, wie **Bonald**, „zeigen die gleiche Unkunde von Geschichte und Staat, Leben und Gegenwart, wie die weltflüchtige Literatur der Deutschen". Bonald ist der Beschränkteste aus dieser enger geschlossenen Classe; gleichwohl beweist er die bekannte Verschmitztheit z. B. in den Lockmitteln, wie sie allem specifisch Pfäffischen anzuhängen pflegt. Ferner macht er gerade wegen der größeren Beschränkung mehr den Eindruck einer concisen Ueberzeugung und eines weit strenger aufs Ziel gehenden Ernstes, und einzig die Einheit dieses Zieles sowie die Ausdauer in seinem Dienst giebt ihm Bedeutung. Seine Grundlage ist die Theologie des siebzehnten Jahrhunderts und etwas Weniges von der idealistischen Philosophie der Descartes, Mallebranche und Leibnitz. Ziel: die Aussöhnung des geistlichen und des weltlichen Absolutismus mit einem Erbadel in den Aemtern. Das Bürgerthum, sein Gewerbe und Handel, sind völlig unberechtigt. Dogmen, die in ihrer höchst einseitigen Bornirtheit 'aller Geschichte und allem Leben der Nation, aber selber den Strebungen der Mächte ins Gesicht schlagen, für die sie aufstehen wollen; theokratische Phantasmen, in ihrer Unanwendbarkeit ähnlich den späteren socialen, die man sich gewöhnt hat als das non plus ultra der Träumerei zu erklären, aber weitaus mehr gegen die Zeit verstoßend. So hat er sich mit dem Halbwissen der Romantiker eine Geschichte eigner Art construirt. Bonald ist die vollkommen durchgebildete und concentrirte Repräsentation des religiös gespreizten Hochmuthes in aller Härte seiner Ansprüche und mit sehr enggeistigem Horizont. Er begreift staatlich Nichts außer der Monarchie, kirchlich Nichts außer dem Katholizismus, social Nichts außer der alten, vorrevolutionären Gesellschaftsordnung, keine Wissenschaft außer der apostolischen; alle diese Mächte mit einander verbunden stellen das Heil der Welt wieder her, das die gottlose neuzeitliche Bewegung verwirft; alles Uebrige ist in der Theorie der Irrthum, in der Praxis das Chaos. Bonald ist der umgekehrte Rousseau, dessen Leidenschaftlichkeit er theilt, die leibhafte Intoleranz; es giebt für den heftigen Kopf, die erhitzte Einbildungskraft und das ungeschult instinctive Gefühl nur ein Entweder — Oder, keine Vermittlung. Da und dort läßt er seiner

Leidenschaft den Zügel schießen, und es ist mit Recht gesagt worden, daß das die interessanteren Stellen in seinen Schriften sind; denn im Uebrigen langweilt der dialektische Dogmatismus seines trockenen und inhaltleeren Verstandes, ohne zu überzeugen. Mit der Logik steht er auf ziemlich gespanntem Fuß. Er geht auf eine Kraftstärkung des Geschlechtes aus und kennt dazu nur Ein Mittel: den Zwang, der den Willen fesselt und die Ueberzeugung aufdrängt; Moral und Tugend werden durch Befehl erzeugt. Seine Eindämmung des Geistes und Wortes (Presse) ist um Nichts besser oder gelinder als de Maistres Regiment durch den Henker. — Rochau in seiner Geschichte Frankreichs sagt von ihm ganz richtig: „Ein orientalischer Despot, welcher das willenlose und blind gehorchende Volk vermittelst einer Adelskaste, der auch das Priesterthum angehört, väterlich regiert, das ist das politische Ideal, welchem Bonald die französischen Staatszustände angenähert wissen will".

Es ist wohl Stoff zu einer interessanten Parallele, wenn wir den finsteren Faustkämpfern des mittelalterlichen Rücklaufes den lachenden Pamphletisten-Dialektiker des neuzeitlichen Vormarsches hart auf dem Fuße folgen lassen.

## Paul Louis Courier

hat seine eigne Sprache, originell wie der ganze Kopf. Die Eigenheit, mit all' seiner Sympathie auf das ältere Französisch eines Amyot ꝛc. zurückzugehen, eine Schreibart, die er jedenfalls von Grund aus studirt hat, verschmilzt sich so sehr mit seinem Wesen, daß diese Sprache, kurz, rund, alterthümlich, altgallischen Humors und frei in ihren allures, frappirend durch das Ungewöhnliche, ihm zur anderen Natur wird, und vom Angelernten ist wenigstens in seinen letzten Broschüren keine Spur mehr. Das hängt unzweifelhaft mit der ganzen Denkweise des Mannes zusammen; diese alte und natürliche Sprache ist seinem Geiste verwandt, hat etwas Keckes, Demokratisches. Courier liebt die episodische Anecdote, überhaupt das anschauliche Exempel; er weiß, was beim Volke verfängt. — Der Mann hat mitten in der erbitterten Opposition eine feste Ruhe im Geist und schreibt auch so, und darin liegt etwas Dominirendes, wie in Moores Spott. Man sieht ihn nie leidenschaftlich erregt; mit runder und selbstverständlicher Sicherheit schleudert er dem Regimente, das er angreift, die untergrabendsten

Wahrheiten entgegen, erdrückend und so sorglos hingeworfen, daß seine Ironie unwillkürlich bewältigt. Der vornehme und gemeine Bedientengeist ist ihm das Verderbende in einer Nation. — Ein System hat Courier keineswegs, ja schwerlich einen einzigen positiven Glaubenssatz in seiner ganzen Politik; aber er macht sich geltend als Widerstandskraft überall, wo eine bestimmte Schwäche oder Ungerechtigkeit ihn herausfordert, und ist darum der bitterste Gegner der Restaurationspolitik und ihrer pfäffischen Zuthaten. Indem er so keine Partei vertritt, überhaupt von Natur weder Politiker noch auch nur Geschichtsfreund ist und sein Hauptaugenmerk in der Weise eines delicaten Kunstkenners auf die kunstgemäße und mit bleibender Vorliebe durchstudirte Handhabung dessen richtet, was er das gute alte Französisch nennt, ist seine Stellung in der Literatur einzig: er ist wirklich nur einerseits Pamphletist, anderseits nach Geschmack wählerischer gelehrter Belletrist, aber mit so meisterhafter Sprachbeherrschung und so durchdringender Sicherheit des Blickes, daß er eben dieser exceptionellen Stellung in und mit sich einen besonderen Rang verliehen hat. — Auch hinsichtlich seiner Sympathien fürs Antike entspricht es ganz seiner Neigung zum Einfachen und Ursprünglichen, zumal in der Form, daß er den Herodot und die Pastoralen des Longus zum Uebertragen wählte. Seine Grundsätze über den Ton der Uebersetzung solcher Werke sind decidirt und widersetzen sich mit Recht der akademisch und cavaliermäßig zugeschnittenen Salonsprache, an deren Regeln- und Decenzenzwang die ganze französische Literatur so lange krank gelegen hat. Courier geht hier mit seinem durch ein eigentliches Lebensstudium geschärften Verständniß auf alle feinsten Nüancirungen des Ausdrucks ein, wie ihm denn überhaupt die Form das Höchste ist. Courier ist seltsam doppeltgenaturt: während seine künstlerischen Sprachneigungen ins fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert zurückweisen, schauen seine politischen Tendenzen radical in die Zukunft hinaus.

Die Art, wie er in dem berühmten Pamphlet des pamphlets die Würde der Flugschrift rettet, führt den einfachen Satz durch, daß die, welche auf seine Gemeinheit schimpfen, die Wahrheit nicht aushalten können und allen Grund haben sie niederzuhalten. „La vérité est populaire, populace même, elle sent tout à fait la canaille.“

Eine seiner meisterhaftest angelegten Reden ist der Simple discours de Paul-Louis à l'occasion d'une souscription proposée pour

l'acquisition de Chambord. Der prächtig praktischen Einleitungsbetrachtung folgt als Schluß kostbare Ironie; Alles so hausväterlich, klar und decidirt. Die Wendung ist originell, der springende Punkt in der Exposition: die Lectionen, die Chambord dem Fürsten geben kann, sind nur zu seinem Verderben angethan; besser, er gehe in die Schule des Volkes als in die des ancien régime. Und da ist das unbezahlbare Portrait des Hoflebens und Willkürregimentes ein Meisterstück der polemischen Prosa, und wieder mit so ruhig und klar beherrschender Sicherheit der Auffassung, mit spielendem Einblick in die Karten, mit köstlicher Ungenirtheit des Ausdrucks. Das Alles versteht sich ihm so von selber, ist's doch Wahrheit. An diesen Simple discours knüpft der Procès de Paul-Louis. Es ist bezeichnend, wie der Schriftsteller auch hier mitten unter der Proceßfrage sich über die saftlose Sprache (psalmodie) des öffentlichen Anklägers lustig macht. Da frappirt wieder die überlegen kaltblütige Ruhe, welche das unumwundenste Porträt der Sitte und Denkweise der Höflinge Jedem verständlich hinmalt. — Die Sprache der Bonhomie herrscht vor in der Pétition à la chambre des députés pour les villageois que l'on empêche de danser. Sie zeigt die überlegteste, aus dem Studium der alten und neuen Sitten und Lagen hervorgegangene Kenntniß des Volkes. Die Exposition geht weit über die Frage der bloßen Volksbelustigung hinaus, nimmt die Sittenzustände mit und zeichnet in dem neumodisch fanatischen Dorfprälaten leibhaftig einen der reactionären Pfaffen aus der neuen Schule nach Napoleons Fall. — Trotz des kitzlichen Objectes ist das literarische Pamphlet Lettre à Messieurs de l'académie des inscriptions et belles-lettres ein in seiner runden Abfertigung meisterhafter Fehdebrief. Courier, gemeldet und abgewiesen, schwingt die Geißel über das niederträchtige Verdienst der zum Bücken gebornen personae gratae, die Carrière machen und den wirklich wissenschaftlichen und darum unabhängigen Geist zurückdrängen. Ist überall zu finden!

### Benjamin Constant

ist mehr als politischer Parteimann und Parlamentsredner aufzufassen und zu beurtheilen denn als Schriftsteller. In jener Eigenschaft vertritt er jenen doctrinären, philosophisch gebildeten Constitutionalismus, von dem man sich viel mehr freiheitlichen Einfluß und Segen ver-

sprach, als er gehalten hat, ja er ist sein ausgebildetster Typus in Frankreich. Die Sache und der Mensch leiden an einer Halbheit und einem Schwanken, das der Natur dieses Mannes ein ganz widersprechendes Gepräge giebt: hart neben edler Begeisterung steht die leere Phrase und die erkünstelte Erhitzung, nur um seiner mit viel Ironie und Blasirtheit, ja trotz aller Leidenschaft mit einer gewissen Herzensleere zersetzten Natur Aufregung und Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Leben fehlt in seinen privaten Beziehungen und den Herzensverhältnissen jener Ernst und jene Weihe, zu der ihn die Liebe zur Freiheit erhob; in seinen Schwächen und Vorzügen das vollendete Spiegelbild der Zeit und des Geschlechtes, steht er höher als öffentlicher Charakter.

Diese Seite seines Wesens liegt vollständig ausgesprochen in seinen Kammerreden, den „Discours“, gehalten in den Jahren 1819—27, edirt 1828. — Der bedeutende Parlamentsredner durchläuft und zeichnet da die Zeit von Frankreichs Aufathmen nach der Befreiung von den fremden Besatzungsheeren bis zu der immer ausgeprägteren und rasch einer neuen Revolution rufenden Reactionsherrschaft und nimmt Frankreichs Gang seit 1815 als einen verderblichen. Der principiell gemäßigte Constitutionsmann verläugnet sich in seinem parlamentarischen Auftreten nie: Devise — die Freiheit mit der Charte; Tendenz — die Krone ist geachtet über dem Streit und den Parteien zu halten, aber die von Paris ausgehende Centralgewalt als eine die freie Bewegung der Nation ertödtende zu brechen. Falsch wäre die Vermuthung, daß er als Mann des juste-milieu im geordneten Staatsleben auch die Sprache desselben auf die Tribüne trage; er wechselt in ihr von reflectirender Ruhe bis zur heftigen Erbitterung und der Leidenschaft, welche sich in vehementen Apostrophen und Retrospectiven auf die geschichtlichen Erfahrungen und in düsteren Ankündigungen der kommenden Dinge kundgiebt. Bisweilen wirft er einen wehmüthigen Blick auf die Geschicke seines Landes — so beim Ausnahmegesetz gegen die persönliche Freiheit, bei der Verurtheilung der Anklagen auf confidentielle Eröffnungen an die Regierung hin, bei der Betrachtung des Geheimnisses und der Existenzstörungen durch willkürliche Einkerkerung, überhaupt bei jedem illegalen und illoyalen Acte; da malt er ergreifend das Unheil für Nation und Thron. Zuweilen geht er in gemessener Ruhe vor und nimmt einen festen und strengen Gang; manchmal,

und öfter noch, läßt er die überschauende Ironie spielen; nicht selten unternimmt er den directen Angriff auf die verkehrte Sache, nicht auf die Personen, deren Vorgehen er durchweg entschuldigend erklärt. Nur die letzten constitutionsfeindlichen Ministerien und die volksfeindlichen Kammerfactionen selber greift er direct an. Mit schonungsloser Schärfe deckt er die Schliche und Pläne der ultraroyal clerikalen Faction auf als einer Thron und Nation gefährdenden, die er bald unerbittlich streng, bald ironisch mitleidig behandelt, wie er auch die für die Religion nutzlose, ja im Ganzen unheilvolle Influenz eines überreich dotirten Clerus offenlegt. — Als vollkommen französischer Redner weiß Benjamin Constant immer die Wechsel des Tones und ein gewisses In-Scene-Setzen wohl zu nutzen, das ihn bald zürnend, bald vertraulich zu seinem entscheidenden Auditorium, der Kammermehrheit, stellt. Der universelle Blick und die principielle Richtung auf die Charte geben ihm Adel und Bedeutung. Juridische Gewandtheit zeigt er, wenn er z. B. die Presse als einfaches Instrument wie andere behandelt und so aus der speciellen, der besonderen Verfolgung oder Schutzrücksicht herausgezogen wissen will, indem er sie einfach unter die Gesetze des allgemeinen Geschäftsganges stellt; humanen Sinn, wenn er die Forderungen der Rechtsgleichheit, des Schutzes der Armen und Niedrigen, sowie der duldenden Moral betont, in deren Stützung auch die Religion ihre Aufgabe hat, und wenn er ebenso gesund als gerecht verlangt, daß politische Vergehen an die Jury gewiesen werden; weite Umsicht, wenn er z. B. auch das Finanzwesen aus dem Standpunkte des ganzen Staatsgetriebes und des Einflusses seiner Mittel auf die Freiheit beurtheilt. — Aber mit Feuer tritt er immer wieder für das festeste, doch stets gefährdete Palladium der Freiheit, die Presse, auf, ein ewig rüstiger Kämpfer fürs freie Wort, und seiner Sache hat er wohl das beste Viertheil seiner Reden gewidmet. Es sei abgeschlossen mit zwei Exempeln seiner feinen Maximen: „System des Despotismus ist, es sei immer besser, den Vergehen vorzubeugen (Präventivmaßregeln, Abschreckungstheorie), als sie zu strafen". „Eine Regierung verdient nur dann aufrechtgehalten zu werden, wenn sie für die Rechte der Bürger Garantien bietet."

Auf demselben Felde des öffentlichen Lebens zeigen ihn die „Mémoires sur les cent jours, en forme de lettres", 1820—22. Mit Ruhe und Unparteilichkeit geschrieben, giebt ihre ganze Haltung die kühle

Verfechtung des monarchischen Constitutionalismus wieder, die dem liberalen Doctrinarismus eignet. Ihr Streben ist, das Regiment der hundert Tage von dem Vorwurfe des Despotismus zu reinigen, den die nachherige excessive Royalistenpartei so gern auf dasselbe warf, und diese verschrobene Partei selber für das Unheil verantwortlich zu machen, das Frankreich in der Zeit der Reactionen traf. Die Schrift spricht übrigens fast mehr von der Stellung der Werkzeuge in diesem kurzen Regiment, als von Napoleon selber, und läßt nicht ganz klar herausspringen, warum es denn sich nicht halten konnte. Die gründliche Einsicht in Frankreichs staatliche Zustände giebt dem Blicke Benjamin Constants große Sicherheit, und über die kommenden Geschicke des Landes liegen Andeutungen vor, welche von der folgenden Geschichte keineswegs dementirt worden sind. Aber das aristokratisch hochmüthige Geschlecht von Staatsmännern, das gerade von 1822 an bis zum Sturze der Bourbons Frankreich regierte, hat die hier niedergelegten Lehren weiser Mäßigung und besonnener Freiheit keiner Beachtung gewürdigt und gerade dadurch den eignen Fall und des Landes Unglück heraufbeschworen.

Trotz Allem ist Benjamin Constant politisch immer ein unsicherer Kopf, der Napoleon erst verdammt und die Bourbons gerufen hat, in den hundert Tagen aber doch im kaiserlichen Staatsrathe gesessen ist. Schlosser bemerkt dazu: „Sogar Benjamin Constant ward, seitdem er mit Napoleon (— dem er gegen die in der Gesetzgebung zu Tage tretenden absolutistischen Gelüste der ersten Consulatszeit glänzend und ehrenvoll Opposition gemacht —) zerfallen war, eine Art Legitimist und setzte zu einer vorher von ihm herausgegebenen Flugschrift gegen den Kaiser und das Kaiserthum (De la conquête et de l'usurpation 1813) in der Ausgabe eine Note, die in jener Zeit Chateaubriand, in der unsrigen einem Montalembert und andern Enkeln der Kreuzfahrer Ehre machen würde, für ihn aber nie paßte". — Auch Royer-Collard, der in der Kaiserzeit immer mit Ludwig XVIII. correspondirt hatte, war bei der Rotte der vornehmen Conspiratoren gegen Napoleon betheiligt. Das Geschlecht der Restauration wußte es ihm nicht lange Dank.

Wer einen bedeutsamen Blick in das schwankende Seelenleben Constants und die Wechsel und Eindrücke seiner äußeren Verbindungen in der Gesellschaft thun will, der sehe seinen Roman „Adolphe"

(von 1816) an, welcher den wesentlichen Vorzug hat, lebendiger und tiefer aus dem Grunde seines Geistes zu schöpfen, als irgend eine andere Schrift dieses Autors thut. Er giebt mit viel Natürlichkeit eine Herzensgeschichte wieder, die zugleich durch und durch modernes Lebens- und Charakterbild ist, und die widerspruchsvollen Herzensbewegungen sind so bestimmt und lebendig bis in die feinsten Schattirungen hinein begleitet, mit so warmem Ausdrucke wiedergegeben, daß da sicher ein Stück Fleisch und Blut des Autors selber liegt, der nie wieder so warm und sprühend fühlt oder schreibt. Ueber dem Ganzen liegt ein fast Wertherscher Hauch. Dieser Held, der in ewigen Unschlüssigkeiten schwankt, nie und in Nichts zum Abschluß oder zur Einheit mit sich kommt, nie seiner Gefühle sicher ist, nicht einmal der Liebe, mit seinen immer wiederkehrenden Halbheiten und Widersprüchen sich selber martert, seine Maitresse zu Tode quält, nur Gram und Bitterkeit erntet, seine Lebensbahn trotz seiner Talente und Vorzüge verfehlt; dieser Halbcharakter kann als Grundtypus einer starken Fraction aus der Gesellschaft der Gegenwart genommen werden.

---

Unter den culturfördernden Elementen, die reinerer Natur und wenig oder gar nicht vom Streite der Tagesmeinungen bedingt auftreten, sind es die zwei der Erfindungen und der Reisen, welche das bereits Angebahnte in constanter Weise fortführen.

## Fünfter Abschnitt.

# Erfindungen, Technik rc.

---

1816 Erste Drathbrücke in England, gebaut von Richard Lee.

1816 eiserne Schiffe, erfunden 1720 von Mersenne, werden in England gebaut.

1816 erster guter Bau des Mikroskops durch Fraunhofer in München.

1816 legt John Cockerill, der große Industrielle von eminenter Thätigkeit, mit 16 Millionen Capital die ungeheure Anstalt von Seraing bei Lüttich an, die als Muster großartiger und klar überschaubarer Einrichtung berühmt geworden ist und den genialen Begründer an die Spitze der belgischen Industrie hob.

1816 Das 1799 erfundene Papier ohne Ende wird von Keferstein ausgeführt und die Chemie auf die Papierfabrikation angewendet (Maschinenpapier).

1817 erläutert Bohnenberger seine Schwungmaschine zur Verdeutlichung der Umdrehungsgesetze der Erde.

1817 führt Prechtl im polytechnischen Institute zu Wien die Gasbeleuchtung ein.

1817 Papyrographie, Papierplatten zum Steindruck von Sennefelder.

1817 Hydraulische Presse von Bramah.

1817 Ritter v. Reichenbachs Wassersäulmaschine.

1818 Metallmoor (moiré métallique) von Allard in Paris.

1818 erstes Dampfschiff auf dem Mittelmeer, 1820 auf dem Po und seinen Nebenflüssen.

Alpenstraßen: 1818—22 Bau der Straße über den Splügen, von 1820 an Fahrbarmachung des Gotthardpasses, 1819—23 Bernhardinstraße, 1820—25 Bau und 25—34 Weiterführung der höchsten und prächtigen Alpenkunststraße über das Stilfserjoch.

1818 Stecknadelmacherei in Nürnberg erfunden.

1819 Stenographie: Ihre Grundlage bilden die uralten Bilderschriften, und die Versuche einer neuen Schnellschreibkunst datiren aus dem siebzehnten Jahrhundert. In jenem Jahre legt Gabelsberger, der Begründer der Stenographie in Deutschland und Erfinder des nach ihm benannten Systems, dem bayrischen Landtage die ersten tüchtigen Proben seiner Schreibmethode vor, die er unter enormen Anstrengungen durch dreißig Jahre hin unablässig vervollkommnet und hernach auch durch Herausgabe besonderer Schriften begründet hat. Er hält dabei unentwegt an folgender Grundidee fest: die sichtbare Sprachbezeichnung soll dem Mechanismus und Organismus der hörbaren Sprache angepaßt und die beiden in eine die Ideenassociation unterstützende Wechselbeziehung gebracht werden. Darauf baut er sein einfaches und sicheres System.

1819 Gebrauch des Seebarometers seit Scoresbys durch die Erfahrung bestimmter Empfehlung.

1819 Kaleidoskop erfunden und beschrieben durch Brewster.

1819 Erfindung der Bombenkanonen.

1819—20 veröffentlicht der Amerikaner John Loudon M'Adam in London das nach ihm benannte Verfahren des Chausseebaues, das mehrfache Vortheile bietet.

1820 Der Däne Oersted begründet den elektrischen Telegraphen, läßt 1819—20 den elektrischen Strom auf die Magnetnadel einwirken, eine Entdeckung, die Arago erweitert (Elektromagnetismus). Daran knüpft 1820 durch den Physiker Schweigger die Erfindung des Multiplikators (Galvanometer), dessen Principien und Anwendung übrigens Poggendorff 1821 in seiner ersten Abhandlung „Ueber den Magnetismus der Volta'schen Säule" zuerst darlegt.

In der Telegraphie stellt diese Periode Folgendes her:

1816 macht der Engländer Ronalds Versuche mit dem elektrischen Telegraphen. 1820 macht Ampère Vorschläge für Anwendung des Elektromagnetismus zur Telegraphie.

1823 entsteht in Ostindien eine Linie von Zeichentelegraphen (Semaphoren) von Calcutta nach Chunar und um dieselbe Zeit eine des Vicekönigs von Aegypten zwischen Alexandrien und Kairo.

1820 wird der Stahlstich in England erfunden, wo er nach Material und Kunst immer noch am höchsten ausgebildet ist.

1820 Dampfmühlen in Nordamerika.

1820 Der technische Chemiker Charles Mackintosh versucht zuerst die Darstellung des Bleizuckers im Großen.

1820 Farbendruck in Deutschland.

1820 Erste Bleiröhrenpreßmaschine in England.

1820 Percussionsgewehr.

1820 Zündhölzchen von Bellot in Paris und Pelletins Maschine zu ihrer Verfertigung.

1820 Nadler verfertigt aus Kautschukfäden gewebte dehnbare Stoffe.

Seit dem Ende des Jahrzehnts kommt die Anfangs des Jahrhunderts erfundene Jacquardmaschine zu steigender Anwendung. Hauptsitz bleibt Lyon.

Von 1820 an ist das Maschinenspinnen des Flachses, eines der neuesten Probleme, seit 1810 durch Girard versucht, in England zu größter Ausbildung gekommen; in dieses Jahr fällt seine Flachsspinnmaschine in Wien, 1823 wird sie durch Chell verbessert.

1822 Arago und Fresnel: vollendete Construction des jetzigen Beleuchtungsapparates für Leuchtthürme.

1822 Farben- (Congrève-)druck im Buchdruck durch Congrève in England.

1822 Oelbilderdruck (Copien von Oelgemälden) von Liepmann.

1822 Diorama von Daguerre und Bouton, bis 1839 in Paris ausgestellt, später von Gropius in Berlin bedeutend vervollkommnet.

1823 Erfindung des Wasserglases durch Fuchs und seine Anwendung auf die Stereochromie. Seine große Wichtigkeit wird erst nach etwa drei Jahrzehnten erkannt und die bedeutsame Verwendung

angebahnt. Die von Kaulbach angewendete Stereochromie (seine Treppengemälde im Berliner Museum) übertrifft an Dauer die Frescomalerei und kommt ihr an Schönheit gleich.

1823 Der berühmte Musikinstrumentenbauer Erard bringt sein Meisterwerk, die doppelte Auslösung, zu Stande, die in der Kunst des Pianofortebaues eine vollständige Umgestaltung hervorbringt.

1823 Mackintosh und Hancock: wasserdichte Kleider mittels Kautschuklösung.

1823 Chevreul erfindet die Stearinkerzen.

Von 1823 an verbreitet sich in Frankreich die von Malapeau in Paris erfundene Lithochromie, deren Leistungen jedoch von keiner Bedeutung sind.

In der Mechanik zeichnet sich Repsold aus, dessen Wasserwagen und Feuerspritzen den größten Ruf haben, woneben seine verbessernden Arbeiten für Leuchtthürme und astronomische Instrumente zu nennen sind.

Ein Feld bleibt immer noch besonders bebaut, das militärische; namentlich haben die Napoleonischen Kriege eine bedeutende Vermehrung und Erleichterung der Geschütze angebahnt, und bis auf den heutigen Tag läuft die eminente Ausbildung des Geschützwesens fort: hat ja der „Neffe des Onkels“ auch das Seine dazu beigetragen.

## Sechster Abschnitt.

# Reisen, Entdeckungen, Colonisation und Verkehr.

---

Bereits mag man nach ihrem wissenschaftlichen Gewichte die afrikanischen Entdeckungsreisen in erste Linie stellen.

Wohl die wesentlichste und für die Forschung reichste Unternehmung auf dem Boden Nordafrikas geht in den Jahren 1808—1817 aus von Johann Ludwig Burckhardt. Dieser ausgezeichnete schweizerische Orientreisende, vollständig muselmännisch gebildet, geht von Aleppo ab, durchzieht Syrien und den Libanon, dann von Kairo aus 1810 den Nil aufwärts nach Nubien, durchwandert 1814 die Nubische Wüste, begiebt sich übers rothe Meer nach Mekka und von da nach dem Ararat, besteigt 1816 den Sinai. Willens, mit der Fessancarawane ins Innere von Nordafrika einzudringen, stirbt er im October 1817. Die Beschreibung seiner Reisen, reich an den mannigfachsten Erfahrungen und wissenschaftlichen Forschungen, erscheint nach seinem Tod in deutscher und englischer Bearbeitung. — 1820—1825 gehen Ehrenbergs und Hamprichs „Naturgeschichtliche Reisen" (wie jener selber sie 1828 in seinem Abriß betitelt) durch Nordafrika und Westasien.

Für die Kenntniß des Inneren geschieht der erste Schritt dadurch, daß Ritchie und Lyon von Fessan aus 1818—20 auf Erkundigungen über Sudan und Sahara ausgehen, wobei Ritchie in Murzuk stirbt;

das Ziel ist auf Bornu gerichtet. Georges Fréd. Lyon ist derselbe, der 1821 bei Parrys Expedition mitfährt und bis in die Repulsebai kommt, wohin er 1824 eine zweite Fahrt macht, die aber scheitert. Er hat alle diese Reisen beschrieben. — Ihnen folgt 1822—24 die große englische Expedition von Denham, Clapperton und Oudney, nach Bornu gehend, mit großen Opfern durchgeführt, die sich durch bedeutenden Gewinn für die Wissenschaft lohnen. Sie zuerst legt die Elemente einer genaueren Kenntniß vom mittleren Theile Sudans mit dem Tsadsee, sowie der Wüste zwischen Fessan und Sudan. Hugh Clapperton ist einer der ersten Engländer, welche der Erforschung des inneren Afrika Bahn gebrochen, und der Erste, der von der Bucht Benin aus weit ins Innere vordrang und den Lauf des Niger auf einer großen Strecke begleitete. Verständige und unbefangene Beobachtung ist sein Hauptverdienst. Außer jener ersten, nach Sakkato gerichteten und wie gewohnt in diesen Klimaten von Mehreren, worunter Oudney, mit dem Tode bezahlten Expedition, unternimmt er 1825 eine zweite ebenfalls nach Sakkato, wo er 1827 stirbt.

Des Paduaners Belzoni antiquarische Forschungen in Egypten und Nubien von 1815 an führen auf wichtige Entdeckungen von Alterthümern, die zum Theil ins britische Museum kommen; die Eröffnung der Pyramide des Chephren wird als Glanzpunkt seiner Entdeckungen bezeichnet; auch das alte Berenice hat er aufgefunden. 1823 stirbt er auf einer Reise ins innere Afrika. — Frédéric Cailliaud, der französische Reisende und Naturforscher, durchsucht auf zwei Reisen Egypten und Nubien; er bereist 1815—18 die alte Handelsstraße von Edfu in Oberegypten durch die Wüste nach dem rothen Meer und findet dabei die schon den Alten bekannten Smaragdgruben wieder auf; seine zweite Reise bis zum zehnten Grad 1819—22 hat ihn zu reichen naturwissenschaftlichen und archäologischen Beobachtungen geführt. Ueber beide hat er in besonderen Reisewerken Bericht erstattet.

Neben den unwirthlichen Gebieten des glühenden Mittag sind es die öden Eisgefilde des frostigen Nordens, welche den unerschütterlichen Forschungstrieb anziehen; den Afrikaexpeditionen stehen die Nordpolarreisen zur Seite, ebenso reich an Gefahren ganz anderer Natur, aber nicht minderer Furchtbarkeit. Drei Ziele sind es, die man verfolgt: Aufsuchung einer nordöstlichen und einer nordwestlichen Durchfahrt und möglichste Annäherung an den eisbepanzerten Pol.

Die arctischen Polarreisen gehen durch die Jahre 1818—51 namentlich auf Veranlassung und Kosten der englischen Regierung, neben der die russische mitwirkt.

Von 1817—48 laufen auch die großen wissenschaftlichen Seeexpeditionen auf Kosten der französischen Regierung, welche wesentlich die Erforschung des Erdmagnetismus zur Folge haben.

A. Nordöstliche Durchfahrt.

1819 bereist Wassiljew die Beringsstraße und dringt bis 71° Breite hinauf. 1820 wird auf Kosten der russischen Regierung eine Doppelexpedition abgesandt, die bis 1824 dauert: Anjou dringt auf dem Eismeer bis 76½° Breite und untersucht die Küste zwischen Lena und Indigirska, Ferdinand von Wrangel zu Lande diejenige zwischen Indigirska und Kolyma und übers Nordcap hinaus. Beobachtung des Polarlichtes. 1821—24 Lütke's viermalige Expeditionen im nördlichen Eismeer: Erforschung von Nowaja-Semlja.

B. Nordwestliche Durchfahrt.

Nach fast zweihundertjähriger Unterbrechung beginnt die zweite Periode der Unternehmungen zu diesem Zweck. 1818 gehen von England aus John Roß und Parry mit Edmund Sabine, um in der Baffinsbai zu suchen, und Capitain Buchan in die spitzbergische See, doch Beide ohne sonderlichen Erfolg. 1819—20 geht, ebenfalls im Geleite von Sabine, Parrys für die Kenntniß der gesammten Küstenverhältnisse außerordentlich wichtige Reise bis auf die Melvillesinsel und Banksland. Er entdeckt die Barrowstraße und findet auch die nördlich gelegene Inselgruppe, ist also der Erste, welcher die Existenz eines großen Archipels im Norden von Amerika nachweist; 1822 dringt er bis zur Fury- und Heclastraße nördlich vor. Damit läuft 1819—1822 parallel eine Landexpedition unter John Franklin, Richardson, Hood und Back, die Küste verfolgend von der Hudsonsbai bis zum Coronationsgolf und dem Cap Turnagain (68½°). 1821 macht Parry mit Lyon seine zweite Fahrt. Richardson, 1825—27 mit Franklin, gewinnt großen Vorrath an naturwissenschaftlichen Sammlungen und Beobachtungen, die er namentlich in seiner Schrift über die nordamerikanische Fauna des Nordens verwerthet.

C. Nordpolfahrten.

Der russische Seefahrer Ferdinand von Wrangel vollzieht 1820—1824, vom Cap Schelagin ausgehend, im Norden des Eismeeres eine

an Resultaten (physikalischen Beobachtungen) ergiebige Reise: Aufsuchen von Land im hohen Norden; derselbe macht 1825—27 eine Reise um die Welt. Scoresby besucht 1817 Jan Mayen, 1818 Spitzbergen, erforscht 1822 die Ostküste Grönlands von 69—75° Breite, entdeckt den Scoresbysund. A. Clavering und Sabine führen 1823 diese Untersuchungen weiter und kommen bis 80° 20′.

Die Aufgabe, eine nordöstliche Durchfahrt zu suchen, und zwar in der Nähe der Behringsstraße, wurde auch Otto v. Kotzebues zweiter Weltumsegelung gestellt, 1815—18 auf dem Rurik unternommen im Begleite von Chamisso und A. und beschrieben 1821—23. Er entdeckt mehrere Inseln in der Südsee und südöstlich von der Behringsstraße den Kotzebuesund und leistet Wesentliches für die Kenntniß des Erdmagnetismus, sowie ganz besonders für die Hydrographie, vorzüglich der Südsee. 1823—26 vollführt dieser bedeutendste neuere Weltumsegler seine dritte Fahrt um die Erde. — Die zwei Weltumsegelungen des Russen Golownin, die erste 1811 unterbrochen durch seine Gefangenschaft in Japan, die zweite 1817—19, bewegen sich ebenfalls im Norden.

Annähernd gleiche Ausdehnung mit Kotzebues Fahrten hat 1822—1823 Sabines zweite große Expedition für Forschungen über Intensität und Pendellänge, bedeutend geworden für die Pendelbestimmungen. Sie geht von der West- zur Ostküste von Afrika, zum Aequator, über Brasilien und Havanna nach Grönland, Norwegen und Spitzbergen bis 79° 50′.

Unwesentlicher sind die Reisen in die Südpolarländer:

1819 findet William Smith die Südshetlandinseln, 1820 der Russe Billingshausen, der von 1819—21 im südlichen Eismeere weilt und das schon entdeckte Sandwichland untersucht, die Petersinsel. Berichte über den Reichthum an Thranthieren rufen zahlreichen Expeditionen, zunächst zum Robbenfang, doch auch für geographische Forschungen. 1821 entdecken Palmer und Powell das Trinity- oder Palmersland und die Südorkneysinseln, die 1823 der 1821 ausgelaufene Weddell untersucht.

K. Ph. Fr. v. Martius, bedeutend als Reisender und Naturforscher, macht mit J. B. v. Spix, der sich namentlich mit der vergleichenden Anatomie beschäftigte, 1817—20 eine von der österreichischen und bayrischen Regierung veranstaltete Reise nach Brasilien, die von

den Beiden 1823—31 beschrieben wird in zum Theil prachtvoller Sprache. Die Ergebnisse sind namentlich für die Botanik bedeutend; überhaupt ist diese Reise an Reichthum und Gehalt der wissenschaftlichen Resultate und an Glanz der Schilderungen der Humboldtschen zu vergleichen, eine der folgenreichsten des Jahrhunderts.

Der Botaniker Aimé Bonpland, Humboldts getreuer, später seltsam verschollener Reisebegleiter, unternimmt 1820 am Paraña hinauf ins Innere von Paraguay eine Untersuchungsreise, die aber durch Dr. Francias despotisches Eingreifen gestört wird. Leider sind seine damals angelegten und später erweiterten großen Sammlungen aus diesem Lande der civilisirten Welt unbenutzbar geblieben.

1816 macht Basil Hall Fahrten an der Küste von Korea und einen Besuch auf den Lieu-Khieu-Inseln, 1820—22 einen Kreuzzug an den Küsten Nordamerikas. Beide sind von ihm in besonderen Reisewerken beschrieben, deren eines die ersten ausführlichen Nachrichten über jene Inselgruppe giebt. Sein Ausflug nach der Union zeigt den britischen Offizier und Tory den republikanischen Institutionen wenig gerecht.

1819 Murawjews Reise nach dem Aralsee.

Die Reisen auf australischem Boden sind von wenig Belang.

1821 wird die erste geographische Gesellschaft durch Maltebrun und Barbie du Bocage in Paris gestiftet und giebt regelmäßig ein Bülletin heraus.

**Colonisation:** Die Negerrepublik Liberia an der Pfefferküste in Oberguinea ist gegründet von einer zu Ende 1816 in Washington auf Anregung von Caldwell und Finley zusammengetretenen Colonisationsgesellschaft für freie Neger. Nach einem ersten, an dem mörderischen Clima gescheiterten Versuch auf den Sherbroinseln im April 1820 gelingt ein zweiter im April 1822 auf Cap Mesurado vollständig, und die zu Ehren des Unionspräsidenten Monroe mit der Hauptstadt Monrovia gegründete Colonie nimmt bald den erwünschten Fortgang.

1816 wird Bathurst, Hauptstadt der britischen Gambiacolonie, unweit der Mündung des Gambia angelegt.

1823 erwirbt Stephan Austin von der amerikanischen Regierung ein Privilegium zur Einführung amerikanischer Colonisten in das damalige Territorium Texas und begründet hier die erste anglo-

amerikanische Niederlassung, die so rasch aufblüht, daß schon nach zehn Jahren die herbeigezogenen Amerikaner sich stark genug fühlen, einen eigenen Staat zu constituiren.

**Umgestaltende Verkehrselemente:**

1817 Messe zu Nischnei-Nowgorod.

1819 Auffindung der goldhaltigen Anschwemmungen und des Platins im Ural und nach zehn Jahren der Goldanschwemmungen in Sibirien.

Seit 1820 große Fortschritte der australischen Wollenproduction; steigende Ausfuhr nach England.

Seit 1820 Entwicklung der Dampfschifffahrt in Nordamerika und England; das erste Boot geht von Savannah nach Liverpool.

1820 Englische Bergwerkgesellschaften für Südamerika.

1820 Papierhandel und Börsenspiel kommen auf (Haus Rothschild).

1820 Hamburg wird ein Hauptseehandelsplatz; Triest Haupthandelsplatz an der Adria, es sendet 1821 ein Schiff nach China.

1820 Schutzzollverein in Deutschland.

1821 Rheinisch-ostindische Handelsgesellschaft zu Elberfeld. Freie Elbschifffahrt. Erste Eisenbahn in England.

1822 Ausbau des Caledonischen Canals.

1823 Dampfschifffahrt auf dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Hudson- und Eriecanal. Goldminen und Steinkohlen werden in den Vereinigten Staaten gefunden.

Es treten im Verkehrswesen erst vereinzelte schwache Spuren freier rationellen Fortschreitens ins Leben. Wir rechnen dahin die zunächst 1821 von Preußen eingeführten Postreformen und das Vorgehen im Sinne der Gewerbefreiheit; die 1823—24 vollzogene vollständige Zollvereinigung Irlands mit England; die theilweise Freigebung des Verkehrs mit Indien, welche den Absatz der britischen Producte ungemein förderte; ein etwelches Vorschreiten in Gewerbeausstellungen: 1817 erste deutsche zu Cassel, 1822 erste in Berlin, seit 1820 periodische Ausstellungen inländischer Fabrikate in Deutsch-Oesterreich; die Ansätze zu Handelsschulen (Paris) und zu landwirthschaftlichen Creditanstalten nach Preußens Vorgang. — Größeres sollten hierin schon die nächsten Jahre bringen, ganz besonders in England; noch waren für einmal die Schutzzollideen zu allgemein verbreitet und zu mächtig.

## Siebenter Abschnitt.

# Bildende Künste.

---

Wenn die Künste vorschreiten, so danken sies nicht der Zeit, die ihnen die zwar ganz äußerlichen, aber doch ins Große gehenden Impulse des Imperialismus entzieht und dafür neue in ausreichendem Maße nicht beibringt. Die darstellenden Künste leiden darunter am meisten und gehen geradezu rückwärts. In den bildenden geschieht, eine einzige Richtung ausgenommen, das Höchste und Beste ganz unabhängig von der Zeitströmung.

Der früheren Verirrung in die Afterclassicität ist in Deutschland diejenige in die ebenso fremdländische Romantik gefolgt und das verschwommene Hingeben an ihre Stoffe, worüber die nothwendige Rücksicht auf die Form beeinträchtigt wurde; auch die Richtung auf die älteren deutschen Meister galt mehr dem Mittelalterlichen als dem Nationalen. Reflexion und Symbolik fangen an, auch in der Kunst ungebührlich zu überwiegen; sie nehmen der Phantasie ihren Schwung, den Gestalten ihr Leben. Zu ungeahnter Bedeutung erhebt sich die Frescomalerei. Die Hauptthätigkeit fällt der Münchener Schule zu; ein reiches Wirken beginnt mit dem Bau der Glyptothek (1816), und die architektonischen Prachtbauten geben der monumentalen Malerei und Bildnerei das weiteste Feld und die höchsten Aufgaben. Ein unbegrenzter Eklekticismus beginnt alle möglichen Schöpfungen anzufassen. Die verfallene Düsseldorfer Akademie, eine ausschließliche Malerschule auf wenig günstigem Boden, begann erst am Ende des zweiten Jahrzehnts sich zu restauriren.

Die belgische Malerei bleibt, soweit nämlich das historische und religiöse Feld in Betracht gezogen wird, noch in Abhängigkeit von der französischen Classicität Davids, der von 1815—25 selber in Brüssel weilt. Das geschieht zur gleichen Zeit, als seine Autorität im eigenen Vaterlande wankend wird und 1819 mit dem ersten öffentlichen Heraustreten von Géricault's keck ausgreifender Manier einen entscheidenden Stoß erleidet. Der Drang aus der begeisterungsleeren Regelmäßigkeit und Empfindungslosigkeit heraus führte mit Macht über auf die Herrschaft ergreifender Motive, frischer Empfindungen, warmer und kräftiger Farbentöne.

Wer die der Zeitströmung verwandteste Kunstrichtung gerade deßhalb an die Spitze stellen will, der muß sie unter den Deutschen suchen und wird hier auf die Schule der sogenannten Nazarener stoßen. Eine Reihe von Künstlern, insbesondere Malern, von fein gebildeten Kunstfreunden und Gelehrten, waren zum Theil schon in der Zeit der Franzosenherrschaft zusammengetreten in eine Art Schule oder Bund mit dem Zwecke, die wahrhaft deutsche Kunst auf neuen Grundlagen neu aufzubauen. Widerstand gegen den herkömmlichen Akademienzwang, gegen das herrschende Copiren des großen Styls der bolognesischen Meister, gegen die ausschließlich geltende Regelung nach der Antike, Verehrung des christlich Alterthümlichen, Richtung aufs Vergeistigte, Hervorheben der inneren Bedeutung und Rückdrängen des Machwerks (der Technik), Studium nach der Natur, Pflege des christlichen Sinnes und Bevorzugung christlicher Objecte, Hochstellung der Frescomalerei, um Monumentales zu leisten, sind die Fundamente; nicht sinnliche Schönheit, sondern sittlicher Adel soll durch die Kunst ausgedrückt werden; Moral und Religion die Grundlage bilden, auf welcher sie wieder volksthümlich werden sollte. Anders und noch deutlicher lassen sich die Kunstprincipien der Schule so wiedergeben, wie Wächter in Wien sie nach Carstens den jungen Schülern mittheilte: alle Malerei müsse nur Seelenmalerei sein, der menschliche Geist sei auf Erden das Höchste, er allein bleibe uns, und an seiner Pflege müsse auch die Kunst nach ihrem Theile mitwirken. Es handle sich um Befriedigung des inneren Auges. Schöne Leiber, reiche Stoffe, Farbengepränge seien verächtlich, wenn der vergängliche Körper nicht das Unvergängliche einschlösse. Durch Darstellung idealer Gliedmaßen lasse sich kein Ideal, durch harmonische Verschmelzung der Tinten keine Harmonie hervor-

zaubern, ohne Geist, Gefühl und Erfindung. — Mißverstandener Uebertritt zum Katholicismus, in dem sie eine Art Wiedergeburt zu finden glauben, auffallende Absonderung und Ueberhebung bezeichnen die Schattenseiten im Auftreten der „Alt-Neu-Deutsch-Römischen". Heilige Begeisterung und ausdauernder Fleiß aber haben demselben Halt gegeben und auch die Werke der Schule getragen. Man kann sagen, sie bestrebe sich allerdings redlich, in ihren Bildnissen die altgläubige Religiosität mit der neuzeitlichen Aufklärung in Harmonie und zum versöhnten Ausdrucke zu bringen; aber auch sie wird des Zwiespaltes nicht immer und noch seltener einer Art von ängstlicher Befangenheit los, die zwischen beiden schwankt. Die Seele der Schule ist

Friedrich Overbeck aus Lübeck (geboren 1789), Sohn des bekannten Fabeldichters, der reinste Geist dieser Richtung, mit wahrhaft anbetender Liebe dem Mariendienste zugethan, wie denn weibliche Wesen voller Unschuld und Frömmigkeit das Lieblingsobject seiner Darstellung ausmachen, und es gelingt ihm, seinen Frauengestalten vorzügliche Anziehung zu geben. Auch das Christenthum faßt er wesentlich nach seinen weiblichen Seiten; es ist der Geist der Demuth, der Duldung und Entsagung. Die Reinheit der Absichten, die feine Bildung und tiefe Einsicht lassen sich bei ihm keineswegs anzweifeln. Niebuhr sagt von ihm: „ein liebenswürdiges Gemüth, begabt mit herrlicher Phantasie", und anderswo: „ein liebenswürdiger, unfreier Schwärmer; ihm ist das Joch (das er durch den Uebertritt zum Katholicismus auf sich nahm) angewachsen". Beides ist gleich wahr. Große Zartheit, unbedingt in sich ruhende Harmonie und Rhythmik, feiernde Ruhe und der Geist der heiteren Milde zeichnet die gleichmäßig in sich gegründete Seele des Mannes wie seine Gebilde und verleiht diesen eine ihren Kreis erfüllende Vollendung. Aber es fehlt ihnen die Freiheit des Geistes, und ihre Abgeschlossenheit ermüdet, auch die Schönheit geht ihnen mehr nur als knospende auf; dieser befangene Zustand steht der jungfräulichen Scheu, die ihm innewohnt, näher als die volle Entwicklung. Raphael, Perugino und Leonardo da Vinci liefern ihm oft die Vorbilder zu seinen Gestalten. Diesem Künstler ist die Wenigen beschiedene Stellung geworden, daß er als ein Geist, der seiner Zeit nicht achtet, gleichwohl durch die seelenvolle Innigkeit und die phantasievolle Ursprünglichkeit seines Wesens unsre Liebe und Bewunderung verdient und auch gewinnt.

Im treuen Vereine derer, welche diese christlich-mittelalterliche Kunstregeneration anstreben, schafft namentlich auch der Landschafter Karl Philipp Fohr, der Kunst allzufrüh durch den Tod entrissen, der eine Laufbahn von voraussichtlich reichen Leistungen abbrach. Am Studium der Natur und der großen Meister fast ganz durch sich selber gebildet und namentlich an Koch angeschlossen, verbindet er mit fleißiger Ausführung und viel Naturwahrheit Schwung im Styl und das allgemein in der neueren deutschen Malerei liegende Streben nach bedeutungsvoller Auffassung, zu welchem Zweck er nach historischer Staffage sucht, die er trefflich zu componiren versteht.

Auch mit Franz Pforr ging reiche Hoffnung früh zu Grabe.

Eines der Häupter derselben Richtung ist der Erneuerer der Architekturmalerei unserer Zeit, Domenico Quaglio, Angelos Bruder, Sprößling einer ausgezeichneten Künstlerfamilie; ihm war die auf weiten Reisen erworbene reiche Anschauung dienstbar, um meisterhafte Darstellungen der mit Liebe geschauten und studirten Denkmale altdeutscher Baukunst zu liefern, und zwar in Oelgemälden, die dann wieder in zahlreichen Stichen und Steinzeichnungen nachgebildet wurden, mehr noch in Kupferstichen und Lithographien seiner eignen Hand, welche vor den Oelbildern den Vorzug größerer Treue haben. Ihm hat das begeisterte und durch die Vergleichung seiner unbegrenzt reichhaltigen Anschauungen fruchtbar gemachte Studium den Geist der Werkmeister und Zeiten nahegetragen. Die malerische Schönheit jener Bauten ist seinem Sinn wie keinem Anderen aufgegangen, und keiner auch versteht ihre poetische Stimmung besser geltend zu machen und reizendere Effecte zu erzeugen. In der Wahl der richtigsten Standpunkte ist er unvergleichlich; dagegen geht ihm die Verwendung besonderer Lichtwirkungen ab, und die Wahrheit der Oelbilder läßt zu wünschen, da er in der Freiheit der Anordnung, im Zusammenrücken des Bedeutenden und in der poetischen Umbildung des Unschönen etwas weit geht und das Detail weniger streng zeichnet. Der lebendige Sinn für blühende Landschaftsmalerei hat den Reiz seiner äußeren Ansichten, die den inneren vorgezogen werden, erhöhen helfen.

Derselben Richtung sind dienstbar ein Bildhauer und ein Baumeister von Auszeichnung.

Jener ist der Algauer Konrad Eberhard, in der Sculptur der Begründer jener christkatholischen Kunstweise, die neben und nach

ihm in der Malerei so große Erfolge errungen hat, eine schlichte, innig fromme Natur, genau an Overbeck mahnend und. genau wie dieser die fromme Gläubigkeit des Mittelalters, die in ihm als hohe Wahrheit aufgegangen, in der vorgeschrittenen Technik der Neuzeit und mit gewissenhafter Ausführung selber des Mühsamsten zu hoher Wirksamkeit entfaltend; glich ja seine Werkstatt in Rom derjenigen eines Meisters aus dem fünfzehnten Jahrhundert und erinnerten seine Werke an die Holdseligkeit und Seelenschönheit eines Fiesole. Erst in der classischen Richtung versucht, in der er sich aber nicht heimisch fühlte, obschon seine der heidnischen Mythe entnommenen Arbeiten in Rom ihm bereits einen Platz unter den hervorragenden Künstlern einräumten, hat er hernach als eifriger Katholik in tiefreligiöser Stimmung nur noch Christliches gebildet voll Einfachheit, aber auch voll liebenswürdiger und seelenvoller Empfindung, am innigsten in der Madonna, die sich ihm in Wahrheit zur Magd des Herrn entfaltet. Gleich Overbeck ist er einzig durch die schlichte Tiefe des Gemüthes und das einfache Studium nach der Natur und den Werken altdeutscher Meister zu seiner eigenthümlichen Kunsthöhe gekommen. Die Phantasie allerdings ist in ihm der Technik überlegen, doch fehlt ihm die feinere Formbildung nicht; später hat sich sein fromm grübelnder Sinn in beziehungsreiche Ueberladung und religiöse Mystik verloren, die unverständlich wurde, weßhalb der Künstler selbst bei einem derartigen Bilde die Bedeutung anzugeben nothwendig fand, was für die Zeitrichtung bezeichnend ist.

Eberhard zeichnete, malte, modellirte und arbeitete in Stein; er nahm es mit der ergebenen Langmuth seines Herzens hin, daß das Geschick ihm mehrfach verweigerte, seine höchsten Conceptionen in Formen zu bilden. Die Richtung beruht in ihm wie in Gasser auf ununterbrochener Tradition. Treuer Gehülfe war ihm der Bruder Franz, und die Unzertrennlichen stellten ein Künstlerlebensbild dar nach der ächten Einfalt und Frömmigkeit alter Zeit.

Der Baumeister Moller, ein Schüler Weinbrenners, aber weit größer als er und selber Haupt einer zahlreichen Schule, wie sein Lehrer originell im Theaterbau und von viel Verdienst als Fachschriftsteller, hat von 1815—45 die erste architektonisch genaue Sammlung der „Denkmäler deutscher Kunst“ herausgegeben. Er hat den Bauten des Mittelalters unausgesetzt ein eifriges und begeistertes

Studium gewidmet und ist dabei mit liebendem Verständniß in die Tiefe gegangen, indem er nicht blos ihre äußeren Formen, sondern die organischen Gesetze ihrer Construction und den Geist zu erfassen und nachzubilden sich bemühte. Klare Gliederung und stylvolle Anordnung neben Vorzüglichkeit in constructiver Hinsicht (Dachbau) zeichnen seine eignen Bauten aus.

Der directe Gegensatz aber zur romantisch-mittelalterlichen Richtung drückt sich aus in Moritz Retzsch, der in weiten Kreisen nur durch seine nicht selten geistreichen Umrißzeichnungen zu großen Dichterwerken, dem „Faust", Schiller und Shakespeare, bekannt ist. Daneben hat er zu Gegenständen namentlich Stoffe aus den Gebieten der romantischen Dichtung gewählt und darunter Liebliches geschaffen, dann Mythologisches, Satyrisches und besonders gern Allegorisches gezeichnet, wiederholt den Streit zwischen dem guten und dem bösen Princip; endlich ist er auch mehr innerlich gegangen — Cyklus von Darstellungen des menschlichen Lebens. Als Portraitmaler (Miniaturportraits in Oel) hatte er Glück. — Wie Carstens hat er mehr componirt und skizzirt als gemalt. Es ist vollständig richtig, daß von den Blättern zum „Faust" nur diejenigen als gelungen gerühmt werden mögen, die er als Genrestücke dachte; die Erhebung zu großartiger allgemeiner Weltanschauung und die Vertiefung der Idee geht ihm immer ab. Das Bedeutendste nach dem „Faust" sollen die „Phantasien und Wahrheiten" enthalten. Reiche Erfindung giebt ihm Bedeutung. Sinnig-gemüthliche Auffassung, sorgfältige Durchbildung und ein tüchtig gebildeter Styl sind die Vorzüge, Manierirtheit ist der Fehler seiner Schöpfungen.

Mehr oder weniger unabhängig in der Mitte steht der Berliner Karl Wilhelm Wach (1787—1845), das Haupt der sogenannten architektonischen Malerschule, die neben den Werkstätten seiner Freunde, der Bildhauer Rauch und Friedrich Tieck, sich aufthat. Wilhelm Schadow äußerte über ihn, wohl nicht mit Unrecht: der Marmor, der in der Nähe verarbeitet werde, verbreite über Wachs Erfindungen eine gewisse Kälte. Seiner Erfindungskraft geht überhaupt Schwung und Beweglichkeit ab, darum ist sie in mythologischen Bildungen am wenigsten glücklich, mehr dagegen in der Ornamentik, in Arabesken, allegorischen und symbolischen Verzierungen, welche Anmuth mit Würde verbinden. „In seinen Bildern erkennt man etwas feierlich

Abgemessenes, antik Symmetrisches. Es baut sich Alles kunstgerecht auf. Schadows Allegorien, als Verzierungen angebracht, haben das Geregelte, als wenn sie von einem Baumeister erfunden wären. In feiner, untadeliger Zeichnung und sicherer Modellirung war er ausgezeichneter als in der Farbe" (Hagen). — Im Atelier von Gros und Gérard in Paris gebildet, hat Wach hier eine Schule erhalten, deren Werth er später selber nie verläugnete, so sehr er auch der französischen Manier feind war und sie niemals in seinen Werken sich aussprechen ließ. In Italien studirte er mit dem liebevollsten Eifer den Raphael, dessen Ezechiel in Florenz er mit so vollendeter Treue copirte, daß der Großherzog Original und Copie gar nicht zu unterscheiden vermochte und jenes aus Furcht vor möglicher Verwechslung anketten ließ. Das Höchste leistete er, der Protestant, wieder unter Raphaelschem Einfluß, im Bilde der Madonna, und es ist ihm gegeben, in Maria die ruhige Ergebenheit, die Hoheit und doch zugleich Demuth ganz zum göttlichen Ausdrucke zu erheben, der höher steht als die schlichte Unschuld in den Madonnen der Nazarener. Berühmt ist seine Velletranerin von 1819: hier hat er, der Historienmaler, als der Erste unternommen, das in der That malerische Costüm der italischen Landmädchen zu malen, und mit Glück, die Velletranerin ist sehr beliebt geworden. Wenn auch Wach die Liebe zu den älteren Werken der Malerei mit den meisten der gleichzeitigen deutschen Kunstgenossen theilte, so ließ er sich doch keineswegs verleiten, dieselben nachzuahmen; der Geist der Reformationsperiode bleibt in ihm und seinen Arbeiten lebendig, und der ists auch, der ihn wie Schinkel und Rauch vor dem Verfallen in die katholisirende und sentimentale Richtung bewahrte.

Ganz antik ist der zu jung der Kunst und dem Leben entrückte Bildhauer Rudolf Schadow, Sohn und zunächst auch Schüler des ebenfalls berühmten Altvaters deutscher Bildhauerkunst, nachher in Rom unter Thorwaldsen und Canova ausgebildet, zwischen denen seine Werke glücklich vermitteln; er hat hohen Ruhm geerntet durch die Sandalenbinderin, die Spinnerin und andere ähnliche Bildungen, in denen die anmuthvoll harmlose Naivität der Haltung, die Weichheit des Fleisches, die Harmonie des Baues und die jugendliche Blüthe der Schönheit entzückend wirken. Er hat sowohl diese reizenden weiblichen Gestalten, die über Alles gestellt werden, was Canova und

Dannecker in dieser Art geleistet, als auch seine heroischen Bildungen der Antike abgelauscht. Geistvolle Composition und fein naturwahre Durchführung werden diesem Geiste, der eine kühne Entfaltung zu nehmen angehoben hatte, in allen seinen Arbeiten beigelegt. Das letzte, nach seinem zu frühen Tode von Wolff vollendete Werk, die Kolossalgruppe von Achill und Penthesilea, wurde schon als Modell um der großartigen antiken Auffassung willen bewundert.

Der Bildhauer Christian Friedrich Tieck, Bruder des Dichters, stellt, und zum Theil in vorzüglicher Weise, die durch Johann Gottfried Schadow begründete Berliner Schule dar, von deren Eigenschaften Kugler sagt: „Ihr Ziel war vorzugsweis feine Charakteristik und Individualisirung, gestützt auf edle, durch das Studium der antiken Plastik gewonnene Auffassung und Behandlung der Formen. Mit größter Sorgfalt pflegen alle Werke der Plastik durchgeführt und mit einer bis ins Feinste stylvoll geläuterten Naturtreue ausgearbeitet zu sein". Tiecks Werke sind gediegen, von ungezwungenem Adel, den sorgsam umsichtigen Geist des Meisters spiegelnd, dessen wissenschaftliche Kunsteinsicht, durch Rauch und Schinkel auf die antike Auffassungsweise zurückgeführt, bedeutend und die selbstschöpferische Kraft überwiegend war. Charakteristische Auffassung und schöne Detaildurchführung wird besonders an seinen Büsten gerühmt. Schüler hat er nach dem eignen Bekenntnisse nie gebildet.

Soweit sie in diesem Zeitraum unter den Deutschen sich geltend machen, wären demnach die Richtungen in der Linie vom Romantisch-Mittelalterlichen bis zum Antiken angedeutet. Die Kunstbedeutung und Einwirkung der verschiedenen Principien aber läßt sich erst beurtheilen, wenn man mehr als einen so kurzen Zeitraum überschlägt und nicht blos ein Paar hervorragende Spitzen in der Kunstwelt ins Auge faßt. Das gleich hier vorweg genommen, beweisen der Ultramontanismus wie das sogenannte Nazarenerthum wieder den alten und ewig wahren Satz, daß die Kunst als bloße Dienstmagd der Kirche nicht gedeiht. Das Nazarenerthum geht auf die alten, vorclassischen Meister zurück; indem es aber ihre gläubige Naivität und Kindlichkeit mit Absicht nachmachen will, wird es platt und kindisch und manierirt; es zeichnet absichtlich eckige Formen nach, greift absichtlich die getrennten Momente in einem Rahmen zusammen, verkrüppelt die Kunst. Overbeck bildet hierin die glänzende Ausnahme.

Noch sind zwei deutsche Maler zu nennen, unabhängig von jeder Zeitrichtung. Der ausgezeichnete Pferde- und Schlachtenmaler Albrecht Adam überragt in der Darstellung jenes von ihm ausschließlich begünstigten Thieres alle seine Zeitgenossen. Er steht eben in der Blüthe seiner Kraft; Scenen aus den letzten Feldzügen gegen Napoleon von 1809 an führen ihm großen Stoff zu, wie denn überhaupt die persönliche Anschauung ihn bei seinen meisterhaft ausgeführten großen Schlachtenbildern unterstützt hat. Große Fruchtbarkeit, sichere Technik, Liebe und Fleiß der Studie wie der Ausführung sind ihm immer geblieben. Treue Charakteristik und Individualisirung geben seinen Darstellungen hohe Wahrheit, mit welcher er poetischen Reiz, den er der Situation abgewinnt, ungekünstelt zu verbinden weiß.

Soweit das Gebiet der Portraitbildnerei der reinen Kunst angehört, ist sie vertreten von Jos. Karl Stieler, der viele fürstliche Personen und berühmte Männer gemalt, daneben in seinem eignen Portrait und dem seines Töchterchens die Meisterschaft in Auffassung und Formvollendung bekundet, vor Allem aber durch seine Galerie weiblicher Schönheiten in München einen bleibenden Namen gewonnen hat; er ist nach dem in der gleichen Zeit blühenden und noch mehr geehrten Engländer Lawrence der erste, viel gesuchte und hoch geschätzte Portraiteur der Restauration. Anmuth und hohe Eleganz des Vortrags sowie Harmonie der Färbung machen ihn besonders zur Darstellung weiblicher Portraits berufen, und daneben versteht er die überraschende Aehnlichkeit mit Geist im Ausdruck zu verbinden.

In Frankreich kommt die Reaction gegen die classische Richtung Davids und seiner größten Schüler, die schon im ersten Jahrzehnt in der Ausbildung begriffen war, zum entschiedenen Ausbruch. Parallel einer gleichartigen Bewegung in der Literatur, die aber annähernd ein Jahrzehnt später aufgetreten und ausschließlich rein nationalen Gepräges geblieben ist, macht sich die Romantik in der Kunst geltend, aber in doppelter Richtung, deren eine sich genau mit der mittelalterlich-christlichen der Deutschen berührt, deren andere ganz modern bleibt. Die bestimmenden Häupter sind Romantiker.

Der classischen Malweise in der Art seines Meisters Girodet ist noch vollständig treu geblieben Pierre Claude Franç. Delorme, der durch eine Menge zum Theil ins Große gespannter Bilder als Geschichtsmaler Ruf gewonnen. Sein allgemein anerkanntes Haupt-

kennzeichen ist die strenge und geschmackvolle Zeichnung, nicht immer aber gelingt es ihm, durch edel-anmuthige Form und bestimmte Charakteristik wirklich geistiges Leben zum Ausdruck zu bringen. Das aber ist entschieden den Romantikern gelungen.

Der 18. Januar 1824 war ein für die französische Malerkunst verhängnißvoller Tag. Zu jung für sie und zu früh für den eignen Namen — er war erst 34 Jahr alt — verunglückte durch einen Sturz vom Pferde, seinem Lieblingsthier, dessen vollendete Kenntniß ihm einen Theil seines Ruhmes zugeführt hatte, dessen Leitung ihm nun aber auch das Leben kosten sollte, Jean Louis André Théod. Géricault, ein Künstler von Gottes Gnaden. — Der junge Mann, der zuerst kürzere Zeit bei Charles Vernet gearbeitet hatte, trat hernach ins Atelier von Pierre Guérin über und ging später nach Italien; seine ersten Studien hatte er namentlich nach Rubensschen Bildern im Museum gemacht und von da eine glänzende Farbengebung, etwas Manierirtes in der Form und Keckes im Vortrag entlehnt, was ihm sein streng akademischer Lehrer abzugewöhnen suchte. Seine Stellung ist bezeichnet durch das energische Streben, an die Stelle der Convenienz, in welche sich die Davidsche Schule unter der Leitung von dessen einstigen Schülern vollends verirrt hatte, wieder die Natur zu setzen. Das beweisen schon seine ersten Bilder „Der angreifende Gardejägerofficier“ 1812 und dessen Seitenstück „Der aus dem Feuer kommende verwundete Kürassier“ 1814, welche ihm die goldene Medaille eintrugen und sich namentlich in der lebendigen Auffassung kräftig von allen damals geltenden Schultraditionen lostrennten. Den Hauptstreich aber führte er mit dem „Untergang der Medusa“ 1819, einem Gemälde, das der Davidschen Kunstweise mit überraschender Meisterschaft entgegentrat und gewissermaßen den Uebergang zu der neuesten französischen Kunst bildet; es erregte in Paris und noch mehr in London ungeheures Aufsehen. Eine wirklich furchtbare Wahrheit in den verschiedensten düsteren Affecten, erhöht durch die Entschiedenheit der Beleuchtung, und effectvolle Haltung überraschen noch jetzt; doch mag man leicht die Composition für zu sehr theatralisch erklären, um wirklich naturgetreu zu sein. Die Künstler sprechen dem Bilde noch treffliche Modellirung und gediegenes Impasto zu. — Géricault lebte nicht mehr lange genug, um erkennen zu lassen, wie weit er es in dieser seiner Kunstweise hätte bringen können. Er wid-

mete sich hernach ganz besonders dem Studium der Pferde und militärischen Scenen, die ihn anzogen, lieferte kleinere, immer geistvolle Gemälde, Soldaten- und Pferdestücke, Staffeleibilder und Aquarelle, und beschäftigte sich viel mit der Lithographie, was wesentlich dazu beitrug, dieser in Frankreich noch jungen Kunst eine neue, selbständige und hoch ausgebildete Richtung zu geben und den Kreis ihrer Darstellungen aus dem ganzen Gebiete des realen Lebens ungemein zu erweitern.

Ebenso ausgesprochen wie Géricault die modern-französische Romantik, vertritt der große Architekturmaler Granet die deutsch-mittelalterliche. Auch diese Richtung, von Anfang des Jahrhunderts an angelegt, kehrt zu den nationalen Stoffen zurück, deren Spuren aus der Revolutionszeit meist nur in Trümmern nahe lagen; von den Deutschen unterscheiden sich die Franzosen hiebei darin, daß sie, weniger excentrisch und mehr logisch, sich nicht in allerlei mystisch-poetisch-sentimentale Gefühlsschwärmerei verloren und das Malerische als solches aufsuchten und pflegten. Das Helldunkel der altehrwürdigen Gebäude liefert den malerischen Effect, und sie verpflanzen da hinein als blos untergeordnet die historischen Personen. Der einzige Vertreter von Namen ist François Marius Granet (1775—1849), neben dem gewissermaßen als sein bloßer Schatten der sein Leben lang durch innige Freundschaft ihm verbundene Philippe Auguste de Forbin (1777—1841) steht, Beide Schüler Davids. Granet vertritt für Frankreich ebendieselbe Stelle wie Dom. Quaglio für Deutschland. Einer der größten Architekturmaler der neueren Zeit, hat er meisterhafte Darstellungen geliefert, die sich durchweg das Innere von Kirchen, Klöstern und ähnlichen Gebäuden zum Objecte wählen und es mit interessanter, sei's historischer, sei's sonstwie bedeutender Staffage beleben; in dem Sinne jedoch, daß seine Motive immer die größte Einfachheit, Schlichtheit und Wahrheit wahren und die Architektur in der That die Hauptsache bleibt. Er ist einzig und unerreicht in jener besonderen Art, deren Product man bezeichnend Bauelegie genannt hat.

Das ganze Auftreten des Mannes begreift den ersten kraftvollen und erfolgreichen Rückschlag einer wahrhaft malerischen Anschauung gegen den plastischen Formenzwang der antikisirenden Schule. Schon das erste selbständige Bild von 1810 drückte entschieden diesen

Gegensatz aus, von durchschlagender Wirkung aber war 1819 sein viel gesuchter und gefeierter „Chor der Kapuziner auf dem Platze Barberini“, den der Künstler nicht weniger als vierzehnmal wiederholen mußte.

Bleibende und über die Bewunderung der Zeitgenossen hinausgehende Bedeutung giebt ihm die eminente Fähigkeit, die malerische Wirkung in den geschlossenen Innenräumen der alterthümlichen Gebäude nicht blos mit feinem Sinn und Auge herauszufinden, sondern auch auf's Wirksamste wiederzugeben und zu erhöhen durch bedeutsame und harmonisch der Architektur sich einfügende und unterordnende Scenen, durch die er dieser erst das rechte Leben, die Seele, einhauchte und jene einzige geistige Stimmung verlieh, die aus seiner stets auf's Ernste und Gemüthergreifende gerichteten Phantasie in seine Darstellungen überströmte. „Ihm kommt es vorab auf den Ausdruck des geschlossenen stimmungsvollen Lebens an, das der in die alten Kreuzgänge, Chöre und Hallen einfallende Tag um sich her breitet und in ein mannigfach abgestuftes Helldunkel ausklingen läßt; es ist der Ton, der in seine verschwebende, in die Seele des Beschauers eindringende Wirkung ebenso die bestimmte Kraft der Localfarben als die selbständige Bedeutung wieder aufhebt“ (Julius Meyer). Als äußeres Mittel zu diesem Zwecke dient ihm eine geniale Art der Beleuchtung, entsprungen dem höchst ausgebildeten Sinn für das Helldunkel, das sein markiger Pinsel virtuos zu behandeln versteht, und der ausgebildeten Kenntniß der Luftperspective. Es ist das Spiel der Luftferne und des in den alterthümlichen Räumen gefangenen Lichtes, welches seinen Bildern immer den malerischen Reiz giebt. Die untergelegten bedeutsamen Vorgänge, die fast jedesmal ein geschichtliches Ereigniß oder eine charakteristische Scenerie darstellen, stehen mit der Natur des Bauwerkes in wirkungsvollem Einklang und dienen ihm nicht blos als Staffage, sondern geben ihm erst die rechte Stimmung, immer die der religiösen Feier und ernsten Würde. Dabei ist die Anordnung tact- und geschmackvoll. Wenn auch die Figuren zuweilen über die Grenzen hinaustreten, die ihnen in einem Interieurbild einzuräumen sind, so gehen sie doch nicht zu dem ungeziemenden Anspruch auf gesonderte Bedeutung über, sondern bleiben in der malerischen Lichtstimmung des Ganzen eingeschlossen, sich verwebend mit der Licht- und Lufthülle, in der sie sich bewegen. Danach

sind sie auch behandelt: Bewegung und Ausdruck bezeichnend nach dem Leben genommen, die Köpfe zumal von physiognomisch zutreffender Charakteristik, aber der Form nach nur in breiten Massen, fast flüchtig ausgeführt. So ist seine Ausführung überhaupt; Nichts weniger als delicat, umschreibt sie die Hauptttheile nur in wenigen fast zu breiten Zügen, aber mit größter Sicherheit; auch die Töne sind keck und bestimmt neben einander gesetzt, keineswegs in einander verschmolzen; der Auftrag ist leicht und flüssig; selber das meist in's Graue spielende Colorit, nicht immer warm, nimmt durch die häufige Wiederkehr derselben Lichtwirkungen etwas Einförmiges an. Das Große und Ansprechende liegt immer in der Einheit des Tons, der Tiefe und Wahrheit der Stimmung.

Forbin ist ein weit schwächeres, blos dilettantisches Talent, das ebendeßhalb auffallenden Effecten nachjagt, die er durch ungewöhnliche Motive, sonderbare Beleuchtungen und glänzende coloristische Wirkungen zu erreichen strebt. Nachdem er den Orient besucht, stellte er die Ueberreste seiner Monumente mit Vorliebe dar und gab sich dabei nach allen Richtungen, in Motiven, Licht und Staffage, ans Abenteuerliche hin. Bedeutung hat er nicht, Interesse blos als Vorläufer der äußerlichen Richtung, die das Malerische in fremdartigen, außer dem Bereich unserer europäischen Cultur stehenden Objecten aufsuchte und deßhalb nach dem Oriente griff.

Nicht ein Nachfolger Granets hat sich über die Mittelmäßigkeit erhoben; wie ohne Vorläufer, bleibt er ohne namhafte Jünger.

Bei den Engländern blühen ihre beliebten Gattungen, die Landschafts- und Thiermalerei, das Genre und das Portrait; das prägt sich sogar in ihrer Sculptur aus.

Der vielseitige und hartnäckig thätige Thiermaler James Ward, einer der besten der englischen Schule, auch als Landschafter gewandt und von kräftigem Colorit, als Kupferstecher außerordentlich thätig (man besitzt von ihm über 300 Stiche) und endlich (1823—24) sehr charakteristisch in seinen Lithographien von Pferden, zeigt die Eigenthümlichkeit, daß das besondere Talent in ihm lange nicht zum Bewußtsein und Durchbruch gekommen und noch länger um Anerkennung hat ringen müssen. Vorzüglich sind seine Pferde, in denen er neben der tiefsten Naturwahrheit namentlich den aristokratischen Adel des Thieres zur Geltung bringt, trefflich auch seine Kühe und Stiere.

Gewandtheit der Zeichnung, Harmonie des Colorits, durchdringende Wahrheit der Formen begründen seine Meisterschaft; seine Darstellung heißt „zwar etwas schüchtern und naiv, aber wahr und genau".

Der schottisch-englische Genremaler Sir David Wilkie steht eben in der Blüthe seiner ersten und ihm ganz eigentlich natürlichen Manier, welche ein vorzügliches Talent bekundet, ganz besonders für die Darstellung von Scenen aus dem Leben; dabei ist er auch als Portraitmaler ausgezeichnet. Fast am berühmtesten ist geworden „Die Testamentseröffnung" 1820. Jene Manier, die ihn ganz von Natur zum W. Scott der Malerei stempelte und zum Schöpfer einer neuen anglo-flämischen Schule machte, stellt ihn als den Maler der schottischen Nationalsitte dar, die sein Pinsel ebenso treu und sprechend traf wie des Romantikers Feder. Wilkie wird auch mit Hogarth verglichen, dessen dramatische Lebendigkeit er theilt, wie ihm denn Geist und Witz in vollem Maß eigen sind. Durch seinen Aufenthalt in Rom und Madrid ward er später von seinem ursprünglichen Felde abgeführt, sowohl in der Manier als in den Stoffen; seine Malweise aus dieser Zeit wird, ins Decorative und Breite gehend, fast nachlässig genannt, ohne jedoch die ausdrucksvolle, reiche Farbengebung und treffliche Gruppirung einzubüßen.

Sir Thomas Lawrence, der reich gelohnte und viel geehrte Bildnißmaler der vornehmen Welt, ganz besonders der politischen Kreise, liefert Bildnisse von großer Aehnlichkeit und hat dabei immer einen kecken und freien Pinsel, der sich nur zuweilen ins Manierirte verläuft. Man stellt in seiner Entwickelung drei Perioden auf: Die besseren Arbeiten der ersten zeugen von freier Naturauffassung, während andere in etwas französische Manier verfallen, und die Abweichung vom treuen Naturstudium verfolgt ihn in der zweiten Periode, während die Leistungen der dritten im Allgemeinen als vorzüglich gelten. Die Technik ist glänzend, die Behandlung hat Geist und bei weiblichen Portraits, besonders der hohen Aristokratie, auch den Parfüm der aristokratischen Grazie, was ihn besonders gesucht machte.

Der Bildhauer Sir Richard Westmacott wird vor Allem genannt wegen seiner zahlreichen Statuen großer Landsleute, überhaupt wegen der öffentlichen Denkmäler, worunter der kolossale Achill im Hydepark (1822); auch seine Büste W. Scott's wird gerühmt. Unter seinen übrigen Werken ist die „Psyche" viel gelobt, und die beiden Genre-

bilder „Die glückliche und die unglückliche Mutter“ sind besonders innig und schlicht empfunden. Westmacott ist auch im Portrait thätig gewesen.

Sir Francis Chantrey widmete sich hauptsächlich der Portraitstatue und Büste, sowie dem Grabmonument, und ist als Portraiteur von hohem Verdienst, während er zu Reiterstatuen deßhalb nicht angethan war, weil er keine Pferde zu bilden verstand. „In Stellung, Bewegung und Bekleidung seiner Statuen wußte er Adel und Geschmack zu legen und besaß in hohem Grade das Geschick zu individualisiren.“

Baily, in Flaxmans Atelier gebildet, ist namentlich durch Monumentstatuen zu Ruf gekommen. Die 1822er Ausstellung brachte seine gepriesene „Eva an der Quelle“, zu der er auch noch ein Pendant gebildet hat.

Washington Allstoon ist einer der bedeutendsten amerikanischen Maler und hat nebenbei auch als Dichter und Erzähler einen geachteten Namen. Nach Reynolds in Rom gebildet, steht er seit 1805 durch die „Vision Jacobs“ in Ruf und ist durch seine weiteren biblischen Gemälde ausgezeichnet. Platen hält dafür, daß dieser „amerikanische Tizian“ im Colorit den alten Meistern näher gekommen sei als die meisten neueren Maler; jedenfalls muß er jene Meister gründlich studirt haben. Man spricht ihm folgende Vorzüge zu: großen Styl, geistreiche Ideen, in manchen Werken wahren poetischen Sinn, richtige Zeichnung, zarte und sorgfältige Ausführung, harmonische Färbung.

Den schärfsten Gegensatz zum mystisch-romantischen Idealismus unter den Deutschen bildet in seinem vollendeten Naturalismus der vortreffliche norwegische Landschaftsmaler Joh. Christ. Dahl, bald als der neue Everdingen erklärt und lang im Rufe des ersten Repräsentanten vom Fache der „heroischen Landschaft“ stehend, bewundert um der Fruchtbarkeit seines Schaffungsvermögens willen, geistvoll und poetisch tief in nordischen Scenen, ganz besonders seinen heimatlichen Nordlandsküsten, die schon durch ihre natürliche Romantik anziehen. Im bewußten Gegenwirken gegen jene spiritualistisch unklare Manier, der er gründlich abgeneigt ist, vertritt er gleich vom ersten selbständigen Schaffen an einen kräftigen Naturalismus und geht rein von seinen durch große Reisen erworbenen treuen Naturstudien aus; er weiß die Natur in ihren verschiedensten Stimmungen ergreifend wiederzugeben

und ihr zugleich eine poetische Veredlung zu leihen, die der überraschenden Frische und Wahrheit Nichts benimmt. Correctheit der Zeichnung, Vollendung des Vortrags und seltene Tiefe der Färbung geleiten jene inneren Vorzüge und lassen es leicht vergessen, wenn auch da und dort die Einheit und stylistische Schönheit der Composition wirklich nicht vollständig durchgeführt ist. Alle Stimmen sind endlich darüber einig, seiner Herausgabe der „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens" besonderes kunstgeschichtliches Verdienst zuzusprechen.

Der schwedische Bildhauer Byström, Sergells Lieblingsschüler und Nachfolger, leicht und unermüdlich in der Arbeit, reich an Erfindung, üppig in der Gestaltung, meist pikant und lebendig, oft auch sauber und klar in der Ausführung (besonders der Köpfe), sinnreich und gefällig in der Gruppirung, ist berühmt durch seine kolossalen Statuen der schwedischen Könige im Schloß und auf dem Hauptplatze in Stockholm, wohl glücklicher noch in den anmuthig belebten und wahr gefaßten Formen weiblicher und kindlicher Figuren, worunter seine Meisterwerke. Doch scheint es ihm am rechten inneren Fond zu fehlen: Nicht blos geht den männlichen Gestalten bisweilen die ausgeprägte Charakteristik ab, sondern allgemein wird ihm Mangel an Fluß der Ausführung, am rechten Schwung und der Kraft des Beseelens vorgeworfen, weßhalb er kalt läßt.

Fogelberg, ebenfalls Schwede, sehr vielseitig, wird als tüchtiger Nachfolger der von Thorwaldsen eingeschlagenen Bahn erklärt. Nicht blos hat er sich als einer der Ersten an die Göttergestalten der nordischen Mythe gewagt, er hat auch Figuren der antiken Mythologie und historische Personen — berühmt ist sein Gustav Adolf — dargestellt. Den ersteren wird hohe Kraft, Adel und Würde zugesprochen, der angemessene Ausdruck der eisernen Gewalt nordischer Sage, den zweiten ein ausgesuchter Sinn für Schönheit und Anmuth, den dritten, öffentlichen Denkmälern in Bronze, die er im Costüm ihrer Zeit giebt, einfache Treue. In seiner Conception, Kraft und Wahrheit bekundet sich immer ein sehr bedeutendes Talent.

Der holländische Seemaler Joannes Christianus Schotel, von 1818 an sehr schnell steigend und in jenem Jahre gleich durch sein erstes Gemälde in Oel den größten Enthusiasmus erregend, hatte

es durch angestrengtes Selbststudium zu hoher Stufe der Kunstvollendung gebracht. Seine Gemälde wurden außerordentlich gesucht und hoch bezahlt. Schotel ist, nicht nur für seine Zeit, einer der ersten Meister des Fachs und übertrifft alle seine Zeitgenossen an Wahrheit des Wassers und der Luft, an zartem Ton und fein geistiger Behandlung der Farben; verschiedener Beurtheilung unterliegt die poetische Auffassung.

Ganz zurück steht Italien; das gleiche Rückfallen zeigt sich hier wie auf anderen Gebieten. Während Einzelne sich in der Schule Davids eine Stütze suchen, schließen Andere sich der in Rom emporgekommenen deutsch-romantisch-christlichen Richtung an.

Kunstvereine kommen in Deutschland auf; der erste ist der Münchener, 1823 gestiftet durch die Maler Dom. Quaglio, Peter Heß, Stieler u. a.

Treten wir noch auf die mehr äußerlichen Kunstgebiete über.

Die **Glasmalerei** schreitet rasch vor. Ihr Hauptträger ist Sigismund Frank, von früh auf mit Wiederherstellung der verlorengegangenen Kunst beschäftigt in Versuchen, denen er Gesundheit und Vermögen opfert. Seit 1808 und noch mehr seit 1814 in voller Ausübung seiner Kunst begriffen, die er, immer tiefer in die Geheimnisse der alten Glasmalerei eindringend, auch immer mehr vervollkommnet, hat er ihr eine glänzende Laufbahn bereiten helfen.

Die erste Rolle im **Kupferstich** spielt der große Meister Aug. Gasp. Louis Boucher Desnoyers, von 1805 an in steigendem Ruf und glänzender Laufbahn. Er hat überall das Charakteristische seiner Originale, für deren Schönheit und Eigenthümlichkeit er tief eingehenden Sinn zeigt, mit der größten Gewissenhaftigkeit wiedergegeben. Es macht gerade das Besondere und Bedeutende an ihm aus, daß er zu allererst der innigen Auffassung seines jedesmaligen Vorbildes nachstrebt und sich ferne davon hält, große technische Bravour auslegen zu wollen, ein Zug, der um so erhöhteren Werth gewinnt, als Desnoyers sein eminentes Talent nur in den Dienst der vorzüglichsten Meister giebt, in erster Linie Rafaels, dessen Madonna ihn ganz besonders zur Nachbildung treibt. An demselben Grundzuge hängt die mit Liebe vollzogene Vollendung aller Einzelheiten bis ins Kleinste.

Der einfache und edle Vortrag bringt auch eine einfache und doch kräftige und höchst malerische Wirkung hervor, welche durch die mannigfache und stets harmonische Abwechslung der Töne gestützt wird. Sein Grabstichel ist glänzend, kräftig und zugleich in den feinen Theilen sehr zart. Zum Verdienste wird ihm angerechnet, daß er seine Blätter immer nur in zwei oder höchstens drei Plattenzuständen ausgab. Wo seine Manier etwa eine Verflachung in der Auffassung der alten Meister zeigt und gegen die Hoheit ihres Sinnes und Styles verstößt, da fällt die Schuld mehr auf den allgemeinen Zeitgeschmack. 1821 edirte Desnoyers ein Werk: Recueil d'estampes gravées d'après des peintures antiques italiennes etc.

Einen ebenso hervorragenden Vertreter hat die **Lithographie** in Joh. Nepomuk Strixner, der zugleich Zeichner ist. Er hat Vieles zur Verbesserung seiner Kunst beigetragen, z. B. neue Verfahrungsarten in der Tuschmanier eingeschlagen und durch Anwendung der Tonplatte die Vergoldung in einer Weise angedeutet, die der harmonischen Verschmelzung entspricht, daneben seine Kunst in wirksamster Weise der altdeutschen dienstbar gemacht und sich durch die mit hingebender Liebe vollzogene Nachbildung der altdeutschen Schildereien zum Meister erhoben. Zu Ruf gekommen ist er namentlich durch drei Werke: einmal durch die sinnvolle Nachbildung von Federzeichnungen in den Dürer'schen Randzeichnungen, die den Arabeskengeschmack fruchtbar bestimmten; dann durch das Münchener Galeriewerk und endlich noch mehr durch die Boisserée'schen Kirchenbilder (seit 1820 in Stuttgart), an welch' beiden Unternehmen er leitend stand, das letztere ein Prachtwerk der Lithographie von über hundert Blättern, das sofort große Bewunderung erregte und sie durch die treue Ausführung wie durch die schön malerische Wirkung verdient. Hagen sagt von ihm: „Es gelang ihm wie Keinem, die eigenthümliche Mischung von Milde und Strenge, von jugendlicher Blüthe und ehrwürdigem Alterthum auf seinen bescheiden gehaltenen und doch glänzend hervorleuchtenden Steinzeichnungen wiederzugeben, und wohl kann man behaupten, daß im beschränkteren Kreise der Darstellung und Auffassung keine der vervielfältigenden Künste je Vorzüglicheres hervorgebracht".

## Achter Abschnitt.

# Theater und Musik.

---

In die Ungunst der Zeittendenzen nach Beendigung der Freiheitskriege ward auch das Theater hineingezogen; auch es erlitt Einflüsse und Veränderungen, die zu seinem Verfalle dienten.

In Deutschland werden die „Hoftheater" mit dem ganzen Gefolg und dem Verderbniß solcher Institute normgebend, die Intendanturen überherrschend, die Verwaltung maßt sich den Haupteinfluß an. Die künstlerische Leitung wird zurückgedrängt, den Händen der Künstler entrissen und darum verflacht; der Geist der künstlerischen Zusammenstimmung und die Harmonie in den Leistungen gehen verloren. Dafür steigen die äußeren Forderungen; die Aeußerlichkeit — Glanz in Costüm und Decoration — verdrängt das ächte Kunstleben; immer mehr wird der Effect gesucht, Schaustücke und Opernreiz fangen an zu dominiren. Mit den Stadttheatern ist es nicht anders, auch sie werden in die Nacheiferung auf dem schlechten Wege hineingetrieben.

Das erste und glänzendste Beispiel der Hoftheaterleitung ist diejenige des Berliner Theaters durch den Grafen Brühl, der sich die Hebung des Costümwesens namentlich mit möglichster Durchführung der historischen Treue ganz besonders angelegen sein ließ. Doch trotz seines edlen und liebenswürdigen Wesens, feiner ästhetischer Bildung und reicher Mittel ist auch diese Leitung wegen eigenmächtig dilettantischen Eingreifens nicht zum Heil der Bühne geworden. Im Anfange zwar erhält sich durch die treffliche Iffland'sche Schule ein

Zusammenspiel, und Stücke von Shakespeare, Müllner, Werner, Houwald, Calderon, Moreto (West), Kleist, Molière ꝛc., die wir von 1815—23 auf dem Repertoir finden, erhalten dasselbe über der Mittelmäßigkeit.

Die Ausgänge der Weimarer Bühne unter Goethe sind für das lange und eifrige Wirken des Dichterkönigs trostlos. Zu Anfang der Periode hält er noch ihr classisches Repertoir auf der Höhe, dann scheint sein Eifer zu sinken, und 1817 zieht er sich, verletzt durch neue und niedrigere Ansprüche, die sich geltend machen, zurück von dem Institute, das er immer zuvörderst als Bildungsanstalt der Kunst und der Künstler betrachtet und behandelt hatte. Immerhin machte sich die Gefahr der in Weimar gezogenen künstlichen Declamationsweise, worunter die Natur litt, bereits bemerkbar, um so mehr, als auch die Dramendichtung noch ganz in zwar schwach vertretener Schiller'scher Nachahmung verharrte oder dann ins Ungesunde und Ungeheuerliche verfiel.

Höher erhält sich das Wiener Burgtheater. Schreyvogels zweite und fruchtbringende Thätigkeit in seiner Leitung beginnt mit 1814 und währt von da an ununterbrochen bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1832. Er verstand es, trotz des wenig geneigten Geschmackes seines Publicums, seine Productionen selber der Höhe der classischen Tragödie zugänglich zu machen, freilich immer nur als Ausnahme, trotz der bereits anerkannten tragischen Meisterschaft der Sophie Schröder, welche 1815—29 und 1836—40 die Blüthenzeiten ihres Wirkens diesem Theater widmete und die classische Declamation auf der Spitze ihrer Entwickelung darstellte; auf der Höhe des edel vollendeten Maßes wußte sie ihre Kunst bis in die Mitte der 20er Jahre hinein zu erhalten. Im Uebrigen bewegte sich diese Bühne, dem Wiener Geschmack entsprechend, mit besonderer Meisterschaft in der natürlich-tüchtigen Darstellung des bürgerlichen Dramas und des höheren Conversationsstückes, in dessen Behandlung sie am meisten Feinheit legte. Auch ist es Wien, das schon 1821 zu einer Trennung der Gattungen auf verschiedenen Bühnen gekommen ist, wie sie in Paris stehend durchgeführt auftritt, zum großen Vorzuge der Production.

Die einzige neben Schreyvogels namhafte Leitung ist diejenige August Klingemanns am Braunschweiger Theater.

Ganz im Geiste der Reactionsperiode liegt es, daß Stücke religiöser Färbung anfangen ins Repertoir aufgenommen zu werden, wodurch

dieses weniger an Würde als an Buntscheckigkeit gewinnt und bei dem frommen Spiel, ähnlich wie das Leben der Zeit, eine wunderlich genug sitzende Scheinphysiognomie annimmt.

Wer alle die erniedrigenden Elemente in ihrem herabziehenden Einflusse will kennen lernen: die verwirrenden Impulse einer regellos und widersprechend heranstürmenden literarischen Production; den demoralisirenden Einfluß des eingeführten spanischen Theaters, das immer noch die Züge des Herauswachsens aus dem Mysterienspiele trägt; den Verfall des Verständnisses für die formal-akademische Manier der Weimarer Schule und das Herabsinken ihres Ideals in die Affection und die Routine; den Mangel an Schule; die declamatorischen Tonspielereien; die aus dem Verdrängen der authentischen künstlerischen Directionen entsprungene effecthaschende Spielweise und absondernde Virtuosenrichtung; den Verfall des Lustspiels und das Eindringen der leichtfertigen französischen Stücke, überhaupt das Ablösen der dramatischen Literatur von der Schauspielkunst und das Ueberwuchern des Bücherdramas, ja den förmlichen Zwiespalt zwischen Dicht- und Schauspielkunst und das absichtlich gepredigte Herabsetzen der letzteren zu einer blos reproducirenden; endlich die an Ausdehnung und Hohlheit steigende Theaterkritik dilettantischer Journalisten — wer in alle diese deprimirenden Elemente Einsicht gewinnen will, der nehme Ed. Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst zur Hand.

Neben der Schröder sind Ferdinand Eßlair und Ludwig Devrient die Häupter der Bühne, den Aufgaben des neuen romantischen Dramas gewachsen wie denen des classischen; den nächsten Rang nimmt das Schauspielerpaar Wolff ein, der glänzendste Ueberrest der Weimarer Schule.

**Ludwig Devrient** (1784—1832), der genialste darstellende Künstler, das bizarr gesteigerte Productionsgenie, in dem das Erfindungsvermögen der großen ihm vorausgegangenen Darsteller gleichsam zusammenläuft, daneben der liebenswürdige, kindlich gutmüthige, leicht bewegte, humoristische, aber auch leichtsinnige und stets von Schulden geplagte Mensch, der sich durch ungeregelte Lebensweise und den Genuß geistiger Getränke in steter Aufregung erhält, aber auch das ganze Leben trübt, hat die Quellen seiner Zerrissenheit schon in dem unbegriffenen und unglücklichen Jugendleben des wilden Knaben, den ein dunkler genialer Trieb jagte. Von jetzt an Ifflands Stelle bei der



Berliner Bühne, auf welcher er 1815 mit der wie expreß für ihn geschaffenen und mit unerreichter Meisterschaft von ihm gegebenen Rolle des Franz Moor debütirt, steht er in der höchsten Blüthe. Feind alles Rhetorischen (Weimarer Schule), aller angelernten Künstlerbethätigung, dem künstlerischen Ebenmaß und jedem gemessenen Gleichschritt völlig fremd, auch von keineswegs schöner Sprache, keiner Kunstgriffe, nicht einmal der ordinären Technik Meister, wenn nicht sein inneres Leben mit vibrirt, ist er unfehlbar vollendeter Naturalist. Fast gesetzgebend geworden für die Darstellung mehrerer Shakespeare'scher Charaktere, vielen kleinen Charakterrollen erst Leben verleihend, von erstaunlicher Vielseitigkeit des Talentes bis zur Volkskomik herunter, schafft er überall intuitiv und macht darum auch die vollständigste Täuschung des Lebens, im geraden Gegensatze zu Iffland. Diese Natur von tief innerlich angelegter Poesie, mächtig von der natürlichen Inspiration und der reinsten Liebe zur Kunst getragen, wird in den Momenten der künstlerischen Weihe und Höhe von ihren Gestalten erfaßt und gepackt, es sind keine Rollen, sondern Wesen, sie leben in und mit ihm, sie sind ein Theil seines Geistes geworden, er nimmt ihre ganze charakteristische Eigenthümlichkeit in sich auf, bewältigt sie mit dämonischer Kraft und wirft die eigene Ergriffenheit unwiderstehlich ins Publicum hinein, das ihm hingerissen folgen muß. Was er darstellt, das lebt und ist er, jede seiner Actionen, jeder Moment derselben eine That, es quillt und springt von Innen heraus. — Eduard Devrient sagt trefflich: „Ideale Menschheit in reinem Ebenmaße darzustellen, war Ludwig Devrients Bestimmung nicht, die schöne Form stand ihm nicht zu Gebote; sein Geist jagte mit einer Art von dämonischer Lust an den Grenzen des Menschlichen nach seinen extremen Erscheinungen. Das Außerordentliche, Entsetzliche, Grausenerregende, das Bizarre und das Lächerliche, von den feinsten, leisesten Zügen bis zum letztmöglichen Grade des Ausdrucks, das war das Gebiet, welches er mit der genialsten Charakteristik und wahrhaft poetischem Humor beherrschte. Hier diente das spröde Organ mit der erstaunlichsten Biegsamkeit den mannigfachsten Stimmveränderungen, die schmächtige, mittelgroße Gestalt vermochte sich in hundert verschiedene Figuren förmlich zu verwandeln, das längliche Gesicht, mit den etwas schlaffen Wangen, der krummen spitzen Nase, die von der Höhe des Nasenrückens an seltsam seitwärts herabgebogen war, ver-

wandelte sich, trotz dieser ausgeprägten Physiognomie, nicht nur für jede Rolle, nein von einer Miene zur anderen im wunderbarsten fliegenden Muskelspiele. Das große, feurige Auge, schwarz, wie das reiche, weiche Haupthaar, in frappantestem Rapport mit dem unaussprechlich ausdrucksvollen Munde, konnte wahrhaft erschreckende Blitze der wildesten Leidenschaft, des grimmigsten Hohnes schleudern, aber auch mit der liebenswürdigsten Schalkheit freundlich anziehen".

Ferdinand Eßlair, nicht minder unstäten Wesens, aber von viel mehr sicherem Ebenmaß in der ganzen Darstellung als Devrient oder auch Fleck, deren geniale Erfindung und schlagende Geistesblitze ihm dafür abgehen, steht eben auf der Höhe seiner Künstlerleistungen. Schon von der Natur zu Heldenrollen geschaffen, von wahrhafter Heroengestalt, mit sprechendem Auge und glanzvollem, äußerst biegsamem, allen Nüancen dienendem Organ ausgestattet, macht er diese Vorzüge noch durch ein äußerst lebhaftes Mienenspiel geltend und ist einer der größten, unter den Deutschen so zu sagen der letzte Hauptvertreter der Heldenrollen, daneben aber auch durch die innige Naturwahrheit in der Darstellung bürgerlicher Charaktere (Iffland) unerreicht. Auch er, obgleich ein Talent von vorwiegend rednerischem Pathos, wird in der Auffassung und dem Spiele mehr von instinctivem Genie, warmer Empfindung und Phantasie geleitet und fesselt und ergreift durch diese natürliche Gewalt. Er hat ein gesundes Urtheil und treffenden Instinct für die seiner Natur passenden Rollen und macht frischen Eindruck. Später hat er, wie Sophie Schröder auch, Künsteleien ausgebildet.

Neben ihm gilt Heinrich Anschütz, in seiner Blüthenperiode erst am Breslauer, dann am Hofburgtheater in Wien, als einer der ersten Darsteller von Heldenrollen; später nimmt er Heldenväter und Charakterrollen auf. Tiefe und Wahrheit der Auffassung werden seinem Spiele zugesprochen.

Das Schauspielerpaar Wolff, erst an der Weimarer, dann an der Berliner Bühne, sind die lebendigsten Repräsentanten der Weimarer Kunstschule, Pius Alexander Wolff selber ein Kunstproduct ihrer streng geregelten Studien. Körperlich keineswegs begabt oder zum Schauspieler geschaffen, nicht einmal von günstiger Stimmwirkung, lernt er aber, tüchtig gebildet, als Goethe's eigentlichster Schüler, auf dessen Regeln er mit unumstößlicher Festigkeit stand, die Kunst der

idealen Darstellung. Namentlich durch seine Regie ist er von großem Einfluß auf die Berliner Schauspielkunst geworden. Uebrigens mußten er und seine Gemahlin sich lange fremd fühlen in dem ganz anders gearteten Berliner Künstlerkreis, in dem sie sich erst allmälig Anerkennung errangen. Die springende Kraft, das von Innen quellende Leben wird vermißt, selbst im Humor, der künstlich hinaufgeschraubt, selbst in den Bewegungen, die eckig gefunden wurden. Es ist überall das Angelernte und Einstudirte, das bei ihm hervortritt. Dagegen weiß er allerdings durch gebildetes Verständniß, feines Gefühl und regelrechte Formbehandlung den Geist der Poesien nicht nur zu ergreifen, sondern auch mit Treue und Würde darzustellen.

Höher und von der Natur mehr zur theatralischen Darstellung geschaffen erscheint seine Gattin Amalie Malcolmi, mit mehr innerem Leben, mehr Talent der Erfindung, mehr Frische. Die Natur hatte ihr eine zur Plastik vollendet angethane Gestalt verliehen, nicht aber das Organ zur Declamation, die klanglose Stimme machte bei ihr die sonst schon abgemessene und monotone Declamationsweise der Weimarer Schule noch eintöniger. Ihr Talent war von großem Umfang, erfinderisch, ging von der Plastik frei zum Humor und der Komik über und erlaubte ihr, ebenso meisterhaft die vornehme Weltdame wie die derbe Bürgersfrau vorzustellen. Devrient bemerkt zu ihr in Summa: „Sie repräsentirte die Würde und Hoheit der idealen Tragödie auf vollkommene Weise. Der Ausdruck der verhaltenen Empfindung, diese sicherste Beglaubigung wirklich tragischer Kraft, war ihr ganz zu eigen".

England, d. h. London, bewahrt nur noch einen schwachen Rest der früheren namentlich an Shakespeare-Darstellungen geknüpften Größe in den beiden eben in ihrem Zenith stehenden Familienresten Edmund Kean und Charles Kemble.

Kean, unter den großen englischen Schauspielern einer der ersten und für seine Zeit bis an seinen Tod 1833 als der größte erklärt, von Jugend auf in ein vagabundirendes Treiben verfallen und gleich L. Devrient mit den Hängen zu ausgelassenem Leben ausgestattet, steigt, seit er 1814 als Shylock die Gunst des Londoner Publicums gewonnen, rasch zu seiner Höhe empor, auf der er sich nicht viel über anderthalb Jahrzehnte hielt. Die Shakespearerollen, deren specifischer Darsteller er ist, machen in ihm die Art Größe aus, die wieder, gleich

seinem Leben, an Devrient erinnert. Im Unterschied von Kemble Naturalist, wußte er die Leidenschaften der menschlichen Seele in ihren feinsten Spielarten mit wunderbarer Kraft und Wahrheit in Ton und Geberde zu malen; diese außerordentliche Naturtreue, mehr als die Würde, die ihm weniger gegeben, ist seine Stärke, Othello sein Meisterwerk.

Charles Kemble, der jüngere Bruder der größeren Geschwister John Philipp und Mrs. Siddons, hat sich wesentlich am Coventgardentheater bethätigt, dessen alten Glanz er doch trotz aller Anstrengungen nicht lange mehr aufrecht zu halten vermochte, so daß er später in drückende finanzielle Nöthen kam. Von Byron in Parallele mit dem als Meteor vorübergegangenen George Frederick Cooke und Kean der am meisten übernatürliche (supernatural) genannt, war er so zu sagen fürs Tragen der römischen Toga geboren.

Neben ihnen glänzt für kurze Zeit die durch seelenhafte Anmuth, natürlichen Liebreiz und unvergleichliche Melodik ihres Organs einen wahrhaft unwiderstehlichen Zauber ausübende Miß O'Neill.

Bereits ists übrigens die einbrechende Amüsementspassion, die den unaufhaltbaren Verfall einleitet.

Her Majesty's theatre, das vornehmste in London, von 1790 stammend, wird erst 1820 völlig fertig; das Haymarket theatre 1821 dem höheren Drama bestimmt; das Victoria theatre, eine Zeit lang auch auf der Höhe der Shakspeare-Darstellung, 1818 eröffnet.

Das französische Theater während der Restaurationszeit ist noch steriler. Als äußerliche Thatsache ist zu melden die Eröffnung des Théâtre du gymnase dramatique 1820, dem namentlich die Mannigfaltigkeit des besonders dem Vaudeville zugethanen Repertoirs und daneben die Popularität von Scribe, der für dasselbe mehrere Jahrzehnte sein unerschöpfliches Talent des Humors und des Arrangements in Athem hielt, zur Beliebtheit verhalf.

Wir thun hier einzig noch Erwähnung der Catalani, jener frühesten Größe am Théâtre italien, einst allerdings der ersten Opernbühne der Welt, auf deren Brettern die größten Gesangeshäupter das Pariser Publicum entzückten. Ihr durch körperliche Vorzüge, eine Stimme von wunderbarer Klangkraft, Biegsamkeit und Ausdrucksfähigkeit, vollendet durchgebildete technische Meisterschaft, natürliche Lebhaftigkeit gehobenes Spiel stellte mehr die vollkommene Kunst dar,

welche die Bewunderung provocirte, als den eigentlichen Gemüthsausdruck, den es darum auch weniger anklingen machte. — Nach bereits auswärts eingeholten glänzenden Triumphen ist sie von 1814—1818 der erste Stern der italienischen Oper gewesen.

Ueber den specifischen Gang und Charakter des Theaterwesens, der die ganze Restaurationszeit über der nämliche, am Schluß derselben.

---

In die **Musik** tritt auf deutschem Boden die alle Lebensgebiete erfassende Romantik und weist die zwei großen Häupter Carl Maria v. Weber und Louis Spohr, für die Folgezeit noch H. Marschner auf, der Erstere ganz eigentlich der Begründer der romantischen deutschen Musikschule, eine interessante Parallele bietend zu Spohr, als dessen begünstigter Rival er erscheint. Die Romantiker bilden einen schroffen Gegensatz zu Rossini, denn ihnen ist Wahrheit des Ausdrucks erstes Grundgesetz.

### Carl Maria v. Weber und Louis Spohr.

Weber hat sich ganz besonders durch seine Opern ausnehmend beliebt und geschätzt gemacht, weist daneben aber noch eine Reihe vielartiger Compositionen auf. 1817—20 bearbeitet er den „Freischütz“, der ihm einen mächtigen Ruf verschafft, 1820 die „Preciosa“, 1823 „Euryanthe“, 1825 den „Oberon“. Die letzten zehn Jahre seines Lebens (er ist 1826 gestorben) bezeichnen die höchste Steigerung seiner Kräfte, und ein großes inneres Ringen trägt ihn zur Meisterschaft empor; eine gewisse Unstätigkeit aber bleibt ihm schon von der Erziehung her anhaften.

Spohr steht nach bereits früher errungenen glänzenden Erfolgen auf der Höhe seines Wirkens und schafft auch die reichsten Tonwerke zur Zeit seines Hofkapellmeisteramtes in Cassel von 1822 an. Der „Faust“, den Brendel, auf seine Charakteristik eingehend, sein größtes Werk heißt, erscheint 1814 in Wien. Sein Verdienst um die Ausbildung des deutschen Violinspiels, wozu auch die 1831 erschienene „Violinschule“ beiträgt, ist unvergänglich, er selbst einer der ersten, wohl der größte deutsche Violinist, mit ebenso edlem als vollendet gesetzmäßigem Spiel. Auch er, ein reger Geist, entwickelt rastlose Thätigkeit und fortwährendes Weiterstreben zu neuen Zielen.

Weber, ein beweglicher und feuriger Geist von lebhafter Phantasie, Alles anfassend, aber dabei nicht mit einem gleichen Grade der



Zähigkeit festhaltend, ist durch Naturell und Erziehung viel weniger angethan, durch ein ganzes großes Werk hin die systematische Consequenz festzuhalten, die es braucht, um ihm das Gepräge eines vollkommen organischen Gebildes zu geben. Er glänzt mehr im Einzelnen, in den kleinen Formen, weßhalb zumal die hochbeliebten liederartigen Gesangspartien in seinen Opern ebenso große Kunstvollendung, als den vollen hinreißenden Reiz bekunden, der seinen Melodien innewohnt; ja in jeder seiner Opern ist es Ein besondrer Grundzug, den er durchbildet: nun das dämonisch Phantastische, nun das mittelalterlich Romantische, nun das naturfrisch Volksthümliche, nun das verlockend Elfenhafte, bezaubernd wie bei Keinem. Dafür ist er vielseitiger und objectiver und weniger monoton als Spohr in der vortrefflichen, wenn auch mehr durch die Reflexion vermittelten Charakteristik.

Spohr dagegen beherrscht mehr die große Form; ihm ist dabei von Natur gegeben, wozu Weber sich gewaltsam zusammennehmen muß. Dafür ist er einseitiger und subjectiver, deßhalb auch von begrenzterem Horizont in der Charakteristik, denn seine Subjectivität mit dem etwas weichen und elegischen Zuge wird er nicht los.

Durchaus originelle Instrumentation, seltene Reinheit des Geschmacks, vorzügliche und regelrechte Melodienbildung, ein fast einziger Zauber der Phantasie und melodischen Schönheit: die Vereinigung dieser weit auseinandergehenden Eigenschaften macht Webers Größe.

Spohr offenbart in allen Schöpfungen Adel des Geistes und Reichthum des Gemüths, dessen Ausdruck leicht die Färbung des Empfindsamen annimmt, classisch abgeschlossene Form bei romantischem Inhalt, meisterhafte Technik und weit getriebene formelle Entwicklung mit fast zu reicher und zu künstlicher harmonischer Behandlung, die es liebt, sich auf ein Stimmgewebe mit chromatischer Fortschreitung aufzubauen.

Das ist die deutsche Romantik der Musik, in Weber und Spohr, nicht aber in dem folgenden Marschner reiner als die der deutschen Poesie.

Aus der Wiener Schule nach Mozart ragt als Componist und Clavierspieler hervor Joh. Nepomuk Hummel, in jener Eigenschaft der Bedeutendste der Schule, in seinem correcten und sauberen Spiel die glänzende Virtuosität bei der wesentlich gesteigerten Behandlung des Instrumentes weit, zu weit treibend, aber noch ohne die Nüancirung

des Anschlags und die daraus hervorgehenden Vortragskünste, die wir bei Moscheles finden werden. Nach der Natur seines Wesens und Wirkens weist der von Ph. Em. Bach, Clementi und Cramer in correcter Tüchtigkeit aufgezogene, von Haydn und Mozart, auf dessen Standpunkt er sich nach Inhalt und Form vollständig bewegt, warmes Leben und von der Wiener Schule Gemüth aufnehmende Künstler noch in eine ältere gediegene Zeit, ja bis auf die Seb. Bach'sche Musik zurück, die er nach Einer Richtung allerdings vollendet und abschließt. Er hat auf Grund seiner Erfahrungen und Anschauungen eine große Pianoforteschule und mehrere Studienstücke verfaßt, die ebenfalls bereits einer älteren Richtung des Spiels entsprechen. Seine Compositionen haben verschiedenen Werth; einzelne Sonaten, Concerte, Phantasien, Trios, kleinere Clavierstücke und zwei große Messen werden sich als gediegene Musik in bleibendem Ansehen erhalten; Dramatisches aber ist von ihm nicht zur Geltung gekommen.

Der Zeit nach gehört hieher auch der zu früh verstorbene Violinist und Componist Friedrich Ernst Fesca, der in vielseitiger Thätigkeit Symphonien, Ouvertüren, Quartette, Opern rc. gedichtet hat; er steht eben in seiner bald zusammenbrechenden Blüthe und schafft, obgleich schon in seinem Lebensnerv getroffen, mit hastigem Eifer eine ansehnliche Reihe der verschiedensten Tonstücke. Wie sein Spiel edel, ungeziert und von tiefer Empfindung getragen, so seine Compositionen, die sich durch Gesetzmäßigkeit, Maß und schöne Symmetrie, anerzogen nach den besten Mustern, empfehlen. Spiel und Kunstschöpfung repräsentiren die solide Kunst ohne originelle Genialität, die ihm nicht gegeben ist, und ohne blendende Virtuosität, die er nicht sucht.

Aehnlich verhält sich der große Clavierspieler John Field, dem die Virtuosität, die er besitzt, ohne sie zu prunkenden Manieren zu verwenden, viel weniger gilt als das Geltendmachen des melodischen Gehaltes, wie denn auch in seinen eigenen Tonstücken namentlich der getragene Gesangswerth heraustritt, und der empfindungsvolle Vortrag voll blühenden Lebens, gehoben durch wundervollen Anschlag. Seine Notturnos sind allgemein beliebt.

George Onslow, namentlich an der Kammermusik der großen deutschen Meister gezogen, hat auf diesem Feld eine Reihe hervorragender Productionen geschaffen; Anmuth und Würde nebst Correctheit zeichnen seine nicht immer besonders originellen oder tiefen

Compositionen aus. Ludwig Rellstab nennt ihn „den Mann des Gesetzes".

Neuernder gehen die Franzosen vor nach Viotti's und Tartini's Schule.

Der Violinspieler Baillot, eines der Häupter der neueren Violinschule, schon in der Privatkapelle Napoleons thätig und durch Kunstreisen weit bekannt, richtet 1814 seine berühmt gewordenen Quartettproductionen ein und wiederholt seine Kunstreisen. Seine Compositionen, namentlich die Violinschule, nehmen eine bedeutende Stelle ein. Sein Spiel wird ausgezeichnet genannt durch großen Ton und edle Vortragsmanier.

Der Violinist Lafont, von graziösem Spiel, hat sehr gefällige Compositionen verschiedener Art, nicht eben tief; am beliebtesten sind seine zahlreichen Romanzen.

Manuel Garcia, Vater der beiden berühmten Töchter, der Malibran und der Viardot-Garcia, ist namentlich als Lehrer glücklich und hat eine Reihe höchst bedeutender Schüler gezogen. Unter seinen Compositionen ist die Oper „El califo di Bagdad" am bekanntesten geworden.

In dieser Zeit kommt die Logier'sche Lehrmethode auf, zuerst in England. Sie geht auf den doppelten Zweck aus, gleichzeitig mehrere Schüler im Clavierspiel zu unterrichten und damit zugleich Harmonielehre zu verbinden. Für's praktische Spiel hatte sie im Chiroplast einen besonderen Apparat erfunden, und für den theoretischen Unterricht wendete sie ein schematisches Verfahren an, das wieder auf eine Art mechanischer Hülfsmittel hinausläuft. Wenn nun auch die Methodik durch dieses Verfahren, das besonders für die elementar-mechanische Ausbildung von Werth ist, an Einfachheit und systematischer Planmäßigkeit gewonnen hat, so ist es doch mit größter Vorsicht anzuwenden, sonst führt es zu bloßer Dressur; es trägt genau die gleichen Gefahren an sich wie die neu aufgekommenen Sprachunterrichtsmethoden.

Für den Volksgesang auf deutschem Boden wird viel gethan. 1815 tritt die Leipziger Liedertafel zusammen, 1819 die jüngere Berliner, freier gestaltet und mustergebend. Der volksmäßige Männergesang ist der Schweiz entsprossen; die ersten Sänger- oder Liederfeste feiert 1818 und 1819 der im schweizerischen Volksgesang damals voranstehende Canton Appenzell; 1824 treten die ersten Sängerbünde zusammen. Von da

breitet sich die Pflege des Männergesangs über Schwaben (Stuttgart 1824) und Baden aus und weiter über ganz Deutschland.

Schließen wir ab mit dem specifischen musikalischen Repräsentanten der Zeit!

Der musikalische Heros der Blüthezeit der Congresse und des leichten Lebensgenusses ist der „Schwan von Pesaro"

## Gioachimo Rossini.

Ungewöhnlich productiv, nicht eben früh, aber außerordentlich rasch entwickelt, sehr zeitig als Componist auftretend und in ganz wenigen Jahren eine reiche Reihe von Opern schaffend, übt Rossini auch die noch mehr weise als seltene Selbstbeschränkung, in ganz rüstigen Jahren mit dem Werk abzuschließen, welches den Triumph seiner Tonkunst bildet und schwerlich mehr von ihm erreicht worden wäre. Der „Tell", von einer sonst nie von ihm eingenommenen Tiefe, und der „Barbier von Sevilla", von genial überströmender Komik, der vollste und rundeste Ausdruck seines Wesens, sind die einzigen bleibenden Stützen seines Namens.

Blühende Melodik bis zum Ueppigen (ausschweifende Fiorituren-fülle) mit ganz besonderem, hinreißendem Liebreiz, welcher zu seiner Zeit ganze Städte in einem Meer von Entzücken schwimmen machte, glänzende Orchestrirung und kräftige Rhythmik verdeckten damals vor einem willfährig lauschenden Auditorium das Leichtfertige und leicht Hingeworfene, das in seinen Werken oft bis zum frivolen Ausdruck kommt. Begreiflich, daß die entfesselte Heiterkeit und Lebenslust dieser Musik, die „nur als gesungen Sinn hat" und den Zauber des Schönen noch mitten in der Oberflächlichkeit wahrt, auf den Schwingen ausgebildeter italienischer Stimmen getragen, die Freudenstadt Wien bis zur Vergötterung hinrissen; begreiflich aber auch, daß Geister von tieferem Gehalt schon früh gegen diesen Cult des vollendetesten Ausdrucks der vorübergehenden leichten Zeitgefühle ihr Veto einlegten. Das übertriebene Streben nach Bewegung und Coloratur trug allerdings das Seine dazu bei, daß sich der Geschmack an einer einfach-edlen Vortragsweise mehr und mehr verlor.

Alles erwogen, kann man sich, ernster schauend, des Eindrucks durchaus nicht erwehren, daß diese Musik mit alleiniger Ausnahme des tiefergehenden „Tell" Modecomposition ist, allerdings auf der Höhe der genialen Vollendung, die der italienischen Oper neues Leben

gab, aber mit dem bloßen Principe des Sinnenreizes und der Gesinnungslosigkeit, die auf dem Grunde dieser weichen, anmuthreichen und bezaubernden Töne liegt und sich mit vollendeter Virtuosität ausspricht, der vollkommene und adäquate Ausdruck einer fried- und ruhesüchtigen Zeit, eines nach leichtem Lebensgenuß und sprudelnder Lust jagenden Geschlechtes, die Tonwelt der tanzenden und caressirenden Congresse.

---

Bei Weitem unabhängiger als die Kunst entwickelt sich die Wissenschaft; sie ist in unserm Jahrhundert eine Macht geworden, der keine Zeitströmung Etwas anhaben, deren außerordentlich beschleunigten Gang jedenfalls keine hemmen oder umkehren kann. — Die Speculation, nur noch in ihren Nachklängen lebendig, tritt allgemach ganz zurück, und im selben Verhältniß nehmen die Forschungen auf dem Boden der realen Wissenschaften den Vortritt an. Mächtig gewinnt die Geschichte, Beides, nach Seiten der Forschung wie der Darstellung, vertreten in Namen von hohem Klang.

## Neunter Abschnitt.

# Wissenschaft und gelehrte Forschung.

Die erste Stelle nehmen stetsfort die Naturwissenschaften ein und unter ihnen wieder Chemie und Physik. Nicht, als ob wesentlich neue Namen aufträten; noch sind die großen Träger des Faches diejenigen, welche bereits in der früheren Periode berührt wurden, und die Hauptwirksamkeit der jüngeren fällt später; aber der Anstoß, der dem Fach gegeben worden, wirkt constant fort und fördert immer neue Ergebnisse zu Tage.

**Chemie.**

1815 stellt Donavan die 1785 von Scheele entdeckte Äpfelsäure rein aus Vogelbeeren als Vogelbeersäure dar, 1818 weist Braconnet die Identität beider nach, aber erst 1832 ermittelt Liebig ihre Zusammensetzung.

1817 findet Stromeyer und 1818 unabhängig von ihm Hermann nochmals das Cadmium.

1818 entdeckt Chevreul die Caprin-(Capron-)Säure, die aber erst später genauer untersucht wird.

— stellt Berzelius das Selen dar.

— verfertigt Struve künstliche Mineralwässer.

— entdeckt Thénard das Wasserstoffsuperoxyd.

— findet Arfvedson im Laboratorium von Berzelius das Lithion.

1818 u. 20 Faradays Arbeiten über die Verbindung des Ammoniaks mit Chlormetallen und des Chlors mit Kohlenstoff; er zuerst stellt die Natur des letzteren fest.

1822 weist Wöhler eine saure Verbindung des Cyans mit Sauerstoff nach.

— untersucht Wollaston das Titan (Menakan), das aber erst 1849 Wöhler rein darstellt.

1823 erfindet Johann Wolfgang Döbereiner, wesentlich mit den Eigenschaften des Platins beschäftigt, die Platinfeuerzeuge. Derselbe hat Schriften verfaßt namentlich zur pneumatischen und physikalischen Chemie.

— wendet Berzelius die Flußsäure an zur Mineralanalyse für Bestimmung von Alkaligehalt, analysirt die Platinerze und stellt das Silicium dar.

Wesentlich mit der technischen Chemie sind beschäftigt: der Schotte Charles Mackintosh, der bedeutende Verdienste um sie hat, und der deutsche Chemiker und Techniker Friedr. Christ. Accum, als Schriftsteller besonders Gegenstände der praktischen Chemie und Gewerbskunde behandelnd, in England und Deutschland hauptsächlich verdient um Einführung und Verbreitung der Gasbeleuchtung, über welche sein Hauptwerk von 1815 handelt. — D'Arcet hat sich durch eine Reihe praktischer Applicationen und gesundheitlicher Einrichtungen einen bleibenden Namen gemacht: Verbesserungen in der Fabrikation des Pulvers, der Legirungen (Bronce), der Stahlwaaren (Waffen), mannigfache hygienisch-technische Einrichtungen, die bedeutsame Entdeckung der künstlichen Darstellung von Soda aus Kochsalz ꝛc. werden ihm verdankt.

Lampadius ist besonders um die praktisch-technische Chemie verdient, hat mannigfache Anleitungen gegeben und den Schwefelkohlenstoff entdeckt. Die Hüttenkunde ist ganz eigentlich durch ihn zur technischen Wissenschaft erhoben worden; sein Handbuch derselben mit den Supplementen ist in den Jahren 1817—1826 edirt.

Von Lehrbüchern des Faches war für seine Zeit sehr verdient Leopold Gmelins „Handbuch der theoretischen Chemie", 1817—19. Derselbe hat auch Beiträge zur organischen Chemie geliefert und ein neues chemisches Mineralsystem aufgestellt.

Mit der Chemie schreitet die Physik vor. Magnetismus und Licht sind die ersten Elemente der Forschung. — Die ganze Periode kämpft um die langsame und erschwerte Anerkennung der durch Youngs und Fresnels Untersuchungen begründeten Undulationstheorie.

1813, 14 und 15. Brewster, Wollaston und Biot: Beobachtungen über die Dipolarisation des Lichtes, von Arago 1811 als Depolarisation eingeführt.

1811, 15 ff. Arago, Biot und Herschel: Entdeckungen zur circulären Polarisation.

1815. Die Diffraction des Lichtes, schon vorher von dem englischen Arzte Young gefunden, wird durch Fresnels Memoir erläutert. Dieser macht 1817 und 18 seine Untersuchungen zur Reflexion und Polarisation.

- findet Brewster das Gesetz für die Bestimmung des Polarisationswinkels bei jedem einzelnen Körper („der Refractionsindex des Körpers ist zugleich die Tangente seines Polarisationswinkels“).

— bestimmt Fraunhofer zuerst genau die fixen Linien des Spectrums und benutzt sie zur Messung der Refraction.

1818 findet Brewster eine allgemeine Beziehung zwischen der Krystallform und den optischen Eigenschaften der Körper.

1819 machen Roussin und Givry magnetische Beobachtungen an der brasilianischen Küste.

— im Juli werden die ersten Versuche auf den Kometen mittels der farbigen Polarisationsphänomene gemacht.

— finden Dulong und Petit den Zusammenhang heraus zwischen der specifischen Wärme und dem Atomgewicht der Elemente und veröffentlichen ihre Untersuchungen über die Theorie der Wärme.

1819 und 22 stellt Savart seine zwei Gesetze auf zur Akustik: 1. Bei jeder senkrechten Stellung zweier sich berührender Stäbe, Saiten oder Platten erzeugt die eine Art der Vibrationen — longitudinal oder transversal — in dem einen immer die andere Art in dem zweiten. 2. Die normalen (transversalen) Vibrationen sind ein bloßer Umstand innerhalb einer mehr allgemeinen und allen Körpern gemeinsamen Bewegung, und dasselbe gilt von allen Bewegungen dieser Körper, die durch kleine Molecular-Oscillationen erzeugt und je nach der Richtung der auf sie einwirkenden Kräfte modificirt werden.

1820 beobachtet Oersted zuerst die Inductionserscheinungen, d. h. das Einwirken der Elektricität auf nahe Leiter ohne leitende Verbindung. Derselbe weist den Zusammenhang nach zwischen Elektricität und Magnetismus — Elektromagnetismus.

1821 findet Faraday den Fundamentalsatz des Elektromagnetismus: daß der Schließungsdraht eines Elektrometers den frei schwebenden Pol eines Magnetes in der Art afficirt, daß er sich in kreisförmiger Richtung um jenen zu drehen sucht.

Arago macht durch den elektrischen Strom weiches Eisen magnetisch.

— entdeckt Seebeck den Thermomagnetismus und die Thermoelektricität, die Cumming zu Cambridge im folgenden Jahre näher untersucht.

1822 stellt Ampère seine elektrodynamische Théorie auf.

Der bedeutende norwegische Astronom und Physiker Hansteen richtet seine Untersuchungen ganz besonders auf den Erdmagnetismus und macht dafür große Reisen, später mit Erman. Sein Verfahren bei den magnetischen Beobachtungen, auf welches sich 1819 sein berühmt gewordenes Werk „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde" mit Curvenkarten gleicher Intensität und Inclination gründet, wird allgemein aufgenommen. 1821 entdeckt er zuerst die regelmäßige tägliche Variation der horizontalen magnetischen Intensität.

Der Baron Jean Baptiste Fourier, ausgezeichneter Mathematiker und Physiker, in großer Thätigkeit stehend bei der ägyptischen Expedition und ihrer Beschreibung, hat sich wesentlich mit der Theorie der Wärme und der Lehre von den Gleichungen beschäftigt. In seinem berühmtesten Werke, der „Théorie analytique de la chaleur", 1822, hat er sich ganz neuer Methoden der mathematischen Untersuchung bedient. Die treffliche „Analyse des équations déterminées" ist erst nach seinem Tode erschienen.

Biot, der Physiker und Mathematiker, edirt 1817 sein vorzüglichstes Werk: „Traité de physique expérimentale et mathématique".

Der berühmte englische Meteorologe Luke Howard zieht die geordneten Resultate seiner reichen und langjährigen Beobachtungen 1818—20 zusammen in dem Werke „The climate of London".

Um die populäre Verbreitung physikalisch-mathematischer Kenntnisse sowie um die Erweiterung dieser Gebiete durch eigene Forschung in verschiedenen Richtungen hat sich in einer Reihe von Schriften Heinrich Wilhelm Brandes verdient gemacht.

Die **Astronomie** weist folgende Daten:

1815 entdeckt Olbers den nach ihm benannten Kometen.

1818 findet Pons den ersten inneren Kometen, von dem 1819 Encke beweist, daß er ein sehr früh beobachteter sei und die bis dahin unmöglich geglaubte Umlaufszeit von 1200 Tagen habe.

— erscheinen als classisches Werk unter den astronomischen Tafeln des berühmten Königsberger Astronomen Bessel „Fundamenta astronomiae", sowie später (1830) desselben „Tabulae Regiomontanae".

Der Holsteiner Schumacher macht sich durch exacte Messungen und Berechnungen einen Namen; die „Astronomischen Hülfstafeln" 1820—29 sind das Muster einer genau berechneten Ephemeride.

Der geniale englische Gelehrte Thomas Young, in die verschiedensten Wissenschaften gleich gründlich eingedrungen, giebt 1821 sein Hauptwerk nach Seiten der Naturkunde und Astronomie heraus, die „Elementary illustration of the celestial mechanics of Laplace"; zugleich steht er mitten in seiner Thätigkeit über die egyptischen Papyrusrollen und die Hieroglyphenschrift.

In genauem Verbande mit Chemie und Physik, insbesondere jener, gehen **Mineralogie** und **Geologie** vor.

1814 erscheint Johann Brocchi's, des ganz besonders für die fossile Conchyliologie thätigen italienischen Gelehrten, vorzüglichstes Werk, der „Trattato di conchiologia fossile subappennina".

1815 tritt durch Fuchs zuerst die Lehre von den stellvertretenden Elementen auf, doch erst als Vermuthung. Danach macht

1819—22 Mitscherlich seine früheste und wohl bedeutendste Entdeckung, die des Isomorphismus, wonach Substanzen, die verschieden, aber in Bezug auf das Atomgewicht der Elemente analog zusammengesetzt sind, Eine Krystallform gemeinsam haben. Dadurch gewinnt die Krystallographie genaue Beziehung zur Chemie und erhöhte Bedeutung für dieselbe.

1821 läßt er dieser Entdeckung die zweite, sie ergänzende folgen, die Lehre vom Dimorphismus begründend, wonach Eine und dieselbe Combination von Elementen zwei verschiedene Krystallformen annehmen kann.

1819 ist Rasumowski der Erste, welcher mit Rücksicht auf die nordischen Felsblöcke über Fundorte, Vertheilung und Lagerung der erratischen Blöcke schreibt.

1816 stellt Berzelius mittelst Anwendung der elektro-chemischen Theorie und der Lehre von den bestimmten Proportionen ein rein chemisches Mineralsystem auf, gebaut auf das elektro-positive Element; 1824 durch Mitscherlich aus diesem Standpunkt herausgeschlagen, baut er es neu auf dem elektro-negativen Element.

1820. Umgekehrt begründet Mohs in seiner „Charakteristik des Mineralreichs" ein natürliches, von der Chemie unabhängiges System, das erste mit ausgebildeten Charakteren über das ganze Mineralreich, und legt damit die eigentliche Basis einer wirklichen Krystallographie, das von Weiß Begonnene vollendend.

Daneben gehen die wichtigsten geologischen Untersuchungen vor, zum Theil in ganz neuer Weise.

Der englische Ingenieur William Smith ist der Erste, welcher es unternommen hat, für ein ganzes Land die Ordnung und Aufeinanderfolge der Erdschichten mit Rücksicht auf die sie kennzeichnenden Fossilien in einer tabellarischen Uebersicht niederzulegen. 1815 erscheint seine geologische Karte von England und hernach das sie erläuternde Werk: „The English Strata identified by organic remains", die Vollendung der 1793 entworfenen Tafel der Schichten von Bath und das Werk langer Ausdauer und scharfer Beobachtung.

Karl v. Hoffs „Geschichte der Erdoberfläche" hat zuerst die fortdauernden natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche behandelt und durch die Sammlung aller ihm zugänglichen Facten nachgewiesen, daß in der relativen Ausdehnung von Wasser und Land diese Fluctuationen immerwährend vorgehen und selbst in der Gestaltung des festen Theiles der Erdrinde die allgemeine Regel sind. Das Weitere hat der Engländer Lyell gethan.

Ernst Friedrich Baron v. Schlotheim, einer der tüchtigsten von Werners Schülern, unter dessen Leitung er schon vor dem Anfang des Jahrhunderts die Beziehungen der Fossilien zu den verschiedenen Erdschichten zum Hauptgegenstande seiner Untersuchungen zu machen begann, später praktischer Geognost und insbesondere für's sächsische Bergwesen thätig, hat über die Flora der Vorwelt und die Petrefacten-

kunde 1820—23 geschrieben und große oryktognostische und Petrefacten-sammlungen angelegt.

Alexandre Brougniart, ein ebenso scharfsinniger wie vielseitiger Kopf, zum Theil neben und mit Cuvier thätig, hat das Doppelgebiet der Mineralogie und Geognosie mit gewichtigen Forschungen bereichert und nebenbei auch der Praxis gedient. Seine geognostischen Beobachtungen über die Alpen und Apenninen sowohl, als über die neueren tertiären Gebirgsformationen (Umgebung von Paris), haben zu genauerer Kenntniß insbesondere der Lagerungs- und Formationsverhältnisse in den Gesteinsarten geführt, welche die Erdrinde zusammensetzen, dann aber auch ihrer mineralogischen Natur. Indem Brougniart diese beiden Gesichtspunkte bei Untersuchung der Gesteinsarten immer abgesondert im Auge behielt, kam er zu großer Klarheit in der systematischen Geognosie, über die er später (1829) ein vollkommenes System entwarf.

In der **Geographie** sind zu nennen:

Der größte Geograph der neueren Zeit, **Karl Ritter,** der geniale Forscher und Reisende, geradezu der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde und das Haupt der ganzen modernen, streng wissenschaftlichen Behandlung des Faches. Er hat als unsterbliches Denkmal deutscher Gelehrsamkeit mit den Fundamentalzügen unermeßlich weiter und tief durchdachter Forschung sein Hauptwerk niedergelegt: „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen", 1817—18, zunächst ein Grundriß, der dann später bis 1854 nach einem außerordentlich erweiterten Plane namentlich Asien behandelte. Seine riesenhafte Thätigkeit ist geradezu epochemachend, und der Reichthum der Kenntnisse, die Anhäufung sowohl als die Verarbeitung des Materials, die Schärfe der Denkkraft und die Philosophie der Gestaltung in dem außergewöhnlichen Manne gleich bewundernswerth. Der eminente Kopf hat insbesondere in der hohen wissenschaftlichen Capitalfrage, Abschätzung der civilisatorischen Natureinflüsse auf die Völker, die richtige Grenze getroffen. Es ist unmöglich, auf irgend einen Specialpunkt einzugehen; der erste müßte sofort eine ganze Menge anderer mitziehen; die kurze Charakteristik sei daher mit den Worten abgeschlossen, mit welchen Humboldt im „Kosmos" das geistreiche und kolossale Werk begleitet: „Es behandelt die vergleichende Erdkunde in ihrem weitesten Umfange, ja in ihrem Reflex auf die Geschichte der

Menschheit, auf die Beziehungen der Erdgestaltung zu der Richtung der Völkerzüge und den Fortschritten der Gesittung meisterhaft".

Cannabich, der zuerst 1816 in seinem Lehrbuch der Geographie die neue Staatenordnung zu Grunde gelegt, ein vorzügliches Handbuch für die deutschen Bürger- und Mittelschulen geliefert und an größeren Werken eifrig mitgearbeitet hat.

Der französische Geograph und Archäologe Edme François Jomard, an der ægyptischen Expedition betheiligt und einer der Hauptredacteure der „Description", entwirft 1821 die Statuten der geographischen Gesellschaft und gewinnt von da an immer größeren Einfluß auf Alles, was die Afrikareisen beschlägt. Er giebt 1820 Caillard's „Voyage à l'oasis de Thèbes" heraus, liefert diesem sowie Beaufort und Pacho allerlei Hülfsnotizen und ertheilt ihnen besondere Aufträge, befördert die Herausgabe von Mangin's „Histoire de l'Égypte" 1823, giebt Dard's „Dictionnaire wolof" heraus und überliefert nach Drovessi's Materialien die „Voyage à l'oasis de Syouah" 1823 der Oeffentlichkeit.

Gründlicher Bearbeiter des Kartenwesens ist der Geograph Adolf Stieler, dessen Handatlas (mit Reichard 1817—25), sowie der kleinere Schulatlas die weiteste Verbreitung gefunden und der geographischen Wissenschaft wesentlich genützt haben.

### Zoologie.

Schöpferisch ist Cuvier, der erste Naturforscher unserer Zeit. Er legt 1817 in seinem berühmtesten Werke, dem „Règne animal", die Basis aller neueren Zoologie, an welcher er schon seit 1795 gearbeitet. Diese mächtige Grundlage, seither von allen Naturgeschichtschreibern einstimmig angenommen, zerfällt das ganze Thierreich in die vier großen Typen der Animalia vertebrata, mollusca, articulata und radiata; alles Andere sind bloße Modificationen des einen oder anderen der vier Grundrisse, die alle Thiere umfassen. So ist er der Erste, welcher eine wahrhaft philosophische Ansicht von der gesammten Thierwelt in Bezug auf ihren Bau durchgeführt und ein großes natürliches System aufgerichtet hat. Es ist mit streng zutreffender Bezeichnung ein ebenso verständiger als scharfsinniger Gleichmuth genannt worden, was ihn bei Auf- und Ausbau dieses Riesenwerkes leitete. Sein bestimmendes Princip fixirt die Einleitung des „Règne animal" so: „Die Zoologie

hat ein ihr eigenthümliches Princip, es ist das der Existenzbedingungen, das man gewöhnlich auch dasjenige der Endursachen nennt. Da kein Ding existiren kann, wenn es nicht allen den Bedingungen entspricht, welche seine Existenz möglich machen, so müssen die verschiedenen Theile eines jeden Wesens auf solche Weise einander coordinirt sein, daß dadurch das ganze Wesen, nicht nur in sich selbst, sondern auch in seinen Relationen zu allen umgebenden Wesen möglich ist, und die Analyse dieser Bedingungen führt oft zu allgemeinen Gesetzen, die man auf dem Wege der Erfahrung oder auch der Rechnung gewonnen hat". Das große Verdienst, wonach in der That dieser an sich klare und nicht erst von ihm gefundene Satz in seiner Hand zu einer reellen Entdeckung wird, ist das, daß er zuerst dasselbe als Führer bei den geologischen Untersuchungen und als Instrument zu neuen Entdeckungen selbst verwendet und Anderen angewiesen hat. Welchen Werth dieser Satz für sein Genie hatte, beweist der Umstand, daß er durch denselben dazu gelangte, nicht blos den Bau der gegenwärtig lebenden Thiere mit einer bis auf ihn herab ungekannten Klarheit, Genauigkeit und Vollständigkeit kennen zu lernen und zu lehren, sondern auch die Formen der vorweltlichen Geschlechter mit erstaunlicher Sicherheit zu bestimmen. Auf dieses Fundament stellt denn sein Grund- und Musterwerk jene große Classification auf, und Whewell sagt treffend: „Dieses in allen seinen Arbeiten vorherrschende Princip ist der eigentliche Charakterzug seines Geistes, ist der goldene Faden, der sich überall sichtbar durch seine Untersuchungen zieht, der seine zahlreichen Entdeckungen in der Zoologie heraufgeführt, unter einander verbunden und zu einem so schönen und großen Ganzen geordnet hat. Eben dadurch haben aber auch alle seine Untersuchungen über die Natur größeres Ansehen und höheren Werth erhalten, als sich je irgend ein anderes Princip einer organischen Wissenschaft rühmen kann, bei dem das wahre innere Wesen jeder Organisation ganz außer Acht gelassen worden ist". Cuviers Methode ist vorzugsweise auf Physiologie und vergleichende Anatomie gegründet, und die letztere, bis dahin mehr nur eine Reihe unsystematischer Einzelheiten, erst durch ihn zur Wissenschaft erhoben worden. Mit seinen vier Grundformen abschließend, erklärte er sich gegen jede weitere ins Unsichere gehende und nicht in erforschten Thatsachen gegründete Theorie, so die damals auftretende von der Unität der Composition in der Pflanzen- und Thierwelt und diejenige von einem

allgemeinen Plane der Organisation des Thierreichs, während er eben eine aus den Endursachen ableitbare völlige Diversität der organischen Formen für jede zusammenhängende Gattung setzte. Demgemäß ging denn auch das Hauptstreben des klar und scharf in der großartigen Weite seiner Forschungen ruhenden Kopfes bei den letzten, nur in Fragmenten veröffentlichten Vorlesungen dahin, seine Landsleute vor der damals auch in Frankreich um sich greifenden deutschen Naturphilosophie zu warnen, die alle Erscheinungen aus metaphysischen Principien erklären und die Welt a priori construiren will.

Wenn Cuvier durch das consequente Festhalten seines Grundprincipes und durch den erstaunlichen Reichthum des von ihm beherrschten Materials für die Erforschung der gegenwärtigen Natur ein für alle Zeiten leitendes Muster gegeben hat, so ist er von nicht geringerem Verdienst um die Kenntniß der Ueberreste der Vorwelt (Wirbelthiere), auch darin bahnbrechend, auch darin einen nach ihm von den Forschern aller Nationen betretenen Weg öffnend, wie sie auch alle sein Thiersystem angenommen haben. Die Sätze seiner vergleichenden Osteologie mit erstaunlichem Scharfsinn auf diese Reste anwendend und aus einzelnen Theilen mit unwiderstehlicher Logik das Ganze construirend, hat er ganz eigentlich den Reichthum und die Ordnung unserer heutigen Kenntnisse auf dem Felde geschaffen. Die „Recherches sur les ossements“ (1821—24) mit der berühmten Einleitung „Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal“, diese vielfach abgedruckt und in glänzend-fesselnder Sprache die hochwissenschaftlichen Resultate verständlich darlegend, enthalten einen reichsten Schatz naturhistorischer Kenntnisse aus allen Gebieten, insbesondere dem der Geologie. Seine mit Brougniart durchgeführten paläontologischen Arbeiten haben die neue Feststellung einer Geognosie der Sedimentärformationen begründet.

Eine dritte, wieder hochwichtige Seite ist angebahnt in der 1828 mit Valenciennes begonnenen „Histoire naturelle des poissons“, die auf ungeheuren Vorarbeiten und der größten Sammlung von Fischen beruht. Sie giebt als Einleitung eine historische Uebersicht der Ichthyologie, vollständig, mit großer Sorgfalt bis auf seine Zeit herabgeführt und jedem Forscher auf diesem Felde seine Stelle und seinen Werth anweisend, und ist von entscheidendem Gewicht durch den aus ihr herausspringenden Einblick in den Entwickelungsgang der Zoologie und seine

Perioden. Demselben Ziel, der Geschichte seiner Wissenschaft, dienen die Gedächtnißreden in dem „Recueil d'éloges historiques“, authentische Muster einer feinen und angemessenen Redeweise.

Cuvier ist eine von den hochbegabten Naturen, die sich mit gleichem Glück und gleicher Leichtigkeit in den verschiedensten Thätigkeiten bewegen, als Organisator in der Wissenschaft und dem Unterrichtswesen, sowie im öffentlichen Leben selbständig thätig und viel wirkend, auch darin hoch verdient.

1818—23 versucht Geoffroy Saint-Hilaire, mehr der philosophischen Construction zugethan, in seiner „Philosophie anatomique“ die sämmtlichen Thiertypen auf einen einzigen Urtypus zu beziehen, d. h. seine Lieblingsidee durchzuführen, daß die Organisation des Thierreichs auf einem allgemeinen Plane beruhe, der nur in einigen Punkten modificirt sei, um die Gattungen zu scheiden. Das verwickelt ihn in einen gelehrten Streit mit Cuvier, der durchaus an der Beobachtung festhält. Großer Sammler, hat er namentlich die Säugethiere und Vögel untersucht.

Zur Kenntniß der wirbellosen Thiere ist von Gewicht des ausgezeichneten Botanikers und Zoologen Lamarck vorzüglichstes Werk: „Histoire des animaux sans vertébres, 1815—22“.

Nilsson, der später namentlich für die Alterthumskunde des Nordens auftritt, hat mehrere eingehende Werke über die schwedische Fauna verfaßt.

**Botanik.**

Der gediegene Botaniker Decandolle ist einer der Hauptvertreter des natürlichen Systems, zu dessen innerer Festigung und äußerer Verbreitung er das Wesentlichste gethan hat. Das nach einem äußerst weiten Plan angehobene Hauptwerk „Regni vegetabilis systema naturale“, 1818—21, hat er in den immer noch umfassenden „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis“ zusammengezogen, eine Schrift vom weitestgreifenden wissenschaftlichen Gewicht. Außergewöhnliches Lehrtalent und geistreiche Behandlung haben ihn auch zu einem wirksamen Lehrer des Faches gemacht, das ihm eine Masse wohlbegründeter Anschauungen verdankt.

In der beschreibenden Botanik steht mit Hauptleistungen Kunth da und liefert für sie in einer Reihe von geschätzten Schriften, theils

sehr umfassender Natur, theils monographisch specielle Pflanzengattungen berührend, reiche und fördernde Beiträge. Als Ordner und Bearbeiter großer Sammlungen hat er außerordentlich reiche Fundgruben für seine Studien trefflich ausgenutzt. Seine „Nova genera et species plantarum“ sind 1815—25 erschienen.

Für die schwedische Flora und zugleich die der Karpathen thut Wahlenberg dasselbe, was Nilsson für die Fauna jenes Landes; große Uebersicht und kritische Prüfung sind ihm eigen. Wahlenberg hat sich nebenbei auch um die Geologie verdient gemacht.

Heinrich Cotta, der bedeutende Forstmann, wird 1816 Director der königlichen Forstakademie zu Tharand, zu welcher eine Privatanstalt desselben erhoben ist. Scharfe Naturbeobachtung und praktischer Blick in Durchführung einer einfachen und rationellen Forstwirthschaft zeichnen ihn aus.

Die gewichtigste Thatsache für die Anatomie und Physiologie liefert das Jahr 1822, nämlich die Festsetzung der Trennung von Empfindungs- und Bewegungsnerven, eine Entdeckung, von der behauptet worden, daß sie ohne Zweifel die wichtigste Vermehrung unserer anatomisch-physiologischen Kenntniß seit Harvey's Zeiten sei. Sie geschieht durch Sir Charles Bell und Mayo und wird gleichzeitig durch die Experimente von Magendie in Paris vollständig begründet, nachdem ihr Bell, zwar noch mit verschiedener Anschauung, seit 1811 vorgearbeitet; endlich hat namentlich Prof. Müller in Breslau sie genau und entscheidend bestätigt.

Der Franzose François Magendie hat wesentliche Verdienste um die Experimentalphysiologie. Versuche an lebenden Thieren. Zahlreiche Schriften über sein Fach.

Zur Naturphilosophie leiten über die Arbeiten der beiden Treviranus, wichtig namentlich die des älteren; sie Beide haben für die Ergründung der Gesetze der Natur vieles Werthvolle geleistet. Die „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur“, 1802—22 in 6 Bänden, ist das Hauptergebniß einer tief durchdachten Forschung.

Nees von Esenbeck, ein geistvoller Botaniker, in allen Gebieten seines Faches zu Hause, arbeitet sowohl für die beschreibende Pflanzenkunde als namentlich auch für den philosophischen Theil der Botanik, deren Anschauungen er wesentlich umzugestalten beiträgt; als speculativer Denker ist er ganz originell.

Eschenmayer, zu seiner Behandlung der Naturwissenschaften zuerst durch Kielmayr in Stuttgart geführt, hernach philosophisch durch die Naturmetaphysik Kants bedingt, in der Folge von Schelling, dessen Identitätslehre er zwar keineswegs theilt, vielfach angeregt, immer zu einem religiös-naturphilosophischen Mysticismus geneigt, der sich auch durchweg in seinen Schriften ausprägt, hat zu Ende, durch diesen Zug angetrieben, eine heftige Polemik gegen die Hegelsche Schule und deren Ausläufer nach der Linken (Strauß) eröffnet und der Geisterseherei, dem Magnetismus und Somnambulismus das Wort geredet. Sehr fruchtbar, hat er eine beträchtliche Reihe von Schriften geliefert. — Er nimmt außer und über der speculativen Wissenschaft noch ein Gebiet an, an welches diese gar nicht reicht, dasjenige einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung. Sein Streben, „den Gebieten der drei Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend das Heilige als Offenbarung und Transscendenz überzuordnen“, tritt namentlich in den letzten Schriften auffallend hervor.

Eine ganz ähnliche Erscheinung findet sich auf dem Gebiete der praktischen Anwendung der Naturwissenschaften auf den Menschen, der **Medicin.** Ennemoser, dem magnetischen Heilverfahren und der psychischen Heilkunde zugethan, beschäftigt sich fortwährend mit magnetischen und psychologischen Untersuchungen und ihrer praktischen Anwendung. Als sein Hauptwerk gilt das 1819 erschienene: „Der Magnetismus in seiner geschichtlichen Entwicklung“.

In der **Chirurgie** ist ganz besonders berühmt und um diese Wissenschaft verdient Karl Ferd. v. Gräfe; er hat namentlich den in Deutschland bis dahin vernachlässigten Unterricht in diesem Fache heben helfen. Er erfand und verbesserte Instrumente und Operationsmethoden und schrieb treffliche Handbücher.

Verlassen wir das Gebiet der Natur und treten über auf das unseres Geschlechts, sein Thun und Denken. Wir schauen es zuerst in der

**Geschichte.**

Da begegnet uns zunächst auf dem Boden der allgemeinen Geschichte und zugleich derjenigen seines Vaterlandes Heinrich Luden, ein sehr verschieden beurtheilter, ohne Zweifel aber geistreicher und tief in das innere Getriebe des historischen Entwicklungsganges blickender deutscher Geschichtschreiber oder, wenn man lieber will, Geschicht-

schreiber der Deutschen, da seine 1825—39 in 12 Bänden erschienene „Geschichte des deutschen Volkes" als Hauptwerk erklärt wird. Wir fassen ihn nach seiner Stellung im Ganzen allgemeiner. Schon früher hatte der sehr fruchtbare Schriftsteller eine Geschichte des Alterthums und eine solche des Mittelalters verfaßt, von weniger weit angelegten vorausgehenden und nachfolgenden Werken nicht zu sprechen. — Das bleibt trotz aller Einwürfe, die gegen ihn erhoben worden sind, fest, daß er eine nicht unwichtige Stelle unter denen einnimmt, welche nach den Ideen gehen und dem Geist in der Geschichts-Betrachtung und -Darstellung das verdiente Uebergewicht über die nackte formale Behandlung errungen haben. Wahrscheinlich hat es stark mitgewirkt zu der Verschiedenheit in der Beurtheilung, die ihm geworden, daß Luden als selbständiger Kopf viel von der Subjectivität des Gedankens hat, die gewöhnlich von den geistlosen Naturen als ein Uebel angeklagt wird, und daß die freimüthige Geradheit ihn auch unbeirrt in die Urtheile über Geschichte und Politik seiner Tage hineinbegleitet. Ist ja Luden der Erste, der 1808 ein kräftiges Wort über den Rheinbund zu sagen wagte und 1814—18 in der Zeitschrift „Nemesis" eine strenge und geachtete Kritik über die Angelegenheiten jener Tage niederlegte.

Der Zweite auf dem Felde der allgemeinen Geschichte ist Jos. Franç. Michaud, der ursprünglich rhetorisch-poetisch-royalistische, aber doch in der Restaurationszeit für größere Freiheit der Presse auftretende Journalist, immer mehr durchs Gefühl als durch Principien bestimmt, trotz seiner entschiedenen kirchlich-legitimistischen Anschauungen in der Darstellung unbefangen und sehr um historische Genauigkeit besorgt. Er schreibt Mehreres über den Orient, mit dessen Geschichte er durch Studien, mit dessen Geographie er persönlich durch eine Reise in Afrika und Kleinasien bekannt ist. Ganz eigentlich aber ist Michaud der Geschichtschreiber der Kreuzzüge; sein dreibändiges Werk über sie, 1811—17 erschienen, anschaulich, mit viel Farbe und ruhig verständiger Auffassung, hat als authentisches großen Ruf gewonnen, und die ihm folgende „Bibliothèque des croisades" giebt dazu belegende Auszüge aus den Quellenschriftstellern. Die poetische Seite des großen Ereignisses ist wirklich zu wenig beachtet.

Namentlich unter Leitung seines Bruders ist seit 1811 die „Biographie universelle" aufgelegt worden.

Folgen die Specialgeschichten einzelner Länder und Institutionen.

Karl Adolf Menzel ist der Erste, welcher 1815—25 in seiner Geschichte der Deutschen ein auf wahrhaft patriotischen Geist gebautes, lebendig darstellendes Nationaldenkmal seines Volkes niedergelegt hat; von 1826 an hat er diesem Werke die noch größer angelegte Neuere Geschichte seines Volkes seit der Reformation folgen lassen. Beiden wird tüchtiges Quellenstudium zugesprochen.

Schneller hat neben einer Weltgeschichte namentlich eine Reihe von Arbeiten über Oesterreich und seine Nebenländer verfaßt. Freisinnig erleuchtete Anschauung ist ihm eigen.

Des Grafen Litta „Familie celebre d'Italia", von 1819 an in Lieferungen erschienen, werden als ein großartiges Nationalmonument erklärt, wie kein anderes Land es aufzuweisen hat. Auch äußerlich reich angelegt, eine Fülle von Material bietend und durch eine Menge von Portraits und bildlichen Beilagen verschönert und erläutert, werden ihm folgende innere Vorzüge mit Grund beigelegt: die Glaubwürdigkeit, die ein bieder gesinnter und treuer Forscher gewinnen kann, vorzügliche Charakteristik, vor Allem aber eine Grundeigenschaft, welche das Werk sogleich über das Genre des Genealogisch-Chronikalischen hinaushebt, denn mit diesen Elementen verbindet es harmonisch die allgemein- und special- und culturgeschichtlichen Momente.

Der Italiener Rosmini, namentlich in Biographien berühmter Männer bedeutend, hat daneben als größte Leistung eine „Istoria di Milano" verfaßt.

Don Juan Antonio Llorente ist der durch eigene trübe Erfahrungen eingeweihte freidenkende Hauptschriftsteller über die spanische Inquisition, seine „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne" 1815—17 erschienen. Derselbe hat auch unter dem Anagramm Nelleto sehr wichtige Memoiren zur Geschichte der spanischen Revolution verfaßt.

Nikolai Michaelowitsch Karamsin ist der berühmteste und im Westen bekanntest gewordene russische Geschichtschreiber. Nachdem er mit Uebersetzungen poetischer Meisterwerke ins Russische debütirt und dann mehrere Jahre im Abendlande gereist war, gab er noch vor 1800 die „Briefe eines reisenden Russen" heraus, welche seinen Landsleuten in populärer, aber schöner Sprache erst die Kenntniß des cultivirten Abendlandes nahelegten und von ungeheurer Wirkung wurden. Im Vereine mit dem Dichter Dmitrijew bekämpfte er mit ausge-

zeichnetem Erfolg, der bald allen Widerstand der Alten aus dem Felde schlug, den bis dahin auch hier herrschenden pseudoclassischen Ton, und die Beiden riefen eine so völlig veränderte Diction hervor, daß erst mit ihnen eine wahrhafte russische Literatur sich eröffnete. Seit 1803 arbeitet er unausgesetzt an dem großen Nationalwerk „Geschichte des russischen Reiches“, die er zwar nur bis 1611 fortgeführt hat, und wozu der Kaiser die umfassendste Unterstützung lieferte. 1816—24 erschienen Bd. 1—11. In Rußland eigentlich von Allen gelesen, die lesen können, wurde sie förmlich Volksbuch, ist aber zugleich das mit deutscher Gründlichkeit verfaßte gelehrteste Werk der historischen russischen Literatur. Karamsin führte dem Volke neue Ideen und damit auch der Sprache eine nothwendige Umgestaltung zu; er schreibt leicht und angenehm. Den Schwulst und das leere Phrasenwesen verdammend und die Poesie in der einfachen Sprache des Lebens zum Ausdruck der wahren menschlichen Gefühle zurückführend, hat er durch einen Einfluß, wie kein Zweiter ihn besaß, die Literatur in ihre rechte Stellung zum Volksleben und den Nationalreminiscenzen gebracht.

Der Däne Jens Kragh Höst, mit Guldberg, Haste, Nyerup, Pram und Baggesen für eine literarische Annäherung an Schweden thätig und zu dem Zweck Mitbegründer der skandinavischen Literaturgesellschaft und ihrer Zeitschrift, des „Museums“, hat eine Reihe geschichtlicher Werke verfaßt (so über Gustav Adolf und Christian VII.), deren wichtigstes von 1824 in unparteiischer Darstellung und nach gründlichen Studien über Struensee und seine Zeit handelt.

Der Orientalist Jean Antoine de Saint-Martin hat mehrere vorzügliche Schriften über den Orient und seine Geschichte verfaßt.

Ein eigenes Feld hat Ukert; er ist in dieser Zeit sehr thätig sowohl für die eigentliche Geschichte, als namentlich die historische Geographie. Ausgezeichnet ist vor anderen worden seine nach den Anfängen im Vereine mit Mannert 1792—1825 verfaßte zehnbändige „Geographie der Griechen und Römer“, welche sowohl durch das genaue Studium, als durch die geschickte und scharfsinnige Verwendung der Quellen hervorragt.

Für Paläographie und Diplomatik leistet das Wesentlichste Ulrich Friedrich Kopp, dessen „Palaeographia critica“ (1817—29) als ein jetzt noch unübertroffenes Buch erklärt wird, und dessen „Bilder

und Schriften der Vorzeit" (1819—22) ebenso gediegen phönizische und gothische Denkmale erläutern.

Der gelehrte Militärschriftsteller Ritter v. Xylander, später auch als Sprachforscher aufgetreten, ist Hauptbearbeiter der Lehre von der Taktik, der Strategie und Befestigungskunde, mit Rücksicht auf den Unterricht, sowie in die Geschichte des Krieges und der Kriegskunst eingedrungen.

Die Häupter und Spitzen der Geschichtschreibung in diesen Jahren sind folgende:

## Barthold Georg Niebuhr

ist eine durch und durch staatsmännisch-juristische Natur und hält sich immer auf diesem Standpunkte, dessen nationale Entwicklung im römischen Staatsleben er mit unabirrender Consequenz verfolgt. Die unentwegliche concentrische Kraft, die an Kant gestärkte kritische Schärfe, die sittliche Rechtschaffenheit man möchte sagen seiner Studie wie seines Lebens, mit fast juristischer Exactität geübt, die wunderbare Weite und Sicherheit des Wissens, der Wahrheitsdrang und die Zweckbestimmtheit machen die Grundlagen seiner Natur und zugleich die Größe seines Wirkens aus. Von seinem großartigen und bleibenden Werke, der „Römischen Geschichte", erschien der erste Band schon 1811. Niebuhr fußt überhaupt und für seine ältesten Forschungen insbesondere auf der außerordentlich complicirten Verwendung aller möglichen Quellenschriftsteller, die alle für die Anfänge nur sagengeschichtliche Bedeutung haben; das Ueberraschende dabei ist ihre erstaunenswerthe Kenntniß und Combination. Da er aber die lebendigen Quellen: Sprache und Natur, außer Acht läßt (von jener verwendet er nur die verschieden umgestalteten Stammnamen) und überhaupt noch nicht zu Diensten hat (die geschichtlich-philologischen Studien neuer Art durchziehen erst unsere letzten Jahrzehnte): so hinterlassen seine nur mit mühevoller Anstrengung zu begleitenden Studien kein klares Bild, und der Geist bleibt in fortwährendem Schwanken zwischen scharfsinniger Hypothese und reellem Factum hängen. Es findet sich für die Stammcombinationen, angegriffen von einer Masse von Punkten aus, welche nur der riesenhaften Literaturgelehrsamkeit bereit stehen, kein zusammenhaltendes Centrum, das nur in den lebenden Quellen zu suchen ist

(Mommsen, Bd. I, S. 20). Ganz gleichartig geht seine Forschung über die Periode der Könige hin: da entwickelt er ein wahrhaft staunenswerth gelehrtes Parallelisiren und Folgern aus allen möglichen Quellen, um den epischen Sagen und Mären Geschichte abzugewinnen, was höchstens zur Festsetzung gewisser Detailpunkte führt, während darüber das Leben in seiner eigentlichen Gestaltung verloren geht. Die Supposition von wirklich dagewesenen epischen Gesängen als Grundlage der ältesten römischen Geschichte bleibt eine schwankende. Niebuhrs Forschung gemahnt durchweg an ein ungeheuer complicirtes Rechenexempel. Er behandelt seine Quellen bis auf die unbedeutendsten verschollenen Fragmente herab mit gar zu viel Ehrfurcht; sie sind für seinen zu schweren Bau zu leicht. Ueberhaupt verwerthet er seine Quellen ungleich und legt oft auf ein von ihm richtig aufgefundenes und placirtes Fragment eigenwillig und im Gegensatze zu den bekannteren Versionen ein Gewicht, das ihn zum Aufbau einer zweifelhaften Hypothese führt. Er mag die einzelnen Volks- und Zeitenbilder in seiner schaffenden Einbildungskraft klar getragen haben, dem Leser werden sie's kaum; das massenhaft zusammengefaßte und vergleichend verwendete Quellenmaterial mit erdrückendem Detailstoff, sowie die zuströmenden Analogien schneiden die Ueberschaulichkeit ab und ermüden sehr stark. Das ist ganz anders bei Savigny. Niebuhr kannte das Staatsleben wie aus der Studie so aus eigener thätiger Theilnahme und baute auf diese Kenntniß der modernen Entwicklung häufig Analogien, welche dem Sinne Klarheit gaben, aber auch leicht die Unbefangenheit der Anschauung und die Richtigkeit des Urtheils gefährdeten. Er selber wirft in der zweiten Auflage seiner Römischen Geschichte den eigenen Bau zum größten Theil wieder um, und von seiner Geschichtsconstruction des alten Rom hat die heutige Wissenschaft so viel wie Nichts mehr brauchbar gefunden. Deßhalb hat seine mächtige Anregung zur schärferen Durchforschung der alten, zumal der Urgeschichte, gleichwohl in ihm und den folgenden so große Erfolge erzielt, daß sie als ein vollständig regenerirendes Werk auftritt. Niebuhr schreibt eine durch knappe Contractionen und besondere, bevorzugte Wendungen oft schwer zu fassende, immer streng gelehrte, meist abstracte Sprache; das ganze Werk, von immensem Inhalt, ist nach Stoff und Form streng nur dem Gelehrten genießbar und mehr als Wegweiser für einzelne Punkte zu gebrauchen. Das Größte an ihm ist

die Herstellung eines lebendigen und ursächlich aus sich heraus gestalteten Organismus, wie das der verwandte Savigny im Rechtsleben thut.

Niebuhrs geregelte Natur widersetzt sich der Revolution ebenso sehr aus individueller Antipathie und Scheu vor aller Störung des gesetzlichen Ganges wie aus Grundsatz und verwandelt ihm den geschichtlichen Fortschritt einseitig in eine Art Rechtsproceß, der ihn die entscheidendsten Momente desselben nicht recht begreifen lehrte und in den gefährlichsten ohne Antwort ließ. Daher ist er in juristisch-politischen Doctrinarismus verfallen, der gewöhnlich einer überwiegend vom Rechtsstandpunkte genommenen Geschichtsanschauung anklebt und zu Passivität und Conservatismus führt. Trotz bitterer Erfahrungen von monarchisch-büreaukratischer Gewalt ist er in seinem Leben nie über die Eindrücke seiner Jugend und die Einflüsse seiner Erziehung Herr geworden, welche ihm jede Revolution ohne Ausnahme als staats- und selbst freiheitsgefährlich erscheinen ließen; der aristokratische englisch-römische Constitutionalismus ist auch für die ganz anderen Forderungen unterworfene Gegenwart sein Vorbild geblieben, das Beharren auf dem historisch Gewordenen und Ueberlieferten seine Natur, ein für die praktische Staatskunst fruchtlos schwankender Doctrinarismus das letzte Resultat seiner weiten historischen Einsicht, eine gefährliche Mittellinie, ähnlich der Schleiermacherschen in der Theologie, sein Weg.

## August Böckh.

(„Die Staatshaushaltung der Athener“, 1817.)

Um den staatsökonomischen Darsteller des antiken Lebens und sein Werk voll zu würdigen, hat man sich auf den Standpunkt der Zeit zu stellen, in der es entstanden. Es ist die epochemachende Schrift, welche die historische Schule innerhalb der Philologie zur Bedeutung bringt, und diese geschichtliche Anschauung des öffentlichen antiken Lebens in seinen verschiedenen Richtungen hat die herrlichsten Resultate gebracht und jener todten Silbenstecherei, die sich als Ausartung der Philologie alter Schule spreizte, ein glückliches und mächtiges Moment der ächten und fruchtbaren Gelehrsamkeit entgegengestellt. Böckh schreibt mit großer Klarheit auch für den, der blos den Resultaten seiner Forschung, nicht ihr selber folgen kann oder mag; er hat einen

der wichtigsten, schwierigsten und relativ wenig belegten Punkte des griechischen Staatslebens mit großem Scharfsinn und ebenso umfassender als gründlicher Gelehrsamkeit dargestellt, der Erste, welcher die Aufgabe in so weiten Gesichtspunkten auffaßte und löste; es ist meister- und musterhaft, wie sich Vieles unter seinen Händen aufbaut. Er arbeitet überall als der große Gelehrte und schreibt als der allgemein Gebildete — eine glückliche und seltene Verbindung. Von diesem Standpunkte aus ist es vortreffliche Anordnung, daß der eigentliche Text in Einen für das große Material nicht zu weitläufigen Band zusammengestellt ist und die Documente über Finanzverwaltung allgemein (Bd. 2) und Seewesen insbesondere (Bd. 3) mit dem archäologischen und philologischen Ballast folgen. — Das Werk steht schon durch sein Object ausgezeichnet und isolirt da.

## Karl v. Rotteck.

(Allgemeine Geschichte, 1812—26.)

Diese Geschichte ist durchaus im Sinn eines Lehrbuchs geschrieben mit dem ausgesprochenen und fast quälend ängstlich verfolgten Zwecke, jungen oder jung gebliebenen Geistern Vorbilder aufzustellen der Aufopferung und edlen Großthaten, und den Sinn zu schärfen für Recht, Freiheit und Vaterland. Das giebt ihr den eigenen und streng durchs Ganze festgehaltenen Charakter eines Lehr- und Mahnbuches und drückt ihr zugleich eine Art Einseitigkeit auf. — Eigenthümlich ist die gegen hundert Seiten starke Einleitung über das Studium der Geschichte überhaupt, deren unnützester Theil jedenfalls in der Auseinandersetzung über den Nutzen der Weltgeschichte besteht, einer Sache, die dem, der ihrer bedarf, viel eher und eindringlicher in einer poetisch gehaltenen, glücklicher Stunde entflossenen Panegyrik dargelegt werden möchte. — Rottecks Geschichte zeigt Schritt um Schritt, wohl zu vorstechend, den philosophischen Geist, der sich mit hervortretender Vorliebe in allgemeinen Combinationen und Consequenzen ergeht; in ihrer Darstellung hat sie ein durchaus poetisches Moment, das sich die edle, lebhaft wogende, öfters in traulichen Bildern dem Herzen sich insinuirende Sprache geschaffen. Rotteck ist trefflicher Systematiker; doch geht sein Zerstückeln nach Fächern zu weit, und die Bilder der Völker können aus diesen zerstreuten Strahlen sich nicht als Ganze einbilden. Durch

dieses Talent kommt er aber dazu, selbst in jener Geschichte der Uranfänge, die er mit Recht unter Weglassung aller gelehrten Theoreme, welche doch nicht weiter fördern, in wenigen philosophisch durchdachten und an die Mosaische Kunde (bald mit ihr, bald gegen sie) anknüpfenden Hauptsätzen abthut, eine Klarheit und Ueberschaulichkeit zu setzen, die für ein Lehrbuch der Geschichte wohl mehr werth sein mag als die Masse von sich bestreitenden und verwirrenden gelehrten Hypothesen. Diese ganze erste Abtheilung erinnert in ihrer Art freundlich an Herders Philosophie der Geschichte. Uebrigens ist der Fond der Geschichte des Orients auch in den letzten Ausgaben — in den dreißiger Jahren — wie bei allen geschichtlichen Werken aus jener Zeit durch die großartigen neuen Forschungen völlig überholt.

Das vorläufige Prüfen der geschichtlichen Schauplätze, dieses zumal in einer Sprache, die in ihren sanft wogenden Perioden anmuthvoller Poesie gleicht; das zusammenfassende Charakterisiren der Zeiträume und Summiren der Hauptereignisse verdienen die höchste Anerkennung. Noch stehen sich die Momente zu äußerlich gegenüber, aber das ist doch der entscheidende Weg zu gründlicher innerer Würdigung, und dieser Weg ist seither mit höchstem Erfolg betreten worden. Rotteck macht in seinen Deutungen und Erklärungen stets in unbeschränkter Weise einen erleuchteten Rationalismus geltend. Ernstes Streben nach Wahrheit und geschichtlicher Treue zeichnet ihn. Seine Persönlichkeit wirft er hinein da, wo es sich um die Werthung der Erscheinungen und Personen handelt, ihr voller Ausdruck sind öftere Aussprüche allgemeinen Sinnes, ähnlich wie er das an J. v. Müller zu bewundern scheint. Ein am Geschichtschreiber jeweilen zu rügender Fehler, wenn er seine philosophischen Reflexionen allzusehr in die in erster Linie ihm zukommende einfache Berichterstattung hineindrängt, trifft Rotteck in hohem Maße. Für das Detail hat er wenig Sinn. Damit hängt auch die Neigung zusammen, aus allgemeinen Sätzen oder zuständlichen Verhältnissen zu viel erklären zu wollen, was wieder den rein historischen Charakter beeinträchtigt.

Es scheint mir nicht, daß Rotteck, wie doch gerade von einem Manne seines Geistes und Wirkens zu erwarten stand, die unendlich entscheidenden politischen Parteistellungen im griechischen Leben gehörig durchdrungen und angeschlagen habe; sein Urtheil legt auf dieselben zu wenig Gewicht, das zeigt sich u. A. in den Worten über Xenophon.

Er findet sich überhaupt heimischer in der an großen staatlichen Gestaltungen und frappanten Heldengestalten reichen römischen Geschichte als in der immerhin mehr durch geistige Hoheit und ein Wirken nach Innen charakterisirten griechischen Welt. Das Urtheil über Alexander ist unhistorisch hart und übersieht die ganze gewiß im Gange der Geschichte selbst bedingte Bestimmung seines Lebens. Interessanter noch ist es, die äußerst vortheilhaften Anschauungen Rottecks über Cicero, die vergötternden über den jüngeren Cato, die streng anklagenden über Cäsar mit den geradezu umgekehrten eines Mommsen zu vergleichen; darin zeigt sich die Differenz in den geschichtlichen Grundansichten nicht nur der zwei Männer, sondern ganzer Classen von Geschichtschreibern; bei den Einen ist es die Anschauung der Moral, bei den Anderen die der That. Es ist wahr, jene Denkweise, welche immer innere Reinheit und selbstverläugnende Motive sucht, um Muster aufzustellen, hat eine durch ihren Adel berechtigte Seite; aber der geschichtlich weite Blick verträgt sich nicht mit ihr: er ruht auf den gewaltigen, oft gewaltsamen Männern der unbedingten That, jenen groß angelegten Naturen, die von hoch genommenem Standpunkt aus den Gang der Zeiten überschauen, ihre nothwendige Fluthung mit der Schärfe des Adlerblickes erkennen und sich als Lenker in ihren Strom werfen. Das sind die kecken Geister, selten frei von Vorwurf und Verbrechen, die da Geschichte machen, jeweilen die Gestalten der Zukunft. Philosophisch mag jenes abstracte Ideal der Tugend, Freiheits- und Vaterlandsliebe vor-, geschichtlich muß es zurücktreten. Ganz dieselben Bemerkungen über den Geist des Schriftstellers, wie sie bei Alexanders oder Cäsars Geschichte aufsteigen, weckt sein verwerfendes Urtheil über Karl den Großen: Rotteck geht immer von subjectiv hochsinnigen, aber weit mehr der Philosophie und dem Recht als der Geschichtschreibung passenden Postulaten aus. In die Cultur- und Literaturgeschichte trägt er zu wenig kritischen und in die Tiefe gehenden Geist. Die Fassung des Mittelalters ist mit Recht angefochten: die Zeit ohne Einschränkung als die der Barbarei nehmen ist ein blos tendenziös gerechtfertigter Standpunkt als Opposition gegen die hierarchisch-absolutistische Reaction einer katholisirenden Romantik, deren poetische Phantasterei eben damals von den goldenen Zuständen des Mittelalters sprach und sang. Das Gerechtwerden gegen jene vielgestaltigen Jahrhunderte liegt in keiner der beiden Fassungen. Frappante Weit-

schichtigkeit, durchaus nur erklärlich aus dem Streben, den ersten Ursachen der von Rotteck so entscheidend als Weltereigniß betonten Völkerwanderung nachzugehen, begleitet die Geschichte der Hiongnus oder Hunnen. Ueberhaupt ist die Geschichte der Völkerwanderung und der an sie knüpfenden Reiche bedeutend gedehnt. Hier mag das strenge Sondern und Systematisiren ein wesentlicher Hebel der Klarheit sein, obgleich auch dabei das Ganze der Ereignisse vor den einzelnen Momenten verschwindet. Diese Periode zeigt mehr selbständige Forschung, als in der ganzen alten Geschichte heraustritt, wo so viele reflectirende Elemente den Geist des Autors abzogen. — Lange Auseinandersetzungen, halb rechtsgeschichtlichen Charakters, laufen mit in der ebenso unerquicklichen als unfruchtbaren Geschichte der christlichen Dogmen und Häresien.

Wie Rotteck einerseits die weltliche Gewaltherrschaft in allen ihren Aeußerungen und zu allen Zeiten unbedingt verwirft, wie er ferner jeder christlichen Hierarchie mit demselben ablehnenden Geist entgegentritt: so hat er auch überhaupt die den Constitutionalismus, von dem er bei Weitem zu viel erwartet, und die Geistesfreiheit anfeindenden Mächte der neuesten Zeit und seiner unmittelbaren Gegenwart im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte zum Angriffe herausgesucht, und diese doppelte Subjectivität, zu innig mit seiner Natur verwachsen, ist, wenn auch etwas weniger, noch den letzten Auflagen seiner Weltgeschichte aufgedrückt. Er sieht die Vergangenheit nie anders als durch die Streiflichter der Gegenwart mit den Forderungen ihres philosophischen Vernunftrechtes und dem Unglück ihrer reactionären Unterdrückungsgeschichte. So mußte er sich in Bezug auf die gegenseitige Werthung der mittelalterlichen Leibeigenschaft und der antiken Sklaverei verwerfender gegen jene richten; es ist das eine der schwer bestrittenen Fragen mit direct umgekehrter Beantwortung von Seiten der reactionären Lobredner des Christenthums gegenüber der heidnischen Welt. — Wie mit der neueren Geschichte die eigentlich staatlichen Fragen und diplomatischen Beziehungen zunehmen, so auch des Schriftstellers abwägende und reflectirende Beobachtungen in allgemeiner Werthung der großen Weltereignisse. —

Schauspiele für Rottecks Feder und so recht mit vollem Herzen verfolgt sind es, wenn ein Despot trotz ungeheurer Mittel sich und sein Reich zum Falle bringt, weil er eben Feind des Geistes ist; oder

aber, wenn eine kleine Nation durch Einigkeit sich eine hohe und freie Stellung in der Weltgeschichte erkämpft (s. Philipp II. und die Niederlande). Schwerlich anders als aus dem unbedingten Haß gegen Alles, was einen Anflug von religiösem Fanatismus hat, mag man sich das absolut verwerfende Urtheil über die englische Revolution und Cromwell erklären, welches die großen Folgen für freiheitliche Entwickelung, die dieser Periode entwachsen sind, jedenfalls ganz übersieht. — Die außerordentlichste Bedeutung dagegen legt Rotteck der französischen Revolution bei, so sehr, daß er ihr kaum ein zweites Weltereigniß (die Reformation) an die Seite stellt. Ob aber für tieferen Einblick nicht mehr gewonnen wäre damit, daß die Ideenverbindung zwischen den beiden Ereignissen historisch verfolgt und in der Art ableitend verfahren würde, statt einer blos comparativen Werthabschätzung, wie Rotteck stets vorgeht? Wenn mit der Revolution eine Totalreform des geschichtlichen Ganges darin liegt, daß der Fortgang desselben auf bewußt und thätig heraustretenden Ideen der Völker ruht: darf man sich dann durch das Gebahren der Gegenrevolution, deren ganze Elendigkeit gleich vom Wiener Congreß an Rotteck bitter durchschaut, zu der wiederholt ausgesprochenen Ansicht hintreiben lassen, daß der Blick auf die künftige Entwicklung Europas ein trostloser sei? Gesetzmäßig erscheint doch die Anschauung eines Gervinus, der aus der neuzeitlichen Gestaltung seit der Reformation auf die unabweisbare Nothwendigkeit eines Fortschreitens auf immer breiteren Grundlagen des Volksthums in Staat und Gesellschaft mit getroster Sicherheit schließt. Rotteck kommt überhaupt trotz alles Abschätzens, womit er die einzelnen Ereignisse begleitet, nicht zur Aufstellung bestimmter historischer Gesetze für die menschheitliche Entwickelung im Großen, hiefür scheint ihm immerhin der umfassende geschichtliche Blick und die sichere Synthese abzugehen.

Rotteck ist Geschichtschreiber, viel weniger Geschichtsforscher; er bringt dem Kenner der geschichtlichen Thatsachen nur lange Vertrautes.

## Jean Charles Leonard Simonde de Sismondi

hat sich noch jung schon durch lebendige Anschauung in den Ländern und sorgfältige Studie mit den nationalen Zuständen Englands und Toscanas vertraut gemacht und insbesondere die nationalökonomischen Fragen eindringender Forschung unterworfen. Er ist zunächst Anhänger

des bewunderten Adam Smith und energischer Vertheidiger des Freihandelssystemes, wie denn überhaupt in diesem Kopfe, gewiß durch Familientradition, Erziehung, Aufenthalt in Genf und England, die specifisch protestantisch-republikanische, tief ernste und innerlich lebendig gewordene Bildung zum Drange nach unbedingt freiheitlicher Entwicklung herausreift. Er ist es, der zuerst, ohne Socialist zu sein, die ebenso einfache als große Grundwahrheit aufzustellen gewagt hat, daß jedes Mitglied der Gesellschaft ein Recht auf Arbeit und Wohlstand habe. — Sismondi ist Nationalökonom, Geschichtschreiber und Literaturhistoriker und hat überall dieselbe glänzende Begabung bewiesen, ja sogar Bahn gebrochen. In der letzteren Eigenschaft hat er die ganze romanische Literatur des Südens durchforscht und dabei wieder einer der Frühesten unter den Franzosen jene wissenschaftliche Literaturanschauung begründen helfen, die sie als allgemeines Civilisationsmoment abschätzt, überhaupt die große Betrachtungsweise angebahnt: daß die geistige Production nichts Vereinzeltes ist, sondern an der ganzen vor- oder rückschreitenden Bewegung einer Nation hängt, daß jene mit der nationalen Lebenskraft nothwendig steigt und fällt; daß jeweilen in einem gegebenen Zeitpunkte die sämmtlichen Lebensfactoren ebenso eng in einander greifen und sich tragen, wie auch die verschiedenen verwandten Nationen und ihre Geisteserzeugnisse in der lebendigsten Relation stehen und sich beeinflussen. — Das größte seiner früheren Werke ist die „Histoire des républiques italiennes", 1807—1818. Ein Stoff von hohem und anziehendem Interesse, aber nicht minderer Schwierigkeit für die Darstellung, welche sich nur durch große Kunst der Auswahl und Gruppirung in den hundertfach verwickelten kleinstaatlichen Entwickelungen Licht verschaffen und Licht geben kann. Sismondi hat diese Kunst: er ist hier mit Leichtigkeit Herr der Darstellung, er ordnet und erzählt ausgezeichnet. Seine Sprache entfaltet ebenso viel Klarheit als Schönheit; der Geist folgt seinen Entwickelungen leicht und gern. Das Werk gewinnt ungemein, wenn man es z. B. mit Leo's verworrener Geschichte von Italien zusammenhält. Sismondi kennt nur Ein Heil für die Staaten: die an der Freiheit gezogene Thatkraft der Völker, und er hält mit unerschütterlicher Bestimmtheit an seinem hohen und freien Standpunkte fest und weiß hiefür den so exempel- und lehrreichen Stoff mit Geist zu benutzen. Sein Urtheil ist scharf und verwirft Alles, was das freie nationale Leben niederdrückt;

daher u. A. trotz der hohen Anerkennung eines Karl des Großen oder eines Friedrich Barbarossa die streng verwerfende Rüge, die er auf eine Grundseite ihres Wirkens wirft. Sismondi ist hier von Grund aus politischer Geschichtschreiber, das fordert auch der Stoff. Es genügt hiefür, die Einleitung zu lesen, die von dem mit einseitiger Keckheit hingeworfenen Grundsatze ausgeht: die verschiedenen Auslebungen der Völker in Thaten und Geschicken wie ihre Charaktere ruhen ausschließlich auf ihrem Verfassungsleben. Das mit Liebe erfaßte, mit Wärme dargestellte Treiben der steigenden italienischen Republiken, selber die Kämpfe ihrer äußeren Unterdrücker und inneren Tyrannen, immer aus demselben hohen und universellen Standpunkte genommen, reden beweglich an Geist und Herz. Von einer gewissen Schwere oder Schwerfälligkeit der Studie, die sonst aus den Werken dieses in erster Linie gelehrten Historikers mehrfach herausschaut, ist diese Schrift frei; wahrhaft classisch, behauptet sie nach Studie und Geist eine bleibende Stellung.

Diesem großen Unternehmen entspricht ein ebenso großes des höheren Alters, die unvollendete „Histoire des Français“, der man allerdings die schwerfälligen, erst Jahrhundert um Jahrhundert abschließenden und schwer an einander gefügten Forschungen anmerkt.

Als Nationalökonom einer der hervorragenden Schüler von Smith, hebt er zunächst die Beziehung des materiellen Reichthums zur socialen Wohlfahrt hervor und schreibt dem Staate, von dem er überall Schutz für die Schwächeren verlangt — Auftreten gegen den Krieg der freien Concurrenz, gegen die Kinderarbeit &c. —, eine positive Einwirkung auf die Volkswirthschaft zu, besonders auf eine möglichst gleichmäßige Gütervertheilung, darin abweichend von dem Meister, der die Staatsgewalt eigentlich ganz aus der gesellschaftlichen Bewegung ausschloß, was auch Say wieder gemildert hat. Was noch wichtiger, er ist einer der Ersten, der gegenüber dem Grundmangel dieses sonst so großartigen Systems energisch auch die geistigen Factoren in die volkswirthschaftliche Berechnung gezogen hat. — In seinen späteren Ansichten ist er den socialistischen Richtungen immerhin sehr nahe getreten.

Seine stehenden Eigenschaften sind: Strengst gelehrte, immer tief dringende und auf innere Gesetze gerichtete Forschung, correcteste, an Lebendigkeit sehr wechselnde Darstellung, entschiedenes Urtheil, scharfer Charakter, sicheres, auf alle Verhältnisse gerichtetes sittliches Maß.

**Pierre Claude François Daunou (1761—1840),**

der streng, überwiegend römisch gebildete Oratorier, ebenso ausgezeichnet als Gelehrter wie als Staatsmann und Publicist, das ganze Leben hindurch getheilt zwischen praktisch in die Zeit eingreifendem Wirken und rein wissenschaftlichen Forschungen, entfaltet seine Hauptthätigkeit namentlich nach der ersten Seite in unserer Periode, während die Früchte seiner historischen und archivalischen Studien sich erst später in zwei großen Sammelwerken concentriren. In dieser Richtung erscheint er namentlich als einer der Hauptarbeiter für die kritische Untersuchung und Herausgabe der Quellenschriftsteller über französische Staats- und Literaturgeschichte. Parlamentarisch wirkte er immer gemäßigt frei und männlich ernst, und zwar meist in Opposition mit den jeweilen herrschenden Strömungen, und wahrte sich die entscheidenden Hänge für die aufklärerischen Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts, weßhalb er von der Revolution an bis aufs Julikönigthum herunter mehrfach verfolgt ward. Wie er trotz seines geistlichen Standes immer politisch thätig eingriff, die Constitutionen vom Jahre III und vom Jahre VIII entwerfen half, auch seine kleineren Schriften aus diesem Gesichtspunkte verfaßte und sich dabei selbst unter dem Kaiserreich den Blick für die constitutionelle Staatsform ebenso frei hielt, wie trotz der feurigen Begeisterung für die revolutionären Ideen unter dem Terrorismus für Recht und Menschlichkeit: so wahrte er sich in der Wissenschaft die ruhige, klare und entschiedene Freisinnigkeit des selbständigen Gelehrten. Als interessantes Denkmal weiter Forschung und freien Sinnes tritt namentlich die 1810 zuerst erschienene, nach der Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste schwer verfolgte Schrift heraus: „Essai historique sur la puissance temporelle des papes“, welche die Freiheiten und Ueberzeugungen der gallikanischen Kirche scharf präcisiren und stützen will. Neben den Constitutionsfragen lag ihm der öffentliche Unterricht ernstlich nahe. Da seine Bildung durchaus in die sogenannte classische Literaturperiode des achtzehnten Jahrhunderts zurückweist und deßhalb den reinen Styl und Geschmack betont, den er auch stets als Redner darlegt, so trat er später gegen die romantischen Neuerungen und den Einfluß des deutschen Elementes in Poesie und Philosophie auf. Seine historische Forschung beherrscht und verarbeitet ein ungeheures Material, das er, ein Muster der Quellenkritik,

in später gedruckten Vorlesungen („Cours d'études historiques", 20 Bde.) ausgab und vielseitiger wie selbständiger Prüfung unterwarf. Die rationelle Behandlung und Kritik wird durch klaren und scharfen Verstand getragen, die Darstellung aber nimmt durch den überwiegenden Standpunkt des Moralisten und durch die jener rationalistischen Bildung anklebende Befangenheit, welche ihre Zeitanschauungen als Maß an die vergangenen Jahrhunderte legte und ihn außerdem in Folge gründlich classischer Studien einzig das griechisch-römische Alterthum recht würdigen ließ, etwas Einseitiges an.

Zwischen den großen Werken laufen durch verschiedene programmartige Arbeiten aus dem nationalkirchlichen, politischen und classischen Gebiete.

## Pierre Antoine Bruno Daru,

methodisch gebildet, in Latein und Französisch streng classisch geschult, als Administrator im politischen Leben viel bewandert und demgemäß auch in der Schrift die technische Seite bevorzugend, bleibt durch seine „Histoire de la république de Venise" in der Literatur, die seine übrigen Versuche — Gedichte classischen Anstrichs — fallen läßt, von Ruf.

Er schreibt als systematisch geordneter und eingelebter Kopf mit einer bestimmten Ruhe, welche das Factum einfach so hinstellt, wie sie's vorfindet, und die Erzählung in natürlich gegebener Ordnung fortführt; so ist langehin einzig die Reihenfolge der Dogen das Bestimmende. Dieses Moment der klaren Ordnung ist überhaupt das Charakteristische und beherrscht auch seine Anschauung, so daß in Betrachtung und Ausdruck durchgängige Gleichförmigkeit hervortritt. In gewissen Partien hat er Etwas von den alten französischen Erzählern. Im Uebrigen schreibt er correct pragmatische Geschichte älteren Styls. Wesentlich auf die Entwickelung der staatlichen Organisation gerichtet, für deren Form und Bedeutung Daru einen klar erfahrenen Sinn hat, geht er auch hier mit seiner fast nach Zahlen Punkt um Punkt anfassenden Ruhe vor; die unendlich complicirte venetianische Staatsordnung, ein Meisterwerk des öffentlichen Geistes, gleich groß wie fluchwürdig, bot hierin ein Feld, wie kaum ein zweites besteht. So sind die Stellen über die erstaunlich combinirte Wahl und Ballotage bei der Dogeneinsetzung, über Peter Grandenigos Institution des

goldenen Buches — jene definitiv aristokratische Staatsrevolution — und die Einsetzung des furchtbaren Rathes der Zehn, über das Verhältniß der souverän aristokratischen Republik zum geistlichen Regiment, schließlich die sorgfältige und werthvoll durch die Statuten der Staatsinquisition beglaubigte allgemeine Exposition über den gesammten Regierungs- und Verwaltungsorganismus, sowie über sein Verhältniß zu Kunst und Wissenschaft — diese Stellen sind von entscheidendem, geistig vertieftem Interesse; sie erst zeichnen das charakteristisch Nationale. Ebenso bildet die lange und überlegte Exposition des Handels, der Marine, der Industrie sowohl in ihrer Blüthe als in den Gründen ihres Verfalls einen schönen episodischen Abschnitt mitten unter Geschichten der Diplomatie und des Krieges. Innerhalb der eigentlichen Staatsgeschichte, die im Ganzen überlegt zwar, doch etwas trocken und einförmig fortschreitet, hat man mit Recht die gehobener er- und verfaßte Periode des Untergangs als den Glanzpunkt bezeichnet.

**Literatur- und Kunstgeschichte, Aesthetisch-Philosophisches.** Unter den wesentlich namhaften deutschen Literaturgeschichtschreibern ist einer der frühesten Wachler, hervorragend in der Forschung, dem Urtheil und der Sprache. Seine Hand- und Lehrbücher des Faches sind für die Neueren mustergebend geworden.

In erster Reihe der Kunsthistoriker steht der Baumeister und Archäolog Franz Christian Gau, der von 1817 an Italien, den Orient und insbesondere Nubien bereist, wo er von den ältesten Denkmalen ägyptischer Baukunst Zeichnungen aufnimmt und diese in dem 1821—28 erschienenen, von Niebuhr und Letronne mit Text versehenen Werke „Antiquités de la Nubie“ niederlegt. Gau hat das große Verdienst, als Erster tiefergehend dem Zusammenhange zwischen den Epochen der Architektur und denen der allgemeinen Culturentwickelung nachgeforscht zu haben; das von Mazois angefangene und von Gau 1813 vollendete Werk „Les ruines de Pompéi“ enthält seine Ansichten über diese interessante Frage. Gaus späterer Prachtbau Ste. Clotilde ist in Paris die erste neue Kirche in gothischem Styl.

d'Agincourts großes Werk über die Kunst des Mittelalters, nach vielen durch Reisen gestützten Studien verfaßt, erscheint als „Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au 4ème siècle jusqu'à son renouvellement au 16ème“ in 6 Bänden mit 325 Kupfern.

Der Graf Cicognara, durch große Sammlungen unterstützt und durch praktische Studien geschult, edirt 1813—18 sein Hauptwerk: „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al secolo di Napoleone“.

Die Folgenden sind von ausgesprochen philosophischem Zuschnitt.

Der Philosoph und Aesthetiker Solger, einer der bedeutenden Schüler und Pfleger der Identitätsphilosophie, hat einige Schriften von Geist und Werth über Kunst und Philosophie verfaßt. Großer Reichthum der Kenntnisse und Klarheit neben Tiefe der Anschauungen werden ihm allgemein zugesprochen, und dieses Urtheil hat Recht. Eine grundlose Eigenheit ist es, daß Solger (ob durch Plato beeinflußt?) die Kunst des Dialoges als die höchste Form der Philosophie erklärt.

Paolo Costa hat sich in manchen Richtungen versucht. Den Italienern gilt er namentlich viel in klarer Behandlung philosophischer und metaphysischer Objecte, ist sprachforschender und auch satyrischer Prosaist, in der Dramatik dagegen hat er gescheitert. In der gelehrten Sprachforschung ist besonders die mit Orioli und Cardinali unternommene Revision des großen Wörterbuches der Crusca von Belang. Costas Stellung in der Literatur erinnert stark an die Deutschen Böttiger und Bouterwek.

Der englische Essayist und zugleich Dichter Charles Lamb ist von rein humanem Geiste getragen, der ihm viele kostbare Gedanken von rührender Einfalt und Anziehung eingiebt. Diese natürliche Anlage hängt zusammen mit der Vorliebe für Reinheit und Einfachheit in der Diction der alten Dramatiker. Daneben legt er mit viel Humor eine heitere Lebensphilosophie zu Tage. Neben seinen Essays und Versen sind besonders die 1807 erschienenen „Tales from Shakespeare“ von Gewicht und in Wahrheit Gemeingut der Nation geworden.

Heben wir unter den Philosophen noch einen als Spätling heraus!

## Heinrich Schubert

bezeichnet die jüngste und bei Weitem populärst gewordene Auslebung der Schelling'schen Naturphilosophie nach Seiten ihrer äußersten Rechten. Ihre anderen Vertreter ließen sich alle nach der Hauptthätigkeit mit der ersten Periode abschließen, Schubert nicht, der sich erst in seinen Vorübungen bewegt, ja eines seiner Hauptwerke, die mißbräuchlich so

genannte „Geschichte der Seele", fällt erst ins Jahr 1830. Uebrigens weist Schubert gar keine Entwickelungslinie auf; seine frühesten Kundgebungen gleichen aufs Haar den spätesten, und um die Grundzüge dieses eigenthümlichen Geistes zu durchschauen, genügte die Kenntniß eines einzigen seiner Werke.

Schubert predigt einen rein gemüthlichen und durchaus religiösen Mysticismus, der eigen anzusprechen versteht und seine Popularität begründet, aber auf keinem Punkte die Strenge der kritischen Wissenschaftlichkeit erträgt. Die poetisch gefärbte Sprache nimmt viel aus der Bibel, viel aus den Schriften der alten Philosophen an, spricht mit Vorliebe in großen Bildern und Analogien aus den verschiedensten Naturgebieten und kann dabei tief ansprechende Eindringlichkeit gewinnen, als zöge der Geist einer ahnungsvoll glücklichen Kindheit hindurch. Seine Seele geht mit Liebe in gläubigem Ahnen auf; geheimnißvoll anmuthendes Dämmerleben spielt über sie hin, nicht das Tagschauen. Er stellt eine Menge Naturbeobachtungen hin, hat aber nicht die logische Strenge, fixe Gesetze aus ihnen herzuleiten; wo er nicht schildert oder Anschauungen wiedergiebt, da fällt er in die durchaus subjectiven Behauptungen eines constant, aber einseitig gerichteten Geisteslebens. Zu seinem eigensten Wesen gehört, daß er mit besonderer Liebe den Seltsamkeiten, Abnormitäten, dunkelen Irrgängen im Leibes- und Geistesleben nachgeht, das Unerklärbare aufsucht, in dem Nachtleben der Natur sich heimisch fühlt, als wollte er diesen träumerischen Gründen geheime Offenbarungen entlocken. Er verbindet nicht durch logische Schlüsse, sondern faßt in den unsicheren Weiten einer kindlichen, liebenswürdigen, prophetisch bewegten Phantasie zusammen, was das strenge Denken wieder mühelos auseinanderreißt. So gehen dem durchaus synthetischen Geist eine Menge Aehnlichkeiten auf, die etwas Springendes und Ueberraschendes haben: Ahnungen werden ihm zu Wahrheiten; Träume schreiben ihm Gesetze; aus den Ausnahmefällen des Lebens werden Normen eines höheren Seins. Damit verflicht sich ein gutes Theil religiös ahnungsvoller Declamation, die populär anzusprechen weiß, aber ohne allen wissenschaftlichen Gehalt ist. So heimisch die Sprache klingt, dem Geiste wird doch nicht wohl unter diesen curiosen, meist abnormen Naturspielen und Seelenbildern, die keine Klarheit geben. Es ist immer etwas Dämonisches, in dem das Räthsel des Lebens gesucht wird, und das Bekannte selbst erhält mysteriöse

Bedeutung. Gemüthlich, bilderreich, phantastisch und visionär sucht er überall das Wunderbare auf, in dem höhere Weisheit liegen soll, gräbt nach dem Dunklen im Natur- und Seelenleben, stellt wie Baader eine Zahlenmystik auf und hängt wieder an der widersinnigen Vorstellung von einer ursprünglichen Vollkommenheit der den Göttern gleichstehenden, selbst wunderkräftigen Menschheit, die durch die Sünde von dieser Höhe abgefallen sei; doch der ganz populäre und naiv liebenswürdige Geist macht sich Vieles verzeihen. Die „Geschichte der Seele“ ist ein Conglomerat aus zusammengesuchten Curiosen, in denen das Ungewöhnliche dominirt. — Schubert ist unter den Philosophen genau, was Novalis unter den Dichtern; aber dieselben Geisteshänge, welche der Dichtung sich natürlich verschmelzen und besonderen Reiz geben, werden auf dem Gebiete des Denkens gefährlich und verlieren ihre Berechtigung.

Ins Leben und die versuchte Gestaltung der Gesellschaft führen über die

**Socialphilosophie, Nationalökonomie und Pädagogik.**

Ihr Haupt ist für unsere Zeit der große englische Nationalökonom

## David Ricardo.

Der größte Schüler und zugleich reformatorische Fortbildner der A. Smith'schen Lehre, selber ausgezeichneter Praktiker (Bankier), nach der Weise der politischen Schriftsteller Englands zunächst von den staatsökonomischen Tagesfragen seines Vaterlandes aus-, aber weit über sie weggehend, hat Ricardo zuerst die Verhältnisse der englischen Bank gegenüber den geflissentlich über sie aufrecht erhaltenen Anschauungen und Vorurtheilen klargelegt und nachher auch die (von Peel benutzte) Methode zu Wiederaufnahme der Baarzahlung angegeben, ferner die von Malthus und West aufgestellten Gesetze der Grundrente weitergeführt und, auf sie gestützt, für die freie Korneinfuhr plaidirt, endlich in seinem Hauptwerke („On the funding system“, 1820) statt des leichtfertigen Schuldenmachens die directe Belastung der Steuerpflichtigen empfohlen. — Uebrigens sind die gegenüber Smith veränderten Ansichten vom Tauschwerth — den Unterschied von Gebrauchs- und Tauschwerth hat er selber nicht genau genug bestimmt — und von der Grundrente, deren Gesetz er tief durchdacht hat, die zwei Grundfragen,

welche die Ausgangs- und zugleich immer wieder die Zielpunkte seiner Theorie bilden. Daher rührt denn die veränderte Ansicht über die Factoren des Preises, den Arbeitslohn, den Capitalzins und das Papiergeld, und daher die Anwendung aufs Steuersystem. Für die Werthung der Arbeit ist er von hohem Gewicht. Groß ist die Zahl der Detailpunkte, über die er eine neue und tagmachende Beleuchtung ausgegossen hat: so über die relative Productivität von Ackerbau und Gewerbfleiß, über die Veränderungen im Preis der edlen Metalle und ihre Gründe, über den Werth oder Unwerth einer fortlaufenden Capitalersparniß, über die Verhältnisse des Capitalgewinns, über die Grundlosigkeit der Meinung, als müßte bei zunehmender Capitalmenge schon die Concurrenz der Capitalbesitzer den Zinsfuß erniedrigen, eine Meinung, deren gründliche Widerlegung Roscher, der hervorragende Forscher der Gegenwart, der den großen Denker hochhält, zu seinen Hauptverdiensten rechnet, die im Laufe der Zeit fast allgemein acceptirte Anschauung über die Entwerthung der uneinlösbaren Noten, wonach die Quantität derselben Ursache des Steigens und Fallens ihrer Preise ist ꝛc. ꝛc.

Ricardo beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Untersuchung des Seienden und geht hierbei in strenger, fast mathematischer Fassung vor. Ausgezeichneter Denker trotz mangelhafter Schulbildung und späterer fast absorbirender Geschäftsthätigkeit, dabei energisch die von ihm erkannten Naturgesetze in all ihre Consequenzen verfolgend, will er auch denkend aufgenommen und benutzt sein; dann erscheint er für die Theorie und Praxis gleich gewichtig. Gedrängte Kürze und scharfe Präcision zeichnen ihn aus. Die Vorwürfe, die gegen manche seiner Lehren erhoben worden sind, fallen weg, sobald man alle von ihm in Rechnung gebrachten Factoren in seinem Sinne würdigt, überhaupt tief genug in seinen Geist einzudringen sich bemüht.

Dem großen Meister möge hier gleich noch der größte seiner Schüler angefügt werden, der Nationalökonom und Historiker James Mill, Vater des auf denselben Gebieten noch bedeutenderen John Stuart Mill, ein scharfer philosophischer Denker und Kritiker, an einer Reihe von Zeitschriften thätig, auch an der „Encyclopaedia Britannica“ mitarbeitend und daneben ins Leben greifend; er hat sich auf jenen beiden Gebieten Autorität verschafft. Seine „History of India“, 1818—19 nach zwölfjährigen eifrigen Studien erschienen,

wurde mit großer Auszeichnung aufgenommen sowohl wegen der unumwundenen Unparteilichkeit, die sich auch im schonungslosen Aufdecken der Mängel in der britischen Verwaltung kundgab, als wegen der gediegenen Forschung und der Höhe der Anschauung. In den „Elements of political economy“ 1821 folgt er den Grundansichten Ricardos und sucht die nationalökonomische Wissenschaft in ein System zu formen. Nach national-englischer Weise findet sich auch bei ihm große Schätzung des Werthes der Arbeit gegenüber der Naturkraft, fast Ueberschätzung. Auch hat er neben Say's berühmter Theorie von den Absatzwegen dieselbe Frage authentisch behandelt. Eine spätere psychologisch-speculative Abhandlung kehrt mehr den scharfen Logiker und kühnen Denker heraus.

Nach dem Engländer kommt wohl als der zweitgrößte Schüler von Adam Smith, überhaupt einer der größten seines Faches in Frankreich, der lichtvolle Nationalökonom und Statistiker Jean Baptiste Say, der die Smith'sche Lehre in ein System und dadurch erst recht ins gebildete Publicum gebracht und daneben auf beiden Gebieten selbständige Werke von viel Geist und gründlicher Einsicht ins Getriebe des gesellschaftlichen Verkehrs verfaßt hat, zuerst 1803 einen „Traité d'économie politique“, den er hernach sehr erweiterte (6. Aufl. 1827 in 2 Bdn.), 1829 einen „Cours complet d'économie politique pratique“. Dazwischen läuft eine Reihe sehr geschätzter und geistreicher Schriften volkswirthschaftlich philosophirender und statistischer Natur. Immerhin bleibt die Darstellung und Popularisirung der Lehre von Adam Smith, sowie die ergänzende Erweiterung mancher Fundamentalsätze derselben, wobei es ihm durch gefällige Form, übersichtliche Gruppirung und Methodik gelang, ihr weit größeren Eingang auf dem Continente zu verschaffen, als das große Werk des großen Meisters selbst, das wesentlichste seiner Verdienste. Er hat ganz besonders in dem Begriffe des Reichthums auch die unkörperlichen Werthe, die natürlichen und erworbenen Talente des Menschen in Anschlag gebracht und neben der Productivität der menschlichen Arbeit die der Naturkraft stärker betont, dadurch zwei wesentliche Lücken in jenem System ausfüllend. Das Bedeutendste, was er aus sich geschaffen, ist die berühmte Theorie der Absatzwege, worin er nachwies, daß Producte wieder nur mit Producten bezahlt werden und so nie ein Mangel des Absatzes für alle zugleich eintreten kann; durch sie beschleunigte er als entschiedener

Freihandelsmann den Sturz des Colonialsystems und vernichtete, wenigstens in der Theorie, alle Argumente zu Gunsten der Sperre. Er lehrte die Capitalnutzungen als selbständige Tauschgüter betrachten; er zuerst behandelte den Begriff der productiven Consumtion; er schränkte den Smith'schen Satz von der Nichteinmischung des Staates in die Volkswirthschaft rationell ein. — Say's Haupteigenschaft ist eine bewundernswürdige Klarheit und Anschaulichkeit, diese gestützt und erhöht durch eine Menge wohl aus dem Leben gezogener Beispiele; damit verbindet er Einfachheit und Eleganz der Schreibweise. Gut, und zwar nach Seiten der Vorzüge wie der Schranken seines Wesens, wird er der Nationalökonom des bon sens genannt.

Weitaus unklarer ist der Socialphilosoph Ballanche, der eine ganz abgesonderte Stellung für sich einnimmt und auch lange (bis zu der 1831 unternommenen Gesammtausgabe seiner Werke) unbeachtet und ohne Einfluß geblieben ist. Er tritt speciell in die literarische Laufbahn ein 1814 mit der „Antigone", einer symbolisch-epischen Dichtung in reiner und gediegener Prosa. Der Kern seiner eigenthümlichen philosophischen Anschauung, die Lehre von der Sühne, liegt hier schon angedeutet. Ballanche hat immer einen mystischen Zug behalten, der ihn zwar auf manche tiefsinnige Speculation führt, aber dafür ganze Partien seiner Philosophie bis zum Unverständlichen dunkel macht. Hauptwerk ist der „Essai de palingénésie sociale", eine unvollendete Philosophie der Geschichte.

Für die historische Seite des Faches arbeitet der Schweizer Jean Louis Ant. Reynier, in der Periode des Kaiserreichs vielfach administrativ thätig (in Egypten, Spanien und Italien), mit den orientalischen Sprachen vertraut und selber Musterwirthschafter. Er hat über die Staatswirthschaft der alten Völker eine Reihe eingehender Werke verfaßt.

Die Pädagogik hat einen Hauptvertreter in Gustav Friedrich Dinter, und der als Schulmann berühmt gewordene Theolog hat sowohl nach praktischer als theoretischer Seite sich zweifellos bleibendes Verdienst erworben. Prediger und Lehrer, der besonders im Königreich Sachsen eine Menge Volksschullehrer bilden half und namentlich das Dresdener Seminar durch tüchtige Leitung zu großer Blüthe brachte, hat er gleichwohl seine Hauptthätigkeit auf die pädagogische Schrift-

stellerei verlegt, die er mit einer ganzen Reihe zum Theil sehr ausführlicher Werke über die verschiedenen Gebiete des Schulwesens und der Volksbildung bereicherte, und da tritt überall der praktisch bewanderte und klar sehende Volkslehrer heraus. Sein ausgedehntestes Hauptwerk, die „Schullehrerbibel" (5 Bände über das Alte und 4 Bände über das Neue Testament) ist das meistangefochtene, von beiden Seiten, sowohl der Kirche als der Wissenschaft, und gilt als pädagogisch am wenigsten genügend. Das erscheint uns ganz in der Natur der Sache, wie wir denn überhaupt schwerlich ein befriedigendes Werk auf dem Felde auffinden könnten, wenigstens keines kennen. So lange die Unsicherheiten und Divergenzen in der religiösen Ueberzeugung und die Schwankungen in der theologischen Forschung so groß und unerledigt bleiben (und das geht noch eine Weile!), so lange wird die pädagogische Bearbeitung des Stoffes unüberwindliche Schwierigkeiten beibehalten. — Diese Betrachtung führt uns direct über auf den Zustand der

### Theologie und Kirchengeschichte.

Nach Daubs bedeutsamem Vorgange hat die philosophische Anschauung ihre Einwirkung auf das Gebiet der Theologie weiter ausgedehnt und unstreitig zu einer Vertiefung des theologischen Denkens geführt, wenn auch die Resultate zunächst nur einen Standpunkt schufen, der blos vorübergehend haltbar war und einer nothwendigen Auflösung der specifisch theologischen Sätze rufen mußte.

Der Gang der kirchlichen Angelegenheiten entspricht genau demjenigen der politischen; verstärkter religiöser Sinn, ja größere Kirchlichkeit war eine Frucht der Zeit der Freiheitskriege. Eine stricte Umkehr, auch in der protestantischen Kirche, bereitete sich ziemlich rasch: das Uebergewicht, das die vorige Periode den philosophischen Ideen zugewandt und worüber sie die positiven Dogmen gleichgültig zur Seite liegen lassen, richtet sich mehr und mehr diesen zu, freilich ohne daß jene aus dem Zeitbewußtsein gestrichen werden können. So messen sich die äußersten Extreme des Rationalismus und Supranaturalismus noch einmal an einander, postiren sich scharf gegen einander auf; aber mehr und mehr macht sich anderseits das Bedürfniß eines einigenden Verständnisses in Versuchen geltend, und diese schillernde Vermittlungstheorie, die Baur sehr gut das constitutionelle System der Theologie heißt, ist das eigentliche Zeichen jener Jahre, die es auch hierin zu

keiner innerlichen und darum auch zu keiner haltbaren Einigung bringen. Es ist eine Zeit der gegenseitigen Zugeständnisse, die doch ebenso-wenig zum theologischen Frieden führen konnten, als der ganz parallel stehende Halbconstitutionalismus zum politischen; darum ist in der Folge rasch und scharf über sie hinausgegangen worden. Die ganze Vermittlung ließ sich wohl versuchen, aber nicht durchführen, mußte nach der einen oder anderen Seite ungerecht werden und entweder dem überlieferten Offenbarungsglauben oder der festzustellenden Vernunftreligion oder beiden zugleich (und in den dogmatischen Schriften jener Tage ist das Letztere durchgehende Erscheinung) Gewalt anthun; Zeit und Erkenntniß waren noch nicht reif, den schwierigen Ausscheidungsproceß zu vollziehen. — So stehen die drei Richtungen neben einander: die rationalistische, die strenggläubige und die vermittelnde, die letztere gewissermaßen von Schleiermacher geschaffen, der ihr anerkanntes Haupt ist und die Masse jener unbestimmten Köpfe und Herzen gewinnt, welche den zwingenden Consequenzen der einen oder anderen extremen Richtung nicht folgen konnten oder mochten und um jeden Preis eine Verständigung suchten.

Der Rationalismus steift sich auf die Vernunft als das zureichende Vermögen der Erkenntniß; der Supranaturalismus dagegen sucht aus dem Wesen der Vernunft selbst ihr Ungenügen herzuleiten und daraus wieder das Bedürfniß, über sie hinauszugehen. Die Standpunkte waren aber so wenig fest, daß der Uebergang vom einen zum anderen sich leicht als unmerklicher psychologischer Proceß vollzog. Darum eben mußte sich die zuerst in entschieden negativem Sinne von Reinhard angeregte Vermittlungsfrage immer mehr Geltung machen. Die Grund- und Hauptschrift hierüber ist die 1821 erschienene Schleiermachersche Dogmatik, die den starren Gegensatz aufzulösen unternahm, einerseits fußend auf die Grundlehre vom Erlösungswerke und dem göttlichen Erlöser, anderseits das Wunder bei Seite schiebend. Aber auch hier wieder ist es trotz alles Geistes und aller geschichtlichen Bedeutung des Werkes seine „sophistisch-dialektische“ Natur, die weder nach der einen noch nach der anderen Seite gradaus geht und beiden eher Gewalt anthut, als daß sie ihnen gerecht würde oder sie versöhnte. Auch de Wette machte ein ebenso künstliches Ausgleichungsexperiment.

So kommt es, daß das Hauptgebiet der Behandlung die Dogmatik ist, und ihr wesentlich verfolgtes Ziel eine versuchte Aussöhnung

der Gegensätze. Daneben thut sich ein Vorschreiten in der neutestamentlichen Kritik auf, die nach Eichhorns Vorgang zunächst von Gieseler, Schleiermacher und Bretschneider an die Hand genommen wurde. Die Exegese bleibt fast brach liegen. Die Kirchengeschichte wird von Neander angefaßt.

Seit 1819 ist der Rationalismus zunächst in dem „Sophronizon" (1819—29) von Paulus mit Schärfe, aber auch mit popularisirender Tendenz vertreten; daran schließt sich seit 1822, bald als Hauptorgan, Zimmermanns „Allgemeine Kirchenzeitung", während auch die Tübinger Schule ihren Supranaturalismus in besonderen Zeitschriften verficht. Hauptorgan der ultramontanen Partei in Deutschland ist „Der Katholik", seit 1819 in Mainz, dann in Straßburg erschienen.

Gleich in den ersten Jahren zeigte sich innerhalb beider Kirchen, wie weit der Fanatismus langte. So, wenn 1817 Pius VII. die Bibelgesellschaften als eine Pest verdammte; so, wenn die Jesuiten oder zunächst in Wien seit 1820 ihre Stellvertreter, die Liguorianer, immer weiter um sich griffen; so, wenn 1817 Klaus Harms seine 95 Thesen aussandte, abgeschmackte oder alltägliche oder geradezu falsche Sätze, ein Strohfeuer, für einen Augenblick geschürt auch durch den seiner eigenen Vergangenheit untreu werdenden Oberhofprediger Ammon, wogegen wieder Schleiermacher es war, der mit wuchtendem Tadel die Inconsequenzen und Sinnwidrigkeiten in den Behauptungen der Zeloten nachwies.

Die verschiedenen Richtungen stellen sich demnach in folgenden Repräsentanten dar:

Die strenge Negation einer möglichen Vermittelung, wodurch die Frage so recht aufgestört und in die allgemeine Discussion hineingeworfen wurde, stellte schon 1810 der gepriesene Kanzelredner Reinhard auf, der aber an sich selber die Unsicherheit des theologischen Denkens bewies, indem er als skeptischer Forscher und philosophischer Kopf begann und als gläubig-fromme Seele endete.

Dadurch wurde der Rationalismus zur Normirung seines Standpunktes herausgefordert; diese nahm schon 1813 Röhr vor in seinen „Briefen über den Rationalismus", der ersten methodischen Darstellung dieser Auffassung des Christenthums mit Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung seines Begriffes. Röhr, immer ein eifriger Verfechter der Rechte der protestantischen Kirche geblieben, der daneben auch die Berech-

tigung des Deutschkatholicismus ausspricht, hat außer durch selbständige Werke namentlich durch Zeitschriften gewirkt (seine „Predigerliteratur“ 1810—1819). Ihm folgen auf diesem Boden Wegscheider und Paulus; dieser mit seiner unermüdlichen und eifrigst entgegenstrebenden Thätigkeit bleibt besser in die immer mehr provocirenden Jahre der voll ausgebildeten Reaction verwiesen. Wegscheider, im Jahre 1830 seiner freisinnigen Richtung wegen mit Gesenius in Untersuchung, betrachtet die Fortbildung der Theologie zum Vernunftglauben geradezu als die Hauptaufgabe des Protestantismus und wendet sich deßhalb entschieden gegen alles Mystische, Mystisch-Speculative, sowie den Offenbarungsglauben. Er führt den Rationalismus als dogmatisches System durch; die „Institutiones christianae theologiae dogmaticae“, 1815 zum ersten Mal erschienen, gehen darauf aus, das herrschende kirchliche System kritisch in seine Bestandtheile zu zersetzen und diesen nachzuweisen, wie sie im vernünftigen Denken keinen Halt haben und sich doch zu einer Macht über die Vernunft erhoben. Ihnen reiht sich auch Gesenius an, als Theolog aufgeklärt, als Gelehrter sehr bedeutend, ein Orientalist, der geradezu eine neue Epoche des semitischen, zunächst des hebräischen Sprachstudiums heraufrufen half, zugleich Kritiker, der ganz eigentliche Begründer der sprachlich-kritischen Auslegung des Alten Testamentes; namentlich mit Beziehung auf dieses hat er die hebräische Sprache nach allen Seiten, selbst der historischen, gründlich bearbeitet.

Den directen Gegensatz der religiösen Orthodoxen und Eiferer vertritt am heftigsten der Archidiakonus Klaus Harms in Kiel, ein eigenthümlicher Kopf von viel Selbständigkeit, aber nicht minder Einseitigkeit der Entwicklung, durch die religiöse Empfindung geleitet, von starker Wirkung als Kanzelredner. — Es war einer der vielen theologischen Widersprüche, aber zugleich Zeichen der Zeit, wenn der Dresdener Oberhofprediger v. Ammon, auf den später zurückzukommen ist, damals gegen seine eigenen dogmatischen Behauptungen in die heftigen Anklagen auf die glaubenlose Zeit einstimmte, wofür ihn Schleiermacher geziemend zurechtwies.

Der erste Vermittelungsversuch nach und gegen Reinhard ging aus von Tzschirner, der als Apologet des Protestantismus und als Prediger Ruf hatte und den Standpunkt des sogenannten supernaturalen Rationalismus einnahm, von dem aus er in mehreren Schriften eine

innere Einigung durchzuführen bemüht war. — Natürlich ist es zunächst das Feld der Dogmatik, auf dem dieser Vermittelungsweg betreten wurde. Oben wurde Schleiermacher nach der Seite als wegzeigend aufgeführt; neben ihm steht de Wette, der sich zuerst durch exegetische und kritische Arbeiten von großer Gelehrsamkeit und philosophisch-freier Denkweise Ruf verschafft hatte, ganz speciell auf das hierin Jacobi'sche Färbung zeigende System des ihm befreundeten Kantianers Fries fußend. Es ergeht ihm dabei gerade wie Schleiermacher: während er einerseits die rationelle Berechtigung dem kirchlichen Dogma abstreitet, hält er es anderseits durch seine künstlich erdachte Theorie wieder aufrecht. — Zu diesem Zwecke scheidet er im Wesen der Religion zwei verschiedene Elemente aus: Wahrheit und Schönheit, Glaube und Gefühl, die dogmatische und ästhetische Seite in dem Sinne, daß es Sache der Religionsphilosophie ist, nachzuweisen, wie die Momente, die von der einen Seite verneint werden, in der anderen doch positive Gültigkeit behalten können. Danach sind die als Wunder dargestellten Thatsachen in der Erscheinung Christi symbolisch zu nehmen und behalten als Symbole ihren Werth und ihre Bedeutung. So ausgeführt in der Schrift über Religion und Theologie, 1815 und 1821, und in dem Lehrbuch der christlichen Dogmatik, 1816 und 1821. Damit hat aber de Wette statt der Einheit einen Dualismus, indem Verstand und Gefühl gleichberechtigt neben einander stehen, und die Ideen, ihnen unerreichbar, zwischen ihnen auch nicht vermitteln können. Diese dogmatische Zweideutigkeit, wieder ein Zeichen jener Tage, da auch diejenigen, die mit dem Dogma gebrochen, es nicht Wort haben wollten, eine Art Selbsttäuschung, in die man sich hinein-dachte und -schrieb, mußte bald ernstlichen Protestationen rufen, und sie kamen.

Ein an sich bedeutenderes Werk ist die Dogmatik von Marheineke, neben Daub dem Hervorragendsten auf dem Boden der philosophischen Theologie, durch ebenso ausgezeichnete Lehrgabe wie durch weite schriftstellerische Thätigkeit einflußreich geworden und mit Daub auch darin sich berührend, daß er gleich ihm die Einflüsse der Schellingschen und hernach der Hegelschen Philosophie sehr deutlich widerspiegelt und die letzteren, was freilich ihre Wahrheit wie ihre Täuschungen beschlägt, noch vor ihm ausspricht. Seine Dogmatik, in der ersten Ausgabe 1819 nach den Grundlagen der Schellingschen Philosophie bearbeitet, ward anfangs nur ungünstig aufgenommen;

die zweite, 1827 nach Hegelschen Grundsätzen völlig neu umgearbeitete und streng wissenschaftlich gehaltene Auflage brach sich Bahn. Sie erklärt beide, Rationalismus und Supranaturalismus, als unwahre Gestalten der Wissenschaft; beide müssen und können an der richtigen Bestimmung der Begriffe Offenbarung und Vernunft zur Einheit kommen; die Glaubenslehre soll durch die Philosophie Wissenschaft werden; seine Dogmatik ist ein System der speculativen Theologie. Jeder Nichttheolog findet nach bloßer Ansicht des in seiner Art höchst bedeutenden Werkes, dessen Präcision, Methode und Stoffbehandlung man für seinen Standpunkt als meisterhaft erkennen muß, daß es eine schwierige und nur von Wenigen gelöste Aufgabe ist, das hochgelehrte Abstractum förmlich zu studiren. Concreter und viel ansprechender, deßhalb auch von weiterer Wirkung ist er in der mit durchdringendem Verständniß entworfenen deutschen Reformationsgeschichte (1816—34). Die kirchlichen Streit- und Zeitfragen hat er lebendig begleitet.

Die Unsicherheit der Standpunkte, wonach oft derselbe Kopf unmerklich vom einen zum anderen übergerückt wurde, zeigt Keiner deutlicher als Bretschneider, der ursprünglich eher zum Supranaturalismus gezogen schien, nach und nach aber, was freilich seinem klaren und nüchternen Verstand angemessen war, ein Hauptrepräsentant des Rationalismus wurde. Seine „Probabilien“, 1820, gegen die Aechtheit des Evangeliums Johannes, haben eine ganz neue, von jenen Jahren noch nicht verstandene und von Schleiermacher, gemäß den nothwendigen Consequenzen seiner Christologie, widerwillig abgewiesene Frage in die Wissenschaft hineingetragen und viel Polemik heraufbeschworen. — Eine populäre Natur, als welche ihn auch seine Predigten zeigen, hat Bretschneider oft in die Zeitfragen eingegriffen mit einer Reihe erfolgreicher populärer Schriften.

### Recht.

Das Wesentlichste geschieht für Frankreich durch den Vicomte de Cormenin, der hernach als Publicist und politischer Pamphletist von großer Berühmtheit und eindringlicher Wirksamkeit geworden ist. Er hat 1822 sein hochbedeutendes juristisches Hauptwerk: „Questions de droit administratif“ herausgegeben, welches aus reichen, weiten und gründlichen Studien hervorgegangen ist und als unschätzbarer Leitfaden in dem Labyrinth der neueren französischen Gesetze und Ver-

ordnungen bezeichnet wird, der die streitigen Punkte des Verwaltungswesens ordnet.

Praktisch unermüdet und erfolgreich thätig ist der bedeutende englische Rechtsgelehrte Sir James Mackintosh, welcher die von Sir Samuel Romilly hinterlassene Aufgabe der Reform des englischen Criminalgesetzwesens leitend aufnimmt und allgemein auch sonst im Kampfe für Licht und Wahrheit voran steht, wovon Zeugniß giebt die ruhmvolle und lebhafte Theilnahme an den Parlamentsverhandlungen über die Fremdenbill, den Sclavenhandel, das Recht der Colonien auf Selbstverwaltung, die religiöse Duldung und endlich auch die Reformbill. Weniger glücklich ist er als Historiker gewesen in seiner Geschichte Englands und derjenigen der englischen Revolution, von denen jene kurz vor, diese bald nach seinem Tode erschienen ist.

Weitaus bedeutender ist übrigens die historische Durchforschung und Durchbildung des Faches durch den ersten Rechtsgelehrten des Jahrhunderts

## Friedrich Karl v. Savigny.

Ein Name, der unsterblich bleiben wird durch die „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“, 1815—31, wie viel juridische Eigenwilligkeit und conservativ-politische Einseitigkeit sonst auch dem größten Rechtsforscher unserer Zeit ankleben mag!

Bei der immensen und nach der Natur ihres Gegenstandes trockenen Gelehrsamkeit sind die Klarheit und das frei springende Leben wahrhaft erstaunlich, womit Savigny die Gegenstände unter seinen Händen sich gestalten und in eine lebendige Verbindung sich zusammenwachsen läßt; man kann füglich, und es ist schon geschehen, seine Darstellung elegant heißen. Die schärfste systematische Scheidung löst die einzelnen Punkte der Rechtsverhältnisse und Rechtskunde in klar bestimmten Bildern ab und trägt die in sich fixirten wieder frei und selbständig ins allgemeine Leben der Zeit ein, so Halt und Farbe gebend. Bei Savigny arbeitet mehr die streng juristische Logik, bei Niebuhr mehr die Einbildungskraft mit dem suchenden Verstande zusammen; sie Beide liefern zuständliche Gestalten, aber sie sind bei jenem klarer und lassen sich mit Leichtigkeit und natürlichem Interesse verfolgen. Er hat das Mechanische des Rechtsstudiums organisch aufgelöst, historisch entfaltet und bezogen, und damit diese Wissenschaft höher gestellt; er

hat dem römischen Recht eine Entwicklung in und mit dem historischen Gange der Zeiten und der Volkscharaktere, bestimmend und bestimmt, verliehen und dadurch ebenso anziehend als organisirend und erweiternd gewirkt. — Die Gelehrsamkeit ist bei ihm eben so groß und ursprünglich wie bei Niebuhr; sie richtet sich auf die fernstliegenden Details manuscriptlicher Forschungen über die dunklen Jahrhunderte des Mittelalters hin und sucht ihr Material aus den gelehrten Bibliotheken von ganz Europa zusammen, combinirt es aber so übersichtlich, daß auch dasjenige wissenschaftliche Interesse, dem die ganzen gelehrten Einzelfragen fern liegen, seine volle Befriedigung findet, wie ihm denn auch die Personenbilder der großen Rechtslehrer und Glossatoren klar und verständlich aufgehen.

Zur Entwicklung und Bedeutung des römischen Rechts an sich meint er: „Es ist das einzige Recht eines großen, lange bestehenden Volkes, welches eine ganz nationale, ungestörte Entwicklung gehabt hat und zugleich in allen Perioden dieses Volkes mit vorzüglicher Liebe gepflegt worden ist". Rom allein weist ihm jene völlig organische und allmälige Entwicklung auf, gemäß dem Geiste des Volkes: Festhalten am Herkömmlichen, doch ohne Zwang, wenn es einer neuen volksmäßigen Ansicht nicht mehr entsprach. Erst mit dem Verfall des Gewohnheitsrechtes und des lebenden Rechtsgefühls entstanden die Gesetzbücher; so setzt er die ungestört nationale Rechtsbildung in die Zeit der republikanischen Flüssigkeit des politischen und rechtlichen öffentlichen Lebens.

Diese Anschauungen entsprechen ganz allgemein dem Wahlspruch der historischen Rechtsschule, den ihr Haupt und Gründer Savigny in der kleinen Schrift von 1814 aufgestellt hat: „Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", deren negirende Behauptungen bekanntlich einer gelehrten Polemik riefen. Seine Theorie repräsentirt jene dem Substantiellen und Geschichtlichen zugewandte Richtung, die überall die Grundlage unserer jetzigen Bildung ausmacht. „Alles Recht entsteht als Gewohnheitsrecht, d. h. es wird mehr durch Volksglaube und Sitte, denn durch Jurisprudenz erzeugt, überall also durch innere, still wirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers, eine ungestörte einheimische Entwicklung vorausgesetzt." Es ist dem Volk eigenthümlich wie Sprache, Sitte, Verfassung; alle diese zusammenwirkenden Kräfte des Volkslebens werden durch die gemein-

same Ueberzeugung des Volkes (des „Naturganzen") verbunden. So giebt es keine willkürliche oder zufällige Entstehung des positiven Rechtes, sondern es entspringt unsichtbar aus dem gemeinsam wirkenden Volksgeiste. Das Gesetz, die „unlebendige, dem Werden entnommene Bestimmung", ist erst das Secundäre und jene allgemeine Geistesoperation Hemmende. Die hier waltende Grundanschauung ist jedenfalls sehr richtig, aber zu viel aus ihr gefolgert. Das Gesetz wäre in der Form der unmittelbaren lebendigen Erinnerung eben nicht zu sichern (Roms Rechtsgang vor dem Decemvirat); die ausdrücklichen Gesetze sind nicht der todte Abfall von der lebendigen Bewegung, sondern der Abschluß einer vergangenen und der Anfang und Anstoß einer künftigen Lebensäußerung und Rechtsbildung. Gesetzloses Gewohnheitsrecht ist nur möglich und aushaltbar bei durchgreifender Oeffentlichkeit, bei gewählten Schiedsrichtern und in einem kleinen Kreise particulärer Interessen. Gerade auf diesen Punkten läßt Savigny die geschichtliche Vermittlung der Jahrhunderte außer Acht. Er läßt sich überall eine Verkennung des selbstbewußten Geistes und seiner Entwicklung sowohl im Systematischen wie im Historischen zu Schulden kommen, im Staate wie in der Wissenschaft. „Der Staat ist die höchste Stufe der Rechtserzeugung"; da ist das Völkerrecht eben draußen, und auch die Kirche setzt er außer den Staat, dennoch soll das Geistesleben seine rechtlichen Formen durchdringen. „Das Völkerrecht gründet auf Stammverwandtschaft und religiöse Ueberzeugung" (zu eng!); „es ist unbestimmt und ohne Richter." Gerade hier, wo sie doch am entschiedensten heraustritt, hat Savigny jene lebendige Rechtsbildung vergessen.

Das Recht soll also schon vor dem Gesetze positiv sein und dieses nur die Function haben, „das positive Recht durch die Sprache zu verkörpern und mit absoluter Macht zu versehen". Diese Fassung ist unrichtig, ja sie wird selbst freiheits- und rechtsgefährlich; das Finden des Rechtes und sein Setzen durch Gesetze ist nicht eine blos formelle Handlung, es handelt sich, wer ponire und wie eben die Organisation im Staat, als dem „organisirten Volke", beschaffen sei. Dieses Uebersehen begründet bei Savigny trotz der republikanischen Grundlage das unfreie Endresultat; es verschuldet mit den bei ihm heraustretenden Mangel an Sinn und Verständniß für die Neuzeit und das inconsequenter Weise durchaus negirende Verhalten gegen die französischen

Gesetzbücher, allgemein den Ausschluß der Aufklärungs- und Revolutionsgeschichte.

**Classische Philologie und Alterthumskunde.** Wohl die umfassendste Wirksamkeit übt Immanuel Bekker, derjenige classische Philolog, der vielleicht die größten Sammlungen gemacht und kritisch durchgearbeitet hat, wozu er die wesentlichen Studien als Abgesandter auf fast allen Bibliotheken der bezüglichen Hauptplätze des Abendlandes mit unermüdlichem Eifer und großer combinirender Einsicht vollendet und sich so ganz selbständig macht, daß er seine Textrecensionen einzig aus den Handschriften schöpft. Er hat fast zu allen bedeutenden Schriftstellern der Griechen entweder völlig neue Recensionen oder doch sehr gediegene Annotationen geliefert.

Passow hat viel zur Verbreitung der philologischen Studien mitgewirkt, sowohl durch die geschmackvoll ansprechende Behandlung, als durch die tiefer und größer, als es von den Massen der handwerksmäßigen Fachmänner geschieht, genommene Auffassung der Alterthumskunde. Ausgaben, kleine Schriften und ein großes griechisches Lexikon bezeichnen seine Thätigkeit.

Des Deutschen Reisig gründliche Untersuchungen zu Aristophanes, Sophokles u. A. bieten eine Masse feiner kritischer, grammatischer und metrischer Beobachtungen, wie denn überhaupt seine ganze sehr selbständige Thätigkeit auf eine Reihe neuer Resultate führt und namentlich an einem wegzeigenden Beispiele die alten Dichter nach künstlerischer Seite behandeln lehrt.

Der gelehrte Hellenist J. Fr. Boissonade de Fontarabie beschäftigt sich fast ausschließlich mit kritischer Sichtung und Herausgabe griechischer Schriftsteller der späteren Zeit.

Um die Erforschung des griechischen Sprachbaues hat das größte Verdienst Phil. Karl Buttmann, der die Grammatik dieser Sprache, gestützt auf eine vollständige und philosophisch geordnete Kenntniß der Sprachelemente, mit einer Deutlichkeit und Gründlichkeit behandelt, die seinen Lehrbüchern unbeschränkten Credit und seiner griechischen Grammatik, sowie der daraus zusammengezogenen Schulgrammatik für lange Zeit fast die alleinige Herrschaft auf den Gymnasien verschafft hat.

1818 erscheint das erste deutsch-griechische Wörterbuch des Joh. Friedr. Jac. Reichenbach.

In einer zwischen die eigentliche Philologie und die Archäologie getheilten Thätigkeit steht der weitaus geistvollste Kenner des griechischen Alterthums, Friedr. Gottl. Welcker, bedeutend zugleich als vorzüglicher akademischer Lehrer und geachtet als freier Mann von großer Entschiedenheit der politischen Anschauung, gleichen Geistes mit seinem ebenfalls berühmten Bruder, dem badischen Staatsmann und Staatsrechtslehrer Karl Theodor Welcker. Zahlreiche Abhandlungen, Ausgaben und Uebersetzungen laufen neben seinen größeren Werken über die griechische Literatur her, und diese besonders zeigen neben dem scharfsinnig combinirenden Forscher reiches Gemüth, in die Tiefe gehende Speculation und eine Fülle, ja Ueberfülle von Materien und originellen Ideen, welche in der That zuweilen die Klarheit beeinträchtigt, zumal er einer poetischen Phantasie in der Auslegung und Combination oft die Zügel schießen läßt. Seine Schriften sind gleich denen eines Otfried Müller u. A. eine durch glänzende Diction und Seele in hohem Grad anziehende Lectüre.

Um die Alterthumskunde im engeren Sinne, speciell die Numismatik und Epigraphik, ist hochverdient der Graf Borghesi, der sein ganzes Leben über an dem umfassenden Plan der Herausgabe eines „Corpus universale inscript. latinarum" arbeitet, 1818—20 sein vorzügliches Werk „Nuovi frammenti dei fasti consolari capitolini" herausgiebt und für seinen Zweck eine eigentliche Gelehrtenschule an sich zieht.

Der gründliche Mathematiker und Astronom Wurm, zugleich vorzüglicher Kenner des classischen Alterthums, veröffentlicht 1821 ein treffliches Werk über die Münzen, Maße und Gewichte und die Zeiteintheilung bei Griechen und Römern.

Angelo Mai hat sich bekannt und verdient gemacht um die Auffindung einer großen Zahl von Fragmenten zu Schriften des römischen und griechischen Alterthums, von ihm in Palimpsesten der ambrosianischen und vaticanischen Bibliothek entdeckt, auf chemischem Wege lesbar gemacht und edirt. Das Wichtigste ist wohl die Wiederherstellung von Ciceros „De republica" 1822.

Für altnordische Archäologie und Literatur geschieht viel; namentlich setzt sich die angehobene lebhafte Bewegung für Herausgabe und

Erklärung altnordischer Literaturwerke (Sagensammlungen) fort. Hauptrepräsentant ist der isländische Archäologe **Finn Magnusen**, dessen früheste Schriften 1818—20 über die Urheimath und die Wanderungen der kaukasischen Menschenstämme sowie über die nordische Archäologie handeln. Hernach macht er ganz bedeutende Eddastudien und wirkt mit bei der großen Ausgabe des Werkes, zu dessen dritten Theil er insbesondere ein mythologisches Lexikon und altnordisches Kalendarium geliefert hat, das von seiner weiten Gelehrsamkeit Zeugniß giebt. Darüber hat er noch ganz besonders zwei große Werke geliefert, 1821—23 und 1824—26, das letztere vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie. Viele Monographien handeln über nordische und allgemein archäologische, über historische und runologische Gegenstände. Von der Unsicherheit der archäologischen Fragen giebt übrigens sein späteres Werk (1841) „Runamo og Runerne" ein merkwürdiges Beispiel. Die Auslegung einer von dem dänischen Geschichtschreiber Saxo Grammaticus beschriebenen Runeninschrift in der Bergstraße in Blakingen mit erstaunlichem Scharfsinn und einem nicht minder großen Aufwand von Gelehrsamkeit unternehmend, ist es doch auf fast lächerliche Weise dementirt worden durch den Umstand, daß die spätere Wissenschaft die vermeinten Runen unwiderleglich in ein bloßes Spiel der Menschen- und Natur-Thätigkeit (Wagengeleise und Temperatureinflüsse) aufgelöst hat. So geht es auch vielen Sammlern mit ihren vermeinten antiken Kostbarkeiten. Berühmt und zu großem gelehrten Streit führend ist seine 1820 ausgesprochene Anschauung, welche die plastisch-symbolische Idealität der nordischen Mythen behauptet und sie zu künstlerischer Darstellung ebenso geeignet erklärt wie die griechischen, eine Ansicht, welche eine bedeutsame Kunstwirkung hervorgerufen, indem sie die nordischen Bildhauer provocirt hat, jene Darstellung praktisch zu versuchen, zum Theil nicht ohne Glück.

Für **romanische Sprach- und Literaturkunde** geschieht Entscheidendes, und zwar durch den einzigen, licht- und geistvollen Franzosen

## François Juste Marie Raynouard.

Die kurze Betrachtung dieses Mannes kann es nicht mit dem Dramatiker zu thun haben trotz des rauschenden Beifalls, den ihrer Zeit die „Templiers" erweckten — seine Stücke würden ihm einen

unvergänglichen Namen nicht bewahren; auch nicht mit dem Politiker trotz der muthig entschlossenen Selbständigkeit, die er immerfort in die Vertheidigung der freien Institutionen gelegt hat; sie muß ihn als den großen wissenschaftlichen Forscher anfassen, der für die romanisch-mittelalterliche Philologie Unsterbliches geleistet und darin einen Namen bewahrt, nicht zu weit abstehend von dem des ersten Germanisten J. Grimm; Fauriel, Thierry, zum Theil auch Guizot machen seine Ergänzung aus. Die Liebe und Hingebung an den Gegenstand, die Kühnheit und dabei Sicherheit der Forschung, die juristisch gezogene Klarheit der Folgerungen wohnen ihm in seltener Energie inne. Daneben ist ihm auch die Wissenschaft immer eine Waffe der Freiheit, und wenn er an der Hand des alten Municipalrechtes und der Städteverfassungen freies Städterecht fordert, so trifft er damit den immer und immer heraustretenden Kernpunkt des freien Gemeindelebens, welches der ertödtenden Einheit des absolutistischen Centralismus einmal die Spitze brechen muß. — Raynouard hat eigentlich die alten Troubadours zu neuem Leben aufgeweckt; er hat vor uns das Provenzalische als belebten Sprachorganismus nach Gesetz und Regel neu geschaffen. Ein sicherer Griff läßt ihn stets das Rechte treffen. Was er selbst nicht völlig abschließt, das weist er doch mit großen und fesselnden Anregungen zum Abschluß an. So erschien er uns früher, als wir in Paris mit besonderer Lust seinen Forschungen folgten, als ein concentrirter Geist, der einen seltenen Bund von französischer Klarheit und deutscher Gründlichkeit darstellt, und damals schon überraschte uns in seinen Werken, zumal der romanischen Grammatik, „eine wahrhaft unschätzbare Nettigkeit, Ordnung, Sicherheit der Gruppirung, die das Studium ungemein erleichtert und wie alles Sichere und Geregelte auch von eigener künstlerischer Anziehung ist — Eigenschaften, die den grundgelehrten deutschen Werken meist fehlen“.

Am gleichartigsten in den Studien und Zielen, sowie an einschneidender Bedeutung, was die Arbeiten über Poesie und Geschichte des südlichen Frankreich betrifft, ist ihm Fauriel; doch erscheint Raynouard concentrirter.

Der ganze Umfang seiner romanischen Forschungen, eines Gelehrtenlebens von seltener Intensivität, gliedert sich wie folgt: Die „Choix des poésies originales des Troubadours“, 5 vols., 1816—20, handelt im ersten Bande vom historischen Ursprung der Sprache und enthält

die Grammatik der romanischen Sprache; der zweite Band bespricht die „cours d'amour", die Troubadours und giebt die Sammlung der ältesten bruchstückartigen Denkmale; der dritte enthält die ausgewählten Lieder der Liebe, der vierte die übrigen Stoffe, und der fünfte giebt die Biographien von 350 Troubadours in romanischer Sprache aus den Manuscripten und trägt Fragmente oder ganze Stücke nach. Ein sechster Band desselben Werkes ist 1821 besonders erschienen als „Grammaire comparée des langues de l'Europe latine dans leurs rapports avec la langue des Troubadours". Die Vergleichung beschlägt das Catalonische, Spanische, Portugiesische, Italienische und Französische. Auf dieselben Sprachen dehnt sich das Dictionnaire aus, das mit dem zweiten Bande des Werkes: „Nouveau choix des poésies originales des Troubadours", 6 Bände, 1836—44, anhebt, Band 2—5 (resp. 1—4) füllt und im sechsten ein vollständiges nacktes vocabulaire beifügt. Das Lexikon selbst giebt die Abstammung der Wörter, ihre mehrfachen Bedeutungen und die Stellen, wo sie angewendet sind, mit Version. Als erster Band desselben Werkes ist die „Grammaire comparée" wieder abgedruckt.

In der orientalischen Philologie spielt die Hauptrolle die Hieroglyphendeutung.

Im Jahr 1819 richtet der Engländer Dr. Th. Young durch einen Aufsatz in der Encyclopaedia Britannica aufs Neue die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand. Er wendet Åkerblads Entdeckung vom demotischen auf den hieroglyphischen Text an und weist mittels der zwischen beiden stehenden hieratischen Schrift auf sehr scharfsinnige Weise nach, daß die einzelnen Zeichen in den hieroglyphischen Namensschildern den bereits erkannten der demotischen Namensgruppen entsprechen. So stellt er ein kleines hieroglyphisches Alphabet her, mit welchem er auch eine Reihe anderer hieroglyphischer Königsschilder zu erklären versucht; das gelingt ihm im Ganzen, läßt ihn aber doch im Einzelnen noch sehr im Dunkeln und führt ganz unrichtige Ausdeutungen herbei.

Jean François Champollion, der Hauptforscher auf dem Gebiete des egyptischen Alterthums und der Hieroglyphenentzifferung, ja ganz eigentlich der Begründer der Hieroglyphenkunde, studirte von früher Jugend an mit besonderer Vorliebe die koptische Sprache und das egyptische Alterthum, dem er sich bald ausschließlich widmete, und gab schon 1807 eine Arbeit heraus über die egyptischen Städtenamen,

die er aus dem Koptischen zu erklären suchte, 1814 werthvolle Untersuchungen über die Geographie des Landes. Durch Youngs Aufsatz neu angespornt, thut er im Jahr 1822 nach vorläufigen Ansätzen (so 1821 in der sehr selten gewordenen Broschüre über die hieratische Schrift, welche nachwies: wenn die hieroglyphische Schrift gemäß der allgemeinen Annahme eine mit Ausnahme der Eigennamen nur ideographische Wortschrift sei, so gelte das gleicherweise von der hieratischen) einen mächtigen Schritt mit seiner berühmten „Lettre à Mr. Dacier", worin er ein durch die Analyse einer Reihe von Königsnamen hergestelltes, wenn auch noch unvollständiges Alphabet niederlegt, das sich überall, wo dieselben Zeichen wiederkehren, als entschieden brauchbar bewährt hat. Obgleich in den Resultaten im Ganzen mit Young zusammenstimmend und ihn blos ergänzend und berichtigend, unterschied er sich doch wesentlich durch die Methode, die weitaus einfacher, sicherer und darum auch erfolgreicher war als die complicirte des scharfsinnigen Engländers, begünstigt durch die Benutzung der griechischen und hieroglyphischen Inschriften am Obelisken von Kingston-Hall. Sein Alphabet bildet die feste Grundlage für die nun rascher sich folgenden weiteren Entdeckungen und ist auch bald von den größten Kennern als solche anerkannt worden, obgleich er auch hier noch die von Young u. A. aufgestellte irrige Ansicht festhielt, die phonetische Bedeutung der einzelnen Hieroglyphen beschränke sich blos auf die Eigennamen, der übrige fortlaufende Text aber bestehe aus rein ideographischen Zeichen, ein Irrthum, von dem er erst 1824 zurückkam.

Der Asiareisende Sir George Thomas Staunton hat für die Ausbreitung der Kenntnisse über China, namentlich seine Sprache, deren er ganz mächtig ist, und seine Literatur Erhebliches gethan.

Die **genetisch-vergleichende Sprachforschung** im Allgemeinen ist in umfassendster Weise vertreten durch den Dänen Rasmus Christian Rask, einen ihrer ersten und berühmtesten Bearbeiter, der nicht blos die Kenntniß der europäischen, zumal der nordischen Sprachen in ihren Dienst gab, sondern auch die der asiatischen, auf deren fruchtbares Studium er nach seiner gewohnten Weise auf ihrem eigenen Boden eine Reihe von Jahren verwendet hat. Man könnte ihn für die unendlichen Gebiete der Arischen und Altaischen Sprachfamilien eine lebendige

Encyklopädie heißen. 1807—12 mit dem Entwurf grammatischer Systeme der meisten europäischen Sprachen beschäftigt, eine vergleichend übersichtliche Art der Behandlung und Zusammenstellung, der er auch die indische Sprachfamilie unterworfen hat, erwirbt er sich hernach auf schwedischem Boden die Kenntniß des Finnischen, macht darauf drei Jahre lang in Island Studien über Geschichte und Statistik der Insel (Sagensammlung) und geht später in langsamen Stufen vom skandinavisch-russischen Norden bis nach Indien herunter. Die erste Schrift, die seinen Ruf begründete, war 1811 die „Anleitung zur Kenntniß der isländischen oder altnordischen Sprache", erst dänisch, später schwedisch bearbeitet und bereichert. Hauptwerk für vergleichende Sprachkunde ist die als Preisschrift im Jahre 1814 verfaßte Untersuchung über den Ursprung derselben Sprache. Die Edition einer Reihe von Sprachlehren, die Untersuchungen über Sprachverwandtschaft und Sprachursprung, die lexikalischen, archäologischen Forschungen ꝛc., scharfsinnig und gründlich, sind alle bedeutend und sich ergänzend und dienen dem Sprachforscher als reichhaltige Fundgruben werthvoller Kenntnisse.

So viel mag genügen über die hervorragendsten wissenschaftlichen Kundgebungen der Zeit; noch ein Wort über die Institutionen!

1816 werden die Universitäten Lüttich, Gent und Warschau gestiftet, 1818 Bonn, katholisch und evangelisch, neu begründet, 1819 Charlotteville in Virginien. Das polytechnische Institut in Wien blüht auf unter Leitung des Technikers Prechtl. Neben seiner commerciellen Abtheilung und derjenigen der nautischen Akademie in Triest besteht von Handelsschulen zunächst blos die von Kaufleuten und Banquiers 1820 zu Paris gestiftete École supérieure de commerce, bald in den Departements nachgemacht.

Den Anstoß zu historischen Vereinen giebt die Anregung des Freiherrn von Stein, welche 1819 zu Frankfurt a. M. die „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde" ins Leben rief. Diese setzte sich die kritische Gesammtausgabe der Quellenschriftsteller des deutschen Mittelalters zum Ziel und entwickelte bald eine sehr rührige Thätigkeit.

Zum Zwecke der Erforschung Asiens nach allen Richtungen sind in unserm Jahrhundert die asiatischen Gesellschaften entstanden. Die älteste ist die 1822 zu Paris gegründete Société asiatique, deren

Häupter namentlich die berühmten Orientalisten Silvestre de Sacy, Klaproth, Abel, Rémusat, Chézy, Jomard u. A. waren. Sie läßt seit 1823 das „Journal asiatique" erscheinen und giebt orientalische Werke im Original und Uebersetzungen, sowie die nothwendigsten Hülfsbücher selbst heraus oder unterstützt sie. In London eröffnet Colebrooke 1823 die Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland, und diese edirt zunächst von 1824 an die an werthvollen Abhandlungen reichen „Transactions", seit 1833 ihr außerordentlich reichhaltiges Journal. Die schon 1784 zu Calcutta errichtete Asiatic Society of Bengal läßt von da bis 1832 in siebzehn Bänden die berühmten, viel nachgedruckten und übersetzten „Asiatic Researches" erscheinen.

---

Die Schlußbetrachtung unterwirft sich ein Gebiet, das unendlich mehr der Zeitströmung folgt und alle ihre Schwankungen bald vor-, bald nachmacht, dort die Folge des historisch bereits Abgewickelten, hier der präparative Vorläufer des erst zur That Herauswachsenden.

Die zwei Factoren der Schriftstellerwirksamkeit abgezogen, die in den Bereich der auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Tendenzschriftstellerei einer-, der wissenschaftlichen anderseits entfallen, bleibt für die Literatur im engeren Sinn, speciell die schöne genannt, nur noch Dürftiges und mehr Krankhaftes als Gesundes: der ganz natürliche, wenn auch wenig lautere Niederschlag einer Zeit, die nach dem eisernen Absolutismus eines Einzigen, in dessen Sturz sie sich erschöpft zu haben schien, nicht mehr viel Anderes als schlaf- und reactionssüchtige Halbthätigkeit der Massen aufzuwenden fand. Reichsten Quelles springen eigentlich nur zwei große Dichternaturen, Byron und W. Scott, sich nahekommend einzig an Bedeutung des Genius, in allen anderen Richtungen Linien von weiter Divergenz darstellend. Sie hinweggenommen, bleiben blos noch zwei Dichter von Gottes Gnaden, Rückert und Kerner, jener nur theilweise dieser Zeit angehörend, beide nicht unanfechtbar; alle anderen unterliegen großen Mängeln, sei's des Talentes, sei's noch mehr des Sinnes und Geistes; einen reinen Eindruck hinterlassen im Grunde nur die schwächeren aus ihnen.

---

## Zehnter Abschnitt.

# Schöne Literatur.

**Das Verhältniß der Literaturen und der Gattungen.** Arm ist auch die Literatur. Wer das Verhältniß des öffentlichen Geistes und des politischen Ganges zu den Kundgebungen der Schrift abwägen will, dem kann schwerlich ein schlagenderes Exempel begegnen als das dieser Restaurationszeit und ihrer Literatur im Vergleich zu den Jahren nach 1830, ja vor 1830, ungefähr von 1828 an. Denn schon mehrere Jahre vor der Julirevolution war ein neuer und kräftigerer Geist in der Literatur aufgestiegen, der vorausgehende Zugwind auch einer neuen politischen Gestaltung. Mindestens ebenso frappant ist das Verhältniß nach rückwärts. Hätte doch jede mögliche Berechnung erwarten lassen, daß nach Aufhebung des eisernen Militärdruckes, der das Denken und seinen Ausdruck in Fesseln geschlagen, ein frischer Springquell hoch aufwallen würde. Es ist wenig davon geschehen, einzig in der Publicistik. Das Meiste ist in der Lahmheit der nach hinten schielenden Mittelmäßigkeit erstickt, welche dieser Zeit den gleichen schlimmen Dienst erweist wie ihrer Vorläuferin der absolutistische Eigenwille. In keiner Nation spiegelt sich diese Erscheinung nach beiden Seiten entschiedener ab als in der französischen.

Arm ist die Literatur und zu einem starken Theil entwürdigt durch den Knechtesdienst für die geistverlassene Sache der Krebsgangspolitik. Das Schriftthum dieser Jahre ist großentheils ausgebildete Tendenzschriftstellerei, für oder wider die momentane Strömung; wenn jenes,

so die nicht unbedeutenden Talente erniedrigend und verdrehend, wenn dieses, so zumeist an die spitze und schneidende Satyre, kurz an die nur in ihren Waffen verschiedene Polemik verwiesen. So wird, wer das factische Ineinandergreifen der Fäden des Zeitgewebes nicht aus der Hand verlieren will, dazu kommen, eine Reihe der ersten Literatoren ihrem speciellen Gebiet und ihrem nationalen Verbande zu entziehen und in das Kapitel der Politik und Tagesgeschichte als dominirende Factoren zu verweisen, laute Sprecher für den Moment, denen dieser sein zweideutig Lob entgegengetragen, von nur geringem Antheil an der Zukunft, der sie entgegenarbeiten und die sie allgemach ignoriren wird. Wer von ihnen nicht zufrieden ist mit dem Lohn im unmittelbaren Leben, der mag ihn sich holen in jenem Mittelalter, dem sie mit fliegenden Segeln zusteuern. Anders die Kämpfer gegen die Zeit, ihre Parole hat die Zukunft aufgenommen; aber es sind ihrer nur wenige kräftige Köpfe.

Die Zahl der französischen und deutschen Schriftsteller, welche mit mehr oder weniger historischem Anstrich, mit mehr oder minder heftig ausgeprägter Tendenz, meist nicht in einen abgeschlossenen Kreis der Literatur sich eingrenzend, der Geschichte und Politik des Tages ihre Thätigkeit zuwenden, an sich nicht eben groß, wird aber im Verhältniß zur kleinen Reihe hervorragender Schriftsteller dieser Periode eine sehr bedeutsame. Diese Männer sind meist in alle Fäden der eben laufenden Politik verwoben und so sehr mit ihr verwachsen, daß ihr Leben und Denken sich größtentheils in ihr erschöpft und gar nicht ohne dieselbe sich auffassen und beurtheilen läßt, so widersprechend sie sich auch zu ihr verhalten. — Auf der gemäßigten Fortschrittslinie verharrt Vater Arndt; auf der äußersten stehen, den Kampf mit der lahmen Restauration aufnehmend, ja provocirend, Courier und Benj. Constant; dem Lager der hierarchisch-absolutistischen Reactionäre geht nach patriotischen Anfängen Schritt um Schritt zu Görres, und mitten darin stehen vom Beginne Haller, de Maistre und Bonald. Sie Alle sind aus den gegebenen Gründen anderwärts als Tagesschriftsteller eingereiht worden.

Der schönen Literatur gehören kaum zwanzig Namen ersten Ranges an. Sie vertheilen sich auf die Lyrik, den Roman und das Drama, doch so, daß den Producten der drei Gattungen sehr verschiedene Werthstellung zukommt. Die Lyrik hat in den paar Sternen erster

Größe ebenso viel Glanz als Innigkeit entwickelt; der Roman geht von den höchsten Bildungen geschichtlichen Zuschnittes — es ist eben die Entstehungszeit des historischen Romans — durch die allerwunderlichsten Erzeugnisse hin und abwärts; das Drama zeigt fast nur die Wahngeburt der Schicksalstragödie auf ihrer Höhe.

Noch weit ungleicher ist das Verhältniß der einzelnen Literaturen zu einander, doch reich ist nicht Eine vertreten. Die Arbeit des Herausarbeitens neuer Völker- und Staaten-Existenzen, verworren durch den Widerstreit der sich bekämpfenden Factoren, hat die allgemeine Thätigkeit aufgesogen.

England führt nur zwei Häupter auf das Feld, aber das Gewicht ihrer gewaltigen Namen wiegt ihrer zehnmal so viele auf; auf dem Gipfel ihres reichen Wirkens stehen sein größter Lyriker und sein größter Romandichter: Byron und Walter Scott. Deutschland lebt noch von den Ausgängen seiner philosophisch-romantischen Bewegung, die sich immer mehr ins Einseitige und praktisch Verderbende hineinbohren; schwerer und schwerer hüllt der nebelhaft mittelalterliche Traum, der die Praxis des Lebens gefangen nimmt und die Wissenschaft trübt, auch die Herzen und die Köpfe ein; neue Ideenkreise vermögen sich nicht Bahn zu brechen. Die Zahl der bedeutenden Namen nimmt um ein Starkes ab, doch immerhin nicht in dem Maße wie in dem englischen und italienischen Schriftwesen. Auch für Frankreichs Literatur bildet die Abspiegelung und Ausarbeitung der großen Streitobjecte des öffentlichen Lebens das bestimmende Hauptthema; unbedeutend ist, was daneben als freies Gedankenspiel sich giebt. Die Zahl der bestimmenden Sprecher nimmt gegenüber dem Kaiserreich zu, doch ist diese Erscheinung von keinem entscheidenden Gewicht, denn an die Namen Chateaubriand und Staël ragen keine hinan. Am traurigsten steht die italienische Literatur, parallel dem Leben; nach Seiten der Thatsache und der Idee hat die unter dem Napoleonismus aufgestandene Hoffnung auf ein neues nationales Sein, in Täuschung aufgelöst und dem alten Elend weichend, nur trostlose Abspannung zurückgelassen; einzig die Wortführer jener nationalen Dämmerperiode leben noch ihre gewitterhaft erschütterten Gedankenkreise aus, neu tritt nicht Ein Name von allgemeiner Culturbedeutung ein; denn Manzoni, der in dieser und schon der vorigen Periode wirkt, wird billiger Weise erst mit seinem späteren großen Hauptwerk eingeführt.

Das trostlose Leben drängt allen Geist zurück, und auch ihm sind die Adern der Circulation unterbunden.

Wir finden die Thätigkeit an Zahl, aber weit mehr noch an Werth geringer als in der vorigen Periode und das Auftreten neuer Gedankenkreise verhindert; die Zeit hat nichts Originelles, nichts Selbstquellendes, man müßte denn die Phantasmen der mittelalterlichen Resurrectionsmänner als solche gelten lassen. Wenn die Zahlenabnahme nur unerheblich ist, so erklärt sich das aus dem Umstande, daß die bewegenden Geister der ersten Periode in dieser noch zu einem erheblichen Theile mitarbeiten. Frankreich zeigt eine kleine Vermehrung der erscheinenden Werke, England fast Verdoppelung, jedoch in dem Sinne, daß hierbei überwiegend kleine poetische Producte mitzählen. — Immer noch die bloße Zahlenmessung angeschlagen, bleibt das Verhältniß der vier Literaturen, vom Deutschen angefangen, dasselbe absteigende wie zuvor. Das Deutsche zeigt einen Productionsreichthum, der sich den anderen dreien zusammen nähert; Französisch und Englisch stehen sich, je nicht viel über die Hälfte von jenem hinausgehend, beinahe gleich, und das Italienische springt stark ab. — Nach Seiten der Productionskraft scheidet sich die Periode in zwei Partien: die ersten vier Jahre sind ärmer, ganz offenbar von der meist in unseliger Richtung versuchten Neugestaltung der Völkerexistenzen vollständig absorbirt; von 1819 an hebt sie sich und hält nun bis zu Ende ein constantes Verhältniß ein.

Dürfte bei Abwägung des relativen Werthes der verschiedenen Literaturgattungen das Zahlenverhältniß irgendwie als maßgebend gelten, es träte jene oben berührte Differenz in ihrer Abschätzung, die doch eine unläugbare Thatsache constatirt, keineswegs heraus; denn mit einer einzigen Ausnahme produciren sie alle annähernd gleich Viel, und auch jene Ausnahme ist eine völlig normale, insofern sie das philosophisch-philologische Gebiet trifft, das nur in den seltenen Zeiten eines ganz ausnahmsweisen Ueberwiegens (wie die vorige) eine Zahl von Werken hervorbringen mag gleich derjenigen der leichteren und allgemeiner anziehenden Gattungen; diesmal steht es zu diesen im Verhältniß von $^3/_5 : 1$. Die geschichtlichen Zweige, deren Thätigkeit mit derselben Lebenskraft zu quellen fortfährt, modificiren sich in dem Sinn, daß sich ein wesentlicher Theil derselben, von den mehr speculativ

aufgefaßten Combinationen culturgeschichtlicher Natur abgehend, der Erforschung und Darlegung der einfachen Thatsachen zuwendet.

Alle die großen speculativen Philosophen des ersten Zeitraums und ihre Schulen, unter ihnen auch der philosophische Theolog Schleiermacher, haben sich keineswegs erschöpft, sondern entwickeln noch eine lebendige, aber leider zumeist weiter und weiter abirrende Thätigkeit. Andere, wie Görres, reichen umgekehrt weit hinüber bis zu unseren Generationen und umfassen rührig und unerschöpft eine ganze Reihe von Jahrzehnten; es ist ebenso billig als logisch, sie mit dem Augenblick ihrer größten und besten Geistesentfaltung einzuführen, so jenen nach seiner präparativen Periode mit der Zeit des „Rheinischen Merkur". Steffens tritt nicht weniger als dreimal in ganz disparaten Gebieten auf: als Naturphilosoph haben wir ihn verlassen, als Novellendichter wieder aufgenommen, und zum dritten wird er als tendenziöser Tagesschriftsteller wiederkehren. Auch Fouqué reicht rück- und vorwärts hinüber, doch ohne Entwicklung oder neue Züge. Die drei deutschen Dramatiker weist die Einheit des Genre, das nun eben an der Zeit ist, zusammen hieher trotz des äußeren Umstandes, daß sie alle noch lange fortdichten, ohne doch einen anderen, besseren oder klareren Weg zu betreten. Eine eigene und nicht leichte Sache ists mit Rückert, dem im Lichthauche des Orients ein unerschöpflicher, selber den Schnee des Alters schmelzender Liederquell aufgesprungen ist; wir finden ihn eben jetzt am größten. Béranger und Beyle verweisen wir in die nächste Zeit, Byron und Walter Scott fassen wir erst jetzt, je die dominirenden Höhepunkte eines reichen Wirkens als bestimmende Marken setzend.

Die der Zeit des Imperialismus eigene Erscheinung, daß Wenigere in lang aushaltender spontaner Kraft und mit einer immer weiter treibenden Ideenfülle durch Massenthätigkeit bestimmend eingreifen, kehrt hier nur wenig mehr zurück.

An der Spitze der Namen werden mit Fug die zwei eingeführt, deren Bedeutung für diese Zeit und die folgenden nicht geringer ist als die von Chateaubriand und Madame de Staël zu Anfang des Jahrhunderts und von da ab. Byron giebt ihren Glanz der Lyrik, Walter Scott den seinen dem Roman.

## Gordon Lord Byron.

Ueber den Schwarm von Mittelmäßigkeiten, die sich auf dem lauten Tummelplatze der mehr als Massenbewegung vorschreitenden Literatur unseres Jahrhunderts drängen, ragen wenige Größen ersten Ranges entscheidend hinaus. Zwei sind es unter diesen wenigen, auf welche der Kritiker den Gesammtverlauf der modernsten Literatur in ihren Grundzügen entschieden zurückführen kann, zwei Geister, verschieden in jedem Zug ihres Wesens, widersprechend wie Revolution und Restauration, deren geistige Essenz je in dem Einen von ihnen sich verkörpert, einig aber in dem Einen trüben, immer wiederkehrenden Satze: Alles ist eitel. Byron und Chateaubriand leiten gewissermaßen die belletristische Schriftstellerei unseres Jahrhunderts ein und sind bis auf den Augenblick von unberechenbarer Wirkung geblieben.

Byron ist, wenn auch Manches in seinen früheren epischen Producten auf W. Scott und Coleridge zurückführt, der aus sich geborene und auf sich stehende Geist, vornehm-exclusiv, von Anfang bis zu Ende derselbe und ohne specifische Entwicklung. Es verschlägt Nichts, daß nach einer allbekannten, weil zu leicht in die Augen springenden Wahrnehmung seine Phantasie stark bestimmt worden von Beckfords „Vathek“, einem Gebild ebenso excentrisch wie sein Autor, und daß seine orientalischen Helden ihm ein nahe verwandtes Gepräg entnommen haben. Er ist der genialste Repräsentant der in sich selber grübelnden Uebersättigung, jenes schleichenden Uebels der Zeit (sei nun, wie die Verse „To Inez“ in „Childe Harold“ sagen, der Dämon, der die Blüthen seines jungen Herzens zerfraß, das Denken; sei er — wahrscheinlicher — die Leidenschaft), das sich oft als Modekrankheit giebt, aber auch viele tiefe Geister gewaltsam erfaßt hat und sich wohl nur im Lärm gewaltiger, vielleicht blutiger Thaten der Zukunft verlieren wird.

Um des Dichters innersten Kern herauszulesen, genügen wenige von seinen kürzeren Werken: „The Corsair“, „Lara“, „Manfred“, „The Giaour“, „The Island“, „The Bride of Abydos“, „The siege of Corinth“, „Mazeppa“, „Childe Harold's Pilgrimage“, „The prisoner of Chillon“, „Parisina“; ja wählte man nur „The Giaour“ und „Childe Harold“, man müßte im Stande sein, aus ihnen die Elemente des seltenen Geistes zu combiniren.

„The Corsair“ ist eine von den dämonischen Gestalten, die darum Byrons Lieblinge sind, weil sein Genie die größte Verwandtschaft mit ihnen in sich fühlt, eine der gigantischen Naturen, die einen unlösbaren Widerspruch zwischen sich und der Welt mit eiserner Faust anfassen und ihn einsam, groß, consequent wie der Fatalismus ausleben, oft Verbrecher an der Gesellschaft, immer Unglückliche; Naturen, die an einen einzigen eingewurzelten Zug des Herzens ein ganzes reiches Leben verschwenden und sein Opfer werden. Hier sind es der Haß gegen die ganze armselig treulose Gesellschaft und die Liebe zu einem auserwählten Wesen, zwei Eigenschaften, die in enttäuschten Seelen fast immer zusammenfallen. Man mag diese Gestalten krank nennen, und sie sind's; man mag sagen, sie stehen außer der Welt, und in die Gegenwart hinein passen sie allerdings nicht; und dennoch sind gerade das die fatalistischen Persönlichkeiten, die mit unwiderstehlicher Macht herrschen und hinreißen, meist zum Verderben derer, die vom Strudel ihres Lebens gepackt werden. Groß auch noch im Verbrechen, erwecken sie Staunen, unendliche Liebe und unauslöschlichen Haß, wie sie solche wiedergeben, und stehen gleichsam als Naturmächte nur unter den Gesetzen des eigenen Geistes. Das sind die Gebilde, die Byron aus seinem Fleisch und Blut in düsterer Vollendung geschaffen, die wilden Lieblinge des Sturmes. Fest steht so viel, daß diese irrationellen Naturen eine mächtige geheime Anziehung üben, daß in ihnen eine wunderbare Poesie liegt. „The Corsair“ hat das psychologisch im Innersten erfaßt, und einheitlich, ganz, glühend durchgeführt: dieser Konrad und seine Medore, selbst die furchtbare Verbrecherin Gulnare mit ihrer hoffnungslosen Liebesgluth erfassen wie ein zauberhaftes Räthsel der Nacht. Und darein spielt sirenenhaft süß das Wellenrauschen und Nachtgeflüster in den griechischen Meeren, mit einer Unendlichkeit tiefsten Lebens. Ein Ahnen und Wogen gewaltiger Kräfte, innen und außen, dort dem Pulsschlag des Herzens, hier dem Wellenschlag des Meeres abgelauscht. Das ist die Sprache der Wasser, wenn der Orcan von ihren himmelstürmenden Gedanken erzählt, oder wenn das Geplauder der am Ufer hinsterbenden Wellen von einem an schweren Geheimnissen reichen Leben der Tiefe flüstert.

Mit völlig gleichen Grundzügen und doch in Haltung und Eindruck wesentlich verschieden steht „Lara“ da. Durch kein hastig wildes Kampfesleben abgezogen, mit nur zum Theil offenen Gewaltacten

durchwoben, hinter denen als rächende Mächte eines wieder in seinen Wurzeln zerfressenen Lebens unheimliche und verschleierte Verbrechen lauern, wird dieses Bild überwiegend zur Seelenschilderung, finster, schwer, larvenhaft. Da vollends brechen alle Schauer durch, und das Herz ist ein ausgebrannter Vulcan in den letzten Zuckungen. Die Linie des Menschlichen ist durchbrochen, der Dämon ragt herein. Wenn der „Corsar“ noch ergreift wie Kampf der Elemente im Sturm, so drückt „Lara“ wie nächtlich verhangener Gewitterhimmel. Es fehlt hier gegenüber jener ersten Dichtung der griechische Himmel, das Archipelmeer, kurz, die ewig sichere Natur als mildernde Folie; es fehlt endlich jener harmonisch versöhnende Liebesaccord. Was davon anklingt, ist zu verschlossen, zu verhüllt, und scheint an finstre Schuld und vernichtende Vergeltung so enge geknüpft, daß kein dem Herzen vertrauter Accord sich losringt.

Noch trostloser ist „Manfred“, in der dramatischen Form, die bloße Maschinerie ist, ohne alle lichten Punkte, niederdrückend und ermüdend. Es ist ein von unsühnbarer Schuld und Verlust und Schmerz so tief zerfressenes Leben, daß es blasirt über Erd' und Himmel wegsieht, ohne Hoffnung wie ohne Ergebung; die kühnste und folgerichtigste Durchführung eines Charakters, der Gott und Vergeltung läugnet und sich doch von seiner Gewissensqual nicht losmachen kann. Ob er gerade dadurch, wie man auch schon meinte (etwa in der Art von Goethes Werken gegenüber dem Sentimentalitätsübel), reinigend wirkt? Der alte Wahn der Geisterbeschwörung ist Nichts weiter denn bizarre Beigabe, und die Geistermacht, wiederholt in gleichen Situationen handelnd, für die innere Gestaltung ohne Bedeutung. Wohl aber ist die Schilderung der Thaten dieser großartigen Geisterwelt gewaltig. Bezeichnend für die Kraft der Selbstbestimmung, an der Byron gigantisch kühn festhält, sind Manfreds Scheideworte: „The mind which is immortal makes itself ........ desert“. Die Seele ist sich selbst Vergeltung, ihr Geschick ruht in ihr, ihr Wohl und Weh ist die ihr immanirende Consequenz, welche ins Furchtbare, ja Grauenhafte geht. Das ist der Glaube der starken Geister. Dieser Charakter hat eine so riesige Unbeugsamkeit, daß wir ihn bemitleiden oder ihm fluchen, aber in der That nicht menschlich mit ihm fühlen können — das ist der moderne Prometheus. Vollkommenste Uebereinstimmung der ganzen Dichtung mit sich begründet die künstlerische Vollendung. Man hat

„Manfred“ zu einem Spiegelbilde der nun schon seit siebzig Jahren in wilden Umwälzungen umsonst nach Rettung suchenden Geschichte Europas machen wollen. Man hüte sich, daß dergleichen symbolisirende Verallgemeinerungen nicht Spiele der Willkür werden; Byron giebt durchweg individuelle Charakterbilder.

„The Giaour“ nun vereinigt die zerstörende Thatkraft des „Corsaren“ mit dem in der weiteren Entwicklung heraustretenden Vertiefen in die inneren Abgründe und Träumereien „Laras“. Auch da wieder nimmt die Poesie der Verzweiflung und des Fluches unter den Klängen von Byrons gewaltiger Leyer einen phantomartigen Reiz an: es ist, als streiche der Seewind klagend durch wunderschöne korinthische Säulen mit abgeschlagenem Capitäl, und schwere Wolken ziehen über die geisterbleiche Mondscheibe. Der türkische Fluch auf den Giaour, Hassans bleichen Mörder, ist eng verwandt mit V. Hugos „Malédiction“. Die Verödung in Hassans stolzen Hause, so athemlos und schweigsam, als läg' ein meertiefer Zauberschlaf gespenstig über einem reichen und wilden Leben; das abgestorbene Griechenland, todestrunken, schön wie eine Grabrose; und auf diesem Boden ein erloschener Geist, der schweigend über einem schwarzen Verhängniß, dem Kinde der Liebe und des Hasses, brütet: das sind die Vertrauten von Byrons Idee, die beflügelten Geister seiner Phantasie. Der „Giaour“ hat einige von den großen Bildern, die mit ihren zuckenden, gewaltsamen, ton- und farbenschweren Gestalten an V. Hugo erinnern und bei dem Engländer selten sind. Bezeichnend ist der unwillige Aufruf an Hellas' Söhne, für die untergegangene Freiheit aufzustehen.

Das nun sind die liebsten und gewaltigsten von Byrons Gestalten, und im Grunde giebt er in ihnen immer nur sich selbst und Elemente des eigenen mächtigen und verlorenen Geistes. Nüancirungen dieser Grundform bilden die Mittelpunkte der verwandten Werke.

So ist in „The Island“ der fluchbelastete Verschwörer Christian das genaue Seitenbild des Corsaren, finster wie dieser sein Geschick erfüllend. Englische Seeleute, von Taheitis Reizen bestochen, gegen Capitän und Seemannsgesetz sich empörend und dahin zurücksegelnd, dann vom mächtigen Vaterland aus verfolgt und ihrem Verbrechen als verwegene Opfer fallend: die Scene ist bezaubernd farbenreich und thatgewaltig. Der wunderbare Naturfriede jener glückseligen

Oasis, die mit feenhaftem Reize schon ruhige Reisende berauscht hat (man erinnere sich an G. Forsters prächtiges Gemälde), die Rettung des Einen aus den Unglücklichen durch den Arm der Liebe und ein wie von Nereiden getragenes, wundersam glückseliges und geheimes Naturleben tragen wohlthuend mildernde Tinten in das nackt und zerrissen hingeworfene Stürmen der Empörung und des Rachekampfes: der Wetterstrahl ob dem Haupt und fern im Osten süßer Mondschein.

Ihre rechte Heimath haben diese wilden Gestalten im Orient, der dem Dichter immer noch der ursprüngliche Sitz üppiger Naturkraft und der feurigen arabisch-osmanischen Charaktere ist.

So hebt das in Tragödienform entworfene „Sardanapalus“ einen Charakter, der seiner ganzen Composition nach für Byron eine Anziehung haben mußte. Indem auch seine Schwäche idealisirt wird, bleibt eigentlich von dem orientalischen Despoten wenig mehr zurück, und der großartige freiwillige Untergang tritt als flammende Aureole in den Vordergrund.

So ergreift ferner „The bride of Abydos“ treu türkisch die ungebändigte Leidenschaft in aller Gluth. Ein despotischer Pascha, der den Bruder mordet, dessen Sohn in einer Mischung von Haß und wilder Zuneigung als den eigenen aufzieht, aber durch Knechtung und Kränkung dahin treibt, Corsar zu werden, dann den Verrathenen mit eigener Hand niederschießt, die eigene schöne Tochter, die Geliebte des Unglücklichen, darob ins Grab sinken sieht und nun als verwitterte Ruine ein finsteres Alter lebt. So frisch die Farben sind, so scheinen doch einige jener anderen Bilder aus demselben Lebenskreise mehr geistig vertieft und darum von geheimnißreicherem Zauber.

Ein sprechendes Seitenstück hiezu bildet das ganz moderne „The siege of Corinth“, den Gräueln der griechischen Befreiungskriege entnommen, mit aller dunklen Schwere der Farben bis zum nackten Grausen. Im Mittelpunkte steht dieselbe Gestalt, der Renegat, der durch Mord und Brand sich an der undankbaren Vaterstadt rächen will, die ihn — ganz im Geiste Venedigs — der Verleumdung zum Opfer fallen ließ; doch zugleich will er über Leichen und Trümmern mit der ausgeschlagenen Geliebten, dem Idol seines Lebens, sich verbinden, zwischen Lieb' und Haß, Rache und Reue aufreibend geschaukelt, wie alle diese gewaltsamen unseligen Geister — eine ewige Disharmonie.

Das nothwendige Ende für Alle ist der Tod, hier auf die Augurien einer Geistererscheinung gebaut. Die lieblichsten, weich abstechenden Bilder sind zwei von der griechischen Nacht am Meere, von friedenreicher, geisterhafter Schönheit, als wollten die leise verhallenden Töne von allem Erdenleid abziehen, hinauf zu den ewigen Leuchten. Auch da geht neben der klagenden Erinnerung ein Ruf für die gebrochene Freiheit von Hellas her.

Im „Mazeppa“ ist die russische Steppe der gleich wilde Tummelplatz. Wunderlich, wie hier eine seltene Ruhe der Anordnung hervortritt, die sich als geordnete und klar abfließende Erzählung giebt. Der Rahmen, der Karl XII. nach der Niederlage von Pultawa auf hoffnungsloser Flucht und den siebzigjährigen Kosakenhauptmann am Bivouacfeuer erzählend vorführt, mit einem Anflug von Schalkheit, dem Objecte glücklich passend, legt eine epische Ruhe auf. Der wilde Stoff fängt da an zu glühen, wo der ungeheuerliche Ritt, um dessetwillen Byron sich das Object wählte, durch die Steppe jagt — ein Phantom, halb Leben, halb Tod; außen die trostlose Leere eines dunstigen Himmels und der sonnengerösteten Steppe und der blos vom hungrigen Wolf aus der schweigenden Einsamkeit aufgeschreckten Wälder der Ukraine, innen das siedende Blut des in Lieb' und Haß und keckem Lebenstraum glühenden Sclaven, verworren, betäubend, bis die Phantome im Fiebertraum aufgehen; und endlich in die schauerliche Jagd das Geschick eingreifend, um den zum gespenstischen Schatten Abgezehrten auf den Fürstenthron der unstäten Söhne der Wüste zu heben!

Wenn Byron in diesen Bildungen fremde Gestalten unterlegt, so giebt er in „Childe Harold“, dem ruhelosen Wanderer, unter leichtester Hülle sich selbst. Das etwas weiter ausgeführte Werk ist eines der bekanntesten. Auch da gehen die widersprechendsten Töne unvermittelt in einander über, wenden aber eine phantasie- und zaubervolle Macht an den verdrießlich im ewigen Refrain Byrons Weltanschauung hinwerfenden Satz: Alles ist eitel. Hoffen und Glauben sind auf Sand gebaut. Nichts bleibt als der Schmerz. Der Schwur ist falsch; die Thräne lügt; nur die Natur ist treu. Wer tief ins Leben geschaut, der geht in einsamem Stolze durch die sich drängende Menge; leiden, aber nicht klagen! Das ist die Philosophie der starken Seelen. — Wenn man der unberechenbaren Gewalt nachgiebt, womit der Dichter

den Sinn in diese dem Leben feindlich abgewendete Oede hineinzuzaubern weiß, so mag man wohl an die verlockenden Gesänge der Loreley denken. Der gewaltige Geist erfaßt eben, als hätte er den Grund von Allem gesehen und überall die Armuth im Reichthum gefunden. — „Childe Harold“ ist nur der keckere und schalkhaftere Bruder von „René“; seine traurige Weisheit fällt zusammen mit Volneys Ruinenphilosophie und hat die engste Verwandtschaft mit V. Hugos wuchtigeren „Contemplations“. Zur Charakteristik genügt schon das Abschiedslied: „Adieu, adieu! my native shore“, anhebend wie ein alter, weich und wild zugleich ans Herz greifender Volksfang von Scheiden und Wandern und Schritt um Schritt überleitend in jene trostlose Lyrik des vereinsamten, höhnenden Schmerzes. — Was da wirklich von Reisebildern liegt, das ruht mit einer bitter eindringenden Lust auf den bunt übertünchten Kleinlichkeiten gesunkener Nationen. So kennzeichnen die Züge aus dem portugiesischen und spanischen Volksleben, wild, farbenfrisch, voll heißen Athems aus Fest und Schlacht herausgelangt, scharf die Natur dieser verkommenen Kinder des Südens. So ist Italien, das Land der großen Ruinen, unter denen die unstäte Phantasie von der einen zur anderen schweift (4. Ges.), das rechte Feld für diese Poesie des Todes. Auch da herrscht das Abgerissene, Zufällige, das den Begriff der Einheit und der reinen Schönheit nicht aufkommen läßt. Das Schicksal dieses Landes beschäftigt den Dichter öfters. So giebt „The prophecy of Dante“ 1819 unter der Einkleidung einer vor- und rückschauenden Eingebung des großen verfolgten Dichters ernste Betrachtungen über das Verderben des herrschenden Kleintyrannenwesens, gleichviel ob es sich demagogisch oder absolutistisch gebärde. — Italiens verschollene Hoheit; Venedigs versunkene Pracht; Roms ernst beredte Trümmerwelt, wo das üppige Leben aus dem Tod ein verkommend Dasein saugt; dann des Oceans urgewaltige Sprache: das sind die rechten Tummelplätze der zügellosen Träumereien des Pilgers. Ist ja diese Poesie selbst Ruine, ihre Fragmente zerschlagene Säulen von mächtig schöner Pracht. Darum sind Byron auch die Trümmer heilig, wie seine bitteren Worte auf Lord Elgins Raub an griechischen Denkmalen bezeugen. — Der dritte Gesang von „Childe Harold“, an Poesie der Anschauung weit zurückstehend, giebt vollends allen Zusammenhang auf und bewegt sich sprungweise von der subjectivsten Empfindung

zu ganz zufälligen Reisebildern und Wanderreflexionen: das ist höchstens die unmuthige und launische Poesie der unstillbaren Unruhe. Doch geht tief rührend einer von jenen ewig menschlichen Zügen hindurch, die man Oasen heißen möchte in der Wüste des stolzen, mächtigen zerrissenen Geistes: mitten in fernen Landen steigt ihm das schmerzlich süße Gedenken auf an sein geliebtes Kind; in dieser stillen Wehmuth hebt der Gesang an und in ihr, lang nachklingend, endet er. — Eines bleibt ihm in allem Wechsel unwandelbar: der Haß gegen alles Gemeine und das feine Gefühl für wahre Größe und innere Hoheit, als deren rächender Anwalt der Dichter jedesmal auftritt, wenn er sie mißkannt oder verfolgt sieht. Damit eint sich die glühende Begeisterung für Freiheit und der Hohn auf geistliche und weltliche Fesseln. Dahin zählt denn auch ein drohend prophetisches Wort auf die Thorenfreude über Napoleons Fall, das poetische Augurium auf die wortbrüchige Reactionspolitik der nächsten Jahrzehnte.

Der Haß auf Eroberungspolitik und Knechtung der Völker macht ihn freilich auch einseitig, wie die „Ode to Napoleon Bonaparte“ zeigt, ein Rachenachruf an den abtrünnigen Sohn der Revolution, edler gehalten als Chateaubriands unwürdige Schmähschrift, aber im Grunde nicht gerechter. Die Sprache ist zu feindselig hingeschleudert, um poetisch zu berühren. Diese Verdammung des Eroberers verirrt sich bis zum Preise der klein empfindenden Habsburgerin und bis zu dem kecken Wahn, diese Lehre werde Völker und Heere für die Zukunft vor solch überfirnißter Knechtschaft zurückschrecken. Heut aber herrscht in Frankreich nur die umgearbeitete zweite Auflage des alten Kaiserreichs.

Um den Dichter als edlen Kämpfer für die Freiheit zu kennen, genügt übrigens schon das kurze Gedicht „The prisoner of Chillon“, eine in ihrem ruhigen, klagend erzählenden Ton furchtbare Anklage auf die Knechtung des freien Menschen durch den Wahn des Andersdenkenden, großsinniger und beredter als alle donnernden, oft gedankenarmen Apostrophen an die Tyrannei. Es ist eine einschneidende Psychologie des Kerkerlebens, die Poesie zu Silvio Pellicos beredten Berichten vom Spielberg.

Neben dem finsteren Schmerze kehren zerrissene Geister gern eine andre Seite ihres Wesens heraus, um so mehr, je überlegener sie sich fühlen: das ist die bittere, weltverachtende Ironie, aus welcher leicht

der absolute Spott wird. Diese Kehrseite der Romantik mit beißendem Witze hat Byron nackt und schroff herausgestellt in seinem längsten und bequemst ausgesponnenen Werke, dem „Don Juan". Was sonst Schmerz, ist hier unerbittliche Satyre auf Alles, was sich als Lebensweisheit und Gefühlstreue giebt; ein fortlaufender Commentar zu der Lebensanschauung: Alles ist falsch und unbeständig; Nichts hoffen und Nichts glauben von unserm schwachen Geschlecht ist die einzige Weisheit. Diese absolut leere Nüchternheit, der Materialismus der Verzweiflung, übt wie alles Verzerrte einen niederdrückenden Einfluß. — Allem feind, was Knechtung heißt oder begünstigt, spricht Byron einen erbitterten Haß aus auf die in neuerer Zeit von seinem Kaufmannsvolk allerdings mehrfach geübte Politik, die Völker durch vorgespiegelte Begünstigung freiheitlicher Entwicklung zu ködern und hernach kraftlos oder selbst reactionär der alten Knechtschaft wieder hinzuwerfen. Auf diese Stellung seines Landes, auf aristokratisch versessene Staatshäupter (Castlereagh, den der hohe Dichter in furchtbaren Ausfällen peitscht, Wellington, auch Pitt), auf Eroberer und Absolutisten jeder Art (Napoleon, Katharina II.) schüttet er seinen Zorn, auf die Tugendheuchelei aber und hier zumal auf die Prüderie in den Sitten seines Landes und sein Kokettiren mit der Religion gießt er allen Hohn, dessen er fähig ist. Man merke auch den wiederholten Spott auf die contemporären Dichter Englands (Southey, Wordsworth, Coleridge; so 3, 99 ff.). Die unzähligen Digressionen, fast so umfangreich als die Erzählung, sind charakteristisch wie für Byrons unruhigen Geist so für diese Art Production. Wahrhaft überraschend ist mir schon das Urtheil englischer Kritiker aufgefallen, die „Don Juan" für das erste poetische Product des Jahrhunderts in England erklären. Wohl ist Einzelnes, wie bei Byron immer, groß und wunderbar schön; aber das Ganze, vom Standpunkte seines Geistes sowohl als den Anforderungen der Kunst — ich kann mir nicht helfen, ich erkläre diese Art Poesie für verwerflich. „Don Juan" ist die erbitterte Satyre auf die Gebrechen und Nichtigkeiten der fashionablen Welt in unseren verbildeten Zeiten. Nur zwei Züge können mit diesem Producte des schärfsten Hohnes etwas aussöhnen: Der Dichter tritt ein als die ganze, in sich durchaus wahre Natur, die dem so heillos überwuchernden Scheinleben und Schönthun keck den Handschuh hinwirft und alle Schleier lüftet. Ferner liegt auf dem

tiefsten Grunde dieser frivolen Spottweisheit doch wieder jener umsonst verdeckte Ernst des inneren Leides und Leidens, der in 4, 11 in die ganz anders tönenden Worte ausbricht: „The hearts — which may be broken; happy they! ....... who of that fragile mould ....... break with the first fall!“

Ganz in gleichem Tone, wieder mit massenhaften Digressionen, ist „Beppo“ entworfen. Den Text bildet eine ganz ordinäre Weiberuntreue unter sehr natürlich erklärenden Umständen und auf dem für dieses Product classischen Boden Venedigs. Ende gut, Alles gut: Galan und Ehemann söhnen sich bei türkischem Kaffee aus und leben fortan friedlich neben einander.

Völlig verschieden, und damit treten wir dem letzten von Byrons großen Seelenbildern nahe, ist „Parisina“ gehalten; auch hier die gebrochene eheliche Treue, aber mit wahrhaft tragischer Tiefe behandelt. Parisina Malatesta, Markgräfin von Ferrara, ihrem Stiefsohn Ugo in Liebe ergeben, Beide zur Sühne für die verletzte Treue auf dem Schaffot endend. Und da nun reißt der Dichter wieder vom ersten Tone seiner Laute an unwiderstehlich mit; er wühlt alle geheimen Wunden des Herzens auf. In ruhigen Rhythmen spricht das Liebesäuseln der ersten Nachtstunde, eine schmelzende Symphonie. Bewegter, rascher schreitend das glücklich-unglückliche Bangen der bei den Blumen von Estes Garten des Geliebten harrenden hohen Frau, von tief sich einprägender Gewalt durch das verneinende Abweisen der süßen Bilder der Nacht, denen nicht das erwartende Klopfen des Herzens gilt. Dann die unsagbar schmerzvolle Wonne jener Stunde, die, um den Frieden des Herzens und das Glück des Lebens erkauft, beide als Zahlung fordert und unwiederbringlich enteilt. In schweren Strichen das tragische Ende, wobei der Dichter die Geschichte von Parisinas Geschick frei umgestaltet hat, um unbeschränktes Feld zu gewinnen für jene verlornen Seelenzustände, in denen er als heimischer Meister waltet. Die Schuld des Vaters, die sich furchtbar durch den Sohn und an ihm rächt, ist ein glücklich verwendetes Moment, um auf die sündigen Opfer der Liebe ein um so erschütternderes Mitleid zu werfen („Their very sighs are full of joy So deep, that did it not decay That happy madness would destroy The hearts which feel its fiery sway“).

Kehren wir zu den Satyren zurück! — Wie man „Don Juan" die allgemeine Weltsatyre heißen könnte, so tritt nun diese Richtung seines Geistes in die einzelnen Lebensbeziehungen aus einander und trifft zumeist das öffentliche Leben. Zunächst das politische. Da ist einmal „The vision of judgment, by Quevedo Redivivus. Suggested by the composition so entitled by the author of 'Wat Tyler'"; unter dem Gewande schalkhafter Humoristik von schneidendem Hohn auf die geistarme Regierung Georgs III., auf die ganze Partei der Tories, auf die grundsatzlose Vielschreiberei (den Verfasser des „Wat Tyler") und auf die feile Beurtheilung der Großen und Reichen da unten. — „The age of Bronze or Carmen seculare et annus haud mirabilis" knüpft an den Congreß von Verona und geht auf die ganze dem Falle Napoleons folgende Politik. Nach würdevoll ernsten Einleitungsideen über die Nichtigkeit aller menschlichen Strebungen, über das erschütternde Schauspiel von Napoleons Größe und selbstverschuldetem Sturz durchmustert der Dichter mit souveräner Verachtung die Tendenzen der reactionären Großmächte: die halt- und treulose Kleinheit der Nachfolger des großen Friedrich, die pfäffische Despotie in Spanien, das von dem beschwatzenden Truge Metternichs angeführte Tückespiel der heiligen Allianz mit der humoristischen Phrasenliberalität des Czaren, die gemächlich verdauende Schöngeisterei Ludwigs XVIII., die um Geld Blut und Ehre verhandelnde Krämerpolitik Georgs IV. und den Fluch der jüdischen Geldmacht. Das ist eine Rundschau von so einschneidender Schärfe, wie unsere Zeiten sie nur noch etwa bei Thomas Moore oder dem höhnenden italienischen Satyriker G. Giusti zu finden gewohnt sind. — Es ist nur die Kehrseite dieser Verachtung, wenn „The monody of the death of the right honorable R. B. Sheridan" den genialen, viel verfolgten und gleich den meisten großen Rednern und Staatsmännern Englands aus jener Zeit weit verirrten Kopf erbittert an der ordinären Erbärmlichkeit aller kleinlichen Coteriehelden rächt und nachweist, wie deren Gekläff oft die höchsten Geister innerlich verletzt und leicht in Fehl und Vergehen des trotzigen Unmuthes wirft. Byron hat hier wahrhaftig sein eigen Geschick durchdacht. Rein poetisch hebt sich das ruhig klare Einleitungsbild vom Sonnenuntergang ab. — Ein großer Geist, von den Verfolgungen der tief unter seinen Ideen stehenden Welt gequält und gehöhnt, ist überhaupt sein Lieblingsstoff. Siehe

„The lament of Tasso“. Mag auch in diesem immer wiederkehrenden Grundgedanken etwas Krankhaftes liegen, er hat dennoch eine kühne Hoheit, die von einer Zeit der nivellirenden Herabdrückung alles charakteristisch Bedeutenden als Gegengewicht beherzigt werden dürfte. — Wie sehr er dagegen kleine Schöngeister zu züchtigen weiß, beweist „The curse of Minerva“, ein persönlicher Angriff auf Lord Elgin, „den Räuber und Krämer“, und sein Treiben hinsichtlich der griechischen Monumente. Der Name des Lords ist mit Hohn förmlich überschüttet, sein Thun als Barbarei gebrandmarkt, ja sein Geburtsland Schottland mit Schmach „das englische Böotien“ genannt. Endlich wird den beiden Großmächten England und Frankreich aus den unglücklichen Zeitverhältnissen und den Folgen des von Byron so bitter gehaßten Eroberungskrieges Unheil geweissagt, jenem der später wirklich ausgebrochene indische Aufstand. — Eine allgemein gesellschaftliche Satyre ist „The Waltz, an apostrophic hymn“, spottender Panegyrikus auf den als Verderber der ehrbaren Sitte keck geschilderten Tanz, wieder mit Seitenhieben auf den Regenten und seine Zeit. — Eine andere Classe bilden die literarischen Satyren. „English bards and scotch reviewers“ ist eben so gallig und rücksichtslos gegen alle unter den Ersten genannten Vertreter der poetischen Literatur seines Landes und seiner Zeit; einzig Moore steht über seinem wegwerfenden Spotte. Sofern aber diese durch und durch das Gepräge heftiger Entrüstung tragende Satyre gegen die zwei Grundübel: industrielle Vielschreiberei und eine um Geld und Gunst gegen Lüge und Wahrheit indifferente Verkäuflichkeit des Talentes gerichtet ist, insofern zeigt sie doch neben dem verbitterten auch den großsinnig und wahr angelegten Geist. Jene zwei Uebel sind mit Grundursachen des moralischen Verfalls der Zeit. An jene erste reiht sich eine zweite halb lehrhafte Satyre: „Hints from Horace being an allusion in english verse to the epistle 'Ad Pisones, de arte poetica', and intended as a sequel to 'English bards and scotch reviewers'“. Was in diesem Stück neben den geißelnden Anspielungen von allgemeinen poetischen Vorschriften steht, ist eben so dürr und nutzlos als Horazens vertrackte „Ars poetica“ mit allen ihren Nachkommen und Verwandten, Boileau an der Spitze. Endlich ist „The blues, a literary eclogue“ eine ironische Darstellung des abgeschmackt schöngeistigen Treibens in modischen Cirkeln von halbgelehrten Damen und Literaten,

Alles handwerksmäßiger Schein von schönen Seelen und gelehrtem Kram, im Inneren aber maliciöse Klatscherei und Schmarotzerwesen. Das Ganze ist übrigens matt.

Ist uns in den düsteren und ergreifenden Seelenbildern die krankhafte und mächtige, in den höhnenden Satyren die wegwerfend-verletzende Seite in Byrons Geist entgegengetreten, so können wir seiner Bizarrerie folgen in einigen Curiosen, denen er dramatische Form gegeben hat. Dahin muß man zunächst zählen die zwei Stücke „Cain“ und „Heaven and Earth“, die er selbst als Mysterien bezeichnet, und in der That haben die wunderlichen Producte einer grandiosen Phantasie eine gewisse Verwandtschaft mit den Mysterienspielen des Mittelalters, noch näher mit Milton. Die Einwirkung der Geister, die er auch anderwärts spielen läßt, giebt seiner gewaltigen und unruhigen Einbildungskraft einen neuen Tummelplatz. Die Sprache ist den biblischen Charakteren angemessen. Die Vorstellungen über Schöpfungsgeschichte und Himmelsraum hat der Dichter zum Theil nach den Begriffen der modernen Wissenschaft entwickelt, aber mit einem Spiel aus ungeheuerlichen Gebilden versetzt. Das Ganze, in seiner Art großartig originell und kühn, auf dem reich verwendeten Begriffe der Empörung der erschaffenen Geister gegen den Urgeist ruhend, macht einen schwer zu bezeichnenden, fremdartigen Eindruck. Eben so das völlig gleiche zweite Stück, ein Act vor und während der Sündflut, dessen Entwickelung auf der Liebe der Himmlischen zu sterblichen Frauen beruht. — Ein anderes Curiosum ist das fatalistisch schaurige Stück „Werner“, das sich in keiner Hinsicht von den Irrthümern der deutschen Schicksalstragödie unterscheidet. Die Hänge seines Geistes führten dahin, daß er auch dieser verkehrten Richtung seinen Tribut abtrug. — Endlich ist das kuriosefte aller Curiosen: „The deformed transformed, a drama“; die Geburt einer unberechenbaren Laune, bizarr vom ersten Federstrich bis zum letzten: ein auf die seltsamste Unterlage gebauter Don Juan-artiger Seelenverkauf an den Bösen mit so schwächlichen Resultaten, daß es sich wahrlich nicht der Mühe lohnt, den Fürsten der Hölle zu bemühen, der ohnehin eine klägliche Figur als Possenreißer spielt. Die Erstürmung Roms durch den Connetable von Bourbon soll die Scenerie liefern zu der Entwicklung des Geisterspiels; dieses selbst ist so schwach und erfolglos, daß es beinahe zum Anhängsel wird. Das Unbehagen, das ein so vagabundirendes

Product in den Geist wirft, ist nicht zu schildern; ein schlagender negativer Beweis von der philosophischen Bedeutung des Zweckbegriffes.

Abgesehen von diesen Stücken, an denen eigentlich Nichts dramatisch ist als die Form, und von dem früher genannten „Sardanapalus", hat Byron noch zwei historische Dramen verfaßt, beide aus der classischen Geschichte der so viel seinen Geist beschäftigenden Meereskönigin Venedig. Es sind „The two Foscari" und „Marino Faliero". Jenes ruht auf dem blutigen Geschlechterhasse der vornehmen Familien Venedigs, einem Hasse, dem leicht die staatsinquisitorische Macht der furchtbaren Zehn als unantastbares Werkzeug dienen mochte. Byron hat die geheimen Schrecken des eisernen Regimentes, auf dem Venedigs Größe und Fluch zugleich ruhen, voll walten lassen: Das ist allerdings die Meeresstadt mit ihren bangen Geheimnissen, und der alte Foscari ihr ächter Sohn, wie sie unergründlich bis in den Tod. — „Marino Faliero" behandelt die Verschwörung des mächtigen Dogen gegen die Signoria. Die Gestalt, und so das ganze Drama, macht einen sehr gespaltenen Eindruck, und das ist wohl der Hauptmangel; es klärt sich vor dem Geiste nicht ab. Es ist darin mehr Declamation als That, und jene greift nur selten so tief, als unter Anderem Lionis ahnungsschwerer nächtlicher Dialog. — Im Preise der alten Hoheit der Stadt übersieht Byron übrigens gern, daß auch in ihrer Blüthezeit eine tief gehaßte und viel gefürchtete Despotie die Geschicke des an schweren und düsteren Mysterien reichen Staatsverbandes lenkte. So geschieht ihm auch in der „Ode on Venice", dem schweren Trauerruf auf die Knechtung der stolzen Meeresbraut und auf das in der neuesten Geschichte verwegen durchgeführte Niederwerfen des republikanischen Systems. Der Kern liegt übrigens darin, daß er die Völker aufruft, aus dem schwächlichen Brüten aufzuwachen und nicht mehr die blinden Zugthiere übermüthiger Treiber zu sein.

Ein Blick auf alle dramatisch angelegten Stücke Byrons zeigt, daß er kein dramatisches Talent war. Nicht blos sind alle ohne Ausnahme nicht für die Bühne, sondern die dramatische Entwicklung ist schwach. Dagegen durchströmt mehrere dasselbe Feuer des poetischen Gefühls, das seine Lyrik und weit mehr jene lyrisch-epischen Seelenbilder hebt, die seine mächtigsten Producte sind.

Denn auch das fällt fast seltsam auf, daß die kleinere Lyrik dieses durch und durch lyrisch angelegten Geistes im Ganzen nicht an die

großartige Macht und Pracht seiner episch gehaltenen Ergüsse reicht. Diese kleine Lyrik ist das letzte Feld, auf dem wir den Dichter aufsuchen.

Die „Hours of idleness“ sind junge Arbeiten, zumeist Gelegenheitsgedichte aus den Jahren 1802 bis 1807 zur Feier von Jugenderinnerungen und Jugendfreundschaften. Der poetische Gehalt ist nicht bedeutend; sie sind höchstens als Charakteristik wichtig. Zeigt der Ausdruck die ihm eigene Unmittelbarkeit der Anschauung und Wärme des Empfindens, so tritt in der Auffassung des Lebens schon früh jene verlorene Unruhe hervor, träumend oder wild oder spottend, die einen tiefen Gram auf dem Grunde zeigt. „Alles ist eitel.“ Eines der Lieder, „The death of Calmar and Orla“, trägt ganz die eigenthümlich bewegende Tonweise des Macphersonschen „Ossian“. — Ganz ähnlich verhält sichs mit den „Occasional pieces“; es sind im Grunde für Byrons Dichterflug meist nur Uebungen. Bedeutung gewinnen auch sie dadurch, daß in ihnen aller Schmerz und alle Bitterkeit, aller Unbestand des ewig unbefriedigten Verlangens, aller Spott auf ein erniedrigendes Regiment, alle Hoffnungslosigkeit auf Mensch und Leben sich Luft macht. — Die wenigen „Domestic pieces“ führen in des Dichters gründlich zerstörtes Familienleben ein. Gleich das erste Lied, „Fare thee well“, von 1816, giebt Einblick in die schmerzende Bitterkeit des früh und unheilbar durch Beider Schuld zerrissenen Verhältnisses zu seiner Gattin, einen der aufreibendsten Schattenpunkte in des Dichters Leben. Viel bitterer sind die „Lines on hearing that Lady Byron was ill“, die das leidenschaftlich rachevolle Weib als die Klytämnestra hinstellen, die dem Verfolgten Fried' und Freude raubt. Was auch die Gründe seien, das Verhältniß war vergiftet und schwer an des Dichters Herzen zehrend. Es thut wohl, aus dieser Atmosphäre durch die drei Lieder an die Schwester Augusta auf das Feld der herzlichsten geschwisterlichen Freundschaft geführt zu werden; da drückt sich alle Innigkeit eines nach innerstem liebenden Verständniß verlangenden Herzens aus, aber auch der ganze Riß des stolz vereinsamten und in sich verzehrten Geistes. Auf diesen Kern führt auch das im Juli 1816 entworfene Gedicht „The dream“. Man muß sich unwillkürlich fragen, in wie enger Beziehung zum Herzen des Dichters das stehe, was sich hier als Traumbild giebt. Es ist da ein so bitterer Harm niedergelegt und in so scharfen und durchgefühlten Strichen, daß das wahrlich ein Stück eigener Geschichte ist. Es ist

das alte Lied und Leid in neuer Form: Eine unglückliche unerwiderte Jugendliebe, Trennung durch ein fremdes Band, doppelter Gram, nun in beiden Herzen erwacht, späte und nun selbst verhängnißvolle Vereinigung, der innere Frieden unwiederbringlich zerstört durch die Schwere des hier durchgekämpften, dort durchgesehnten Lebens, bestimmt,

„...... the one
To end in madness, — both in misery.“

Wer mag sich da nicht erinnern, daß es fast wie Sage geht, Byrons Zerrissenheit führe zuerst auf eine unglückliche Jugendliebe zurück?

Ein überraschendes lyrisches Product sind endlich die „Hebrew melodies“. Es ist überhaupt eigen, wie viele auch von den Geistern, bei denen das religiöse Leben ganz zurücktritt, gleichwohl von dem eigenthümlichen Reize der alttestamentlichen Poesie, den Psalmen und Propheten, sich angezogen fühlen. Auch haben die Trauergeschicke des auserwählten Volkes, das wie eine lebende Ruine berührt, je die Dichter der Ruinen nahe bewegt: die an den Weiden der Bäche Babels hangenden Harfen, die über den Fall Zions klagen, sind für alle Künste, nur nicht für die bildenden, ein glückliches Object. Leugnen läßt sich zwar nicht, daß der Geist des hebräischen Alterthums von manchem Dichter unseres Jahrhunderts bedeutender gefaßt scheint als in diesen kurzen Liedern, was sich einzeln verfolgen läßt, wie denn unter Anderm Jephtas Tochter von A. de Vigny großartiger, Belsazar von Heine drastisch ergreifender dargestellt sind. Doch giebt die Klage der Erinnerung diesen Gesängen ein eigen weiches Gepräge („Oh! weep for those ......“ und „On Jordan's banks ......“ sind einfachste Laute der innigen Trauer: da drückt sich der auf dem Volke ruhende Fluch unstäten Wanderns aus).

Byrons Wesen führt auf den uralt tiefsinnigen, unheilvollen und verlockenden Mythus von Faust und Don Juan. Der vornehme Engländer war ganz dazu geboren, das Leben, ob real oder ideal, ob gesund oder verzerrt, aus den großen englischen Gesichtspunkten zu betrachten und zu behandeln. Was in ihm erschütternd wirkt, das würde in der Misère deutscher Kleinstaaterei zur Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen; es ist nicht Zufall, daß einer der ersten Söhne des meerbeherrschenden Inselstaates der concentrirteste und genialste Ausdruck einer mächtigen und abgrundreichen Seite unserer modernen

Bildung geworden ist. Weltverachtung, sein starker Träger, läßt sich groß auch nur in großem Style durchführen. Weltbewegend, in tausend Adern des großen geschichtlichen Lebens pulsirend, braucht dieser Geist auch ein höheres Maß als das Alltagsgesetz unseres Kleinlebens, von dem aus selbst manche unberufene Kritiker urtheilen, um ein bornirtes Verdammungsurtheil auf die weit über ihren Horizont hinausreichende Gestalt zu werfen. Seine Wirkung ist unberechenbar gewaltig und erstreckt sich über den ganzen Continent, wofür er kaum einen anderen Beweis braucht als den, daß er selbst in der polnischen und der russischen Dichterschule mächtig war; um sie zu constatiren, müßten nicht einzelne Schriftsteller, sondern ganze Reihen, zum Theil ersten Ranges, ganze Richtungen der modernsten Literatur (so die romantische Schule in Frankreich), einschneidende Seiten im Denken der Zeit begleitet werden. Darauf soll nicht eingetreten werden, genannt sei der schlagenden Geistesverwandtschaft halber einzig der große und unglückliche ungarisch-deutsche Dichter Lenau. Wir haben uns dieser Einwirkung noch lange nicht entzogen.

Durch Geburt auf den Höhen des Lebens stehend, durch Genie auf den Höhen des Geistes dominirend; von eminentem Adel der Seele und doch innerlich zerfressen; voll der tiefsinnigsten Ideen und doch innerlich leer und entnüchtert; so glänzend und doch so unglücklich; skeptisch, blasirt, höhnisch, schuldig, dem Haß und der wilden Leidenschaft verfallen; und doch nach stiller, inniger Liebe sich sehnend, unstät nach einem ewig entwischenden Ideal jagend, mit glühender Begeisterung der Freiheit und dem Unglück lebend und sterbend — wer erkennt nicht in diesen schneidenden Gegensätzen, die ernst an unser eigenes Herz klopfen, die unversöhnte Zeit selbst? Stellen wir uns aber an die verhängnißvolle Todesstätte des hohen Dichters (Missolunghi), die er im fernen Griechenland edel und versöhnend für seine Göttin, die Freiheit, gefunden, und träumen wir im Wellenschlag des ägäischen Meeres über das verhängnißvolle Geschick dieses großen Lebens: verkörpert sich da nicht wieder das Schicksal unserer widerspruchsvollen Generation, die mehr als irgend eine andere in grandiosen wie excentrischen Strebungen die ganze Erde durchstreift, als wollte sie sich und ihrer Unruhe entrinnen?

In dem Sinne ist Byron Repräsentant der modernsten Zeit und Cultur.

**Walter Scott**

ist der Schöpfer und bis jetzt das größte Haupt des Geschichtsromans, jener einerseits viel und über Gebühr angefochtenen und anderseits eben so hoch gepriesenen Mittelgattung, der die Einen die Verbreitung schiefer Begriffe von den Zeiten und Völkern vorwerfen, von deren hochpoetischem Zauber, lebenvollem Reiz und Enthusiasmus die Anderen, wie uns scheint mit mehr Recht, die glücklichste Anregung und Förderung selbst des geschichtlichen Studiums erwarten.

Die allgemeinen Züge seines Componirens sind: Eine lange und mit umständlicher Einzelheit verfolgte Exposition der beiläufigen Umstände, die sich zu einer nach allen Seiten sorgfältig umschriebenen, nicht in allen Theilen fesselnden, oft allzu gestreckten und ins Detaillirte ausgesponnenen Introduction gestaltet. Die ausgesprochenste, immer wiederkehrende Neigung zu mittelalterlichen, mysteriös sagen- und balladenhaften Stoffen, in deren Gestaltung sein Roman vollständig jenen dunklen, viel verbergenden, an versteckten Ecken und Winkeln reichen Bauten der alten Burgen gleicht, wo seine Geschichten spielen; es streicht wie klagender Eulenruf und vieldeutiges Windesbrausen durch die weiten und düsteren Hallen. Scott versetzt mit einem nicht abzuweisenden Zauber in jenes dem Mittelalter eigene Halblicht, in dessen ungewissem Schein immer eine Saite unseres Herzens anklingt, und wär' es noch so fest verwahrt; er ist der Herr und Meister der Romantik. — Hat er einmal alle Fäden der Verwicklung aus den zahlreichen kleinen Fädchen fest zusammengesponnen, dann entwickelt sich auch die Erzählung rascher, voll strömenden Lebens und mit zweifellos tiefen Momenten. Auch hier wieder kann er mit großer Sorgfalt und Einläßlichkeit in die Einzelmalerei der Sitten, Costüme rc. eingehen, und auch hier wieder oft zu gedehnt; da geht denn Alles so sehr ins Breite, daß die Wirkung sich abstumpft und abflacht; eine Masse zusammengelesener und sich repetirender Einzelheiten liegen durch und unter einander und lassen kein Gesammtbild zurück. Dann tritt trotz der Neuheit der für unser Culturleben überraschenden Zustände, ja trotz der Fülle von mannigfachsten Begebnissen, womit er seine Erzählung oft überladet, Unsicherheit und Verzetteln in der Composition, Mattigkeit in den Farben, gedehntes Erzählen, öfteres

reflectirendes und humoristisches Ausschreiten oder Rückkehren auf dieselben Sittenzüge ein und beeinträchtigt die volle Wirkung (so in „Waverley"). Anders, wo er diese Klippe meidet; da sind seine Schöpfungen mindestens eben so sehr Zeiten- und Volksstammbilder als Romane, jenes oft im vollendetsten und umfassendsten Sinn. Zwanglos und glücklich in einander gefügt wie wenige, führen sie da das ganze Leben und Weben der an Helden- und Uebelthaten gleich reichen Zeitepochen vor, und die Erzählung wird eine ununterbrochene Reihe von glänzenden, lebenvollen, glücklich erfaßten Bildern. Die Wirkung, kunstvoll in verschiedengestaltigen Phasen sich auslebend, ist eine sichere, das Welt- und Geistesleben der Zeit innerlich durchschaut.

Das Beste, ja man kann sagen Großartigste in seinen Werken sind die schottisch-englischen Volks- und Ortsschilderungen, die er Jugendeindrücken und Reisen, Lebenserfahrungen und juristisch-antiquarischen Studien entnimmt, pittoresk entfaltet, voll besonders lebendiger Anschaulichkeit und ins Einzelnste gehender Naturwahrheit. In der Bizarrerie der wilden englischen Bergnatur (so um den Snowdon her) findet er wunderbaren Reiz und entfaltet eine fesselnde Psychologie des Schreckens, die er eindrucksvoll und bezeichnend zusammenstimmen macht mit den finsteren Gestalten seiner Helden; ächt romantisch verwendet er auch hierin als Hauptmotor das geheimnißreiche Grauen. Natur und Personen haben meist etwas ganz Eigenes und Wildes, wie der Sturm der brandenden Wogen in den schottischen Fiorden, aber dabei auch die größte Treue und mächtigste Anziehung.

Ueber die Art, wie er seine Charaktere aus dem thätigen Leben des Volkes heraus — Wirthshaus- und Jahrmarktsscenen rc. —, studirt und sorgsam verwerthet, giebt uns der Autor an Einem Ort interessanten Aufschluß. Greifen wir zur Charakteristik eine Reihe der schlagendsten Gestalten heraus! „Walladmor" führt uns die unheimlichen Figuren der Schleichhändler vor mit ihrem gedankenschwer bewegten, blutbefleckten Häuptling und der wahnsinnigen Alten. Dazu paßt auch das Element altceltischer Gebräuche und Seltsamkeiten, das sich in den alterthümlichen Persönlichkeiten eigens auslebt. Unter einer Reihe von Originalen ist wohl die frappanteste, freilich ins Carikirte gezeichnete Figur die von Master Dulberry, dem Reformer. — „The Antiquary" ist durch feine und ganz vorzügliche Ausbildung seiner Gestalten nennenswerth. Vor circa einem Jahrhundert, in des

Nordens isolirter Natur noch weiter herunter, finden sich noch jene abgeschlossenen, eigenthümlichen, halb aus gefestetem Charakter und halb aus Vorurtheil zusammengesetzten, lächerlichen und liebenswürdigen, wenig umgänglichen und doch wieder traulich geselligen, geizigen und doch gutmüthig oder leichtsinnig wohlthuenden, klugen und doch beschränkten, aus einem Viertel wirklich studirter Gelehrsamkeit und drei Vierteln eigensinniger Liebhaberei gemischten Figuren, die hier mit Meisterhand in dem Alterthümler und seinem Freunde, dem Ritter, gezeichnet sind. Ein eben so treues, wahrhaft liebenswürdiges und vollständig mit einer gewissen Culturstufe verwachsenes Original ist der unentbehrliche Landbettler Adam Ochiltree. Dousterswivel ist ein im Grund auf alle Länder und Völker passender Betrüger, dessen Vorgeben des Entdeckens von Schätzen einen so tief gewurzelten Zug des Aberglaubens im Menschenherzen trifft, daß diese Adepten noch in der neuesten Culturzeit ihre Narren finden. Auch diese Figur ist treffend gezeichnet und lustig aufgedeckt. — „Kenilworth" führt uns das Unheimliche und Sagenhafte leibhaft vor in den mysteriösen Gestalten des Alchymisten und Arztes Alasko und des Schmiedes Wayland. — Das trefflichste Muster für die Behandlung geschichtlicher Charaktere liefert „Quentin Durward", einer der vorzüglichsten Ritterromane. Gleich die den Haupthelden der Erzählung einführende, meisterhaft durchgeführte Introduction schließt eine auszeichnende Charakteristik Ludwigs XI., jenes volksthümlichen Despoten von Frankreich, ein, dessen kaustische Spaßmacherei, superstitiöse Frömmelei und unergründliche, grausam spielende Verschlagenheit factisch sich so prägnant ausspinnen, daß der ganze unheimliche Mensch klarer und klarer heraustritt. Seine gemeinen Günstlinge, der Henker und der Barbier, burleske Katzennaturen, vervollständigen das Bild. Es ist da in Reden, Haltung, Tracht, man möchte sagen in der Luft von Plessis les Tours etwas so Gemeines, Verstecktes, Pöbelhaftes und Herzloses, daß kaum ein markirter Zug fehlt. Dazu bilden die hochfahrend unbesonnene Keckheit und Ritterlichkeit Karls und seines kriegerischen Hofes den schneidendsten Contrast, den Nichts treffender zeichnet als die ins Einzelne verfolgte berühmte Zusammenkunft zu Péronne. Allgemein sind die Züge, die in den inneren Haushalt des Geistes der beiden feindlichen Herrschercharaktere einführen, reich und variirt dargelegt. Und um den Rahmen noch reicher auszufüllen,

treten folgende Momente aus dem Leben der Zeit mit fesselnder Lebendigkeit umrissen hinzu, kraftvolle Striche zu einem vollendeten Sittengemälde: die neuerungssüchtige, auf ihre Vorrechte gesteifte, durch Reichthum übermüthige Lütticher Bürgerschaft, immer bereit zum Aufstande gegen ihren Fürstbischof von Burgund; der Eber der Ardennen, das ausgeprägteste Muster eines verthierten Banditenführers in großem Styl; die Schaaren jenes wahrsagenden und stehlenden Zigeunergesindels, oft verschmitzter Werkzeuge der Politik, denen Nichts gewisser ist als der Galgen, Alles mit entschiedenem Glück behandelte Elemente. — „Woodstock" führt uns in einer Nebenrolle, im letzten Theil aber als Haupthandelnden Cromwell vor. Der große Usurpator ist namentlich bei Anlaß einer halb phantastisch religiösen, halb lauernd weltmännischen Rede, die unter einem Wust verworrener Abschweifungen klar und scharf bestimmte Ziele und Willensmeinungen darlegt, nach mehreren Seiten seines undurchdringlichen Wesens richtig getroffen, und später tritt der General mit aller ruhigen Kühnheit, weltlichen Verschlagenheit und einem angeborenen Zuge zum Verzeihen hervor; die ganze Partei jener mordenden und betenden puritanischen Visionäre mit ihren eben so lächerlichen als gewaltigen Sonderbarkeiten ist hier namentlich in Wort, Tracht und Haltung rc. einläßlich verfolgt; auch der leichtfertig cavaliere Charakter Karls II. mit einem momentan aufflackernden ritterlichen Großsinn und übrigens der vollsten Unverläßlichkeit ist richtig abgedrückt. — Wer endlich die Charaktere W. Scotts von Seiten des Vertrauten und Liebenswürdigen, das sogleich heimisches Interesse erweckt, will kennen lernen, den verweist man wohl am besten auf „Guy Mannering", denjenigen Roman, der nach dieser Seite gerade das leistet, was „Quentin Durward" für die geschichtliche Charakteristik. Die reiche Mannigfaltigkeit in ihrer Nüancirung ist mit großer Feinheit der Striche entworfen und doch mit so sicherer Bestimmtheit festgehalten, daß aus mehreren die sprechendsten Typen werden, und unstreitig ist die mit tiefer psychologischer Durchdringung und mit fast dramatisch reicher Tonfülle durchgeführte Charakterzeichnung das eminent Auszeichnende und der Lebensnerv des kunstvoll gestalteten und fesselnden Romans.

Aehnlich wie die Personencharakteristik mag W. Scotts Orts- und Stamm- und Gesellschaftszeichnung, welche ihm jene großentheils berühmt gewordenen Genre- und Situationsbilder liefert, an einer

ausgewählten und nach Zufall zusammengestellten Musterreihe klar werden. — Da stellt er die Feier des wälsischen Davidstages dar mit einer Fülle altväterischer Sittenzüge, und im selben Stück einen lustigen Leichenzug der Schleichhändler, beide voll dramatischen Lebens und malerischer Gruppirung. Da faßt er das schottische Hochland in seinen Zuständen der Halbcultur zur Zeit des unglücklich berühmten Einfalles des Prätendenten: mit seiner angestammten Clanherrschaft, seinen organisirten Raubeinfällen ins Unterland, seiner ererbten Treue gegen das alt Ueberkommene, seinem patriarchalischen Gehorsam gegen die Häuptlinge, der angeborenen Wildheit des Landes und Volkes, das erst halb und widerstrebend in den englischen Staatsorganismus eingefügt ist: ein durchaus eigenthümlicher Uebergangszustand von der Natur zur Sitte, dessen lebendiger Repräsentant in großen Strichen der unruhige Häuptling Vich-Jan-Vohr ist. Da behandelt er die bizarre Stellung der Gesellschaft zu ihren verstoßenen Kindern, den Zigeunerschaaren und den als altererbtes Schattenbild immer noch wunderlich mitspielenden Sternglauben, oder er führt wohl auch ein höchst keckes, in seinen Elementen langehin ganz unbestimmt gelassenes und halb als Geisteract, halb als schlaue und verworrene Machination behandeltes Gespensterspiel auf. Da nimmt er die kreuzritterliche Zeit vor, von den gefahrvollen Schwankungen um den Thron her bis zu den kecken Thaten der namentlich durch die Härte der Jagdgesetze als Freibeuter in den Wäldern hausenden yeomen, vom Kampf- und Raubleben des aufgeblähten normännischen Feudaladels oder der intriganten Habsucht der Geistlichkeit oder dem ausgelassenen Stolze der Ordensritterschaft bis zu dem Unglücke der unmenschlich verfolgten Juden herab, und geleitet beiläufig das ganze häusliche Leben jener altsächsischen Edelfreien, die sich so wider Willen den Normannenkönigen fügten, oder läßt sich auf das prononcirtest individuelle Pächter- und Rechtsleben ein. Da begleitet er das Geschick des vornehmen Hauses Glenallan und das darein verwobene einer armen Fischerhütte am Strand, mit eigenthümlicher Tragik und erschütterndem Einblick in die Seelen, und giebt mit diesen tiefst erfaßten Trauerbildern seinem Gemälde jene düsterernste Färbung, die so wohl zu Ort und Natur paßt. Da verfolgt er den furchtbaren, die verschiedensten Phasen durchlaufenden Herzenskampf, in den sich der berühmte Günstling der Königin Elisabeth durch das Abweichen vom geraden Wege selber

stürzt und dazu verurtheilt, am jähen Rande des Abgrundes ein keckes und scheinbar frohes Spiel zu treiben; die verworfene Person seines Glück und Tugend nach höhnischer Berechnung mordenden Dieners Varney, des bösen Geistes seines Herrn, der am eigenen Machwerk umkommt, aber erst nachdem er die Schuldlosen um das Leben oder den Lebensfrieden gebracht; der unerbittliche Untergang des treuen Weibes, den wir nach sorgfältiger Vorbereitung langsam, unausweichlich, aber in ungewissen, spannenden Formen heranrücken sehen: diese Elemente ergreifen mit Macht und Bangen. Da personificirt er in klaren und einheitlichen Gestalten die altpatriarchalische Unterthanentreue in ihrem Hochsinn und ihrer starren Beschränktheit. Da führt er uns das mittelalterliche Ritterleben vor in den alten Schlössern und grauen Jägerhäusern mit ihren alterthümlichen Gängen und Kammern und Hallen.

Das eine Mal entwickelt er mehr das volle und stürmende Kraftleben einer wilden Zeit („Ivanhoe"), das andere Mal mehr die inneren Stürme und das geheimnißvoll Dunkle und Wahnvolle („Kenilworth"), jenes mit fester Ruhe oder kühnem Untergang, dieses mit Grauen abschließend, jenem weiteren Horizont, diesem mehr erschütternde Tiefe gebend. Die meisten Male überwiegt entschieden das rein romanhafte Element, meist mit vorzüglich durchdachter und durchgeführter Gesammtanlage, wofür „Guy Mannering" Muster ist. Anderswo verfällt er dabei in kleinliche Schilderei, überladet die Erzählung mit einer Unzahl von mithandelnden Personen und zieht sie ins Kleine herab. Noch anderswo wird er hyperromantisch, und seine Suppositionen nehmen wo nicht undenkbare, doch höchst unwahrscheinliche und wunderliche Verhältnisse an, die am wenigsten zur modernen Zeit passen, oder umgekehrt verflachen sich der Verlauf und Ausgang in zu leicht vorausgesehene, mit zu viel ordinärem Romancharakter ausstaffirte und durch die abgebrauchten romanhaften Taschenspielerkünste präparirte Auflösungen. In gelungenen Compositionen dagegen führt er die Abenteuer zwanglos mit so ungemeiner Frische und Lebendigkeit und Kraftfülle vor, wie sie sonst nur etwa in den verwandten Formen von Dumas' reicher Erfindungsgabe liegt, ohne darum phantastisch gegen die Bestimmtheiten des Lebens zu verstoßen; er hat mehr Gesetz als durchweg der französische Roman. Namentlich wird die starke historische Seite, wo er sie ununterbrochen hindurchlaufen läßt

und mit großer, ja feinstudirter Treue behandelt, eines der auszeichnendsten Momente.

Walter Scott ist allerdings ohne gesunden Sinn für die Neuzeit und ihre Bedeutung; er versteht Nichts von ihren Fragen und Problemen; man braucht hiebei nicht einmal an seine ganz ungeschichtliche Geschichte Napoleons zu erinnern, eine Schmähschrift, die eigentlich nur sich selber schmäht. Dagegen scheint es uns in Wahrheit mit seiner torystischen Parteibegeisterung auch nicht weit her; sie hängt mehr an individueller Liebhaberei und dichterischer Beschäftigung mit dem Mittelalter als an Ueberzeugung, und er ist zu gutmüthig, um überhaupt einen Parteifanatismus zu haben. So will er in Walladmor allerdings die ganze Partei der Radicalen lächerlich machen; aber die Züge des wunderlichen Masters sind so gutartig possirlich, die ganze Figur hat etwas so harmlos Komisches, daß man ihr mit Vergnügen folgt und das einseitig Tendenziöse darüber leicht vergißt. Und so ist W. Scott immer.

Daß er von der geistigen Durchdringung und idealen Hoheit, welche große Probleme des Völkerlebens löst oder aufstellt oder auch nur begreift, wenig in seiner gelassenen und zum größten Theile mit dem gesunden altenglischen Humor ausgestatteten Natur hat, daß er bei Weitem mehr in die Breite als in die Tiefe geht und am besten unterhaltend erzählt, ist sehr richtig, ohne daß er doch zum bloßen Unterhaltungsschriftsteller herabsänke. Seine Arbeiten mittleren Schlages zeigen weder besondere Erhebung, noch erregen sie auch blos eine besondere Spannung des Interesses, ja sie regen kaum eine einzelne Seelenkraft gehoben an; aber auch da wirkt noch das Fremdartige und Eigenthümliche des Stoffes, während die besseren Stücke in der That durch geistigere Eigenschaften gehoben werden.

Einen schlimmsten Einfluß hat seine durch großartige äußere Erfolge getragene Manier ausgeübt durch die Förderung der großspeculirenden Masseneditionen und der Fabrikliteratur.

Den zwei Häuptern mögen die übrigen Vertreter nach der Reihe der Gattungen folgen, indem der Roman, an Scott anschließend, in seinen verschiedenartigen Productionen zu Ende geführt, das Drama in seinen einartigen angeschlossen und die Lyrik mit ihren mannigfach nüancirten, aber immerhin reineren Lauten als Schlußstein gesetzt

wird. — So haben wir denn mit dem lärmenden Völkergetriebe und seinen vorübergehenden Schwankungen an und werden abschließen mit den stillen Herzenslauten des Individuums und seinen ewig wiederkehrenden Vibrirungen.

**Ernst Theodor Amadeus Hoffmann**

ist in der Novelle der Hauptvertreter der Romantik des Grauens, der er alle seine Liebe schenkt. Börne sagt über die Unnatur des hier dargestellten Lebens: „Es ist abwärts gekehrte Romantik, rothglühende, zersetzte Phantasie; Marionetten, die erst Arme und Beine, dann den Kopf wegwerfen und forttragen; das Licht von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten; öde, welke, herbstliche Natur; man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden und das Geschrei der Eulen; anfröstelnde Sehnsucht nach einem unterirdischen Leben, die Epopöe des Wahnsinns. Auch in seinem musikalischen Elemente rechnet Hoffmann dem sehnsuchtsvollen Menschen genau nur das Mißverhältniß vor des inneren Gemüthes mit dem äußeren Leben".

Das Allertollste in dieser mitternächtigen Eulenpoesie sind die „Nachtstücke", welche das ins Gräßliche ausschweifende Treiben einer tiefen, aber verirrten Phantasie bezeichnen. Ueberall soll das vernichtende Eingreifen einer dämonischen Macht ins Menschenleben statuirt werden, und die erscheint in den krausesten Bocksprüngen, sei es als der leibhaftige Teufel in eigener Gestalt, sei es als sein Diener. Auch da, wo schon das Maß des natürlichen Frevels zum Entsetzen gehäuft ist, tritt körperhaft antreibend Satan in die Mitte. Durchaus entsetzlich sind „Der Sandmann" und „Ignaz Denner"; erträglicher, aber auch schwächer „Die Jesuitenkirche in G."; noch unbedeutender „Das steinerne Herz"; verfehlt „Das Sanctus", die Haupthandlung löst sich in Dunst auf, und die eingeflochtene Erzählung, die zwar ergreift, steht abgerissen da. „Das öde Haus", „Das Majorat", „Das Gelübde" sind fürchterlich, Wahnsinn ihr bewegender Hebel. — Doch sieht man näher zu, so bekundet sich mitten in den kochenden und zischenden Wirbeln ein Künstlergenius, der leitend selbst ob den tollen Wahngeburten schwebt; die Phantasie ist von gewaltiger Kraft und Gluth.

Um denselben Kern bewegt sich die „Serapionsbrüder" betitelte Sammlung; auch sie spielt fast durchweg in jenen dunkel phantasti-

schen Regionen, da die geheimnißvolle Geisterwelt allgewaltig eingreift ins Menschenleben, — ein Gebiet, dem die romantische Poesie zuweilen ihre duftigsten Blüthen verdankt. Aber Hoffmann klopft zu laut an die Pforten des unbekannten Reiches; seine Geistergebilde sind oft und öfter zu materiell körperlich, der Geist verdichtet sich zu jenen mit Einem Ruck hereinbrechenden Gestalten, die räthselhaft: woher? wohin? an zwar verborgenen Fäden, aber auf dröhnendes Commando die gesammte Maschinerie nach Automatenart regieren. Auf rein psychischem Gebiete sind die unbekannten Götter und Dämonen zu suchen; da liegen jene unergründeten Tiefen, da die ächte Poesie, und wo Hoffmann diesen Ton heraussindet, ist er wahrhaft groß. Aber das Aengstigende seiner gewöhnlichen Gespensterpoesie ist, daß der Menschengeist nicht aufkommen kann gegen die aus drohendem Dunkel geführten Schläge einer dämonischen Macht, die über ihm steht, unbekannt, unerreichbar, ihn jagend und als todte Maschine hinschleudernd. — Der Vergleich mit Tiecks „Phantasus", mit welchem die Sammlung mehr als die bloße Einkleidung gemein hat, drängt sich auf — zum Nachtheile des Verfassers. Die Einfassung entbehrt des reichen und oft tiefen Gehaltes, der dort aufgeschichtet liegt und bedeutsame Blicke ins Wesen der Kunst eröffnet. Hier sind es Selbstkritiken, die zuweilen fast komisch berühren. Das ist nicht zu läugnen: die Ausführung im Spiele des Grauenhaften ist meisterhaft, strömendes Leben und Gluth werden, wo es ihm gelingt, von sicherer Ruhe beherrscht, und lenkend ob dem Wirbel der sich kreuzenden sonderbaren Gestalten steht der Geist als Herr und Meister wundersamer Reiche. Die Striche sind fest, beinahe verwegen, die Erfindung reich, die Phantasie ein hinreißender Strom. Andere Male freilich wirft er den bösartigen Marionetten den eigenen Kopf nach.

Der Poesie des Grauens gehören folgende Nummern an: Die beiden Anfangserzählungen „Serapion" und „Rath Krespel". Sie verlieren sich in den Irrgängen des menschlichen Geistes ohne Leuchte; wie ein bodenloser See liegt grauenhaft ruhig der Wahnsinn vor dem zitternden Blicke. Die leisen Accorde, in denen die erste Nummer verhallt, beschwichtigen das innere Leben, das in der zweiten bewältigend durchschlägt. „Die Meistersänger auf der Wartburg" wäre ohne den gar zu tollen und greifbaren Teufelsspuk — kann's denn nicht der Geist sein, der in die dräuenden Abgründe herniederführt? — ein

hochergreifendes Erzeugniß, das sich voll innerer Wahrheit vertieft in der alten Zeiten wundersames Sängerleben. Die Striche, die jenes eigne Walten malen, sind fest und lebendig, die Charaktere scharf und fesselnd, den Schluß bildet der aussöhnende Sieg der herrlichen Kunst. „Die Automate" ist ein Fragment, dessen Lösung eben so schwer sein möchte als die zu Schillers „Geisterseher". Auch hier zieht wie dunkle Ahnung ein übermächtig geistiges Princip durch, fast Grauen erregend, aber vereint mit dem vollen Leben der Schilderung hebend und fesselnd. „Doge und Dogaresse", hochherrlich und zugleich heimlich düster wie Venedigs Staats- und Liebeleben; doch greift ins gewöhnliche Getriebe wieder der Zauber des Wunderbaren und wirkt als vernichtende Schicksalsmacht. Gestalten von Fleisch und Bein stehen da. — „Der unheimliche Gast" ist allerdings recht grausig unheimlich. Der düsterste Geisterspuk kehrt in dem bleichen Grafen mit aller vernichtenden Macht wieder, und auch das sonnenhell und voll strömende Leben vermag nicht den grauen Nebel zu zerstreuen, der eisigkalt ob dem Gemälde liegt. „Das Fräulein von Scuderi" leistet Alles, was eine Erzählung zu leisten vermag, und ergreift tief. Das Historische giebt festen Halt, und da steigt, ein flammender Palast, das Phantastische darüber auf. Es ist wahr, wieder ist das Triebrad jene furchtbare Macht, die den Menschen als Automaten einer zermalmenden Geisterwelt hinbannt; aber sie hat sich vergeistigt, und darin liegt die hinreißende Dichtergewalt. In den grauen Nachthimmel leuchten mild goldene Sterne. — Aus den „Phantasiestücken in Callots Manier": Das Nachtstück „Der Magnetiseur" treibt mit der unbekannten Kraft grauenhaften Spuk; das Dämonische ist gewaltig, die Züge verwegen.

Sein anderer Ton ist das elfen- und feenartig Phantastische im Kinder- und Volksmärchen.

Hieher gehören: „Nußknacker und Mausekönig", das kecke Kindermärchen, mit reich Tieck'scher Phantasie in rauschende Gewande gekleidet; doch bleibt es sich nicht treu, und lächerlich nimmt sich nach dem strahlenden Feenleben die Auflösung aus, die gar eine Kinderverlobung gebiert. „Das fremde Kind", weit ärmer und doch mindestens ebenso phantastisch; es reicht nicht von ferne an Tieck's Feenmärchen. Mag auch das himmlische Kind (der Jugend Glaub' und Liebe) eine wonnige Erscheinung sein, da wirft sich tölpelhaft der feindliche Geist hinein, und selbst jenes Himmelskind wird die (freilich unschuldige) Ursache

schweren Leides — das Sehnen in paradiesische Jugendgefilde vor dem Tode. Mag überhaupt das Kindermärchen in schwelgender, selbst toller Phantasie sich fessellos überstürzen; aber der überwiegende Eindruck sei der des Süßen und Einschmeichelnden, auch wo es geheime Schauer weckt. „Die Königsbraut“ ist ein recht schnakisches Märchen mit sprudelnder Phantasie und drolligen Charakteren. „Der goldene Topf“ mit glänzendster und kühnster Romantik; das Gemälde ist üppig reich, von flammender Farbenpracht. Die tragende Idee spielt seltsam und wunderbar unter bald feenhaft prächtigen, bald schaurigen Markirungen durch. Die Poesie, die hochherrliche Gestalt, wandelt in goldgewirkten Gewanden durch Zaubergärten und führt versöhnungslos einen siegreichen Kampf gegen das erdrückende Princip der alltäglichen Prosa, die mit falschen Kräften streitet. „Klein Zaches, genannt Zinnober“ schafft mit üppiger und überstürzender Phantasie lebenvolle Gestalten und Scenen, die sich in zauberischem Wechsel drängen und treiben; es ist springendes und keck hingeworfenes Feenleben. In dem muthwillig phantastischen Ding mag eine Apotheose des Sieges liegen, den das poetische Gemüth wie über die fade Gewöhnlichkeit so über die feindlichen Gewalten feiert.

Mehr noch dominirt in dem wunderlich zerrissenen Kopfe der bittere Humor, die Satyre und Ironie, die Polemik gegen die Zeit. Dahin zählt ein großer Theil der „Phantasiestücke in Callots Manier“. Es sind geißelnde Persiflagen auf die unverständige, geist- und gemüthlose Kunsthätschelei, die in ihrer Fadheit und Blöße nackend hingestellt ist, scharf, fest, empfunden, oft mit sprühendem Witz. Mit lebendigen und seelenvollen Farben ist das Herabziehen der hochherrlichen Göttin und ihrer Priester ins alltäglich-gemeine Haus- und Gesellschaftstreiben gezeichnet, und daneben öffnen sich sonnenroth die Himmel der Kunst und ihr geheimnißvolles Walten. „Kreisleriana“ eins und zwei. Jene, die witzigste der Kunstnovellen, ist scharf und keck, schneidende Satyre; die directe Ironie im Lobe der Musik und dem Abschnitt über Maschinenwesen beim Theater macht vortreffliche Wirkung. Durch die keckste Laune spielt leise des mißverstandenen und mißbrauchten Künstlers Klage durch. Diese giebt in fremdartigem Gewande tiefgehende Kunstideen und verbreitet sich über die geistige Wirkung der Musik; doch ist der Humor matter und das Ganze ohne Band.

Zwei von diesen Tonarten, oder gar alle drei laufen ihm in einander über, und so entstehen erst die barocksten Producte, deren Musterbild die „Lebensansichten des Katers Murr" sind. Es ist die allerwunderlichste Idee, auch nur in Hoffmanns Kopf aufgestiegen, zwei Materien, die nicht die allergeringste Beziehung zu einander haben, parallel neben einander fortzuführen, und wer Seite für Seite fortlesen will, wird fort und fort mit Einem Ruck aus einem kalten in ein Schwitzbad versetzt und umgekehrt. Das Amalgam ist durchaus abnorm. Das Eine — Beiwerk ohne Ende und ohne Ziel — ist Novelle mit geheimnißvoll magischem Anstrich, bald lieblich spielend, bald heftig erschütternd; das Andere ist schalkhaft ironische Pädagogik und Philosophie des Lebens mit dem springendsten Humor, der in allen Lagen unverwüstlich bleibt — Burschen- und Philisterthum, Liebesnoth und Hausprosa, große Welt und Gelehrtenkram malen und persifliren sich in den possirlichsten Zügen, und wohl mag der kecke Murr seinen Ahnherrn, den gestiefelten Kater, an Witz und Beobachtungsgeist übertreffen. Auf Einmal bricht Beides ab: Murr in der Reige wenn nicht seiner Jahre, so doch seiner humoristischen Erfahrungsweisheit, die Novelle in ihrer blühendsten Entfaltung. Das Fragment hinterläßt keinen Eindruck, sondern rauscht als bizarres Witzspiel vorüber. Wohl möchten sich eine Schilderung des ordinären Erdentreibens einer- und ihre Parodie anderseits zusammenkoppeln lassen, aber jene ist gar nicht da, sondern blos wunderlich phantastische Scenerie. Auch das Capriccio nach Callot „Prinzessin Brambilla" ist ein seltsames Gemisch bunter Masken, deren Kreise sich so wunderlich verschlingen, daß der Dichter selbst in ihren Netzen gefangen liegt. Toll und mystisch wirbelt der keckste Carnevalsspuk mit den grotesken Gestalten des Corso auf und ab, und in des Märchens fabelhaften Gebilden mögen sich poetisch-psychische Kräfte und der Phantasie wundersames Leben spiegeln, doch bleiben die fernen und weitgesponnenen Beziehungen dunkel. „Die Brautwahl" ist ein wunderlich Amalgam mit sehr wenig Gehalt. In Masse treiben sich allerlei taschenspielerische Künste durch, ohne Einsicht in einen geistigen Hebel und bunt von außen hineingeworfen. Ein ächt komischer Charakter ist der geheime Canzleisecretär, und der Bengel Baron Brasch liefert ein gut Stück Komik. Mit Kunst wirft gleich die erste Zeile balladenmäßig in den Strom der Erzählung hinein.

Den gewöhnlicheren Erzählerton, bald humoristisch gemüthlich, bald ernst bis zum Tragischen, bald reich eingekleidet, bald mit geschichtlichen Hintergründen, schlagen folgende Nummern an: „Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde", schwimmt mit dem gewöhnlichen Erdenleben, und das Phantastische, wo es eingreift, ist hineingezwängt. Viel Lebendigkeit und Treue ist an den ordinären Gegenstand verschwendet, der denn auch getreulich auf eine Hochzeit hinausführt. Der Stoff hat wenig Bedeutung. „Die Bergwerke zu Falun", reich eingekleidet, gespannt fortreißend. Daß nur auch hier die waltende Macht, die doch Nichts als der Geist selbst im Conflicte mit dem Schicksal ist, nicht so von außen mit Einem Schlage hereinstürzte! Eine herrliche Gemüthstiefe wirft hier ihr klares Bild ab. Trotz Alledem fragt sich, ob nicht die einfache Erzählung im nordisch schlichten Gewande dieselbe Wirkung thut. „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen" ist ein Meisterstück der Behandlung; der an sich einfache Stoff zu wundersam fesselndem Interesse erhoben, hier einmal ohne Eingreifen übernatürlicher Mächte. Es ist dies ein vollständig dramatisirtes Gemälde (wie mehr oder minder auch andere von Hoffmanns Novellen) mit Ver- und Entwicklung, thatkräftigem Leben, bewegenden Charakteren und entfalteten Motiven. Fast tragisch, und darin liegt das ächt Poetische, tritt der innerliche Kampf der sich bekämpfenden Motive herein: Kunst- und Ritterleben gegen den Liebeszauber; tragisch, wie die Kunst, die hohe, in ihrer idealen Schöne die Jünger mit zerrißnem Herzen an sich kettet, und auch die etwas ironische Haltung des faustgewaltigen Ritters hat nichts Widerstrebendes. Hier steht auch der selig heitre Schluß, Kunst und Liebe und Ritterlichkeit versöhnt, auf der Höhe des Ganzen. „Spielerglück" wird einzig durch die Gewalt getragen, mit welcher der Leidenschaft Gemälde hingeworfen ist. „Signor Fornica" geht den gemüthlich-behaglichen Novellenton, der sich nur zu gemächlich ausspinnt. Signor Pasquale wäre eine recht drollig-komische Figur, wenn nur nicht gar zu handgreiflich närrisch und überlistet. Ueberhaupt schadet auch bei Lustspieldichtern die Sucht, auf den armen, betrogenen Schalk gar alle Narrheitsteufel zu wälzen, gerade der rechten komischen Wirkung. Die Erzählung liest sich leicht, doch bald spürt sich heraus, daß dieser italienisch leichte und gemüthlich sich ergötzende Ton weniger Hoffmanns Feld ist als der schwer erschütternde auf dem Gebiete des Düsteren und Ahnungs-

vollen, von dem auch da in Salvator Rosas schwer ergreifender Gestalt einige Saiten anklingen. „Der Zusammenhang der Dinge" ist mit ächt dichterischem Geist ausgeführt. Der historische Hintergrund giebt festen Halt und lebenvoll charakteristisch spanische Bilder und Scenen, werth des großartigen Kampfes, denen sie entnommen, und mit tragischer Wirkung dem Blicke vorbeischreitend. Der durch eingeflochtene Erzählung scheinbar zerrissene Zusammenhang stellt sich am Ende um so kunstvoller und ergreifender her, und in rosenrothes Morgenlicht zerfließen die nächtlichen Schlagschatten. Auch die Eine zerstörte Liebe wirft blos noch ein sanft romantisches Streiflicht herein.

Hoffmann hat endlich eine Anzahl ernst gehaltener Künstlernovellen verfaßt, deren Centrum insbesondere die Musik ist, welcher er sein ganzes Leben über große Aufmerksamkeit und ernstes Studium widmet. „Die Fermate", unbedeutend, bewegt sich in buntem Costüm um ganz alltägliche Scenen; poetisch berühren einzig die sparsam hingestreuten Gedanken über des Gesanges Wunderkraft. Vorzüglicher ist „Der Dichter und der Componist". Schon der Rahmen, in welchen viele tiefsinnige Worte über die hehre Kunst gefaßt sind (ähnlich wie in einem späteren Fragment über Kirchenmusik) ist in seinem Gegensatze zum Thema ergreifend. Im „Artushof" liegt ein Stück ächten Dichtergeistes; es ist jenes glühende Künstlertreiben, das den Geweihten allgewaltig in seine Kreise zaubert und magisch sein Leben beherrscht; die Einkleidung ist in ihrer phantastischen Gestaltung warm und farbig; nur das Ende verliert sich fast mit spottender Ironie in des Alltagslebens Prosa. „Don Juan" ist mit Poesie empfangen, mit Poesie gegeben. Was liegt darin? Weiter Nichts als eine Kritik der wundervollen Mozart'schen Oper aus ihrer Wirkung heraus, aber sie ist voll Geist und Leben; die Oper rauscht erschütternd unserem Ohre vorbei, und wir lauschen den wundervollen Harmonien. Auch die phantastische Scene mit satyrisch eingekleidetem tragischen Schluß ist tiefsinnig und ganz im Geiste dieser Musik, welche die Mächte der Seele so gewaltig bewegt.

## Heinrich Steffens
### als Novellenschriftsteller.

Die erste Periode hatte Steffens als Philosophen vorzuführen, in der jetzigen tritt er als Belletrist in der Novellistik hervor, und

eine folgende wird die vielgestaltige und schwankende Natur als Zeitcharakter und Tagesschriftsteller abschließen.

Composition und Darstellung hängen so sehr mit seinem innersten Wesen zusammen, daß mit ihnen begonnen sein mag. Seine Novellen zeigen meist sehr lockeren Zusammenhang ohne rechtes künstlerisches oder geschichtliches Centrum. Wo die gültigen Motive nicht ausreichen, und das scheint an mehr als Einem Orte der Fall, da greift er zum zufälligen Begegnen, um die Maschine weiter zu bewegen. Wiederholt drängen sich vor jene vaguen, die verschiedensten Gegenstände unklar, unsicher und wortreich anfassenden Auseinandersetzungen, in denen das Halbe poetische Jugendträumerei, das Halbe willkürlich philosophirende Synthese ist. Man möchte fast meinen, diese Dinge sollten eben so gut wie die Schilderung von Schiffbrüchen oder Ueberschwemmungen oder verworrenen Kriegsscenen die innere Armuth des Stoffes verdecken. Steffens wird in der Erzählung complicirt bis zum Verworrenen; die einfachen Mittel genügen ihm nicht, er schiebt die Scenen mannigfach durch einander, fröhnt einer übermäßigen Neigung, in den Gang der Erzählung hinein abgerissen wieder Erzählung zu mischen, um hernach zwischen den verbindungslos vorgeführten Begebnissen nach unerklärtem Zusammenhang zu suchen; das ist erkünstelte Manier und erschwert das Verständniß. Die Anordnung ist selten durchschaubar, und die Verwirrung geht zuweilen („Die vier Norweger", 3. Bdchn.) so weit, daß man auch nicht einmal ahnen kann, wo denn der wirr durch einander geworfene Haufe von Personen und Scenen, deren Verbindungspunkte nur in der grundlosen Willkür liegen, Halt und einheitliches Leben haben soll. In manchen seiner Novellen ist kaum Ein Charakter oder Eine Situation von tieferer Bedeutung herauszuheben.

Um Nichts klarer oder fester steht es um die hier ausgelegte Gemüths- und Gedankenwelt oder um die Zeitanschauung. Steffens versetzt sich gern in widersprechende und verschwimmende Gemüthsstimmungen. Nicht selten stößt die schwankende Haltung ab, welche auf- und abwogt an den Grenzen jener äußersten Abweichung der deutschen Naturphilosophie, die in ihrem mysteriösen Träumen wieder auf den Katholicismus und den Wunderglauben zurückzuführen suchte und consequent auch der politischen Bewegung seit der französischen Revolution wenigstens mit abgewendetem Blicke gegenüber stand. Wo

überdies welterschütternde Begebnisse aus dem kleinlichen Standpunkte von ein paar in sie verflochtenen Persönlichkeiten wollen gerichtet werden, wo dieselbe gutmüthige Ergriffenheit, die sich in der Ausmalung von Schreckensscenen mit Recht einer individuellen Wärme überlassen mag, aus ihrer Klause heraus zum weltgeschichtlichen Urtheil fortzuschreiten sich erkühnt: da wird selber das Gefühlte widerlich. So faßt er selber die ganze große Bewegung von 1813 nur kleinlich und einseitig auf; es ist Personendienst, wenn von der Begeisterung des preußischen Volkes für seinen herrlichen König declamirt wird, bereits ein Ausfluß jenes pompösen Cultus der Hochgestellten, der seine Zeitbilder so gründlich widerwärtig macht. Steffens schafft (und das hängt genau an dem innersten Kern seiner eigenen Natur) meist weichmüthige Figuren, die von innerer Haltlosigkeit zerfließen und nach jedem Winde der äußeren Einflüsse ihre Gedankenrichtung wenden. Was für eine herzlich widerliche Erscheinung ist z. B. jener Burow in der fünften Novelle der „Vier Norweger", der sich durch ein paar katholische Mystificationen so ergreifen läßt, daß er den Kopf verliert und in den Katholicismus hineinpatschen will! Wahrlich, um die ganze Richtung jener katholisirenden Romantik recht zu verleiden, braucht es nur solcher Geburten. Dazu paßt eben das substanzlose Deliberiren ohne Tiefe oder irgend bestimmte Ideen, um so eindrucksloser, als die confessionellen Streitfragen ohnehin nicht mehr an der Zeit sind. Ein eigenes Product aber, bei Weitem ansprechender und vorzüglicher, ist die letzte Novelle: das immer anziehende Bild der von einem bedeutenden Geiste geschaffenen und getragenen Gemeinschaft, das freie und schöne Leben der Ordnung, des Rechtes und der Liebe, mit gerade so viel socialistischer Beimischung, als sich ohne Sprung mit den geschichtlich gewordenen Zuständen vertragen dürfte. Wenn auch das liebliche Bild, zu welchem die großartige norwegische Natur glänzende Farben und im Verein mit Menschen von bedeutenden Zügen herrliche Figuren geliehen hat, nur eine freundliche Fiction bleibt: so gewinnt doch die Darstellung sicheres, einheitliches und durch charakteristische Schönheit anziehendes Leben, Alles Dinge, die bei Steffens eine Seltenheit sind.

Bedeutend ist Steffens nur in den verhältnißmäßig seltenen Stellen, wo ihm die norwegische Gebirgsnatur in ihrer abgeschlossenen Einsamkeit, dem in sich ruhenden, tief innerlichen Leben, der feiernden

winterlichen Stille, dem großartigen Zauber von Meer und Fels, von verborgenen Gründen und weit offenen Höhen, dem verschlossen kernigen Walten eines festen, treuen und stolzen Bauernvolkes in reizenden oder gigantischen Bildern aufgeht — so mit glücklich gewähltem Geleite der Gestalten die herrliche Partie am himmelhohen Wasserfall im wildesten, schluchtenreichen Gebirge. Steffens ist unleugbar dem eigen innerlichen Geiste des gleich alter, mächtiger Zaubersage fremdartig ansprechenden nordischen Landes und Volkes nachgegangen; wo er ihn erreicht, da ist er bedeutend, doch ist ihm das selten gelungen. Im Ganzen giebt er dem Finsteren, geheimnißvoll Drohenden, dem, was wie uraltes Verhängniß oder Fluch dunkel geahnt in den Herzen selber durch die Freude und Stille hin bange durch zittert, ungemessene Berechtigung, die viel zu weit geht, auch da, wo doch der nordisch-düstere Ernst dieser Saite nahe steht. —

Die beste Schöpfung von Steffens ist „Malkolm“. Der Held selber ist eine durchaus romanhafte Gestalt, nordisches Nebelbild in der Großartigkeit seines Adels wie seiner Verbrechen. Mag er auch erschreckend die trübe Wahrheit tragen, wie gerade die hochsinnigen und kühnen Geister durch die schleichende Elendigkeit gemeiner Naturen, die stets an ihrem Verderben laboriren, zu verwegenem, ja verbrecherischem Thun gespornt werden: so ist er doch in den verzerrten Zügen nur der Vertreter jenes vaguen Dämonischen und Räthselvollen, worin der moderne Roman so gerne kecken Reiz sucht. Wenn der unglückliche junge Träumer sich in seltsamer innerer Spannung thatlos an unheimlich tiefe Gedanken verliert: nun, da ist eine Seite jener Natur und jenes Lebens, das nach innen Zeigende, die tiefe Stille in sich, geheimnißvoll wie die alte Sage, ununterbrochen wie der schweigende Winter; heimelig, wo ein kräftig nach außen greifender Geist das Gegengewicht hält, verstörend, wo die eigene Träumerei sich ins Brüten hineinversenkt. Den wuchtig in den Tiefen wirkenden Naturgeist aber finden wir wieder in der sonderbaren, ganz im Alten lebenden, launischen, unentweglichen, in sich stillen und doch mit eisernem Willen die ganze Umgebung beherrschenden alten Heggelund. Auch die übrigen Gestalten haben etwas Festes und Abgeschlossenes, Sturmeskraft neben der Ruhe der nordischen Tanne.

## Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Eine in ihrer besten Zeit gutmüthige, liebenswürdige und strebsame, eben so schnell erregte als leicht schaffende Natur, immer chevaleresk, entwickelt er überall mehr Wärme als Klarheit, mehr Klang als Gehalt, idealistisches Schwärmen ohne Realität, kein Verständniß des Lebens und der Geschichte, weder Gedankenreichthum noch Gefühlstiefe. Seine blaß gewordene Ritterlichkeit baut in ihrem Flitterglanz ein bunt zusammengewürfeltes Ritterthum auf, das nie da gewesen. Es geschieht seiner Entwicklung, was den meisten aus dem Kreise der Romantik; sie geht, immer schroffer und einseitiger werdender, mehr und mehr ins Verschrobene und Anwidernde über, und die ursprüngliche Natürlichkeit ist schließlich ganz verloren. Seine Dramatik hat zu viel lyrisches Beiwerk, giebt sich allzuleicht sentimentalen Anflügen und Excursen hin, die namentlich in den Ausgängen von eben so unausstehlicher Schwäche und Geziertheit werden wie seine Blumensprache, und geht zuletzt völlig ins formlos Aufgelöste und unendlich Breite über; gut ist immer nur Einzelnes, das ihm in glänzenden Bildern anschaulich aufgeht. Die schwachen Producte lesen sich übrigens ganz leicht und angenehm. Alle die edlen Gestalten, die ihre Hochherzigkeit wuchernd hinwerfen, sind blumige Phantasmen einer Ritterphantasie, die Nichts von der Erde versteht. Seine Personen passen gewöhnlich weder in den Stand noch in die Zeit, ja überhaupt nicht in des Lebens Prosa. Die Abenteuer drängen sich und schieben das ganze Gewebe in romanhaften Sprüngen fort: wunderbar aufgeschossene Liebe, Zweikampf, Aufruhr, Brand und Mord, Entführungen, seltsame Irrfahrten und Begegnungen, Zauber und Wunder; über all dem dramatisirten Romandetail kommt gar keine allgemeine Idee auf und kein Besinnen.

Auch wir anerkennen als das beste seiner Stücke das früheste, die der Nibelungensage nach der Edda entnommene Trilogie „Der Held des Nordens“, und als die lieblichste seiner Schöpfungen das Märchen „Undine“.

Seine zweite Periode ist ganz in den Dienst der bereits praktisch reactionär gewordenen Romantik übergegangen, und für ihre Kenntniß genügt eine Analyse des „Zauberrings“. Uebrigens verliert sein

Haschen nach überstürzenden Abenteuern zuweilen sogar die Tendenz aus dem Auge, sonst würde er nicht im „Leibeigenen“ den noblen irrenden Ritter die Köhlertochter heirathen lassen, ohne ihr wenigstens einen altversteckten Baronsrang zu geben, um die Mésalliance zuzudecken. Die passiv erlahmte Stimmung dieser Zeit beweist die Anweisung auf den Himmel, welche „ew'ge Heimath, ew'ge Freiheit und ew'ge Fürstenherrlichkeit dem Gottesknecht“ verheißt.

„Der Zauberring“, drei Theile, 1812, ist ein ächt katholischer Ritterroman so ausgeprägten Charakters, daß er leicht als Typus der ganzen Gattung gelten könnte: Kirche und Adel, dieser im ergebenen Dienste des katholischen Glaubens, beide in blendendem Glanze strahlend, so daß selbst Gewalt und Verrath in der Liebe (im Leben des alten Hugh) fast nur wie die Umhüllung heraustreten, unter der das eherne Ritterbild erst ganz und streng hervorleuchtet. Die hellsten Farben sind mit Vorliebe über das ganze der Religion und Minne geweihete Ritterleben ausgegossen — ein Bild, dem an Phantasie eben so viel zugesetzt ist, als ihm an historischer Treue abgeht. Die Kunst des Erzählens steht weder hier noch sonst bei Fouqué hoch: Wer wie er begeistertes Interesse und aufgeweckte Phantasie an den Stoff heranträgt, der schon durch das mittelalterliche Halbdunkel poetischen Ton hat; wer den Leser nach romantischer Laune in die finnischen Wälder und wieder über Deutschlands und Frankreichs Gefilde oder auch über die Meere bis zu Spaniens Blumengärten hin und her treibt; wer überall Kampf und Minne, Entführung und Buße, Rache und Freundschaft in den verschiedensten Gestaltungen herzuführt; wer endlich je in den verschlungensten Bildungen Zauberei zur Lösung heraufbeschwört und Christen- und Heidenthum in jene Wunderwelt verwickelt: der muß wohl ein buntes und gestaltenreiches Gebilde zu Tage fördern. Doch beruhigt sich der Geist in dieser unnatürlichen Welt keineswegs; die unerklärten Begebnisse und Begegnungen, die forcirten Lösungen der bis zum Verworrenen verwickelten Verhältnisse, das Nebelhafte in Licht und Schatten zwingen dem Geiste jenes unbehagliche Gefühl des phantastisch Bodenlosen ab.

Es wäre sehr interessant, einen dieser ächt deutschen Ritterromane mit einem der berühmter gewordenen ächt französischen zusammenzuhalten (man nehme z. B. „Les trois Mousquetaires“ von Dumas): dort mit vorherrschender Neigung die ächte Ritterzeit des religiösen

Kampfes und Minnedienstes, hier eher die der auftauchenden Diplomatie und der Galanterie; dort die alten Burgen und deutschen Wälder, hier Hofleben und wilde Heerlager; dort das alte treue Wort und die eiserne Faust, hier die aufflackernde Bravour und die Intrigue &c.

Es bleibt sich gleich, ob man den beiden Phasen der Restaurationszeit gleichmäßig angehörenden

## Delatouche

jetzt oder später einführe, den frühesten Vertreter und lautesten Wortführer romantischer Neigungen und Neuerungen, gegen die er sich später selber wendet, um allseitig verbittert in düsterem Pessimismus zu enden und vergessen zu werden; das unsichere, unlautere und unvollständige Talent, das sich mit der Zeit nicht umgeändert und noch weniger ausgebildet, nur mehr verbohrt hat; den aus Neigung zur Mystification und zum Cynismus, aus Verbitterung und Widerspruchsgeist, Curiositäten- und Scandalsucht zusammengesetzten Kopf, der allerlei witzige Einfälle und geistreiche Tiraden unnütz ausgiebt, oft in dunklem Styl, meist ohne rechte Form und Zusammenhang. Er hat sich im Drama, der Lyrik und dem Roman versucht, ist in den beiden ersten entschieden gescheitert und hat im letzteren einen zweifelhaften Namen hinterlassen. Das einzige Bleibende hat er für die französische Literatur gethan durch Herausgabe der Gedichte André Chéniers. Keines seiner Theaterstücke ist gelungen, keines hat Glück gehabt oder ist erhalten geblieben; sie sind zum Theil blos dramatische Skizzen oder Genrebilder. Er arbeitet meist nach fremden Vorbildern oder weiß andere Kräfte zur Betheiligung heranzuziehen; er selbst hat wenig Ganzes geleistet. Von geringer Gewissenhaftigkeit, aber desto größerer Freude am Scandal schiebt er bald seine Arbeiten Anderen unter oder eignet sich unbedenklich die ihren an. Um geschichtliche Treue kümmert er sich auch gar nicht. — Das Reale bei ihm ist wüst und trostlos, die Ideen sind arm, die Diction ohne natürliche und von innen strömende Kraft, der Gang seiner Stücke und die Composition so forcirt, launisch, sprungweise (décousue), daß sie dem Leser, den Delatouche auf irgend eine Weise, wohl oder übel, interessiren will — und er hat dafür höchstens das rein stoffliche Interesse in seiner Macht, — geradezu unmöglich macht, zu Klarheit

oder Ruhe zu gelangen. Auch wo er das öffentliche Leben berührt, tritt nicht viel Anderes zu Tage als die Lust des Realisten, durch secirte Scenen des Schreckens oder der drapirten und leicht maskirten Wollust sich und die Leser aufzuregen.

Am besten zeichnen ihn nach Seiten seiner Schwächen und seiner Stärke die zwei späteren Romane „Fragoletta" (1829) und „Aymar". „Fragoletta" ist aus den italienischen und französischen Zuständen des Jahres 1799 genommen, der hierarchische Absolutismus in Neapel mit seinen Racheacten nach dem Rückzug der Franzosen theils persiflirt, theils gebrandmarkt; doch enthält der Roman auch in den Scenen des öffentlichen Lebens wieder nichts Anderes als die diabolisch aufregende Lust des Realisten. In der persönlichen Seite des Bildes aber bricht die Freude an einem geheimen Kitzel heraus, auf der unnatürlichen Basis eines hermaphroditischen Wesens ruhend, das der Bruder als Weib, die Schwester als Mann lieben, verworren, zweideutig, in verlockenden und zugleich unheilvollen Scenen durchgeführt. Das Ganze ist ein verfehltes Werk: hat es uns durch eine Reihe unbegreifbarer Widersprüche, wollüstiger und widerwärtiger Begebnisse hindurchgehetzt, so soll jenes Naturräthsel etwelche Auflösung geben, und doch bleiben ganze Partien der Erzählung absolut unaufgelöst. — „Aymar" steht an Werth um ein Gewichtiges höher, schon deßhalb, weil er eine bestimmte Idee vertritt: der Roman stellt den Kampf der neuen republikanischen Schule in Frankreich dar; der Held ficht in den Julitagen, geht dann für Polen ins Feld, schlägt sich wieder mit dem kleinen republikanischen Häufchen gegen das Julikönigthum und flüchtet sich geächtet auf amerikanischen Boden. Er ist das vollständig zutreffende Muster jener vor der Zeit für einen neuen socialen Staat in die Schranken tretenden Jugend mit all ihrer begeisterten Todesverachtung, ihrem unstäten Suchen nach Boden, ihrem Untergang, seis im Straßenkampf, seis unter gerichtlicher Form, seis am eigenen Gram. Die Seite des Ungenügens an der Zeit und des innerlich aufreibenden Kampfes, jene schmerzvolle Verödung des Herzens ist wiederholt und so stark herausgehoben, daß „Aymar" in mehreren Phasen seiner Entwicklung zum überraschenden Nachbilde von „René" wird. Doch ohne die gewohnten Vertracktheiten geht es auch hier nicht ab: Daß Christiane, die französische Adlige, an einen verdorbenen russischen Höfling verheirathet und von diesem auf Anstiften seiner ruchlosen

Maitresse bis auf den Grad aufgegeben wird: daß der Ehemann selber dem jungen und unschuldigen Weibe für sich einen Anderen unterschiebt; die Verwickelungen, die sich an das raffinirte Verbrechen knüpfen, bis dieses einzige Elend, durch Blut und Gift hindurchgegangen, sich doch wieder in Heil auflösen soll: diese Supposition selbst ist solch ein Ausbund verfeinerter Verdorbenheit bis ins Widernatürliche, die Urheber sind so häßlich, die Verwickelungen so gekünstelt und unnatürlich, daß in ihnen wieder die ganze Verkehrtheit der französischen Romanschriftstellerei hervortritt.

In Einem hat Delatouche, dessen natürliche Stellung die Opposition ist, bei seinem späteren Auftreten Recht: seine furchtbare Geißelung des Julikönigthums im Roman und in der Journalistik, bald nachdem er selbst für die gesuchte Freiheit mitgekämpft, hat mehr Berechtigung und Bedeutung, als dem bloßen Ausfluß persönlicher Erbitterung zukäme. Die Corruption, die Vermaterialisirung, das Interessenregiment, die Wortlosigkeit und Entmannung, kurz die ganze schleichende Depravation, von oben in eine große Nation hineingetragen, das liefert auch ein Zeitbild, das man füglich, und wenn es auch dasjenige des Romanschreibers ist, den Declamationen der Tendenzschriftsteller gegen die Demokratie (Salvandy im Jahre 1831) entgegenhalten kann; es ist ein kraftvoll erfaßtes, durchaus hüllenloses Portrait des sogenannten Bürgerkönigthums und zugleich sein Anathem.

## Xavier de Maistre.

Josephs geistreicher jüngerer Bruder, Xavier, hat Weniges, aber durchaus Originelles hinterlassen; die Literaturgeschichte hat diesen Geist schon seiner Seltsamkeit wegen nicht zu übersehen. — Xavier de Maistre stellte sich zwar ganz unter die Autorität Josephs, dem er seine Manuscripte überließ und dessen Doctrinen er, ohne zu deliberiren, als einfach sich ergebend annahm. Die aristokratische Seltsamkeit beider Charaktere scheint viel von den Eindrücken ihres Geburtslandes Savoyen und von dem langen Aufenthalt in Rußland bestimmt zu sein. Beide sind ganz der Zeitströmung entrückte Naturen alten Schlages; der ältere, heftigere bis zum Unsinn einer verrosteten Schlußfolgerung, der jüngere, mild und schüchtern, von liebenswürdiger altherrschaftlicher Naivetät. Xavier trägt auch in die Diction etwas Veraltetes, aus

dem dann und wann Sprachflecken entstehen. Er ist graziöser Erzähler, mit weichem, melancholischem, religiös bedingtem Humor, ernstem Studium des Menschen, einseitiger und reger Gedankenwelt. Er zeigt mehr den Menschen als den Schriftsteller, greift seine Erzählungen mitten aus der Realität heraus und copirt mit Genauigkeit; was ihnen eine besonders anziehende Färbung und den Anstrich des Geistreichen giebt, das liegt schon in der Seltsamkeit der Wahl, dann in dem übers Ganze sich ausbreitenden Tone, der weich und fromm, doch nie in moralische Gemeinplätze oder prätentiöse Betrachtungen übergeht; diese Contes können immer mit Interesse gelesen werden. „Le lépreux de la cité d'Aoste" ist von einer Dame überarbeitet und mit vielen christlichen, fromm langweilenden Betrachtungen versetzt worden. Die ersten zwei Stoffe seiner Oeuvres sind Curiosa, wie der ganze Kopf, die anderen einfache Contes.

„Voyage autour de ma chambre" mit der Erweiterung „Expédition nocturne autour de ma chambre". Ingeniöser Einfall; friedliche, nicht gerade glänzende Phantasie; ruhige Lebensphilosophie, die sich nicht zu stark ergreifen läßt; gutmüthige Naivetät, die den Leser für sich interessirt; ungezwungene und leichte Sprache; und immer und in Allem unzerstörbarer Humor, in freiem Witze sich ergehend, das Ernste hart ans Komische reihend und durch Scherz versöhnend — das die charakteristischen Züge. Es ist ein eigen Ding um solche planlos schweifende und leicht philosophirende Schriften, die nur dem Fluß einer willkürlichen Gedankenbewegung folgen; sie können höchstens das Verdienst vereinzelter geistreicher Einfälle und Witze oder feiner Beobachtungen über Welt und Mensch haben. Maistre kennt beide jedenfalls gründlich, aber er läßt sich durch sie nicht bewegen. Das Ganze ist freies Phantasiespiel, Gedanken im Schlafrock. Tendenziös bitter wird er nur da, wo er auf die Schrecken der ihm verhaßten französischen Revolution, von der er selber betroffen worden, zu sprechen kommt.

„Le lépreux de la cité d'Aoste." Einst in der Literatur viel genannt, eigen wandelnde Einbildungskraft, getragen durch den Stoff: die Stellung eines durch ein furchtbares Geschick außer die menschliche Gesellschaft geworfenen Wesens. Die Geschichte des Unglücklichen mußte eine durchaus innerliche werden: die Seelenbewegungen, bald trauernd resignirend, bald finster verzweifelnd, constituiren das Bild.

Die Darstellung mußte bewegter werden, der Blick tiefer gehen. Die Folgerungen aus der seltenen Situation sind mit einer Wahrheit erfaßt und entworfen, welche mit unbeirrter Treue den trüben Gängen des Geistes nachging; darin liegen Bedeutung und Anziehung des seltsamen Seelenbildes.

„Les prisonniers du Caucase“ und „La jeune Sibérienne“, Erzählungen von knappster Form und denkbarster Einfachheit, die sich nicht einmal durch die naheliegende Schilderung von der streng gefaßten Handlung abziehen lassen; die zweite, religiösen Anstrichs, büßt ihre Naivetät ein an die breit gelegte Vorstellung eines fast wunderbaren, von der durch Gebet und Glauben gnädig geneigten Vorsehung besonders geleiteten Lebensganges.

Bei Weitem tiefer als diejenigen der erzählenden Fächer und noch ferner der Natur stehen im Ganzen die Erzeugnisse der Dramatik, zumal in ihrer zunächst grassirenden Art.

Um die finsteren Wahngebilde

**der Schicksalstragödie**

zu charakterisiren, nehme man ihr anerkanntes Ur- und Musterbild, Grillparzers „Ahnfrau“ von 1816. Das ist von Anfang bis zu Ende finsterer Spuk, der in schreckenden Ahnungen und Geistererscheinungen ein unverschuldet schreckliches Ende verkündet und rasch hinausführt. Die Ahnfrau wegen Ehebruchs vom Gatten gemordet und zum Umgehen verdammt, bis der Letzte des Geschlechtes todt ist; der Sohn des letzten Grafen entführt, zum Räuber und Mörder erzogen, nach dem Gange des auf dem Hause ruhenden Fluches der unfreiwillige Mörder des Vaters, der Liebhaber der eignen Schwester werdend, bis sie Alle Schlag um Schlag untergehen: das ist das finstere Thema. Es ist absolut keine sittliche oder vernünftige Macht darin, das Fatum ein blinder Popanz, der mit der Keule dreinschlägt und Alles zermalmt; eine Sühne giebt es nicht. Wie kann die sündige Ahnfrau den Himmel dafür preisen, daß ihr nun Ruhe geworden, wenn sie eben ihr ganzes Geschlecht vernichtet? Nun müßte doch wohl erst das rein von aller Beziehung zum Erdenleben abgelöste Jenseits schrecken. Wie kann überhaupt ein rationeller Begriff darin liegen, daß gerade diese reinen Personen: der letzte Graf und seine schuldlose Tochter und sein dreijähriges Knäblein, das von seiner Entführung an unter dem Geister-

fluche steht und von seiner eisernen Consequenz erdrückt wird, daß eben sie mit dem schauerlichen Untergang büßen sollen? Je reiner und schuldloser die Opfer, desto gesetz- und naturwidriger der fatalistische Spuk. Börne sagt dazu: „Wo der Enkel die Schulden seiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen soll, wo die Nachkommen als leibeigene Glieder des Familienhauptes, dessen Bewegung sie folgen, angesehen werden, wo das verbrecherische Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geschlechter fließt und sie versauert, bis endlich die Ader durchgefressen ist und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Mord ausströmen; da hat der Dichter nicht die gerechte Vorsehung, sondern nur die blinde Naturkraft siegen lassen, und diesen Streit zwischen sittlicher Freiheit und massiver Nothwendigkeit als zwischen ungleichen Waffen ist gemein und unkünstlerischen Stoffes". Es ist etwas total Anderes um jene furchtbaren griechischen Frevlergeschlechter (die Tantaliden ꝛc.), in denen Schuld und Rache sich parallel forterben; da liegt eine erschreckend wahre psychologische Consequenz; wirkliche Sühne mag in dem Untergang eines so fort und fort inficirten Geschlechtes von Verbrechern oder umgekehrt in der Reinigung durch selbständig aus sich entsprungenen hohen sittlichen Adel liegen. Das Schicksalsdrama unserer Periode dagegen ist das travestirte Zerrbild der Weltordnung, diese ganz falsch aufgefaßt, der Mensch zum Sclaven eines blinden Verhängnisses herabgesetzt und der Kampf gegen die nackte Nothwendigkeit deplacirt.

Trotz diesem verunglückten Musterstück einer unseligen Gattung, die in allen ihren Erzeugnissen dieselbe bleibt, ist der von 1816 bis 1830, resp. 1838, thätige

## Franz Grillparzer

ein bedeutender Dichter, den selber der oben angeführte beißende Kritiker herrlich und geistreich nennt. Seine besseren Stücke haben einen unverkennbaren Adel, hochpoetischen Werth und reiches dramatisches Leben. „Sappho", „Ottokars Glück und Ende", „Des Meeres und der Liebe Wellen" halten sich ganz frei von den eben so unnatürlichen als unkünstlerischen und unschönen Schrullen der Werner'schen Unglücksphantasie und stehen weit über der gedehnten Weichlichkeit des modernen Rühr- und Familiendramas. Das Lustspiel „Weh dem, der lügt!"

hat mit ingeniösem Griff den Stoff seiner Komik aus den chaotischen Wellen der Völkerwanderung herausgelangt.

Die Sprache ist bei ihm immer einfach, selbst ruhig; die Fassung nicht ohne Hoheit; die Composition verräth überall Sicherheit und Verständniß der Kunst; die Verse in der „Ahnfrau“ (vierfüßige Trochäen, übrigens manchmal durchbrochen oder uncorrect) treten mit ernster Schwere und doch vermöge ihrer Kürze wieder mit gespannter Hast auf, und es ist mit Recht betont worden, daß in diesem Werk eine gewisse lyrische Affection hindurchgeht, die allerdings dem Geiste der unklar dämonischen Willkürlichkeit und zerrissenen Fieberhaftigkeit der inneren Grundlagen entspricht.

Weitaus tiefer stehen die zwei Folgenden.

## Joseph v. Auffenberg.

Seine sämmtlichen Trauerspiele, ob er sie nun romantisch oder historisch heiße, drehen sich mit ausgesprochener Vorliebe um unnatürliche Conflicte, in denen die Personen untergehen. Da ist es der unlösbare Principienkampf zwischen Vater und Sohn, die einen Landeshelden ins Verderben ziehende Eifersucht der Stiefmutter auf die Tochter, der ruchlose Kampf des Ehrgeizes zwischen Brüdern, oder die Romantik fußt auf dem lang in die christlichen Zeiten hinübergeerbten Dämonenwahn des heidnischen Nordens ꝛc. Und durchweg spielen als eine Art Vorbestimmung ganz irrationelle Elemente mit: ein unlösbarer Fluch des Vaters, die mit der Geburtsstunde gesetzte Einwirkung eines nordischen Dämons ꝛc., oder es sind noch ärgere Schläge gegen die Gesetze des Geistes sowohl als gegen die eines gerechten und vergeltenden Geschickes. Wenn z. B. in der „Vorschau“ die reine Unschuld und ein edles Haus deßhalb sollen vernichtet werden, weil die bang überströmende Liebe in guten Treuen und mit religiösem Kinderglauben eine Frage an die Zukunft wagt; woher soll da dem höllischen Zauber einer Wahrsagerin die Leben und Seele vernichtende Gewalt kommen? Auf solch rohen Faustschlägen gegen alle reinen und ewigen Mächte ruhen diese Stücke, und damit sind sie gerichtet. Die Erlösung durch Engel zu Ende der „Vorschau“ ist ein Fratzenspiel. Der Leser wird jeweilen zu den letzten Acten von Lebensgeschicken geführt, denen ein widernatürlicher Frevel nahetritt, und diese schrecken-

den Gestaltungen werden in einer wechsel- und trostlosen Unmittelbarkeit bis zu den in gehäuften Mord auslaufenden Consequenzen hingetrieben. Von wahrhafter Entwicklung in der Handlung ist nicht zu reden und von einer solchen der Charaktere vollends keine Spur. Die monoton schauerlichen Geschicke ruhen immer auf einer Art gespenstigen Spukes — wieder schicksalstragödienhafte Wahngebilde. Der finstere Geist wandelt von Anfang an gleich schwer durch diese Gründe; daher ewig dieselben Anschauungen von Fluch und Verhängniß. Oft bekleidet er ähnlich wie Müllner die in den Abgrund gezogenen Personen verschwenderisch mit idealem Adel, wodurch das Irrationale der Anlage noch schreiender wird.

Wäre die Gedankenwelt nicht gar zu trostlos und zu einförmig und zu maßlos in eine tönende Phraseologie hinaufgetrieben, man könnte ihr einen Anflug von großsinniger Festigkeit und Idealität nicht absprechen, wieder ganz gleich wie bei Müllner. Eine wilde Kraft in den Scenen der Zauberei und des Wahnsinns stürzt gleich entfesselter Naturgewalt hin; es ist etwas Bethörendes in diesen verwilderten Phantasmen. Die Gestaltungskraft aber ist gering; das beweisen auch die Wiederholungen, wie denn z. B. in drei historischen Trauerspielen die Geliebten völlig gleich und in Folge sehr sich ähnelnder Conflicte in Selbstmord enden.

## Ernst v. Houwald.

So nahe dieser im jetzigen Momente schon ziemlich verschollene Schriftsteller sich mit Müllner und Grillparzer berührt, hat er doch seine Besonderheit. Was er durchführt, ist nicht gerade die Schicksalstragödie im engeren Sinn oder wenigstens eine ganz eigenthümliche Schattirung derselben, weil nämlich nicht ein ererbtes Familienverhängniß, ein alter Fluch, eine prädestinirte Stunde ꝛc. das Getriebe bilden (so in den beiden zu ihrer Zeit berühmtesten Stücken „Das Bild“ und „Der Leuchtthurm“), sondern die persönliche That, freilich in einer wieder nach Vorherbestimmung zum Untergang führenden Weise, und da treten Zufall oder Verhängniß wieder so willkürlich ein und schaffen so wunderliche Begegnungen, daß wir uns völlig auf dem Felde des Unberechenbaren und Bizarren bewegen. Das Eigene bei Houwald, einer an sich nüchternen Natur, ist, daß er dieses unberechenbare Agens nach ruhig und bestimmt berechnetem Plan einführt und sich genau Schritt um Schritt

vorsagt, womit er wirken und wie er entwickeln will. Das Gesetzte in Sprache und Willen der Personen sowie die kalte Klarheit des Arrangements lassen kaum auf einen bewegten Dichtergeist schließen und bilden einen wenigstens befremdenden Abstich gegen die Hyperpoesie des Schicksals, das da als lawinenhaft Ungeheuerliches in momentanen und unproportionirten Schlägen wirken soll. Im Uebrigen haben seine Familiendramen etwas weichlich Gedehntes.

Der Dramatiker

### Pierre Lebrun,

der einzige namhafte von den Franzosen dieser Zeit, steht immerhin um ein Bedeutendes höher als der langweilige Odenfabrikant Lebrun — Pindar, der seine letzte stark schillernde Rolle unter dem Kaiserreich ausgespielt hatte. Pierre bildet insoweit eine Uebergangsfigur, als auch er vom französischen sogenannten Classicismus ausgeht und zur romantischen Schule übertritt, ein Uebergang, den er aber auch vollständig und aus eigener Kraft macht, Einer der Ersten in dem großen literarischen Kampfe.

Früh poetisch entwickelt, hebt er mit Lyrischem (Oden) an, geht dann zum Drama classischen Zuschnittes über („Ulysse“, aufgeführt 1814), das ihm aber nur geringen Erfolg bringt. Von ganz anderer, zum Theil allerdings durch die romantische Schule, die ihn als den Ihren hebt, künstlich gemachter Bedeutung wird er von dem Augenblick an, da er in diese Weise mit seinen deutschen und spanischen Dramen übertritt; seine „Marie Stuart“, ein Mittelding zwischen Nachahmung und freier Bearbeitung Schillers, 1820 auf dem théâtre français aufgeführt, gewann großen Beifall und hat sich, nicht eben mit Unrecht, auf dem Repertoire erhalten. Das Beste, was Lebrun hiebei gegenüber dem Originalstück gethan, sind Kürzungen und Vereinfachungen; aber die französische Kritik über dasselbe zu hören, mit oder ohne Parallelisirung, ist geradezu lächerlich. — Das spanische Stück, der „Cid d'Andalousie“, aufgeführt 1825, gab der französischen Kritik Anstoß durch Neuerungen und Kühnheiten des Ausdrucks, an die sie sich nur schwer gewöhnen konnte, und durch stark romantische Scenen. — 1828 folgt sein beschreibendes Gedicht „Voyage de Grèce“, lebendiger Anschauung entsprungen, da er 1820 das classische Land

der Musen besucht hatte; es gilt als vollendet und ist es auch, soweit das überhaupt bei dieser Gattung möglich; prächtige Schilderungen und empfundener Gefühlsausdruck, frei strömend, geben manchen Stellen hohen Reiz.

Lebruns Verse sind durchweg schön und lesen sich sehr gefällig.

Er hat sich, und das ist für sein Talent wie für seinen Charakter ein hochanzuschlagendes Zeichen, unabhängig von der jeweiligen Tagesströmung und frei nach seinem Gefühl in seinen Ergüssen gehen lassen.

---

Mit Bezug auf die Werthstellung mögen etwa Folgende beigegeben sein als **dramatische Nachzügler.** Adolf Bäuerle, dessen „Komisches Theater" 1820—26 einen großen Theil seiner Wiener Localpossen und übrigen Stücke fürs Volkstheater enthält, ist eine der beliebtesten Persönlichkeiten auf diesem Felde geworden und geblieben. Er wird den Wienern durch die von ihm aufgebrachte Figur des Staberl unvergeßlich bleiben. Natürlich sind nur wenige dieser Producte der niederen dramatischen Dichtung über Wien hinausgedrungen, doch haben sich einige auf allen deutschen Bühnen heimisch gemacht. Eine spätere, in den 50er Jahren angehobene Thätigkeit des Mannes als Romanschriftsteller ist von wenig Erfolg gewesen.

Franz Ignaz Holbein hat es verstanden, mit Geschick die Stücke Anderer für die Bühne zurecht zu machen; seine eigenen Dramen sind ohne tieferen Werth.

Ant. Vinc. Arnault, Tragödien- und zugleich geschätzter Fabeldichter, immer dem französischen Classicismus zugethan, hat reiche und wechselvolle Lebenserfahrungen durchgemacht und ist viel politisch bethätigt. Seine Stoffe entnimmt er oft — eine Ueberlieferung jenes sogenannten Classicismus — der römischen Geschichte.

Der Dramaturg Leclercq läßt 1823 die zwei ersten Bände seiner „Proverbes dramatiques" erscheinen, in dieser Gattung der Vorläufer Mussets. Diese Sprichwörterspiele sind Genrebildchen aus der Geschichte der menschlichen Gebrechen und Verkehrtheiten, in den Farben seiner Zeit und seines Landes, auch politische Satiren. Witz und Laune, stechend und sprudelnd, gewandte und treue Beobachtung und Geist lassen sich diesen leichten und heiteren Productionen nicht absprechen.

Karl Kisfaludy wird geradezu als der Begründer des ungarischen Lustspiels und einer eigentlichen ungarischen Nationalbühne erklärt. Er ist der populärste unter den Dichtern seines Volkes geworden und einer der wenigen, deren Bekanntschaft auch in die deutsche Literatur gedrungen. Seine dem nationalen Leben entnommenen Lustspiele haben wieder auf dasselbe rückgewirkt. Die Kritik spricht ihm neben einem sofort in die Augen springenden, gesund naturwüchsigen Humor namentlich den Vorzug gelungener und interessanter Verwicklung zu.

---

Wir wenden uns vom Drama zunächst zur deutschen Lyrik und stellen auf diesem Felde drei Namen als Repräsentanten der Zeit in den Vorgrund: Kerner, Rückert, Schwab.

## Justinus Kerner.

Die deutschnationale Opposition als Kampf- und Siegeslied war in sehr natürlicher Weise mit einem religiösen Element verbunden; der hohe Ernst, durch den Drang des Lebens geboten, forderte und erzeugte nach den schreckenvollen Erfahrungen, die alle irdischen Stützen hatten sinken sehen, das Anlehnen an ein Ewiges, über die Schwankungen der Zeit Erhabenes. So wurde das Vaterlandslied von selber religiös gefärbt. Als nun der Nationenkampf vorbei war, da hob mit den Reactionen für ganz Europa eine Zeit an, wie sie mit jeder Reaction sich verbindet. Was in der Kampfzeit Wahrheit und einfach-kindliche Anbetung gewesen, das blieb nun mit mehr Tendenz, mit größerem Schein, mit weniger Treue zurück; Religion wurde das schöne Wort für die Politik der heiligen Allianz. So erhielt sich denn die religiöse Richtung auch in der Literatur und stärkte sich um so mehr, als die nationale mit der Unbedeutendheit der Interessen im Völkerverkehr abnahm; sie wurde prätentiöser und tendenziöser. Derjenige Dichter, der sie in eigenthümlich individueller Weise darstellt, der außer ihr kein poetisches Centrum hat, ist Justinus Kerner, der sich nach einer anderen Seite auch mit der süddeutschen Naturdichtung berührt.

Auch Kerner hat, und da wo er am reinsten anklingt, viel von der Uhland'schen Naturpoesie, deren Heimat Wald und Feld ist; und in diesen glücklichen Dichtungen versteht auch er jene tief ansprechende

Harmonie zwischen Herz und Natur in die Außenwelt zu legen, welche immer eine bewegende Saite anschlägt. Diese Deutungen rollen da, wo sie am gefühltesten anklingen, bei Kerner fast immer um die Eine Anschauung von Sterben und Vergehen, in welches sein Herz so gern den Blick zu versenken liebt. Sein Gemüthsleben ist selber im Bewußtsein des Lebensgenusses eng an die Liebe des himmelanführenden Sterbens geknüpft. Neben dem innig gemüthlichen Wesen liegt aber auch, gerade durch den tendenziösen Ernst seiner Religiosität erzeugt, ein lehrhaftes Element in Kerner, welches leicht in den ermahnenden Schulton oder in prosaische Polemik übergeht. Das ist die unerquickliche Seite an seiner Lyrik, das Dogmatische in seiner Religion, zu dem das Mystische sich als Poesie gesellt. Kerners Anschauungen sind allgemein keineswegs weit, die Gedanken nicht hoch und neu; aber wo er seinem Herzen fast unbewußt nachgiebt, wo er die reinsten Töne seines Gemüthslebens anschlägt, wo Treue, Lieb' und Glauben seine Gestaltungen sinnig beleben, wo sich die Harmonie des Seelenlebens schöne Formen giebt: da wird er zum reinen Dichter des Gefühls. Es kann geschehen, daß er so sinnige und zarte Töne anschlägt wie Eichendorff, und das sind die höchsten, doch seltenen Laute seines Gesanges; Kraft ist nicht sein Wesen. Seine beiden Richtungen begegnen sich oft seltsam; eine Stimmung, die traut und hoffend bis zum mystischen Versenken des Herzens in den Tod, das Jenseits, das durch den Tod entrissene Geliebte geht, kann wohl durch einen polemischen Seitenblick auf die Welt heruntergerissen werden („Nähe der Todten").

In den Romanzen stellt Kerner immer ein wunderbares Geisterwirken dar, Hinabziehen in den Tod durch Geisterhände. Es ist hier überwiegend das Legendenartige, das seine Phantasie bestimmt. Eigentliche Composition ist selten. Personification gerad' auf diesem Felde kann sich bei ihm in poetischer und ingeniöser Weise treffen. — Die Lieder schließen sich gern an die Wandelungen in der Natur; doch selten will es ihm glücken, ihre Züge mit der wunderbar einfachen Treue wiederzugeben wie Uhland, oder in so origineller Tiefe ihren Geist heraufzubeschwören wie Lenau und Eichendorff. Die Trinklieder, jene ächt altdeutsche Liederart, nehmen in Kerners gewöhnlich trüb gestimmten Gesängen eine durch gemüthlich heiteren und natürlich frischen Ton ausgezeichnete Stelle ein. Es kann sich die Ironie einmischen, so im „Trinklied für den Bund der Jungen und Alten", das man

als humoristischen Spott auf die Bundesriecherei in Deutschland hinnehmen mag. Philisterthum und dürre Bornirtheit der sogenannten praktischen Leute, die ihm in der innersten Natur zuwider sind, versteht er immer mit gleich ergötzlichem Witz abzufertigen; die Züge sind schlagend, man glaubt die mageren Figuren mit Händen zu fassen. So „Spindelmanns Recension eines Buches“ und „Spindelmanns Recension der Gegend“. Nach der Seite berührt sich Kerner sogar mit dem sonst ihm fernstehenden burschikosen Elemente seiner Zeit. Aber dieselbe tendenziöse Gesinnung, die mit Beeinträchtigung der Poesie einen Grundton seines Wesens bildet, richtet er auch gegen alle die, welche nicht in seiner Weise gläubig sind; so bestimmt ihn aufs Wesentlichste die Glaubensweise der Seherin von Prevorst, der mehrere von seinen Liedern zugewendet sind. — In den kleineren, epigrammatischen Gedichten erreicht Kerner keineswegs die Bezeichnungsschärfe und die Durchdringung des Blickes, die den Werth dieser Bildchen bestimmt. Es sind mehr lose, etwas weite und unsichere Züge, deren Charakter das Sinnige heißen mag. Und hierin trifft Kerner das Rechte am kräftigsten da, wo er an die Deutung des in die Brust eingeschlossenen und in ihr auf- und abwogenden Menschenherzens geht, dessen Leben so gern seine Phantasie beschäftigt. Ein Anflug des epigrammatischen Momentes liegt auch darin, daß er die deutungsschwersten und reinsten Striche gewöhnlich ans Ende seiner kurzen Lieder drängt, die öfters als die bloßen Expositionen zu der harmonisch und gefühlvoll abklingenden Schlußstrophe erscheinen. So kann es kommen, daß ein Lied nur durch seine Schlußstrophe von Bedeutung wird („Das braune Büblein“). Viele Fürstenlieder, wohl gemeint und richtig gefühlt, gehen gleichwohl nicht über den Standpunkt hinaus, der allen bloßen Huldigungsgesängen zugewiesen ist.

Das durchaus bestimmende Abwenden von Außen, das liebende Schauen ins eigne Herz hinein, dessen Schlagen ihm die unabänderliche Bestimmung hat, an den Himmel zu mahnen und zu ihm emporzuführen, liegt in Kerner. So predigt ihm auch die Natur immer Tod und Auferstehen. Die Mahnung an die letzte Ruhe kehrt in immer neuen Formen wieder und ist der Grundton seines inneren Lebens. Daher das Wegsehnen aus dem Menschentreiben, das liebende Anlehnen an die Natur, die ihm seines Herzens Töne wiedergiebt („Sehnsucht“). Es geht ihm zumeist ab die Hoheit einer großartigen

inneren Bewegung, die Poesie des Geistes; in ihm ist nach innen ein mittleres Wallen, das selten hohe Wellen schlägt, nach außen ein sinnig-freundliches Aussprechen, auch der Trauer. Er kann ansprechen, rühren, freundlich ans Herz reden, in seinem Glauben und seiner Treue trotz der tendenzvollen Einseitigkeit geliebt werden; er spricht vertraut an, fast nie neu oder groß. Kerner hat keineswegs die volle Sprachgewalt und begnügt sich leicht mit Satzwendungen und Wortformen, die weder rein noch auch blos richtig sind. Das Kleid ist bescheiden und schlicht; es fehlt jedwede künstliche Form; es fehlen blühende Bilder und hohe Gestalten und künstlerischen Baues Zierde. Aber nicht blos das: es gebricht an bleibender Hoheit und Tiefe, es mangelt eine große Weltanschauung, wie jedesmal der Dichter, dem die innerste Weihe worden, sie sich selber aufbaut, um von da als der Sonne die einzelnen Liederstrahlen flammend und leuchtend auszusenden; darum fließt auch nur selten der rauschende Dichterstrom. Kerners Dichtung ist ein träumerisches, kindlich-frommes Landmädchen, dem erste Liebe das Mieder hebt, heute froh, morgen traurig, immer schüchtern und sinnend. Diese Lieder sind oft gelegentlich angeregte Ergüsse eines sinnigen Gemüthes mit folgenden Zügen: der fromm vertrauende Glaube, der nur zu sehr, oft in seltsamen Gestaltungen, anspruchsvoll sich geltend machen will; die wahrlich ernst gemeinte Frömmigkeit, doch zu predigerhaft; das fast krankhafte Zurückziehen aus der Menschenwelt, mit Hinblick meist auf des Himmels Freuden; das Hinauseilen und sich Schmiegen in die Arme der Mutter Natur; das meist träumende Sehnen wie nach dem Frieden entflohener Unschuld, und munter hüpft nur etwa ein frohes Wein- oder Mailied herein. Kerners Lieder werden hinsäuselnd vergehen wie der Abendwind, und nur wenige Klänge tönen tief und lange nach.

Unter die theils schönsten, theils eigenthümlichsten Productionen zählen: „Poesie“, ein sinnvoller, aus einer innig im Herzen ruhenden Erkenntniß der dichterischen Kraft entsprungener Laut, an den auch „Die Mitternachtsglocke“ erinnert. „Preis der Tanne“; auch solche Bildungen, die nach ihrem tief gefühlten Grundgedanken rein poetisch und sinnvoll anklingen, leiden bei Kerner oft an prosaischen Gedanken und sprachlichen Schwächen. „Der todte Müller“, ein wunderliebliches, zartes, ganz in Eichendorffs Weise sinnig berührendes Lied, traut wie stilles Hinüberschlafen. Ich weiß nicht, was eigentlich an diesen

Müllerliedern der Deutschen so innerlichst Bewegendes ist; der Wasser- und Mühlenlauf schlagen immer ein eigenes Abtönen des Gefühls an. „Die vier wahnsinnigen Brüder", eines der bei Kerner gar seltenen Lieder, in denen zur Seite der reinsten Einfachheit ungewöhnliche Gewalt der Sprache und Schilderung hervorbricht. „Heimat", bewegliches Heimatgefühl, die schmelzende Trauer um den trauten Wohnplatz der Jugend. „Thränen", stille und in dem Naturbilde treue Beziehung. „Der reichste Fürst", freundlich und rein ansprechendes Lebensbild, menschlich wahr und schön. „Metall und Glas", ein Tendenzstück, jedenfalls der Neigung zu Seher- und Magnetisirproben entsprungen. „Vorwärts", von 1818, deßhalb wichtig, weil es auch in Kerner ein Bewußtsein zeigt, daß die Zeit Gleichberechtigung Derer fordert, die im gleichen Kampfe standen, daß die alten Standesunterschiede Unrecht, die Losung nach rückwärts eine irre Weise sei; alle Dichterherzen haben sich gegen die heillose Reaction gesträubt. „An Sigmund von Birken", 1811, drückt das Bewußtsein aus von dem Elende des Vaterlandes, das „zerrissen und kalt" daniederliege. „Der Stephansthurm" ist eine mit Glück personificirte Klage auf den Frevelmuth der Zeit, ein Preis auf die alten Jahrhunderte der starken und großen Helden und der sittsamen Frauen. „Wanderlied", ein frischer, heller, vertrauensvoller Reisegesang. „Gespräch", Persiflage auf den gemüthsleeren Industrialismus und Nützlichkeitsgeist der Zeit, an dem sich Kerner oft muß gestoßen haben. „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe", äußerst einfaches, himmelgewisses Sterbelied, schlichtes Todtenbild im Reflex ruhiger Größe; es bezeichnet das Scheiden des Frommen in Gottes Frieden, leicht, ruhig und friedsam. „Todtenopfer für Karl Gangloff", und „An Gangloffs Geist", innige Herzensklänge des Freundes, ohne aber nur annähernd an die Hoheit der Fassung in den Sonetten Uhlands auf denselben Geist zu erinnern. „Im Herbste", 1823, das einzige von Kerners Liedern, das mit einer trauernden Beziehung auf Griechenlands Leid und Kampf endet. „Zwei Särge", eine beredte und freundliche Gestaltung in einfach edler Hoheit, die Ewigkeit des Sängerthums. Die kurzen Lieder „An Sie im Alter", 1 bis 5, und „Des Bruders Tod", 1 bis 6, schmuck- und kunstlos, haben Werth als treue und reine Ausdrücke herzbewegender Gefühle; die letzteren bezeichnen scharf sein Verlangen und Suchen nach unentweglichem, immer tieferen Glauben. „Der Wanderer in der Säge-

mühle", ernst und mild, vielberufen, das vollendetste Lieblingslied selbst in Volkes Mund, wunderzarte und liebliche Trauerharmonie, ganz in Eichendorffs Weise und mit innerlich durchschauernder Naturwahrheit, die bewegt, man weiß kaum wie.

Schwer einzureihen ist

## Friedrich Rückert,

dessen reiche Dichterader mit annähernd gleicher Kraft und Fruchtbarkeit vier Jahrzehnte über (1810 bis 1850) quoll.

Stellen wir an die Spitze der Betrachtung über den viel genannten und verschieden beurtheilten Dichter ein scheinbares Paradoxon! So vielgestaltig auch Rückert sich giebt, in so leuchtende und reich und mannigfach drapirte Gewande er sich auch hüllt, gleichwohl ist der Sänger in ihm nur auf Eine, vorübergehend auf zwei, aber niemals mehr Fundamentalsaiten gestimmt. Denn es ist nur Ein Gefühl, das er in allen Stadien seiner Entwicklung ganz durchempfunden und in wahrhaft bezaubernder Macht von seinen Saiten hat strömen lassen: die Liebe, die zu singen er niemals müde wird. Hier erst rauschen seine Saiten Gold; ja mit ihr verschmelzt sich auch die oft angestimmte Feier der Gottheit, die er als schöpferische Allliebe faßt. Es ist das, was er so klar und innig sagt in „Das Eine Lied". Er ist unerschöpflich und unvergleichlich in den tausendfachen Modulationen, in denen er das ewig neue und unendliche Gefühl über sein Herz und seine Leyer ziehen läßt, daß sie beide vibriren in allen Höhen und Tiefen, allen Schmerz und alle Seligkeit immer neu ausschöpfend und ausströmend. Wunderbar ist der Reichthum, der ihm dieses Gefühl in tausendfache immer reine und zarte Gestaltungen kleidet, daß alle Farben- und Formenpracht willig und innig in seinen Dienst sich giebt. Tief beweglich klingen die unsterblichen Melodien ab in „Frühling Liebster" und im „Liebesfrühling", doch bei Weitem reiner und herrlicher dort, in jenen liebreizenden Nachtigallentönen, in denen die Erde als Liebesstern sich satt singt bis in den Tod hinein. Immer ist auch da das Beste, was einfach und innig gefühlt ist („Die Blume der Ergebung"). Was er sonst noch unter den „Bausteinen zu einem Pantheon" aufführt, das reicht zu einem starken Theil kaum zu einer Hütte. Eine der reinen Gestaltungen von ächt hellenischem Gepräge

sind die „Griechischen Tageszeiten". Doch brechen leider! auch in diesen Klängen schon die Mängel seiner Muse hart und störend hindurch, und im Angesichte der Mehrzahl dieser Melodien macht sich die Ueberzeugung geltend: Was kaum dem höchsten Dichtergenius gelingen möchte, aber schwerlich von ihm versucht wird, der Liebe einen so unabsehbaren Kranz zu winden aus Blüthen voll Licht und Duft und Lebensfüll' und -tiefe, das war dem Formtalente Rückerts nicht gegeben. (Zwei abendländische Dichter ersten Rufes nur sind es, die sich auf denselben Pfad gewagt haben: Der Italiener mit seinen brillanten Sonetten, kalt wie des Sirius Leuchte ob italischer Blüthennacht, und der Ungar mit wundersam reicher, in seine Liebe verflochtener Welt.) So hat der „Liebesfrühling" in seinen übervollen Sträußen neben prächtigen Gebilden und innigen Lauten bereits allzuviele der witzig zugespitzten, der kleinlichen und zufälligen Situationsbildchen, die ihm bon gré, mal gré zu Gedichtchen werden müssen, versificirte Einfälle, ja Triviales. Auszeichnung vor allen mögen verdienen: „Rose, Meer und Sonne Sind ein Bild der Liebsten mein"; „O Sonn', o Meer, o Rose!"; „Wie wenn die Sonne triumphirend sich"; „Ich war im indischen Ocean einst eine Perl' entsprungen"; daneben einzelne der persischen Vierzeilen, in denen ein prächtiger Strahl orientalischen Geistes hervorbricht.

Es verdient zum zweiten Male gesagt zu werden, daß es daneben nur noch Ein Gefühl giebt, welches ihm gleich tief, wenn auch ganz anders bewegende Worte eingehaucht hat, nur daß sie blos vorübergehend in ihm an- und abklingen; es ist die bald bitter zürnende, bald verletzt ironische Trauer über des Vaterlandes Erniedrigung unter fremdes Joch, welche die „Geharnischten Sonette" eingab, jenen donnernden Weckeruf an die Nation, den klaren und scharfen Drommetenschall von ganz einziger Kraft. Die „Geharnischten Sonette" sind eine nationale That so gut wie Fichte's Reden, deren poetische Illustration jene sind. Die markige Wucht der Sprache, die Gluth des Gefühls, die Hoheit des Gegenstandes, die Vollendung der Kunst sichern ihnen unvergänglichen Werth. Es war ein genial gefaßter und eben so genial durchgeführter Gedanke, diese weiche Form der Liebessprache zum schmetternden Kriegsdrommetenlaut zu stimmen. Was sonst an Zeit- und Kriegsliedern sich findet, ist größtentheils ohne allen Werth, viel Mittelmäßiges und ordinär Spaßhaftes, die Spottlieder auf die

ranzosen theils flach, theils sogar unwürdig, wie denn überhaupt der
pott ihm nicht gelingt.

Rückerts eigenste Dichterkraft ruht in einem glänzenden Personi-
iren der Natur- und Geisteskräfte („Die Zwei und der Dritte"), mehr
ch in dem Dienstbarmachen der blühendsten Naturbilder aus Ost
id West („Dichterselbstlob"), in Symbolen und Gestaltungen, aus
nen er seinen Gedanken einen glänzenden Hofstaat aufbauen will.
uch darin verwendet er nach seiner gewohnten Weise das Kleinste
ie das Größte und nimmt die mythischen Gebilde der alten Natur-
itter Griechenlands wie des Orientes auf. Sehr selten sind ihm
e innerlichst empfundenen Laute, die warm ansprechen und wahr-
ft ans Herz greifen („Die sterbende Blume", „Abendlied", „Aus
r Jugendzeit", das doch dem Platen'schen „Wie rafft' ich mich
f in der Nacht, in der Nacht!" in Gefühl und Ausdruck nicht
eichkommt).

An seine zwei Grundgefühle und ihre Kundgebung reicht bei
ückert bei Weitem Nichts mehr. Ueberall sonst legt er allzuviel
indelei, Künstelei und Kleinigkeiten aus einander, die weder künstlerisch
staltet noch überhaupt dessen fähig sind. Es tritt selten, und das
nach Seiten der Kunst sein größter Mangel, eine compakte und
ahrhaft einheitliche Gestaltung auf; allerlei Bilder, Symbole,
llegorien und Gnomen — Perlen, die zum kleinsten Theil ächt sind —
ihen sich an einander nach momentanem Belieben und ohne daß
ahrhaft ein Bild sich gestaltete.

Es ist bei Rückert eine grundverschiedene Art gegenüber einem
chendorff oder Lenau: sein Dichten geht von außen nach innen.
m diese Wesensverschiedenheit abzuwerthen, genügt es, mit Eichendorffs
underbar innigen und weichen Trauerlauten „Auf meines Kindes
od" die prätentiöse Art der beiden ersten Sonette zu „Agnes' Todten-
ier" zu vergleichen, welche die Schätze von Himmel und Erde zu-
mmenraffen, um seiner prunkvollen Trauer zu dienen und mit ihr
zuschließen. Einzelne freilich auch dieser Sonette werden wahrhaft
ich und innig. Seine Manier und sein Wesen zeichnet übrigens
r Dichter selbst wieder in einem Sonett, 1827: „Mit einem Exemplar
s Amaryllis".

Ihm muß aus jeder Situation ein Gedicht werden, und dieses
emachte schadet eben so viel der Wahrheit der Empfindung als

dem Abschluß der Form. So hat er unendlich viel Gelegentliches und der Alltäglichkeit Entnommenes, das ihm zwar in ganz natürlicher Weise zum Verse sich gestaltet, deßhalb aber doch nicht gehoben wird; diesen Kleinigkeiten steht die poetische Form trotz Allem geziert, und sie können nicht wahr bewegen. — Zwar die Kleider wechseln bunt, die Formen und Reime sind reich und mannigfach und klangvoll und künstlich; aber Vielem fehlt die rechte Sängerweihe, und selbst der Liebe Feuer wirft oft nur zerfahrende Funken. Manches seiner Sträußchen sinkt flügellahm oder räsonnirend zur Erdscholle herab, viele verzetteln sich in Form- und Gedankenspielen, einzelne decken die Brust mit Flittergold: die Gestalten lassen sich nicht fassen, sie sind ohne Halt und Hintergrund in blaue Luft gemalt. So kommt es, daß relativ nur Weniges bei ihm ausgezeichnet ist. Rückert hat bei Weitem zu viel orientalische Spruchweisheit und Blumenphantasie, und das macht ihn uns fremd, wie denn seine fremden Formen unsrer Sprache nicht recht stehen. Abstracte Lehr- und Spruchdichtung oder nackte und dürre Erzählung sind allzuhäufig.

Die Ghaselen schleppen sich ermüdend im langen orientalischen Talar; sie werden sich nie bei uns einbürgern. Kunstreich und wortschöpferisch zwar hat Rückert sie behandelt, aber inhaltleer verrauschen sie. Dieser ewig gleiche Reim, als durchgängig weiblicher noch mehr ermattend, fügt sich dem Genius unsrer Sprache nicht.

Die Terzinen befriedigen nicht; im langen Faden spinnt sich gar so viel matte Prosa ein, und auch wo Perlen funkeln, sind sie nur angereiht ohne Einheit und Abrundung. Alle die Blumen- und Blätter- und Strahlenreden, in die Luft gesprochen, verflattern und lassen kalt, es sind zerstückte Draperien ohne Totaleindruck. Sogar die bei Rückert so hoch gefeierten Formen leiden vielfach an gewaltsamen Contractionen, verletzten Metren und häufigem Hiatus. Wir können uns nur schwach für diese Form begeistern, die allerdings mit Leichtigkeit fließt, aber sich genau so viele Freiheiten nimmt wie irgend eine andere, nur daß die Umstellungen 2c. gewandter gehandhabt sind.

Die Märlein und Parabeln und Volkssagen sind trefflich, ja in den „Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein“ (1813) ist der kindliche Ton mit herzlicher Naivetät getroffen, die man in dem Sänger der orientalischen Prachtblumen nicht suchen würde. Das dramatisch bewegte Kinderlied „Von den grünen Vögelein“ ist

in hohem Grad anziehend und anmuthig. Was im Uebrigen Humor betrifft, so sind seine „Erinnerungen aus dem Jugendleben eines Dorfamtmannsohnes“ zum Theil ganz unbezahlbar, so schon das erste Gedicht „Die Bauern und ihr gnädiger Herr“; die Persiflage auf die armselige Gutsherrschaftsherrlichkeit ist von einziger Naivetät und Wahrheit. — „Chidher“ ist sinnig und vollkommen durchgeführt und fesselt, dramatisch und lebendig, mehr noch als die Parabeln, von denen namentlich die zwei ersten gelungen sind; es steht darum über ihnen, weil das didaktische Element gegen das rein poetische Leben zurücktritt. „Traurige Frühlingsbotschaft“, „Die Allgegenwärtige“ und „Gestillte Sehnsucht“ berühren als tiefer durchgefühlt; „Die Bäume und der Wanderer“ und „Kinderlied“ sind sinnig ansprechend; „Des Mohrenkönigs Günstling“ voll abgerundet und erschütternd; „Abendlied“ zart und freundlich; „Die sterbende Blume“ ein gar feines Bild hingebender Schönheit und Demuth. „Reisegebet“ ist besonders geweihet durch den hebräischen Geist, mit dem es einfach erhaben anhebt. Dagegen zeigt „Der Blinde“, zusammengehalten mit Chamisso's meisterhafter Darstellung in „Abdallah“, wieder so recht das weitschichtig Zerfließende und Zerfahrende, das die künstlerische Rundung und Formung hemmt; kurz, es ist kein Ganzes. „Der Bau der Welt, in drei Gesichten“ ist ein wahres Curiosum, eine Art weltgeschichtlicher Periphrase. — Für sein Dichten ist bezeichnend das fürstlich stolze „Dichterselbstlob“, das den Sänger mit dienstbaren Perlen aller Lande schmückt. Doch auch da tragen wir denselben Eindruck davon wie so oft; höher als dieses äußere Prachtgewand steht der Genius, der die geheimen inneren Gewalten der Poesie tiefsinnig aufschließt, höher darum trotz aller düsteren Einseitigkeit Freiligraths „Reiter“.

Rückerts Stellung zu den orientalischen Texten, in deren Behandlung er sich so oft ergeht und in deren Vorstellungskreis er sich so viel gefangengiebt, wird am ehesten klar aus seiner Bearbeitung der „Makamen des Hariri“ (1826). Diese Makamen sind keineswegs Uebersetzungen zu heißen eines Textes, der überhaupt kaum übersetzbar ist, sondern sie sind an diesen Text gelehnte Nachahmungen. Sie tragen durchaus die allgemeinen Züge des orientalischen Wesens und der orientalischen Poesie, und diese sind: Eine wunderliche und widerstrebende Vereinigung von Bilderfülle und Phantasiegeburten mit einer fast mathematischen Ausdüftelung von Antithesen und Analogien im

Wort- und Satzbau, im Klang- und Sachreim ꝛc., eine eben so heterogene Verschmelzung überströmender lyrischer Empfindung mit trockener und scharf abgeschnittener Dialektik, die immer in die morgenländische Dichtung jeder Art hereinspielt: Verbindungen, die an sich schon alles wahre Maß der Schönheit verletzen. Der Held der Makamen, Abu Seid, dessen Verwandlungen diese kleinen, an einander gereiheten Novellen behandeln, hat Etwas vom deutschen Eulenspiegel, mit einer Portion mehr Anstand, aber auch einer starken weniger Witz. Die Abenteuer, einzig durch seine Persönlichkeit zusammengehalten, zeigen, eben durch diese bestimmt, in ihrem Wesen eine bis zum Eintönigen gehende Gleichförmigkeit: ihr Grund ist immer gewandte Betrügerei durch einen talentvollen, witzigen, unsteten Schalksnarren. Der einzige Zug, der in diesem vagabondirenden Leben poetisch berührt, ist die etwa sehnsüchtig durchbrechende Erinnerung an eine schönere Heimath und eine reine Jugend. Man muß gestehen, daß da ein großer Schatz von Scharfsinn aufgewendet ist, eben so sehr oder mehr noch auf die eigenst ausgeprägte und immer gleiche formale Seite als auf die immer wiederkehrenden Abstractionen und das Spalten der Begriffe, dessen Wesen sich ausspricht in Räthseln, Denksprüchen, Allegorien ꝛc. Die Form ist gereimte Prosa, und leugnen läßt sich nicht, daß Rückert in Auffindung dieser Klang- oder Sachreime eine erstaunliche Gewandtheit in unsre Sprache hereingetragen hat; gleichwohl ist diese Form nicht natürlich, weder Fisch noch Vogel und ermüdet in die Länge durch ihren ewigen Gleichklang. Es ist ungefähr wie mit der rein äußerlich dem Text anliegenden Formgebung in der neutestamentlichen Periphrase, der sehr prosaischen Evangelienharmonie, wo die hebräische Parallelisirung der Glieder an den wenigen Stellen, die überhaupt poetische Form zu tragen vermögen, weitaus besser passen würde. Dazwischen laufen denn förmliche Ghaselen. Der Ausdruck ist, wie Rückert selber sagt, spitzfindig und überkünstlich: unendliche Wort- und Klangspiele jagen sich in eben so erstaunlicher und ruheloser Fülle, und das Abenteuerliche und Ausschweifende liegt bei weitem mehr in den Worten als in der Sache. Die Uebertreibung in Parallelen und Bildern tritt übrigens in anderen morgenländischen Texten noch mehr heraus als hier. Die Einkleidung beruht auf der enthusiastischen Liebe des Sohnes der Wüste zur Märchen- und Geschichtserzählung, zum Witz und Wortspiel.

Es ist eine für Jeden, der die spontane Kraft in der Poesie aufzusuchen und zu werthen versteht, wahrnehmbare Thatsache, daß ein Theil der von 1807—15 gehenden Jugendlieder weit mehr von den ungekünstelten und darum auch wahrer ans Herz sprechenden Grundzügen an sich trägt als die späteren erkünstelten Gesänge; es quillt da mehr Frische, mehr Unmittelbarkeit, kurz mehr Leben. Man sehe „An die Göttin Morgenröthe", „An den Sturmwind", „An die Sterne", „Wilder Sommer", „An die schöne Müllerin" ꝛc. Auch einige Romanzen und Balladen sind tief ansprechend oder von ungewohnter und selbst erschütternder Kraft.

Der Aesthetiker Vischer hat vollkommen Recht, wenn er in einer natürlich sich aufdrängenden Zusammenstellung Rückerts mit Uhland sagt: „Uhland ist nicht so beweglich, vielseitig, tausendfältig wie Rückert, seine Leier hat weniger Saiten", (— wir unsrerseits haben auch derjenigen Rückerts nicht so viele Saiten zuerkannt, als ihr Schimmern und Flimmern nach allen Seiten gewöhnlich annehmen läßt —), „aber diese geben einen vollen, runden, urkräftigen Metallklang, oder ich möchte seine Poesie dem Glockenton vergleichen, Rückerts dem vieltastigen Clavier. Wenn das Specifische der Poesie in einer durch die Phantasie erzeugten unmittelbaren Einheit von Bild und Gedanken liegt, ist Uhlands Poesie intensiv die ächtere, unvermischtere, obwohl an Umfang die ärmere; Rückerts Dichten geht nachweisbar vom Gedanken aus, um diesem erst nachträglich durch die Phantasie als Dienerin köstliche orientalische Gewänder überzuwerfen".

Rückert reicht noch mehrere Perioden herab, verändert sich aber nicht und gewinnt auch nicht.

## Gustav Schwab,

dessen Gedichte von 1810—35 entworfen sind (neue Auswahl 1838), knüpft unmittelbar an seinen größeren Meister Uhland. Er ist ein freundlich ansprechender Dichterquell, von klarem Fluß, aber auch nicht mehr, und seine Sangeswogen gehen bei weitem nicht so hoch als diejenigen seines Vorbildes. Seine beste Dichterkraft legen die zahlreichen Romanzen und Balladen frei. „Das Gewitter" ist eine Art von kleinem tragischen Genrebild von unvergleichlicher Plastik und feinster Charakteristik. „Des Fremden Königreich" ist finster, stolz, voll

glühender Kraft, wogegen „Blutrache“ die weich menschliche und versöhnende Charakterstärke in ihrem Ringen darstellt. „Der Reiter und der Bodensee“ ist zu weit gesponnen, darum weniger gerundet und minder wirksam; „Des Fischers Haus“ aber ist von drastischer Kraft und Kürze. Die Krone dieser Dichtungen bildet „Der Appenzellerkrieg“, 1825, nicht gerade von feuriger Erhebung, die sich bei Schwab nie findet, aber gleichwohl ein kleines Epos von reinstem Klang. Die Liebe zur wunderschönen Alpennatur dieses schönen Schweizerländchens und die Begeisterung für die Freiheit sind da dem Dichter in festen und klaren Bildern aufgegangen, die eben so viel von besonnen in sich ruhender Manneswürde als kindlichem Naturleben widerspiegeln; es sind mit Liebe erfaßte Gestalten von gleich mächtiger Ruhe als lebensfrischer Bewegung. — Sein Lied zieht friedlich und wanderlustig unter heimischen Bildern hin. Von glücklich keckem Naturschlag ist das „Lied eines abziehenden Burschen“. Die „Zeitgedichte“ haben viel Gelegentliches. Ein prächtiges Bild giebt „Ein Frühling“, 1831. Groß gefaßt sind die zwei „Sonette an G.“. Die zwölf „Sonette aus dem Bade“ geben ein wunderliches Lebensbild gemischten Eindrucks.

Die „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs von Württemberg“, 1819, sind im Volkston gehalten, Einkleidung und Bau gleich einfach; dieser läuft, kaum künstlich construirt, am factischen Faden ab. Das Bild aus der Natur und das Beispiel aus der Geschichte treten oft behaglich ausgeführt ein, und daneben laufen ansprechend gemüthlich die eingestreuten Gedanken des Dichters als theilnehmende Betrachtung, als Urtheil oder Bitte, in denen das treue Landeskind einfach-herzlich seine liebend-verehrende Anerkennung ausspricht. Diese Romanzen, die ebenso von Rathen als Thaten, von Leiden als Handeln sagen, entfalten seltener die abgemessene Kraft des Heldensängers als den einfachen Erzählerton und die freudig anerkennende Huldigung eines schlichten und treuen Herzens. Poesie liegt weder im Bau noch in Höhe und Kraft des Ausdrucks, nur in einzelnen Bildern und gehobenen Stellen.

Man kommt leicht dazu, nach Einzelnem Uhland'schen Gepräges diesen Dichter zu überschätzen; von bleibendem Rang ist Weniges. Wo seine Muse auf ihrer lieben Jagd in den mittelalterlichen Forsten glücklich ist, da nimmt sie gleich der zu ihrer Führerin erkorenen des

ßeren Sängers aus denselben nicht die phantastische Mystik, sondern
s menschlich Wahre und Markige auf. Das bezeichnet die „Schwä-
chen Naturen“.

---

Neben den zwei großartigen, in ihrer Art zu einziger Vollendung
diehenen Dichternaturen weist die englische Literatur noch zwei auf,
das unerbittliche Schicksal nicht zur Vollendung hat reifen lassen,

## Shelley und Keats.

Eine früh geweckte und früh abgebrochne Natur, deren meist in
hmerz und Krankheit vollbrachtes Erdenleben der Tod 1822 schon
t dem 29sten Jahr abriß, hat Percy Bisshe Shelley, von reicher
oductivität, sich als Dichter beglaubigt, als den ihn schon das
nn auch noch formlose Jugendproduct „Queen Mab“ erweist. Sieben
hre blos sind von dem frühest abgefaßten der durch ihn veröffent-
ten Gedichte bis zu seinem Hinscheiden verstrichen, und er entfaltet
der kurzen Zeit eine Thätigkeit, durch welche er im Fluge scheint
Unsterblichkeit seines Namens erobern zu wollen. Mit der Rasch-
t und Leichtigkeit der poetischen Conceptionen verbindet sich eine bis
s Detail gehende Ausarbeitung von großer Feinheit und Scrupu-
lität, sogar bis auf den Effect der einzelnen Wörter und Sylben
gespitzt. Wenn die Mehrzahl namentlich seiner späteren Bildungen
rschwommenheit der Idee und des Ausdrucks zeigen, so liegt diese in
r Besonderheit seines Geistes begründet, der sich gern in träumerischer
stase zu Bildern erhebt, an welche die Sprache nicht mehr reicht, subtil,
neigt, in diesen Regionen sich zu verlieren und aufzulösen; man
chte dieses Wesen das Sensitive heißen. Die englische Kritik hat
dieser Art „Epipsychidion“ als sein Höchstes bezeichnet; wer aber
ht blos von Luft und Licht sich nähren will, dem fehlt eine haf-
nde Wesenheit. Shelley lebt in seinen poetischen Visionen, aber leider!
r in ihnen. Blendende Bilder und bald wild, bald melancholisch
sprechende Gefühle ersetzen nicht, was dem Fragment gebliebenen
ist abgeht: Sinn für die allgemeinen und immer wahren Gefühle
d Klarheit des Denkens. Statt jener pflegt er mit ungewöhnlicher
ärme eine Welt des Unrealen und Abstracten und schüttet auch in

einem eigenthümlichen Mißbehagen melancholische Laute, leidenschaftliche Seufzer und vereinsamte Klagen aus. Die Unbestimmtheit seiner Denkweise und Denkwelt geht oft ins völlig Unverständliche. In anderen Gattungen und Schreibweisen — er hat auch das Drama bearbeitet — kann er freilich alle wünschbare Exactität des Ausdrucks entfalten. Mit den größten Ansprüchen tritt sein unklares erzählendes Gedicht auf „The revolt of Islam". — Es ist eine mit der natürlichen Sanftmuth und Weichheit seines Wesens schwer zu vereinende Fiction, daß er sich selbst als Jüngling schon einbildete Atheist zu sein und an dieser leeren Idee haften blieb.

Noch jünger als Shelley ist John Keats (1796—1820) gestorben in einem Alter, wo er sein poetisches Talent noch nicht zur Reife und Realität hatte herausbilden können durch die Kenntniß von Welt und Leben oder auch nur seiner selbst. Wie er sich entfaltet haben würde, läßt das Bruchstück von Entwicklung, das er darstellt, nicht beurtheilen. So viel allerdings mag man behaupten, daß ihm eine intensive Fülle der Gaben verliehen war, auf denen der Genius ruht, wofür sein „Endymion" ganz besonders als Zeugniß gebend bezeichnet wird. Seinen Dichtungen aber geht Alles ab, was den Charakter der Reife ausmacht: Einsicht in die Natur des Menschen, klare Folge der Ideen, Maß im Aufwand und der Färbung der poetischen Begriffe, und gleichwohl geben diese hinreißenden Laute der jugendlichen Phantasie, die mit tiefer Lust in einer Welt von Idealgestalten schwelgt, um sie mit nicht gewöhnlicher Kraft aus sich herausströmen zu lassen, Zeugniß einer in seltener Begabung stehenden Seele. Von origineller Gewalt und vulcanisch ausbrechendem Feuer, dabei von Ehrgeiz getrieben, widerstrebt er jeder Fesselung und gesetzmäßigen Cultivirung. Die englische Kritik nennt seine Poesie einen labyrinthischen Wald, schön und selbst herrlich durch manche majestätische Eiche und manch sonnige Lichtung, aber auch mit all der unbeschnittenen und unabgerichteten Wildheit, die man ihm nur nehmen kann, indem man ihm seine ganze Wesenseigenheit raubt. Das läßt bei Keats auch zweifeln an einer mit der Zeit einmal erreichbar gewesenen Vollendung.

Bei Shelley und Keats hat die innere Ausbildung sowohl als die ihrer Leistungen nicht Zeit gefunden, sich in Angemessenheit mit ihren angebornen poetischen Kräften zu vollziehen, und sie beweisen trotz des Reichthums der Einbildungskraft und der warmen Empfänglichkeit fürs

Schöne, worin sie hoch stehen wie Wenige, wie sehr auch dem Dichter ein Substrat solider Gedanken, Sinn fürs Reale und Festigkeit des Gefühls noththut.

---

**Kleinere Dichter: Novellisten, Lyriker und Epiker.** K. G. S. Heun, als Schriftsteller H. Clauren, ist in dieser Periode sehr thätig in Novellen, Erzählungen und selber in dramatischen Arbeiten. Die Gunst des Publicums gewann er zuerst durch sein „Mimili" und wußte dieselbe auch mehrere Jahre so zu fesseln, daß ein Theil seiner sammt und sonders höchst mittelmäßigen Arbeiten in alle europäischen Sprachen übersetzt ward und alle Leihbibliotheken überschwemmte. Das ist eben nichts Anderes als Zeichen eines kränkelnd verdorbenen Geschmackes, dem eine süßliche Sentimentalität im Vereine mit flüchtiger und allerdings nicht frivoler Unterhaltung und der Gabe des leichten Erzählens genügten, um die träge Muße auszufüllen, die diesen Reactionsjahren anhängt. Es ist umgekehrt eines der besten Zeichen, daß der fade Erzähler hernach eben so rasch und unrettbar sank, wie er unerklärlich gestiegen, und W. Hauffs beißende Satyre, in der allein er noch fortlebt, ist kaum je löblicher verwendet worden.

Nicht besser steht es um einen Zweiten auf dem Felde mit verschiedenen, aber noch schlimmeren Zügen: auch Julius v. Voß ist zu seiner Zeit ziemlich tief in die Leserwelt eingedrungen. Die an sich gehaltlosen, höchstens als Zeitbilder aus dem verdorbenen, abgeschliffenen, leichtfertig spielenden und innerlich faulen Berliner Leben der Jahre unmittelbar vor den furchtbaren französischen Schlägen Interesse ansprechenden Romane und Lustspiele des frivolen Elegant sind ganz gleich wie ihre Zeit und theilen alle ihre Mängel und Nichtigkeiten; insoweit malen sie treu.

Höher steht Ernst Friedrich Ludwig Robert, der Bruder der berühmten Rahel, von großen inneren Vorzügen und feiner Durchbildung, vom Leben begünstigt und doch innerlich getrübt und mit dem Gange der Zeit zerfallen. Er hat sich, bald witzig und launig, bald ernst und warm, in verschiedenen Formen der poetischen Production — Gedichte, Lust- und Trauerspiele, Erzählungen, Satyrisch-Epigrammatisches — mit Geschick bewegt, ohne doch zu voller Entwicklung seines nicht geringen Talentes zu kommen und es in irgend einer Form zur Vollendung zu bringen.

August Gottlob Eberhard hat schon vor dem Beginn unseres Jahrhunderts die Reihe seiner zahlreichen Erzählungen und Gedichte begonnen, ist aber erst eigentlich durch das oft aufgelegte und in viele Sprachen übersetzte, durch seine Gemüthlichkeit anziehende erzählende Gedicht „Hannchen und die Küchlein“ zu Ruf gekommen.

Unter den Dichterinnen der romantischen Schule ist Wilhelmine von Chézy namhaft, am bekanntesten durch ihren freilich nicht glücklichen, von Carl Maria v. Weber componirten Operntext „Euryanthe“ von 1824.

Der schweizerische Idyllendichter Joh. Rud. Wyß, auch als Gelehrter namentlich für die vaterländische Geschichte verdient, hat sich durch seine 1815—22 erschienenen „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz“ einen über ganz Deutschland rühmlich bekannten Namen erworben; noch weiter ist die Ausarbeitung des schon von seinem Vater entworfenen „Schweizerischen Robinson“ gedrungen, und die Leitung der „Alpenrosen“, des lange beliebten poetischen Taschenbuches der Schweiz, hat ihm in der literarischen Welt viel Anerkennung gebracht.

Ad. Fr. Karl Streckfuß, selber auch Dichter, hat nach dem Vorbilde von Gries besonders durch seine meisterhaften Uebersetzungen aus dem Italienischen (Ariosto, Tasso, Dante) sich einen geachteten Namen in unserer Literatur gemacht und bleibt als kunstfertiger Meister auf seinem Felde stehen.

Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, nach und nach zum Kirchenfürsten aufgestiegen, hat neben Kirchlich-Geistlichem, das meist seinem späteren Leben angehört, zuerst historische Schauspiele und dann Epen verfaßt; diese, die „Tunisias“ und „Rudolphias“, sind öfter genannt worden. Zwar verrathen sie reinen Geschmack und feine Bildung, haben aber trotzdem nicht größeren Werth und zeigen dieselben Mängel wie fast alle Epen, die unser Jahrhundert erzeugt hat, weßhalb auch auf sie die Todsünde der Langeweile fällt.

Der alten Schule unter den Engländern gehört Samuel Rogers an, als dessen bestes Gedicht das beschreibende „Italy“ gilt, mit gelungenen Schilderungen italienischer Sitten und Landschaften. Er vertritt die Würde und Reinheit des alten Styls aus dem achtzehnten Jahrhundert, an dem er festhält, entwickelt darin allerdings Geschmack und Anmuth, ist aber arm an Erfindung, Phantasie und Kraft,

wie sie Alle sind, die man Dichter nach der Schule (Schuldichter) heißen mag. Die englische Kritik sagt: „He has given much of pleasing and reflective sentiment, accompanied with great refinement of taste“.

James Hogg, der Ettrickschäfer, die unvollkommene Auflage von Burns, zeigt allzusehr die ungebildete Natur, im rohen Styl sowohl als in der ungeregelten Märchen- und Traumphantastik, der er keinen inneren Fond entgegenzusetzen hat. Wo er sich naturwahr und einfach giebt, da hat er viel Anziehendes; schottische Balladen und Schilderungen des Volkscharakters passen ihm, alles Andere geht über seinen Horizont; von Composition ist bei ihm selten eine Spur.

Eine der berühmtesten englischen Dichterinnen ist Felicia Hemans geworden. Ihre romantisch gefärbte Begeisterung hat sie den Eindrücken jener ergreifenden Natur von Nordwales und den an Glück und Schmerz reichen Wechseln des Familienlebens entnommen. Die besonderen Impulse und Stoffe werden ihr durch das Interesse für spanische Sprache und Literatur sowie für die Geschicke und Kriege dieses Landes und durch die Vorliebe für deutsche Literatur gegeben.

John Wilson, mehrseitig hervorragend und vielbegabt, hat sich sowohl als lyrischer Dichter durch zwei größere, zwar etwas sentimental und eintönig abklingende, aber mit prächtigen Schilderungen ausgestattete Gesänge, wie insbesondere als Romanschriftsteller und vielbeliebter, vorzüglicher Erzähler aus dem schottischen Volksleben einen bleibenden Namen gemacht. Politisch hat er, einseitig und leidenschaftlich torystisch, als Herausgeber von „Blackwoods Magazine“ eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

Der verdiente Publicist und Schriftsteller James Hunt erweist sich 1816 in seiner „Story of Rimini“, unstreitig der schönsten seiner Schöpfungen, als vorzüglicher Dichter romantischen Geistes.

Henrik Tollens ist durch seine Kriegs- und Volkslieder (Volkshymnen) der Lieblingsdichter der Holländer geworden.

Der spanische Staatsmann und Dichter José Gonzales Carvajal hat sich europäischen Ruf erworben durch die metrische Uebersetzung der poetischen Bücher der Bibel, wovon 1819 in 5 Bänden „Los Salmos“ erscheinen.

**Die einzelnen National-Sprachen und -Literaturen.** Die lebhaftesten Bewegungen gehen in der böhmischen Sprache vor: Die Versuche zu ihrer Hebung, im Anfange des Jahrhunderts noch isolirt und ohne Erfolg, nehmen gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts höheren Aufschwung; namentlich gewinnt die literarische Bewegung durch die Herausgabe der Königinhofer Handschrift und des Urtheilsspruches der Libussa, der vermeintlich sehr alten czechischen Nationaldenkmale, die man später freilich als unächt erkannte. Jene wird 1819 veröffentlicht durch den vielseitig thätigen Förderer der czechischen Sprache und Literatur Wenzeslaus Hanka, Dobrowski's Schüler, der unter seinen Landsleuten sehr populär und nach dem Vorgange seines Lehrers durch Sprachwerke, Sammlungen, Ausgaben und Uebertragungen unermüdlich thätig war. Er erweckte den Streit zweier Parteien über czechische Grammatik. Dobrowski selbst ist grammatisch sehr thätig und weist die Sprache, deren gesammten Bau er zerlegt, als besonders bildsam nach. Andere suchen sie aus ihrem älteren Sprachschatz und dem Vorrathe der nächstverwandten zu bereichern. Die antiken metrischen Formen werden in sie eingeführt sowie ältere Dichterwerke und Musterarbeiten aus fremden Literaturen übertragen und bearbeitet. Alles Das giebt der Sprache und Schrift trotz der Opposition der Alten unter den Czechen höheren Schwung und veredelte Form. Im Verlaufe hat die Bemühung für das Czechische mehr und mehr die Bedeutung einer politischen Reaction gegen die Deutschen angenommen.

Das Russische macht seit ungefähr 1820 einen Kampf durch zwischen Classicismus und Romanismus, welcher einen vollständigen Umschwung in den literarischen Anschauungen und Begriffen erzeugt. Neben Karamsin wird der Dichter Puschkin, später noch zu nennen, durch die Idealisirung des alten Rußland und die Dramatisirung der russischen Volksüberlieferungen Schöpfer einer neuen Literaturepoche. — Das verdienstlichste Werk von Nikolaus Gretsch, dem Mitbegründer und Redactor der „Nordischen Biene", ist von 1819—1822 das Handbuch der russischen Literatur, bestehend aus Proben der besten Prosaisten und Dichter, aus einer Rhetorik und Poetik, sowie einer kurzen Geschichte der Literatur. Ueber russische Grammatik nach verschiedenen Richtungen hat er mehrfach Werke verfaßt.

Die polnische Literatur wird eben jetzt erst national. Von Wilna, ihrem Centrum, aus und unter der Leitung von Mickiewicz erhebt

ch, herangezogen durch deutsche und englische Studien, die kräftige
nd durchschlagende Opposition einer neuen Dichterschule, welche den
is dahin auch hier herrschenden Regelnzwang des französisch-classischen
ormalismus durchbricht, ans wahrhaft nationale Denken und Fühlen
ppellirt und auf vaterländische Stoffe weist. Auch hier geht aus dem
ampfe zwischen Classicismus und Romantik die letztere als vollendete
iegerin hervor.

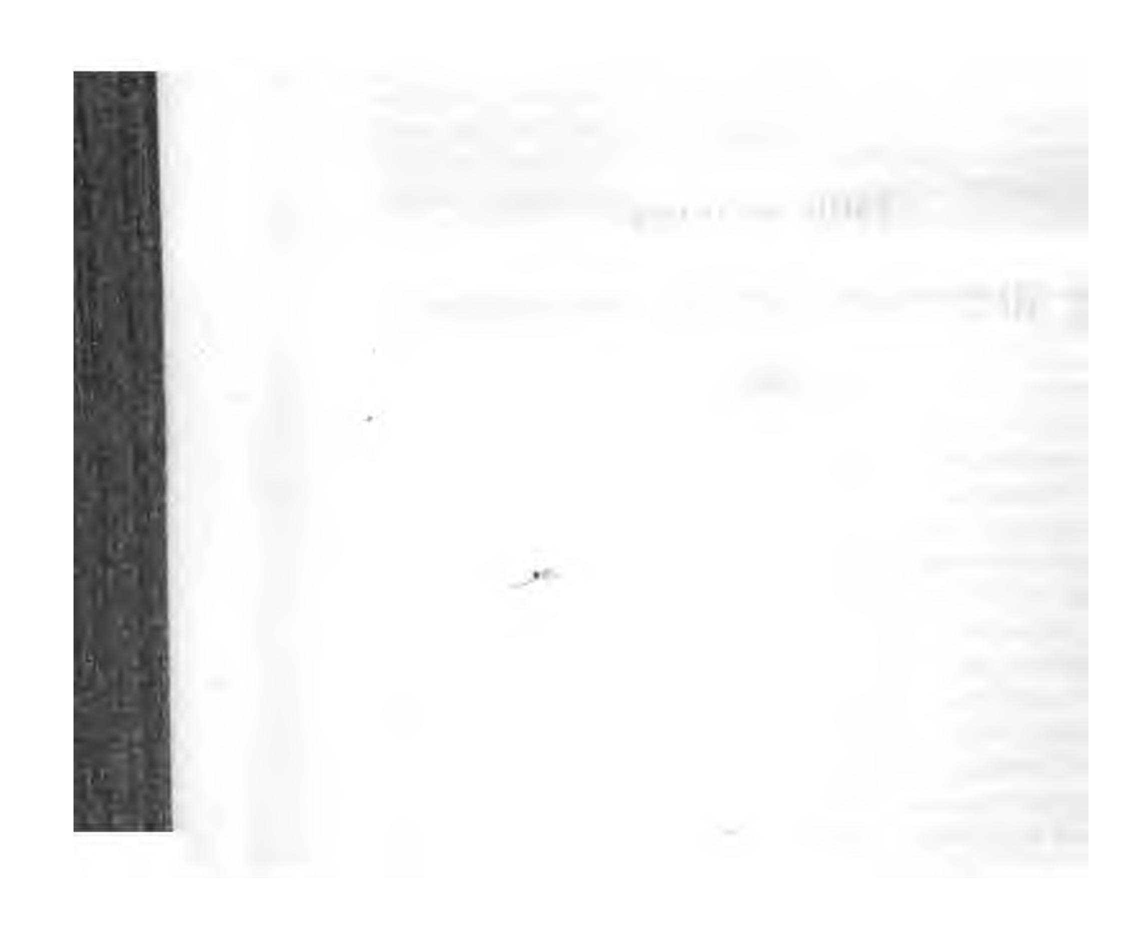
Serbische Sprache. Nach den nur zum Theil aufgenommenen
euerungen von Obradowitsch, der zuerst die serbische Volkssprache
ls Schriftsprache zu benutzen angefangen, ohne daß er damit allge-
ein durchzudringen vermochte, wird die Sache einer in Wahrheit
ationalen serbischen Sprache und Literatur neu aufgenommen nament-
ch von den beiden Schriftstellern Demetrius Dawidowitsch und
Buk Stephanowitsch Karadschitsch, und ihnen erliegt die noch
ch regende reactionäre Partei. Zeitschriften, Ausgaben, Hand- und
ehrbücher 2c. schaffen dafür, besonders auch auf ungarischem Boden,
ne neue und frische Bewegung. — Karadschitsch, der bedeutendste
rbische Schriftsteller des Jahrhunderts, in reicher und ununterbrochener
hätigkeit mit allen Zweigen serbischen Volkslebens beschäftigt, hat für
ieses, seine Sprache und Literatur, geradezu schöpferische Bedeutung.
egründer einer neuen Epoche und Schöpfer einer wissenschaftlichen
rammatik und Lexikographie, hat er die Besonderheiten der Sprache
xirt, reiche Fundgruben eröffnet, Beiträge geliefert zur Geschichte,
hilologie und Ethnographie und den ganzen Sprachschatz gesam-
elt; man hat ihm für die Förderung der Sprache und Literatur seines
olkes dieselbe Bedeutung gegeben, die Jakob Grimm für die viel
eiteren Sprachgebiete des Deutschen einnimmt. Sein Bestes ist die
ollständige kritische Sammlung der herrlichen serbischen Volkslieder,
eren Schätze er, dem Einen Ziele die umfassendste Thätigkeit zuwendend,
nerhalb des gesammten Sprachgebietes aus dem Munde des Volkes
lbst mit Hülfe fleißiger Sammler aufnahm, ordnete und mit so voll-
idetem und liebendem Verständniß bearbeitet herausgab, daß sie fast
i alle Sprachen übersetzt wurden, die Aufmerksamkeit von ganz Europa
uf sich zogen und zugleich die Hauptgrundlage zur Aufnahme der
olks- als Schriftsprache bildeten.

Mit der Losreißung Brasiliens vom Mutterlande bahnt sich auch
ie Emancipation der Literatur von der portugiesischen an, und zwei

Elemente, das christkatholische und das nationale, beginnen namentlich in der Poesie herrschend zu werden. Diese hat übrigens noch das Besondere, daß sie sich ganz speciell politisch färbt und der Ausdruck aller Parteien wird, wie denn z. B. der berühmte Minister José Bonifacio d'Andrade selbst ein patriotisch-politischer Dichter von Rang ist.

Zweite Abtheilung:

# Die Restauration auf ihrer reactionären Höhe.



# Erster Abschnitt.
# Politische Zustände.

## I.
## Allgemeine Grundzüge.

Eine Geschichte, in der so Wenig als möglich geschieht, eine zuständliche Geschichte liegt vor uns. Die Uebereinstimmung, man möchte sagen Solidarität in der Politik der bestimmenden Großmächte und daher in dem ganzen Gang des Erdtheils ist noch auffälliger als in den abgelaufenen Jahren; ganz natürlich, waren ja doch die gegenstrebenden Elemente zu allermeist niedergeworfen und hatte sich die ganze blutlose Schlaffheit über alle Volkskörper gelegt! Es ist eine triviale Wahrheit, daß es die von Wien aus gepredigte feige Diplomatenpfiffigkeit des Nichtsthuns und Nichtsgeschehenlassens, des Conservirens und Genießens war, welche den Ton angab zur schlafsüchtigen, nur dann und wann aus erschreckten Träumen verfolgungsgierig auffahrenden Idylle der Zeit. Nach dieser Richtung hin steuerte denn auch seit den verhängnißvollen Anfängen der Regierung des rohen Kaisers Nikolaus der russische Militärkoloß mit aller seiner Wucht, eine Richtung, vorbereitet durch des Halbbarbaren Constantin polnische Militärdespotie und flankirt von des russischen Griechen Capodistrias selbstherrlichen Probestücken. Weniger anerkannt ist der zweifellos hoch bestimmende Einfluß, der mehr und mehr wieder von Frankreich auszugehen anhub, wo allerdings noch ein etwas lebendigeres Streben und Gegenstreben rege war, so jedoch, daß auch hier die gute alte Zeit des Königthums von Gottes Gnaden und der Kastenvorrechte, die es verbrämen, noch einmal lustig mit vollen Segeln fuhr.

Ueber die Geschichte der einzelnen Staaten sollen hier nur wenige Daten beigebracht und zwar solche von doppelter Natur ausgewählt werden, die entweder besonders charakteristisch sind für den Gang und Geist dieser Jahre oder aber ein sehr eigenthümliches Gepräge haben und den Culturhistoriker herausfordern, daß er ihnen eine Beachtung schenke, die ihnen von der Geschichte sonst kaum zugewendet wird.

Die Linie von den reactionären Hauptstaaten aus, die zum Theil durch den gepriesenen Widerstand der passiven Trägheit, zum Theil durch thatsächliches Rückschreiten den Zug der Zeit lenkten, durch diejenigen hindurch, welche, wenn auch nur schwach und vorübergehend, von einem kräftigeren Wehen erfaßt wurden und den Blick vorwärts richteten, bis hinüber zu denen, die im constant zum Ausbruch treibenden oder bereits erklärten Aufruhr gegen den reactionären Druck stehen, bildet eine Gerade, an deren Verlauf sich genau die allmälig ansteigenden Auferstehungszeichen eines neuen Lebens verfolgen lassen.

Unter den politisch lebenleersten Halborganismen steht wieder der deutsche Staatenbund (nicht Bundesstaat) obenan.

# Erster Abschnitt.

# Politische Zustände.

---

## II.

## Die einzelnen Staaten.

**Deutschland.** Jede versuchte Opposition gegen die von Oesterreich Allen auferlegte Bundesvergewaltigung, gehe sie aus von den Mittel- und Kleinfürsten oder von den Völkerschaften, wird allmälig ganz niedergetreten, und es ist ihr eigner Fehler; von autokratischen Regenten (König von Württemberg) war sie in einem Sinn aufgegriffen, der kein Zutrauen gewinnen konnte; von Seiten des Volkes war sie schwach, getheilt, wenig verstanden oder mit unklaren Zwecken angefaßt und mußte so einer allerdings zweckbewußten Widerstandskraft ohne Weiteres erliegen. Ohnehin gaben sich die Fürsten allgemach lieber der ihnen auferlegten Oberhoheit hin, die doch — und das ist das zweite ebenso große Unheil — Nichts weniger als dazu angethan war, den Geist der Einheit in der Nation zu wecken und zu stärken, als daß sie Etwas von ihren vermeintlichen Prärogativen den harrenden und fordernden Völkern abgetreten hätten. Jedes Duodezstäätchen zog sich in seine kleinlebigen Sonderinteressen zurück, und doch nahmen diese in allen durch den großgezogenen Geist der Apathie eine gewisse nichtige Gleichförmigkeit an. Der deutsche Constitutionalismus, Jahr um Jahr mehr verlassen, gehetzt, gegenstandlos, sank allmälig zur Mumie herab, die Stände waren auch den ärgsten Mißbräuchen gegenüber von thatloser Laxheit. Dabei erwies sich die erste Kammer, die doch in Frankreich zuweilen einen zeitgemäßen Anlauf nahm, in all diesen altfeudalistischen oder neubüreaukratischen Stäätchen als ein unüberwindlicher Hemmschuh jeder Neuerung oder Besserung. Uebrigens zeigen hier die Kammer-

verhandlungen denselben Streit zwischen den neuauftauchenden feudal-adeligen Gelüsten und den neuzeitlichen Gleichheitsstrebungen, wie er in Frankreich ausgebrochen. Aschgrau lag die politische Atmosphäre über dem ganzen armen deutschen Reich. Wie in diesem Halblichte die Dunkelmänner fischten, beweist am schlagendsten der Kirchenstreit in Sachsen, dessen kirchliche und staatliche Leiter auf Augenblicke selber den angestammten Patriotismus zu vergessen schienen. Nicht einmal die materielle Bedrängniß (Hannover, Kurhessen) brachte die Bevölkerung weiter als zum leeren Murren der Unzufriedenheit. Auch die Staaten des Südens, die früher constitutionelle Anläufe gemacht, wurden von der allgemeinen Stagnation ergriffen und blieben stehen, wie Württemberg, oder brachten es höchstens zu unfruchtbaren Experimenten, wie Bayern unter seinem Kunstmäcen, der sein München phantastisch ausschmückte, während das Finanzwesen total ungeordnet, die Verwaltung unverhältnißmäßig theuer, die Militärausgaben übermäßig waren, das Deficit (schon 1824/25 über 7 Mill. Fl.) und die Finanzlast stiegen und der Volksunterricht unglaublich verfiel. — Eine der wenig geräuschvollen und doch tiefgreifenden Umgestaltungen gegenüber den Jahren der Freiheitskriege war die schroffe Trennung des Militär- und Civilstandes und in jenem die Ausmerzung dessen, was ans bürgerliche Leben erinnerte und band: Zurücksetzung der Landwehr.

Immer und überall ist es das heillose österreichische Regiment, das jeden Versuch des Aufschwunges niederzuhalten geschäftig ist; das Zusammengehen Preußens aber mit Oesterreich, d. h. eigentlich die that- und willenlose Unterwerfung unter dessen freiheitsfeindliche und nationalschädliche Tendenzen, hat nicht nur jene Macht selbst erniedrigt, sondern das Unglück von ganz Deutschland ausgemacht. Das beste, ja das einzige nennenswerthe einheitliche Werk in Deutschland, der von Preußen betriebene Zollverein, erfuhr den härtesten Widerstand nicht blos von Oesterreich, sondern überhaupt in den Bundesländern, und selber das Ausland reagirte dagegen voller Eifersucht; deßhalb sollte die mitteldeutsche Vereinigung zusammengebracht werden, die sich nicht lebensfähig erwies.

Die politische Hebung und Rettung mußte (das ist wieder eine Erscheinung ächt deutscher Natur) ganz allmälig erst wieder von der Wissenschaft aus kommen, der Ideologie und Philosophie, der Geschichte und Sprachforschung, die den Deutschen den Begriff einer Nation und

das langsam aufdämmernde Verständniß der Neuzeit beizubringen gewaltig geworden ist. Damit ist freilich nicht der Hegelianismus gemeint, der (schlimm genug!) sich eben auch in den Dienst einer schlechten Realität gefangengab, ein Abfall, dem wohl mehr als die bloße Schuld einer unklaren Zweideutigkeit der Lehre zu Grunde liegt. Hat ja Hegels Biograph Haym selber seine Rechtsphilosophie ebenso gut für 1821 wie für 1830, für das Seiende wie für das Werdende genannt, d. h. schärfer ausgedrückt gut weder für das Eine noch für das Andere und angethan, in Selbstnegation zu zerfallen.

In der Restaurationszeit zog sich der Rest politischen Lebens ins Dunkel zurück: Die Burschenschaften, durch die Karlsbader Beschlüsse aufgehoben erklärt und auch nachher noch vielfach verfolgt, ohne aufzuhören, nehmen Form und Wesen geheimer Verbindungen an, mit mehr und mehr politischem Charakter. Die ersten deutlichen Spuren eines neuen Verbandes der allgemeinen deutschen Burschenschaft zeigen sich 1827, und im selben Jahre kommt auch auf dem Burschentage von Bamberg der 1831 ausgetragene Streit zwischen zwei Parteien zur Behandlung, die sich innerhalb der Verbindung herausgebildet, den Germanen und Arminen, jene direct eine politische Einigung Deutschlands anstrebend und überhaupt mehr praktisch politisch wirkend, die andere zunächst nur die ideale Einheit des Vaterlandes ins Auge fassend und namentlich die eigne wissenschaftliche, sittliche und körperliche Ausbildung verfolgend; die letzteren, als unentschlossener, unterliegen.

---

Den Grad des rückwärtszeigenden Einflusses bemessen, würde richtiger das einzelne Bundesglied vor dem Ganzen eingeführt; denn dessen Lenker und Regierer war bekanntlich

**Oesterreich.** Starrster Stabilismus ist die Losung auf allen Gebieten, auch auf dem volkswirthschaftlichen; das beweist unter Andern die Unwandelbarkeit in der Ertragshöhe der indirecten Steuern bis zu der 1829 octroyirten Einführung der Accise. Nichts geschieht für Hebung der productiven Kraft; mannigfache innere Zolllinien und acht verschiedene Grundsteuersysteme bleiben stehen.

Zwei Fragen, die ungarische und die orientalische, bewegen diese Jahre.

Das Verhältniß zu Ungarn ist äußerst gespannt bis zu Verachtung und Hohn, die offen gegen das Wiener Hofregiment geschleudert werden.

Die Comitate lehnen sich gegen die Willkürregierung ohne Reichstag auf; dann folgt der Reichstag von 1825 mit harten Demüthigungen für jene (Null- und Nichtigerklären aller in der Reactionsperiode erlassenen Ordonnanzen) und doch schließlich mit geringen Erfolgen für das Land. Zwei verschiedene Geister machen sich im Magyarenlande geltend: Steifes Festhalten an dem altadeligen Kastenwesen einer- und Aufsteigen eines neunationalen Sinnes anderseits, dieser in der Forderung auftauchend, daß die ungarische Sprache zur Geschäftssprache des Königreichs erhoben werden solle. Der Reichstagsschluß mit seinen Früchten entspricht keineswegs den gehegten Erwartungen: eine schärfere Fassung der ständischen Rechte und die weniger verclausulirte Anerkennung der alten, eigentlich bereits veralteten Constitution sind kein Ersatz für den Mangel der Reform, deren auch Ungarn in allen Theilen des Verwaltungswesens bedurfte.

In der orientalischen Frage bringt es die hin- und hertappende, rathlose und unverläßliche Politik des Staatskanzlers, die Rußland hinaus- und sich eindrängen möchte, durch alle Schliche und Winkelzüge nach einem vermeintlichen und bereits laut ausposaunten Siege dazu, daß sie bei allen Staaten und Parteien schließlich jede Achtung und jeden Einfluß einbüßt; die bisher ausgeübte Präponderanz geht an Rußland verloren, und das „unpolitische Dasein" steht nach Innen und Außen auf seinem Gipfelpunkte. Springer sagt darüber gut: „Die Generation, welche noch in der nicht immer klaren, aber doch geistig lebendigen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts wurzelte, war in der Zwischenzeit von dem verkommenden Bancozettelgeschlechte abgelöst worden, das nach so vielen Entbehrungen und Kümmernissen sich mit verdoppeltem Behagen in den Freuden des privaten Lebens erging, nur für den ruhigen Genuß materieller Güter schwärmte und die Verwaltung der öffentlichen Interessen willig dem Kaiser und seinen Räthen überließ, dankbar, daß dieselben das Ruhebedürfniß der Bevölkerung so eifrig zur Richtschnur ihrer Thätigkeit nahmen".

So schliefen Volk und Reich der Julirevolution entgegen, und im Grunde war es Nichts weiter als das genuß- und ruhesüchtige Trägheitsprincip, das von Wien aus den Continent unter sein Joch zu bringen und durch Jahrzehnte um jeden staatlichen Fortschritt zu beluxen wußte.

---

Finden wir hier die ertödtende Stagnation der Reaction in ihrer Vollendung ausgeprägt, so im nächsten Staat umgekehrt ihre herausfordernde Action, die der unausweichlichen Krise zutrieb.

**Frankreich.** Die Folgen des spanischen Feldzuges waren weder für die innere noch für die äußere Geschichte des Landes ein Glück: in Spanien hatte er nur Undank und Mißtrauen gesäet, und der Einfluß auf dieses Land sank zu Gunsten anderer Mächte; im Inneren aber steigerte er den Uebermuth der ultraroyalistischen Bannerträger, der eine Quelle des Untergangs wurde für die Dynastie. Der Krieg hatte 208 Millionen gekostet und das Deficit 1823 auf 235 Millionen gebracht. Der Kampf der Priesterpartei nimmt bald eine sinnlose Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit an, welche schon 1827 die vernünftigen Anhänger der Bourbonen mit Schrecken für die Zukunft von Reich und Thron erfüllt; für einmal ist die Opposition fast vernichtet.

1824 wird bei den Kammerwahlen von gouvernementaler Seite bereits ein corrumpirendes Maß von Trug und Gewalt aufgewendet, wie hernach nur je unter dem roi-bourgeois; ein Manöver, das im nächsten Jahre gleichen Sinnes in Baden nachgemacht wurde. Das bedeutendste Werk der Session ist das Septennalitätsgesetz. Diejenige von 1825 gebiert das verhaßte Sacrilegiumsgesetz, das Werk der Jesuiten, und das gefürchtete über die Emigrantenentschädigung, die auf 1000 Millionen angesetzt wird. 1826 Proceß Ouvrard und Denunciation der Jesuiten durch Montlosier. 1827 bringt eine Gesetzesvorlage zur Unterdrückung der Presse, die mit unüberwindlicher Erbitterung aufgenommen wird und nicht durchdringt, ein Machwerk der Unkenntniß und Härte, welches die gesammte Presse vernichten zu wollen schien und sie nach Périers Worten außerhalb Frankreich verlegt haben würde; daneben die an sich unnütze, in den Folgen für die Dynastie verderbliche Aufhebung der Nationalgarde. Der Krieg mit Algier wird angehoben. 1828 fällt das Ministerium Villèle; nach langen Zögerungen giebt sich das Ministerium Martignac, ohne Partei, ohne Stellung, von den verschiedensten Richtungen sofort angefallen und als blos transitorisch bezeichnet, im Grunde nur ein Wechsel der Personen ohne Vertretung einer vorherrschenden Idee. Die Thronredeadresse und die Wahl Royer-Collards, der damals der Mann des allgemeinen Vertrauens war, zum Präsidenten bezeichnen den Geist der Kammer, dem das Ministerium, so sich festigend, nachgiebt, nicht so

die den Congregationisten angenehmen Privatbestimmungen des Königs. Gesetze über die Wahllisten, die Jury, die Preßfreiheit, der Vorschlag einer Anklage des Ministeriums Villèle, die Niedersetzung einer Commission über die geistlichen Schulen, gerichtet gegen die Uebergriffe der ungesetzlich eingedrungenen Jesuiten auf den ganzen Unterricht, deren „kleine Seminarien“ aufgehoben oder unter Aufsicht der Universität gestellt werden, der Hauptschlag gegen sie, bezeichnen diese Kammersitzung. Gegen den Willen dieser Commission und die Neigung des Königs erzwingt das Ministerium, gestützt auf alle constitutionellen Elemente, die Ordonnanzen, welche die jesuitisch geleiteten Schulen der Universität unterwerfen und den Unterricht aus den Händen der religiösen Congregationen ziehen. Dagegen wird die Allianz von Thron und Altar mehr und mehr proclamirt, von den Jesuiten selbst eine Solidarität zwischen ihrem Bestehen und dem der Bourbonen herzustellen versucht, eine Fessel, die Karl X. nicht mehr los geworden. Indeß eröffnet sich das Jahr 1829 unter guten Auspicien; Friedensliebe und Friedensaussichten, auch im Inneren, steigen; das Ministerium, vermittelnd, will liberale Mitglieder in die hohe Verwaltung ziehen. Aber seine zwei eingebrachten Gesetze über die Communalordnung und über die Arrondissements- und Departementsräthe, von den Royalisten und Liberalen gleicherweise angefochten, muß es zurückziehen, was seine Verbindung mit den Liberalen löst; ohne Partei in den Kammern, ohne Credit am Hof, ohne Stütze in der öffentlichen Meinung, alleingelassen in dem fruchtlosen Streben, die Interessen der Krone und des Volkes zu versöhnen, fällt es, und der August 1829 bringt das Ministerium Polignac ans Ruder. Dieser Ernennung folgt, wie nie sonst, ein Schrei der Entrüstung, eine Erschütterung des ganzen Gesellschaftskörpers, allgemeiner Widerstand und Demonstrationen, selbst von Seiten der Magistratur, so in Lyon und der Bretagne (Associationen für Steuerverweigerung, deren Ende des Jahres bereits zweiundsechszig sind); dagegen heftige Verfolgungen, auch der Presse; der Eintritt des verhaßten Peyronnet ist ein neues Kampfzeichen. Verbreitung und Thätigkeit der Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera“ wachsen, und das mächtige Mittel einer der royalistischen sehr überlegenen und auch viel weiter ins Volk gedrungenen Presse dient ihr. Die neuen Kammerwahlen geben trotz aller Einmischung von Behörden und Geistlichkeit (Proclamation des Königs selbst) der Opposition eine entscheidende

Uebermacht; dieser Erscheinung folgen die berüchtigten fünf Ordonnanzen des Ministerrathes von Saint-Cloud. Dem 26. Juli, dem Tage des erstaunten Zauderns, bezeichnet durch die Protestation der Journalisten, das Fallen der Course, nutzlose Zusammenkünfte der schmählich feigen liberalen Deputirten, folgen les trois glorieuses, die ersten Kämpfe am 27., von größerer Ausdehnung am 28., entscheidend am 29. Die ersten Manifestationen zu Gunsten der jüngeren Linie gehen am Morgen des 30. vom Büreau des „National" (Thiers, Mignet) aus; Laffitte präparirt ihre Thronbesteigung. Für die Republik war noch keine Zeit, sie hatte im französischen Bewußtsein noch keinen Boden; eine republikanische Partei war während der ganzen Restaurationszeit gar nicht da, in jenen Tagen bildeten sich die ersten Anfänge einer solchen, und ein Glaubenssatz mit starker Partei ist sie erst unter dem Bürgerkönigthum geworden. Höchstens hätte Lafayettes Kraft mit Hülfe der Carbonari ausgereicht, vielleicht die Dictatur auf sich zu nehmen, jedenfalls aber, von dem neuen Regenten größere Garantien constitutioneller Freiheit zu erlangen.

Die Bourbonen fielen als die Repräsentanten eines politischen Rechtszustandes, der die glorreichen Errungenschaften der Revolution abläugnete; ihre Zeit war um. Die Julirevolution bezeichnet nicht die Eröffnung einer neuen Aera, sondern nur die ausgemachte Rückkehr zu den Principien von 1789 und das Ende des Widerstreites zwischen der alten und neuen politischen Ordnung; mit Karl X. wanderten die letzten Ueberreste des Königthums von Gottes Gnaden und der um dasselbe gruppirten clerikal-adeligen Vorrechte und Uebergriffe ins Exil, das eben sie selber mehr als die Angriffe der liberalen Gegner sich als Loos zugezogen hatten, indem ihr Treiben das Königthum isolirte, bis die seiner retrograden Tendenzen müde Nation sich auf Einmal von ihm zurückzog, und das war der Fall der Restauration.

Vaulabelle sagt über Karl X.: „Bien que son caractère fût sans force, son esprit sans volonté, et son intelligence dépourvue de lumières suffisantes pour apprécier et pour résoudre les nombreuses questions politiques et administratives, il n'entendait pas moins exercer une influence directe et personnelle sur son gouvernement. Le sentiment de son impuissance joint à l'amour de la représentation et à d'impérieuses habitudes de distraction contractées durant le cours d'une longue existence oisive, lui rendait indispensable

un ministre qui fût au sein de son conseil, sa conscience et sa pensée". Alle Schriftsteller aber gestehen seinem Verhalten beim Sturz eine gemessene Würde zu, die schon der Inauguration des neuen Königthums fehlte.

Seit dem Blüthenstande der ausgebildeten Reaction war auch ein allmälig, aber unwiderstehlich reifender geistiger Umschlag vor sich gegangen, der seine blitzenden Funken in den letzten Jahren vor 1830 nach allen Seiten auswarf; vom Geiste ging gegen den Ungeist eine völkerverknüpfende Macht zunächst in die Literatur, dann ins Leben über; es waren das Jahre von eignem grandiosem Trieb, und das Athmen des Zeitgeistes ward lauter und lauter vernehmbar, so daß es selber die Reactionshelden — sehr feige Helden! — höchlich erschreckte. — Wir finden den ganzen Gesellschaftskörper von den neuen Umsturzideen der Romantik und des Socialismus angesteckt, von der Neigung zu geheimen Gesellschaften und oppositionellem Zusammenthun untergraben, von dem Bewußtsein des Unhaltbaren der herrschenden Zustände erfüllt: dahin hatte die Mißregierung des bigotten Absolutismus geführt, ins directe Gegentheil von dem geworfen, was er wollte, die conservative Ruhe. Das ganze Volk war gegen ihn verschworen, offen und geheim, der Volkswitz predigte Revolution auf den Straßen, die Presse kündigte sie an, die rationalistische Umsturzliteratur des achtzehnten Jahrhunderts wurde zu Spottpreisen ausgeboten und in Millionen von Exemplaren über das ganze Land verbreitet. In den Köpfen herrschte die Anarchie; das Gefühl der kommenden Krise lag in der Luft.

---

Dieselbe Rührigkeit einer angestammter Weise natürlich noch despotischeren Autokratie herrscht in Rußland, nur mit ganz anderen Erfolgen. Während Frankreich mit einer glorreichen Revolution des ganzen Volkes endet, beginnt Rußland mit der verfehlten Emeute einiger Unzufriedenen und Enthusiasten; das bedingt eine völlige Umkehr des Geschickes beider Reiche, welches sich in diesem einzigen Zuge malt.

**Rußland.** Die einförmige Geschichte der Despotie. Das Erste nach Niederdrückung des Aufstandes bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ist ein barbarisches Rechts-, d. h. Verurtheilungsverfahren, und gleich die ersten Kundgebungen sollten Europa zeigen, daß hier ein neuer Geist des strammen Absolutismus eingezogen und über den

ganzen Continent hin die heilige Allianzpolitik neu aufzufrischen bemüht sein werde. Im Inneren aber sollte das Princip des Altrussenthums und der Ausschließung aller westländischen Civilisationsmomente herrschendes Staatsgrundgesetz werden.

Was als Besonderes an diesem Regiment interessiren mag, das ist eine eigenthümliche Finanzwirthschaft. Seit 1823 ist der russische General Graf Cancrin, zuerst in der Stellung eines Generalintendanten der activen Armeecorps, wobei er die in seinem Werk aufgestellten Grundsätze durchzuführen suchte, ein Finanzminister bemerkenswerther Art und leitet 21 Jahre lang das Finanzfach, das er zufolge der Mißgriffe seiner Vorgänger mit leerem Schatz angetreten. Es ist ihm allerdings gelungen, Ordnung in die russischen Finanzen zu bringen, aber nur mit Hülfe der gewaltsamen praktischen Durchführung eines nationalökonomischen Principes, das von vornherein den Interessen der Völker zuwiderlief und sich schließlich auch als denen der Regierung widersprechend erwies: die Schwächung des Privatcredites zu Gunsten des staatlichen und die Benutzung der Creditanstalten des Reiches zu Staatsfinanzoperationen, die Entwerthung der Privatarbeit zu Gunsten der staatlichen Industrieunternehmen, nach Außen peinlich strenge Handhabung des Prohibitivzollsystems.

Anders Lubecki's social glücklich regenerirende Finanzverwaltung in Polen, die ein wahres Heil des Landes wird und seine Zustände so bessert, daß die Einnahmen in den Jahren 1816—1829 von 26 Mill. poln. Gulden auf 88 und die Bevölkerung in den Jahren 1815—1830 von 2,7 Mill. auf 4,1 Mill. sich hob.

---

Damit ist die Zahl bestimmend eingreifender Rückschrittsstaaten dieser Jahre erschöpft; es bleiben noch zwei leidende, gleich Oesterreich die Repräsentanten der erstarrten Ruhe, aber mit dem Unterschiede, daß dieselbe Ruhe, die in Oesterreich dem leichtlebigen Volk angetanzt und angesungen und seine zweite Natur wird, den Kindern des feurigen Südens mit erdrückender Gewalt auferlegt ist.

**Italien** scheint nach der Niederwerfung der verschiedenen Revolutionen durch die österreichischen Heere völlig ruhig, die höheren Schichten zum laxen Genußleben, das Volk zum alten Schmutze bekehrt. Aber es ist bloßer Schein; zur gleichen Zeit arbeitet sich der energische Haß

gegen die cani tedeschi recht von Innen überall heraus, und die nationale Idee, von allen Nüancen der Literatur getragen, reift einer ungeahnt raschen Auferstehung entgegen.

Die erste politische Erscheinung sind die mehrere Jahre fortgeführten Zettelungen gegen das Erbfolgerecht Karl Alberts, Prinzen von Carignan, von Frankreich und Rußland gekreuzt und fruchtlos endend, von Oesterreich jedenfalls begünstigt, wenn es auch diplomatisch sich nicht behaften läßt.

Uebrigens ist die trübe und einförmige Geschichte des Landes im dritten Jahrzehnt in folgenden kurzen Worten Reuchlins, mit denen auch die einheimischen Geschichtschreiber zusammenstimmen, vollständig umrissen: „Die Präponderanz Oesterreichs, die harten Strafen und Maßregeln der meisten Regierungen, Kerker, Verbannung, lähmten und unterdrückten nicht blos die Absichten der Secten, welche durch den nahen griechischen Aufstand geschürt wurden. Fremde Soldaten, der Bund mit der reactionären Partei in der Kirche, Verfinsterung, höchstens noch Förderung der materiellen Interessen waren die große politische Weisheit dieser Tage, welche den Geistern Muthlosigkeit einflößte, die sich hie und da in zerstörenden Acten blinder Verzweiflung wie eine Naturkraft entlud. Die ganze Welt schien sich gegen Italien verschworen zu haben, und so wurde ihm auch der Segen zum Fluch. Sogleich in den ersten Jahren nach den Militärrevolutionen trat Stockung des Handels und drückender Geldmangel ein".

Grausamer und entfesselter als 1815 wüthete die Reaction in Neapel; Colletta zählt für 1822 achthundert Opfer derselben. Vollständige Purificirung, auch des Heeres, ward angestrebt. Das Regiment erhielt sich einzig durch die fremden Truppen: österreichische Besatzung bis 1827, 1825 ein schmählicher Capitulationsvertrag mit Schweizercantonen zur Stellung von vier Regimentern auf dreißig Jahre. Die Gesammtausgabe für fremde Truppen von 1821 an wird auf 157 Mill. Ducati berechnet; 1827 betrugen die Zinsen der fortwährend im Steigen begriffenen Staatsschuld bereits 5,190,850 Ducati statt der 1½ Mill. von 1820; ungünstige Anleihen und drückende Steuern waren die Frucht dieses Finanzzustandes.

Seit 1825 nach des greisen Sünders Ferdinand plötzlichen Tode folgt Franz I., der von keinem Funken nationalen Gefühls belebte österreichische Vasall, dessen grundverächtliches sechsjähriges Regiment

der Corruption, bezeichnet durch allgemeine Feilheit und Erlahmung, das Land geistig und materiell noch vollends ruinirt. Nach Gualterio's scharfer Zeichnung gestaltet sie sich wie folgt: „Ein System vollkommener Isolirung vom Auslande und der Corruption im Inneren, ein beharrlicher Krieg gegen die Intelligenzen und beständige Protection der Unwissenheit, ein weites Netz von Spionage, die Stütze der brutalen Kräfte, fremde Bajonnete und dazu Verbannung, Gefängniß, Todesurtheile, Schläge geben der bourbonischen Regierung die Hoffnung, den gerade in Neapel längst eingewurzelten Samen des Liberalismus zu ersticken".

Trotz Allem bleibt Neapel immer noch der Heerd der italienischen Bewegung, die später nordwärts wandert. Der „Sicilianismus" steigt.

Der **Kirchenstaat** steht unter Leo's XII. (1823—1829) hart clerikalem und direct gegen den Zeitgeist gerichtetem Regimente, verhaßt auch da, wo es Gutes anstrebt. Bezeichnend genug ist, daß hier von 1815—1830 kaum Ein namhaftes national-ökonomisches Werk zur Ausführung gekommen, während doch sogar Neapel nach dieser Seite mehr that, und Toskana, wo Leopold II. 1829/30 das große Werk der Austrocknung der Maremmen angriff, rühmlich vorschritt. Berufen, nach Außen und Innen wieder vollständig die Herrschaft der katholischen Idee und ihres Clerus herzustellen, wagt er doch auch darin nicht consequent zu sein und hinterläßt nach vier Jahren eine erbitterte Verachtung der Regierung durch Pfaffen. Bezeichnend genug hatte er wieder auf 1825 ein (seit fünfzig Jahren nicht mehr gefeiertes) Jubeljahr angekündigt.

**Spanien** und **Portugal** schmachten fort unter ihrer Knechtung. Das Verhängniß, welches sich unaufhaltsam durch alle Stadien der Revolution (schon in der ersten großen Krisis vom Herbst 1820) vollzogen und ihren Ruin begründet hatte: daß nämlich selbst unter den verzweifeltsten Umständen keine Regierung auch nur die eigne Partei zusammenzuhalten, daß kein gemeinsames Gefühl und keine Ueberzeugung die überwuchernden persönlichen Interessen niederzuhalten vermocht hatte, dieses Verhängniß überlieferte das unglückliche Land wieder einem bigotten Despotismus, der sich erst ums Jahr 1829 etwas milderte durch die vierte Heirath des Königs und die in Folge davon verordnete Umänderung der Erbfolgeordnung. Die heilige Allianz aber erntete in dem restaurirten Lande, wo der elende König und seine Pfaffenbande toll auch über die letzte Schranke des der Diplomatie wünschbaren Anstandes

im blutigen Rückschritte hinwegsetzten, den Fluch ihrer verblendeten Principien. Ein paar einfache Zahlen reden deutlicher als Alles: Während 1810 die Schuldenlast zu 7194 Millionen berechnet wurde, eine weitere Untersuchung im folgenden Jahre bei noch ungenügenden Daten 7863 Mill. ergab und gegen Ende 1814 11,567 Mill. herausgerechnet wurden, hatte die Regierung Ferdinands mitten im Frieden Ende 1818 sie bereits auf 14,388 und die weiteren Jahre bis September 1820 sie auf 16,261 Mill. gebracht. Die Revolution stand also bei einer budgetirten (aber nicht einlaufenden) Gesammteinnahme von 460 Mill. einer jährlichen Zinsenlast von 250 Mill., d. h. einem unmöglichen Zustande, gegenüber. — Alles Uebrige nach 1823 — es ist nur eine zuständliche Geschichte — ist in ganz wenigen Strichen geschildert; aber Nichts macht die Sachlage klarer als die verekelte Ermüdung, womit der neueste Geschichtschreiber dieser Zeit und dieses Landes, Hermann Baumgarten, nachdem er die ersten blutberauschten Orgien begleitet hat, die Feder weglegt mit folgenden Worten: „Soll ich nun den Zustand des Landes im Einzelnen schildern, die Gewaltthaten der 70 bis 80,000 königlichen Freiwilligen, welche mit den Waffen in der Hand ungehindert raubten und mordeten; die Razzias der rachsüchtigen und habgierigen Beamten, welche (wie es am 26. December 1823 in Alicante geschah) ohne Anlaß Hunderte unschuldiger Leute in den Kerker warfen; das Wüthen des fanatischen Clerus, welcher, da er die förmliche Herstellung der Inquisition nicht durchsetzen konnte, sich mit Glaubensjunten half, deren eine in Valencia wirklich einen Ketzer an den Galgen brachte? Oder soll ich von der Wirksamkeit der im Januar 1824 eingesetzten Militärcommissionen erzählen, welche das Werk der Rache im Namen des Staates betrieben, von den Schicksalen der vielen Tausende, welche der Willkür der Reinigungscommissionen anheimfielen? Oder will mir der Leser noch einmal in das Chaos der Intriguen an diesem Hofe folgen, der jetzt gespalten war in die immer schroffer sich gegenübertretenden Parteien des Königs und des Thronerben, noch einmal das klägliche Lied hören von den plötzlichen Verbannungen eben noch Mächtiger, von der rasch wechselnden Herrschaft der nichtswürdigsten Subjecte? Ich bekenne, meine Hand sinkt ermüdet nieder, nachdem sie sich durch zehn unendlich traurige Jahre hindurchgearbeitet hat, in denen es kaum hie und da einen rasch verschwindenden Lichtblick gab, in denen nur ganz vereinzelte

Persönlichkeiten hervortraten, welche wenigstens vorübergehend ein wohlthuendes Interesse einflößen konnten. Nach diesem wahrlich oft recht schweren Gange fehlt mir die Kraft, in ausführlichem Gemälde zu zeigen, wie der von den Großmächten des europäischen Festlandes wieder in schrankenlose Macht eingesetzte Sultanismus König Ferdinands für ‚Altar und Thron' arbeitete". Ganz richtig setzt Baumgarten hinzu, daß es auch von keinem erheblichen historischen Interesse sein könnte, noch einmal das Spiel derselben verderbenden Kräfte zu verfolgen, welche schon die erste Restauration zum Fluche machten, jetzt nur noch viel greller und verletzender.

Nicht besser stand es um Portugal. Für dieses, das Land und die Dynastie, schlug selber das Bestgemeinte, die Maßnahmen Don Pedros von Brasilien, die zum Zwecke der Aussöhnung und Beruhigung angeordnete Vermählung der Thronerbin mit dem tollen Halbbarbaren Dom Miguel, ja die Verfassungsverleihung, zum Unheil aus. Während dem wohlgesinnten, aber schwachen Regimente der Infantin wächst die Partei, die den Fanatiker als absoluten König verlangt, so an, daß sich hernach der freche Thronraub von Innen und Außen unbehelligt vollzieht und eine Regierung ans Ruder bringt, die das Land binnen Kurzem in den verzweifeltsten Zustand hinabdrückt, dem das Ministerium Wellington-Aberdeen, aller Verpflichtungen gegen das wohl ausgenutzte Schooßkind Englands vergessend, in schimpflicher Thatlosigkeit, ja unter erst heimlicher, dann offener Begünstigung des Usurpators zusieht und die englische Politik unter dem Fluche der Völker und dem schadenfrohen Applaus der reactionären Continentalregierungen in die ausgetretenen Wege Castlereaghs zurückführt. Zum Verderben des Landes brachte Dom Miguel natürlich auch die Jesuiten mit sich.

---

Die Reihe aller namhaften Reactionsstaaten ist durchlaufen. Das Feld beginnt sich zu lichten. Wir treten aus dem finsteren Absolutismus hinüber in die je nach den leitenden Häuptern und obherrschenden Strömungen mehr oder minder beschränkte, minder oder mehr frei denkende und handelnde Aristokratie. Hier dauert das Schwanken fort, doch zeigt der innere Gang constant, wenn auch langsam, nach vorn.

**Großbritannien.** Die ersten Jahre von Cannings Ministerium werden bezeichnet durch einen seiner Stellung und seinem Wirken geltenden Kampf zwischen der abgelebten alttorystischen Politik und der jüngeren, frischeren und freieren, die mit ihm activ in die Völkergeschicke eingreifend auftritt; es sind Wühlereien, geleitet von den widerstrebenden Genossen, den fremden Gesandten und dem Könige selbst, bis dieser durch die Erfolge überwunden wird.

Schon 1826 droht ein allgemeiner Kampf Portugals wegen auszubrechen, Cannings besänftigende und doch zugleich kräftige Politik aber versteht ihm auszuweichen.

Das Verhalten zur griechischen Frage zeichnet sich ab in dem Aufschwung des Philhellenismus in England seit Cannings Auftreten, in dem Platzgreifen einer diplomatisch klareren Politik und in dem steigenden Uebergewicht Englands über die anderen Großmächte, der Art, daß es jenem gelingt, sich gewissermaßen als vermittelnden Schiedsrichter zwischen die agirenden und die lauernden Parteien zu werfen. Das führt zum Protocoll von 1826 und zur Tripelallianz.

Cannings Tod läßt es zweifelhaft, ob und wie er diese und andere Fragen der schwebenden Politik schließlich gelöst haben würde. Langsam, aber unbehindert vollzog sich unter seinen Nachfolgern, ohnmächtigen Ministerien, die Rückkehr zu den conservativen Anschauungen und Grundsätzen des lässigen Geschehenlassens in der äußeren Politik, während die innere nicht mehr von der Bahn eines zwar nur ganz allmäligen, aber doch constanten Fortschrittes abzubringen war. Jene tritt am nacktesten heraus in dem Preisgeben Portugals an die zügellose Reaction Dom Miguels, die jedwede Freiheit unter grausamer Tyrannei begräbt und selbst den Credit des Landes vernichtet, — eine erniedrigende Politik, die auch im Parlamente bereits die bitterste Kritik herausforderte. Auch zur orientalischen Frage wurde Englands Stellung eine nichtige.

Im Inneren spielt als treibende Hauptfrage im ganzen dritten Jahrzehnt die irische Katholikenemancipation, die Vorläuferin der Parlamentsreform, deren Agitation jener gleich nach ihrer Lösung auf dem Fuße folgte und sich nun sogar viele conservative Elemente im Verdruß über die Haltung des Parlamentes gewann. In den Sessionen von 1823 und 1824 wird ihr Präludium über die Rechte der Katholiken in England von den Tories, deren Taktik darauf ausgeht, auch nicht

die kleinste Lücke in dem Wall ihrer hochkirchlichen Privilegien einbrechen zu lassen, noch vollständig abgewiesen. Die Stimmung Irlands ist seit dem Anfang der zwanziger Jahre eine zu immer größerer Verbitterung ansteigende, ja drohende. O'Connell, der gewaltige Agitator, tritt mit seiner katholischen Association unwiderstehlich an die Spitze der Dinge. 1827 wird auf Lord John Russells Antrag die Corporations- und Testacte aufgehoben. O'Connells Parlamentswahl in Clare und die Haltung des Landes drängen die Emancipationsfrage der Entscheidung zu, und 1829 hat ein aus Anhängern des rein protestantischen Staatsprincipes bestehendes Ministerium (Wellington) sie zum Austrage gebracht. Die Vorkämpfe der Parlamentsreform heben an mit Russells Vorschlägen, die bereits eine sehr bedeutende Minorität aus allen Parteien für sich gewinnen.

Die volkswirthschaftliche Haltung zeigt ein Fortschreiten auf dem Wege zum Freihandelssystem; die Navigationsacte wird umgeändert, ihre hemmenden Auflagen und die grundlos ungleichartige Stellung zu den seefahrenden Nationen beseitigt; Huskissons erleuchtete Principien dringen durch (Zollermäßigungen, so besonders 1826 Herabsetzen des Getreidezolls bei steigenden Preisen), und des Reformers Thompson „Cornlaw Catechism“ 1827 versetzt dem Schutzzollsystem bereits einen der gründlichsten Schläge.

---

Auch in England bleibt trotz aller Wehen und Stürme das conservative Princip gewahrt; kein mächtiger Anstoß, der förmlich über dasselbe hinaustriebe.

Ganz anders bei den folgenden; sie treiben der Revolution unaufhaltsam zu oder vollenden die bereits in vollen Flammen stehende. Sie bilden den Uebergang vom Erhaltungs- zum Umsturzprincip.

**Die Niederlande.** Die naturwidrige Verbindung läuft der Auflösung entgegen; die Regierung erschöpft sich abwechselnd bald in fruchtlosem Nachgeben, bald in eigenwillig agressivem Vorgehen, fährt aber fort die materiellen und geistigen Interessen zu pflegen. Die Hauptwiderstände werden immer von der nach neuem clerikalen Uebergewichte langenden belgischen Geistlichkeit geschürt.

Harte Beschränkung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit durch besondere Verfügungen, zahlreiche Preßprocesse und strenge Verur-

theilungen; das Concordat von 1827, gemäß dem napoleonischen; Concessionen der Regierung: Abschaffung der verhaßten Schlacht- und Mahlsteuer, Aufhebung der Gebote über den Gebrauch der holländischen Sprache, veränderte Bestimmungen über das Löwener philosophische Collegium, alle ohne Erfolg; hernach wieder eine schroffe königliche Botschaft; kühne Angriffe des Courier des Pays-Bas und constitutionelle Vereine; endlich die allmälig zum Bewußtsein beider Parteien und schnell zur That gereifte, wenn auch noch so unnatürliche Union der Liberalen mit den Katholiken, die mit dem Losungswort: unbedingte Freiheit des Unterrichtes 1829 ausgebildet dasteht und die Regierung mit der Wucht eines doppelschneidigen Instrumentes angreift; merkwürdigerweise eben zur Zeit, da Lamennais ähnliche Wege einzuschlagen begann und in Belgien ungeheuer zündete: das sind die Stadien des Processes, de Potter der belgische Agitator.

1814—1829 in 15jähriger Friedenszeit war die Staatsschuld um 173 Mill. und die Zinsen in den letzten zehn Jahren um 4½ Mill. fl. gewachsen.

---

Auf zwei Gebieten vollendet sich die bereits übergeerbte Revolution, auf der Balkanhalbinsel, wo mit dem äußeren Abfall des Griechenvolkes eine innere Umwälzung im Körper des türkischen Reiches zusammenfällt, und in den unsrer Civilisation noch so fern stehenden Gebieten des südlichen Amerika. Auf beiden Stellen reift die schwere That ihrer Vollendung zu und zündet weithin selbst in die Burgen des Conservatismus hinein.

**Türkei und Griechenland.** Die Türkei steht in einem verhängnißvollen Regenerationsprocesse. Ein eigenes Verhängniß aber ists und ein eigenthümliches Gefühl beschleicht den objectiven Beschauer, wenn er bedenkt, daß die zwei Momente zusammentreffen: eine seit zwei Jahrhunderten bis auf den Anfang des unseren auch nicht einmal mehr versuchte Reform des krankenden Staatswesens und daneben der griechische Aufstand, der eben dieses Staatswesen völlig aufzulösen drohte.

Seit Jahrhunderten sind die Geschichte und das Verhängniß des türkischen Staates vollständig mit denjenigen der Janitscharenmacht verknüpft, ja identisch, und darum bezeichnet ihre gewaltsame Auflösung

die großartigste radicale Umwandlung im Gange seiner Geschichte. Folgendes sind die Reformstufen: 1826 die Schöpfung des Muallem Ischkendj, einer neuen regulären Truppe europäischen Zuschnittes, und bald darauf nach versuchtem Aufstande die völlige Ausrottung des zügellos entarteten Janitscharencorps sowie im selben Jahre noch die Aufhebung des Heimfallrechtes der Krone, eines barbarischen Mißbrauchs.

Die Grundzüge des Griechenkampfes ruhen in folgenden Momenten: Als sicher ist anzunehmen, daß dem Sohne des Pascha von Egypten die Unterdrückung der Griechen gelungen wäre, wenn nicht die Völker und hernach auch die Cabinette Europas sich eingemischt hätten. Die Begeisterung der Völker, erst durch die Vernichtung drohenden Kriegsschläge recht allgemein und thatkräftig geweckt, hat schließlich selber die herz- und blutlose Diplomatenwelt von ihrem lang' eingehaltenen Wege des kühlen Zuschauers beim mörderischen Kampf abgetrieben. Die berechnende englische Handelswelt läßt sich allmälig zu griechischen Anleihen herbei. Der Tripleallianzvertrag, dessen Grundlage das Protocoll vom April 1826 zwischen England und Rußland, denen im Juli 1827 auch Frankreich beitritt, bildet das Fundament zur Begründung eines völkerrechtlich anerkannten Griechenstaates. Die bedeutendsten Kriegsfacten sind wechselnd und meist sich direct entgegenwirkend: 1823 Unterdrückung des Aufstandes von Kreta durch die Egypter; im Winter 1823—1824 an gewaltige Rüstungen des egyptischen Vicekönigs als bestallten Oberfeldherrn zur Bezwingung von Morea; daneben ebenso ausgedehnte Flottenrüstung in Constantinopel gegen die Inseln und (Juli 1824) grausenhafter Fall von Psara. Im Uebrigen fast vollständiges Scheitern in den Unternehmungen der imposanten türkisch-egyptischen Flottenmacht troß der wenig regen Tapferkeit auf Seiten der Griechenflotte. Doch bleibt der Feind auch den Winter über im griechischen Lande stehen, und die europäische Diplomatie schätzt die Sache des Aufstandes verloren. Gerade das aber wendet ihm wieder die thätigeren Sympathien der Philhellenen des Westens zu: Anstrengungen des Pariser Comité. Fall von Missolunghi im Frühling 1826 und dagegen Seeschlacht von Navarin, über deren Ausbruch schwerlich documentirte Sicherheit zu erlangen sein wird; sie vernichtete allerdings die türkische Flotte, war aber deßhalb für den Ausgang des Kampfes doch nicht entscheidend, da Reschid Pascha in Livadien

stehen blieb und Ibrahim Pascha Morea in seiner gewaltigen Faust behielt. Der wenig ehrenvolle Fall der Akropolis von Athen im Juni 1827, durch Alle, auch die philhellenischen Führer, verschuldet und das ganze Befreiungswerk nochmals in Frage stellend, wie er auch das ganze Festland wieder den Türken preisgiebt, ist der letzte große Kriegsschlag und die Zustände des unglücklichen, zerrissenen und nach Konturiotis' nicht unverschuldetem Fall schmählich mißregierten Landes werden nach allen Richtungen immer trostloser. Doch von da an wird die Entscheidung mehr und mehr Sache der sich einmischenden Diplomatie; die Vermittlung aber, die der österreichische Staatskanzler durch alle perfiden, selbst dummperfiden Ränke und Schliche in seine Hände zu spielen suchte, denen sie immer wieder entwischte, fällt Cannings mäßig beobachtender Politik zu. Die weitere occidentalische Intervention: Rückberufung der egyptischen Truppen auf Englands Betreiben, hat thatsächlich den Krieg entschieden und damit auch Griechenlands Ablösung von der Pforte, die diesen Schlag jetzt, da weit größere Interessen, ja ihre Existenz auf dem Spiele standen, wenig empfand.

Das Drängende ist die Stellung zu Rußland, dessen thatsächliche Einmischung abzuwehren die ganze europäische Diplomatie sich das ganze Jahrzehnt über abgemüht hatte. Der Vertrag von Akkerman, October 1826, ein nutzlos demüthigendes Opfer an den übermüthig gierigen Großstaat in der Nähe, wird mit Recht bezeichnet als „ein Denkmal der geistigen und leiblichen Ohnmacht des osmanischen Reiches", zumal er den von jenem gesuchten Krieg nicht abwenden konnte. Dieser fällt in die Jahre 1828 und 1829 und theilt sich jeweilen in einen doppelten Feldzug auf europäischem und auf asiatischem Boden. Der europäische von 1828 ist für Rußland keineswegs so glänzend ausgefallen, wie man einem bereits erschöpft und entmuthigt geglaubten Feinde gegenüber erwarten mochte, ja an seinem Ende durfte man die russische Macht selber discreditirt, wo nicht gar gefährdet glauben, einzig die ungeahnte Uebergabe von Varna giebt ihm einen ebenso für den Schutz wie für den Ruf der russischen Streitmacht nothwendigen Abschluß. Der Feldzug in Asien unter Paskewitsch ist siegreich, die Einnahme von Kars im Juli für die Türken von niederschlagender Wirkung. Doch dieser Gewinn wog die Nichterfolge in Europa nicht auf, wo einzig die Entscheidung liegen konnte; der Kriegszug war nach seinem Hauptzwecke verfehlt und eine seiner wesentlichen Wirkungen

die, daß das Urtheil über die Widerstandskraft und Lebensfähigkeit des kranken Mannes sich sogleich wandte, um mit dem Gange der Ereignisse von 1829 wieder umzuspringen; denn ganz anders waren diesmal die Erfolge. Europäischer Feldzug von 1829: er bringt entscheidende Schläge, Diebitschens Sieg bei Kalektsche, den Fall von Silistria, den Uebergang über den Balkan, endlich als härtesten die fast widerstandslose Besetzung von Adrianopel mit der nahen und blendenden Aussicht, Constantinopel selbst zu besetzen, von welcher der russische Feldherr, ob im Bewußtsein der Schwäche seines furchtbar decimirten Heeres und der Gefahr seiner exponirten Stellung?, aber auch die russische Diplomatie auf der Höhe ihrer Erfolge sich nicht verlocken ließen. Hauptereigniß in Asien ist die Besetzung von Erzerum.

Der Friede von Adrianopel erst, abgesehen von seiner Bedeutung für die specifisch russischen Interessen, vollendet die angehobene Reform und die Einführung der Türkei in das civilisatorische Europa durch Erschließung der Meerengen für die freie Schifffahrt. Die Folgen reifen rasch, und als nächste Früchte treten hervor ein Befehl an die Statthalter zum Schutze der Rajah, der erste seiner Art, und die zwar noch als Versuch stehenbleibende Einleitung zu einer neuen Handelsgesetzgebung. — Uebersetzung des code du commerce ins Türkische.

Mit der Vernichtung der Janitscharen und dessen, was Mittelalterliches daran hing, mit der Ablösung Griechenlands und dem russischen Krieg hatte die Türkei ihre inneren und äußeren Prüfungsphasen hinter sich, und so ging die Revolution von 1830 ohne Einwirkung auf sie vorüber.

Die griechische Erhebung ist in Wahrheit dasjenige Ereigniß, welches der Herrlichkeit der faulen Restaurationszeit ein Ende gemacht hat; das hatten ihm die Freunde und Prediger des politischen Schlafwachens früh schon abgesehen; daher der erbitterte Haß und verlegene Spott auf die Meuterei, die doch selbst einem Metternich nicht erlaubten, in energischer That dagegen auszugreifen, sondern ihn nur in ein System selbstzerstörender Mißgriffe und Treulosigkeiten hineintrieben.

Griechenlands Freimachung gab dem sogenannten conservativen Legitimitätsprincip den Gnadenstoß, der junge Staat aber kam weder zu Glück noch Ordnung und wurde zunächst unter des Grafen Capodistrias Regentschaft an die russischen Interessen gekettet, für die der Präsident sogar die fremden Subsidien an die Armee verschwendete, während er

für sociale Hebung, namentlich des armselig wirthschaftenden Bauernstandes, absolut nichts Rechtes und wahrhaft Nutzbares that, wohl aber das alte freie Gemeindewesen zu Gunsten eines autokratischen Verwaltungsorganismus zu Boden trat und dem Lande eine willkürlich ruinose Gerichtsordnung auferlegte; seine Epitropen erinnern noch genauer an die französischen Präfecten als an die russischen Formen der Selbstherrlichkeit, an die der Czarendiener sonst gewöhnt war.

**Amerika.** Die Loslösung des spanischen Amerika von Europa ist entschieden, um so unentschiedener die Zukunft dieser unermeßlichen, unter krankhaften Zuckungen sich windenden Lande.

Der große, aber bei der Natur von Volk und Land haltlose Gedanke Bolivars, durch einen Congreß die neu entstandenen Staaten zu einer gleichförmigen Politik und gegenseitigen Garantie zu verbinden, macht 1826 auf der unvollkommenen Versammlung von Panama jämmerlich Fiasko.

Handel und Bergbau der neu geöffneten Welt ziehen um die Mitte des Jahrzehnts die Speculationen Englands schwindelhaft an, und das wird von den neuen amerikanischen Staaten zum Abschluß von Anleihen benutzt, deren Erträge in der Regel verschleudert worden sind. Allgemein ist der finanzielle Haushalt dieser jungen Staaten ein sehr mißlicher, wovon Bolivars Mißverwaltung selbst in Columbien und Peru die sprechendsten Beweise ablegt. Möglichst leichtes Gewinnen und eben so leichtes Durchbringen von öffentlichen Geldern bezeichnet die ganze Finanzweisheit dieser Staatsmänner.

Bolivars Entpuppung, welche die monarchistischen Hänge in dem Wesen des zweideutigen Mannes bloßlegt, führt zunächst zur Abtrennung von Venezuela 1829 und 1830, und dann zur vollständigen Auflösung von Columbien, woraus die drei Staaten von Ecuador, Neu-Granada und Venezuela hervorgehen.

Lord Cochrane's glänzende Seeunternehmungen 1823 thun das Entscheidende für die Loslösung Brasiliens vom Mutterlande Portugal, welches selbst in heftigen politischen Krämpfen liegt, aus denen für einmal die apostolisch-reactionären Elemente siegend und bestimmend sich emporrangen und wo nur die energische englische Intervention in der Folge einen ähnlichen Rückschlag wie in Spanien abschnitt. Im Uebrigen wird hier durch den einfachen Einfluß der natürlichen Verhältnisse Dom Pedro, wohl wider Willen, in die constitutionellen

Wege getrieben, und seine Vorlage an die Nationalversammlung von 1823 verschafft dem Land eine sehr liberale Verfassung. 1825 wird das Verhältniß zum Mutterlande geordnet, die Unabhängigkeit anerkannt, jedoch die Frage der Thronfolge nicht erledigt, was hernach zu Conflicten führte. Nach dem Tode des Königs von Portugal (März 1826) giebt Dom Pedro als sein Nachfolger auch diesem Land eine liberale Constitution und legt die Krone desselben zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria da Gloria nieder. Die fortwährenden Aufstiftungen der republikanischen Partei, die Ungeneigtheit der Brasilier und die Neigung zu provinzieller Ablösung, der Mangel administrativer Talente, woraus besonders Zerrüttung der Finanzen entsprang, erschwerten die Regierung immer mehr, führten zu einer Reihe kleiner Aufstände und füllten die Thätigkeit fast ganz aus mit Bekämpfung der Anarchie; der erfolglose und nicht ehrenvolle Krieg mit den Plataſtaaten machte dieses Verhältniß noch bitterer. So kommt es, daß der Kaiser, autokratisch zurückstrebend und durch die fortdauernden Widerstände der Krone überdrüssig, 1831 abdankt; die Verfassung aber erweist sich stark genug, das Land auf fest geregelten Bahnen zu erhalten.

Buenos Ayres bewegt sich im Cirkel des harten Kampfes um eine einheitliche oder eine bündische Regierung; die Verfassung von 1826 entscheidet für jene, kommt aber nie zum Leben, und unterdeß geht der Kampf mit Brasilien um die Banda oriental vor, die hernach als Republik von Uruguay unabhängig auftritt. Das Schicksal des Reiches ist höchst unsicher.

Dem ganzen südlichen Amerika mangelt es an organisatorischen Kräften, und auch wo sie auftreten, werden sie nicht ertragen (Rivadavia), oder nehmen falsche Bahnen (Dr. Francia).

Das einzige ausreichende Mittel zur Hebung, die freieste Einwanderung, haben die unermeßlich öden Reiche nicht zu ergreifen verstanden; Anflüge dazu sind erst in der neuesten Zeit bemerkbar; natürlich ist es auch hier wieder der überall verderbende pfäffische Einfluß, der zu allererst den Fortschritt hemmt.

Die Union entwickelt sich stetig, aber mit ihr auch das aus der Sklaverei großgewachsene Parteiunheil. Der sechste Präsident, John Quincy Adams, 1825—1829, nach einem harten Wahlkampfe mit Jackson hervorgegangen, ist beständig von demokratischen Majoritäten angefeindet; überhaupt wächst diese verderbliche Partei. Handelsver-

träge mit den meisten europäischen und südamerikanischen Staaten werden eingegangen. Dem diplomatischen Rufe des Präsidenten schadet das Scheitern des Congresses von Panama. Nach seinem Abtreten ist der Mann ein Hauptvertreter der Abolitionisten und unermüdlicher Förderer der Emancipationsidee geblieben.

---

Wie mit der politischen That in diesen Jahren, so steht es mit der Schrift; sie ist kaum geweckter und bietet wenige beachtenswerthe Momente.

Natürlich ist die politische und tagesgeschichtliche Literatur überwiegend dem Geiste des Rückschrittes dienstbar, oder aber sie treibt bereits kräftige Wurzeln gegen ihn. Im ersteren Sinn wirken namentlich die zwei Zeitschriftsteller:

Der französische Publicist Graf Flassan, ein Emigrirter, der sich besonders mit der diplomatischen Geschichte Frankreichs beschäftigt und schon 1811 ein größeres Werk darüber edirt hat; als seine Hauptarbeit gilt übrigens die 1829 erschienene „Histoire du congrès de Vienne“, worin er eben so leidenschaftlich parteiisch gegen Napoleon schrieb wie sonst überhaupt gegen die neue Zeit.

Der eine Zeit hindurch durch seine satyrisch-humoristischen Darstellungen beliebte und fruchtbare russificirte Pole Bulgarin, der 1823 zunächst für Geschichte, Geographie und Statistik das „Nordische Archiv“, dann 1825 mit Gretsch das berühmt gewordene Journal „Nordische Biene“ gründete.

Dagegen treibt die französische Journalistik, jedenfalls die gewichtigste der Zeit, neue oppositionelle Organe hervor in der „Revue de Paris“, der „Mode“ und dem ersten, noch nicht reussirenden Anfang der „Revue des deux mondes“, 1829. Im Ganzen hat die Presse unter der Restauration eine nicht viel freiere Bewegung als unter Napoleon, aber ihre Ausbreitung und ihre Macht nehmen bedeutend zu. Nach Villèle's Sturz vermindern sich die vorher so häufigen Preßprocesse. Am bedeutendsten für die Opposition ist der „Constitutionnel“, während das „Journal des débats“, unter der Restauration, der es sich anschließt, gestiegen, gouvernemental bleibt. 1825 hatten die sechs Oppositionsblätter in Paris 44,000, die sechs Regierungsblätter daselbst blos noch 12,580 Abonnenten; 1826 erschienen in Paris 127, 1829

schon 307 periodische Schriften. — Wirksamer war der Druck in Deutschland, der die Zeitungen ihrer Mehrheit nach wieder auf die Stufe bloßer Anzeigeblätter herabbrachte. In den Niederlanden stieg die Wichtigkeit der Presse mit dem sich zuspitzenden politischen Kampfe, und die Parteistellung machte sich so, daß die meisten belgischen Blätter der liberal-katholischen Union gegen die Regierung zufielen, die meisten holländischen ministeriell blieben. — Im Süden ist die alte Bedeutungslosigkeit eingekehrt: Ferdinand VII. unterdrückte 1824 fast alle politischen Blätter, und wer sprechen wollte, zog sich freiwillig oder gezwungen nach Außen: drei spanische Journale erschienen von London, eins von Paris aus. Die ersten Versuche zu freierer politischer Aeußerung in Italien machten Mazzini und Guerrazzi, jener 1828 zu Genua mit dem „Indicatore Genovese", dieser 1829 im „Indicatore Livornese" zu Livorno; beide wurden schon nach den ersten Nummern unterdrückt. Den eigentlichen Journalismus in der Türkei hat Alex. Blacque aufgebracht, der 1825 in Smyrna den „Spectateur de l'Orient" (hernach „Courier de Smyrne") begann, welcher während des griechischen Aufstandes namhaften Einfluß gewann. Auch in Egypten erscheint auf Befehl des Vicekönigs seit 1828 ein Journal in türkischer und arabischer Sprache. — In der englischen Presse ergeben sich keine erheblichen Wechsel; von bedeutenderen Zeitungen und Zeitschriften entstanden neu der „Standard", „Spectator" und „Recorder". Eine Erscheinung von Bedeutung ist um 1824 die unter Benthams Mitwirken begründete „Westminster Review", bestimmt, in Politik und Volkswirthschaft die radicalen Standpunkte zu behaupten und hernach unter J. St. Mill als kritisches Journal zu hohem Ansehen gekommen. Die Union besaß im Jahr 1828 bereits 851 periodische Blätter gegen 359 von 1810, und seither ist ihre Zahl noch bedeutend gewachsen.

---

Auch im socialen Leben ist die Strömung gehemmt; es sind nur einzelne zerstreute Erscheinungen anzuführen; die großen theoretischen Systeme, mit Ausnahme des St. Simonismus zu Anfang schon völlig ausgebildet, üben auf die Praxis gar keinen Einfluß und packen nur wenige Köpfe; erst mußte die Zeit sichtend und klärend über diese Gedanken sich legen.

---

## Zweiter Abschnitt.

# Sociale Momente.

---

Das St. Simonsche System wird jetzt erst speculativ ausgebildet, und zwar nicht durch den Stifter, der seine Ideen zu wenig zu ordnen verstand. Die Arbeit ist das Werk von St. Amand Bazard, seit 1825 im Verein mit Barthélemy Prosper Enfantin. Jener, ein edler, sittlich ernster und fähiger Kopf, glühender Republikaner, Begründer und Leiter des St. Simonismus in Frankreich, wird durch das unter Verfolgungen und im Stillen gereifte Denken, das ihn die Umgestaltung der socialen Verhältnisse als erste Nothwendigkeit begreifen lehrt, dem St. Simonismus zugeführt; seine Vorlesungen darüber 1828 in der Rue Taranne hatten ausnehmenden Erfolg und legten den Grund zu dem 1828—30 in zwei Bänden erschienenen Hauptwerk der Schule: „Exposition de la doctrine de St. Simon". Enfantins praktische Ausschreitungen und die daher entstandenen Spaltungen der Schule brachten jenen bald darauf zur Lossagung von ihr. Bazard hat ganz eigentlich die charakteristische Form der St. Simonschen Wirthschaftslehre systematisch ausgebildet. Seine Fundamentalpunkte sind: die Betonung des antagonisme und der association (Eigennutz und Gemeinsinn) als der Triebräder in der menschlichen Gesellschaft, wobei die association universelle entgegen der unbeschränkten Concurrenz als höchstes Ziel der Entwicklung erscheint; die Bekämpfung der exploitation de l'homme par l'homme und die Angriffe aufs Erbrecht; als praktisches Haupthülfsmittel das système général des banques; die Begründung einer

rrschaft des Genies und der Hingebung und in ihren Diensten das rtrauen und der Gehorsam — immerhin eine sociale Autokratie.

Im Uebrigen sind die Einwirkungen mehr praktische, auf bestimmte ele gerichtet.

In England kommt das Streben für Lieferung wohlfeilen Lesesffes im Dienste populärer Nützlichkeit auf (billige Ausgaben, Monatsferungen ꝛc.), und 1825 bildet sich durch Charles Knight, rougham, Henry Hallam, Mackintosh, Lord John Russell, rd Althorp u. A. die Society for the diffusion of useful knowlge, die einen Lesestoff aufbringt, welcher allmälig auch eindringt die Arbeiterbildungswerkstätten und Unterweisungsclubs, als deren uster Dr. Birkbecks 1823 gestiftete und berühmt gewordene London echanic's Institution erscheint.

In Nordamerika wirft man sich auf die Reform des Gefängnißsens und führt das neuere pennsylvanische System ein: Gewährung r Arbeit. Danach werden die beiden berühmten Einzelhaftanstalten n Pittsburg (westliche Bußanstalt) seit 1827 und von Cherry-Hill Philadelphia (östliche Bußanstalt) 1829 eingerichtet. Hernach kommt s Auburnsche oder Schweigsystem auf, (Trennung in Zellen nur bei cht), wonach die Strafanstalten von Genf 1825 und St. Gallen 39 eingerichtet sind.

Auch die Erziehung der Kinder im zartesten Alter wird angegriffen. r Pädagoge Friedrich Fröbel, an Pestalozzischen Erziehungsstalten bethätigt und dessen Methode zugethan, hat sich nach jener ite Verdienste erworben, indem er das Kinderspiel nach pädagogischen undsätzen ordnete und die sogenannten Kindergärten begründete, ren ersten er zu Blankenburg im Thüringerwald einführte.

Das Verkehrs- und Handelswesen zeigt folgende Haupterscheinungen:

Bankwesen. 1825 wird in Folge der großen Krise ein harter ılauf gegen die Bank von England gemacht. 1826 durch Parlamentsschluß die Errichtung von Zweigbanken im Lande (Joint-Stockbanken) tattet. Auf Veranlassung der Regierung beginnen nun die besonderen setze des Bankwesens in Schottland, wie z. B. die solidarische Verıdlichkeit der Actionäre, sich auch auf die englischen Privatbanken erzutragen, und mit trefflicher Wirkung. Von 1824—29 ergreifen schiedene Staaten der Union Maßregeln, um dem Bankunfug und

den daherigen Mißständen und Schlägen zu steuern, doch ohne ausreichende Erfolge.

1827 treten in Deutschland die ersten auf Gegenseitigkeit gegründeten Lebensversicherungen ein durch den von Froriep in Weimar und Gesinnungsgenossen in Gotha unterstützten Kaufmann und Industriellen Ernst Wilhelm Arnoldi, den Gründer der Gothaer Bank. Derselbe hatte schon 1821 ebendaselbst auch auf den Grundsatz der Gegenseitigkeit eine Feuerversicherungsanstalt begründet, war seit 1816 einer der thätigsten Verfechter der Freiheit des deutschen Binnenhandels und vor- und nachher für die Gewerbs- (Runkelrübenzuckerfabrikation) und Handelsfreiheit der deutschen Länder eifrig und mit Erfolg thätig.

Damals tauchten auch die ersten Ideen der Mobiliar-Creditinstitute neueren Styles auf, ausgehend von Frankreich. Olandes Rodrigues stellte 1825 das Project einer industriellen Commanditgesellschaft auf, und die von Enfantin in dem Organ der St. Simonisten „Le Producteur" niedergelegten Ideen nahmen einen ähnlichen Gang; schon seit 1822 wurden übrigens in Belgien von der Société générale, später auch von der Banque de Belgique ähnliche Geschäftsunternehmen in Angriff genommen.

Landwirthschaftliche Creditinstitute nach Preußens Vorgang, zunächst auf die ritterschaftlichen Grundbesitzer beschränkt, entstehen 1811 in Schleswig-Holstein, 1818 in Mecklenburg, 1823 in Gröningen, 1825 in Polen, Württemberg, Calenberg, Grubenhagen und Hildesheim, 1826 in Bremen und Verden; neuere in Galizien, Sachsen und Dänemark.

Entsprechend einer für die Entwicklung Großbritanniens hochbedeutenden und schon bei seiner Geschichte berührten Tendenz vollzieht sich da ein stetiges Vorschreiten auf dem Wege des Freihandelssystems, wovon folgende Zoll- und Acciseermäßigungen Zeugniß geben: 1824 Zollermäßigung 1,408,000 Pfd. Sterl., 1825 2,769,000, 1826 773,000. Acciseerniedrigung 1825 618,000 Pfd. Sterl., 1826 1,140,000, meist auf Salz, geschliffenem Glas, britischem Sprite, Leder, Essig 2c. Ganz von demselben Geiste geht die freisinnigere Umgestaltung der Navigationsacte aus; nachdem 1822 die Hafengelder ermäßigt, wird 1824 auf das Princip der Gegenseitigkeit der erste Schifffahrtsvertrag mit Preußen abgeschlossen.

Der deutsche Zollverein, zuerst angeregt durch das preußische Gesetz vom Mai 1818, dem nach dem Grundsatze der Reciprocität

Abschlüsse mit verschiedenen Staaten folgten, wurde hernach, namentlich durch die großen und unermüdlichen, wenn auch lang' ohne praktischen Erfolg gebliebenen Bemühungen des Tübinger Professors Friedrich List gefördert. Immer weiter dehnte Preußen seine Zollvereinigung aus; der bedeutendste Schritt geschah 1828 durch einen Vertrag mit Hessen-Darmstadt, der eigentlich die Grundlage des späteren Zollvereins wurde und das System der Einkommenthеilung nach der Einwohnerzahl befolgte; gegen den Einfluß des preußischen Zollsystems kamen der süddeutsche und der mitteldeutsche Handelsverein, beide 1828 entstanden, nicht auf. Wohl aber zeigte sich auch hier wieder die Richtigkeit der Bundesgesetzgebung, die trotz Art. 19 der Bundesacte und Art. 65 der Wiener Schlußacte nie Etwas dafür that.

Die Verkehrserweiterung wird bezeichnet durch folgende Momente: 1825 fährt der erste Dampfer nach Indien, fünf Jahre später der erste von Bombay nach Suez; 1827 finden wir die erste Eisenbahn in den Vereinigten Staaten, 1828 in Frankreich und Oesterreich, jedoch nur für Pferde.

Das größte und interessanteste Handelsgebiet ist das englisch-südamerikanische, Hauptplatz Buenos Ayres, dessen Bevölkerung sich von 1808—24 verdoppelt hatte, ansteigend auf 80,000, dessen ein- und auslaufende Schiffszahl von 1821—24 um die Hälfte (von 200 auf 300) angewachsen war. Die Wichtigkeit dieses Hafenplatzes und der Argentina ergiebt sich aus den Zahlen, die Gervinus nach amtlichen Angaben anführt: um 1824 Einfuhr in Mexico für 396,000 Pfd. Sterl., in Columbia für 503,000, in Peru für 408,000, in Chile für 489,000, in die La Plataſtaaten aber für mehr als 800,000 Pfd. Sterl. englische Waaren. Ausfuhr aus allen anderen Gebieten zusammen nur für 292,137 Pfd. Sterl., aus der Argentina allein für 388,338. Die Krise der Jahre 1825 und 26 ist gerufen durch zügellose Speculationswuth; eine überströmende Fluth von Actiengesellschaften aller Art ohne Halt und Boden taucht auf, und der südamerikanische Markt wird sinnlos überführt; ein fieberhafter Glücks- und Hoffnungsrausch hatte die ganze Nation ergriffen, der Taumel der Angst machte hernach den nothwendigen Rückschlag doppelt ruinös.

Rasch wächst in diesem Jahrzehnt die Baumwollenindustrie; 1820—30 steigt die Einfuhr roher Baumwolle in England von 150 auf 270 Millionen Pfund, und zugleich nimmt die Zahl der Maschinen-

webstühle in England und Schottland von 1400 bis auf 55,000 zu neben 240,000 gleichzeitig thätigen Handwebstühlen. Die Schweiz, die gegenwärtig 1,700,000 Feinspindeln besitzt, hatte deren 1826 erst 300,000. Seit 1829 (Prohibitivtarif) fand dieser Industriezweig auch in Rußland Eingang; 1824 war in Moskau die erste Maschinenspinnerei angelegt worden. — Die Baumwollencultur nahm seit 1823 in Egypten in großem Maßstabe zu, und in jenem Jahr wurde von da die erste Baumwolle in England eingeführt.

Denselben Gang nahm die australische Wollproduction; seit 1825 das Ausfuhrverbot wegfiel, stieg der Wollexport fortwährend. Im gleichen Jahre trat in Neu-Süd-Wales eine australische Ackerbaucolonie zusammen. — Aehnlich entwickelte sich der französische Seidenbau, namentlich die Pflanzung von Maulbeerbäumen in den südlichen Departements.

Die Kammgarnfabrikation machte seit Erfindung der Kammmaschine große Fortschritte.

Auf dieses steigende Verkehrs- und Handelsleben richten sich denn auch fast alle

## Erfindungen und die Technik.

1823 der Congrèvedruck (Farbendruck mittels ineinandergesetzter Metallformen) nach Applegaths Vorgang in London durch Congrève vervollkommnet, erste Anstalt von Congrève und Whiting in London; nach Deutschland verpflanzt 1827 durch Hänel in Magdeburg und 1828 durch Naumann in Frankfurt a. M. Jetzt nur noch auf kleinere Gegenstände angewandt.

1824 erfinden Higgins und Houldsworth die Spindelbänke oder Flyer (fly-rovings).

— Kobaltblau von Höpfner, dann Thénard.

— Hochätzkunst auf Metall zum Abdruck angewandt von Eberhard in Darmstadt; Proben von Carré in Tours, vervollkommnet von Dembour in Metz.

— künstlicher Cement (Portland-Cement) von Arpdin in Leeds.

1825 großartigste Erfindung im Spinnereifach: die von Roberts in Manchester erstellte selbstthätige Mulemaschine (selfactor).

— Marshall: vollkommene mechanische Flachsspinnerei, großartiger Aufschwung der Leinenfabrikation.

1825 Mackintosh verbessert die Berlinerblau-Fabrikation und erfindet die Stahlbereitung durch Glühen des Eisens in Kohlenwasserstoffgas.

— Stearinlichte von Chevreul und Braconnet.

— Brunels in London Gas-(Gaskraft-)Maschine mit tropfbarflüssiger Kohlensäure, gleich den anderen nur Versuch geblieben.

Seit 1825 Eisenbahnen, d. h. noch Bahnen von eisernen Schienen auf gewöhnlichen Straßen durchgeführt; England und die Union gehen auch in der Zeit voran; die erste ist die in diesem Jahre vollendete Stockton-Darlington-Bahn und danach die kühn über Moorgrund geführte Linie Liverpool-Manchester, beide von George Stephenson, doch bleibt bis 1830 das Aufkommen der Eisenbahnen nur gering.

Von 1825—42 vollendet sich das Großartigste, was die Technik dieser Zeit angegriffen, durch Sir Marc Isambard Brunel, den großen und schon zuvor durch verschiedene Arbeiten verdienten und anerkannten Techniker, dessen Namen in der Geschichte stehen bleiben wird als des Erbauers jenes merkwürdigen Riesenwerkes, des Themsetunnels, dessen Plan er schon 1819 vollendet und dessen Durchführung er den unsäglichsten Schwierigkeiten abgewann.

1826 stellt der Franzose Godard die erste gelungene Wollkammmaschine her, die Collier verbessert; schon 1827 dringt sie in England ein.

— und 1827 bedeutende Kettenbrücken: von Telford über den Meerarm Menai-Street (Verbindung von Wales und Anglesea), begonnen 1819, und Hammersmithbrücke von Clark. Ueberhaupt in dem Jahrzehnt großartige englische Brückenbauten: Londoner Themsebrücken von Rennie Vater und Söhnen.

— atmosphärische Eisenbahnen, Vallance.

— nordholländischer Canal.

— Gewerbe- und Handelsfreiheit in Spanien.

— treten Daguerre und Niepce zusammen zu Versuchen in Lichtbildern, womit dieser, dem die ursprüngliche Idee und eigentliche Erfindung zugehört, schon seit 1814 beschäftigt ist; 1839 liegen nach vorausgegangenen ungenügenden Versuchen zum Fixiren

der Bilder der Camera obscura der Pariser Akademie die ersten Proben von einer gewissen künstlerischen Vollendung vor.

Um 1826 die Physharmonika in Umlauf gesetzt (ob erfunden?) durch Anton Häckel in Wien.

Seit 1826 kommen nach den letzten erfolglosen Versuchen von Montgolfier und Jayme (1816) zu Herstellung einer calorischen Maschine die langen Proben des Schweden Ericsson in England, später in Nordamerika, wo er erst 1852 einen bedeutenden Erfolg gewinnt. Alle diese Maschinen, auch die neuesten kleineren und einfacheren, haben sich aber praktisch wenig bewährt und sind bereits wieder verschollen (vergl. oben Gasmaschine!).

1827 wagerechte Wasserräder (Turbinen) von Tourneyron.

— regelmäßige Dampfschifffahrt auf dem Rhein eröffnet.

— erfindet Johann Nikolaus v. Dreyse das Zündnadelgewehr, das ihm nach rastlosen und kostspieligen Versuchen 1836 in einen Hinterlader umzuwandeln gelingt.

— erste Idee des neueren genauen Planimeters von dem schweizerischen Ingenieur Opikofer, wonach 1836 Ernst in Paris das erste Instrument fertigt.

— Aufkommen der Lithophanie in Frankreich.

1828 erfindet Heilmann die Stickmaschine.

— Kaliblau auf Seide applicirt durch Raymond.

— Dumonts Filtrirapparat, sehr wichtig für die Zuckerfabrikation.

— Eröffnung der größeren Hälfte der Budweis-Linzer Pferdeeisenbahn, gebaut durch Ritter Franz Anton v. Gerstner nach dem Projecte seines Vaters: die Donau mit der Moldau zu verbinden. Damit Anfang des deutschen Eisenbahnwesens.

1829 Wollastons Entdeckung: Platin hämmerbar zu machen.

— giebt Montabert eine vollständige Anweisung zur Wachsmalerei.

— erfindet Damian in Wien das Accordion.

Das größte aller genannten Facten ist die seit ungefähr der Mitte des Jahrzehnts durch George Stephenson sich vollziehende Begründung des jetzigen Locomotiv- und Eisenbahnsystems, womit der hochberühmte Techniker allerdings eine der mächtigsten Revolutionen in der modernen Mechanik vollzogen und sich zur ersten Autorität auf diesem Feld erhoben hat.

---

Wenn auch, der allgemeinen Strömung folgend, der Geist der Erfindung sich ausschließlich auf das Gebiet der technisch-industriellen Thätigkeit wirft, so leistet er darum doch nicht minder den streng wissenschaftlichen Zweigen gewaltigen Vorschub und knüpft namentlich aufs Engste an die naturwissenschaftlichen Fortschritte, die ihn zumeist tragen und denen er umgekehrt wieder dient; es ist da eine ganz parallele Entwicklung und derselbe allgemeine Zug, nur daß er immer stärker aufs praktische Leben ausgeht, ohne jedoch an Wissenschaftlichkeit zu verlieren. Immer mehr sind es die beiden gewaltigen Gebiete der Naturwissenschaften und der Geschichte, welche die Forschung absorbiren.

---

## Dritter Abschnitt.

# Wissenschaft und gelehrte Forschung.

---

Eröffnen wir diesen Abschnitt mit den chronologisch einzureihenden Einzelthatsachen aus den Gebieten der Naturforschung.

Unter diesen sind es diesmal in der **Physik** die magnetischen Untersuchungen und Beobachtungen, welche das weiteste Interesse in Anspruch nehmen. Dahin zählen:

1824 Ericssons Beobachtungen an der Ostsee.

1825 und 1828 Untersuchungen Hansteens über Ergründung der relativen Intensität der magnetischen Erdkraft, angestellt zwischen Paris und Christiania, und

1827 Sabines über denselben Gegenstand, angestellt in Paris und London.

1825 Aragos Entdeckung des Rotationsmagnetismus.

1825—27 Boussingaults Beobachtungen in Südamerika.

1826—27 diejenigen von Keilhau und Boeck.

1826—30 die Philip Parker Kings in Südamerika.

1826 erfindet Poggendorff das Magnetometer. An Gilberts Stelle von 1824 an bis jetzt Redacteur der „Annalen der Physik", entwickelt Poggendorff überhaupt lebhafte Thätigkeit, namentlich in seinen Forschungen und Abhandlungen über den Galvanismus.

1827—39 Quetelets sehr genaue Beobachtungen.

1828 und 1829 Hansteen und Due: Beobachtungen auf einer Reise in Rußland und Sibirien.

1829—34 David Douglas' Beobachtungen in Nordamerika.

!9 werden in Rußland auf Humboldt's Betreiben magnetische und meteorologische Stationen und in Petersburg ein physikalisches Centralobservatorium eingerichtet.

Ampère hat 1826 seine Theorie der elektro-dynamischen Phäno-
ıe aufgestellt, die Humboldt meisterhaft nennt.

**Chemisches:**

!4 stellt Berzelius das Zirkonium und reine Tantal dar und findet 1828 die Thorerde.

!5 stellt Faraday das Benzin (Benzol) dar aus der Flüssigkeit, welche sich bei einem Drucke von 30 Atmosphären aus dem mittelst fetten Oeles bereiteten Leuchtgas absetzt. Mitscherlich stellte es aus den Dämpfen der Benzonsäure her, wonach es den Namen erhielt.

!6 findet der französische Chemiker Balard das Brom.

!7 erste entschiedene Darstellung des Aluminiums durch Wöhler, der sein Verfahren 1845 verbessert, eine Bereitungsart, die erst 1854 Saint-Claire Deville in Paris ins Große trieb. Schon 1824 scheint übrigens Oersted durch Zersetzung zunächst das Aluminiumamalgam und aus diesem das Metall selbst gefunden zu haben.

– wird durch Liebig und 1834 durch Dumas die genaue Zersetzung der Pikrinsäure vorgenommen.

28 stellt Wöhler zuerst das Beryllium (Glycium) im reinen metallischen Zustande dar.

Neue Namen in dem Fach sind kaum anzuführen, die hernach
ɪeutenden Bearbeiter desselben stehen erst in ihrer präparativen Zeit. —
ɪh. Wolfgang Döbereiner, durch zahlreiche Entdeckungen bekannt,
t auch treffliche Fachschriften und Lehrbücher verfaßt, die seinerzeit
r geschätzt waren.

Der Engländer Edward Turner ist besonders dadurch bekannt
vorden, daß er in Folge genauer Analysen zuerst gegen die Prout'sche
.nahme, alle Atomgewichte seien Multipla von demjenigen des Wasser-
ffs, sich erhob. Seine „Elements of chemistry", deutsch 1829,
d tüchtig und vielgebraucht.

**Astronomisch:**

26 Biela'scher Komet, der zweite periodische von kurzer Umlaufszeit.

27 Struve's zweiter Katalog der Doppelsterne, bereits mit 3142 Nummern, während der erste, von 1820, deren blos 441 enthält.

1828 vollendet die britische Regierung die Sternwarte am Cap.

**Mineralogisch:**

1828 stellt der Mineraloge und Geognost Karl Friedrich Naumann ein gemischtes Mineralsystem auf, das den chemischen Charakter mit großer äußerer Aehnlichkeit verbindet; es wird als das beste dieser Art bezeichnet, und manche seiner Ordnungen bilden bereits gute natürliche Gruppen. — Naumann hat über seine Fächer eine Reihe anerkannter Hand- und Lehrbücher verfaßt, die meisten schon in dieser seiner jungen Zeit; das „Lehrbuch der Geognosie", die reifste Frucht seiner gründlichen Studien, fällt freilich viel später (1850—53).

Sehen wir uns daneben noch die Hauptvertreter an auf dem Boden sämmtlicher theoretischen und praktischen Naturwissenschaften.

**Physik** rc. Dominic François Arago, der größte von drei berühmt gewordenen Brüdern, ist früh durch wunderliche Schicksale hindurchgegangen, jung schon gewürdigt und zu bedeutenden Stellen erhoben, endlich in späteren Jahren (seit 1830) auch lebhaft in die Politik hineingezogen worden. — Sein erstes bedeutendes Wirken in der Wissenschaft war die von ihm schon ganz jung mit Biot unternommene Fortsetzung der von Delambre und Méchain über Frankreich gezogenen Meridianmessung (der Base du système métrique), die er bis zur spanischen Insel Formentera führte und mit Jenem unter dem Titel: „Recueil d'observations en Espagne" herausgab. Als Lehrer unterrichtete er von 1810 bis 31 an der polytechnischen Schule in Analysis und Geodäsie, wandte aber seit ungefähr 1816 sein Studium mehr den physikalischen Wissenschaften und der Astronomie zu und machte in denselben eine Reihe interessanter Entdeckungen, deren wesentlichste die des Rotationsmagnetismus ist. Seine vornehmsten Beobachtungen gingen auf die Theorie des Lichtes, zumal seine Polarisation (Beziehung zu Young), den Galvanismus und Magnetismus und überhaupt die imponderablen Flüssigkeiten.

1816 gründete er mit Gay-Lussac die „Annales de chimie et de physique", 1828 das „Annuaire du bureau des longitudes". Hier, sowie in den „Mémoires" und „Comptes rendus", hat er eine zahlreiche Reihe von Aufsätzen und populären Arbeiten über seine Fächer und daneben auch von den in Frankreich so beliebten „Eloges" über hervorragende Naturforscher niedergelegt. Sein umfangreichstes Specialwerk ist die vierbändige Astronomie populaire 1834—35.

Seine Aufsätze zeichnen sich durch Scharfsinn, lebhafte Klarheit des populären Vortrags, anschaulich-faßliche Darstellung selbst der schwierigsten wissenschaftlichen Probleme aus, und diese Klarheit, Lebendigkeit und Leichtigkeit der Vortragsweise entwickelte er auch als Redner in der Deputirtenkammer, wo er durch eine auf merkwürdige Thatsachen und neue Gesichtspunkte gestützte Beweisführung in den nationalwirthschaftlich-technischen und wissenschaftlichen Fragen, in denen er auftrat, die Aufmerksamkeit und selbst Theilnahme seiner Zuhörer auch auf den trockensten Materien festzuhalten verstand.

**Zoologie.** Der Baron Bory de St. Vincent, durch die Betheiligung an einer großen Anzahl wissenschaftlicher Werke und ganz besonders durch die vorzügliche Redaction des „Dictionnaire classique de l'histoire naturelle" von wesentlichem Verdienst und wegen der Originalität der Anschauungen seines 1827 erschienenen Werkes über den Menschen „L'homme, essai zoologique sur le genre humain" viel berufen, leitet und beschreibt hernach auch die 1829 von der französischen Regierung nach Morea und den Cykladen abgesandte Expedition, welche die bis dahin immer noch wenig erforschten Ländergebiete mit vielem Eifer untersuchte.

Es wird übrigens namentlich die Ornithologie ausgebildet.

Joh. Friedrich Naumann wird als der gründlichste und gewissenhafteste der deutschen Ornithologen erklärt. Seine Beobachtungen, mit eben so großer Beharrlichkeit als Einsicht zu einer erstaunlichen Fülle gebracht, sind verwendet in dem großen und werthvollen Werke „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands", 12 Bände, von Anderen fortgeführt, erläutert und verschönert durch eine große Zahl vortrefflicher, von ihm selbst gestochener Platten.

Christian Ludwig Brehm, von Jugend auf das Sammeln und genaue Beobachten der Vögel als Liebhaberei treibend, hat eine Sammlung von über 9000 Stück ausschließlich europäischer Vögel zusammengebracht, welche dadurch besonderen Werth gewann, daß sie eine und dieselbe Art in allen Abweichungen nach Alter, Geschlecht und Wohnort aufweist. Seine in verschiedenen Fachzeitschriften sowie in selbständigen Lehr- und Handbüchern niedergelegten Beiträge zur Vögelkunde, zum Theil mit vieler Anerkennung, zum Theil mit Widerspruch aufgenommen, fallen überwiegend in diese und die nächste Periode.

**Botanik.** Der große Reisende und Naturforscher Phil. v. Martius führt in glänzenden Werken die reichen Ergebnisse der brasilischen Reise aus. Sie tragen den doppelten Stempel der Pracht und des Adels einer blühenden und zugleich Phantasie und Gemüth anregenden Sprache und einer gleich gründlichen als vergeistigten Kenntniß der Natur, die er mit eben so sicherem, liebendem Verständniß erfaßt als mit seltener Anschaulichkeit wiedergiebt. Ueberdies sind alle seine Schriften von reicher Ausbeute für die Wissenschaft, besonders für die Botanik. Es sind ihrer neben der allgemeingehaltenen „Reise nach Brasilien“ (1824—31) noch vier Specialwerke von hohem Werth: über die neuentdeckten Pflanzenarten (1824—32), über die Kryptogamen (1828—34), die Naturgeschichte der Palmen (1823—45), deren er 582 aufführt, während Linné erst 15 kannte und Humboldt 1816 nur 99 aufzählte, endlich als letztes die Flora Brasiliens (1840—66 mit Endlicher und bedeutenden Systematikern durchgeführt), alle mit colorirten Tafeln, alle in der botanischen Literatur von hohem Rang, die zwei letzten besonders als Prachtwerke bezeichnet. Fast einzig stehen sie in der Lebendigkeit und dem geistigen Reize der eingestreuten Naturschilderungen, zuweilen wahrer Prachtbilder mit poetischem Hauch und illustrirt durch die landschaftlichen Ansichten mit der charakteristischen Vegetation, wohl angethan den Eindruck der großartigen Tropennatur wiederzugeben und einzuprägen und übrigens auch von wissenschaftlichem Gehalt, ganz besonders für die erweiterte Kenntniß der Pflanzengeographie. In anderen Schriften giebt er treffliche Schilderungen von der Natur und den Bewohnern Brasiliens, und endlich hat ein neuestes Werk die ethnographischen Resultate gezogen, wichtige Aufschlüsse gebend über die südamerikanische Indianerbevölkerung.

**Geologie.**

Ungern-Sternberg hat 1825 in seinem Werk über die Natur und den Ursprung der Vulcane versucht, die vulcanischen Erscheinungen rein empirisch darzustellen und zu erklären.

Caspar Maria, Graf von Sternberg schreibt 1825 den „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt“; er ist unterstützt durch eine reiche naturhistorische Sammlung, namentlich eine äußerst werthvolle von Petrefacten, geordnet nach geognostischen Perioden.

**Physiologie.**

Der ausgezeichnete Physiologe Karl Friedrich Burdach, erst praktischer Arzt, dann Docent, hat zuerst die allerverschiedensten in seine

Fächer einschlagenden Disciplinen studirt und behandelt und Handbücher verfaßt über die medicinische Encyklopädie und Methodologie, über Diätetik, Physiologie, Pathologie, das System der Arzneimittellehre und sogar die Literatur der Medicin; später hat er sich ausschließlich der Anatomie und Physiologie zugewendet, worüber seine vorzüglichsten Studien und trefflichsten Werke sich verbreiten („Vom Bau und Leben des Gehirns und Rückenmarks", 1819—25 und „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft", 1826—40). Burdach wird als ein Mann von eben so viel Geist als Gemüth gepriesen, der sich durch die verschiedensten vorausgegangenen medicinischen Stadien und philosophischen Studien zur Selbständigkeit in seiner Wissenschaft erhob. Klarheit, System und Logik neben eleganter Sprache zeichnen seine Schriften aus.

Die praktische Verwendung der Naturkenntnisse, die **Medicin**, zeigt außer dem ersten allgemeinen Vertreter namentlich Specialitäten.

Johann Konrad Martin Langenbeck, einer der ausgezeichnetsten Anatomen und Chirurgen, war als Lehrer an der Göttinger Universität stets mit Begeisterung für die Wissenschaft thätig. Das Bedeutendste, was er verfaßt, ist die Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten" 1822—50, ganz besonders aber die vorzüglichen „Icones anatomicae" 1826—39, auf die er später das „Handbuch der Anatomie" baute.

Der französische Arzt Civiale, besonders dem Studium der Krankheiten der Urinwege zugethan, ist Erfinder der sogenannten Lithotritie oder der Zermalmung des Blasensteins im Inneren des menschlichen Körpers, worüber er seine Erfahrungen in einer Reihe von Schriften mitgetheilt hat; 1824 gelingt ihm nach einer zahllosen Menge von Versuchen an Todten die erste Operation.

Jean Etienne Dominique Esquirol, einer der ersten Irrenärzte der neueren Zeit, ist sowohl durch glückliche Erfolge in der Praxis an öffentlichen und seiner privaten Anstalt als dadurch verdient, daß er fast über alle Zweige der Irrenheilkunde Schriften verfaßt, aus denen dann ein Deutscher (Hille) ein förmliches System der Seelenstörungen und ihrer Heilkunde zusammengestellt hat. Esquirol besaß in vollem Grad alle Eigenschaften, die eine glückliche Thätigkeit auf diesem Felde bedingen: humanen Sinn, eine durchdachte moralische Behandlungsweise, umfassende medicinische Kenntniß auch der Körperkrankheiten, tiefen psychologischen Blick und scharfe Denkkraft.

Seit 1826 kommt die Prießnitz'sche Kaltwasserheilmethode mit der Kuranstalt zu Gräfenberg in österreichisch Schlesien auf.

### Astronomie.

Der große Königsberger Astronom Friedrich Wilhelm Bessel hat 1824—33 eine Reihe von 75,011 in 536 Sitzungen gemachten Beobachtungen über die Himmelszone vom 15° nördlicher bis zum 15° südlicher Declination vollendet, alle Sterne bis zur neunten Größe umfassend, und dieselben veröffentlicht, was ihm ein wesentliches Verdienst macht. Von classischem Werth sind seine Untersuchungen über das einfache Secundenpendel. Beobachtungen über die Sternschnuppen. Die Untersuchungen über die Veränderlichkeit in den eignen Bewegungen einiger Fixsterne und (1840) die Betrachtungen über die wahrscheinliche Existenz und Auffindung des bald nachher entdeckten Planeten „Neptun" bezeichnen seinen Scharfsinn.

### Mathematik.

Der bedeutende französische Mathematiker Augustin Louis Cauchy, früh für sein Fach ausgebildet, hat zahlreiche Schriften und Abhandlungen über alle Theile desselben verfaßt und auf alle seine Disciplinen anregend und fördernd eingewirkt; das Namhafteste hat er in der Analysis gethan. Beinebens verfaßte er, eifriger Legitimist und strenggläubiger Katholik, mehrere Schriften religiös-politischen Inhaltes.

Der Mathematiker und Techniker August Leopold Crelle, Erbauer der meisten 1816—26 ausgeführten preußischen Kunststraßen und der Berlin-Potsdamer Eisenbahn, hat zahlreiche Schriften über die verschiedenen Zweige der Mathematik verfaßt, darunter ganz vorzügliche Lehrbücher; sein Werk ist auch die Uebertragung des vorzüglichen geometrischen Lehrbuches von Legendre mit eben so geistreichen Anmerkungen und neuen Beweisen. Viele Abhandlungen, bautechnische, besonders treffliche über's Eisenbahnwesen.

### Nationalökonomie.

Der verdienteste wissenschaftliche Bearbeiter des Fachs in diesen Jahren ist Karl Heinrich Rau, der auch schon der Altmeister nationalökonomischer Wissenschaft in Deutschland genannt worden ist, ein tüchtiger Systematiker. Er hat sich ein hochanzuschlagendes Verdienst schon dadurch erworben, daß er die Beschäftigung mit dem Fach in diesem Land anregte und bei den gebildeten Kreisen des Volkes den Smithschen

Lehren Eingang verschaffte. Neben anderen volks- und cameralwirthschaftlichen Schriften und manchen tief in die Zeitfragen eingreifenden Aufsätzen, die seinen Namen verbreiteten, hat er namentlich ein seinen Ruf begründendes Hauptwerk in dem „Lehrbuch der politischen Dekonomie" 1826—37 verfaßt, in welchem er neben viel Fleiß und Genauigkeit in der Sammlung statistischer Angaben eben so viel Geschick in ihrer Verwerthung und Sicherheit des Urtheils entwickelte. Der Reichthum des gut gewählten statistischen Materials erstreckt sich auf die verschiedensten Partien des Faches: auf die Elemente der Arbeit, wobei er besonders auch die landwirthschaftliche ins Auge faßt, wie er denn überhaupt über die Landwirthschaft treffliche Gedanken äußert, auf die Capital-, die Productions- und Consumtions-, die Bevölkerungs-, Werth- und Steuerverhältnisse und ihre bestimmenden Momente ꝛc.

**Geographie.**

**Konrad Maltebrun**, betheiligt an dem trefflichen Dictionnaire géographique universel, Redacteur der „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire", Mitbegründer und Secretär der geographischen Gesellschaft, hat als Hauptwerk verfaßt einen „Précis de la géographie universelle" in 8 Bänden mit Atlas. Beinebens ist er politisch viel agitatorisch gewesen, eine Wetterfahne.

Auf dem Felde der **Reisen und geographischen Entdeckungen** laufen die früher angebahnten Unternehmungen gleichmäßig fort.

**Afrikareisen:**

1825 **Clappertons** zweite Reise von Oberguinea bis Sokoto, wo er stirbt. Sein Diener **Richard Lander** bringt seine Tagebücher nach Europa zurück und unternimmt 1830 mit seinem Bruder **John** eine zweite Reise nach dem Niger, welche die Mündung dieses Flusses in die Bai von Benin festsetzt.

1825 und 26. Major **Gordon Laing** geht von Tripolis aus nach Timbuktu und von da nach Sansanding am Niger; 1828 kommt **Caillié** von Westen nach Timbuktu. Beide Reisen sind von geringer Bedeutung.

1822—27. Im Osten: W. P. Ed. **Simon Rüppell** aus Frankfurt a. M. in Nubien, Kordofan und Arabien,

1830—34 Derselbe in Abyssinien.

Alle folgenden Expeditionen sind wichtig für die Erforschung des Erdmagnetismus.

**Nordpolarreisen:**

1825—27 John Franklin, Dr. Richardson und Back, zweite Reise: Untersuchung der Küste zwischen dem Mackenzie- und Kupferminenfluß.

1824—25 Parry's dritte Reise mit James Clark Roß und

1827 seine vierte Reise mit Foster und Crozier: Vordringen auf dem Eise nördlich von Spitzbergen bis 82° 45'.

1829—33 zweite Reise von Sir John Roß, Entdeckung von Boothia-Felix und 1831 Auffinden des magnetischen Pols durch seinen Neffen James.

**Auf amerikanischem Boden:**

1825—34 Buckart: Reisen in Mexico.

1826—32 des deutschen Naturforschers Eduard Pöppig Reisen in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom, ergiebig namentlich für Botanik.

1827 Pentland-Expedition nach Bolivia: höchste Höhen der Andenkette.

**Auf australischem Boden. Continent:**

Nachdem 1815 Evans den Fluß Lachlan, 1817 Hume den Georgsee gefunden, 1819 Oxley, Harris und Frazer dem Macquarie entlang gezogen und Port-Macquarie an der Küste erreicht, werden

1824 Hamilton Hume und Hovell abgesandt zur Aufsuchung eines Weges vom Georgsee nach Western-Port an der Baßstraße, eine gefährliche Tour in den australischen Alpen.

1825—27 reist der Botaniker Allen Cunningham in der Liverpoolkette und dem von ihm benannten Neuengland, 1829 nach der Moretonbai und den Quellen des Brisbane.

**Inselwelt:**

1827 entdeckt Dumont d'Urville erst vollständig die schon von Tasman 1643 aufgefundenen Fidschiinseln.

1827 und 28 untersucht der Russe Lütke gründlich den Archipel der Palaos oder Pelewinseln.

In **Asien** sind von Gewicht die zu reichen Materialien und Forschungen führenden Reisen und Forschungen Phil. Franz v. Siebolds in Japan 1823—28.

Der Däne Nathanael Wallich, Mediciner und trefflicher Botaniker, bereiste 1825—27 in botanischem Interesse Hindostan, Ava

und Birma und schrieb über die Flora dieser Länder; Hauptwerk die „Plantae Asiaticae rariores“ 1829—32, mit 300 Kupfertafeln. Von außerordentlicher Thätigkeit und Rührigkeit, alle Hülfsmittel für sein Fach benutzend, so 1824—26 die neu erfundene Lithographie, um der Wissenschaft die fast unbekannte Pflanzenwelt Nepals zu erschließen, hat er reiche Entdeckungen neuer Arten gemacht.

**Reisen um die Welt:**

1826—29 des französischen Contreadmirals Dumont d'Urville zweite (erste von ihm commandirte) und 1830 seine dritte Weltumsegelung. Indem Dumont d'Urville hernach in den dreißiger und vierziger Jahren in zwei großen Prachtwerken Bericht über seine Entdeckungen giebt, macht er sich hochverdient um die vielseitige Erweiterung der geographischen Kenntnisse und der oceanischen Naturgeschichte, sowie der allgemeinen Sprachkunde: bedeutende Küstenaufnahmen in Neuguinea und Neuseeland, Durchforschung der Torres- und der Cookstraße, Entdeckung zahlreicher Inseln und antarctischer Länderstrecken; Aufsuchen der Spuren von Lapeyrouse.

1826—29 Admiral Lütke: Küstenaufnahmen, Inselentdeckungen, Pendelbeobachtungen.

1828—30 der Physiker Adolf Erman: Allgemeine Declinationskarte, die Grundlage von Gauß' Theorie des Erdmagnetismus.

Das wichtigste Colonisationsfactum ist seit dem Frieden von Adrianopel 1829 das Entstehen der rasch aufblühenden bulgarischen Ackerbaucolonien in Südbessarabien.

Neben diesen auf realem Boden sich bewegenden Gebieten ist dasjenige der Speculation, **die Philosophie**, nur schwach vertreten.

Zunächst die **Naturphilosophie** zeigt nur einen einzigen, mehr originellen als weitgreifenden Vertreter, den Grafen Georg Franz August v. Buquoy, einen sehr selbständigen Charakter und freien Denker mit eigenthümlichen, zuweilen bizarren Ideen, in den Naturwissenschaften umfassend gebildet; in seinen naturphilosophischen Schriften vom Standpunkte der Corpusculartheorie ausgegangen, hat er sich dann den Schelling'schen Anschauungen zugeneigt. Jedenfalls kann er sehr anregend wirken. In seinen großen Fabriken thätig, lieferte Buquoy beinebens das schönste Krystall, bunte Gläser aller Farben und das von ihm erfundene Hyalith.





Die reine und strenge Philosophie hat noch Einen Hauptvertreter, den letzten der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts,

## Johann Friedrich Herbart.

Die Grundzüge seines namentlich auf die Psychologie gerichteten und in ihr ganz originellen Systems sind folgende:

Die philosophische Aufgabe besteht in der wissenschaftlichen Bearbeitung der allgemeinen und wesentlichen Begriffe der menschlichen Intelligenz. Daraus gehen hervor Metaphysik, Logik und Aesthetik. Die Logik erwägt die Weisen der Verdeutlichung und der daraus hervorgehenden Zusammenstellung unsrer Begriffe. Es giebt nun Begriffe, die in allen Betrachtungsweisen einen Zwiespalt bewerkstelligen; diese sind (nach ihrer besonderen Beschaffenheit) zu verändern; dabei tritt eine Ergänzung hinzu und zwar da, wo die Mangelhaftigkeit erfahrungsmäßiger Auffassung unvermeidlich ist, auf speculativem Wege (Metaphysik). Die Hauptbegriffe der Metaphysik sind allgemein; die übrigen bestimmen sich erst nach jenen, ihre Bearbeitung bildet die angewandte Metaphysik; diese theilt sich in Psychologie, Naturphilosophie, philosophische Religionslehre. Daneben giebt es Begriffe, die keiner Veränderung bedürfen, aber einen in einem Urtheil des Beifalls oder Mißfallens bestehenden Zusatz in unserm Vorstellen erzeugen; ihre Wissenschaft ist die Aesthetik; eine der aus ihr hervorgehenden Kunstlehren stellt nothwendig zu befolgende Vorschriften auf, weil wir den Gegenstand derselben unwillkürlich und unaufhörlich darstellen — Tugendlehre.

Allgemeine Metaphysik. Die Philosophie kann nur von der unentstellten Auffassung der für das natürliche menschliche Bewußtsein erfahrungsmäßig gegebenen Thatsachen ausgehen; sie ist somit die Wissenschaft von der Begreiflichkeit der Erfahrung und hat zu thun mit Berichtigung und Ergänzung der Erfahrungsbegriffe. Weiteres vermag sie nur dadurch zu wissen, daß das empirisch Erkannte ohne die Voraussetzung des Verborgenen sich nicht denken läßt. An den Wahrnehmungsgegenständen selbst empfinden wir keineswegs Alles sinnlich, sondern denken Manches unwillkürlich hinzu. So bei der Raum- und Zeitbestimmtheit der erscheinenden Dinge: wir schauen nicht die leere Entfernung sinnlich an, nicht die leere Zeit in der Folge

zweier Klänge. Ebenso in der Aggregation der Merkmale: die Merkmale selbst nehmen wir wahr, nicht aber die Nothwendigkeit und Weise ihrer inneren Verknüpfung. Item wird nicht der nothwendige Zusammenhang von Ursache und Wirkung, sondern höchstens die Zeitfolge sinnlich wahrgenommen, die aber ebenfalls nichts sinnlich Anschauliches ist. Ebenso können wir das Band nicht wahrnehmen, welches unsre Vorstellungen insgesammt in unserm Bewußtsein vereinigt. Die Materie der Erfahrung ist so ein mannigfaltiges Verknüpfbares, bestehend in den sinnlich erscheinenden Beschaffenheiten der Dinge, die Verknüpfung ist die Form der Erfahrung. Die Formen sind zugleich mit dem Wahrnehmungsstoff gegeben; ihre Begriffe aber sind zwar durch die Erfahrung uns aufgedrungen, lassen sich aber nicht denken, sondern sind mit inneren Widersprüchen behaftet. Wir müssen deßwegen das Gegebene in unserm Denken umarbeiten: Methode der Beziehungen. — Das Widersprechende ergiebt sich zunächst für die Begriffe des räumlich und zeitlich Ausgedehnten: Dort erreicht das Denken nie das mit dem Begriffe des Körperstoffes gebotene unabhängige Dasein aller materiellen Theile, so lange man entweder die Theile erst durch Sonderung aus dem Zusammengesetzten hervorgehen läßt, oder umgekehrt aus dem Einfachen im Denken die Materie zusammensetzt; in jenem Falle müßte die Unendlichkeit der aufgegebenen Theilung vorwärts, in diesem rückwärts übersprungen werden. Ebenso das Geschehen in der Zeit: es zeigt sich erfahrungsmäßig als beschränkte Veränderungsgröße, die aber trotz ihrer Schranken die unbegrenzte Menge dessen in sich fassen soll, was in den unendlich vielen nothwendig in ihr anzunehmenden Zeittheilchen nach einander geschah; ferner zerfließt das vorgestellte Geschehen, wie klein man es auch fassen möge, stets wieder in ein Vorher, Nachher und eine Mitte zwischen beiden: es ist so immer selbst schon Erfolg, kein wirkliches Geschehen; unsre Vorstellung vom Geschehen ist somit ein Wahn. Aehnlich ergeben sich Widersprüche in den Begriffen: Vielheit der Merkmale eines Dinges, Causalität und Veränderung. So ergeht es auch dem Ich. Als Urquell unsrer Vorstellungen angesehen, muß ihm eine ursprüngliche Vielheit von Bestimmungen zugeschrieben werden, und es verfällt dem Widerspruch, der das Ding mit seinen Eigenschaften trifft. Das Ich kennt sich selbst, theils sofern es die Welt (eine Erscheinung im Ich), theils sofern es sich selbst vorstellt; in der ersten Beziehung ist zwar

eine vorstellende Kraft, aber noch kein wahrhaftes Ich (Selbstbewußtsein); als sich stellt es sein Sich-Vorstellen vor, folglich das Vorstellen seiner als eines sich Vorstellenden, und dies läuft ins Unendliche; zufolge dieser Unendlichkeit ist das Ich ein Vorstellen ohne Vorgestelltes. Soll das Ich sich vorstellen als ein die Welt Vorstellendes: so würde es sich als dasjenige vorstellen, was nicht Ich ist. Sagt man, Beides sei Dasselbe, es existire nur eine einzige Kraft, welche sowohl ihrer selbst als der Welt sich bewußt sei: so müßte man zu einer unbekannten Einheit als der gemeinsamen Wurzel für beiderlei Vorstellen seine Zuflucht nehmen und doch zugestehen, daß das Ich für sich selbst unbekannt sei. — In diesen Widersprüchen nun liegt Antrieb und Berechtigung, über das Gegebene hinauszugehen. Das Gegebene ist lediglich Schein, der aber auf ein Seiendes hindeutet. Das Unbekannte an dem Sein ist die Qualität; den Begriff desselben giebt uns die bloße Anerkennung des Nichtaufzuhebenden. Die Qualität des Seienden ist schlechthin positiv oder affirmativ; dieselbe ist ferner schlechthin einfach; denn eine Mehrheit von Bestimmungen würde auf einen Kreis gegenseitiger Abhängigkeit führen. Die Substantialität kann nicht ohne Causalität vorgestellt werden, und wir sind genöthigt, so viele Ursachen anzunehmen, als wir dem Ding sinnenfällige Merkmale beilegen. Da in dem Begriff der Veränderung ein Wechsel der Qualitäten liegt und das bloße Sein ohne Qualität keinen haltbaren Begriff darbietet: so wird uns ein Widerspruch gegeben, indem uns ein Gegenstand von der Erfahrung in der Art geboten wird, daß wir seine Qualität als veränderlich betrachten müssen. Dieser Widerspruch hebt sich nur durch die Einsicht, daß der subsistirende Gegenstand seine Qualität unveränderlich behält, dagegen die Ursachen abwechselnd kommen und gehen, aus denen die Erscheinung der ihn betreffenden Veränderungen herrührt: kein Reales ist „an sich“ Substanz, sondern wenn es der Träger von Erscheinungen sein soll, so muß es mit anderen realen Wesen in Gemeinschaft stehen, und wenn die Erscheinung wechselt, so wechselt diese Gemeinschaft. Das Seiende selbst kann in dem wirklichen Geschehen weder von sich abweichen, noch sich äußern, noch erscheinen; die einfachen Qualitäten hängen demnach mit dem, was geschieht, nur mittelbar zusammen. Inhärenz und Veränderung sind den einfachen realen Wesen etwas blos Zufälliges; sie bestehen im Widerstand gegen einander: es findet ein innerer Gegensatz in den

Qualitäten je zweier Realen statt, welchem beide zugleich widerstehen. Das wirkliche Geschehen ist so ein Bestehen wider eine Negation. Dabei behauptet sich jedes Wesen in seiner Eigenthümlichkeit: Selbsterhaltung als Negation der Negation, eigenthümlich nach den vielen Qualitäten, die sich vielfach vergleichen lassen. Die einfache Qualität erscheint dem Beobachter auf dem Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes nicht: unaufhörliche Verwechselung der beiden Gebiete des Seins und Geschehens; da weiß auch die Seele nicht, daß ihre verschiedenen Empfindungen nur ihre verschiedenen Selbsterhaltungen und sie selbst in ihnen allen sich gleichbleibt. Die erfahrungsmäßig sich kundgebenden Veränderungen entspringen so nur aus einem Wandel der Gemeinschaft zwischen den Realen, aus einem veränderlich beginnenden und aufhörenden Zusammensein derselben. Der Begriff dieses Wechsels trägt den Grund der Begriffe der räumlichen und der zeitlichen Verhältnisse und der Bewegung in sich. Zu dem Anfangen und Endigen der Gemeinschaft zwischen zwei Realen ist unvermeidlich ein Raum, der intelligible, hinzuzudenken. Der Raum ist in jedem Betracht eine bloße Form der Zusammenfassung, ein objectiver Schein; das Raumverhältniß, in welchem die Gegenstände sich uns darstellen, beruht blos auf dem Zusammentreffen ihrer Bilder in dem sie abspiegelnden Vorstellungsvermögen; dennoch ist es empirisch gegeben und unsre Erkenntniß an diese Form gebunden wie an jede qualitative Bestimmung des Gegebenen. Die Realen können in dem intelligiblen Raum als bewegt und als ruhend vorgestellt werden; in der Ruhe weilen sie entweder zusammen oder nicht; das Zusammen ist entweder ein vollkommenes Ineinander oder eine unvollkommene Vereinigung. Für die Entstehung der Materie ist Folgendes wichtig: Die Realen sind zu denken als Kugeln von gleicher Größe; jenes unvollkommene Zusammensein vorausgesetzt, macht sich die Nothwendigkeit geltend, daß ein paar reale Wesen, nachdem sie einmal in eine solche Lage gerathen sind, vollends ineinander eindringen; daraus ergiebt sich der ursprüngliche und einzig mögliche Grund der Attraction. Indem aber ein Kügelchen gegenüber zweien oder mehreren, die in dasselbe eindringen wollen, sich nicht doppelt oder mehrfach selbst erhalten kann: scheint es gegen beide eine rückstoßende Gewalt zu üben — Repulsion. Der Grund, durch welchen die körperliche Materie existirt, beruht auf dem Umstande, daß der äußere Zustand (die Lage) der einfachen Wesen, der Elemente der

Materie, nach ihrem inneren Zustande sich richten muß, d. h. nach den Selbsterhaltungen, welche jedes einzelne Element gegen die mit ihm zusammenseienden übrigen ausübt. Trennung einer einmal gebildeten Masse beruht auf einer Veränderung der äußeren oder inneren Zustände — mechanische und chemische Ursachen; dabei setzt sich stets ein Widerstand entgegen, bedingt durch die Nothwendigkeit, daß der äußere Zustand nach dem bisher vorhandenen inneren sich richte. Durchdringlich ist die Materie für solche Elemente, die den inneren Zustand der Masse nicht verändern (Durchsichtigkeit), oder für solche, die ihn zu überwinden im Stande sind (chemische Auflösung); im letzteren Fall entsteht eine neue Art der Materie. Die Verdichtung der Elemente beruht auf einem Gleichgewichte der Attraction und Repulsion, das als aus den ursprünglichen Qualitäten der realen Wesen hervorgehend für jeden gegebenen Fall nur ein bestimmtes einziges ist; auf dieses Gleichgewicht influenzirt auch die gegenseitige Lage der Elemente. Die Bewegung ist nichts Anderes als ein natürliches Mißlingen einer durch die Zuschauer versuchten räumlichen Zusammenfassung der Dinge; das Wie und Inwiefern dieses Mißlingens wird bestimmt durch die Geschwindigkeit der Bewegung und die ihr innewohnende Richtung. Die Zeit ist das Maß der Geschwindigkeit, die Zahl des Wechsels. — Alle Sinnenempfindung besteht in Selbsterhaltungen unsrer Seele, und das Empfundene ist nur ein Ausdruck der inneren Qualität der letzteren; in der Ordnung und Folge der Empfindungen künden sich die Verhältnisse des Zusammenseins und Nichtzusammenseins der einfachen Substanzen an; hieraus ergiebt sich die Erfahrungserkenntniß. Es wird ein Punkt angenommen, in dem das Wissen und das ins Endlose fortgehende Wissen von dem Wissen sich vereint: das Ich. In ihm ist theils eine zusammengesetzte Vorstellung von dem, was zu ihm gehört, theils eine Mannigfaltigkeit von Vorstellungen der anderen Gegenstände: es ist so eine Complexion von Merkmalen, fällt unter den Begriff der Inhärenz; demzufolge ist für dasselbe eine Substanz anzunehmen: die Seele. Die Vorstellungen sind: 1. einfache Empfindungen, 2. die Verbindungen einfacher Empfindungen in bestimmten Formen: Wahrnehmungen der sinnenfälligen Dinge mit ihren Merkmalen und ihrer räumlichen Gestaltung; 3. Vorstellungen, deren Inhalt keine Empfindungen ausmachen (Begriffe von Raum, Zeit, den übersinnlichen Gegenständen). Der Mittelpunkt, das Ich, ist ihr Begegnen,

worin sie kommen und gehen, sinken und steigen. Das Objective in seinem Wechsel macht diesen Punkt zu demjenigen, der er ist, und insofern ist das Ich als Subject mit dem Objectiven Einerlei. Die Empfindungen als die bloßen Selbsterhaltungen der Seele stellen uns keineswegs die Beschaffenheiten der Dinge dar, enthalten aber das einzig mögliche Fundament unsrer Kenntniß des Realen: die absolute Position, wobei jedoch der fortlaufende Erkenntnißproceß die Bestimmung des Gesetzten umändert. Der Gehalt des Wissens bedeutet metaphysisch das, was man weiß; sein Stoff sind psychologisch die Empfindungen. Die Erfahrung besteht blos in einem Gewebe von Relationen; indem wir ihre Formen im Denken berichtigen, kommen wir zum Gehalte. Um das Allgemeine rein zu denken, fordern wir von uns die Absonderung der Artunterschiede an den Vorstellungen; die einzelnen Vorstellungen finden sich als Bestandtheile in den für allgemein gehaltenen, und das Allgemeine besitzt nur darum Gültigkeit, weil es in jedem Einzelnen wiederkehrt.

Psychologie. Der Mensch gelangt zur Anerkennung seiner selbst von den Vorstellungen der Objecte aus und durch sie. Die Ichheit bildet einen Gegensatz nicht blos gegen die Außendinge, sondern auch gegen die dem Ich beigelegten Prädicate. Die Mannigfaltigkeit der vorgestellten Dinge muß sich so verhalten, daß sie die Fesseln löset, in denen ein Subject befangen wäre, welches nur Gegenstände, nie sich selbst kennen lernte; das ist aber nur möglich, indem unser mannigfaches, nach den verschiedenen Gegenständen verschieden bestimmtes Vorstellen sich zufolge dieses wechselseitigen Gegensatzes vermindert und unterdrückt. Die Erfahrung lehrt, daß unsre Vorstellungen sich verdunkeln, schwinden und wiederkehren; und die Speculation zeigt, daß unsre aus dem Bewußtsein zurückweichenden Vorstellungen sich in ein Streben vorzustellen verwandeln und als solches unvermindert fortdauern, weßhalb auch ihr Vorgestelltes wiederkehren muß, sobald die Hindernisse, von denen sie gedrängt wurden, überwunden sind. Wenn mehrere einander entgegengesetzte Vorstellungen in unsrer Seele auftreten, so muß die aus ihrem Verhältniß hervorgehende Hemmung nothwendig eine gegenseitige sein; die Vorstellungen werden hier wider einander wirkende Kräfte: Vorstellungsstrebungen und Verdunkelung ihrer Gegenstände. Das Maß jener Kräfte ist nach der Größe des Gegensatzes veränderlich, ebenso die Verdunkelung, variirend auch

danach, daß ein Vorstellen ursprünglich schon stärker oder schwächer sein kann. Danach müssen sich die in successiven Graden geschehende Verdunkelung, Hemmung, das Gleichgewicht, das Streben und das zurückbleibende wirkliche Vorstellen der Rechnung unterwerfen lassen. Von zwei Vorstellungen wird niemals die eine durch die andre ganz verdunkelt, wohl aber von mehreren die eine leicht ganz verdrängt, und dies kann einer jeden Anzahl von Vorstellungen begegnen. Die Gesammtheit alles wirklichen gleichzeitigen Vorstellens ist das Bewußtsein. Eine Vorstellung ist im Bewußtsein, wenn sie im ungehemmten Zustand in der Seele vorhanden ist; ich werde mich ihrer bewußt durch innere Wahrnehmung. Eine Vorstellung tritt ins Bewußtsein, steht an seiner statischen Schwelle, wenn sie aus einem Zustande völliger Hemmung soeben sich erhebt. Wenn zu mehreren Vorstellungen, die bereits ihrem Gleichgewichte nahe waren, eine neue hinzutritt, so entsteht eine Bewegung, bei welcher jene auf kurze Zeit unter den statischen Punkt sinken, nachher aber von selbst sich wieder erheben. Hierbei kann eine ältere Vorstellung durch eine neue wenngleich schwächere für eine Zeit völlig aus dem Bewußtsein verdrängt werden; ihr Streben aber arbeitet wider die im Bewußtsein vorhandenen; so nicht im Bewußtsein seiende, aber darauf einwirkende Vorstellungen stehen auf der mechanischen Schwelle desselben. Die Zeit, während welcher eine Vorstellung oder eine Reihe solcher auf der mechanischen Schwelle weilt, kann dadurch verlängert werden, daß eine Reihe von neuen aber schwächeren Vorstellungen sich nach und nach hinzugesellt: so bei jeder nicht völlig gewohnten anhaltenden Beschäftigung; die früheren Vorstellungen werden zurückgedrängt, bleiben aber gespannt und wirken angreifend auf den Organismus; in der Erholung erheben sie sich rasch — Gefühl der Erleichterung. Werden mehrere Vorstellungen nach einander schnell auf die mechanische Schwelle getrieben, so entstehen in den Gesetzen der geistigen Bewegungen schnell hinter einander mehrere plötzliche Abänderungen: springender Gedankenlauf. Ganze Classen von Vorstellungen bilden verschiedene Continua. Verschiedene Vorstellungen in Einem Continuum, nicht aber solche in verschiedenen Continuen sind sich entgegengesetzt. Vorstellungen desselben Continuums verbinden sich nur insoweit, als ihre Hemmung es zuläßt — Verschmelzungen; solche verschiedener Continua können vollkommene Complicationen bilden; unvollkommene Verschmelzungen treten ein ver-

möge zufälliger Hindernisse. Die Zustände des Vorstellens, Begehrens und Fühlens sind sämmtlich Zustände des Bewußtseins; im Vorstellen heißt die Seele Geist, im Fühlen und Begehren Gemüth. Wenn an einer Vorstellung eine hemmende und eine emportreibende Kraft einander das Gleichgewicht halten, so verbindet sich mit ihr ein Gefühl; ebenso, wenn eine Vorstellung sich selbst überlassen steigt, oder ein Hemmniß erfährt, oder antreibende Kräfte mitwirken. Fortlaufende Uebergänge von einer Gemüthslage in die andere, kenntlich durch das Hervortreten einer mehr und mehr die anderen zurückdrängenden Vorstellung, heißen Begehren, das eine zum Handeln treibende Bewegung des Gemüthes ist. Die Anschauung des Räumlichen ist dadurch abzuleiten, daß die schon in uns vorhandenen Vorstellungen der Außendinge bei ihrer Wiedervergegenwärtigung ein gewisses Gesetz der Ordnung befolgen, nach welchem jede auf das Hervortreten der mitverbundenen wirkt; mit diesen bereits geordneten Vorstellungen verschmelzend wird auch die augenblickliche Wahrnehmung geordnet. Zur Auffassung des Zeitlichen gehören gleich wesentlich ein beginnender und ein endender Punkt und müssen in ihr mit gleicher Klarheit vorkommen; ihrer Verwechslung im Denken beugt schon die Wahrnehmung vor, die nicht gestattet, jeden beliebigen Punkt zum ersten zu machen. Indem unsre Vorstellungen ganz von selbst ohne irgend eine besondere Geisteshandlung der Synthesis sich verbinden, treten erst ganze Umgebungen ins Bewußtsein; indem aber fortwährend neue Zusätze kommen, tritt zugleich eine beständig fortgehende Scheidung ein, und die Menge der Unterscheidungen wächst. Eine Mehrheit von Dingen entsteht dem menschlichen Vorstellen hauptsächlich durch deren Bewegung. Wie die Complexion der Außenwelt in einzelne Dinge, so zerlegen sich diese in ihre Merkmale. Das Ich stellt sich der wachsenden Intelligenz immer mehr in dem Charakter eines geistigen Wesens dar; denn die Zusätze der Complexion werden überwiegend innere Wahrnehmungen der Vorstellungen, Begierden und Gefühle, während die Empfänglichkeit für die Auffassungen des eignen Leibes bald gering wird. Endlich erhebt sich die Vorstellung des Ich über alles Körperliche und überdauert es. Anschauen heißt: ein Object, indem es gegeben wird, in seiner Eigenthümlichkeit auffassen; das kann erst geschehen, nachdem das Ich als räumlicher Mittelpunkt der Dinge sich hervorgehoben. Hierbei erscheint der Gegenstand auf einem Hintergrunde früherer Vorstellungen, die

durch ihn zugleich wiedererweckt und gehemmt werden; dadurch gewinnt er bestimmte Umrisse. Daher möchte auch jede Anschauung in eine Menge von Urtheilen zugleich ausbrechen, die sich aber meist gegenseitig ersticken. Die Anschauung ist so eine mannigfach bedingte und sehr verwickelte Seelenthätigkeit. — Die Begierde wird zum Willen, indem mit ihr die Voraussetzung der Erlangung des Begehrten sich verknüpft. Mehrere Kreise, in denen Vorstellungen als Begierden auftreten, können in Widerspruch kommen: praktische Ueberlegung, endend mit Wahl; aus dieser gehen die praktischen Grundsätze hervor. Das allgemeine Wollen, welches stets seinen Sitz in irgend einer Vorstellungsmasse hat, übt eine große, an jeder absichtsvollen Thätigkeit unverkennbare Gewalt. Die Selbstbeherrschung ist immer ein streng gesetzmäßiges psychologisches Ereigniß, und der von ihr ausgeübte Einfluß besitzt eine endliche Größe.

Praktische Philosophie. Sie beschlägt das Gebiet der Aesthetik: schön und häßlich, auf unser eignes Verhalten angewandt löblich und schändlich. Sie hat die Musterbilder (Ideen) geordnet zusammenzustellen, welche theils das unmittelbar Gefällige enthalten, theils durch die Aufgabe, das Mißfällige zu vermeiden, herbeigeführt werden. Alle einfachen Elemente der Aesthetik bestehen in Verhältnissen; denn das völlig Einfache kann weder gefallen noch mißfallen. Auch die sittlichen Elemente sind gefallende und mißfallende Willensverhältnisse. Das erste sittliche Verhältniß ist das der Uebereinstimmung zwischen der Beurtheilung und dem Wollen. Wenn Wille und Urtheil einstimmig dasselbe bejahen und verneinen, so entsteht eine gefallende Harmonie, deren Musterbegriff sich als Idee der inneren Freiheit bezeichnen läßt. Ein zweites sittliches Verhältniß ist ein formales und entsteht, indem ein mannigfaltiges Wollen unter Größenbegriffen mit einander in Vergleich gestellt wird; hierbei lediglich das Verhältniß zwischen dem Mehr und Minder der Thätigkeit betrachtet, gefällt das Kräftige, und daraus geht als Musterbegriff hervor die Idee der Vollkommenheit. An den einzelnen Willensregungen gefällt die Energie, an ihrer Summe die Mannigfaltigkeit, an dem System die Zusammenwirkung. Das dritte Verhältniß findet statt zwischen der Vorstellung von einem fremden Wollen und dem eignen; daraus entspringt die Idee des Wohlwollens. Die Güte bequemt sich den fremden Wünschen und Bestrebungen an, besteht aber gleichwohl unabhängig selbst von ihrer möglichen

Auffassung in sich selbst. Das vierte blos mißfällige Verhältniß ist der Streit, von dem Uebelwollen so unterschieden, daß er ein Mißverhältniß zwischen den Willensrichtungen mehrerer Personen bezeichnet, während jenes ganz in der Vorstellung des Einzelnen ruht, welche dem von ihm vorgestellten fremden Willen sich innerlich entgegensetzt. Die Vermeidung des Streites führt auf die Nothwendigkeit des Rechtes, welches aus willkürlicher Feststellung des übereinstimmenden Willens verschiedener Menschen entspringt und seine Gültigkeit und Heiligkeit in dem Mißfallen am Streite hat. Das fünfte gleichfalls blos mißfällige Verhältniß rührt aus einem absichtlichen Wohlthun oder Wehethun her, welches Einem von Seiten des Anderen widerfährt. Dieses Verhältniß wird erkannt an der Idee der gebührenden Vergeltung oder Billigkeit. Das unvergoltene Verfahren führt immer eine Störung mit sich, die durch Vergeltung aufzuheben ist. Die That als Störung mißfällt; ihre Größe bestimmt die des Mißfallens. Dabei weist das Urtheil auf Rückgang des gleichen Quantums Wohl oder Wehe von dem Empfänger auf den Thäter; Vergeltung ist das Symbol, worin das Mißfallen sich ausdrückt, — eine scheinbare Position, worin eine Negation verhüllt liegt. Das die ursprünglichen praktischen Ideen, deren keine von den anderen getrennt zu bearbeiten; denn sie alle vereint können erst unserm Leben die gehörige Richtung anweisen. Im Zusammenleben Vieler ergeben sich für die sittliche Form der Vereinigung ihres Willens so viele Systeme, als der praktischen Ideen sind; die Ausführung der in diesen liegenden Anforderungen führt auf eine Rechtsgesellschaft, ein Lohn=, Verwaltungs=, Cultursystem, und darin machen die Vereinigten eine lebendige Gesellschaft aus. Diese fünf gesellschaftlichen Ideen gelten für jede größte oder kleinste Vereinigung unter Menschen. Das Reelle zu den praktischen Ideen in einem Vernunftwesen ist die Tugend; sie ist das Verhältniß zwischen der ganzen Einsicht, der Erzeugung der praktischen Ideen und dem ganzen entsprechenden Wollen. Ihr genügt das Handeln nicht, und sie richtet sich prüfend aufs Wollen, dessen Fülle und Richtigkeit das Fehlende ersetzen muß. Der Staat construirt sich aus drei Factoren: dem Privatwillen der sich vereinigenden Personen (der in einem allgemeinen Willen sich verschmelzen muß), den Einrichtungen ihres Vereins als den Formen ihres Wirkens, und der hinzukommenden Macht. Der Staat umfaßt mit seiner Macht alle in ihm durch einander laufenden Gesellschaften und die vielen partiellen Willen der in ihm liegenden Gemeinden.

Andeutungen zur Naturphilosophie und Religionsphilosophie. Fest stehen hier nur die monadologischen Principien. Die philosophische Naturlehre scheidet sich in einen synthetischen und einen analytischen Theil. Der synthetische soll von den metaphysischen Principien ausgehen und das Mannigfaltige, das aus ihnen folgen kann, durch Sonderung der möglichen Fälle vor Augen legen; der analytische soll von den Thatsachen auf ihre Erklärungsgründe zurückführen; beide völlig ausgeführt müßten, jener in der Mitte der von ihm entwickelten Natur auf die unseren Augen erscheinende Natur, dieser auf das Reale, von dem die Erscheinung ausgeht, sammt allen seinen Zuständen zurückführen. — Die teleologische Causalbetrachtung sei als Stütze für den Religionsglauben anzunehmen, speculativ zwar ohne Bedeutung. Die Religion beruhe auf Demuth und dankbarer Verehrung. Der Mensch vermöge das von der göttlichen Allmacht in ihren Zweckbegriffen Erwählte nicht von dem durch sie blos Zugelassenen zu trennen. Die Speculation lasse beim Begriffe von Gott große Unbestimmtheit.

Herbarts Realismus hat sich im reinen Gegensatze zu Fichtes Idealismus entwickelt: Die Dinge an sich, d. h. die einfachen realen Wesen außerhalb der Seele, sind die nothwendigen Bedingungen des Empfindens und Vorstellens und dadurch alles Wissens. Seine ganze Philosophie geht von dem in der Erfahrung Gegebenen aus, an dem sie ihren realistischen Regulator haben soll; es ist vor allem Philosophiren da und seine unentbehrliche Voraussetzung. Mit den übrigen Wissenschaften setzt sie sich in der Weise in Verbindung, daß sie durch dieselben das Gegebene sammeln und historisch festsetzen läßt; sie selbst sucht es von seinen Widersprüchen zu befreien und dadurch denkbar und begreiflich zu machen. So wird das Ich vom Gegebenen abhängig, receptiv, ins Leiden hineingezogen. — Herbart gestattet wieder im Gegensatze zu Fichtes Einer Methode und seinem Einen Princip so viele Principien und Methoden, als es Probleme giebt. Er steht gegen Fichte wie einst Leibnitz gegen Spinoza; danach muß eine Vielheit schlechthin einfacher, qualitativ verschiedener Wesen angenommen werden, deren Wahrnehmung den realistischen Factor im Wissen macht. Erst aus einer Vielheit verschiedener Vorstellungen von Dingen, die von unserm Denken unabhängig sind, entspringt das Wissen als Philosophie.

Herbarts Psychologie ist im directen Gegensatze zu Fichtes Lehre vom Ich entwickelt.

---

Das ist die Eine Richtung und der Eine und einzige Vertreter, der noch zurückweist in die Zeit der großen deutschen Deduction. Ganz anders die gleichzeitig aufkommende philosophische Bewegung bei den Franzosen. Viel weniger abgezogen und dafür überwiegend aufs praktische Leben gerichtet, kaum systematisch und nach deutschen Begriffen in mancher Beziehung auch kaum wissenschaftlich zu heißen, hat diese französische Denkwelt doch eine ganz neugebildete Generation gezogen und die größten Umwälzungen in den Anschauungen der Nation bereitet, seien's auch mehr nur äußerliche Kräfte, die hier treiben. Selten prägt sich schärfer, deutlicher als in diesen verschiedenen Vertretern der Unterschied des deutschen und französischen Wesens aus. Was bei jener Nation schwerlich stark geschätzt worden wäre, macht bei dieser Revolution, und umgekehrt ist jene noch von der Ideenwelt ihrer großen Philosophen beherrscht, und es währt eine Zeit, bis bei ihr die inductive Wissenschaft zu durchgreifender Geltung kommt. Drei Namen sind auf französischem Boden bestimmend.

## Pierre-Paul Royer-Collard

ist fast mehr genannt und bekannt als der liberale Doctrinär, der das Haupt, für die Franzosen geradezu der Typus dieser Schule geworden, denn als Philosoph, weil geräuschvoller auf dem Gebiete der Tagespolitik thätig als auf demjenigen der theoretischen Philosophie, worin sich sein ganzes Wirken fast blos auf die Vorlesungen beschränkte, die er auf dem Lehrstuhle der Philosophie gehalten hat und die allerdings von eingreifender Wirkung auf die studirende Jugend geworden sind. Seine Hauptwirkung auf beiden Gebieten beruht überhaupt keineswegs auf den Schriften, in denen er nie originell ist, sondern auf dem begeisternd zündenden Eindruck seiner glänzenden Reden, der persönlichen Unterweisung und dem Umgang, in denen eine mächtige Anregung lag, die von einer freien und beredten Ueberzeugung ausging und Schüler schuf wie Cousin und Jouffroy.

Die philosophischen Hauptsätze hat er dem Schotten Reid entnommen, ist auch an Kant gezogen, obschon er die deutsche Sprache

nicht kennt, ihre Philosophie nicht anerkennt und in ächt französischer Eingenommenheit den Franzosen allein die Befähigung zur Lösung der höchsten wissenschaftlichen Probleme zuspricht; im Uebrigen ist er Eklektiker geblieben. Von Natur zum Ankämpfen gegen den Sensualismus berufen, tritt er ihm mit der ganzen Kraft seiner hinreißenden Beredsamkeit entgegen, indem er mit Descartes-Leibnitz feste Vernunftbegriffe als die Gesetze der Sinnenempfindungen annimmt. Es entspricht ganz seiner streng bestimmten Persönlichkeit, daß er, ausschließlich praktisch, und in der Philosophie eine Gesetzgeberin suchend, eine Art eklektisch construirter Charakterlehre giebt, wobei ihm die einzelnen philosophischen Systeme Nichts gelten; auch kennt er diese nicht und ist in der Geschichte der Philosophie immer Laie geblieben. Im Uebrigen sagt Schlosser mit vollem Recht über seine Philosophie: „Sie paßte zu Napoleons System gar nicht; der Restauration dagegen ließ sie sich anpassen, und zwar aus demselben Grunde, aus dem sie den Kern der Sophistik von Ludwig Philipps ministeriellen Werkzeugen ausmachte".

Seine Kammerreden sind glänzend; die Höhe der Gesichtspunkte, die weitherzige Auffassung und principielle Beherrschung der Materie, die Reinheit der Sprache, die geschickte Anordnung und gefeilte Form, die den Philosophen zeigen, rücken sie weit über die ordinären parlamentarischen Ergüsse hinauf; zuweilen kühn im Angriff, sind sie bewältigend in der Wirkung.

Royer-Collard ist der Politiker des Gedankens, aber nicht der That, der Vermittler zwischen Königthum und Verfassung, Ordnung und Freiheit, immer Royalist gewesen und geblieben und doch von naivem Freimuth, principiell entschieden, charakterstark und doch scheu vor den Forderungen des Augenblicks zurückweichend oder ihnen ausbeugend, delicat und herb, verschlossen und unentschlossen, erfüllt von einem Selbstgefühl bis zum schulmeisternden Hochmuth und unnachgiebigen Eigensinn und gleichwohl dem Leben gegenüber unsicher; als Mensch ächt religiös, sittlich, unbestechlich, unbeugsam gerad und fast catonisch streng.

Der Philosoph und der Politiker zeigen in ihm einen Kopf von vieler Verstandesschärfe, aber ohne Tiefblick und schöpferische Kraft, ja nicht einmal von tiefer wissenschaftlicher Bildung, und doch hat er den französischen Geist entscheidend bestimmt und ihm neue Richtungen

angewiesen; er ist ein Mann der Mitte, aber von großer Festigkeit und Denkkraft. Die rege Phantasie, die ihm plastische Bilder und Exempel zuführte und ganz einfachen Wahrheiten einen prägnanten Ausdruck schuf, arbeitete zusammen mit großer Klarheit und mathematischer Genauigkeit der logischen Deduction, und auf dieser Verbindung, der eine große Gewalt über die Sprache dienstbar ist, ruht die Macht seiner Worte.

## Victor Cousin,

Schüler von Royer-Collard und Maine de Biran, folgte dem Meister auch im äußeren Wirkungskreis und setzte dessen Werk fort, eine eben so große und außerordentliche Anziehungskraft ausübend; wie dieser überwiegend Politiker, so ist jener vornehmlich Rhetor. Zuerst gleich Royer-Collard von der schottischen Philosophie ausgegangen, der psychologischen Methode zugethan und geneigt, die ganze Philosophie auf die Phänomenologie des Geistes einzuschränken, wurde er schon 1817 auf einer Reise nach Deutschland mit der kühnen Metaphysik der Deutschen bekannt, 1824 auf einer zweiten deutschen Reise auch mit der Methode Hegels, und zu dieser neuen Kenntniß verhielt er sich ganz anders, als es sein Lehrer gethan. Er überließ sich mit dem ihm eigenthümlichen Feuer der Strömung der von daher ihm zufließenden Gedanken und vertrat diese Speculationen mit dem vollen Aufwand seines glänzenden Redestromes, der ihn als eifrigen Anhänger dieser importirten Gedankenwelt zeichnete; rein blieb dabei freilich die deutsche Gedankenwelt nicht, sondern nach ganz französischer Weise stutzte Cousin sie nach den Bedürfnissen und Gewohnheiten des französischen Geistes zu, versetzte sie mit Bestandtheilen der anderen ihm bekannten Lehrsysteme und brachte so wieder einen immer idealistisch gebliebenen Eklekticismus in Schwung, dessen Wesen und Inhalt in seinem eignen Kopfe große Wechsel erlitt. Nach den Deutschen war er namentlich dem Descartes zugethan. Was er giebt, ist überwiegend eine Philosophie der Moral und der Praxis, wie er denn im Verlaufe mehr und mehr auf die Moral sich zurückzog und diese auf die Religion zu stützen unternahm. — Wir wiederholen in Bezug auf seine Stellung innerhalb der Philosophie einen früheren Ausspruch: Cousin ist der wahre Eklektiker, der alle Zweige des philosophischen Wissens, selber die Aesthetik, und zugleich

historisch vorgehend alle aufgetretenen philosophischen Systeme und Doctrinen durchlief, um überall die wahr und haltbar erfundenen Grundgedanken aufzunehmen, zu verwerthen und ins umfassende Gebäude der allgemeinen Wissenschaft hineinzuverweben; er selber hat die eigentlich speculativen Ideen in ihrem innersten Kerne nicht erfaßt.

Die Bekanntschaft mit der deutschen Gedankenwelt hatte nicht nur auf seine Geistesgestaltung, sondern auch auf sein äußeres Schicksal einen bestimmenden Einfluß; denn gleich die Vorlesungen nach der ersten deutschen Reise (1819—21) enthielten eine Reihe von kühneren Gedanken, die sich mit den damaligen Rückschrittstendenzen nicht vertrugen, weßhalb er in seiner Lehrthätigkeit eingestellt wurde, und diese Thatsache wiederum trieb ihn mit um so größerer Entschiedenheit ins Lager der liberalen Opposition, in welchem er unter dem Ministerium Villèle verharrte, bis das Ministerium Martignac ihn wieder auf seinen Lehrstuhl setzte, und hier nun gehörte er jenem hervorragenden Kreise der berühmten Lehrer an, die theils durch ihr Talent, theils durch das glückliche Zusammentreffen einer Reihe von günstigen Umständen einen Erfolg und Einfluß gewannen, der in den Annalen der hohen Lehranstalten der Neuzeit ohne Gleichen ist. 1848 ganz aus dem öffentlichen Leben herausgeworfen, wandte er sein literarisches Talent wieder mit Auszeichnung einer neuen Gattung zu, den historischen Charakter- und Sittenbildern, wobei er die mit der Zeit in ihm immer stärker gewordene Neigung zu Kunst- und Literaturgegenständen praktisch verwerthete. Dabei entwickelte er besonders die Fertigkeiten des Antiquars und sehr tüchtigen Philologen, speciell angethan fürs Studium des formal geordneten siebzehnten Jahrhunderts, das einseitig seine volle Liebe hatte.

Cousin ist weit eher denn eigentlicher Philosoph glänzender Redner, der gern in die Breite schweift und sich bei seinem Auditorium immer mehr an Gemüth und Einbildungskraft als an die strenge Logik wendet und auch für sich den zu untersuchenden Wahrheiten nicht mit einer abgeschlossenen Ueberzeugung gegenübertritt. Das Studium der Geschichte der Philosophie ist ihm wichtiger als ihre abgezogenen Resultate, und überhaupt hat er in seinen zahlreichen Schriften eine rege Aufmerksamkeit auf die Geschichte bewährt.

Damit hängt zusammen, daß er ja nicht blos durch die Schrift und Lehre wirkt, sondern auch im thätigen Leben, und im öffentlichen

Unterrichtswesen und noch weiter einer bedeutenden Bewegung auf dem ganzen Gebiete der wissenschaftlichen Forschung rief. Ueberhaupt wollte er die erhabenen Doctrinen des Idealismus der Größe seines Landes dienstbar machen.

Wenn Cousin schon in der Schrift große Kraft und Reichthum des Styls kundgiebt, die ihn zu einem vorzüglichen philosophischen Schriftsteller, jedenfalls zu einem der ersten seiner Sprache, machen, so war er noch weit bedeutender und wahrhaft hinreißend im mündlichen Vortrag, wofür ihn die Natur mit allen Gaben voll ausgestattet hatte; ein Redner, an dem Alles sprach, beherrschte er die feine Ironie wie das erhabene Pathos und wußte den berechnet effectvollen Wendungen den Anschein der unmittelbar naiv hervorquellenden Improvisation zu geben. „Er versteht auf wunderbare Weise die bildliche Sprache, die Pracht volltönender Perioden mit jener Anmuth und Beweglichkeit zu verbinden, die man sonst nur im Gespräche trifft."

Das Bedeutendste von ihm ist die zuerst in Vorlesungen 1828 und 1829 gegebene Geschichte der Philosophie, wohl nach Hegels Vorbilde.

## Théodore-Simon Jouffroy,

Cousins Schüler, ist sehr von dem Lehrer unterschieden und von weitaus größerer wissenschaftlicher Strenge, eine viel mehr innerliche Natur von unermüdlichem Drang nach Wahrheit, darin am engsten zusammenstimmend mit Maine de Biran; Beide haben einen deutschen Zug. Der Grund seines Forschens, gerichtet auf die Feststellung der Phänomene der menschlichen Seele, führte ihn zu fortdauernder Selbstbeobachtung, und so wurde er ein einsamer Denker von kaltem Ernst und melancholischer Färbung, wie sie sich schon durch die Natur der gestellten Aufgabe bedingte. Skeptisch wider Willen, geht er mit der Angst eines in seinem Glauben erschütterten und darum nach einem neuen Haltpunkte langenden Gemüthes der Erforschung der Wahrheit nach und sucht die Ruhe des Geistes, die er nicht findet. Nicht stark genug, um die Aussicht auf die stricte Negation zu ertragen, wird er im Verlaufe seines Grübelns und des steigenden Alters religiös mehr und mehr in den alten Glauben, politisch in den Doctrinarismus hineingedrängt und stirbt ermüdet. Die Psychologie hat ihm nur Werth aus praktisch-ethischen Gründen, und er verfolgt sie auch nur um dieser

willen; er hat am strengsten ihre Trennung von der Physiologie durchgeführt und ist mehr und mehr nur nach den schwer und langsam gewonnenen Resultaten der Selbstbeobachtung und der eignen Schlüsse gegangen. Die Seele ist ihm die einzige positive Thatsache, die Materie das Wesenlose; damit steht Jouffroy vollständig auf dem Boden des Fichteschen Ich, und seine Anschauung verläuft sich auch richtig in dieselbe spiritualistische Verflüchtigung, den äußersten, gefährlichen Rückschlag gegen den alten Sensualismus. Langsam und schwer arbeitend, hat er Wenig geschrieben, und auch dieses Wenige, schwerfällig gefaßt, ist nur engen Kreisen zugänglich.

---

Noch könnte man versucht sein, der Geistesgeschichte der Restauration einen polemisch-philosophirenden Zeitschriftsteller einzufügen, Robert de Lamennais, dessen „Essai sur l'indifférence", 1823 vollendet, nach der Weite des Studiums (soweit überhaupt bei Lamennais davon die Rede sein kann) und des Denkens sowie nach der Größe des äußeren Umfangs allerdings als das Hauptwerk seines Lebens gelten kann. Trotzdem weist diese chamäleonartige Natur, bei welcher der ultramontane Fanatismus nur eine erste Häutungsperiode bezeichnet, so sehr auf die Revolution hin, sie ist von vornherein, selbst unter dem ultramontanen Mantel, so stark verkörperte Revolution, macht Revolution in sich, begrüßt und präparirt sie außer sich, daß sie erst durch die Zeitigung unter den Gluthen der Julisonne verspätet sich selbst gefunden und erst da zum rührigsten Wirken entzündet hat. Organischer Weise wird Lamennais als ein Sohn der neuen Generation in diese vorgeschoben.

---

Eine weitaus größere Zahl von Namen weist das nächste, noch weit mehr dem unmittelbaren Leben mit Lehre und Weisung dienstbare Feld, in beiden Nationen einen annähernd gleichen und hohen Aufschwung nehmend, ja mit dem Uebergewicht auf französischer Seite.

Die **Geschichtsforschung** und **Geschichtschreibung** sind reich vertreten, diese in großem Zug.

Der hervorragende französische Geschichtsforscher Jean Alexandre Buchon, entschieden liberal und früh schon ein thätiger Kämpfer gegen

die Restauration, hat den größten Theil Europas durchreist und die Archive durchforscht, um eine Sammlung der mittelalterlichen Quellenschriftsteller zur Geschichte seines Vaterlandes zusammenzutragen. Er edirt 1824—29 in 47 Bänden das Hauptwerk dieser Art, die „Collection des chroniques nationales françaises, écrites en langue vulgaire du treizième au seizième siècle“, wovon 1824—26 in 15 Bänden besonders die „Chronique de Froissart“, und begleitet daneben eine große Zahl seiner Quellenschriftsteller mit literaturgeschichtlich-biographischen Erörterungen. Später hat er durch ein besonderes Werk in das Studium und die Benutzung der französischen Geschichtsquellen einzuführen gesucht und noch später nach einer Reise in Griechenland über die von den Franzosen in und nach der Kreuzzugszeit in den Orient unternommenen Expeditionen besondere Werke verfaßt. Seine Untersuchungen sind immer gründlich und gelehrt, die von ihm herausgegebenen Quellen, zum Theil ungedruckte, großentheils geschichtlich wichtig.

Friedrich Karl Hermann Kruse, von antiquarisch-geographischen Forschungen über Schlesien ausgegangen, dann den Kreis seiner Studien zunächst über das ganze Vaterland ausdehnend und zuletzt namentlich mit Untersuchungen auf dem Gebiete der älteren russischen Geschichte beschäftigt, hat sich übrigens in der literarischen Welt den größten Ruf gemacht durch sein Werk „Hellas“ 1825—27. Er hat wesentlich den Anstoß gegeben zu antiquarischen Untersuchungen und Vereinen in Deutschland.

Der Deutsche Joh. Voigt hat neben einer Reihe von Monographien als bedeutendstes Werk 1827—39 eine Geschichte von Preußen verfaßt, bei welcher ihn die Ausbeutung früher unbekannter Quellen zu neuen Wahrheiten führte.

Conrad Mannert, als gründlicher Forscher von viel Genauigkeit in Sichtung und Benutzung der Quellen genannt, hat neben einer Reihe anderer Werke eine „mit Liebe geschriebene“ Geschichte Bayerns 1826 und eine Geschichte der Deutschen 1828—30 verfaßt. Sein specifisches Feld ist aber, nach den Anfängen im Vereine mit Ukert, die alte Geographie, für deren Kenntniß das im vorigen Zeitraum erwähnte Werk Beider das Wesentlichste gethan hat.

Joseph v. Hammer-Purgstall, einer der größten Orientalisten, von umfassender Kenntniß der orientalischen Sprachen und Literaturen,

wovon seine Uebertragung der Betrachtungen des Marc Aurel ins Persische den frappantesten Beweis liefert, ist bis an sein Ende äußerst thätig gewesen und hat außer zahlreichen Aufsätzen und Abhandlungen in Zeitschriften (die von ihm gegründeten „Fundgruben des Orients“ 1810—19) sowie Uebersetzungen eine ganze Reihe zum Theil sehr umfassend angelegter Werke verschiedenen Werthes verfaßt. Ein Theil derselben sind als brauchbare Materialiensammlungen für die Geschichte, die Zustände, die Literaturen und Sprachdenkmale des jetzigen und des früheren Orientes zu verwerthen. Durch sein Hauptwerk „Geschichte des osmanischen Reiches“ 1827—34 hat er eine Materie gefaßt, in deren Behandlung er fast einzig steht. Seinen Ausgaben orientalischer Sprachdenkmale wirft man Mangel an philologischer Genauigkeit vor. Soviel ist übrigens selbst aus jenem Werk ersichtlich, daß seiner Geschichts-Anschauung und -Darstellung der innere Werth einer höheren Auffassung abgeht; man führt aber als Beweis dafür namentlich sein vierbändiges Werk von 1848—51 an: „Leben des Cardinals Khlesl“.

Henry Hallam's Hauptwerk ist die „Constitutional history of England from the accension of Henri VII. to the death of George II.“, 3 Bände 1827, in denen er durchaus als Autorität gilt. Vorher hat er ein Werk verfaßt über den Zustand Europas im Mittelalter, später eins folgen lassen über die europäische Literatur vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert, worin er nach einer übrigens den englischen Essayisten gewohnten Weise namentlich die speculativ philosophische und theologische sowie die staatswissenschaftliche Partie mit Einsicht und Eifer heraushebt.

Dmitri Petrowitsch Buturlin, als der beste Militärschriftsteller Rußlands erklärt, der aber meist französisch schreibt, hat über den 1799er italienischen Feldzug, über den 1813er in Böhmen, über die von ihm selber activ mitgemachten Kriege, den russischen von 1812 und den spanischen von 1823 geschrieben und später in dem Werke „Geschichte der traurigen Zeit in Rußland im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts“ um- und einsichtig die Gründe entwickelt, aus denen sich der Zustand des niederen Volkes in diesem Lande herausgebildet hat.

Der preußische General Heinrich von Brandt, von 1823 an als Schriftsteller über Militärwissenschaft, nachher auch über Geschichte des Kriegswesens aufgetreten, hat sich auf diesem Feld einen geachteten Namen gemacht.

Diesen mehr auf den verschiedenen Gebieten der Geschichtsforschung thätigen Männern folgt eine viel weiter bekannte glänzende Reihe von eigentlichen Geschichtschreibern in deutscher und französischer Sprache. Drei Deutsche ganz verschiedener Art stehen eben auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen.

## Friedrich Christian Schlosser

bewahrt in allen seinen Geschichtswerken mit seltener Beständigkeit denselben Ton und Geist; es sind Producte, dem Charakter des Autors entsprungen und constant wie dieser.

Das Werthvollste, was er geschaffen, und auch das Bleibendste ist sein letztes großes Werk, die „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs".

Es ist die seinem Auge passende Zeit der Verträge, der „ewigen" Friedensschlüsse und factisch continuirlichen Kriege, der diplomatischen Verhandlungen und Uebervortheilungen, der Coalitionen, deren Zeichnung mit ruhiger Objectivität und doch wieder mit der subjectivsten Bestimmtheit in der Fassung Schritt vor Schritt an den Facten sich entfaltet. Im Einzelnen möchten wohl die Gestalten der französischen Revolution in etwas verändertem und kühnerem Lichte zu fassen sein; Napoleon ist nach Größe und Kleinheit ruhig abgemessen und genetisch entwickelt.

In Schlossers groß überschauenden Blicke, dem keine falsche Größe, kein erborgter Glanz, kein angemaßtes Urtheil imponirt, liegt eine glänzende Ironie. Einfach und schlicht führt er die Thatsachen als ihre eigenen und ihrer Träger Richter ins Feld; auch die leitenden Charaktere entwickeln sich nur an jenen, keine ruhenden Charakterzeichnungen, die überhaupt nicht für seine Feder sind. Aber er weiß kühn und treffend herauszugreifen, was für die großen Fragen der Zeit Bedeutung hat und sie charakterisirt. In seinen factischen Darstellungen liegt von selber die schlagendste Kritik, und wenn er einleitend oder abschließend einen kurzen Satz, ein Wort subjectiver Zeichnung hinwirft: da sind die Begebenheit, die Persönlichkeit, das Volk, die Periode in ihrem innersten Wesen getroffen, und jene schleichenden und zugleich arroganten Diplomaten, die sich geberden, als ob sie die Weltgeschichte machten und den Geist der Völker mit einem Ruck am Steuerrade

drehen könnten, stehen kostbar nackt und klein da. Und seine Ironie trifft eben so gut den König von Gottes Gnaden wie den anmaßenden Büreaukraten und den exerciermeisterlichen Feldherrn, eben so stark die weltherrschaftliche Eitelkeit der großen Nation wie die schreibselige Geduld des gehorsamen deutschen Unterthanenverstandes. Das Treiben der adeligen und bürgerlichen Aristokratien und der höfischen Cirkel kennzeichnet sich unter seiner Hand in der vollen Blöße eines bornirten, sich selbst richtenden und sich selbst vernichtenden Egoismus. So wird ihm die Geschichte der Neuzeit allermeist diplomatische mit dem Motto: vanitas vanitatum, und daneben sociale, wie das der Geist ihrer Zeit ist, und das gerade ist das specifische Feld für seinen durchdringenden Blick. — Eine Frucht jedoch — wir möchten sie wegwünschen — hat ohne Zweifel das einseitig überwiegende Verstandeselement und der Standpunkt der mehr materiellen Nützlichkeit getragen, den er einnimmt; er hat die Darstellung gefärbt und entfärbt. Wohl ist sie populär, klar und einfach; aber ihr geht das Schöne ab, aller Schwung fehlt, die Klarheit wird flach und dürr, die Einfachheit einförmig; die höchsten Ideen sind wie alltäglich ausgegeben und verbergen ihre Tragweite unter dem Scheine des Gewohnten; es ist die von der bloßen Reflexion gezeugte Manier des besonnenen Zusammenstellens, die Sprache eines gewöhnlichen Erzählers. Uebrigens sind die Durcharbeitung der Materie sowohl als die Form vollkommener als in der Weltgeschichte.

Man wirft Schlosser ein Zusammenwürfeln und Mangel an Beherrschung des Stoffes vor, wohl nicht mit Unrecht, namentlich soweit es die „Weltgeschichte" trifft; aber wenn man diesen Vorwurf erhebt, so sei man auch gleich gerecht und bedenke, welch ungeheures Material seine in alle Zeiten eingreifende Geschichtsdarstellung zu bewältigen hatte.

Bedeutsam ist es — ja wir möchten es die Morgenröthe eines neuen Tages der Geschichtschreibung heißen —, daß Schlosser unter den Ersten, obwohl nie ruhende Zustände malend und mit der Bewegung seiner Feder und seines Kopfes nur die historische Bewegung selbst verfolgend, gleichwohl der geistigen Entwicklung, den Cultur- und Literaturstrebungen als einem bewegenden Hebel weit gewichtigere Geltung verliehen hat, als früher geschehen, wenn auch mehr noch bruchstückweis und ohne durchgedrungene Amalgamation. Die Culturgeschichte, ihm mit Recht die leitende Begleiterin der Thatsachen, schaut er eben so unbeirrt, schiebt sie aber etwas unorganisch ein oder hängt sie

äußerlich an. Gleichwohl anerkennt er sie schon als ein Element, welches sich in der geschichtlichen Fassung und Darstellung mit Macht zu höherer Berechtigung aufringen, ja die ganze alte Geschichtschreibung reformiren muß, und mitten in diesem Processe stehen wir. Nicht der Einzelne, nicht die einzelne That — sie selber sind Product — machen die Geschichte; der Geist der Zeit, in den Nationen repräsentirt, steht treibend am Zeitenrad. Und davon lebt, jedenfalls wieder in ganz eigner Form, in Schlosser ein lebendiges Bewußtsein, das freilich noch nicht voll zu Worten kommt. Am schwächsten vertritt er die Entwickelungen der Kunst, für die er weniger Sinn zeigt, die Fortgänge der Erfindungen und Entdeckungen, die Wandelungen der Sitte; überhaupt hat er, um nicht zu abstrahiren, die Summe der Zeitideen nicht gezogen. Aber er kennt sie; darum hat er klar erschaut und rückhaltlos sich hingegeben an das Princip der Neuzeit: Volkssouveränetät und Gleichberechtigung.

Auch die von ihm später (seit 1844) bearbeitete „Weltgeschichte" muß trotz mehrfacher Mängel als eines der Hauptwerke unserer Zeit betrachtet werden, des Geistes wegen. Der unbewegte Pol, dem er immer zusteuert, ist die unbedingte Treue und Wahrheit; daher der durchgehende Ernst und die Würde, der makellose Sinn, der nie deutelt und sophistisirt, bei sehr fest stehenden Anschauungen doch die abgemessene Ruhe, das Vermeiden aller übergreifenden Excesse und das Verurtheilen aller Einseitigkeit, der Particular- und Standesinteressen, der Privilegien und der Kastensonderung. Wie Schlosser selbst ganz und gar Einer ist, ausgeprägt abgeschlossene Persönlichkeit, so giebt es für ihn auch nur Eine Partei, die des ewigen Rechtes und des allgemeinen Wohls; nur das Eine und Ganze hat Geltung, insofern Geltung, als es das Individuelle als Moment in sich verwirkt. So springt aus ihm heraus die durchgängige Einheit, auf welcher die Größe seiner Geschichtsanschauung ruht. Er hat seinen Standpunkt auf hoher Warte genommen, und sein Blick geht rings in die Runde, und es ist der freie und klare, der ganz eigentlich welthistorische Blick, der jeder engherzigen Beschränktheit Feindschaft ansagt, der mit ätzender Schärfe jedes krankhafte Element anfaßt und in seine äußersten Wirkungen verfolgt; und wohl muß den Leser ein stilles Gefühl des Wohlgefallens beschleichen, wenn Schlosser mit unerbittlicher Gerechtigkeit die falschen Größen unter ihren eigenen Thaten und deren Folgen begräbt, wenn er den stolzirenden

Nullen ihre Purpurfetzen herunterreißt, indem er rein aus den Facten heraus die Schlüsse zieht, oft mit schlagender Ironie. Er selber, kerngesund deutsch, vermeidet streng alle Ueberschwenglichkeit; es herrscht in ihm die bestimmteste Verstandeswelt ohne alle Illusionen der Phantasie; er construirt fortwährend a posteriori auf und aus dem Gegebenen, so überwiegend, daß er bis zur Anfeindung der Abstraction geht; dafür giebt er scharf den Causalzusammenhang der Ereignisse und führt sie fort in streng geschlossener Verbindung. Ob nicht die verständige Besonnenheit und praktische Nützlichkeitsbetrachtung allzusehr überwiegt? ob nicht Schlosser in seinem Haß gegen alles phantastisch Verworrene und Haltlose individuell einseitig zu weit geht, so weit, daß er auch der Gemüthswelt und Poesie einer- und der Speculation anderseits zu Wenig einräumt? ob nicht gerade diese Momente seinem Werk allzusehr abgehen und, wären sie da, ob nicht sie ihm eine gewisse fehlende Weihe verliehen hätten? Sicher ist, daß man die Wärme zu vermissen meint, und daß Idee und Ideal, in deren Dienst er doch augenscheinlich arbeitet, zu wenig anerkannt scheinen. Freilich die Folgen des Mangels dieser Potenzen werden aufgewogen durch die natürliche Ganzheit des Charakters, die Höhe der Weltanschauung, die Geltendmachung der strengen Wahrheit, die Hingabe an das Princip seiner Zeit, die großartige und auf eigner Forschung basirende Kenntniß des Materials.

Die Forschung wird und muß fortschreiten, Manches sich anders gestalten, Mehreres fallen, Anderes aufstehen — hat ja bereits die alte Geschichte seither eine ganz neue Beleuchtung, eine überraschend erweiterte und vertiefte Kenntniß gewonnen —, aber kritischer Scharfblick und Charakter haben Schlossers Geschichtswerke aufgebaut und werden sie halten.

Einen starken Gegensatz zu dem streng, fast hart in sich abgeschlossenen Charakter bildet

## Friedrich von Raumer.

Er repräsentirt den gutmüthigen constitutionellen Liberalismus des deutschen Spießbürgerthums in seiner Unfertigkeit und Unentschiedenheit, seinen Ansätzen und Rückläufen, seiner Bildung und Urtheilslosigkeit, seiner Erregbarkeit und Unverläßlichkeit, kurz der Halbheit des

Wesens, die der liberalen Sache gegenüber den Verfinsterern dient, gegenüber den ernst und fest gesetzten Fortschrittsforderungen schadet. Seinem Geiste fehlt jene Erhebung, die einem großen, mit Kraft und Liebe umfaßten Princip entspringt; ihm entfließt blos laue Prosa, in der sich die Nüchternheit des Spießbürgerthums ausspricht. Wie sich dieser Sinn selbst zu den majestätischen Gestalten der Geschichte trocken verhält, so scheint er ferner oft ohne Urtheil — die Folge eines juste-milieu in der geschichtlichen Darstellung, das nur gar zu gerne flach und geistlos wird. Seine Sprache ist ganz klar, ja wasserhell; dürr, flach und in völlig einförmiger Abspinnung reihet sich Satz an Satz; ganze Bände auf diese Tonweise gleichen einer völlig ebenen Steppe ohne Merkzeichen. — Die productive Seite ist, selber in seinem Hauptwerk, Stukkaturarbeit, darum verfehlt; die receptive Seite ist anerkennenswerth, Raumer redlicher, wenn auch zu wenig genauer und nicht tief gehender Quellenforscher, jedoch ohne vergleichende Kritik; es ist bei ihm mehr ein instinctives Sichbestimmen, geleitet allerdings durch offenen Sinn für historische Wahrheit.

Die „Geschichte der Hohenstaufen“, 6 Bände, 1823—25, hält seinen Namen, zeigt aber auch deutlich jene Mängel. Die großen Prachtgestalten verschwimmen ihm glanzlos in einem Meere kleinlich detaillirter Factenangaben, und einförmig treiben ohne große eingreifende Verknüpfung die Ereignisse vorüber, klein und vereinzelt; der hochherrliche Stoff erscheint in der alltäglichen Ausführung nur in Stücken. Der Verfasser hat es nicht vermocht, sich psychologisch in die Charaktere dieser stolzen Träger ihrer Zeitgeschichte hineinzuversetzen und lebendig von Innen heraus zu construiren: keine Ganzheit, keine einheitlich volle Gestalt. Wenige Lichtpunkte, wie die Schilderung der Trauerebene von Tagliacozzo und einzelne Stellen über des erlauchten Geschlechtes tragisches Ende, sind vielleicht die einzigen, wo den trockenen Sinn, der dafür um Nichts kritischer ist, Herrlichkeit und Trauergeschick zu ergreifender Fassung fortrissen. — Das ganze Werk scheidet sich in zwei scharf unterschiedene Theile, Band 5 und 6 geben eine gesonderte Rechts- und Sittengeschichte. Schon diese Spaltung ist unkünstlerisch, Ohnmacht lebendiger Verknüpfung; überdies bekundet jede derartige Trennung einen weitergehenden Mangel: Wie soll die tiefere Erkenntniß organisch sich vermitteln, wenn Zustände und Facten, die sich bedingen und im fortwährenden Spiele der Wechselwirkung stehen, wie

Verschiedene außer Berührung gesetzt sind? Die zwei letzten Bände geben viel und gutes Detail in rubricirter Darstellung, die ihm besser zu gelingen scheint. Zwar ist auch hier Vieles fehlerhaft: Entwicklung und Verhältniß der Stände und Volksclassen sind in ihren complicirten Beziehungen nicht klar; über Wissenschaft, Literatur, Sitte und Volksthum viel Einzelnes und Nutzbares beigebracht, doch ohne Verbindung, die kirchlichen Zustände aus engem Gesichtskreis unkritisch gefaßt; zum Besten mag gehören, was von der städtischen Entwicklung handelt. An einer einzigen Stelle dieses Theiles versteigt sich Raumer zu einer längeren poetisch durchgeführten Vergleichung, aber gerad' aus ihr resultiren die bedenklichsten Folgerungen für die Anerkennung des Lehenstaates.

So bleibt Raumer auch in seinen folgenden Arbeiten. Unzweifelhaft pflichttreuer Forscher und eben so unzweifelhaft einem erleuchteten Liberalismus zugethan; das zeigt z. B. in seiner „Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts“ von 1832 seine Beurtheilung der Reformation und des Freiheitskampfes der Niederlande, dessen Darstellung man höchst lehrreich mit der einseitig befangenen Leos vergleichen könnte; aber es fehlt ihm auch darin Erhebung und Wärme. Seine Darstellung fließt immer einem klaren Bache gleich ab; eine nie durchbrochene Ruhe der Auffassung und der Sprache, die in Nichts über ein gewisses diesem Geist entsprechendes Niveau hinausgehen, weder zu begeistern noch hinzureißen vermögen und in ihrer constanten Klarheit auch eben so viel Dürre als Unentschiedenheit des Urtheils tragen. Jedenfalls versteht Raumer die Leidenschaft nicht. Wenn es ihm auch zuweilen einfällt, gewisse Personen und Zeiten nach den Quellen mit schonungslos durchdringender Schärfe zu fassen (so in jenem Werke das Leben einzelner Päpste und bei Anlaß Ferdinands des Katholischen die ganze verdorbene Politik der Zeit), so sind das vereinzelte Kraftsprünge. Was ist z. B. gesagt mit seinen etlichen zahmen Sätzen über das venetianische Adelsregiment; was mit seinem wenig bedeutenden, seltsam abgezirkelten und selbst wunderlich gewundenen Urtheil über Ludwig XI.; was mit dem geradezu Nichts bedeutenden über Cölibat und andere streitige Kirchenpunkte, ja da und dort über die Bedeutung des Protestantismus überhaupt?

Wie nach dem Felde der Darstellung, so nach der ganzen Welt- und Lebensanschauung ist von Beiden sehr unterschieden die liebenswürdige Erscheinung des gebornen Hellenisten

## Karl Otfried Müller.

Einer der geistreichsten aus den classischen Historikern, dessen großes Ziel auf eine in individueller Freiheit aufgegangene und organisch combinirte Kenntniß des gesammten Alterthums gerichtet war, wozu die einzelnen Wissenschaften die natürlichen Glieder sein sollten, ging Otfried Müller darum auch stets auf die lebendige Anschauung los, ist aber zu früh seinen weiten und belebenden Studien entrissen worden. Er hat einen angebornen Sinn für die ruhige und doch so lebensvolle Classicität der Griechen und den hohen Geist, das Ganze und Volle zu fassen und hinzustellen, wenn auch die Studie für sich mit der pflichtigen Treue in die nöthigen Details und einzelnen Streitfragen eingegangen ist. So hält er denn auch durchweg den einzig fruchtbaren und in tieferer Wahrheit gegründeten Standpunkt inne, Archäologie, Kunst und Literatur jeweilen als die einzelnen Hauptstücke der gesammten nationalen Culturstellung zu entwickeln und mitten in den allgemeinen Lebensverband hineinzustellen. Dabei will er, gleich Niebuhr, Sage und Geschichte reinhalten und gegenseitig streng ausscheiden. Prächtige Sprache, mit vollkommener Gemäßheit dem Stoff angepaßt, ein liebend in die Tiefen gehendes Verständniß und klarer Sinn für die geistigen Entwicklungsstufen, freie, frohe und lebensvolle Darstellung, die sich gern auf erhabene Standpunkte stellt und aus dem vollen Einblick heraus urtheilt, die Kraft des fesselnden Anregens und schöpferische Phantasie sind seine allgemein geistigen Hülfsquellen; große Belesenheit, reiche Anschauung und eine geschickte Benutzung der mannigfachsten Vorarbeiten und Hülfsmittel die specifisch gelehrten, — und aus beiden zusammenwirkenden Factoren ist jene Fülle geistvoller Urtheile und charakteristischer Beleuchtungen hervorgegangen, die seinen Schriften so große Anziehung giebt. Dabei läßt er das ausschließlich Gelehrte in der Darstellung fallen, und als schöner Vorwurf bleibt nur das rein Menschliche.

In Otfried Müllers reicher Natur sind neben dem geistvollen Alterthumsforscher und Geschichtschreiber noch der scharfsinnige Kritiker und geschmackvolle Ausleger, der gewandte Uebersetzer und gründliche Grammatiker thätig gewesen.

---

Reicher und mit ungewohnter Energie treten die Franzosen auf.

In dem Zeitraume stehend, wo die eine und stärkste der großen Geistesbewegungen, welche mächtig die neuere Geschichte dieses Volkes durchziehen, mit ungewohnter Raschheit zu ihrer hohen Blüthe aufsteigt, mag es wohlgethan sein, alle ihre so verschieden nüancirten Auslebungen in einem Gesammtbilde vorzuführen.

**Die französische Geschichtschreibung im neunzehnten Jahrhundert** weist eine reiche Schule auf mit ausgeprägt nationalem Leben; neben ihr stehen die social-historische von kosmopolitischer Färbung und die philosophische Entwicklung mit stark deutschem Anstrich: das bildet eine Dreiheit von merkwürdig weit greifender und umfassender Ergänzung. Mannigfachst kreuzen sich die drei Richtungen, gegenseitig sich hebend und stützend. Den Uebergang aus der philosophischen Richtung in die historische repräsentiren Droz und Michelet, auch Guizot, derjenige aus der historischen in die social-historische hat sich am schlagendsten in Louis Blanc, lebendig auch in Sismondi verkörpert.

Auf dem Felde der historischen Bewegung scheiden sich die speciell gelehrte Geschichtsforschung und -sammlung und die eigentliche Geschichtschreibung. In beiden hat Frankreich seit der Revolution Riesenschritte gethan, wobei freilich der Umstand von Gewicht ist, daß es sich viel mit deutschen Arbeitskräften behilft.

Nur ein Wort über die erstere!

Was große Sammelwerke betrifft, so ist Deutschland keineswegs das einzige Land, welches in seiner ebenfalls in unserem Jahrhundert durch Stein betriebenen und durch seine größten Geschichtsforscher vollendeten Sammlung der Monumenta Germaniae für alle Zeiten seiner Geschichte eine kritische Grundlage der Thatsachen definitiv festgestellt hat. Denselben Dienst und in eben so vollkommener Art thut für Frankreich die durch Guizot zur Zeit seines Cultusministeriums angeordnete, ebenfalls von den berühmtesten Gelehrten Frankreichs (wesentlich betheiligt ist Mignet) durchgeführte Ausgabe der Quellenschriftsteller über französische Geschichte, ein eben so großartiges und mit eben so viel Nationalgeist vollzogenes Werk wie das deutsche.

Hieher gehört ferner die ebenfalls von Guizot angehobene Sammlung der Denkschriften über französische Geschichte, wovon er von 1832—35 31 Bände zusammenbrachte.

Ihrer Eigenthümlichkeit wegen seien hier noch zwei hieher zählende grundverschiedene Werke genannt, ein weltbekanntes und ein nur der abgezogensten gelehrten Forschung zugängliches.

Das erste ist die von den Socialisten Buchez und Roux 1833—38 in 40 Bänden edirte „Histoire parlementaire de la révolution française“, die trotz ihrer anerkannten tendenziösen Einseitigkeit für die weitreichenden und jetzt noch nicht abgeschlossenen Studien über Revolutionsgeschichte nicht zu umgehen ist. Das zweite endlich ist die Redaction des großen Werkes der Benedictiner über französische Literaturgeschichte des Mittelalters, eine Arbeit, welcher unter Anderen der nach Art und Maß der alten holländischen Philologen gelehrte Daunou durch sechsundzwanzig Jahre (1814—40) vorstand.

Uebrigens zeichnet sich ein gutes Theil der nun eben zu nennenden Geschichtschreiber auch durch eine Quellenforschung aus, die der berühmten deutschen an Weite und Treue kaum nachsteht. Es finden sich alle möglichen Richtungen der Geschichtsforschung und -schreibung vertreten, sowie alle politischen Parteien, und zum Theil glänzend. Eins überwiegt: die Richtung auf nationale Geschichte und hier wieder auf die neue Zeit. Die Revolution hat auch hier als Object einen mächtigen Anstoß gegeben. Politisch aber ist am stärksten der Liberalismus vertreten.

Mehr oder minder scharf zutreffend lassen sich die Hauptrepräsentanten in folgende, nach der Zeit ihrer Entwickelung eingereihete, theils vor-, theils rückwärts liegende Schulen theilen:

a) Die erste zeitlich sich entwickelnde Richtung ist die specifisch gelehrte Geschichtschreibung, dargestellt in Sismondi, einer für französisches Wesen ausnahmsweisen Erscheinung mit der langen Blüthezeit von 1807—37.

b) Es schließt sich an die ausgeprägt pragmatische Richtung in Daru, der sich ganz als Vertreter der altclassischen Zeit der Literatur und Sprache giebt; Hauptwerk von 1819.

c) Zum Theil in dieselbe, zum Theil in eine um etwa ein Jahrzehnt spätere Zeit fällt die Vertretung des directen und so ächt französischen Gegensatzes in der journalistisch-memoirenartigen Schule durch den aus immenser Gelehrtenarbeit und programm- oder selbst pamphletartigem Tageswirken wunderlich zusammengesetzten Daunou

(1810—30), durch Röderer (1825—35) und — mit diplomatischer Nüancirung — Bignon (1829 ff.).

d) Daneben entsteht und läuft durch die ganze Folgezeit die blühend und mächtig gewordene Richtung, die man die descriptive Schule heißen kann, zunächst aufgetreten in Michaud (1811—17) und Barante (1821—27), den man auch den schwächeren Vorgänger Augustin Thierry's heißen könnte.

Die hervorragenden Häupter sind Mignet und Thiers (1823—27 und 1845—57). Mignet selbst bildet den Einen Ausgangspunkt der ganzen modernen Geschichtschreibung der Franzosen, namentlich in der entscheidend überwiegenden Richtung der nationalen, der neuzeitlichen und ganz speciell der Revolutionsstudien.

e) Nach einer Seite ihr verwandt, specifisch aber der eigentlich künstlerischen Geschichtschreibung Ausdruck gebend steht in isolirter Höhe Aug. Thierry (1825—40), der andere mächtige Central- und Ausgangspunkt dieser ganzen Geistesbewegung, entschieden der größte, weil nach allen Seiten hin in den ersten Reihen stehende unter allen diesen Geistern, Frankreichs erster Geschichtschreiber.

An ihn erinnert als Talent der sonst ganz verschiedene Bazin (1838—42).

f) Die concentrirteste Arbeit und Wirkung auf die Zeitbewegung selbst aber führt auf das Haupt der doctrinär-parlamentarischen Schule, Guizot (1826—29), der sich eng und vielseitig mit der Philosophie berührt (Royer-Collard sein Lehrer) und darum Culturgeschichte zum Hauptfelde hat. Die Parteistellung dieser Schule ist eine schwankende: vom halbliberalen Conservatismus Guizots selbst durch alle Nüancirungen bis zur Legitimität. Hieher gehören insbesondere: der Graf St. Priest (1842—48) und Salvandy (1826).

g) Nahe steht ihr, in der Zeit zerstreut und zwar in ihren Aeußerungen die vollen drei letzten Jahrzehnte durchlaufend, die ganz eigentlich philosophische Schule, begründet in Michelet (1827—48 ff.), vertreten in dem Grafen v. Tocqueville (zwei Hauptwerke, 1834 und 1856) und in L. Blancs letztem, berühmtem, groß angelegtem und verschiedenst beurtheiltem Werke, der Revolutionsgeschichte. Nach einer anderen Seite hin ist L. Blanc Socialhistoriker; nach einer dritten ist sein anderes und früheres Hauptwerk: „Histoire de dix ans“ kaum zu classificiren. Seine Blüthezeit beginnt mit 1840. Mit der „Histoire

de dix ans“ berührt sich in Ton und Haltung, Geist und Sprache aufs Engste der Hauptgeschichtschreiber der Restauration, Vaulabelle, in seiner „Histoire des deux restaurations“, darin Autorität.

h) Der als Historiker Jüngste, Lamartine, steht nach dieser Seite seines Wirkens auf dem Schlußpunkt (1846—49) eben so isolirt als seinerseits am Anfangspunkte Sismondi und bezeichnet zugleich dessen extremsten Gegensatz, die declamatorisch- oder rhetorisch-poetische Geschichtschreibung, wonach die „Histoire des Girondins“ (das Uebrige ist nicht nennenswerth) vom Geschichtschreiber insbesondere und vom Literaturhistoriker nach der allgemeinen Seite eine ganz verschiedene Beurtheilung finden wird und muß. Die Einwirkung ist eine immense.

Den Uebergang zur Literaturgeschichte machen die der strengst gelehrten Weise angehörenden und einander verwandten Forscher Raynouard (Hauptwerke 1816—21) und Fauriel (1836 und 37) mit ihren bewundernswerthen sprach- und culturgeschichtlichen Werken.

Endlich hat die Literaturgeschichte selbst eine ganz neue und großartige Vertretung gefunden in dem Frühesten Ginguené (1811 ff.), weit bedeutender in Villemain (1827—30), dem tiefsinnigsten und ohne allen Zweifel größten Kritiker der Franzosen, und in Ste.-Beuve (1828—30); endlich in Saint Marc Girardin (1828 ff.) und Nisard (1835—44).

Die ganze neuere Auffassung der Kritik und Literatur ist über die des achtzehnten Jahrhunderts auf allen Punkten weit hinaus; sie hat völlig neue und geistig ungemein vertiefte Perspectiven in die französische Geistesbewegung hineingetragen.

Mit der mehr an den Augenblick und die Tagesgeschichte sich lehnenden journalistisch-memoirenartigen Schule (Bignon, Roederer) beginnend, gehen wir zur hochwichtigen descriptiven über (Mignet, Thiers, Barante), mit welcher die künstlerisch-genetische (Thierry) eng zusammenhängt, und schließen für diesen Zeitraum ab mit der doctrinär-parlamentarischen (Guizot, Salvandy), welche daneben in ihrem Hauptvertreter Guizot stark philosophisches Gepräge trägt.

Die rein äußerliche Arbeitskraft nach den Massen ist dabei außerordentlich verschieden (bei Thiers, Guizot, Mignet, Barante und Thierry sehr bedeutend), nicht minder die innere Werthstellung nach dem Geiste.

## Louis Pierre Edouard Bignon's

Name knüpft sich einzig an das 1829 erschienene Werk: „Histoire de la France depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit". Gleich Daru in der napoleonischen Verwaltung verschiedentlich verwendet und von seinem Kaiser mit Abfassung der diplomatischen Geschichte Frankreichs von 1792—1815 betraut, hat Bignon hier in erweiterter Auffassung dieses Gedankens, jedoch streng auf dem diplomatischen Felde sich haltend, die ihm vertrauteste Partie dieser Periode ausgearbeitet. Das Hervorstechende an dem Werk ist denn auch eine weite diplomatische Kenntniß und Verwandtschaft des geübten Geistes mit den Irrgängen der Politik. So sehr er sich dafür giebt mit Unparteilichkeit zu schreiben, so haben sich ihm doch, oft sicher ohne Tendenz, die Dinge unter einem schiefen Lichte gezeigt; die Nähe, in welche er zu den Geschicken seines Landes und des Lenkers derselben gerückt ist, hat ihm den Standpunkt verwirrt; die Nationaleitelkeit theilt er so ziemlich mit allen Franzosen, das Verliebtsein in den Bonapartismus ist bei einem Manne von seiner Vergangenheit natürlich, und der Leser soll es vorweg in Rechnung bringen. So fällt er bei jedem Anlaß ein schneidendes Urtheil über die englische Politik und schiebt ihr die Gründe der Entzweiung und des Kriegsunheiles zu (man sehe z. B. die Expositionen über den Bruch des Friedens von Amiens); mag das auch nicht immer ungerecht sein, welche moderne Politik verdient eine gelindere Beurtheilung, namentlich im Punkte der Ehrenhaftigkeit? etwa die napoleonische! Umgekehrt baut er seinem Helden ein künstliches Piedestal auf, und das Streben, gleich vom Staatsstreich des 18. Brumaire an aus allen seinen Acten die Ungerechtigkeiten (die unglückliche Geschichte des Herzogs von Enghien) und Uebergriffe auf die politische Freiheit und das Völkerrecht wegzudisputiren, um nur das Hohe und Wohlthätige stehen zu lassen, macht den Eindruck des Gekünstelten und hinterläßt ein unwahres Bild. So möchte er aus den freilich noch am reinsten glänzenden ersten Consulatsjahren die nachher entfalteten autokratischen Gelüste wegläugnen oder aus dem Zwang der Lage erklären. Wenn auch nicht ohne Verständniß für constitutionelle Freiheit und gegen Reaction und Palastregiment entrüstet, wie er denn beim Tode Pauls I. tief Beherzigenswerthes beibringt über Palast- und Volksrevolutionen, so verdecken ihm doch die Größe und der

Ruhm den Einblick in die unbefangene Würdigung freier und unfreier Zustände.

Bignon schreibt nicht gerade schön; er hat seine eigne Weise, wie z. B. die Anwendung des Futurums bei reflectirenden Angaben von später factisch ausgelebten Resultaten; etwas Deliberirendes in Ton und Inhalt überwiegt.

Dialektisch, diplomatisch, leidenschaftslos, tritt Bignon als der praktisch eingelebte Parteigänger des ersten Kaiserreichs auf. Sehr scharf stellt Schlosser ihn mit Gentz zusammen, Beide „sophistische und diplomatische Redner, die nicht blos die Wahrheit so viel als immer möglich zu verhüllen suchen, sondern auch, wo es nützlich scheint, dreist lügen“; anderswo heißt er ihn billig und verständig. Immerhin möchten wir der außerfranzösischen Kritik nicht so weit folgen, Bignon einfach als „planmäßigen Geschichtsfälscher“ zu erklären.

## Pierre Louis, Graf Roederer,

ein geborner Journalist, von jung an auf alle öffentlichen Dinge gerichtet, besitzt und giebt klaren Einblick in die Zeit und große Weltkenntniß. Wider Willen ins Studium der Rechte hineingezwungen, schwärmte er in der Jugend für vereinfachte Gesetzesformen und natürlichere Sitten und wurde später einsichtiger Napoleonist. Mehr Publicist und vielseitig thätiger Staatsmann als eigentlicher Geschichtschreiber, vertritt er auch in der letzteren Eigenschaft durchaus und mehr noch als Bignon, der einen ähnlichen Zug hat, die journalistisch-memoirenartige Weise. Geistreich, aber paradox auch in der Geschichtsauffassung, springend in den Ideen, zerstückelt nach verschiedenen Zweigen hin arbeitend, stellt er in sich kein Ganzes dar und schafft auch nichts Ganzes.

## François Auguste Marie Mignet

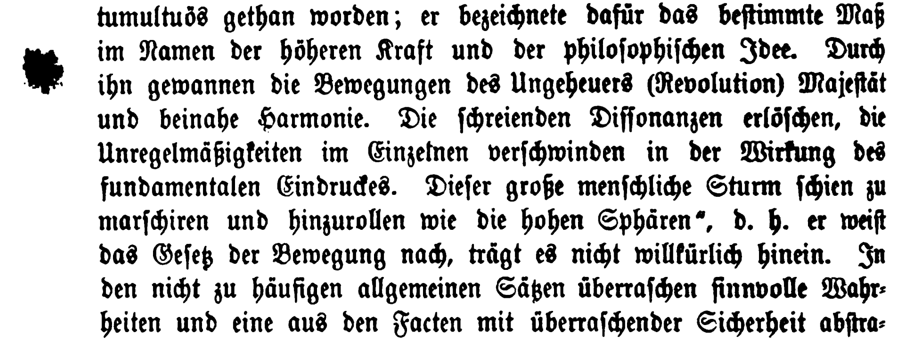
hat in der französischen Geschichtschreibung eine Stellung gewonnen, die mit der keines Zweiten zu vergleichen ist; mit seinem 1829 verfaßten kleinen Werke, der „Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814“, ist er gleich als eine Autorität ersten Ranges eingetreten und auch aufgenommen worden, und Alles, was er daneben

weiter geschrieben und rein Gelehrtes geleistet, hat seine Werthung nicht wesentlich bestimmt. Das kleine Buch war von ungeheurer Wirkung,  die Aufstellung der historischen Gesetze in seiner Schärfe damals etwas ganz Neues, deßhalb um so mehr frappirend.

Ein systematischer Kopf, der Etwas von Guizot und Sieyès hat, ruht seine Stärke in der klar erkannten und unabänderlich festgehaltenen Einheit und Richtigkeit seines Berufes. Energische Feststellung der allgemeinen Gedanken; geschickte Gruppirung und strenge Ordnung; ein kurzer, fester und lichtvoller Gang; seltene Klarheit der Sprache und des Gedankens; leichte Ueberschaulichkeit; Präcision und zuweilen Kraft des Styls; in den späteren Werken die strengst documentarisch und in Allem belegte Darstellung sind seine Besonderheit. Es stimmt mit dem bereits von Sainte-Beuve über ihn Gesagten, wenn wir in allen seinen Werken weite, vollständig durchgeführte und tiefe Studien, directe Kenntniß der Quellen, Ganzheit, Ernst und Ordnung, Gewicht und Richtigkeit der allgemeinen Betrachtungen, Tiefe und zuweilen Kühnheit der Gedanken, Glanz und besonderes Gepräge des Ausdrucks, vollendete Sorgfalt für Composition und Schreibweise und so den ehrwürdigen und so zu sagen geweiheten Charakter der Geschichte ausgeprägt finden. Mignet umfaßt mit sicher philosophischem Blick die großen Resultate und die Gesetze einer Epoche oder Civilisationsphase; der besonderen Färbung, die in den Sitten, Leidenschaften, Interessen und persönlichen Motiven liegt, widmet er zu wenig Aufmerksamkeit, um nach den Gesetzen der Dinge zu forschen. Es fehlt ihm Flüssigkeit, zuweilen auch Färbung; aber die anderen, glänzenden Eigenschaften sind genügender Ersatz dafür. Seine Auffassung, Anordnung und Stylart tragen bisweilen eine ingeniöse Symmetrie in den Mechanismus des geschichtlichen Getriebes, eine Regelmäßigkeit, die der Gang der Dinge niemals in dem Grade darstellt, und darin liegt denn allerdings zu viel Gemachtes, um wahr zu sein. Wohl aber packt bei ihm die strenge Form des Talentes, die logische Stärke, die den Faden spinnt, an welchem die gedrängte Erzählung in ernster und großer Weise abläuft und die fest herausspringenden Principien der Zeit die Knotenpunkte bilden. — Eine Geschichte der Reformation, die er als Hauptwerk seines Lebens gefaßt und in einer Masse von Materialien vorbereitet hat, gäbe durchgeführt seiner Anschauung ein noch größeres und angemesseneres Feld.

Die strenge und straffe Anwendung der allgemeinen Gesetze, die diese unbeugsame Logik aus den Thatsachen herausschlägt, auf einen so neuen und schwer verwickelten Gegenstand wie die Revolutionsgeschichte ist das eigenthümlich Neue und Kühne seines ersten Werkes, das die Hauptkräfte herausspringen und aus ihnen gesetzmäßig die Resultate sich ablösen läßt. Gleichwohl hat sein besonderer Standpunkt Unrecht, der den ganzen Verlauf als einen nothwendigen Naturproceß erklärt und mit dieser fatalistischen Unfreiwilligkeit alle Phasen und Acte, selber die schreckendsten, zu rechtfertigen versucht. Es ist auch nicht abzusehen, wie sich mit diesem eisernen Gebote die Accente der Humanität vertragen, die ihm doch beim Vorüberziehen der großen Mißgeschicke entschlüpfen: der Fatalismus erträgt keine Klage und kein Bedauern.

Das kleine Buch von Mignet wird trotz aller weitgeschrittenen Studien über die französische Revolution doch eine immer werthvolle Grundlage bilden, da es Vorzüge hat, die anderen großen Werken über dieselbe Periode abgehen. In erleuchtet liberalem Geiste verfaßt, d. h. ganz der Zeit seiner Abfassung gemäß den historisch nachgewiesenen und gerechtfertigten Liberalismus der Bourgeoisie vertretend, verbindet es der Ueberschaulichkeit in der Anordnung und der ruhigen Lebendigkeit in der Schilderung reif durchdachte, ihrer selbst gewisse Combination der Gründe und Folgen, der Ideen und Triebfedern, — ein Zug, der Mignet zum philosophischen Kopfe stempelt. Es befähigt mehr als bändereiche Werke, in die allgemeinen Zustände der Nation und das Getriebe der Revolution sicher einzublicken, eine Folge jenes reif bedachten Ueberschauens, das den Centralpunkt und die Phasen der in den aufgegriffenen Perioden treibenden Ideen durchdringt, beherrscht, kräftig und anschaulich herausstellt. Die knappe und besonnene Portraitirung scheint wie eine Skizze für Folgende. Die Schilderung leitet mühelos durch den ungeheuren Knäuel der Ereignisse, der sich vor seinem Blick ebnet und ordnet, und er hat die glänzende Schilderungsgabe um so nothwendiger, als er eigentlich nur den parlamentarischen Vorkommenheiten mit einläßlichem Interesse folgt: er gleicht einem ohne Irren und Mühen durch Labyrinthe leitenden Wanderer. Sainte-Beuve sagt dazu gut: „Mignet trägt zum erstenmal Ordnung und Gesetz in Erzählungen, die bis dahin nur Verwirrung und Anarchie dargestellt hatten wie ihre Objecte; er lenkte in den regelrechten Schritt ein, was



tumultuös gethan worden; er bezeichnete dafür das bestimmte Maß im Namen der höheren Kraft und der philosophischen Idee. Durch ihn gewannen die Bewegungen des Ungeheuers (Revolution) Majestät und beinahe Harmonie. Die schreienden Dissonanzen erlöschen, die Unregelmäßigkeiten im Einzelnen verschwinden in der Wirkung des fundamentalen Eindruckes. Dieser große menschliche Sturm schien zu marschiren und hinzurollen wie die hohen Sphären", d. h. er weist das Gesetz der Bewegung nach, trägt es nicht willkürlich hinein. In den nicht zu häufigen allgemeinen Sätzen überraschen sinnvolle Wahrheiten und eine aus den Facten mit überraschender Sicherheit abstrahirte Richtigkeit der Reflexion. Bezeichnend und dramatisch belebend ist die Einführung von Reden, sei's vollständig, sei's in den frappantesten Stellen.

Der imponirende Ausspruch an der Spitze, der mit unbestreitbarer Bestimmtheit die Bedeutung der englischen Revolution in die Festsetzung neuer politischer Regierungsweisen, der französischen dagegen in die einer neuen Aera des Gesellschaftslebens setzt, dieser Satz in Verbindung mit der durch Klarheit, Ruhe und Festigkeit frappirenden Einleitung, die in überraschend kurzen und festen Sätzen den früheren Gang der Geschichte seines Landes und die Zustände seines Volkes wie der Stände durchdringend klar zeichnet, leitet bereits in das ganze Schaffen und Denken des Schriftstellers ein. Ueber Aufkommen, Bedeutung und gegenseitige Stellung von Gironde und Berg sind die Angaben für ein eindringliches Verständniß schwerlich genügend und erst durch spätere Schriften Anderer ergänzt. Wohl durch die Vorliebe für die constitutionelle Monarchie, die Mignet — und mit Recht — als das Einzige erklärt, wofür die Nation damals reif war, und durch ein Bestochensein von dem im Privatleben reinen Wesen Ludwigs XVI. bestimmt, entwirft er schließlich, die bis zum Verrath und der persönlichen Nichtigkeit gehende moralische Schwäche verdeckend, ein einseitiges Bild desselben, nicht geeignet die furchtbare Vergeltung zu erklären, um so weniger, als der durch verblendete Reaction auferlegte Zwang einer schreckenden Repressivmaßregel eben so wenig heraustritt. Die Zeiten von Einsetzung des Directoriums an sind mit noch mehr Gedrungenheit zusammengefaßt, und die hier enthaltenen Angaben genügen trotz der richtigen Schätzung des aufsteigenden Napoleon nicht, um die Schwäche der directorialen, den bloßen Uebergangscharakter der consularen Regierung,

das rasche Erschlaffen der verschiedenen revolutionären Parteien, das Umwandeln bisher leitender Geister in bloße Figuranten und Werkzeuge, die künstliche Umgestaltung der öffentlichen Meinung zu durchschauen und zu begreifen. Im Uebrigen frappiren auch hier die Schlußfolgerungen über die Bedeutung des napoleonischen Regimentes für Frankreich und Europa sowie über die geschichtlichen Erforderniſſe der Folgezeit durch die gewohnte reflectirte Ruhe und lichtvolle Sicherheit. Sie bleiben im Ganzen wahr, wenn auch vorübergehende hierarchische oder absolutistische Reactionsperioden zu kurzer Herrschaft kommen.

## Louis Adolphe Thiers

ist durch zwei Werke ein Historiker von Ruf und bei seinem Volke von großer Beliebtheit geworden. Seine Geschichte der französischen Revolution wurde im ganzen Volke mit aufsprudelndem Enthusiasmus aufgenommen; sie ist ein mehr politisch gefärbtes als rein geschichtliches Werk, das geschmeidig und glänzend die Thaten der Revolution zu verherrlichen wußte. Eben so leicht und glänzend ist seine Geschichte des Kaiserreichs, eine Art von französisch einseitigem Panegyrikus auf den großen Schlachtenkaiser, mit reichem Material. Uebrigens ist er in diesem späteren Werke kein Anderer als im ersten, das den Historiker in ihm, wie er unverändert geblieben, schon vollkommen entwickelt zeigt. Nur hat ihm beim zweiten das vollständig durchlaufene politisch-ministerielle Leben definitiv als Schule gedient.

Die frühere Schrift „Les Pyrénées et le midi de la France“ ist mit directer Bezugnahme auf die augenblickliche Lage Spaniens und die französische Intervention verfaßt und schildert denn auch richtig in malerischer Darstellung die einschlagenden Factoren: die sogenannte Glaubensarmee und die Guerillas, die Regentschaft von Urgel und das französische Invasionsheer, und was damit zusammenhängt.

In seinem Werke über die Revolution bilden die auswärtigen Angelegenheiten, zumal der Krieg, die Hauptsache. Uebrigens ist es eine fortlaufende Motivirung der jeweiligen politischen Erscheinungen, die nach ihm gewissermaßen wie Naturereignisse in nothwendiger Folge aus einander entstehen, und dabei huldigt es unverhohlen dem Erfolge. „Il raconte et suit vivement les phases de la révolution, il les expose avec tant de lucidité, de vraisemblance, qu'on finit, ou

peu s'en faut, par les juger inévitables." Vom dritten Band an zeigen sich die Resultate weiter praktischer Studien in Finanzen, Krieg, Topographie ꝛc., und von da an wird denn auch das Werk ein belebtes Ganzes mit klaren staatswissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Es macht allerdings die Revolution in allen ihren Phasen lieben, und wohl trug das bei seinen Franzosen mit zu seiner begeisterten Aufnahme bei.

Eigentlich ist Thiers immer nur halb Geschichtschreiber. Sainte-Beuve sagt: „Son ambition au début, son instinct naturel n'est pas de retrouver, de produire l'histoire épique ou pittoresque (comme on y a si heureusement réussi, mais un peu après coup), et il ne vise nullement à faire oeuvre littéraire. Il aime par goût les choses du gouvernement; mis en présence, il veut les apprendre, les étudier en elles-mêmes, il s'y porte avec passion. L'histoire, pour lui, c'est donc l'occasion, le moyen, l'application, comment dirai-je? le résidu ou le trop-plein de son travail, non pas le but direct ni l'objet". Am meisten ist er dabei und wirklich Historiker, wenn nicht Rhetor, in seiner Geschichte des Kaiserreichs; denn dieser Stoff hat ihn am meisten mitgerissen, und er hat es wirklich ernst gemeint mit dem Versuch eben so groß zu werden in der Schilderung, als sein großer Heros in der That.

Durch sein Schilderungstalent ist er der populärste Geschichtschreiber jener Zeiten geworden und zwanzig Jahre hindurch der gewandteste und einflußreichste Publicist geblieben. Von 1822 an am „Constitutionnel", gründete er Anfangs 1830 mit Freunden (Mignet, Armand Carrel u. A.) den „National", eine der Hauptmaschinen zum Sturze der älteren Linie; derselbe trieb in seinen mathematisch richtigen Berechnungen mit schlagend scharfen Artikeln bis auf die treffliche Protestation vom 27. Juni die erbärmlichen Regierungsköpfe ins Garn.

Der Glanz, der die französischen Kritiker bei Beurtheilung seiner zwei großen Geschichtswerke blendete, ist ein rein äußerlicher, der Gehalt gering. Sie haben sich durch das allerdings vorzügliche Talent des Erzählers und durch seine rücksichtslose Hingabe an die französischen Interessen blenden und unbedingt für ihn einnehmen lassen. Denn ganz richtig ist Thiers der beste Kenner und Ausleger des französischen Geistes genannt worden, und als Erzähler vertritt er am anschaulichsten die altfranzösisch naive Weise.

Thiers ist der praktische Geschichtschreiber der Interessen, der am meisten praktische, am wenigsten träumerische Kopf, umfassend, mit Leichtigkeit und lebhafter Frische in Alles sich werfend, ein „esprit prompt, alerte et vigoureux“. In der Praxis wie in der Theorie grundsatzlos zu allen Parteien übergehend, erkennt er nur das Detail und würdigt nur den Moment, begreift blos die momentane Zweckmäßigkeit und legt ausschließlich ihren Maßstab an, auch darin der vollständigste Repräsentant des politischen bon sens der Bourgeoisie. Die Kraft ist sein Ideal, der Erfolg sein Götze. Von der leichtfertigen Bildung und Gesinnung der Encyklopädisten und Spötter mit Voltaire'schem Witz, wird er eben so leicht Lobredner des demagogischen Schreckensregimentes wie des militärischen Despotismus. Der Action zugewandt, besteht er streng darauf, daß der Mensch die Einflüsse, denen er nachgiebt, aus dem Leben hole und wieder dieses beeinflusse. Die militärische Größe vor allen lockt ihn, und diese Vorliebe hat jedenfalls mit zu seiner Neigung für Napoleon beigetragen. Ja in seiner Bevorzugung der springenden Action kehrt er immer nur die Thatsache hervor, und zwar die momentane, ohne die Idee nur zu suchen. Er greift durchweg das Einfache heraus bis zum Alltäglichen, hebt es aber durch das Zutreffende seiner Aperçus. Er besitzt lebendigen geschichtlichen Sinn, aber kein moralisches Urtheil; Reflexion und Philosophie gehen ihm ab; die Hindernisse, Elend und Verbrechen bringt er nicht genug in Rechnung. Die ihm angepriesene Unparteilichkeit ist Nichts weiter als Gesinnungslosigkeit. Technisch durchstudirt, jagt er doch zugleich dem dramatischen Effect nach. Auf sein zweites Hauptwerk konnte er eine jedem Anderen unzugängliche Fülle von Specialkenntniß aus den Archiven sowohl als der ganzen Regierungspraxis verwenden, und doch befriedigt er nicht und ist nicht einmal nach dieser seiner starken Seite hin treu. — Klare und glänzende Darstellung, lebendige Erzählung, kunstvolle Portraitirung und ein seltenes Redactionstalent, bestimmte Zeichnung und deutliche Farbengebung, frische Anschauung und große Fähigkeit in klarer Darlegung selber der verwickeltsten Verhältnisse geben seiner Manier etwas Festes und Sicheres, der Erzählung oft ein förmlich dramatisches Interesse, den Gemälden da, wo die großen und mit Liebe erfaßten Gegenstände ihn erfreuen und mitreißen, einen bestechenden Glanz. So sind besonders seine Schlachtenbilder mit vollständig dramatischer Kunst und hoher

Lebhaftigkeit auseinandergelegt, aber immer mit mehr Phantasie als Wahrheit. Börne meint dazu: „Er erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal, denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerin erhoben und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesetzt werden".

Ueber seine Eigenschaften als Stylist und Erzähler, die jedenfalls das Hervorragendste an seiner Schriftstellerthätigkeit sind, äußert sich Sainte-Beuve: „Le style de M. Thiers est ce dont on se préoccupe le moins en le lisant; il vient de source, il est surtout net, facile et fluide, transparent jusqu'à laisser fuir la couleur. L'auteur ne raffine jamais sur le détail, et on ne s'arrête pas un instant chez lui à l'écrivain. Sa pensée sort comme un flot, qui suit un autre flot: de là quelquefois quelque chose d'épars, d'inachevé dans l'expression, mais que la suite aussitôt complète. En y réfléchissant depuis, l'historien a cherché à se faire la théorie de sa manière". Und anderwärts: „Le trait le plus caractéristique et le plus distinctif qu'il offre est la fraîcheur de curiosité. On a dit d'un autre esprit bien éminent de nos jours (de Mr. Guizot), que ce qu'il avait appris de ce matin, il avait l'air de le savoir de toute éternité, tant sa haute réflexion donnait vite à chaque connaissance une teinte profonde et comme reculée. C'est justement le contraire chez M. Thiers. Tout ce qu'il voit pour la première fois, il le découvre, il le raconte avec la vivacité de la découverte, avec une netteté comme matinale, avec une sorte de naïveté dans laquelle il se mêle bien assez de finesse pour qu'on ne sache plus comment la définir, avec une ampleur sans effort où l'on oublie bien aisément de trouver du superflu. Le résultat même de ses études les plus habituelles, les plus antérieures, il le produit et le déroule volontiers sous une lumière légère et sur une surface sans ombre. Tandis qu'il parle ou qu'il écrit, il vous associe insensiblement à son récit, à sa nouveauté; il vous emmène avec lui dans son courant plus ou moins rapide, et au bout de quelque temps, si l'on n'y prend garde, ses conclusions, ses impressions sont devenues les vôtres; toutes les objections ont disparu. Tel il est en chaque matière, tel dans son récit historique comme dans ses développements de tribune, dans son rapport d'hiers et dans son discours de demain".

## Brugière, Baron de Barante

ist Hauptrepräsentant der descriptiven oder, wie sie auch genannt wurde, der malerischen Geschichtschreibung, gewissermaßen der schwächere Vorgänger Thierry's. Er will nichts Anderes sehen als die reinen Thatsachen, die er bemüht ist mit der Naivetät eines alten Chronikenschreibers aufzufassen und mit der Treue eines Augenzeugen wiederzugeben unter grundsätzlichem Vermeiden aller pragmatischen Verbindung und alles Forschens nach den inneren Triebfedern, ohne jedwede Schlußfolgerung, aber nicht ohne eine gewisse künstlerische Gruppirung und Beleuchtung, die oft einen hohen dramatischen Effect macht. Seine Art Geschichtschreibung, in ihrer Weise vollkommen und bewundert, ist darum doch nicht die unserer Zeit frommende. Trotz der lebhaften Zeit- und Ortsfarben, trotz des Strebens und der Fähigkeit, sich lebendig in die alten Zeiten hineinzuversetzen, ist seine Zeichnung nicht eben die richtige, die volle und klare Einsicht in die Zeiten geben könnte, weil er unterschiedslos das Kleinste wie das Größte, überhaupt zu viel aufnimmt und die Lichttöne nicht vertheilt, weil er, selber eine Art Chronist geworden wie seine Quellen, sich diesen gegenüber zu wenig sichtend und wählerisch in der Farbenaufnahme und Farbengebung verhält. In allen seinen Werken documental und excerpirend, ist er kritisch unsicher, wie denn überhaupt seiner Art Geschichtsdarstellung nothwendig die selbständige geistige Durchdringung abgehen mußte. Das große Hauptwerk, die Geschichte der Herzoge von Burgund aus dem Hause Valois, 13 Bände, 1824—1827, enthusiastisch aufgenommen und rasch hinter einander viel aufgelegt, ist jedenfalls treu seinem aus dem Quintilian entlehnten Motto gehalten: „Man schreibt Geschichte, um Etwas zu erzählen, nicht um zu beweisen“.

Politisch vertritt Barante immer und nach allen Seiten einen sehr gemäßigten Constitutionalismus. Die réserve animée ist nach der trefflichen Bezeichnung von Madame de Staël sein Grundzug, die Unparteilichkeit in der Kritik und Geschichte sein festes Streben.

In seinem Tableau de la littérature française au 18ème siècle, einer gekrönten Preisschrift, giebt er fast nur allgemeine Gesichtspunkte, und sie kennzeichnet ihn als einen denkenden, combinirenden und abstrahirenden Kopf, immer doctrinär, der freilich mit einer Art

Fatalismus die Literatur zu passiv unter die Herrschaft der allgemeinen Zeitideen stellt.

Barante ist auch Kenner des Deutschen, Uebersetzer Schillers und des „Nathan“, sowie des „Hamlet“.

Ueber seine Manier hat Vinet sehr richtig gesagt: „M. de Barante se fait chroniqueur dans son histoire des ducs de Bourgogne, laissant, dit-il, parler les faits, laissant les temps se raconter eux-mêmes, mais leur soufflant tout bas tout ce qu'ils doivent dire“. Und Sainte-Beuve hat beigesetzt: „Il a osé lutter avec le roman historique alors dans toute sa fraicheur et sa gloire, il l'a osé presque sur le même terrain, avec des armes plutôt inégales puisque la fiction lui était interdite, et il n'a pas été vaincu“.

## Augustin Thierry,

das Haupt der genetischen und zugleich eigentlich künstlerischen Methode, die er in isolirter Höhe vertritt, erinnert an Barante und die descriptive Schule, welche ihn gewissermaßen einleiten.

Neben der culturhistorisch-philosophirenden Richtung stellt sich in diesem ersten Geschichtschreiber der Franzosen der andere große Central- und Ausgangspunkt ihrer ganzen neueren Thätigkeit auf diesem Felde dar, und er ist der größte dieser Geister, weil nach allen Seiten seiner Geschichtsbehandlung vollendet, epochemachend durch seine künstlerische Auffassung und Darstellung.

Mehr als drei Jahrzehnte (1820—1853) füllt seine reiche, selber durch das schwere Unglück der Erblindung nicht gebrochene Productionskraft, die nicht eben viele, aber glänzende Werke geschaffen, unter denen die unübertreffliche „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normans“ (1825) das bedeutendste. Ihre malerische Lebendigkeit, vorzügliche Farbengebung und künstlerische Organisation erinnert ganz an einen Scott'schen Roman.

Thierry's Construction hat etwas Episches; Gruppirung und Farbenvertheilung sind meisterhaft, die Localfarben voller Leben; die Darstellung, plastisch, klar und warm, giebt vollständig ausgeführte Gemälde, deren vorzügliche Auswahl, Aneinanderreihung und Gruppirung ungezwungen ein großes, tonreiches Bild der Zeit herstellen. Sitten, Zustände, Gedanken und Charaktere, Thaten und Unthaten der

wilden Jahrhunderte, in denen er sich mit Vorliebe bewegt, entwickeln sich unter seinen Händen natürlich, originell, farbenreich, in drastischen Bildern voll gewaltigen dramatischen Lebens. Kräftig und farbig springen die besonderen Gebilde unter seiner Feder hervor; Alles ist individuell: es sind historische Genrebilder, die fast wie Romane anziehen, und die stürmischen Zeiten berühren uns mit einer Art von phantasiereicher Poesie; denn wie er selber zuerst von der Poesie angezogen und auf seine Art Geschichtsdarstellung geführt worden, so hat er immer einen poetischen Zug bewahrt. — Für diese Art Geschichtschreibung sind die Volkstradition, Sage und Lied natürliche Hülfsquellen, und er versteht sie zu benutzen wie kaum ein Zweiter, um alle vollen Striche zu seinen Gemälden zusammenzutragen. So ist, wenn irgendwo, bei ihm ächte Volksgeschichte zu finden, eine Art, die nach dem ganzen neuzeitlichen Zuge an Bedeutung und Würdigung nur gewinnen kann. Dabei ist ihm ein eigentlich schöpferisches Verständniß für das innerste Weben der Zeiten, eine Eigenschaft, mit der er geradezu einzig dasteht, gleichsam angeboren. Er erst hat sein Volk die rechten und wahren Elemente seiner ersten Geschichte gelehrt. — Nicht zu läugnen ist, daß Thierry sich durch das künstlerische Arrangement, die Licht- und Farbenvertheilung bisweilen verleiten läßt, ein Bild hinzumalen, das die Kritik der strengsten historischen Wahrheit nicht aushält; es geht ihm da, wie es gern den poetisch erfaßten Malern der alten Dome zu geschehen pflegt.

Von einer glänzenden Phantasie und weiten Bildung unterstützt, mit dem großen und bei den Franzosen seltenen Vorzug begabt, Kenner der deutschen Sprache und Alterthümer zu sein, beherrscht er spielend ein ungeheures, durch weite Quellenstudien herbeigeführtes Material und sucht alle influirenden Elemente im Getriebe abzumessen. Für sein specielles Object, die englische und französische Geschichte, findet er den Schlüssel der ganzen politischen und civilen Gestaltung in dem Gegensatze der erobernden zu den unterworfenen Rassen, und diese Betonung der Rassenelemente und ihres Kampfes ist ihm eigen. Seine Briefe über französische Geschichte geben ganz besonders eine werthvolle Geschichte der städtischen Communen des Mittelalters in ihrem reichen, viel verschlungenen und frei strebenden Leben, ihren Freiheitskämpfen nach Innen und Außen, für die er ein liebendes Interesse bewahrt. Auch hier wieder giebt er vorzügliche Specialbilder.

Thierry ist ausgesprochen liberalen Geistes, in der Jugend selber dem St. Simonismus zugethan, bis er sich von dessen Träumereien ab- und überhaupt in größerer Uebereinstimmung mit seiner Geistesrichtung dem Kampfe für die specielle politisch freie Gestaltung zuwendet. Ein allerdings auf Täuschung ruhender Optimismus im Ueberblick über die gesammte französische Entwicklung hat ihm die Grundlage gegeben zu einem großartig einheitlichen Gemälde der Geschichte seines Landes, wonach er für sie einen constant vorwärts schreitenden Gang zu setzen, die ganze Nation unter den Begriff der Bourgeoisie zu bringen bemüht und nach den abgelaufenen Stürmen der Revolution eine friedlich fortlaufende Entwicklung in ihrem Sinn anzunehmen geneigt war; der empfindliche Schlag von 1848 hat seine Anschauungen gestört wie seine Hoffnungen getrübt. Doch mag sein Irrthum mit aus einer reinen Quelle fließen, jenem angeboren edlen Instinct und jener suchenden Begeisterung für alles Gute und Hohe, die auch seinen Charakterbildern bisweilen zu viel Licht giebt.

Sein Bruder Amédée und seine Gemahlin Julie, née de Quérengal, Beide in der literarischen Welt bekannt, haben ihn bei den späteren Arbeiten unterstützt. Jener ist selber ein namhafter Geschichtschreiber, die Geschichte Galliens vor und unter der römischen Herrschaft und die Zeit der Völkerwanderung sein Hauptobject.

## François Pierre Guillaume Guizot.

Mit Nothwendigkeit muß sich die Betrachtung dieses aufs französische Leben so einflußreich gewordenen Mannes spalten. Den Geschichtschreiber in ihm treffen wir mit einer Production von annähernd gleicher Stärke und Weite in beiden Perioden thätig, in dieser und der nächsten, und nicht weniger als vier Jahrzehnte umfaßt dieses sein hervorragendes Wirken; den Staatsmann und Redner in ihm, früh angelegt, die ihn als eine Gestalt von zweifelhafterem Werthe kennzeichnen, hat erst das Julikönigthum voll verwendet und ausgebraucht. Dazu sagt Schlosser in seiner runden und nackten Weise: „Guizot erwies sich schon 1814 durch eine Schrift über die Presse als Dialektiker des Despotismus, der Rolle würdig, die er unter Ludwig Philipp zur Freude Metternichs und der englischen Diplomatie gespielt hat“.

Fassen wir hier zunächst den Historiker in seinen Grundeigenschaften.

Wohl die concentrirteste Arbeit und Wirkung auf die Zeit führt auf das Haupt der doctrinär-parlamentarischen, im Hinblick auf seine zu Geschichtswerken verarbeiteten Vorlesungen auch als die philosophische zu bezeichnenden Schule, Guizot, der sich eng und vielseitig mit der Philosophie berührt — Royer-Collard ist sein Lehrer — und darum Culturgeschichte zum Hauptfelde hat. Die Parteistellung dieser Schule ist schwankend, vom halbliberalen Conservatismus Guizots selber durch verschiedene Nüancirungen bis hinüber zur Legitimität. In seiner frühesten Schrift (1816) „Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France“ hat Guizot das Manifest dieser constitutionellen Royalisten verfaßt.

Ein bedeutendes Talent und systematischer Kopf, ein vorzüglicher analytischer Verstand, der das Dunkelste secirend durchdringt, der reine Dogmatiker, streng gewissenhaft, im Grunde immer conservativ, selbst in der Opposition, vertritt er den doctrinären Rigorismus, hält als Geschichtschreiber wie als Staatsmann mit einer bis zur Beschränktheit gehenden Zähigkeit fest an dem überkommenen Rechtsboden und kehrt in seiner ganzen Weltanschauung deutlich den ernst und streng geschulten Protestanten heraus. Er besitzt weit gründlichere Kenntnisse als Thiers, hat einen starken Anflug von deutscher Bildung, und hat sich nach Seiten des Eindringens in die neueren Sprachen und ihre Literaturen eine bei den Franzosen höchst seltene Vielseitigkeit angeeignet. Auf allgemeinen Ideen bestehend, läßt er den Thatsachen nur Werth, sofern sich solche aus ihnen ableiten lassen, schiebt in einer übermäßigen Neigung zu generalisiren den einzelnen Facten willkürliche Gesetze unter oder auch diese für jene ein und giebt anschauungslose Reflexion, die sicher mit großen Massen agirt, aber das Detail nicht zu behandeln versteht. Wie Thiers zu viel Erzähler, bloßer Erzähler, so ist es Guizot zu wenig; er giebt Nichts als die farblosen Abstractionen, die Anschauung geht ihm selber nicht auf, und seine Geschichtsdarstellung ist ohne alle Farbe. Der Rhetor und der Philosoph drängen sich alle Augenblicke vor und lassen kein reingehaltenes, klares Bild der Zeiten und Personen aufkommen. Seine Speculation aber stellt auch gern zu viel auf die unerforschlichen Wege der Vorsehung ab, die er doch im Gang der Dinge erkannt haben will oder vielmehr in

jenen hineinreflectirt, und diese Sucht verleitet ihn, auch den Völkern im Gange der Culturentwicklung zum Voraus mittels einer Art von Fatalismus bestimmte Rollen zuzuweisen und diese hinterdrein aus den Thatsachen heraus zu deduciren. — Er überhebt sich auch in der Studie, schlägt einen aller Geschmeidigkeit oder Anmuth entbehrenden, scharf dogmatischen, professormäßigen, ja leicht ins Predigerhafte gehenden Ton an, maßt sich ein absprechendes Urtheil an auch über die Dinge, die er nicht kennt, nimmt überall die Miene der unterrichtenden Ueberlegenheit, will Alles durch sich selber gefunden haben und giebt sich das Ansehen, als wüßte er die Dinge von Ewigkeit, drängt die Resultate seines Forschens und Denkens gern in Machtsprüchen auf und entwickelt eine merkwürdige Constanz der Geltung, ja jene starre Unwandelbarkeit, welche auch seinen in der Zeit weitest auseinanderliegenden Werken das Gepräge einer ununterbrochenen Einheit aufzudrücken versteht. Bei all diesen Eigenschaften konnte es nicht fehlen, daß seine Geschichtswerke lebhaften Angriffen riefen.

Sein Styl ist ganz gleich seinen Reden; eine hochgebildete Sprache, im Ganzen Geschmack und Mäßigung, große Correctheit und logische Strenge sind seine Vorzüge; an Schönheit und künstlerische Durchbildung denkt er nicht; die Sprache ist rhetorisch, aber farblos, oft trocken monoton.

Guizot stellt auch in seinen Werken die engste Verknüpfung dar zwischen Politik und Geschichte. Besonders lebhaft haben seine Gedanken beschäftigt die englische Revolution, die er in einem allerdings trefflichen Werke, vielleicht seinem Hauptwerke, dargestellt, und die englische Verfassung, in der er ein Muster erkennt. Die civilisatorische Weltstellung seiner Nation faßt er mit der ererbten französischen Einseitigkeit, ist aber als Culturhistoriker wahrhaft groß. Sein Wesen bezeichnet den directen Gegensatz zu Thiers. — Guizot ist in seinem Leben nie das gewesen, was er doch scheinen wollte — ein Vertreter des Liberalismus. Vollendeter Bourgeois, trotz der weiten Forschung und Speculation mit allen Ecken und Beschränktheiten dieses Standes behaftet, stellt er immer und in Allem auf das Maß und die Intelligenz der gebildeten Mittelclasse ab, das Volk en masse versteht er nicht und würdigt es noch weniger. Eben so wenig aber ist er Legitimist im strengen Sinn, und der Uebergang zum Orleanismus war für ihn ein ganz natürlicher. Er will nur den historisch ent-

wickelten Rechtsstaat mit seinen conservirenden Elementen, deren nothwendiger Ausbau allerdings die Monarchie allein ist. Ein zäher Vertreter der Autorität und der Staatsconstruction von oben herab, ist er, obwohl Protestant, nach allen seinen politischen Anschauungen ganz Romane geblieben und abgesagter Gegner des freieren germanischen Geisteszuges, von dem er eben so wenig begreift als von den socialpolitischen Bedürfnissen und Strebungen des neueren Völkerlebens.

## Salvandy.

Der Graf Narcisse Achille Salvandy, Staatsmann, Publicist und Dichter, ein parlamentarischer Kopf von der Partei der Doctrinärs und Geschichtschreiber der Parteipolitik, immer einseitig, arbeitet zerstückelt und in Essays, namentlich in Flugschriften, in denen der grand seigneur seinen eignen Constitutionalismus vertritt, der nicht ohne die erbliche Pairie bestehen kann. Ihm ist die Sanction des historischen Rechtes das Höchste, und außer der darin gesetzten constitutionellen Monarchie begreift er nichts Vernünftiges im Staatsleben. Er ist sich darin gleich geblieben und hat noch 1848 getreu seiner Vergangenheit sowohl die Republik als den Constitutionalismus bekämpft.

Für seine Charakteristik als Geschichtschreiber und Staatsmann ist am bezeichnendsten die aus den ersten Zeiten des Bürgerkönigthums (1832), dessen Grundlagen ihm die freiesten und sichersten erschienen, herrührende heftige Parteischrift (denn etwas Anderes ist sie nicht trotz der immer wiederholten Worte Gesetz und Ordnung): „Seize mois de révolution et les révolutionnaires“.

Von seinem Standpunkt aus preist Salvandy die Grundlagen des restaurirten legitimen Königthums der Charte, über deren Bestimmungen hinaus er wieder keine Freiheit begreift und das ihm ohne die reactionären Uebergriffe und namentlich ohne den Staatsstreich noch viel genehmer erscheinen mußte, weil es — und das ist der springende Punkt — die Garantie der Jahrhunderte, also die Sanction des historischen Rechtes, für sich hat. Er trägt seinen Conservatismus selbst in die Revolution hinein, die er eben weder zu verurtheilen noch in ihrer Nothwendigkeit zu bestreiten vermag. In der ersten Revolution sieht er übrigens nur einen politischen Umsturz, heraufbeschworen durch eine bloße revolutionäre Fraction; von der immensen socialen Weltumgestaltung, an der unsre Zeit laborirt und

die sich mit 1789 eröffnet, will er Nichts sehen, weder factisch noch rechtlich. Je mehr er in die unmittelbare Gegenwart hineinrückt, desto mehr verliert sich seine geschichtliche Anschauung in die Nebel des Parteigetriebes hinein. Statt schweren Ereignissen, wie die Lyoner Arbeiteraufstände, in den tieferen Quellen nachzuspüren, redet er von Factionsemeute, Versuchen eines neuen Terrorismus, dem Hereinstürzen Frankreichs in einen neuen europäischen Krieg. Wahrlich, daran ist das Julikönigthum nicht gescheitert, und eben so wenig erwies es sich berufen „de plaider la cause de la liberté par ses exemples auprès des peuples et auprès des rois“. — Das Alte ist ihm heilig, daher seine Erhitzung bei Anlaß der Infragestellung der erblichen Pairswürde. Antwort hat sechszehn Jahre später die Geschichte zu geben unternommen. Ich wüßte wahrlich nicht, daß Louis Philippe nicht gerade die Politik verfolgt hätte, die hier der französische Adlige als die erhaltende preist; wie kommt es denn, daß sie zu einem so unerbittlich gemeinen Falle gebracht wurde? Und so rückwärts die Periode der Restauration. Glänzende historische Widerlegungen dieser ganzen Reihe politischer Anschauungen sind nicht erst abzuwarten, sondern lange schon gegeben. Wenn man, wie hier geschieht, zugiebt, daß die Staatsgewalt in den Händen der höchsten Classen sein muß, daß la doctrine du suffrage universel — monstrueuse et immorale sei (also absolut Census!); daß dafür Frankreich seit der ersten Restauration so construirt sei, um alle Bedingungen zur Hebung und zum Erwerb für Alle, also auch zur möglichen Mitbetheiligung an der ans Eigenthum gebundenen Regierung des Staates, zu erfüllen; daß die Revolution freiwillig zurückgeschritten sei und, etwas verbessert, die alten Eigenthums- und Rechtsverhältnisse wiedergeboren habe, und daß in erster Linie der tiers état in seiner doppelten Vertretung die Fehler und Verbrechen der ersten Revolution trage: wenn man die Demokratie überall als die pure Herrschaft der Gewalt annimmt, und was ähnliche Paradoxien mehr sind: dann, aber nur dann hat der französische Edle Recht. — Seine Anschauungen über Stellung und Bedeutung der Aristokratie in der modernen Gesellschaft und über die freiwilligen Rückschrittstendenzen der Völker um 1830 schlagen wahrhaftig allem geschichtlichen Gang ins Gesicht. Daß zwei Millionen mit der Municipalgewalt bekleidet, daß das Volk in den gardes nationales bewaffnet sein dürfe 2c., das kann er allerdings nicht begreifen, und

er bringt über Frankreichs Glück und seine Bahn zum freien Aufschwung auch für die unteren Classen geradezu schwindelhafte Behauptungen vor. Nur noch ein einziges Beispiel zum Beweise, wie man in diesem Lager die Geschichte dreht; Salvandy sagt von Ney: „Ce sont les trente ans de la révolution et de l'empire qui tuèrent l'immortel soldat de l'empire et de la révolution".

Das tendenzgemäße Schlußresultat dieser Geschichtsauffassung wäre: die Mittelclasse (bourgeoisie) ist unfähig, am Regimente zu stehen (das hat sie seither allerdings sehr bewiesen!); daher fordern Ordnung und Sicherheit die Rückkehr zu einem Königthum mit herrschendem Einfluß des großen Grundbesitzes; wie eine erbliche Pairie, so ist der alte Adel nothwendig; Privilegien und Majorate &c. ständen nicht fern. Zwischen diesen Consequenzen und der neuen Zeit der constitutionellen Charte möchte Salvandy eine Vermittlung, die überhaupt unausführbar und ganz außer der Zeit ist.

Trotz Allem ist Salvandy ein Kopf mit Ideen: er schreibt aus einer für ihn fest stehenden Ueberzeugung heraus, hat Geschichte und Rechtsbücher studirt, die Sprache in seiner Gewalt, und seine kurzen Sätze, oft von vehementer Kraft, treten mit apodiktischer Festigkeit auf; er repräsentirt in geistreich doctrinärer Art den Constitutionalismus des juste-milieu. Wenn nur die Revolution legitim sein könnte!

Eine gallische Novelle „Isloar", welche die Zeit Julians, d. h. den schrecklichen Widerstreit einer alten mit einer neuen Periode, einer untergehenden mit einer aufstehenden Religion an dem Kampf und Martyrium verfolgter gallischer Christen abspiegelt; ein spanischer Halbroman mit dem Gemälde der Halbinsel, besonders eine Geschichte Polens unter Sobieski, welche nur die Rosenseite heraushebt, übrigens tüchtige Vorstudien und gediegenen Styl zeigt, und daneben viel Zerstreutes und Publicistisches gehören zu seinen Arbeiten.

**Literatur- und Kunstgeschichte, Bibliographie.** Der bis heut am meisten Besprochene und auch Rührigste ist der als kritischer Literaturgeschichtschreiber, politischer Historiker und Dichter namhafte

## Wolfgang Menzel.

Wir finden den Kern seines Wesens in der ersten Richtung, die ihn am längsten beschäftigt, immer und immer wieder angezogen hat.

Der Ton, in dem Menzel schreibt, hat mehr vom Volksprediger als vom Geschichtschreiber oder Kritiker; man kann sich nicht erwehren, in seiner Sprache etwas Plebejisches zu entdecken, so unter hundert Beispielen in dem harten Sündenregister auf die schreibselig phantastische Natur der armen Deutschen, Eigenschaften, deren er einen Theil in seiner eignen Schreibweise zeigt. Es ist wahr, daß in den eben auch „orakelnden“ Sätzen Menzels manche derbe Wahrheit und eine gewisse rauhe Ueberzeugung durchbricht; aber es ist die eines absolut einseitig in sich verschlossenen Kopfes, dessen nationaler Sinn viel von Deutschthümelei und dessen religiöse Färbung eben so viel von romantischem Katholicismus hat. Seine Weise ist pikant, aber durchaus unwissenschaftlich. Wer in seinen historischen und literaturhistorischen Schriften eine tiefere Würdigung der bedeutendsten Lenker und Denker der Zeit sucht, der findet sich getäuscht; um ihnen den rechten Platz anzuweisen, dazu geht ihm Unbefangenheit des Sinnes ab; um aber in jener schwierigen Weise allgemein zusammenfassender Sätze, in der Charakteristik ganzer Perioden und Richtungen, der beziehenden und vergleichenden Anschauung von Geschichte und Literatur mit Erfolg vorzugehen, dazu scheint ihm geradezu der wissenschaftliche Sinn, das ernste und gründliche Studium des Einzelnen zu fehlen. So bekommen seine Sätze den eben auch wieder grunddeutschen Anstrich der Phraseologie, des bald Wahrheit bald Dichtung gebenden Theoretisirens, wie jedes Allgemeine, das nicht auf gründlich durchforschten und combinirten Einzelfällen ruht. Menzel übt Kritik über alle Richtungen des Lebens und Denkens, die ihm vorkommen, und dennoch fehlt es ihm an kritischem Verstande; Laune und Parteistellung sind das Entscheidende. Sehr oft geschieht ihm, daß auch seine Wahrheiten kaum den Eindruck des Ueberzeugenden machen und nicht sich Anerkennung zu verschaffen vermögen; daran ist wieder der höchstens einem versessenen Tendenzblatt passende Ton schuld und die Einseitigkeit, womit er auch das Wahre versetzt oder doch giebt. Wahr, daß er große Selbständigkeit behauptet und seine Art geistiger Freiheit verficht; aber er schreibt mit der Leidenschaftlichkeit eines verzogenen Kindes und legt eigentlich nur ein großes Sündenregister aller modernen Lebensrichtungen nieder, die er nicht begreift, und was bei ihm als freiheitsfreundlich auftritt, das ist eben nur für seine Freiheit gemeint, die Art, wie seine persönliche Willkür sie faßt; ihr Begriff soll exclusiv von ihm bestimmt werden,

gerade wie er den deutschen Patriotismus als das von ihm gepachtete Gut ausgiebt.

Für alle diese Fehler legt seine in vier Theilen erschienene „Deutsche Literaturgeschichte“ sprechendes Zeugniß ab, eigentlich keine Geschichte der Literatur zu heißen, da kaum ein einziger Schriftsteller ist, von dem sie ein nur annähernd ausreichendes Bild gäbe. Es ist wohl richtig, wenn auch der Mensch in seinem Leben und Charakter nicht versäumt wird; aber wo, wie z. B. hier bei Joh. v. Müller, ein paar heftige, mit Haß (ob verdient oder unverdient ist dabei nicht einmal entscheidend) hingeworfene Aussprüche nur den Handelnden brandmarken, da bleibt für das Verständniß des Schriftstellers doch wahrlich gar Nichts mehr. Wo ferner ein Heeren oder die Rotteck'sche Weltgeschichte als Geschichtswerk mit mehr Glanz davonkommen, als die Arbeiten eines Schlosser, wo ein Zimmermann ausschließlich wegen seines schon lang' antiquirten Werkes über den Nationalstolz ganz ausnahmsweise Lorbeern erntet: da müssen die kritischen Gesichtspunkte wunderliche sein. Menzel nennt, so auf dem Felde der kirchlich-religiösen Literatur, eine ganze Reihe untergeordneter Namen und schiebt jeden in eine gewisse Stelle ein, tritt aber dagegen auf keinen einzigen der wirklich beherrschenden Geister nach reiferem Studium seiner Schriften so ein, daß er ein klares Bild der Gestalt hinterließe oder auch nur eine reelle Vorbereitung zur Kenntniß seiner Werke gäbe: er versteht es nicht, den Schriftsteller in seinem eigenen Selbst zu fassen und von da heraus zu construiren. — Die philosophischen Systeme geben ihm Anlaß zu pikantem, bunt aus Wahrem und Falschem gemischtem Philosophiren über die Philosophie; auch hier geht die Durchdringung ab, und der historische Gang ist ein blos äußerlich angelegtes Kleid. Man könnte die derbe Opposition gegen den Hegelianismus, der allerdings seiner Geistesrichtung an sich durchaus zuwider sein mußte, als das Werk kühner Selbständigkeit fassen, man könnte einzelnen schlagenden Sätzen mit Freuden beistimmen, hätte nicht auch da die ungezügelte Leidenschaftlichkeit das wirkliche Eindringen abgeschnitten und einen Ton angeschlagen, der die ganze Wirkung zerstört und mehr von Schimpfen und Verdammen an sich hat als von würdigem Widerlegen. Eigentlich wissenschaftliche Auseinandersetzungen finden sich nur, in unzureichendem Grad, über Schelling, dann über Oken und den mehr als nach Verdienen hervorgestellten Schubert. Etwas Aehnliches

wie mit der Philosophie geschieht ihm mit Goethe; was Menzel über diesen sagt, wird trotz mancher für die Nation und die Zeit und den Dichter bitteren Wahrheit doch für die längste Zeit höchstens als Curiosum angeschaut werden; denn auch da hat er sich wieder zu weit hinreißen lassen und zwischen dem altgewordenen Goethe, auf den so Vieles zutrifft, und der Jugend- und Manneszeit in seinem reichen Geistesleben nicht unterschieden. Einen freien, weder durch hausbackene Behäbigkeit noch durch Prüderie beschränkten Blick bekunden die Urtheile über Voß und Wieland, welche jenem den usurpirten Poetenruhm stark beschneiden und in diesem die freie, heitere und feine Anmuth geltend machen. Uebrigens hatte ihn schon die 1825 im Streite zwischen Voß und Creuzer verfaßte Schrift „Voß und die Symbolik“ mit Vossens Anhängern verfeindet. Die Romantik, und ganz besonders Tieck, nehmen, wohl ihrem forcirten Zurückgehen auf das mittelalterliche Deutschthum zu lieb, eine Stelle ein, die weit über ihrem reellen Gehalte steht. Dagegen fällt die ganze neue Richtung der Literatur, zuvörderst das junge Deutschland, unter Ein großes Verdammungsurtheil.

Wenn Menzel ein ächt-deutsch vaterländisches Interesse als das Hauptmoment erklärt, an dem die Zukunft der deutschen Literatur sich wieder heben möge, so wäre das ganz schön, hätten wir nur erst ein deutsches Volk und Vaterland.

In Summa mag von Menzel Folgendes gelten: Er hat eine Seite, die zu würdigen ist, aber eine noch weit stärkere, die abstößt. Wenn er einerseits mit seiner knorrig deutschen Kraft den Kampf führt gegen die hohle Phrase, die geschminkte Form und die gefeierten Nullitäten, einen 1824—25 zuerst in den mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich begründeten „Europäischen Blättern“ eröffneten Kampf, so greift er anderseits mit eben derselben Hartnäckigkeit Alles an, was er nicht begreift oder in seiner reactionär verbohrt deutschen Manier nicht goutirt; dabei imponirt seiner nüchternen Polemik kein Name; sie reibt sich an Allem, macht sich sehr breit und ist darum auch heftig bekämpft worden. Nach der Julirevolution ward er immer heftiger gegen die französischen Einflüsse in der Literatur, was einer heftigen Gegenschrift Börnes rief. Das „Literaturblatt“, seit 1825 unter seiner Leitung, ficht für entschieden kirchliche Interessen wie für entschieden deutschen Patriotismus altväterischen Styls. Sehr rührig, hat er eine ganze Reihe geschichtlicher und literaturgeschichtlicher Werke, Reisebilder rc.,

zum Theil großen Umfangs (so als Neuestes eine zwölfbändige Weltgeschichte), auch Kirchliches geschrieben.

Als Dichter edirt er die „Streckverse“ 1823 mit viel originellwitzigen Lebens- und Kunstanschauungen, zwei vorzügliche Märchen „Rübezahl“ und „Narcissus“ (1829 und 30), die viel Geist und Phantasie in gelungener Form geben, 1851 im Roman „Furore“ ein lebendiges Gemälde der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Franz Christoph Horn hat eben so viel geschrieben, ist aber bei Weitem unbedeutender. Eine Reihe von Romanen und Novellen sowie lyrisch-epigrammatische Dichtungen sind alle bald vergessen worden, und seine literarisch-kritischen Arbeiten haben fast dasselbe Schicksal erfahren. Doch hat er, ausgehend von den Kunstanschauungen der romantischen Schule, das Verdienst, daß er die neue Literaturbetrachtung popularisiren half und das Urtheil über manche ältere wie neuere Schriftsteller berichtigte. Geschrieben hat er besonders über die deutsche Poesie und Beredsamkeit seit Luther (1822—29) und in einem umfangreichen Werke, der Frucht zwanzigjähriger Studien, über die Shakspeareschen Schauspiele (1823—31). Geschwätzige Breite, weich-sentimentale Frömmelei und willkürliche Deutelei sind in allen seinen literarischen Schriften überwiegende, das Räsonnement verderbende und ihr Gutes ungenießbar versetzende Elemente.

C. F. v. Rumohr, der viel Geist nach den verschiedensten Seiten auszugeben hatte und es verstand, gilt in der Kunstgeschichte mit Recht als bahnbrechend, indem er nämlich durch seine „Italienischen Forschungen“ von 1827 das Verständniß und die Behandlungsweise der mittelalterlichen und neuen Kunst in ähnlicher Art wegzeigend anwies, wie Winckelmann für die antike Kunst gethan, wenn in ihm auch etwas mehr geistreicher Dilettantismus an der Stelle des Winckelmannschen tiefen Ernstes und historischen Einblickes liegen mag. Die Ueberfülle eines an originellen Ideen reichen Kopfes hat allerdings nicht jeden Mißbrauch in dem Debit vermieden und zu manchen individuell willkürlichen Behauptungen und Combinationen verleitet, doch finden sich Entstehung und Ausbildung der neueren Malerei bei keinem Zweiten einsichtiger und im Ganzen auch gediegener behandelt. v. Rumohr hat sich auch in Poesie durch Novellen und ein frisch humoristisches Gedicht bethätigt, ferner durch ein späteres Werk gründliche national-

ökonomische Studien bekundet, besonderes Aufsehen aber noch gemacht durch die 1828 veranstaltete Ausgabe von Königs „Geist der Kochkunst“, worin er eben so feinen Geschmack als die delicate praktische und theoretische Kenntniß der Bedürfnisse des sinnlichen Genusses und seiner Befriedigung darlegte.

Hieher fällt auch als von 1827 das verspätete Hauptwerk des mit seinen Fachschriften meist schon im vorigen Jahrhundert aufgetretenen Kunsthistorikers Stieglitz, die „Geschichte der Baukunst“.

Noch bleibt als Bibliograph zu erwähnen Friedrich Adolf Ebert, ein mustergültiger Bibliothekar und vielseitig auch literarisch thätig für Bücherkunde, Literatur und Geschichte. Er hat als bedeutendstes Werk ein „Allgemeines bibliographisches Lexikon“ 1821—30 entworfen, das erste seiner Art in Deutschland, aber selber nach dem Zeugnisse von Gegnern so, daß es die vorausgegangenen ausländischen Muster übertrifft, da es in vollstem Maße die Gründlichkeit und weiter genommene Anschauung deutscher Bücherkunde zur Geltung bringt.

Bedeutender als diese Deutschen sind die Franzosen.

## Abel François Villemain,

der geistreichste, tiefste und umfassendste der französischen Kritiker, von blühendem Styl, ein mehr deutscher als französischer Kopf oder noch genauer eine glückliche und außergewöhnliche Combination aus deutschem Tiefsinn mit französischer Klarheit und Ordnung der Ideen, darin auf verschiedenem Feld annähernd dasselbe was Raynouard, ist für Frankreich der ganz eigentliche Schöpfer der vergleichenden Literaturgeschichte, wieder ähnlich wie Raynouard derjenige der vergleichenden Sprachforschung. Als Literaturhistoriker übt er nur das, was man die große Kritik nennen kann, und mit Meisterhand; das Detail beschäftigt ihn nie sein selber wegen, sondern nur darum, weil es ihm gleich unter der Hand ein Moment wird zu allgemeinen Folgerungen. Er ist ein überwiegend combinatorisches Talent, dem das Anschauen und Erforschen der einzelnen Culturelemente in ihrem Einfluß auf die Zeit das Bedeutende ist. Ohne einer besonderen Schule anzugehören, ohne sich von Parteiansichten im Urtheil beengen zu lassen, trägt er doch in seine Kritik ganz feste und stets dieselben Principien hinein, nach denen er mit geistreich scharfem Auge das Schöne und Bedeutende

in der Literatur bemißt: Diese philosophische Constanz und Sicherheit der ästhetischen Grundsätze unterscheidet ihn wesentlich von Sainte-Beuve. Die eben so feine als kraftvolle, anziehende und künstlerisch vollendete Sprache zeigt in ihm eine harmonische Verbindung der Charaktere des ernsten Denkers und Forschers mit dem Talente der farbenreichen Unterhaltung. Die Phantasie ist in dem Studium keineswegs verlorengegangen und wirft ohne Störung ein lebendiges Streiflicht auf die Gestalten. Es ist wahr, mit Bezug auf ganz eigentlich gelehrte Forschung ist in den meisten der von ihm behandelten Objecte, wenigstens wo er auf die älteren Zeiten zurückgeht, von Anderen tiefer ins Detail eingegangen worden, und Villemain giebt nur ins Große gezogene Umrißlinien; es ist ferner wahr, daß seine Kritik immer einen unvermerkt subjectiven Standpunkt einnimmt, weniger der Tendenz als der mehr oder weniger bewegten persönlichen Empfänglichkeit nach, — der Ausfluß innerer Kraft: und gleichwohl steht seine Auffassungsweise immer hoch und fruchtbar da. Auch wo die ursprünglich gelehrte Durchforschung des Stoffes nicht sein Werk, liegt das Bedeutende in der Combination, und seine geistreiche Sprache mit ihren feinen Ideen eröffnet immer neue und große Perspectiven.

Villemains großes Meisterwerk ist die Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts, 1827—30, in Vorlesungen, wo er sich als großer Kenner der englischen Literatur ausweist, weniger der deutschen. Es vor den anderen legt alle seine Vorzüge dar: den weiten Blick, die umfassenden Gesichtspunkte, die ungemeine Kühnheit und den Scharfsinn der Ideen, die großen Perspectiven, den streng wissenschaftlichen Ernst, der sich fast zur Verdüsterung neigt, das feingebildete Schönheitsgefühl, die frische Phantasie. Es sind immer die großen Momente des Culturlebens, auf die sich Villemain stellt und in deren Fixirung er vortrefflich ist.

Diesem Zuge folgt auch seine „Littérature du moyen âge“, 2 vols. 1830. Da ziehen an uns vorüber: die Stellung und der Einfluß der arabischen Literatur zur abendländischen, resp. der provençalischen; die Entwicklung der romanischen Sprachen und ihr Verhältniß zum Latein; die culturhistorische Bedeutung der Kreuzzüge; die weltgeschichtliche Stellung — Aufgehen des unabhängigen Südens im französischen Reich — und die für die heitere Blüthe der Cultur des frohen Südens zerstörenden Schrecken der Albigenserkriege; die unmittelbare und umfassende Beziehung der großen Dante'schen Schöpfung zur Geschichte

und Bildung des Mittelalters, zumal des lenkend und leidend an der Spitze stehenden Italiens — der einzige große Standpunkt zur Würdigung der wunderbaren Schöpfung; die Stellung der übrigen italienischen Literatur und der älteren spanischen zu den Sitten der Zeit und die Erklärung ihrer charakteristischen Züge aus diesen Sitten — so beim „Decamerone"; die Verhältnisse der alten Stamm- und Sprachenmischung in England und der daher datirende eigenthümliche Charakter seiner erst später entwickelten Cultur; kurze Blicke auf den Verfall des Theaters vom Untergang des alten Römerreichs an bis zu Ende des Mittelalters, d. h. bis zum Auftreten des Mysterienspieles und dem ersten Herauswachsen einer ächten Komik im „Avocat Pathelin"; das langsame Herausarbeiten der Lyrik (Villon) und die Fortschritte im Roman (Jean de Paris) und der Erzählung, den dem französischen Geiste so angemessenen Zweigen; das Auftreten des ersten, bereits mit den Zügen der Neuzeit ausgestatteten diplomatischen Geschichtschreibers — Comines; der gegen Ende des Mittelalters in Italien mächtig aufstrebende Classicismus in Philologie und Philosophie mit dem ganz neuen, wunderbar regen Geiste der Untersuchung, aber auch dem hemmenden Einfluß auf die national-italienische Sprachentwicklung und den Hemmnissen gegen Entfaltung eines unabhängig naturwüchsigen Genies; endlich ein kurzer Blick auf die portugiesische und spanische Entwicklung und auf das erst langsam keimende Herausarbeiten der neuzeitlichen Cultur.

Sein „Lascaris ou les Grecs du 15ème siècle" mit einem „Essai historique sur l'état de la Grèce depuis la conquête Musulmane jusqu'à nos jours". ist ein großmüthiger historischer Versuch, ein kleiner Beitrag zu der interessanten Geschichte jener Anfangszeit der modernen Civilisation, die sich einleitet mit dem Ueberwandern der griechischen Studien nach Italien. Sie ist für Griechenland bezeichnet durch ein erstorbenes Nationalleben, das dem Sieger zur Beute fällt, weil ihm die moralische Energie längst abgegangen und als isolirter Funke alter Hoheit nur noch in zerstreuten Denkern ein geistiges Arbeiten und begeistertes Forschen zurückblieb. Die Folge hat die sehr richtig erfaßte und interessante Aufgabe einen nationalen Lebensgang aufzuzeigen, der durch Jahrhunderte der Knechtschaft hin dennoch aus civilem Tode von jenen vereinsamten, nur in alter Civilisation lebenden Denkern weg zu einem Geschlechte der Kraft und

der Heldenthaten in einer der Freiheit zurückerrungenen Gegenwart überleitet. Bis auf den Befreiungskampf herabgeführt, schließt die kurze Schrift mit einer im Namen der Civilisation und Humanität erlassenen warmen Ansprache um Hülfe an die europäischen Nationen.

## Charles Augustin Sainte-Beuve.

Ein großes, natürliches Talent von instinctiv tiefem Blick und blühender Phantasie, die den größten Theil an seinen Werken hat; aber eben so sehr ein skizzen- und launenhafter Kopf ohne feste ästhetische Grundsätze, ja ohne strengen geistigen Halt: so spiegelt Sainte-Beuve immer und immer wieder die verschiedenen Influenzen ab, die auf ihn eingewirkt. Geboren in Boulogne 1804 nach dem Tode seines Vaters, von seiner Mutter und einer Tante sehr fromm erzogen, ergiebt er sich hernach in Paris der Philosophie des 18. Jahrhunderts; eigentlich der Medicin sich widmend, hat er doch die eifrigsten Studien auf kritisch-literarische Forschungen verwendet, ist daneben selbst Dichter, Redacteur bei einer Reihe von Blättern und mit Ehren überhäufter Akademiker geworden.

Es ist ein eigen Ding um die kritischen Arbeiten dieses Mannes; sie haben einen gleich auf den ersten Augenblick bestechenden Charakter, der in zwei Gründen liegt, einer überaus melodischen und gern mit fein poetischem Hauch durchwehten Sprache und einem oft in deutschem Sinn psychologisch eindringenden Blick, dessen Resultate immer geistreich sind. Ein durch eigensten Reiz fesselndes psychologisches Moment, das sich leicht verirrt, aber mit Tiefe und Geist die innersten Regungen des Dichterherzens aufspürt und begleitet, ist ihm wie keinem Zweiten eigen und bezaubernd, — zweifellos ein bedeutungsvoller Zug des Tiefsinns. Die Seelenkunde und die mit ihr verschmolzene Poesie in seiner Kritik ziehen bezaubernd an, und einzelne seiner Personenbilder sind vollkommene Kunstwerke, wenn auch eher tiefsinnig als durchsichtig. Und dennoch, woran liegt es, daß dem Geiste von diesen kritischen Expositionen, in denen er sich mit einem gewissen künstlerischen Behagen wiegt, so wenig solide Grundideen zurückbleiben? Wieder an zwei Gründen: Er steht allzuselten auf festen ästhetischen oder historischen Grundlagen, es ist bei ihm eher die Kritik des augenblicklichen Eindrucks, der individuellen Anschauung und Begegnung, geistvoll immer

und von Natur mit eindringendem Blicke begabt, aber auch persönlich, launisch, tendenziös. Er gesteht davon auszugehen und hat auch darin seine Kraft, daß er die Geistesrichtungen der Schriftsteller und ihre auf Leben oder Anlage ruhenden Gründe vollständig construirt und so jede Gestalt für sich als Einheit schaut. So wird er eher der Individualität gerecht als allgemeinen philosophisch-kritischen Grundsätzen oder den historischen Unterlagen einer ganzen Periode, selber da, wo er mit Bestimmtheit dem allgemeinen Geiste nachgeht und an ihn anknüpft. Seine Anschauung ist wenig klar, die Kritik unabgeschlossen, das Schaffen nicht gestaltet, immer fragmentarisch, mehr Augenblickswerk und darum nie ein zusammenhängendes Werk erzeugend. Das lebendig-liebevolle Verständniß, das der ächte Kritiker immer dem Dichter entgegenträgt, wird bei ihm leicht zum selbstlosen Aufgehen in den fremden Individualitäten. In der Jugend wie im Mannesalter als Freund und als Feind der Romantik, ist er wankelmüthig, ja willkürlich. Wär' er nicht so geistreich und oft zweifellos tief, man wäre nicht selten versucht ihn Dilettant zu heißen. Ungerecht und einseitig kann er aus Tendenz werden, und diese mit den Jahren entwickelte Tendenz ist schwankend immer geblieben. Sainte-Beuve ist politisch nie ein Charakter gewesen, aber doch mehr und mehr reactionärer Natur geworden. Ohne ernsten Gehalt ist er da, wo er sich mit seiner beliebten behaglichen Träumerei und Plauderei setzt und das, was geistreich und frappant war, breit tritt; die „Causeries de lundi" sind nur solche endlose Ausspinnungen seiner Portraits. Wo er über Zeitgenossen schreibt, da kommt ihm ein mit tiefem Interesse, das sich sympathetisch auch dem Leser mittheilt, verfolgter persönlicher Umgang als werthvollstes Moment entgegen. Darum ist seine Anschauung viel richtiger für das Selbsterlebte als für das Studirte, über die Contemporains als über die Vorfahren. Ein Franzose, den wir zwar nicht als Autorität anerkennen, sagt zur Kritik Sainte-Beuves: Es ist mit ihm wie mit Janin; Incohärenz und Zerstückelung der Arbeiten, Manierirtheit des Styls, Ermüdung durch das Periodengespinnst. Sainte-Beuve interessirt sich für die Kleinigkeiten; kein literarisches Princip leitet, kein erhabener Gesichtspunkt trägt ihn. Er bringt eine Fülle feiner und oft richtiger Bemerkungen bei, aber sie folgen einander als kleine Einzelheiten, ohne ein Ganzes zu machen. Das Große entwischt ihm, und dafür ist er im Stande,

ein ganzes kritisches System oder ein Lebensbild aus einem unbedeutenden Punkt im Leben des Schriftstellers herauszuwickeln. — Seine Sprache ist sehr selten stark, noch seltener hat sie Schärfe, und es ist ganz charakteristisch, daß er diese Eigenschaften, wo er sie etwa zeigt, hernach glaubt erklären und entschuldigen zu sollen; allermeist schreibt er blumenreich und diplomatisch umhüllend, glänzend immer.

Als Poet ist Sainte-Beuve viel schwächer; wir gehen hier so ziemlich mit dem oben angezogenen Franzosen einig über folgende Grundzüge: Es ist schade, daß er, der die Poesie in dem Alltäglichen so gut herausfühlt, sie doch so schlecht ausspricht; fast immer sind seine Bilder selbst unter der Realität. Die Rhythmen sind verworren, gewunden, schwierig, dunkel, mühsam zu lesen und zu verstehen; er hat sich einen anormalen, seltsamen und unverständlichen Styl geschaffen, und seine Poesie hat alle Fehler seiner Prosa: Dunkelheit, Geziertheit, Schwierigkeit und Seltsamkeit, aber nicht ihre Vorzüge. Es ist an ihr gar nichts wahrhaft Lyrisches, und Sainte-Beuve ist auf ordinäre und selbst triviale Weise in die Ausbeutung ganz ordinärer Objecte versessen. Wenige einfache und gefühlte Stücke sind wahr. Seine zweite Sammlung („Consolations") ist außer seiner specifischen Manier, nur das Echo der „Méditations" Lamartine's und der „Orientales" Victor Hugo's. Die letzte Sammlung („Pensées d'août") ist die schlechteste von allen. Der Roman „Volupté" hat kein Interesse und keine Handlung; einschläfernde Langeweile der Erzählung, gewundene, keuchende und verwirrte Beredsamkeit, ein Styl voller Launen und Ziererei, weniger angethan den Gedanken auszudrücken als zu verdecken. Die Unklarheiten, Verwicklungen und Gedehntheiten sind bei ihm überlegte und gemachte Zuthaten.

Ein Gesammtbild, welches die Schattenseiten einseitig betont, hebt heraus: eine schwache Natur, schwankend und unsicher, ein furchtsamer Geist ohne Energie fürs Gute wie fürs Schlimme, der Ueberzeugung und des Charakters ermangelnd, im Leben und der Wissenschaft nur tastend vorgehend. Man nehme die glänzenden Eigenschaften hinzu, denen das Urtheil ebenfalls gerecht werden muß, und das Portrait wird sich nach beiden Seiten abrunden.

---

Unter den Spaniern ist Augustin Dürand geradezu als der tüchtigste und einflußreichste Kritiker erklärt, der bedeutsam nicht blos zur nationalen Umgestaltung der Bühne (die wie der gesammte literarische Geschmack vollständig von der französischen Literatur dominirt war), sondern zur Weckung des Nationalgefühls überhaupt und der Liebe zur alten volksthümlichen Poesie („Romancero general“), sowie endlich durch die kritisch-literarischen Arbeiten bestimmend mitgewirkt hat, einer neuen Periode in der spanischen Literatur zu rufen.

**Philologie.**

Jakob Geel wird der ausgezeichnetste unter den neueren holländischen Humanisten genannt. Gründlichkeit des Studiums, weite Belesenheit, Geschmack und Methode sowie reine und gefällige Latinität sollen seine sämmtlichen Schriften, Abhandlungen und Recensionen auszeichnen. In der kritischen Geschichte der griechischen Sophisten (1823) hat er einen damals noch wenig beachteten Gegenstand bearbeitet. Die von ihm mit Bake, Peerlkamp und Hamaker 1825 begründete Bibliotheca critica nova hat zur Wiederbelebung der classischen Studien in den Niederlanden wesentlich beigetragen. Für die Nationalliteratur hat er mehrere Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen sowie selbständige ästhetische Abhandlungen geliefert.

Karl Ferdinand Becker, vielseitig gebildet und durch seine Hand- und Lehrbücher seinerzeit fast zu einer beherrschenden Einwirkung auf den deutschen Unterricht gekommen, hat dem deutschen Sprachstudium dadurch eine ganz neue Richtung gegeben, daß er zuerst mit Hülfe seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse und gründlichen philosophischen Bildung dazu kam, den Sprachkörper als einen nach logischen Gesetzen geordneten Organismus aufzufassen und darzustellen, also erst eine in Wahrheit philosophische Sprachanschauung an ihm durchzuführen; das ist und bleibt sein großes Verdienst, worüber er freilich die historische Entwicklung vernachlässigte und mehrfach zu Schlüssen kam, die sich mit den bestimmten Thatsachen der vergleichenden Sprachforschung nicht vertragen.

Der bedeutende bayrische Sprachforscher Joh. Andr. Schmeller, für Dialektbehandlung wohl der erste unter den Deutschen, edirt 1821 die Schrift „Die Mundarten Bayerns“ und 1827—36 das große lexikalische Werk „Bayrisches Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen“,

zugleich Idiotikon der lebenden Volkssprache und Glossar der älteren Landessprache. Beide Arbeiten sind mit großer und wohlverdienter Anerkennung aufgenommen worden und dürfen in jeder Beziehung als mustergebend gelten.

Bezüglich der germanischen Sprachen mag noch das Vorgehen in der Kenntniß der Runenlehre interessiren.

Das aus älteren Werken über Theorie und Geschichte der Runen Verwendbare ist zusammengestellt 1823 in einer Schrift von Brynjulfsen und 1832 in Nachträgen von Liljegren ergänzt. Derjenige aber, welcher der ganzen Lehre durch Vorgehen auf historischem Weg und durch genaue Unterscheidung der verschiedenen Arten von Runenschriften zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gegeben, ist Wilhelm Grimm (zwei Schriften, von 1821 und 1828). Er verfährt dabei mit der strengst systematischen Gelehrsamkeit, die ihm eigen ist, und tritt bis ins Einzelste der Runenzeichen ein und der Denkmale, in denen sie auftreten. Doch bleiben immer noch eine Masse ungelöster und vielleicht immer unlösbarer Fragen: über das zeitliche Auftreten der Buchstabenschrift, das ursprünglich bedeutsame Zeichen und den Buchstaben in den Runen, das Verhältniß der Alphabete, die Beziehungen der verschiedenen Runenformen, die Auflösung mancher Denkmale 2c. 2c. — Nach ihm arbeiten Finn Magnusen und Neuere.

Für die Hieroglyphenkunde thut Champollion den letzten entscheidenden Schritt 1824 in dem „Précis du système hiéroglyphique", welcher sein System mit den wichtigsten Anwendungen darlegt und nachweist, daß das durch die Namen gefundene Alphabet auch auf alle übrigen Gruppen anwendbar sei. Die vollständigsten Resultate sind niedergelegt in der erst 1836 erschienenen Grammaire, die ein completes System der Hieroglyphenschrift nebst den Grundzügen der Sprache enthält und sie durch Beispiele aus den Inschriften der verschiedensten Epochen documentirt. Die beiden Hauptwerke, Grammatik und Wörterbuch, sind erst nach seinem 1832 erfolgten Tod erschienen.

Uebrigens umfassen Champollions Forschungen in Italien 1824—26 und 1828 seine Expedition mit Zeichnern und Architekten in Egypten alle Zweige der egyptischen Alterthumskunde.

Der ungarische Reisende Alexander Csoma, von dem Entschluß ausgegangen, die ursprüngliche Heimath der Magyaren im Inneren

Asiens aufzusuchen, hat zuerst die tibetanische Sprache und Literatur der europäischen Wissenschaft erschlossen. Nach mehrjährigen Vorstudien in den slavischen Sprachen, dem Türkischen und dem Persischen, tritt er 1821 als Armenier die Reise durch Tibet und das Pendschab an und studirt hier mit beispielloser Ausdauer und unter den härtesten Entbehrungen das Tibetanische und seine Literatur, bis er 1831 nach erlangter vollständiger Kenntniß desselben sich der Asiatischen Gesellschaft in Calcutta zuwendet und die beiden Hauptwerke, Grammatik und Wörterbuch dieser Sprache, ausarbeitet.

Die großen Häupter und eigentlichen Schöpfer der modernen Philologie in ihrer weitesten Ausdehnung und größten Vertiefung, die Gebrüder

## Jakob und Wilhelm Grimm,

sind eine ganz eigene, in der kindlichen Hingebung an eine großartige Lebensaufgabe, in der Einfachheit und Ganzheit, der Größe und Naivetät ihres Wesens für unser verkünsteltes Jahrhundert seltene Erscheinung, unermeßlich ihr Forschungsgebiet, das den ungeheuren Kreis der germanischen Sprachen umfaßt. Die Sprache selbst in ihrem Bau und ihrer Entwicklung bildet dabei nur die Eine Seite; Literatur, Recht und Sitte, Religion und Geschichte der germanischen Stämme, die ganze Vergangenheit wollten sie in voller Gestaltung uns nahebringen.

Jakob Grimm ist so vollständig erfüllt von der Herrlichkeit des germanischen Alterthums, das Nationale, das Volksthümliche und Einfache, Zutrauliche und Naive, die Naturdichtung und das Volkslied sind in Allem und überall so sehr sein Ziel, daß er sich selber gegen die classischen Studien wendet, sich empört über die Anschauung der Aufklärungsperiode, welche jene Jahrhunderte als eine Zeit der Barbarei erklärt, sich erbittert gegen die Dürre der Renaissance und die Härten ihres Urtheils, sich abwendet von Allem, was nach moderner Künstelei und Vernünftelei schmeckt; je grauer das Alterthum, desto werther wird es ihm; darum ist ihm die deutsche Sprache mit ihren im Gothischen weit hinaufgreifenden Wurzeln so ehrwürdig; darum ist ihm denn auch die ursprüngliche Gestaltung des Leibes der Sprache, die Fülle ihrer ersten physiologischen Entwickelungsformen werther als ihre nachfol-

gende geistig-abstracte Ausbildung. Die besondere Methode seines Studiums richtete sich mehr auf große Stofffülle, auf Ansammlung der historisch gewordenen Formen als auf systematischen Abschluß; darum war er auch mehr als irgend ein Anderer angethan, alle Kräfte auf seinem Wirkensfeld um sich zu gruppiren und bei seinen riesigen Sammelarbeiten anzuziehen. Dabei wußte er jedwede Form, auch die kleinste, zu verwerthen und am rechten Ort als Edelstein in den Bau der Sprache einzusetzen. — Keiner kommt diesem ersten der Germanisten und einem der größten unter den Sprachforschern überhaupt gleich an unermüdlichem, Massen bewältigendem Fleiß, dem er denn auch eine großartige Gelehrsamkeit verdankte; keiner übertrifft ihn an ordnendem und tiefdringendem Verstand, großem Ueberblick, sicherer Combination, ausdauernder Begeisterung und ganz besonders jenem eben so natürlichfrischen als feinfühligen Sinn, dem allein es gegeben ist, die geheimen Gänge des Sprachgeistes in seine goldenen Schachte zu geleiten.

Beide Brüder haben sowohl durch ihre selbständig abhandelnden Gelehrtenwerke als durch Ausgaben, Abhandlungen und Sammelarbeiten gewirkt. Das größte Unternehmen der letzteren Art, an welches sie als an ein groß abschließendes erst gegen das Ende ihres reichen Forscherlebens schritten, dessen Vollendung aber der unvergleichliche Altmeister nicht mehr erlebte, war das seit 1852 erscheinende „Deutsche Wörterbuch“, welches den gesammten neuhochdeutschen Sprachschatz von Luther bis Goethe zu umfassen bestimmt war, ein ungeheures, kritisch gesichtetes und erläutertes Sammel-Glossarwerk, zu dessen noch ausstehender Vollendung fast alle namhaften Germanisten auf dem Gebiete des deutschen Sprachumkreises beigezogen wurden. Das bedeutendste daneben, ebenfalls nicht zu vollem Abschluß gediehen, sind die deutschen „Weisthümer“, ein Quellenwerk ersten Ranges für die Geschichte des deutschen Rechtes, in dessen Ergründung Jakob Grimm ganz besonders seinen unbestechlichen Rechts- und Wahrheitssinn bethätigen konnte. Ihnen voraus war auf demselben Boden ein selbständiges Werk gegangen: die „Rechtsalterthümer“; sie zeigen die nämliche Begeisterung für die alten Volksrechtsgebräuche, deren sinnreiche Bedeutung sie schätzen und in ihren überkommenen Resten auslegen, deren Ursprünge sie im höchsten vorgeschichtlichen Alter aufdecken, deren Zusammenstimmung mit den Rechtssitten fremder Völker sie nachweisen; auch für diese

Rechtsantiquitäten und ihr symbolisches Element wahrt er die größte Pietät.

Ein eigenthümliches Werk ist seine „Geschichte der deutschen Sprache", 1848, die jedenfalls nicht ihrem Titel entspricht; man könnte den Inhalt als linguistische Ethnographie bezeichnen, die sich nach weiten Gesichtspunkten über den ganzen Sprachvölkerstamm verbreitet, der, einheitlich asiatischen Ursprungs, über ganz Europa seine Wurzeln geschlagen und da in den einzelnen Nationalitäten seine verschieden bestimmte und gefärbte Entwicklung genommen hat. Parallelisiren der wesentlich den Sprachcharakter begründenden Formen, deren Auftreten und Umbilden Jakob Grimm immer mit den Lebensweisen und Bildungsstufen im Leben der Völker zusammenzuhalten versucht, ist der unbeirrt durchgehende Grundzug. Man kann das Werk kaum als ein Ganzes betrachten, ja es hält schwer nur den Faden herauszufinden, nach dem sich die Anreihung der verschiedenen Aufsätze bestimmte. Historisch entwickelnd geht er auch da nicht, sondern nimmt, wie es seinem Geist immer eignet, die Massen des ins Detail ausgelegten Materials mit Einem großen Ueberblick vor; er stellt eher das historisch Gewordene in seinen verschiedenen Beziehungen und Einwirkungen hin, als daß er dem Werden selber schrittweise folgte.

Die Grammatik, welche die gelehrt historische Sprachbauforschung recht eigentlich erst begründet hat, ist leider unvollendet geblieben.

Wilhelm Grimms „Deutsche Heldensage" 1829 zeigt zwei verschiedene Partien: die erste setzt mit einer in alles Detail der deutschen Schriftdenkmale eindringenden Genauigkeit der Forschung alle Spuren und Ueberreste der deutschen Heldensage fest vom sechsten bis zum sechszehnten Jahrhundert mit archäologisch-philologischen Untersuchungen, welche die einzelnen Gestaltungen und Umbildungen des Materials möglichst zu fixiren streben; es ist gelehrte Arbeit von strengster Methode. Die zweite, kürzere Partie über Ursprung und Fortbildung der Sage tritt in hoch ansprechender Manier und mit dem feinsten poetisch-reflectirenden Verständniß auf Entstehung und Umwandlung, Verhältniß zu Zeit und Sitte, poetischen Werth ꝛc. ein, ohne es noch für an der Zeit zu halten in den wichtigsten dieser Fragen auf den Grund zu gehen. Er verwirft gleicherweise die einseitig auf Göttersagen zurückgehende Ausdeutung wie die einseitig historische: jene als die Gestalten auflösend und verwirrend, diese als erfolglos Gewalt anthuend und

schon bei den ersten Schritten stockend. Sage, Epos, Geschichte, der Geist der Jahrhunderte und die poetische Gestaltung durchs Volk wie durch Einzelne arbeiten gestaltend und umbildend in einander. Die nordischen Gestaltungen (Edda), die große deutsche Bildung (Nibelungen) und die abgeschwächten jüngeren Umformungen (Heldenbuch 2c.) constituiren drei große, universell nationalen Umgestaltungen des Geistes parallel laufende Formationen. Wilhelm Grimm bringt in diesen Untersuchungen von jenen tiefgehenden und sinnig ansprechenden Gedanken, die das liebend eingedrungene Verständniß der Sprache und ihrer Literaturschätze kennzeichnen.

Wilhelm, eine weniger groß umfassende und gestaltende Natur, mehr sinnig poetisch, hatte sich in passendem Anschluß an seine Geisteseigenthümlichkeit besonders das Feld der deutschen Poesie des Mittelalters ausgewählt und lieferte da eine große Reihe trefflicher Ausgaben. Liebende Hingabe, feines Verständniß, saubere Ausführung und dabei derselbe unermüdlich begeisterte Eifer, der ihn mit dem größeren Bruder verband, bezeichnen sein Wirken; er ist das, was man einen reinlichen Geist heißen möchte.

Die Ausgaben der alten Literaturreste haben sie, beide anders als die noch wenig kritischen Vorgänger, mit aller strengen Gründlichkeit der classischen Philologie angegriffen; darin wetteifert mit ihnen Lachmann.

Ein liebliches und ihnen wohl passendes Werk der beiden Brüder ist ihre Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen", denen Wilhelms sinniger Geist die fein gefeilte Form gegeben hat. Daran gereiht die „Deutschen Sagen". — Es ist sehr frappant, die auffallende Aehnlichkeit der Redaction in einer ganzen Anzahl dieser Märchen zu bemerken und danach zu erwägen, wie das kindliche Volksbewußtsein in verschiedenen Stämmen und Zeiten dasselbe ist und sich die gleichen Vorstellungen und Gebilde schafft, von denen übrigens eine ganze Reihe auf die Mythen des Alterthums zurückführt; einen specifisch localen oder temporären Charakter tragen die wenigsten. Diese Ueberlieferungen, die zwar an die allerfernsten Anschauungen antiker und moderner Welt erinnern, haben doch außerordentlich Viel, was sich immer wiederholt; der durchgehende Tummelplatz der Phantasie ist die Metamorphose. Dabei ist das entwickelte Vorstellungsgebiet kein weites: Verzaubern

durch Hexen, Wiedererlösen durch gute Geister, wunderbares Ausführen riesenhafter Arbeiten, zu guter letzt die Heirath zwischen erlösten Prinzen und Prinzessinnen, das sind die weit überwiegenden und mannigfach variirten und doch immer einander gleichenden Ausführungen. Die Guten, die gutmüthig Frohen und die thatkräftig ins Leben Eingreifenden behalten nach größeren oder geringeren Mühsalen immer die Oberhand. Unter den ständigen Grundzügen treten z. B. auf die Tölpelhaftigkeit ungeheuerlicher Riesen, die Schlauheit und das Glück klein und einfältig geachteter Persönchen, wie schwacher Schneiderlein, verstoßener Bauernjungen, frommer und mißhandelter Stieftöchter u. a. Fast durchgängig spielt im gleichen Märchen der Contrast eine Rolle. — Es versteht sich von selbst, daß dergleichen Materien gegenüber das einzige gesunde Verfahren, von den Gebrüdern Grimm klar und tief begriffen und mit so urächtem Gemüth festgehalten, die ehrfürchtige Treue ist gegen die urangeborne Naivetät des Volksgeistes, eine jede willkürliche Redactionsveränderung wäre da Verderbniß; das ist ein Boden, auf dem es heißt: noli me tangere!

Nicht minder bedeutsam greift auf diesem Felde **Wilhelm v. Humboldt** ein. Wenn auch die Wirksamkeit des vollen und weiten Geistes nach den verschiedensten Richtungen eben so bedeutend als segenreich war, gleichwohl behält die Wissenschaft das Recht ihn zuerst sich zu vindiciren; das vergleichende Sprachstudium erblickt in ihm einen seiner Schöpfer. Allerdings wurde die Welt erst in der nächsten Periode, nach dem Tode des seltenen Mannes, mit den höchsten Blüthen seiner Gedanken- und Gefühlswelt bekannt; gleichwohl mag man sich mit Fug entschließen, dieses harmonisch durchgebildete Seelenleben, das eine constante Fortschrittslinie zur reinen Vollendung darstellt, in der Zeit seiner geklärtesten Reife aufzugreifen.

## Wilhelm v. Humboldt,

der im Allgemeinen weniger genannte, aber darum nicht minder große aus dem merkwürdigen preußischen Brüderpaare, nach Wirken und Studie die vollendete Ergänzung zu Alexander, bedeutend als Staatsmann und Kunstförderer, am größten aber in der Wissenschaft, stellt die geniale Verkörperung der geklärten philosophischen Speculation mit

einem ungeheuren empirischen Wissen dar, eine organisch zusammengebildete Einheit, auf der seine Größe ruht. Das kräftig durchgeführte Streben nach harmonischer Entwicklung der Persönlichkeit und die reine Vollendung in sich, die ihm natürliche Anbildung, Neigung und Studie zuführen, der volle Adel Kant-Schillerscher Durchbildung, die immer gleichförmige Humanität des Wesens und Liberalität des Urtheils, ein unendlicher Gesichtskreis und die Herrschaft der allgemeinen Ideen: diese Grundzüge verkörpern in ihm die reinste und höchste Lebensphilosophie. Er bewahrt allem gründlich durchforschten Wechsel des Zeiten- und Seelenlebens gegenüber die ruhige Größe und Selbständigkeit seiner classisch-harmonisch gebildeten Natur und hält den Glauben an die Idee fest; ein Jenseits sucht oder fürchtet er nicht, denn es giebt wenig Naturen, die sich selber so genug sein durften. Das vergleichende Sprachstudium, auf dessen Riesenfelde seine berühmte Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" gleichsam den ersten gewaltigen Markstein und zugleich den Meilenzeiger für die Zukunft bildet, erstrebt nun nicht mehr blos die Kenntniß der fremden Sprachen und Literaturen, wie in den ersten Anfängen seit Herder's Zeit und Strebungen, sondern geht auf das innere Schaffen des Menschengeistes in den verschiedenen Sprachorganismen im Verhältniß zu den historischen Elementen der Länder und Völker und zurück bis auf die Frage nach dem Ursprung der Sprache überhaupt. Wie das erste unklare Verranntsein in die indischen und allgemein die orientalischen Mythologien 2c. das Dunkel der romantischen Zeiten noch tiefer machen half, so führte hernach umgekehrt die logisch sichere Combination der am kräftigsten auf die Heimath bezogenen Studien (Gebr. Grimm) in das taghelle Leben der neuesten Wissenschaft großartig bereichernd herüber. Einkehr ins deutsche Leben: alt- und mittelhochdeutsche Forschungen, Studium der Besonderheiten in den Provinzen und Stämmen, Dialekte, Provinzialgeschichten 2c. In seinen Sprachstudien beachtet W. v. Humboldt gleicherweise die individuellen Gesetze der einzelnen Sprachen und die ihnen gemäßen Umwandlungen ihrer Organismen wie die allgemein philosophischen Sprachgesetze, die schon in den Sprachwerkzeugen und den universellen Denkgesetzen ausgebildet sind: dort die Sprache in ihren innerlich individuellen Bildungen, hier die gemeinsamen, in der Sprachverwandtschaft ausgeprägten Formen.

Die Feinheit, womit er die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper der Sprache verfolgt, ist schwerlich einem Zweiten eigen, und er behandelt die Sprache durchweg als freie Schöpfung des nur in der Thätigkeit bestehenden Menschengeistes. „Laut und Gedanke, gemeiner Sinn und Ausdruck in ihrem steten, bald mehr, bald minder, doch nie ganz sich deckenden Dingen sind bis in die Tiefe verfolgt." Schönheit, Klarheit und wahrhafter Tiefsinn sind ihm immer eigen. — Die oben erwähnte, 1831 als Einleitung in die Kawisprache niedergelegte Abhandlung ist unvergleichlich und einzig nicht blos in der Literatur und bleibt eines der großartigsten Werke philosophisch durchdrungener Philologie. Wenn einerseits die ins Erstaunliche gehende Stoffkenntniß, die in höherem oder geringerem Grade mit einer bisweilen ins Kleinste verfolgten Detailforschung fast alle Sprachen der Erde umfaßt, mit hoher Bewunderung erfüllen muß, so bekundet mehr noch die Auffassungs- und Behandlungsweise, wie sie so ganz seiner innersten Wesenheit entnommen ist, die Größe des speculativen Kopfes. Er schaut und behandelt eben die Sprache nicht als ein fertiges Ganzes für sich, sondern als einen durch den Geist der Völker gewordenen und stets fort werdenden Organismus, vom Geiste naturgemäß gezeugt, ihn offenbarend und wieder bedingend. So kommt es, daß ihm keine Form ein Isolirtes und Todtes wird, in jeder kehrt die Grundlage nach jener hochbedeutenden Wechselwirkung wieder. Alle Strömungen verlieren sich in einen Hauptstrom, der mit seinen gewaltigen Armen die gesammte Geistesthätigkeit umspannt. — So ist Humboldt's Werk selbst ein großartiger Organismus geworden, der in seiner prachtvoll strömenden, wenn auch streng und abstract wissenschaftlichen Ausdrucksweise mächtig ergreift, da der Geist ihn trägt. Es liegen darin die gewichtigsten Andeutungen für den denkenden Sprachforscher, auf die fußend nach den heutigen noch viel weiter geführten Detailstudien ein ähnlich genialer Kopf die feinen psychischen Fäden zu einer gewaltigen Synthesis von Geist und Form ausspinnen möchte. — Als Seitenarbeiten zu jenem Hauptwerk erscheinen die beiden Aufsätze: „Ueber das vergleichende Sprachstudium" und „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung". Beide bekunden dieselbe kolossale, in Fleisch und Blut übergegangene Gelehrsamkeit und dieselbe schlagende Schärfe und Klarheit des Gedankens, die auf die vollendete Darstellung einen eigenen Reiz zurückwirft. Der

Geist zerschlägt die mechanischen Formen, um in der Tiefe wieder den Geist zu suchen und zu finden. Auch da sind Fundgruben für den Philologen. So ist Humboldt immer, auch in anderen kleineren Arbeiten verschiedener Natur. Von der Beobachtung geht er immer über auf tiefsinnige Reflexion und Charakteristik. Es ist überall jenes psychische Forschen und innerliche Verknüpfen der Verhältnisse und Entwickelungen, ein philosophisches Schließen zugleich neben tiefem Gefühl, das oft poetischen Hauch annimmt (so in dem wunderlieblichen Reisebilde: „Der Montferrat"). Der Styl, selbst wo er sich „einer an Dilettantismus streifenden Nachlässigkeit in der Form" überläßt, zeichnet sich doch immer als das blühende Abbild der reichen und weiten Gedankenwelt, die er wiedergiebt. Das Gefühl setzt sich ihm leicht in den Gedanken um, so in den ganz eigenartigen „Sonetten". — Wir gehen bei dieser reichbegabten Natur nicht ein auf das freie, reine, humanistisch geadelte und glückliche Wirken des Kunstfreundes und Kunstkenners, wie es sich zumal in seinem langen Aufenthalte zu Rom auslebte; wir gehen nicht ein auf das minder glückliche Wirken des praktischen Staatsmannes, eines der Wenigen, die Sinn und Willen für ein großes und freies Deutschland hatten, denen aber die Kleinlichkeit und der Egoismus des Pygmäengeschlechtes nach Napoleons Fall die besten Ideen vorweg jammervoll verkümmerten. Wohl aber müssen wir, um diese eine starke Seite in ihm zu würdigen, noch einen Blick werfen auf seine Abhandlung: „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen". Ihr Specifisches besteht in der als Grundton durchs Ganze laufenden Tendenz nach höchster individueller Freiheit bis zur gänzlichen Abweisung staatlicher Einflüsse auf manchen Gebieten, wo unser zeitlicher Staat noch bestimmend eingreift, und fast bis zu gänzlicher Verflüchtigung gewisser Momente, wie des religiösen. Diese Grundidee ist Satz für Satz schlagend durchgeführt und scharf begründet. Humboldt fußt dabei auf einem großartigen Begriffe von menschlicher Würde und sieht Heil nur in ungestört energischer und einseitig individueller Entwicklung der Menschennatur. Jedenfalls geht auch hier die Basis wissenschaftlich tief und verliert sich in letzter Linie in psychologische Grund- und Lebensfragen. — Ganz originell und auf ihre besondere Weise greift diese Fassung in die allgemeinen Wallungen der Jetztzeit ein, und es ist gar ergötzlich, wie die engbrüstige Orthodoxie in solchen tiefgehenden Werken das

Gift nicht sieht oder nicht sehen will. Die Ausführung ist bestimmt, streng abstract, philosophisch, und die Sätze laufen ab in einfachst ruhiger Klarheit. — Schließen wir sein Bild ab! Köpfe wie W. v. Humboldt sind die königlichen Baumeister, an denen unsre Zeit keineswegs reich ist, und gegenüber der unabsehbar anwachsenden Detailforschung, in deren Einzelheiten leicht der Geist verlorengeht, wird dieses vergeistigte Zusammenfassen immer mehr eine hochzuschätzende Nothwendigkeit. Er setzt eine innerlichst erfaßte und groß durchgeführte Parallelentwicklung zwischen den als Organismen neben einander herauswachsenden Thätigkeiten des Sprechens und des Denkens innerhalb der gesammten menschheitlichen Entwicklung, und ist der größte Denker, der mit wunderbarer Klarheit das hohe Endziel der vergleichenden Sprachforschung verfolgt: das innere Werden und Schaffen des Gedankens und seiner Sprachform zugleich in den Gesetzen ihrer Wechselbeziehung zu fixiren. Durchaus ideal, mit einem poetischen, ans Ahnungsreiche hingegebenen Anflug und vornehmer, prächtiger, zuweilen leicht hingeworfener Form, stellt die vollendete Kant-Schillersche Natur in der hohen Harmonie ihrer Bildung die classische Periode künstlerisch verklärt dar.

**Alterthumskunde.**

Désiré Raoul-Rochette ist auf verschiedene Richtungen der Geschichte und Kunst des classischen Alterthums eingetreten; mit französischer Gefälligkeit, Leichtigkeit und geistreicher Tournüre verbindet sich in allen seinen Schriften auch der Mangel an gründlichem Eintreten. Raoul-Rochette hat daneben Briefe über die Schweiz und eine Geschichte der helvetischen Revolution verfaßt.

Unantastbarer ist der große Kenner der nordischen Alterthumskunde Karl Christian Rafn, der 1825 die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde gründet mit dem Zwecke, die noch ungedruckten Schriften der altnordischen Literatur zu veröffentlichen und die bereits herausgegebenen kritischer Behandlung zu unterstellen. Rafn widmet diesem Zwecke sein Leben und führt ihn als Bearbeiter der erscheinenden alten Schriftdenkmale durch, trägt auch bei zur Runenkenntniß; historisch-philologisch-literarisch-kritische Sichtung ist sein Werk. — Die Geschichte von der frühen Entdeckung Amerikas durch die Scandinavier im zehnten Jahrhundert ist von ihm sicher documentirt und nachgewiesen, wie sie vom elften bis vierzehnten Jahrhundert die Küsten Nordamerikas

bis Rhode-Island und Massachusetts heruntergezogen und sich gesetzt haben; er stützt sich dabei auf alle auffindbaren Thatsachen sowohl der nordischen Quellenschriften als auch auf Daten der Geographie, Nautik und Astronomie. Eingetreten ist er darauf 1837 in den „Antiquitates Amerjcanae“, einem Werke von eben so glänzender Ausstattung als reichem wissenschaftlichen Material.

### Theologie und Kirchengeschichte.

Die Strömung ist dieselbe wie in den ersten Reactionsjahren, nur dem allgemeinen Zuge gemäß noch prononcirter. Alle Parteien schaffen sich ihre besonderen Organe. Während der Rationalismus sich an die Zeitschriften von Paulus hält, spricht sich die Vermittelungstheorie seit 1828 in den „Theologischen Kritiken und Studien“ aus, gestiftet von Ullmann und Umbreit mit Gieseler, Lücke und Nitzsch, und diese kamen bald zu ausgedehnter Ausbreitung und nicht geringem Gewicht. Im gleichen Jahre steht in Berlin das Organ der heftigsten Eiferer auf, die „Evangelische Kirchenzeitung“ von Hengstenberg, mit dem ausgesprochenen Zwecke der Geltendmachung der strengsten Kirchenlehre und der Bekämpfung des verirrten Zeitgeistes, schon von Anfang an ein wüthend gehässiges Inquisitionsorgan gegen alle Lichtfreunde.

Erneuter Uebermuth der alleinseligmachenden Kirche und heftige Angriffe auf den Protestantismus und den Indifferentismus sind an der Tagesordnung, wogegen selbst der Katholik Carové sich erhob, der rührige, in alle Zeitfragen mit warmem Interesse eingreifende Publicist und philosophische Schriftsteller, gegen dessen Ideal von einer allen Völkern und Zeiten genügenden allgemeinen Menschheitsreligion, in der sich alle Zersplitterungen auflösen und die Kirche, frei von Hierarchie und Menschensatzung, zum reinen Christenthum sich gestalten sollte, dieses fanatische Treiben am härtesten anstieß. „Ohne Offenbarung keine Religion, ohne Kirche kein bestimmter Sinn der Offenbarung, ohne Papst keine Kirche; Offenbarung mit Kirche und Papst katholische Kirche, diese das vom weltlichen Reich unabhängige Reich Gottes auf Erden“ war das runde Losungswort.

Aus der vorigen Periode herübertretend, aber doch eher ihr Hauptgewicht in diese hinein legend, mögen hier noch der Rationalist Paulus, der Vermittlungstheologe Neander und der bald da-, bald

dorthin übergreifende Ammon nachgeholt sein, womit die Hauptrepräsentanten der Theologie aus der Restaurationszeit erschöpft sein dürften.

Kenner der orientalischen Sprachen, deren er sich zu seinen philologisch-kritischen und historischen Erklärungen der Schriften des Alten und Neuen Testamentes bedient, ein Hauptvertheidiger des freisinnigen Protestantismus und überhaupt mit kräftig lebendigem Sinn für die Zeitfragen ausgestattet, hat Paulus außer seiner ersten, fortlaufenden Zeitschrift dem theologischen Kampfe noch zwei („Der Denkgläubige" 1825—29 und „Kirchenbeleuchtungen" 1827) bestimmt. Die historisch-philologische Kritik, von der er ausgeht, ist kaum in einem Anderen mit schärferer, im Streite mit den reactionären Mächten des Tages selbst schrofferer Bestimmtheit ausgeprägt, und der Rationalismus stellt in ihm seinen vollen Charakter dar mit allen Vorzügen und allen Mängeln, die tagmachende Kraft eben so wohl als die Nüchternheit und Verstandesdürre, die ihm ganz von Natur anklebt; der Boden der natürlichen Wundererklärung, die keineswegs genügt und schon damals vielen Gegensatz und selber Spott herausforderte, ist hernach mit allem Recht verlassen worden. Doch war sein lichtfreundliches Wirken ebenso einschneidend als nothwendig, und seine eindringlichen, bitter angefochtenen Warnungen vor allem überhandnehmenden Mysticismus und Jesuitismus hatten nur zu vielen Grund.

Der Vermittlungstheologe Neander, eine milde Natur, ist bedeutend als Kirchenhistoriker, der sich mit Vorliebe auf dem Gebiete der Monographie bewegt, als Hauptwerk eine unvollendete „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche" 1825—52 (Band 1—6) hinterlassen und daneben mit Erfolg als akademischer Lehrer gewirkt hat. 1837 verfaßte er gegen Strauß ein Leben Jesu. Wenn bei irgend Einem, so hängt bei ihm der eingenommene Standpunkt vollständig an der angebornen Naturbesonderheit, die ihre subjective Ansicht auf das Recht der Individualität stützte und ihn demgemäß auch historisch zu weitgehenden Concessionen an die individuellen Standpunkte und im Uebrigen auf eine vorwiegend erbauliche Richtung und mehr gemüthliche Behandlung geführt sowie in der Wahl seiner Gegenstände geleitet hat. Er hat besonderes Interesse für solche Perioden und Wendepunkte der Geschichte, wo große Contraste hervortreten, an denen das Christenthum in seinem eigenthümlichen Lichte hervortritt. Auch die Kirchengeschichte drückt ganz seine Subjectivität aus; „wie er selbst

keine bestimmtere philosophische und theologische Ansicht hat, sondern innerhalb eines gemüthlichen Glaubens steht, in welchem zwischen den allgemeinsten Gegensätzen des Göttlichen und Menschlichen, des Natürlichen und Uebernatürlichen nur ein fließender Unterschied ist, so sind besonders solche Erscheinungen, welche unter den Gesichtspunkt jener allgemeinen Fragen gestellt werden müssen, sehr unbestimmt und schwebend gehalten. Seine Geschichte ist ein Aggregat von Individualitäten, und die Darstellung zerfließt in unbestimmte Weite; sie hat einen vorherrschend religiösen, erbaulichen, aufs Praktische berechneten Charakter" (Baur).

Die Schwankenden und Unsicheren, vom Winde der Zeit bewegt, haben ihren berühmtesten Vertreter in Ammon, dem es in der Periode der versuchten oder vorgespiegelten Rückkehr zum strengen Offenbarungsglauben zweckmäßig erschien, sich so zwischen die beiden äußersten Parteien zu stellen, daß jede einen gewissen Antheil an seinen Aufstellungen für sich in Anspruch nehmen könne. Wenn es auf der einen Seite ganz richtig ist, daß er sich in seinen Forschungen von der Philosophie bestimmen läßt und in der Moral und Dogmatik ganz besonders auf die Kant'schen Grundsätze der „praktischen Vernunft" fußt, so ist anderseits eine viel zweifelhaftere und bestreitbarere Frage, wie weit er bei diesen Grundsätzen ausgeharrt habe; es frägt sich eben jeweilen, in was für einem Zeitpunkt und in welchen Kundgebungen man diesen Theologen als Forscher, Lehrer oder Prediger fasse. Sein Auftreten bei Anlaß der Harms'schen Sätze ist zwar die schreiendste seiner Inconsequenzen, aber nicht die einzige; sie kehrt wieder in seinen verschiedenen Schriften, ja in den verschiedenen Auflagen desselben Werkes („Anleitung zur Kanzelberedsamkeit"); das ist eben die Natur des sogenannten „rationalen Supranaturalismus", der eben so gewiß eine Halbheit ist, wie jede der beiden Richtungen, die er organisch zu verknüpfen sich ohnmächtig erweist, eine Einseitigkeit. Es ist nicht gethan mit der Definition des Rationalismus als Wissenschaft ohne Glauben, des Supranaturalismus als Glauben ohne Wissenschaft; die Aufstellung der Marksteine zwischen beiden und die Ausfüllung ihrer berechtigten Gebiete ohne Uebergriffe — da liegt die ungelöste Schwierigkeit. In der hoch und klar angesetzten Aufgabe, die er in seinem Hauptwerke „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion", 4 Bände, 1833—40, der Theologie stellt, nämlich „die stufenweise Fortbildung

der christlichen Glaubenslehre und ihre immer neue Verbindung mit der fortschreitenden Wissenschaft zu vermitteln", ist ohne Zweifel deutlich angegeben, wessen sie bedarf, um sich als Wissenschaft zu beglaubigen und zu erhalten.

Als hervorragender Theologe ist noch Georg Benedict Winer zu nennen. Eine Reihe seiner Schriften berühren namentlich die sprachliche Seite der biblischen Bücher; die exegetisch-grammatischen Arbeiten, in denen er zuerst die Grundsätze der neueren Philologie auf die Schriften des Alten und Neuen Testamentes angewendet hat, begründeten seinen Ruf; überhaupt ist das Studium des alt- und neutestamentlichen Idioms sein specielles Feld, und hierin stehen ihm eine große Masse wohlgeordneter Kenntnisse, Uebersichtlichkeit und Klarheit zu Gebot.

Das in den ersten Restaurationsjahren angefaßte Werk der evangelischen Union, vom König von Preußen in persönlich theologischer Einseitigkeit mehr und mehr äußerlich genommen mit Hemmung einer selbständigen Kirchengestaltung und mit Umgehung der Kirchenverfassung, erweist sich innerlich noch haltloser als die übrigen theologischen Vermittlungsversuche. Der Grundsatz einer völlig freien Synodalverfassung wurde in Preußen als Grundlage der zu wünschenden Kirchenreform aufgestellt, aber ohne durchzudringen, und eine allgemeine Landessynode trat nie in die Praxis, weil sie von oben eben so wenig gewollt war als eine constitutionelle Kammer. Schleiermachers Schrift von 1824 trat dafür mit ehrenhafter Entschiedenheit auf, während lahmes Nachgeben fast allgemein dem Clerus eigen war. Die Union war mit Einführung der Agende gegen Ende des dritten Jahrzehnts äußerlich fast durchweg in den preußischen Landen und über sie hinaus anerkannt, aber als leer formales Werk mußte sie sich ganz so wieder verlieren, wie es geschehen ist.

Als Unicum auf dem Boden der religiöse Färbung über sich werfenden Schwärmerei steht das Aufkommen der Mormonen (Latter-Day-Saints) da, deren Secte 1827 von Joe Smith zu Shavon im Staate Vermont gestiftet worden ist.

Wenn sich die Wissenschaft zum einen Theil mehr oder weniger frei vom Zeitgeiste, zum anderen weniger oder mehr von ihm bestimmt entwickelte, so liegt das an den verschiedenen Richtungen, die nach der Natur ihrer Objecte eben auch einen ganz verschiedenen Grad der Beeinflussung möglich machen oder ertragen; man gehe nur die Linie durch von der Theologie bis zu den Naturfächern! Aber eine wissenschaftliche Strömung, in welcher die letzteren überherrschen, läßt sich im Ganzen nie mehr durch einen reactionssüchtig-autoritätsbedürftigen Rückschrittsgeist imponiren. Wenn die Künste, im Allgemeinen vom Moment gefangener, doch ein ähnliches Stufenverhältniß zeigen, so liegt das bei ihnen nicht an den gleich sehr beeinflußbaren Richtungen, sondern an den Schulen, ja den einzelnen Häuptern und Leitern. Die Franzosen laufen die ganze Bewegungslinie durch. Wissenschaft und Kunst aber gleichen sich darin, daß sie in einem mittleren Verhältniß der Zahl und darüber Namen von höchstem Glanz aufweisen.

---

## Vierter Abschnitt.

# Bildende Künste.

---

Sehen wir unter allen Kunsterscheinungen nach derjenigen aus, welche am genauesten mit dem Geiste der Zeit harmonirt, so begegnen wir der unter Schadows Leitung zur Blüthe ihrer Leistungen emporsteigenden älteren Düsseldorfer Schule. Ihre Vorliebe für romantische Gegenstände, ihre contemplative Richtung auf Vorgänge des inneren Lebens, ihre Darstellung stillgemüthlicher Scenen entspricht vollkommen jener Zeit der politischen Stagnation, und eben so erklärlich ist die doppelte Erscheinung, daß jene Jahre der romantisch-poetischen Lebensanschauung diese mit allen ihren übrigen Tendenzen eng verschwisterte Kunstrichtung übermäßig bewunderten und priesen, wogegen später, als ein gänzlich veränderter Luftzug über die Länder strich, eine eben so übermäßige Mißachtung diese selben Productionen in den Schatten stellte. — Die Düsseldorfer Schule ist künstlichen Ursprungs, blos Malerschule, die Künstlercolonie ohne weiteren Zusammenhang mit ihrer Umgebung und dem socialen Leben der langweilig behäbigen Rheinstadt; alles Das machte sie zur Einseitigkeit angethan. Eine gemüthliche Künstlerwirthschaft, wo die Ideen und Formen vom Einen auf den Anderen übergingen, und das Haschen nach allgemein poetischem Inhalt begünstigte jene Vereinsamung und das Einspinnen in eng begrenzte Kreise. „Daher alle jene Gretchen, Genoveven, Aschenbrödel, Goldschmiedstöchterlein, Rothkäppchen und wie all das romantisch zugestutzte Wesen heißen mag.“ Mehr der Berliner als der auf ernste

und groß monumentale Aufgaben gerichteten Münchner Schule zugethan, neigt sie sich zu idyllisch gemüthlicher Lebensauffassung, zu sinnig poetischen Motiven, zu liebevoller Durchbildung der äußeren Erscheinung, namentlich durchs Colorit, zur feinen Betonung des individuell Charakteristischen, zu einer mehr weiblichen Auffassung und einer Weichheit, die nicht selten in sentimentale Weichlichkeit umschlägt. Trotzdem spricht Kugler ihrem Principe der feinsinnigen Detailbeobachtung und Naturauffassung ausdauernde Lebenskraft zu, indem sie nicht wie andere Schulen allmälig an Gediegenheit der Leistungen nachgelassen, sondern vielmehr „nach dem Abstreifen der jugendlichen Schwäche sentimentalen Wesens sich immer klarer entwickelt und nach der Seite eines edlen Realismus, besonders auch in Hervorbringung einer gesunden Geschichtsmalerei, stets reifere Früchte hervorgebracht" habe. Springer, der den Düsseldorfern das Anlehnen an lyrische Dichter, das Charakterisiren durch allgemeine Gegensätze wie Blondine und Brünette, üppige Fülle und schmächtige Zartheit, braunkräftige Männer und rosiggefärbte Jünglinge &c., das Schildern von Gattungsmenschen wie Hirt und Hirtin, das Todthetzen mit Beifall aufgenommener Motive wie die Hebräerelegien und die romantischen Liebhabereien zuschreibt, setzt alle diese Grundzüge in Verbindung mit den entgegenkommenden Ansprüchen des Kunstvereinpublicums, seit überhaupt mit dem 1828 von Lucanus u. A. gestifteten Halberstädter Kunstverein, dem ersten, in seiner Organisation hernach allgemein nachgeahmten, diese Institute und in ihrer Folge auch die periodisch wiederkehrenden Ausstellungen und Verloosungen als Nothbehelf auftraten. Im Uebrigen erklärt Springer folgendes Urtheil Immermanns über die Schule immer noch als das richtigste: „Bei ihnen vermißt man die geniale Sicherheit, das à plomb der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten. Es sind Versuche, aber schwankend zwischen der Kühnheit des Individuums, immer nur für sich und sein Personellstes ausdrückend, und der Scheu Fehler zu begehen. Diese Furcht vor gemalten dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug der Schule. Ihr Wahrzeichen ist es, daß das Weiche, Ferne, Musikalische, Contemplative, Subjective vor dem Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwalten. Es sieht aus dieser Zeit wiederum ein Zopf heraus, nur ein vornehmerer und poetischer zusammengeflochten als die alten puderigen".

Mit dieser Akademie ist unmittelbar und direct der Name ihres gerade nach der Seite ihrer Leitung am meisten besprochenen Directors verknüpft, des Malers und Kunstschriftstellers Friedrich Wilhelm v. Schadow-Godenhaus, welcher der Sohn war des Neubegründers der deutschen Bildhauerei und der glücklichere Bruder des zu früh verstorbenen Bildhauers Rudolf. Er ist von großer technischer Tüchtigkeit und entwickelt in seinen Bildern die Vorzüge des soliden Meisters, entbehrt aber der unmittelbaren Inspiration und legt darum vielfach das Hauptgewicht auf die verständige Correctheit und symbolische Motivirung. Reinheit des Styls, Schönheit der Detailausführung, ausgesprochener Sinn für Farbenharmonie und edle Form, strenge Zeichnung und gereiftes Naturstudium, dabei in allen seinen Werken hoher Ernst des künstlerischen Strebens sind seine unbestrittenen Verdienste. Dagegen mangelt ihm oft die rechte Kraft des Ausdrucks, der sich eher ins Weiche verliert, und die rechte Realität; die allegorisch-symbolische Auffassung herrscht allzusehr vor, und traditioneller Zwang beengt das Schaffen, das der Spontaneität der Empfindung ermangelt. Große Compositionen sind nicht seine Sache, wohl aber sorgfältige Durchbildung und Ausführung des Einzelnen, weßhalb er weit bessere Darstellungen in der Oel- als in der Frescomalerei aufweist und eine große Zahl gelungener Portraits entworfen hat. Die Hauptsache sind seine religiösen Bilder, die früheren klar durchdacht und tief empfunden, darum auch zu den gelungensten zählend, die späteren mit anspruchsvollerer Gedankensymbolik und geringerer Gemüthswahrheit. Sein Hauptverdienst aber bleibt die immerhin bedeutende und auf die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Künstlernaturen eingehende Akademieleitung, die reiche Kräfte großgezogen hat; doch auch dabei bildet mehr das kritische Verständniß als das eigene Schaffen den Mittelpunkt. Von der Mitte der dreißiger Jahre an sind die lebhaftesten Widersprüche laut geworden; geklagt wurde über die einseitige Begünstigung der heiligen Malerei, die Schadow allerdings für sich sowohl als für die Schüler mit tendenziösem Eifer festhielt, sowie über die weiche und süßliche Oberflächlichkeit der Schule, und es erhob sich unter den jüngeren Schülern selbst eine für den alternden Meister sehr bemühende Opposition, welche nach größerer Freiheit der Technik, mehr Kraft der Farbengebung, vor Allem aber nach einem Einlenken auf die Zeitideen und entsprechenden Objecten verlangte.

Eine von den Düsseldorfern nicht stark abweichende Richtung nimmt der Berliner Meister **Karl Begas**, Historien- und Portraitmaler, ein frühreifes Talent, das schon durch seine jungen Leistungen große Erwartungen weckte und sie glänzend gerechtfertigt hat; vielseitig und mit großem Erfolg auf den verschiedenartigsten Gebieten thätig, reich an Motiven und getragen durch eine Erfindungsgabe, die immer neue und überraschende Wendungen ausdenkt und in jeder Gattung verständig und ordnend das eben Angemessene und die charakteristischen Grundzüge trifft, zeigt er eine ruhelose Regsamkeit der suchenden Entwicklung, die ihn von einer Weise in die andere hinübertrieb. Er hat eine große Zahl historischer und biblischer Bilder gefertigt und daneben auch vielfach romantische und idyllische Stoffe, oft von elegischer Haltung, bearbeitet, worunter reizende Genrestücke. In jenen entwickelt er großartige Stylistik, in diesen jene bezaubernde Anmuth, die auf inneren und äußeren Gründen ruht und uns mit tief poetischer Stimmung aus seinen lieblichen Bildern entgegenhaucht. Seine besonders werthvollen Portraits von fast allen bedeutenden Zeitgenossen, so namentlich der preußischen Künstler und Gelehrten, sind ausgezeichnet durch Adel und Feinheit der Charakteristik, bedeutsame Erfassung des seelischen Gepräges, blühende Carnation, virtuosen Vortrag und fein berechnete malerische Wirkung. Allgemein kommen ihm zu Glanz und eigenthümliche Zartheit der Carnation, ein volles, kräftiges, klares und harmonisches Colorit, besonderer Schmelz in Behandlung des Helldunkels und blendende Lichtwirkung, Tiefe der Charakteristik, eine durch das Studium der großen italienischen Meister erlangte Reinheit des Styls und Hoheit der Darstellung, vollendete Technik; weniger ist das Formgefühl entwickelt. Vorzüglich bezeichnet die „Loreley“, jenes (nach Müller) „überaus reizvolle und tiefsinnige Märchenbild, so schön im Gedanken, so großartig in der Composition und ergreifend im Ausdruck wie von hoher Vollendung in Zeichnung und Farbe“, die Grundstimmung seines Wesens.

Aeußerlich macht den Uebergang von der Düsseldorfer zur Münchner Schule das große Haupt der idealistischen Monumentalmalerei,

## Peter v. Cornelius.

Die Kunstkritik ist darüber einig, den malenden oder vielmehr zeichnenden Geschichtsphilosophen als den gewaltigsten und gedankenvollsten

Künstler des Jahrhunderts anzuerkennen. Ein außerordentliches Talent bekundend, geht er früh schon seinen eigenthümlichen Weg, auf dem er sich höchstens den erfindungsreichen Carstens zum Muster setzt, erkennt sich auch schon früh für die Frescomalerei geboren. Er hat auf seinem Wege das erreicht, was Carstens wollte, und vollendet, was dieser begann, die Wiederherstellung einer nationalen Malerei. Obgleich Romantiker, dessen darstellende Gewalt sich auf starke Gegensätze wirft, die Handlung bis zum erschütternden Schlußmomente durchführt und selbst vor einem grauenhaften Ausgang nicht zurückschreckt, läßt er in seinen Schöpfungen doch wieder einen protestantischen Zug und ächt deutsche Empfindung vorwalten, den Ausfluß seiner entschieden männlichen Gesinnung. Mehr als irgend Einer ist er Maler der Geschichte, die er an seinem inneren Auge vorüberführt, mit philosophischem Scharfsinn durchdringt, von allem Zufälligen und Unwesentlichen entkleidet, in allen Beziehungen faßt und folgerecht combinirt und bis zur unausweichlichen Entscheidung hinausführt, so daß aus dem Wesen der Handlung auch das der handelnden Personen herausspringt; seine Werke sind erzählende tragische Gedichte. Zu streng, um populär zu sein, wendet er sich an die Aristokratie des Geistes und kann nur von ihr verstanden und genossen werden. Seine Hauptstärke ruht in den rhythmisch vollendeten Cartons und in der Erfindung ausgedehnter, durch einen ungeheuren Gedankenkreis in sich geschlossener Gemäldecyklen, in denen sich jener innerste Grundzug auslebt, der ihn treibt, den jeweilen bestimmten Kreis seiner Darstellung in erschöpfender Mannigfaltigkeit zu umschreiben, sein Object nach allen möglichen Beziehungen klar durchzudenken und durchzuführen; keiner hat eine so unbegrenzt reiche Welt der Ideen in so scharfer und umfassender Gliederung eingefaßt und die Kreise vollendet. Immer legt sich Cornelius die Dinge philosophisch zurecht, ordnet an, gliedert und formt aus diesem geistvollen, in sich ruhenden Gedankenwerk heraus, so daß die Einzelerscheinung zum organischen Glied und Sprecher einer allgemeinen Weltordnung wird — Geschichtssymbolik im großen Styl, welche Unterordnung der Form unter den Gedanken, des malerischen Elementes unter das poetische verlangt. Sehr wahr drückt sich Springer darüber so aus: „In der Begabung, großartige, tiefe Gedanken in weiten Gestaltenreihen niederzulegen und in ausgedehnten Räumen scharfsinnig zu entwickeln; in der Fähigkeit Gedichte zu zeichnen, findet Cornelius

kaum einen Nebenbuhler. Es klingt wie Ironie, wenn man behauptet, die Lecture des in Programmen veröffentlichten Inhaltes, welchen seine Gedankencyklen darstellen, gewähre kaum einen minderen Genuß als die Anschauung derselben, und doch ist es verhältnißmäßig wahr, wenigstens ist ohne die Wissenschaft von dem ihnen zu Grunde liegenden Gedankencyklus ihr Verständniß unmöglich". Darin liegt die Bedeutung, aber fein auch die Achillesferse des großen Meisters aufgedeckt, der, wie Schinkel, eine rein individuelle Größe ist. — Ein von Anfang an aufs Universelle gerichteter Geist voll hoher dichterischer Fülle, dem ein unerschöpflicher Reichthum an erhabenen Gestalten zum Ausdrucke der grandiosen Phantasie dient, hat er in München und in Berlin auf den verschiedensten Stoffgebieten unvergängliche Thätigkeit und in dieser eine Hoheit der Anschauung und eine Macht der dramatischen Gestaltung bekundet, der man nicht widerstehen kann. Sein Feld ist das Uebermenschlich-Gewaltige; er ersicht seine Siege durch die Macht des Geistes, selbst wenn er dem Großen und Erhabenen das Schöne opfert; das Christliche in seiner Hingebung und Duldung steht ihm fern; auch die religiösen Elemente greift er in apokalyptischen Riesengebilden heraus. Er will und vermag seine Gedanken immer auf seine originelle und mächtig ergreifende Weise auszudrücken. Die Tiefe der poetischen Begabung und der Reichthum des Geistes sind außerordentlich. Dagegen ist ihm allerdings die Bewältigung des Materials weniger gelungen; die Ausführung seiner Fresken hat er regelmäßig fremden Händen übertragen, und seine Bilder zeigen trockne Umrisse und häufig auch steife Stellungen. Beginnen wir mit den Darstellungen zu „Faust" und noch mehr mit denen zur Nibelungensage, jenen in Rom entstandenen herrlichen Compositionen, worin er gleichsam an dem Geiste der erhabenen Dichtungen mitdichtete und für die Helden des hochherrlichen Nationalepos die ersten ächtdeutschen und normgebenden Typen schuf, und schließen wir ab mit dem Campo santo des greisen Meisters, vielleicht dem tiefsinnigsten seiner Werke, das noch einmal scharf alle seine Besonderheiten und Vorzüge in sich ausgeprägt darstellt, so steht eine Laufbahn vor uns, wie sie wenigen Sterblichen beschieden ist. Was Müller von seinen Fresken in der Glyptothek sagt, das gilt von allen seinen überreichen Bildercyklen; sie alle zeigen ihn gleich groß als Denker, Dichter und Maler durch die tiefe Durchdringung der Aufgaben, das geistvolle Erfassen ihres

inneren Kerns und die Vertheilung desselben in seine Hauptmomente, die Bedeutung der einzelnen Darstellungen für sich wie für das Ganze und ihr passendes Aneinanderreihen, den Reichthum der Phantasie, den Schwung und die Poesie der Gedanken, die Klarheit der Composition und Anordnung, die wohlgemessene Ausfüllung der Räume und die gedankenvollen Arabeskenrahmen, die sich um alle diese Erfindungen schlingen. Es ist überall dieselbe großartige Auffassung und ideale Hoheit.

Neben dem großen Haupte der Idealisten in der Malerei steht das nicht minder große in der Baukunst,

## Karl Friedrich Schinkel,

der zweite Gilly, auf seinem Felde gleichfalls der Erste des Jahrhunderts, der in geist- und lebenvoller Wiedererweckung des hellenischen Styls der modernen Geschmacksverwirrung und Stylmengung nachhaltig entgegengewirkt und auch als Theoretiker hohen Geist und edlen Sinn bekundet hat. Seine Bauten bewegen sich ganz auf dem Boden der Antike, ohne bloße Nachahmungen zu sein, da sie weise die neuzeitlichen Bedürfnisse und Anschauungen beachten. So wußte er ihnen bei aller Reinheit in der Formgebung gleichwohl selbständiges Leben und der griechischen Architektur, die er mit tiefem Verstand analysirt und frei der Lösung vorher ungeahnter Aufgaben angepaßt hat, gewissermaßen eine durchs moderne Leben erweiterte Ausdrucksfähigkeit einzuhauchen, ihr neue Ausdrucksformen und -mittel zu geben, ohne ihr organisches Wesen irgend zu gefährden; das ist seine große Bedeutung. Er erst hat die Gesetzlichkeit in der griechischen Baukunst zugleich anerkannt und verwerthet und durch die passende Verwendung aller dem Organismus angemessenen Detailformen ihren Grundbedingungen: Klarheit der Construction und Harmonie der Verhältnisse Genüge gethan. Eine reich und mächtig organisirte Natur ist bei ihm wie bei Cornelius Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens, das Hinsteuern zu hohen idealen Zielen und die geistige Vertiefung in die von ihnen dargestellten Ideen für sie unabweisbares inneres Bedürfniß, auch die Hinneigung zur Antike führt ihn keineswegs zu bloßer formaler Nachahmung, er verhält sich ihr gegenüber frei und waltet auch da selbständig, wo er blos zu reproduciren scheint. Weniger ist ihm die Gothik gelungen; er möchte auch ihr die Klarheit und Harmonie, die

ruhigen Abschlüsse der griechischen Architektur ausprägen und entzieht ihr bei der etwas gezwungenen Behandlung die eigenthümlichen Vorzüge, ohne ihr doch neue geben zu können. Allgemein gewähren seine Kirchenbauten selten volle Befriedigung. Besonderen Reiz aber hat er den ländlichen Privatbauten zu geben verstanden durch die feine Benutzung der Naturumgebung und die leisen Uebergänge; sie sind sehr schön poetisch gefühlte Landschaftsgemälde genannt worden. Schinkel hat besonders verstanden, die Formen seiner Gebäude aus ihrer Bestimmung heraus zu entwickeln und im Aeußeren Eintheilung und Bestimmung des Inneren klar zu machen.

Schinkel ist zugleich Maler. Seine Landschaften tragen einen symbolisch-plastischen Charakter, ihre Culturbedeutung oder eine tiefere Auffassung und namentlich der enge Zusammenhang mit der architektonischen Welt springt uns aus ihnen klar entgegen. Werthvoll sind seine Theaterdecorationen, und berühmt wurde das für Karl Gropius von 1810—14 gemalte Diorama. Die Wandmalereien, vorwiegend symbolischen Charakters, entbehren der sinnlichen Frische. Auch für die Historienmalerei im großen Styl zeigte er hohe Begabung. Unzählig sind seine nicht ausgeführten Bauentwürfe, darunter das Beste seiner mächtigen Phantasie.

Ein gewaltiger Genius, ist Schinkel immer neu und originell in seinen Compositionen; Grundprincip alles Bauens war ihm die möglichst vollkommene Darstellung des Ideals der Zweckmäßigkeit. Er hat das Bauhandwerk zu einem ganz anderen gemacht, das nach ihm durchdachtere und feinere Bildungen anstrebte; eine Schule aber konnte er so wenig begründen wie Cornelius, ihrer Beider Größe ruht auf rein persönlichen Eigenschaften.

Weder Schinkel noch Cornelius gehören einer eigentlichen Localschule an. Während jener aber in Berlin, dieser in München und Berlin in seinem individuellen Kreis die hohe Kunst pflegte, und vorher schon, kam die Münchner Schule zu ihrer Blüthe, die im gründlichen Unterschiede zur Düsseldorfer zuvörderst auf der Architektur ruhte und ganz eigentlich monumental war, sie selber zwar auch ein künstlich gezeugtes Product, aber auf natürlicherem und gedeihlicherem Boden. Wie man auch urtheile: das Bedeutende bleibt immer ein überraschender Reichthum an hohen Aufgaben, welche alle Künste zur wetteifernden Mitwirkung heranzogen. Ganz natürlich geht man zunächst

von demjenigen Baumeister aus, der zu frühest seinen ganz entscheidenden Einfluß auf die Münchner Kunst geltend machte.

Leo von Klenze anerkennt gleich Schinkel in dem früh verstorbenen Friedrich Gilly seinen Lehrer und Meister. Er ist mit einer außerordentlichen Anzahl umfangreicher Gebäude aufgetreten, deren Hauptbestreben immer dahin geht, den drei verwandten Künsten in schönem Verein Raum zur Entfaltung zu geben, wie er denn selber der Malerei besondere Beachtung schenkte, fleißig in Oel- und Wasserfarben malte und durch Anwendung der Polychromie Tüchtiges leistete. Ueberhaupt hat er geweckten Sinn für die innere Decoration, die oft sehr schön ist, mehr als Schinkel, an den er sonst nicht reicht. Es kam ihm vermöge seines Studienganges schwer an, sich von den zu Anfang des Jahrhunderts namentlich in Paris gültigen Kunstanschauungen zu emancipiren, und nachher ist er Eklektiker geblieben. Vorwiegend huldigt er zwar der Antike und den direct von ihr abgeleiteten Bauweisen (italienische Renaissance), hat sich auch auf seiner griechischen Reise die Kenntniß und das Verständniß jener reinen Bauformen erworben, wie er sie mit lauterem Adel, wohl nicht ohne Einwirkung des Beispieles von Schinkel, in der „Ruhmeshalle" aufbaute, hat sich aber immer wieder, auch in der Renaissance, einer Mischung der Stylarten überlassen; die festungsartige florentinische Bauweise (der herrliche Palast des Herzogs Max) hat er in Deutschland eingeführt. Es geht ihm namentlich in den älteren Bauten, so bei der 1816—30 aufgebauten, in der akademisch überlieferten und abgeschwächten Stylfassung befangenen Glyptothek, die frische Erfassung und liebende Hingebung an die mustergültigen Vorbilder ab, er erlaubt sich willkürliche Abweichungen und freie, aber zumeist nicht eben schöne Umschreibungen griechischer Motive, ohne doch zur Genialität in der Composition sich zu erheben, da seinen Plänen meist irgend ein Gebäude Griechenlands oder Italiens zur Unterlage dient. Mängel in den Verhältnissen und in der inneren Disposition (Lage der Treppen), als durchgängiger Fehler in den Façaden eine zu niedrige Anlage der Basis, wodurch das Gebäude an Ansehen einbüßt, werden ebenfalls hervorgehoben. Trotz Alledem machen seine Bauwerke von reichem und anziehendem Aussehen einen stattlichen und malerischen Eindruck und bekunden edlen und geistig tief gebildeten Sinn; viel angefochten und nicht eben mustergebend, auch nicht von dem nachhaltigen

und gediegenen Einfluß auf die Architektur, den Schinkel ausübt, sind sie doch Zeugen eines lebenskräftigen und formenreichen Künstlergeistes. Klenze ist auch ein verdienter Kunstschriftsteller, dem die umfassende Kenntniß der Geschichte der Baukunst zu Gebote steht.

Wenn die vier hohen Häupter trotzdem, daß sie in vollem Wirken noch tief in die anders geartete nächste Periode hinein, ja zum Theil über sie hinaus reichen, gewiß mit Fug hieher gezogen werden mochten als in die frische Blüthezeit eines hernach nicht weiter um- oder ausgebildeten Wirkens, so mag man zweifelhafter sein mit Rücksicht auf den nicht minder großartigen Bildner Rauch, der bereits auch mitten in seiner lang' ausdauernden und reichen Wirkensperiode steht, aber noch immer zu größerer Vollendung aufsteigt; ihn werden wir auf seinem Gipfelpunkte fassen.

Noch sind unter den Deutschen zwei abgesondert für sich stehende Maler zu nennen.

Der österreichische Historien- und Genremaler, Zeichner, Kupferstecher und Lithograph Peter Fendi, der wenige Historien-, aber eine große Reihe Genrebilder kleineren Maßstabs und noch mehr Entwürfe, daneben landschaftliche Darstellungen namentlich der Naturherrlichkeiten Salzburgs hinterlassen, wird für Wien als der eigentliche Begründer des Genre und als der Erste bezeichnet, der in diesen Gemälden einen dichterischen Gedanken auszudrücken verstand. Von seiner fleißigen Hand sind auch fast alle Monumente in Gold und Silber im Münzcabinete zu Wien gezeichnet und gestochen und für die modernen Münz- und Medaillencabinete die Oelbilder der berühmtesten Numismatiker entworfen. Er verstand in den Geist der Alten einzudringen und ihn mit großer Treue wiederzugeben. Daneben entwickelte er besonderes Lehrtalent.

Der ebenfalls österreichische Landschafter Thomas Ender, von hoher Productivität und seltenem Reichthum der künstlerischen Mittel, unterstützt durch einen unermeßlichen und wohl verarbeiteten Schatz von Eindrücken großer Reisen, die er zu getreuem Studium der Naturformen nutzte, ist in Darstellungen der Gebirgswelt vorzüglich und in seinen südlichen und tropischen Landschaftsbildern wahrhaft classisch. Großartige Naturauffassung, ungewöhnliche technische Meisterschaft, der er sich freilich dann und wann bis zur Effectmalerei überlassen hat, und ein bestechender Lichteffect verschaffen seinen Landschaften hohe Wirkung.

Sein Zwillingsbruder Johann, der antikisirend akademischen Schulrichtung und eleganten Manier zugethan, war Portraiteur, zeichnete viel für Taschenbücher und entwarf dann und wann auch Geschichtsbilder.

Unabhängiger von den Zeiteinflüssen als die deutsche Malerei entwickelt sich jetzt schon die französische; zwar geht auch sie auf die romantischen Stoffe und Liebhabereien über, entfaltet aber mitten in diesem Streben bereits einen recht kräftigen Realismus; es ist dies genau dasselbe Verhältniß zwischen den zwei Nationen wie bei der Romantik in der Literatur. Der Kampf gegen den Classicismus war um die Mitte des dritten Jahrzehnts bereits soweit abgethan, daß die Romantik den entschiedensten Vorsprung gewonnen hatte und in Bälde überherrschend das Feld behauptete.

In der Bildhauerei, die allerdings auch von demselben Widerstreit berührt wurde, ist es nie zu so scharfem Austrage gekommen; die Vermittlungsversuche, das plastische Juste-Milieu-System dominirt, und der ganz entschiedenen Anhänger des Romanticismus sind wenige.

Als längst nachhaltender Hauptvertreter des David'schen Classicismus wird der lang' und eifrig thätige Ingres am besten mit seinem von 1827 datirenden und viel besprochenen Hauptbilde, der „Apotheose Homers", eingeführt, neben dem noch etwa die zweie: „Jesus unter den Schriftgelehrten" und „Die Marter des heil. Symphorion" als die bedeutendsten zu nennen sein mögen. Mit Fug stellen ihn die Franzosen an die Spitze der strengen Stylisten, mit weniger Fug hat er eine Zeit über namentlich durch seine mächtige Schülerzahl ganz eigentlich Gang und Geschick der französischen Malerei bestimmt, wenn auch sein Einfluß sich nur auf die Genossen und Kenner der Kunst erstreckte, nicht auf die Masse, mit der er überhaupt die Berührung eher scheute als suchte; auf ihn hat sich namentlich die zu Anfang der vierziger Jahre gegen die Romantik aufkommende Reaction gestützt, und damals wurden sein Talent und Verdienst weit überschätzt. Die Rolle des Stylisten und Idealisten, der neben der Antike namentlich den Raphael bevorzugt, ist allerdings seine hervorragende; aber daneben entfaltet er eine ganz auffallende Mannigfaltigkeit in den Formen und Stoffen und macht Uebergriffe sogar bis in die Gebiete der schwärmenden Romantik und des farbenprächtigen Realismus. Der bunte Wechsel seines Gedankenkreises führt ihn auf die verschiedensten

Materien: Portraits, Genrescenen, sinnliche Schildereien weiblicher Schönheit, strengreligiöse Bilder, romantische Geschichtsdarstellungen, antikisirende Prunk- und allegorische Schaustücke. So geht auch die Darstellung in die äußersten Extreme ein, obwohl die frostige Eleganz der Davidschen Manier, die Härte und Kälte der Färbung neben der Glätte und Nüchternheit des Vortrags jedenfalls die ihm natürlichste Weise sind und einzelne dieser Bilder sehr gut Tapetenbildern oder aus alten Handschriften herausgeschnittenen Miniaturen verglichen wurden; aber kurz, es finden sich bei ihm „kalte und warme Farbenscalen; hier strenges Maß und eine Enthaltsamkeit in der Färbung, die auf längere Frescostudien hinweist, dort ganz und gar naturalistische Auffassung, ein beinahe vlämisch kräftiges Colorit; hier ruhige Linien und plastisches Streben, dort ein verschwommenes Gefühl für die Wiedergabe tiefsinniger Empfindungen" (Springer). Das ist bei Ingres nur das Resultat eines unbeständigen und in sich unklaren Geistes. Es ist die Technik, das vollkommene äußere Formengerüste des idealen Styls, das er sich angeeignet hat, aber nicht sein Geist und seine poetische Kraft. Die Modellirung ist kräftig, die Durchbildung sorgsam, die Zeichnung streng, nach den besten Traditionsmustern, die er übrigens mit lebender Modellnatur zu verbinden trachtet, die Umrisse rein, die Behandlung stylistischer Aufgaben virtuos; das sind seine Hauptvorzüge, die mehr von einem der Plastik zugewendeten Sinn Zeugniß geben, das ist aber auch Alles. Die Kunst- und Kraftstücke der Zeichnung und Gruppirung, das mühsam künstliche Arrangement der Draperie und die gedanken- und empfindungsarmen Gestaltengruppen in seinen nüchternen Apotheosen, die Dürftigkeit der Erfindung, der Mangel an Sinn für Seele und individuelles Leben, die Kälte, das leere Pathos und die reflectirte Allegorie lassen bei seinen Schöpfungen nur einen frostigen Eindruck aufkommen.

Neben Ingres hat die idealistische Classicität ihren vornehmsten, freilich noch weniger einen Hauptvertreter in François Joseph Heim, der sich aber schon keckerer Behandlung und lebhafterem Farbenschein überläßt. Wie aber diese Vermittlungsschule im Ganzen kein eigenthümlich hervorragendes Talent ausgebildet hat, so ragt auch Heim nicht zur Höhe eines solchen hinan. Nie populär, ist er später nach dem vollendeten Siege der Romantiker viel angefeindet und gehöhnt worden, die wechselnden Regierungen dagegen haben ihn mit Vorzug

behandelt. Das Gute bleibt ihm unbestritten, daß er in seinen Ausführungen bis ins hohe Alter gleichmäßig und ungeschwächt geblieben ist. Seine Malereien im Conferenzsaale der Deputirtenkammer und eine Scene aus der Zerstörung Jerusalems (1824), diese von groß angelegter Composition, zählen unter seine besten Arbeiten, und die Freunde der historischen Ikonographie bewundern von 1827 das Bild Karls X., wie er am Schlusse der Ausstellung von 1824 den Künstlern Belohnungen austheilt; sie bezeichnen diese Gruppirung von mehr als hundert Portraits mit originellem Ausdruck als eine feine und geistreiche Darstellung. Heim legt auf die Composition jene Sorgfalt, die den Akademikern oft eigen ist, und bringt daneben in einzelnen namentlich früheren Werken eine etwas bewegtere Compositionsweise, größere Kraft der Zeichnung und effectreiche Gegensätze von Licht und Schatten in Anwendung; anderwärts aber wird er gespreizt in den Bewegungen, schwach, ja leer im Ausdrucke, flüchtig in der Form und verfehlt im Colorit, das überhaupt niemals die Stärke der ganzen oder halben Classiker war.

Auf direct umgekehrter Linie stehen die Folgenden.

Eine sehr eigenthümliche Romantik repräsentirt Xavier Sigalon, ein Schüler von Guérin, der sich aber bald ganz von den Traditionen der classischen Schule losmachte, sich mit Vorliebe an den späteren Italienern bildete und zu einem kräftigen Naturalismus übertrat, in dem er seine ganze Originalität wahrte auch der neuen romantischen Schule gegenüber. Wie er mühevolle, dem Schicksal abgerungene Studien durchlaufen mußte, so arbeitete er überhaupt schwer, weshalb seine Werke selten sind. Schon sein erstes Bild von 1821 „La Courtisane", wiewohl etwas von moderner Verflachung angesteckt, fesselte durch frappantes Leben; die „Locusta" 1824 wurde mit großem Aufsehen aufgenommen, und die „Athalie" von 1827 ist von grauenvoller Naturwahrheit, ohne doch die Gesetze der Schönheit zu verletzen. Die beiden Motive sind ächt romantische, die Seele tief aufstörende Gräuelscenen. Sein letztes ist eine meisterhafte Copie des Jüngsten Gerichtes von Michelangelo. Aehnlich wie Delacroix ist er zu gewaltsamer Darstellung heftig aufgeregten Lebens geneigt. Gute Zeichnung, unterstützt durch tüchtiges Formverständniß und anatomische Kenntniß, kräftige Herausbildung der Formen, überhaupt eine gewisse Größe und Gewalt in der Anordnung und den naturgemäß dargestellten

Bewegungen, kühne Auffassung, die mit Ernst nach voller Wahrheit strebt, geistvolle Charakteristik der Köpfe sind seine Vorzüge, wenig gelungene Perspective und Färbung dagegen seine Mängel.

Den Boden des gesunden Realismus betreten wir mit dem großen Meister des Genre, dem französischen Schweizer Léopold Robert, einem der Malerfürsten unserer Zeit. Noch durch die Schule Davids gegangen, hat er sich aber weit mehr von der einfachen Würde und Wahrheit der Natur leiten lassen; sie ist seine vertraute Lehrerin, der Himmel Italiens sein Leben. Wenn auch die formelle Composition und die Gruppirung der Gestalten, wenn auch das Colorit, ernst gehalten und nicht eben von mannigfacher Abstufung, die italienische Localfarbe im Ganzen meisterhaft widerspiegelnd, aber nicht auf ihre feineren Gliederungen eingehend, noch an die Idealisten erinnern, so ist doch seine ganze Lebensauffassung vollkommen realistisch. Mit tiefem Gefühl für die Naivetät des Naturwahren, mit feiner Empfindung für den Reiz der individuellen Schönheit und Anmuth begabt, hat er die Mustergestalten des italienischen Volkslebens in ihrer charakteristischen Naturwahrheit in sich aufgenommen und aus sich wiedergegeben. Seine italienischen Volksscenen sind unerreicht; überreiches Leben in prächtig markigen Gestalten und Zügen, tiefe Innigkeit, daneben alle Gluth und Poesie des Südens pulsirt in ihnen und verbündet sich mit einer Hoheit des Styls, welche seine Genrebilder vollständig auf die Höhe historischer Meisterwerke hebt; ein großartig historischer Geist weht in dieser stets von einem leisen Hauche der Trauer durchzogenen Volksschilderung, ob nun ihre einzelnen Scenen der Idylle oder der Elegie angehören. Wenn auch nur Bilder und Gestalten des alltäglichen Lebens, sind sie doch von vollendeter Schönheit und einem Ausdrucke des Hohen bis zum Heroischen; die Kraft des Selbstgefühls, das Bewußtsein einer noblen Freiheit und Sicherheit, der Stolz eines reichen Seelenlebens prägen sich in diesen individuell markirten Köpfen aus. Die unvergleichliche Grazie und Feinheit der Zeichnung, die Schönheit der Motive, die Anmuth oder die Energie der einzelnen Köpfe, die glühende Beleuchtung und in Allem und überall der Widerschein eines tiefen Seelenlebens, selbst in der Freude von jenem schwermüthigen Zuge begleitet, der in ihm leider! nur zu mächtige Wahrheit hatte, halten Sinn und Geist in ihrem Zauber gefangen. „Die Fischer der Lagunen“, sein letztes Werk,

von geradezu ergreifend tragischem Pathos, künden bereits die tiefe Melancholie an, die ihn bald darauf (1835) in den zu frühen Tod jagte.

Die Bewegungslinie ist vollständig repräsentirt, den puren Naturalismus vertritt der Bildhauer David d'Angers, von besonderer Begabung fürs Portrait; er hat die fast endlose Reihe von Büsten oder Medaillons fast aller bedeutenden Zeitgenossen gefertigt. Sehr gut wird er ein handfertiger, werkrüstiger Meister genannt von kräftiger und rastloser Thätigkeit, von großer Leichtigkeit in der Erfindung und Ausführung, im entschiedensten Gegensatze zum plastisch-idealen Styl dem Streben nach scharf charakteristischem Ausdrucke zugewandt, wobei er rücksichtslos selbst die individuellen Zufälligkeiten aufnimmt, in gesuchte Kraft flüchtet und bis zur Uebertreibung und Affectirtheit vorgeht. Am wenigsten sind ihm Reliefbilder gelungen; die Hauptthätigkeit liegt in seinen Büsten, die viel Geist und Leben verrathen, aber ohne höheren Styl sind. Richtig ist, daß eine Reihe dieser Portraitbilder als Meisterstücke gelten können, die in sprechend-lebendiger Weise die Züge des Originals wiedergeben; aber eben so richtig, daß andere im Ausdrucke manierirt sind, in übertriebenen Schädelformen die Genialität ausdrücken oder durch auffallende Härten der leeren Glätte entgehen wollen. Aehnliches geschieht ihm auch mehrfach in den monumentalen Werken, die das Maß des Plastischen überschreiten oder sich in Zufälligkeiten, so die Nichts weniger als schönen unseres modernen Costüms, bis ins Einzelne verlieren und Styllosigkeiten begehen. Wenn er so einerseits das Leben in seiner vollen Erscheinung zu fassen und sowohl die Grundzüge der Zeit als die Charaktere der Personen so feinfühlend aufzunehmen und so treu bis in die kleinsten Details gestaltet wiederzugeben versteht, daß seine Bildungen die schlagendste Naturwirkung hervorbringen und mitten in die Ereignisse und die Geistesbeziehungen hineinversetzen: so verfällt er anderseits in die Abwege der forcirten Kraft und Geistreichigkeit und läßt sich von ihr die Wahrheit und Naturgemäßheit entwinden.

Aus anderen Nationen sind es noch zwei vereinzelte Historienmaler, die wesentlich in diese Zeit fallen.

Ein unglückliches Lebensbild stellt der Engländer Benjamin Robert Haydon dar, der zum Theil unter der bei seinen Landsleuten eingewurzelten Theilnahmlosigkeit für dieses Fach, zum Theil unter dem



Ungenügen der eignen Kraft gegenüber den mit aufreibender Zähigkeit verfolgten hoch angelegten Plänen erlegen ist; von Anfang an die eignen Wege gehend, ist er eben auch mit der Akademie zerfallen. Mehr als seine Werke großen Styls sind durch psychologische Wahrheit und einen launigen Humor à la Hogarth die Scenen aus einem Schuldgefängniß ausgezeichnet; daneben sind allerdings noch einige bedeutende historische Compositionen von ihm vorhanden. Glänzendes Colorit zeichnet die besseren Leistungen. Von 1832 an absteigend, sind seine folgenden Werke ohne Wahrheit.

Der Däne Christoph Wilhelm Eckersberg, auch im Portrait und der Marine ausgezeichnet („Rhede von Helsingör", 1826), hat namentlich Scenen aus der dänischen Geschichte und der nordischen Mythologie, auch einige Bilder aus dem Alten und Neuen Testament entworfen. Sie werden vorzüglich genannt nach Styl, Färbung und Composition, die letztere in mehreren seiner Geschichts- und Seebilder großartig, ausdrucksvoll und darum auch von großer Wirkung.

Der **Kupferstich** hat seinen glänzendsten Vertreter in dem Schweizer Amsler, der sich durch die freie und kräftige Führung des Grabstichels zu einem der ersten Meister des Faches erhoben hat; am größten ist er im Verständniß und in der Wiedergabe Raphaels, dessen Grablegung sein Hauptwerk. Von großer Treue und Pietät in der Auffassung seiner Vorbilder, in deren Geist er sich mit Liebe vertieft, von richtiger und feiner Zeichnung, reiner und edler Formbehandlung, natürlicher Einfachheit im Vortrag, getreu der Weise der alten Meister, der er von der neueren Behandlungsart nur so Viel zusetzt, als nothwendig ist, um etwas mehr malerische Wirkung zu erzeugen, machen seine Stiche tiefen und bleibenden Eindruck, ohne je auf glänzende Effecte oder markirenden Farbenausdruck auszugehen.

Der große Aufschwung der **Glasmalerei** datirt ganz eigentlich seit Errichtung des berühmt gewordenen Münchner Instituts für dieselbe 1827.

---

Hatten wir hier eine mächtige Entwicklung vor uns, so in den darstellenden Künsten die reine Stagnation; selten zeigte sich trostloser, wie diese vom Momente leben, über dessen Geschmack und Anforderungen sich zu erheben nur wenigen Genien gegeben ist.

---

## Fünfter Abschnitt.

# Theater und Musik.

---

Wenig ist von den Theaterzuständen zu sagen; sie bleiben im Ganzen dieselben wie im vorigen Zeitraum.

Das Repertoire des deutschen Theaters wurde von 1824 an großentheils durch die productenreiche Dramenfabrikation Raupachs beherrscht, was wenigstens das Gute hatte, der überfluthenden Masse der französischen grausigen Schauerstücke oder flachen Lustspiele, meist Stücke von blos melodramatischer Wirkung, aber bühnengerechter Anordnung, die sich wieder fast unwiderstehlich eindrängten, deutschen Stoff und deutsche Manier, zwar von dürrer und ebenfalls flacher Art, entgegenzustellen. Grillparzer, Houwald, Immermann, das Familiendrama, für welches auch Eduard Devrient schreibt, daneben noch der Einfluß des spanischen Theaters machen sich geltend. Die volksthümliche, namentlich die Wiener Localposse mit dem berufensten Talent und ächt poetischen Humor ist vertreten in Raimund.

Wesentlich dieser Zeit fallen drei weibliche Talente zu:

Die von Wolff gepflegte rhetorische Schule wurde mit dem glänzendsten Erfolge fortgeführt in der durch ihre ganze Individualität ihr zugeneigten Auguste Crelinger, der zu statuarischer Absonderung geneigten, in der Tragödie vollkommen schönen und nach dem Charakter ihres Talentes auf hochtragische Rollen, in denen sie Bewunderung erntete, angewiesenen Meisterin von reißend schneller Ent-

wicklung, die durch begeistertes Kunstbewußtsein getragen war und besonders die Sprache durch fortwährendes Studium musterhaft ausbildete. Die Natur hatte ihr eine edel imponirende Gestalt, einen ausdrucksvoll schönen Kopf mit feurigem Auge und ein klangvolles Organ als Beigabe verliehen. In Rollen, die ihr strenges Einhalten des künstlerischen Maßes geboten, war ihre Darstellung vorzüglich, während sie dagegen in der Leidenschaft, der sie sich mit Vorliebe hingab, leicht ins Uebertriebene verfiel und nicht immer den Adel des Ausdrucks wahrte. Was die Beherrschung ihrer Mittel und ihrer Natur betrifft, so stand sie zu Ende der Brühl'schen Intendanz auf der Höhe ihrer Kunst.

Eine Künstlerin ganz anderer Art, doch nicht minderen Gehaltes, weniger durch Hoheit als durch Reinheit und weiblichen Adel hervorragend, als das Musterbild schöner Weiblichkeit in ihrer sanften und stillen Hoheit bezeichnet, feierte die jung verstorbene Sophie Müller ihre Triumphe in Wien, aber auch auf Gastrollen in Dresden und Berlin. Angebornes Talent, gestützt durch eine Stimme von einnehmendem Silberklang, gründliche Studien, weite Bildung, hoher Ernst in der Auffassung der Kunst, der sich auch auf die Haltung im bürgerlichen Leben erstreckte, erwarben ihr die allgemeine Achtung. Mitten in den Empfindungen und Leidenschaften lebend, die sie darstellte, und doch immer das classische Maß der Schönheit und den Adel der Repräsentation wahrend, strebte sie unablässig nach dem Höchsten.

Die größte Natürlichkeit ist vertreten durch Karoline Lindner, wie sie damals am Frankfurter Theater das Beste ihrer Leistungen gab. Geboren 1797, 1813 ans Theater tretend, das sie erst 1857 verließ, hat sie sich zuerst in Frankreich Ruf gemacht. Ein Talent von den einfachsten und reinsten Mitteln, wie geschaffen für das Genre des Naiven und Sentimentalen sowie des natürlich Komischen, dort von rührender Innerlichkeit, hier von drollig witziger Schalkhaftigkeit, verstand sie in beiden Tonarten ihr Publicum unwiderstehlich fortzureißen.

Für das Pariser Theater, für den Geschmack der Massen, ja für die Wesenheit der Zeit und des Geschlechtes ist Nichts charakteristischer als die bis zu einer unbestrittenen Herrschaft über die Bühne ausgebildete Blüthe der leicht- und schnellebigen Scribe'schen Dramen-

fabrik, eines sehr schwunghaften und fabelhaft productiven Compagniegeschäftes mit Dutzenden von Mitarbeitern in jener leichten Waare des Vaudeville, des halb sentimental humoristisch kleinbürgerlichen Familienspiels und des Opernlibretto, die das auf den Genuß des Momentes gespannte Publicum mit fabelhaftem Applaus entgegennahm. Das Amüsement ohne Anstrengung ist der Götze des Tages. — Alle anderen Erscheinungen auf diesem Boden mögen als solche, die für den Culturgang im Großen gleichgültig sind, übergangen werden.

Der am genauesten mit der Zeit zusammenstimmende und besonders ihre Züge tragende Componist ist Heinrich Marschner, der jüngste der drei großen Romantiker, welcher namentlich drei Opern geschaffen hat, die ihn berühmt machten. Die erste, die ihn zu Ruf brachte, ist „Der Vampyr" von 1828, die freilich noch Carl Maria v. Webers Einfluß spiegelt; schon im nächsten Jahre folgte „Templer und Jüdin", völlig selbständig, seine ganze Eigenthümlichkeit zur Geltung bringend und glänzend aufgenommen; dieselbe Anerkennung verdiente „Hans Heiling", zuerst aufgeführt 1833, mußte sie sich aber erst unter verschiedenem Widerstand erkämpfen, wofür sie heut als seine reifste und vollkommenste Leistung anerkannt ist; alles Folgende reicht nicht mehr an diese Werke. Sehr beliebt sind seine Liedercompositionen. Einzelne Züge in Marschner erscheinen immer an Webers Vorbild gezogen; es ist das die bei diesem im „Freischütz" ausgebildete, bei jenem im „Vampyr" und „Hans Heiling" überbotene unheimlich-nächtlich-dämonische Seite, während dagegen das lichte, reine und unschuldige Element, meist auch nach Webers Vorgang aufgegriffen, seiner Zeichnung weniger gelingt. Naturgemäßer ist ihm die ächt volksmäßige Seite, die naturfrische Malerei, und ganz eigen darin das Launig-Komische und Joviale, wobei namentlich die ergötzliche Darstellung der Trunkenheit herausgehoben wird. Außerordentliche Frische der Erfindung sowie, und mehr noch, prägnante Charakteristik und eine Wahrheit des Ausdrucks, die nicht davor zurückscheuen ins Unschöne zu verfallen, wie das in der That bei dem mit Recht als widerwärtig bezeichneten, ja scheußlichen Stoff im „Vampyr" geschehen, endlich ein ganz überwiegendes Zuneigen zum Gespenstigen, wie es so gern von der Romantik gepflegt worden ist, geben diesem in seiner Art starken und packenden Tonsetzer die besondere Physiognomie. Diese Richtung hat auch die Wahl seiner Texte bestimmt, die zwar ganz seiner indi-

viduellen Lebensanschauung passen und seinem Talente Raum zur Entfaltung geben, aber auch blos Ausdruck der Lieblingsneigungen einer vorübergehenden Periode sind und so mit beitragen werden, daß diese Musik der Romantik eher vergessen wird. So hat Marschner den einen Zug der Weber'schen Richtung übermäßig in sich ausgebildet, ja ins Ungesunde verzerrt, während dagegen der andere des Reinen und Kindlichen, des Zarten und Tiefgefühlten, des ächt und bleibend Menschlichen im Ganzen seinen Werken abgeht.

Der Größte neben ihm, doch ganz verschieden und reiner, ist Franz Schubert, früh entwickelt und früh schon in der Composition, namentlich des Liedes, versucht, auf welches er mehr und mehr seine Hauptthätigkeit concentrirte. Seine Lieder sind besonders berühmt und beliebt. Jung gestorben (1828 im Alter von nicht 32 Jahren), hat er eine massenhafte und bedeutsame Production entwickelt, die schon nach Zahl und Umfang der Werke etwas Ueberraschendes hat und sich nur erklärt durch ein herrliches Talent, durch außerordentliche Leichtigkeit der Production, reiche Phantasiefülle und ein, gleich dem Mozart'schen, rein und voll an die Welt der Töne hingegebenes Leben. 1820 trat er zuerst vor das große Publicum zu Wien; 1823 erschienen die berühmten „Müllerlieder" und die große Oper „Fierrabras"; das letzte Jahrzehnt ist von mächtiger Thätigkeit ausgefüllt, als wollte er vorahnend rasch sich die Unsterblichkeit erobern; der Titel seiner letzten Liedersammlung („Schwanengesang") hatte für ihn ominöse Bedeutung.

Schubert darf als Nachfolger Beethovens bezeichnet werden, wenn er auch nicht die Wucht und Großartigkeit und vielseitige Kunstbildung dieses Genius erreicht; nach ihm zuerst wieder glücklich in der Symphonie, hat er als bedeutendstes Instrumentalwerk die große C dur-Symphonie geschaffen. Dem Weichen und Zarten, oft fast bis zum Weichlichen, hingegeben, in der Phantasie lebend und dem Träumerischen hingegeben, hat er einen hinreißenden Zauber melodischer Schönheit, weit weniger aber gedrängt präcisen Ausdruck und gemeßne Energie in seiner Gewalt. Mustergebend, man kann fast sagen schöpferisch ist Schubert im Liede, das er, die ganze neuere Entwicklung bestimmend, zu einer der wesentlichsten und das Vortrefflichste leistenden Kunstgattungen unserer Zeit erhoben hat. Die Vertiefung, das Herausentwickeln des Gefühls, der Glanz und zugleich die Zartheit und der Farbenschmelz, die seelenvolle musikalische Durchdringung des Textes,

welche erst das Wort zu seinem vollen, natürlichen, innerlichst begriffenen, blendenden und bewältigenden Ausdrucke bringt, alles Das ist zuerst in Schubert mit voller Kraft lebendig geworden, und Keiner hat ihn seither darin überragt. Doch findet Brendel in ihm noch ein „Vorwalten des süddeutschen Wesens; danach leitete ihn mehr das Uebergewicht der Phantasie und der geniale Instinct, mehr die speciell angeborne Befähigung, als ausdrückliches Kunstbewußtsein; daher finden sich noch gewisse Ausnahmsfälle, wo die absolute Melodie sich auf Kosten des Textes geltend macht oder die rein musikalische Schönheit in Widerspruch tritt zu dem inneren, wesentlichen Gehalte des Gedichtes".

Zwei sind besonders als Kirchencomponisten zu nennen:

Bernhard Klein, in der Blüthe seines Wirkens gestorben, mit großem Ernst und Fleiß gebildet, hat nach der Oper „Dido" von 1823 fast nur noch Kirchliches von gründlicher Gediegenheit gedichtet: eine Messe, ein Magnificat, Motetten und Lieder, Responsorien, Claviersonaten &c. Im Leben hat er nicht die verdiente Anerkennung gefunden, die ihm erst spät durch seine kirchlichen Arbeiten für Männerstimmen und die drei Oratorien „Hiob", „Jephta" und „David" geworden ist. Strenge Ansicht von der Kunst und Streben nach dem Höchsten, edle Auffassung, freie Beherrschung auch der schwierigsten Formen und wissenschaftliche Vollendung verleihen ihm bleibenden Gehalt.

Neben ihm steht mit verwandtem Streben Friedrich Schneider, der ebenfalls in der schlaffen Genußperiode, welche die Rossinische Musik zur Herrschaft brachte, durch Lehre und Beispiel den Sinn für ernste Musik wieder zu beleben bemüht war; er hat Oratorien, Lieder, Cantaten, Ouvertüren geschaffen, überhaupt ungewöhnliche Production entwickelt, Werke aller Compositionsformen, selbst Opern verfaßt und daneben auch Theoretisch-Didaktisches geschrieben, wozu ihn wohl ein vorzügliches Lehrtalent und erfolgreiche Lehrthätigkeit anspornten. Hauptgebiet bleibt ihm immer die kirchliche Vocalmusik.

Nicht fern steht ihnen der schweizerische Componist Xaver Schnyder von Wartensee, der als einer der ersten Contrapunktisten gilt. Seit 1810 ausschließlich der Kunst und humanistischen Studien lebend, hat er Cantaten, mehrere Sammlungen ein- und mehrstimmiger Gesänge, Instrumentalmusikstücke, die romantische Oper „Fortunat" und die Schweizeroper „Heimweh und Heimkehr" verfaßt. Große Correctheit, Melodie und nicht selten Originalität bezeichnen seine Musik.

Der französische Operncomponist Louis Jos. Ferd. Hérold, ein sehr anziehendes Talent, hatte das Unglück, einen großen Theil seiner Kraft an flache und dürre Operntexte zu vergeuden. 1823 erschien „Le muletier“, von anfangs bestrittenem, mehr und mehr aber sich festigendem Erfolg; „Lasthénie“ wurde von damaligen Kennern sehr gelobt; die reizende Oper „Marie“, 1826, brachte ihm einen glänzenden Erfolg, der sich noch steigerte in „Zampa“, 1831, seinem Hauptwerke, das sich auch auf den deutschen Bühnen heimisch gemacht hat. Kurz vor seinem Tode erschien „Le pré aux Clercs“ („Der Zweikampf“), aufgeführt im December 1832, ein Werk, das ebenfalls großen und nachhaltigen Erfolg davontrug. „Zampa“ hat sich als seine beste Leistung erhalten.

Von ausübenden Künstlern steht eben der polnische Violinspieler Karl Lipinski, in zweiter Linie auch Tonsetzer für sein Instrument, in dessen Behandlung er immer mehr auf Ton und Gehalt als auf die bloße Ausschmückung Gewicht legte, auf der Höhe seines Spiels, als dessen Besonderheiten größte Sicherheit, mächtiger Ton und vollendete Nüancirung im Durchgang durch alle Empfindungsphasen bezeichnet werden; er wagt sich gar mit Glück an die Rivalität mit Paganini. Seine Stücke sind namentlich berechnet, die Kunst des Spielers sowohl zu üben und zu versuchen, als geltend zu machen; das „Militärconcert“ wird ein Hauptprüfstein eines tüchtigen Geigers genannt. — Paganini selber, der dämonische, modernsten Charakters, ist erst gegens Ende dieses Zeitraumes zu seinem europäischen Ruf emporgestiegen.

---

## Sechster Abschnitt.

# Literatur.

Die literarische Production behält im Ganzen nach den Gattungen und den Nationalitäten dasjenige Verhältniß bei, welches sich nach und nach im Verlaufe der Restaurationszeit herausgebildet hatte.

Die Philosophie bleibt in ihre allmälig der Ueberproduction folgende untergeordnete Stellung zurückgeschoben; neu tritt für sie neben den mehr rhetorischen Vertretern der französisch-eklektischen Schule nur Herbart auf, der letzte von den großen Philosophen des Jahrhunderts und zumeist der Gegensatz der ihm voraufgegangenen. Die Bearbeitung der Geschichte nach ihren verschiedenen Zweigen blüht, ganz besonders in den drei letzten Jahren und in Frankreich, wo während dieser Zeit ihre Behandlung steigt und innerlich wie äußerlich außerordentlich gewinnt; das Fach nimmt einen in so kurzer Spanne Zeit selten dagewesenen Aufschwung, um sich von da an auf seiner Höhe zu erhalten. Die Spitzen der Literatur dieser Fächer sind zugleich als Träger der Wissenschaft ihrer Zeit bereits behandelt. Die Bebauung des romanartigen Feldes zeigt so ziemlich dasselbe Zahlen- und auch ein ähnliches Werthverhältniß wie zuvor, wird aber in der Folge eine unmäßige Steigerung erfahren; nach dem Gehalte behauptet der historische Roman die erste Stelle. Drama und Lyrik stehen in einem gegensätzlichen Verhältniß; das erstere erweist sich äußerlich bedeutend fruchtbarer, innerlich im gleichen Maße werthloser; neben den fortdichtenden Schicksalstragöden sind es namentlich Grabbe, Immermann

und Raupach, die in ihre nachhaltend ansteigende Thätigkeit einrücken. Die Lyrik knüpft sich nur an wenige Namen, aber sie sind von bestem Klang; unter ihnen hat Lamartine am Ende dieser Jahre, den Werth seiner Schöpfungen angeschlagen, bereits seinen Zenith erreicht, Victor Hugo ist im glänzenden Aufsteigen begriffen. Die Oper wird eifrig bebaut. Von der Geschichte an bis zur Lyrik zeigen alle die vier verschiedenen Gattungen gleicherweis eine in den drei letzten Jahren eminent gewachsene Productionsfähigkeit, die mit einem allgemein gesteigerten Leben der Völker, namentlich des französischen, Hand in Hand geht und eine neue Zeit verkündet; es ist das mit Macht aufsteigende Geisteswehen, dessen Sturmesbrausen am Ende dieser Tage eine politische Neugestaltung heraufbeschwören sollte.

Die französische Literatur hebt sich nach Zahl und Werth ihrer Erzeugnisse rasch auf die Höhe, welche sie vollständig der deutschen ebenstellt, um im nächsten Zeitraum noch weiter zu gehen und diese nach der Masse zu überflügeln, an Gehalt zu balanciren. Neue und gewaltige Namen, die das Schriftenthum und die Politik der Nation bald übermäßig bestimmen, ja beherrschen sollten, treten auf. Die englische weist im Verhältniß zu jenen beiden etwa ein Fünftel an Werken von Rang und vertheilt sie ungefähr gleich auf die alten und auf neue Namen. — Es sind verhältnißmäßig Wenige, die nach ihrer Schriftstellerwirksamkeit ziemlich ungetheilt diesen Jahren angehören; eine bei Weitem größere Zahl theilt sich zwischen diesem und dem nächsten Zeitraume so, daß jener noch mehr präparativen Charakters für sie scheint und erst die Hauptthätigkeit vorbereitet, so fast alle, welche in einer großen Zahl von Werken besondere Fruchtbarkeit ausgelebt haben.

---

Die schöne Literatur im Besonderen bemessen, giebt es kein Gebiet, welches auch nur entfernt mit den eben so glänzenden als tiefen Producten der Lyrik sich vergleichen ließe, wie sie unter den Deutschen und Franzosen blüht.

Vier stolze Namen tragen das deutsche Lied. Wenn wir einen Eichendorff, Chamisso, Heine und Platen nach einander sich hier folgen lassen als in der Zeit, die ihr Bestes und Bleibendstes der Welt eröffnet hat, so stehen da in Linie der gereinigte Romantiker, der Halbromantiker, der wehmüthig lachende Todtengräber dieser Schule und

ihr geharnischter Feind — eine Namenfolge, die für den Charakter der Zeit nicht ohne wegzeigende Bedeutung ist.

## Joseph v. Eichendorff.

Es sind die wenigen trefflichsten Lieder Kerners, die dem Gedanken an Eichendorff rufen, mit welchem jener nach Seiten seiner innerlich angelegten Religiosität sich berührt. Beide haben in dieser Richtung ihre Größe und ihre Schwäche. Groß ist die aufrichtige, innige Gemüthstiefe, die sich aus dieser Religiosität entwickelt; was schwach ist, hat sich bei ihnen mehr auf andere Erscheinungen geworfen als auf das Lied: bei Kerner ist es magnetisirender Mysticismus geworden und hat seiner wunderlichen „Seherin von Prevorst" gerufen, bei Eichendorff hat es sich zur Reaction des Katholicismus in der Kunstkritik ausgebildet und durchdringt seine Romane. Eichendorff, eine viel umfassender und bedeutender angelegte Natur als Kerner, berührt sich übrigens mit allen Richtungen: er steht noch mit dem einen Fuß in der Romantik, aber nur in ihrer Wahrheit; er lehnt sich an das Lied der Vaterlandsdichter; er knüpft viel enger an die süddeutsche Naturdichtung; so tritt er nach allen Richtungen als Uebergangsgestalt in die Geschichte.

Eichendorffs Dichtung ist Naturdichtung in der sinntiefsten Bedeutung des Wortes; ihr Charakter hat viel von dem Tiefsinn Lenaus, dessen „Eichwald" vollständig für einen Gedanken dieses Dichters gelten könnte. Eichendorff ist dieser selbe Tiefsinn in anderer Färbung und im Bunde mit einer offeneren, hoffnungsvolleren, lebensfrohen Geistesrichtung; es ist in ihm nicht die gewitterhafte Lenausche Schwere, die schon in den Morgenhimmel hinaus drohende Wetterwolken hängt. Man möchte sein Wesen das Sinnige nennen, wäre der Ausdruck nicht zu leicht. Im Innersten seiner Seele liegt ein stilles Lauschen; sein Gemüth behorcht sich selbst und die Natur, und es hört ihnen die wahrsten, reinsten, bedeutungsvollsten Töne ab. So wird er eine der großartigsten Dichtergestalten, aber sein Sinn will verstanden sein. Mit jener den ersten Grundzug seines Wesens bildenden Geistesrichtung, die man die Stille des Seelengrundes nennen möchte — das anbetende Flüstern der Tannenhäupter im Waldthal ist ihr Symbol —, verbindet sich ruhige Klarheit, morgenfrische Kraft, wander- und sangesfrohe

Lebensfreudigkeit, wie sie nur in Uhland ähnlich lebte. Das Ganze dieser Züge in vollendeter Harmonie erzeugt eine durchaus individuelle, seltsame und doch so traute, träumerische und doch so helle, tonvolle Natur von reichstem Gefühl, von wundersamer Tiefe, auf deren Grund Himmelblau und Sternenlicht und Waldesrauschen und Blüthenduft heimlich, sacht in einander spielen. Eichendorffs dichtende Kraft ist das Gemüth, ihr Wohnort der alte deutsche Tannenwald, dessen Geister des Dichters Gespielen sind. Er hat die Seele in seiner Gewalt und versteht gleich Lenau ein träumerisches Sinnen in ihr anzuschlagen, das bei diesem erschütternder, bei jenem süßer abklingt. Ein inneres Tönen ist ihm eigen, seine Dichtung überhaupt dem Ton am nächsten verwandt; es sind Gemälde in Klängen. Der Kreis seiner poetischen Anschauungen ist weder weit noch farbig; eine durchaus innerliche Natur, bewegt er sich weder in zeitliche noch örtliche Fernen: aber er versteht eine so tiefsinnige, weiche, harmonische, ans Herz sprechende Sprache aus den nächsten Naturgestalten herauszuzaubern, er setzt sie in eine so tonvolle Harmonie mit seinem Herzen, er legt so viel in sie hinein, daß er immer neu und frisch bleibt — Natursymbolik. Mit dem gläubigen Vertrauen des Kindes schaut er nach oben: das Leben ist eine Pilgerfahrt, deren Hafen der Himmel. So greifen seine „Wanderlieder" wie mit leisen Fäden ans Herz; sie säuseln jetzt frisch und leicht wie Morgenhauch, jetzt klagend wie Nachtwindes Wehen in den Föhren. Die Vögel singen so morgenfrische Wandergrüße; das Waldhorn hallt so kecken Ton und ruft das Echo wach; das Frühroth malt in so duftigen Strahlen; die Morgenglocken klingen so hell in die Luft hinaus; die Tannenhäupter rauschen; die Nachtigallen schlagen; die Brunnen und Bächlein plaudern; der Thurm reckt sich „verschlafen" im röthlichen Grau; die Blumen und der Thau blitzen; auf dem Söller aber am Waldschlosse steht träumerisch eine schöne Maid und nickt dem keck vorüberziehenden Wanderer, in dessen Herz ihr Bild sich hineinstiehlt: so ist des Waldes Morgenleben. Das ist Alles so sonntäglich, so helle; es klingt eindringlich und mit schmeichelnder Lust im Herzen ab; es ladet so innig zum Singen und Beten und Wandern ein, und der Dichter zieht fort und fort bis ins Himmelreich. Von den zwei Liedern „Zum Abschied" ist das erste gehoben durch einen Hinblick auf die ernste Zeit, das zweite offenbart das Scheiden von einem geliebten Wesen, aber gelüftet und gehellt durch frischen Wandermuth.

Und wenn die Nacht von den Bergen niedersteigt, da erst hebt der Wald sein heimlichstes, leises, „verträumtes“ Klingen an; da steigt in den Gipfeln ein heimlich Rauschen auf; die Wolken ziehen schwer obenhin; der Mond stiehlt sich sacht hervor, und sein Licht schauert durch die Bäume; ein Vogelschlag erwacht, dann wieder wird es grau in den Föhren, und die Gründe schweigen; der Ströme Rollen hallt aus der Ferne; ein Posthornton zieht durchs stille Land; die Berge stehen in sinnenden Gedanken: da schweift durch den Wald die alte Feye Poesie, und es hebt allüberall ein heimlich Schauern an, und es tönt von alten, verlorenen Sagen und klingt im Herzen ab wie das Echo der frühen Kindheittage und der ersten Jugendliebe; und wie aus einer fernen, fernen Heimath hallen wunderliche Klänge her von unbekanntem, kaum geahntem Glück, und das Herz hebt an zu schauern in wehmüthiger Lust, und es wird so still in seinem Grund, als ginge das große Wort der Schöpfung säuselnd durch die Waldesnacht. „Der Soldat“ 2 und „Seemanns Abschied“ zeigen jenen keckem, lebenvollen Streit- und Wandermuth in vollen, runden Zügen; das Erstere hat eine ahnungsvoll bewegliche Stimmung wie von hinterher schreitendem Tode. „Auf der Feldwacht“ schmiegt sich ganz in die sinnende Gedankenweise, die dem Auf- und Abschreiten der Wache so natürlich ist. — Es kann wohl geschehen, daß im nämlichen kleinen Rahmen die beiden Scenerien einander unmittelbar folgen: dort ists das Blitzendhelle des sonnenbesäumten Sommerabends, hier die Nacht mit fahrenden Wolken und dem verlorenen Mondenschein; dort des Waldhorns kecke Lust, hier der Tannen sinnendes Rauschen; dort die Lebensfrische im Herzen, hier sein stilles, tiefes Fragen und Schlagen. Diese glückliche und sinntiefe Verbindung findet sich z. B. in dem Lied „Im Walde“. Das gottbegeisterte Naturlauschen mit den sinnigsten Zügen zeichnet das in höherem Styl gehaltene, prächtig großartige Bild „Der Maler“; es ist Gott, der mit seiner mächtigen Hand die großen Contouren der Welt zieht. — Ihm ist, als ob in den feiernden Stunden der Nacht der Geist in seiner hüllelosen Wesenheit auf die Zinnen träte, und als ob das Ahnen seines tieferen, aus ihm selbst geborenen Waltens schauernd durch die Welt ginge („Der Geist“). In der Weise ist er auch religiös, innig, traulich; es ist diejenige Religiosität, die sich vertrauend an das stille und träumende Anbeten der Nacht, an das klare und laute des wanderfrischen Frühlingsmorgens anschmiegt —

Naturfeiern. Und sein Herz und die Natur verstehen einander wundersam gut; er setzt diesen Einklang mit leisen, wie in den Mondschein hinausgehauchten Zügen, die ihm auf den Flügeln des Abendwindes hergeweht scheinen. Der Name seines Gefühles ist das Schauern, das „verträumte" Sinnen wie an ein unergründlich stilles Heimathglück, das zurück liegt in den Thalen des Vaterhauses und verschönt wiederkommen wird in einem reichen Eden, von dem ein süßer Ton als ahnende Offenbarung durch die Natur geht. So ist Eichendorff, wenn er lauschend an den Weiden sitzt, und die vertrauen ihm allerlei hohe und geheime Dinge, und es sind die nämlichen Weiden, an deren Stumpf Heine mit verbissenem Spotte den Narren auf Antwort warten läßt. Aber wenn Eichendorff aufsteht und mit dem Schall der Morgenglocke und dem Strahle des Frühlichtes durch die Welt zieht, und der Wind spielt lustig in seinen Haaren: da ists das freie Wanderleben, es weitet ihm die Brust, und es wird ihm wohl wie dem Vogel in den Lüften; die Welt ist so schön und so weit, und es treibt ihn zu singen wie die Lerche, und sein Lied wird zum Jubelruf, er weiß nicht wie.

Die reinsten Klänge dieses Dichters haben eine wunderbare Anziehung, welche durchaus nur an ihrer inneren Wesenheit hängt; es ist Psychologie der Naturkräfte in reizend sinnigster Weise. Und wenn er auch in den kleinen Liedern die wunderliche Träumerei nur andeutet, wenn er nur ihre äußeren Lebenselemente giebt und dann abbricht mit einem kurz andeutenden Zuge: er weckt das Träumen mit auf, er erschließt dem inneren Sinn weite Aussichten, er schlägt in der Seele ein Klingen an wie Glockenton, das verhallt langehin und bannt harmonisch in den Kreis seiner Gefühlswelt; was er weckt, ist ebenso tief als was er sagt; ich nenne das die ungesuchte Kunst der poetischen Natur (ähnlich Lenau). Und mit den äußeren Anschauungen bewegt er sich immer im natürlichsten Felde gerade für diese Art Dichtung, in den mit dem wachsenden Herzen und Geiste selber groß und klar gewachsenen Naturscenen. Die mannigfachsten Versuche haben erwiesen, daß ein Verfolgen der innerlichst auf Gefühlsabklingung ruhenden Gemüthsrichtungen ins Weite und nach der Weise der großen Composition auf diesem Gange sich abflacht oder aber in ätherische Nebelformen hinausschweift. Das kurze und einfache Lied eines Uhland und Eichendorff steht hoch über einer Masse von pomphaft einher-

schreitenden Odendichtungen. Man möchte sagen, Eichendorff schaut und durchdringt die Natur in ihrem häuslichen Leben; er belauscht ihre zerstreuten Worte und die stille sich zusammenlegenden Züge in ihrem Einschlafen; er horcht mit angehaltenem Athem auf ihren mitternächtlichen Traum; er wartet ihres „verträumten" Erschließens im Morgenstrahl; er faßt — seltener und mit minderer Liebe — das volle Klingen ihres Concertes im höchsten Wachen und malt ihre Gesichtszüge im Prangen des Prachtkleides. „Die Stille" repräsentirt ganz eigentlich das Wesen seines dichterischen Fühlens, und so ist denn auch jenes Lied ein wundersam feiner Laut: es ist die Stille des Herzens, das sein eigenes Sinnen tönen läßt.

Dichter von eignem Geschlechte, hat Eichendorff immer eine eigenthümliche, nur ihm zukommende Weise, die es versteht, auch den ewig wiederkehrenden Gefühlen und Bildern einen neuen, bezaubernden Ton zu entlocken, der so frisch und doch so wunderlich aus seinem Herzen heraus klingt (so „Frühlingsgruß", „Abendlandschaft", „Nachklänge" 5, „Nacht"). Die Züge zaubern unmerklich in jene träumenden Waldlandschaften und heimlichen Gefühle hinein, in denen sie das Herz gefangennehmen. Es ist, als ob das junge Leben uralte, zu Lieb' und Sang, zu Jagd und Reisen verführende Lieder sänge. Die Baumäste, die Mond- und Sonnenstrahlen, die Nachtigallentöne und das Windesrauschen steigen verlockend ins Kämmerlein hinein („Abendständchen"). Auch seine Jugenderinnerungen, an die bereits die Schneeflocken und das greise Haupt und das weite Verschlagen in die Welt sich reihen, sind so kindlich treu, so innig gefühlt, so rein und zart wiedergegeben, als läg' auch auf ihnen das Duften des alten, blühenden Schloßgartens („Anklänge", 4 und 6). — Die Stille in seinen poetischen Klängen hat Etwas, das sich dem Grablied verwandt zeigt, und so mußte er innerlich ganz befähigt sein dessen Ton anzuschlagen, und er hat es in der reinsten, durchdrungensten, sinntiefsten Weise gethan in den „Todtenopfern". Auch da hängt es an seinem ganzen Fühlen, daß die entschlafenen Geliebten ihm zum Stern geworden sind („Sonette", 1—3), der dem kämpfenden Schiffer über des Lebens Stürme hinausdeutet. Auch da wieder jene wundersame Naturharmonie: die Abendglocken klingen so seltsam; der Baum schüttelt sein dunkles Haupt; die Blumen nicken schläfrig fragend; Thränen hängen am Grashalme; Alles will ihn leise bedeuten, daß sie tief im stillen

Grunde ruhen. Die Krone dieser Trauerlieder sind die zehn „Auf meines Kindes Tod“, so vertraut, so zart, so wehmuthvoll und doch so wohlig, die säuselnden Stimmen des Rosenstrauches auf dem Grabhügel, die nach oben gehen. Nehmt eine Mutter von Herz, die ihr Kind verloren, und seht, wie der Schmelz dieser wunderbaren Töne sich geltend macht! Aehnlich „Vesper“ und „Die Nachtigallen“. Es ist ein wunderliches Verklingen in diesen unübertroffen zarten Lauten; man weiß kaum, ob sie noch tönen, ob wie Geisterlispeln verhallt sind; ihre Wirkung ist jene Herzensstille, die bewegt ihrem eigenen Pulsschlage lauscht. So sind diese Lautenklänge, die feinsten Blüthen schwer ernsten Trauergefühles, Todtenopfer, sanft hinwehend, wie Opferrauch in den Lüften wallt, doch [illegible] in der Tiefe zehrt das Opferfeuer. — Es ist nur eine andere Gedankenrichtung desselben Sinnes, wenn in „Frühling und Liebe“, den beiden göttlichen Erscheinungen, die seiner Seele sich ganz verwoben, das Erwachen der ersten Jugendliebe verfolgt ist bis zum verzweifelten Unglück in Untreue und Tod. Dieses Versenken in die alten schönen Tage von Lieb' und Jugend stellt das wunderliebliche „In der Fremde“ dar, das unbewußte Hineinlullen durch Luft und Duft und Ton. Ganz ähnlich „Sehnsucht“, nur geht das Sehnen in die strahlende Weite. „Laß das Trauern“ ist gleich lieblich aus der Wehmuth des Verlustes und der Frische neuen Hoffens gewoben. Auch hier fließt jene unendliche Wander- und Sangeslust ein, ein fröhliches Jagen im Glück, ein zügellos verlorenes Wandern im Unglück. Dieses in „Begegnung“ und „Der letzte Gruß“; beide, das letztere als die süßeste, tönereich verklingende Wehmuth, haben die Untreue der Liebsten zum Stoff. Verglichen mit Chamissos Lied auf dasselbe Thema offenbaren sie die Verschiedenheit der beiden Geister: was bei diesem vernichtendes Gefühl, welches in den Tod treibt, das ist in Eichendorff eben so tief, aber stiller, innerlich bang und schmerzhaft aushallend, es treibt ihn unstet fort und fort durch die weite Welt. Auch hier sinds jene feinen Züge, wie aus Luft gewoben; doch können sie in der Verzweiflung des Herzens zu einer Heftigkeit im Gefühl und einer schneidenden Kraft im Ausdruck („Verlorene Liebe“) aufsteigen, die Eichendorff sonst nicht eigen ist. „Zwielicht“, ganz eigenthümlich, der Geist der Dämmerung als Dämon, mit einer ihm seltenen finsterpsychologischen Wendung. „Rückkehr“ und „Jahrmarkt“, das bittere Herzeleid — verlorene Heimath, durchkreuzte Liebe. Manche dieser

Lieder tragen den Geist einer durch das Frühlingsmorgenroth hindurchgeschrittenen und auf der Mittagshöhe mit all ihrer Gluth stehenden Seele, und es ist, namentlich gegen Ende, nur noch das Schmerzgefühl, welches Lieb' und Frühling von dem bangen Herzen Abschied nehmen sieht. Auch diese Lieder wandeln mit ihren leisen, leisen Gefühlen und Nachtgedanken und Blüthenträumen stille, still übers Herz. —

Eichendorffs geistliche Gedichte sind wieder so eigenthümlich und prägen so entschieden seine Weise aus, daß sie sich unmöglich verkennen lassen. Wo er am glücklichsten, da ist es wieder jene stille, tiefe, schauernde Naturanbetung, welche durch den Wald geht, welche die Nacht durchzieht, welche des Morgenwindes Säuseln beflügelt. Gleich wie Stromesrauschen zieht ein fernes Grüßen durch sein Herz als anbetendes Feiern von oben. Da geht die früheste Frühe mit ihrer Stille in Waldes Grund und gießt in des Dichters Seele ihre andächtigen Schauer, bis das Morgenroth sein Funkeln und Rauschen bringt („Morgenlied", so innig, versenkt). Oder die Nacht löscht ihre Lichter, und einsam wandelt trostreich der Mond („In der Nacht", gottfreudige, sternhohe Zuversicht), und die Gründe träumen fremd und still, als ginge der Tod hindurch, und das Herz, alleingelassen, zittert zu Gott auf („Nachtgebet"), und in die prächtige Nachteinsamkeit hinaus wehen nur der Tannen Häupter, von Gottes Fuße berührt („Stimmen der Nacht", 1 tiefsinnig, tröstlich, beweglich. „Nachts" mit wundersamem Reize, der Geist der Nacht erfaßt). Die Nacht mit ihrer Stille ist allgemein der Liebling seines Herzens. Das sinntiefe Nachtschauern durchzieht auch .7 der „Wandersprüche". „Nacht", 1—4, sind wunderliebliche Klänge tiefen Sinnes und zart wie das Säuseln des Nachtwindes, dem düsteren „Zwielicht" verwandt, aber freundlicher. In „Der Einsiedler" ists die stille Nacht als gesammelte Ruhe in Gott, eine wundersam bewegende, in dem Herrn ausruhende und auf ihn harrende Anbetung, in die auch die Natur einstimmt, einer der einfachst kindlichen Laute. Immer ists in diesen Eingebungen der Herr der Welten, der das Herz bewegend in des Himmels Grunde steht. Die Gewitter legen sich, dem Herzen wird so kühl, und wie nach schwerem Traume wacht es eben auf („Sterbeglocken", wieder bezaubernd zart). Immer und überall geht ein still Erwarten durch die Natur und will zu Worten kommen und kann doch nicht: es weht in den Bäumen, es tönt im Vogelsang, es wogt im Saatfeld, es schleicht ins Innerste

des Herzens hinein. Was dort selige Feier, das ist heftiges Erschüttern und wie gewitterhaft durchziehende Reue in „Der Sänger“, 1 und 2. Wie die letzte Nachtstunde auf das Licht („Morgendämmerung“, in den einheitlich süßen und weichen Zügen vollendet): so warten der Naturgeist und das Menschenherz selig still auf den Herrn, bis er durch den Wald geht, und da neigen sie sich froh erschrocken und beten an. „Abschied“ in seiner ernst religiösen, einfachsten Fassung erinnert an Claudius. Das gehobene Bitten tritt stärkeren Ausdruckes hervor in „Der Schiffer“; der Sturm hat alle die Weltbilder und Weltmächte zerschlagen, lenke Du mich, Gott, mit Deiner allmächtigen Hand! „Sonntag“, wunderlieblich, zu vergleichen dem Uhland'schen „Schäfers Sonntagslied“; es ist eine so harmonische, feiernde, in Gott selige, stille Feststunde, der säuselnde Geist des Sonntagsmorgens in jedem Zuge. So sind die ruhigen Klänge, die an ein heimlich lauschendes Herz sprechen. Doch wills ihn auch bedünken, als ob der Herr in Gewittern und Glockenklängen, von unbekannter Hand gerührt, an die Zeit redete, um ihre Wege zu messen („Mahnung.“ „Wacht auf!“).

Der Gründe sind verschiedene, warum Eichendorffs Herz immer jung bleibt, warum es frische Blätter schlägt mit dem Waldesfrühling, und die überzeugt religiöse Ruhe ist nicht der kleinste Factor. Wenn die Wirren der Welt oder die Trauer über den Verlust der unschuldigen Jugendjahre im Vaterhaus, wenn die Verlassenheit und das Verfallen der alten trauten Orte und ihres Friedens mit ihren Erinnerungen in ihm aufsteigen, wenn es seinem Gemüthe da in der dunstigen und vielgestaltigen Tiefe fremd wird: da möcht' er ziehen, unendlich, weithin, es steigt ihm eine Lust auf zu wandern nach dem ewigen Leben, schwer und bangend in „Der irre Spielmann“, mit der zielsicheren und heimathseligsten Zartheit in dem seelenvollen „Letzte Heimkehr“. Ganz eigenthümlich und wie ein innerlicher Liebedienst sind ihm die etlichen Marienlieder, wo er mit dem alten, fast sein selbst und seiner Treue unbewußten Glauben an der himmlischen Jungfrau hängt; die Sehnsucht wächst im Herzensgrund wie nach einem süßen Bilde.

In seiner heiteren Phantasie verfolgt Eichendorff mit unermüdlicher und immer gegenwärtiger Ironie, wohl auch mit heiligem Zürnen („Der Wegelagerer“) das Philisterthum, die Anmaßungen der Actenhockerei und rechnenden Prosa, die er in ihrer nackten Richtigkeit hin-

malt; es muß in seinem Inneren eine unüberwindliche Abneigung gegen jene dürre Weisheit gelegen haben. Bald auch verfolgt er das Sinken des lebendigen Quells im Inneren und der poetisch kühnen Gefühle mit heiterem und doch zugleich wehmüthigem Humor. Das ironisirte Treiben der Menschenwelt will in der seltsamen und einheitlosen Composition „Morgenlied" nicht passen zu der prächtigen Beschreibung des Morgens.

So weit Eichendorff in seinen „Zeitliedern" eine hohe und durchaus nationale Bedeutung gewinnt, ist auch er der begeisterte Sänger des Kampfes gegen das französische Joch, der Befreiung Deutschlands vom äußeren Dränger, der allgemeinen großartigen Erhebung des nationalen Ehrgefühls; er ist da ganz eigentlich der Sänger des Gährens von 1809 an bis zur Entscheidungsschlacht auf den Feldern von Leipzig. Und hierin ist er wahrhaft groß: Es lebt in ihm ein so festes und klares Bewußtsein von der Nothwendigkeit und Größe eines allgemeinen nationalen Kampfes, ein so schlachtenfreudiges und thatkräftiges Wagen (das visionäre „Heimkehr" 1810 in seinem Schluß, „Gebet" 1810, „Mahnung" 1 und 2, 1810); eine so bittere Ironie bis zum heiligen Zorn („An die Meisten", 1810) auf den Egoismus und die Feigheit aller kleinlichen Seelen, daß mehr als eines seiner Lieder von 1809 und 10 genau an Fichtes Reden erinnert; da ist edler, kräftiger Mannessinn. Religiös feiernde Verherrlichung des Kampfes der Tyroler enthalten von 1810 „Der Tyroler Nachtwache" und „An die Tyroler". Allgemein stimmt hernach die Erinnerung der Kampftage seinen Sang zur Wehmuth („Bei Halle"), und die Stille einer Zeit ohne große Ereignisse drückt ihn; er sehnt sich nach neuer Bewegung und begrüßt wie Waldesrauschen den Flügelschlag neuer, geistesfrischer That. So in dem reizenden, gleich zarten wie frischen „Wechsel". So wird ihm auch der Unabhängigkeitskrieg zum heiligen; es ist ein ritterlich Beginnen sich in denselben zu stürzen: Gott, König und Vaterland sind die Losungsworte. Was nach dem Kampfe folgt, das berührt ihn nicht mehr. Die Fragen im inneren Rechtsleben der Völker allgemein und so auch des seinen standen seiner ganzen Geistesrichtung zu fern; man möchte meinen, daß sie kaum sein Interesse erregt haben. Es lebt noch zu viel vom alten deutschen Ritter in Eichendorff, als daß ihn nicht das allgemeine Drängen nach größerer Freiheit und Gleichberechtigung eher verletzend angestoßen hätte. Er

zieht sich aus dieser Zeit zurück und wirft nur wenige ironische Blicke hinein, die sich eben so sehr gegen die Nichtigkeit einer geistlosen, formenreitenden Deutschthümelei als gegen lächerliches Nivelliren richten. Ueberhaupt scheint das Bewußtsein der Jahre von 1815 an und ihrer Bedeutung ihm kaum aufgegangen. Kein klarer und fester Zug bei ihm bezeichnet dieselben; was er andeutet, das zeigt höchstens das Gefühl sturmbewegter Tage, deren Ziel Gott allein bekannt ist. So weilt sein Sinn liebend auf den alten Zeiten; er geht mit dem Geiste, der auf den Trümmersteinen steht, bei Rittern und Harfnern (s. die trefflichen Sonette „An Fouqué"). Er scheint mit Besorgniß von dem Wehen der neuen Tendenzen ein Vergessen des Geistes Gottes, ein Verlieren des religiösen Sinnes zu fürchten; das sagen die wahr und innig empfundenen „Sonette" 1—3.

In der „Romanze" konnte Eichendorff kaum glücklich sein. Sein ganzes Wesen ist ein so überwiegend lyrisches und ohne ausgeprägte Gestaltungskraft, daß es ihm schwer sein mußte, das für jene Gattung nöthige epische Moment in klarer und scharf abgegrenzter Weise einzuführen: Gestalten und Handlungen vertreten sich in nur dämmerigen Umrissen, kaum ist von Composition zu sagen. Es ist ein auffallender, in seiner Art vielleicht einziger Zug, wie sämmtliche Romanzen, die wieder unverkennbar als sein Eigenthum heraustreten, in Ton, Geist, Manier, ja in ihren Objecten aufs Genaueste zusammenpassen: man möchte sagen, daß sie alle durch den innerlichsten Hang seines Geistes dictirt sind und mitten aus seinem Grunde herauf klingen; es sind verschieden gestimmte, aber immer verwandte Variationen auf denselben Grundton: das ist die Zauberin, die mit ihren Wunderliedern den Geliebten weit in verzauberte Wälder hineinsingt — verschwunden; das sind die Götter, die von süßem Weh in die jungen irdischen Gefilde verlockt werden — unwiederbringlich verschlagen; das ist der Jäger, den die Waldfey in ihr Reich hineinzieht — verloren; und wieder der Jäger, dessen irre Weise mit den Sterbeglocken der schönen Müllerin klagt — nimmer gesehen; das sind im Schiffe der Verführer und sein Lieb, durch Vaters Fluch dem wilden Meeressturme gefreit — versunken; das ist die wunderschöne behexte Sängerin, die Reiter und Roß hinreißt — verzaubert; das ist der todte Bräutigam, der die untreue Geliebte im Schifflein auf den Strom hinausfährt — ertrunken. Alles sind die äußeren, an des Volkes

Glaub' und Sage geknüpften Variationen auf jenen psychologischen Ton, der als trauernde Wehmuth, als geheimes Fragen, als verlorenes Träumen, als verklingendes Tönen, als lauschendes Schauen, als herzinniges Lieben und Leben die Grundseite bildet zu Eichendorffs Geistesleben; immer und in allen Formen das stille, unendlich nach Innen hineingelebte Verträumen, das sich in sich selber verliert. Und gleicherweis ist die Seelensprache des verirrten Mondenscheins, des durch die Nachteinsamkeit rauschenden Bächleins, des Säuselns der Tannenhäupter in der grauenden Abenddämmerung, des Verklingens der Morgenglocken am Waldessaume, der Wellenklage im tiefen, schilfumrandeten See. Die Wesenheit all dieser äußerlichen Gestaltungen wie des inneren Seins, in dem sie angelegt sind, spricht sich aus in dem einzigen, ganz unvergleichlichen „Der stille Grund", selber ein verführendes, wunderbar harmonisches, psychologisches Zauberlied. Die Romanzen, welche außerdem sich bezeichnen lassen als die reinsten, von höchster Harmonie, man möchte sagen bezauberten, bezeichnendst von des Dichters Wesen bewegt, innerlich einheitlich, nach Außen ohne störendes Beiwerk ausgebaut, innig und bedeutungsvoll, sind folgende: „Der Kühne", „Der Wachtthurm", „Nachtwanderer", „Verloren", „Die weinende Braut"; „Das zerbrochene Ringlein" — unvergleichlich zart, diese Töne, dieses Fühlen schmeicheln sich ins Herz hinein; „Der traurige Jäger", „Der Bräutigam", „Die falsche Schwester"; „Meeresstille" — wunderlich bewegend. Sie greifen so tief ins Herz hinein wie alte, treue, innige Zaubermäre. „Valet" bezeichnet mit weichen Zügen das Wesen seiner Lieder; auch sie schweben mit ihren Gipfeln kühl über ihm, und er lauscht. Auf geschichtlichem Grunde, den in der Revolution zerstörten Kirchen, ruht das einzige „Die stille Gemeine".

Sprachlich bietet Eichendorff Mängel. Er springt in freiester Weise um mit den Metren; es kann ihm geschehen, daß er die Form völlig verliert („An die Waldvögel"). Unter den Sprachfreiheiten, die er sich übermäßig erlaubt, macht vor allen die Zusammenziehung des Accusativs oder der Verbalendung (ein'n, leucht't) den störendsten Eindruck; nicht blos verletzt sie als Mißklang das Ohr, sondern als entschiedener Sprachfehler den Sprachsinn.

Indem Eichendorffs reinste Liederklänge alle Ergriffenheit und Wärme des persönlichen Gefühls mit der Allgemeinheit des Lebensganges und der Wahrheit des universalen Fühlens verknüpfen und

so in jeder Brust widerhallen: legen sie, seinem tiefsten Herzen entnommen, auf dessen Grund eine Universalität bloß, welche der subjectiven Stimmung die Weihe giebt. So werden sie Seelen- und Lebensbilder, und solches ist das Wesen aller wahren lyrischen Klänge. — In der Art ist Eichendorffs Poesie, das fern und träumend verhallende Echo langgezogenen Waldhorntones im Eichenwald, mächtig durch Gemüthstiefe, und seine Seele selbst ist ein „stiller Grund", über dem in leisen Schauern die ewigen Gefühle hinwandeln. Er geht nicht hoch, nicht fern, aber tief. So glänzt keines seiner Lieder durch stolzes Prachtgewand oder große Bilder; so sind die Gesänge nicht groß angelegt, und die einzelnen verlieren sich in der Einheit des ganzen Geistes. Es sind öfters dieselben heimischen Gebilde, die vorüberziehen, und doch nicht die gleichen, denn eigen stets und neu weiß der Sänger sie als die Offenbarungen einer reichen Gemüthswelt hinzuzaubern. Der kleine Ideen- und Bilderkreis bleibt ewig jung und frisch, wie Tibulls Phantasie von der glücklichen goldenen Zeit in immer neuen Schattirungen wiederkehrt. Die Form ist jungfräulich rein und durchsichtig zart, als könnt' eine einzige Dissonanz die heimlichen Gefühle zerschlagen.

Lenau's Gemüthstiefe, Uhlands waldfrohe Lebensfrische, Chamisso's unverwelkliche Herzensjugend und J. Kerners frommer Sinn machen aus Eichendorff eine Gestalt von seltener und reicher Harmonie.

Dieselbe Welt, die in Eichendorffs Gedichten so tief anspricht, verliert in der breiteren prosaischen Entfaltung wesentlich von ihrem Glanze, dafür ist der Roman: „Ahnung und Gegenwart" Beweis. Es ist dieselbe wunderlich gemischte Welt, aus unmittelbarer und tief gefaßter Naturanschauung und mittelalterlich unbestimmter Träumerei zusammengewoben in ein Ganzes von unnachahmlicher Individualität: das frischeste Morgenwehen und das freieste Waldesrauschen spielen da so seltsam in die verzauberte Ritter- und Sagenwelt hinein. Innerlichst harmonirt mit diesem Sinne die geheimnißvolle Sprache der Nacht in Tannen und Strömen, und ihr lauscht darum der Dichter so oft mit hingegebenem Verständniß: es ist Etwas von einer Blumenwelt aus uralt deutschen Wäldern. Und wie seine Personen in seltsamen, ziellosen Wanderungen sich ergehen, halb unbestimmter Ahnung, halb unstet schweifendem Leben hingegeben, so überläßt sich der Dichter selbst träumerisch einer ziellos ahnungsreichen Wanderlust, und sicher und

getragen schaut er nur in den Himmel hinein. — Diese Figuren in ihrem feindlich oder verstört vom Leben abgewandten Denken und Treiben und den bunt zusammenhangslosen Begebnissen sind ächt romantisch; Alles bewegt sich wie in geheimnißvollem Dämmerschein, als sei's eine durch psychische Magie verwirklicht ins Leben hineingestellte Traumwelt; der zweite Grundzug ist eine an die Sturm- und Drangperiode erinnernde, wilde Thatenlust. — Es wird Einem unheimlich zu Muth in dieser wie von alten Geistern gespensterhaft durchschrittenen Welt und den verworrenen Nachklängen eines scheinlebendigen Ritter- und Kirchenthums, dessen Kämpen nur noch im Kloster oder einer neuen Welt Schutz suchen können gegen die selber noch unklaren und widerstreitenden Kräfte der neuen Zeit. Wohl wird Einem nur, wo der Dichter in einzelnen traumhaft lieblichen Weisen aus Herzens Tiefen singt oder mit den Geistern der Waldnatur und Sternennacht redet, die seinem eigenen Geiste verständlicher sind als das Wehen der Zeit.

Ganz derselbe ist unser Sänger in seinen dramatischen Bildern; denn das eben ist sein Kennzeichnendes, daß alle seine Werke eine aus dem geheim innersten Grunde seiner Seele heraufquellende Einheit widerspiegeln.

Das Trauerspiel „Ezzelino da Romano“ 1828 beweist wieder, wie sehr ihm aller historische Sinn abgeht, spiegelt aber dafür auch den wunderbaren phantastischen Zug wider, den sein träumend Herz in sich geschaffen. Man mag sich lange sagen: dieser Ezzelino, der mitten im Kampfesleben den tiefen Naturgeistern lauscht, der sich eine phantastische Liebe aufbaut, der den Träumen und den Sternen mit innerlichen Schauern die Geheimnisse der Zukunft ablauschen will, der in den stillen Nächten, „wenn die Brunnen gehn und die Wälder rauschen“, in verlorenes Brüten über sich selbst und die von einem Höheren gebotene Sendung versinkt, dieser Ezzelino endlich, der zwar durch Blut und Feuer sich selbst einen Thron, aber mit ihm doch Italiens Unabhängigkeit von äußeren Mächten wie vom geistlichen Bann aufbauen will, sei nicht der finstere Würger, wie ihn die Geschichte kennt, er sei überhaupt keine einheitlich reale Gestalt. Man mag sich das sagen, und gleichwohl übt dieses wunderliche Mondscheinbild, in dem eben die Hauptgestalt durch die erdichteten Züge einen eigenen Zauber gewonnen, hinreißenden Reiz aus: die Vermischung von innerlichst sehnsüchtiger Naturträumerei mit dem ehernen Klirren

einer furchtbar eisernen Zeit besticht das Gefühl eben so gut, als sie bei ihrem Werden durch tiefe Empfindung hindurchgegangen. Die Helden beider Lager, für die große Idee von Italiens Einheit aufgestellt, haben damit ein unrichtiges, aber auch ein sie mächtig erhöhendes Piedestal gewonnen. Einige Bürger- und Soldatenscenen durchbrechen den schauernden Ernst mit einer ergötzlichen und mehr der Wahrheit des niederen Lebens entsprechenden Komik. Die Sprache ist blühend; es geht durch sie wie Mondscheinzauber. — „Der letzte Held von Marienburg" 1830 ist ganz ein Stoff für ihn, der jene romantische Schöne des Ritterthums mit hingegebener Trauer umfaßt; die tiefe Empfindung bewegt wie schauernd. Diese Gestalten, wenngleich wie alle von Eichendorff „verträumt", haben doch mächtig reales Leben in sich und zeichnen sich mit größerer Bestimmtheit ab, so vor allen die majestätische des von höherem Geiste bewegten Hochmeisters. Hier sind jenes geheimnißvolle Schauern in den nordischen Tannenwäldern, jene Stimmen der tiefsinnigen Nacht, jenes auf sich selber lauschende Träumen der in sich versenkten Seele, jenes in Visionen aufschauernde Hereinragen einer nahen schweren Zukunft, jene wirren Worte des Sprechers, der vor der eigenen Stimme aufschrickt, ja das in sich bis zum Wahnsinn verwirrte Walten einzelner Gestalten, alles Das ist ganz und sicher zu Hause, und mit den wilden Kämpfen nach Außen und mit den im Dunkeln kämpfenden, Verrath und Mord spinnenden, unheimlich berückten Gewalten im Inneren einer weltgeschichtlichen Macht, deren Zeit vorbei und durch keinen Heldenwillen mehr kann gebannt werden, mit all diesen Gewalten bilden jene Stimmen ein großes, einheitlich erwachsenes erschütterndes Gemälde. Es sind Anklänge an Shakespearesche Nachtscenen.

So ist Eichendorff. Weder seine übrigen Dramen noch seine kleineren Novellen, so meisterhaft sie auch sind („Aus dem Leben eines Taugenichts"), noch sein netter Schwank „Die Freier", noch die literarisch-polemisirenden Arbeiten, noch die neuesten und letzten Kundgebungen seines Talentes, einseitig christkatholisch, könnten uns neue Seiten seines Wesens aufdecken.

## Adelbert v. Chamisso.

Der Sturm, der von Napoleon, dem riesigen Sohne der Revolution, über Deutschland getragen wurde, fegte auf einmal die Gefühls-

träumerei einer siechen Idealität weg, wie wenn die Hand des Spielers die Figürchen des Schachbrettes umwirft. Die gesundesten Kräfte blickten ins Innere der Nation, und auch die Gelehrsamkeit (Grimm) reihete sich um deutsche Centren oder bezog sich doch auf solche, und während die Schicksalstragödie zu wuchern begann, stand wenigstens Kleist mit seinen letzten trefflichen Dramen auf dem Boden seiner Nation. Die Lyrik ging mehr und mehr in sich, hob das Recht der Volksstimme, ja der einzelnen nach Dialekten bezeichneten Stämme, wonach sie sich gar in Schulen spaltete und wieder bis zur Einseitigkeit ging. Derjenige Dichter, der noch mit einem Fuß in der Romantik steht, von der er nur das Reinste und Bedeutungsvollste entnommen; derjenige, der übrigens mit aller Macht und der bezaubernden Liebenswürdigkeit, aber auch der bis zum Fluche vorgehenden anklagenden Begeisterung seines Genies mitten in der Gesellschaft und ihrem Elende steht, ist Chamisso. Sein Lied „Laß ruh'n die Todten" könnte der Romantik Todtengesang sein.

Adelbert von Chamisso ist 1781 in Paris geboren, 1790 mit seinen emigrirenden Eltern nach den Niederlanden, 1797 nach Berlin geflüchtet, wo er militärische Dienste nimmt und nach der Rückkehr seiner Eltern in ihr Vaterland in bedeutendem Kreise zurückbleibt, ein ächter Deutscher werdend, eine der höchsten Zierden für unser Volk. 1814—18 macht er die Reise um die Welt, wird hernach am botanischen Garten in Berlin angestellt und tritt erst später wieder als Dichter auf. Er stirbt 1838, ein Jahr nach dem Tode seiner geliebten jungen Frau. Die überwiegende Mehrzahl seiner Gedichte geht durch die Jahre 1816—38, das früheste, „Nacht und Winter", ist von 1803, die fruchtbarste Zeit des Schaffens fällt in den Ausgang der zwanziger und den Anfang der dreißiger Jahre.

Chamisso, eine verehrungswürdige und liebenswerthe Gestalt, ist mannigfach bestimmt, so namentlich mit durch die Franzosen in ihren höchsten Erscheinungen, den von ihm übertragenen Béranger und den universalen Geist Victor Hugo's. Darum verliert er aber Nichts von seiner genialen Eigenthümlichkeit. Wie sein Charakter, tolerant bei strenger Grundsätzlichkeit, wie sein Gemüth, allem Schönen und Hohen offen und dennoch wandellos durch sich selber bestimmt, so sein dichterisches Genie. Chamisso macht sich fast mehr noch lieben als verehren, und mit darum, weil er zu verzeihen und zu hassen weiß. Ein

edleres Denkmal für den Menschen und Dichter als das herzinnige Gedicht „Schloß Boncourt“, 1827, ist selten. Es ist etwas Triviales geworden, dasselbe als ausgezeichnet herauszuheben: die Treue der malenden und gefühlten Erinnerung; der Adel der segnenden Gesinnung, die mit seltener Hoheit der Zeit opfernd hingiebt, was sie fordert; die ritterliche Frische und Freiheit des ein neues Wanderleben eröffnenden Sängerthums; die Einfachheit der Ausführung: Alles ist gleich vollendet. Wohl schwebt der Geist der Noailles und Lafayette als poetischer Genius über diesem Gesang. — Schon die drei Lieder der Introduction „Der Dichter“, von 1816, 1818 und 1831, tragen die gemüthbewegenden Züge der gefühlsergriffenen Muse Chamisso's in sich, „schmerz- und lustgeboren“, doch jenes mehr, das ist sein Wesen. Wenn Chamisso im ersten jener Lieder trauernd und bescheiden klagt:

> Sie klangen, sie verhallten in der Zeit;
> Mein Lieben und mein Leben sind verhallt
> Mit meinen Liedern, um mich ist es kalt ......

so mag ihm das wohl den Staub des Alters bezeichnen, aber die Zeit hat seiner Klage ein festes und glänzendes Dementi gegeben. Die dreie bilden eine tiefpoetische Zueignung im minnigen Kleide der achtzeiligen Stanze; liegt über I ein sanft melancholischer Zug nordischer Trauer und friert das Herz unter des Nordens Eise, so löst und weitet es sich in III dem Greis Gewordenen unter der Heimath Glück. Wie seine Lieder immer mächtiger in seiner Brust aufquollen, so leben sie und mit ihnen der Dichter, und anders konnt' es nicht sein, denn sein Lied ist sein Geist, sein Gemüth. Die trauernde Müdigkeit, das trübe Rückschauen auf viel' entschwundene theure Gegenstände, das ihn schon frühe begleitet, ist oft das Zeichen der tiefsten Naturen und macht sich gerad' in den Jahren der strebendsten Entwicklung mit Macht Luft.

> Ich kehre heim ......
> Ein Kind, vom greisen Alter schon umfangen.

Und:

> Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
> Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.....

von 1831, ein tiefer Zug; das ist eben Chamisso's Natur, ein Kind geblieben zu sein im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes, und er hat sich den Adel und die Hoheit des Gefühls, die Wärme und Frische

der Begeisterung, das gläubige und liebende Hingeben an alles Edle, die lebendige Naturwahrheit auch im greisen Alter unentwegt gewahrt; die Noth des Lebens, die ihm in einzelnen Lebensbildern so eindringlich und erschütternd entgegentritt, hat gleichwohl den Blüthenstaub von seinem Herzen nicht abgewischt; das ist nur den bevorzugtesten Geistern, den Lieblingen der Natur oder der Götter, verliehene Gabe. Wenn sein Herz müd und düster geworden, so genügt der erste Strahl der Frühlingsbläue und das beifällige Lächeln eines treuen Herzens, wieder frisch und warm ihn zu beleben. Dahin zählen „Frühling", 1822, ein weicher Maienlaut, wie freudig der Gedanke der zweiten Strophe!; „Morgenthau" und „Gern und gerner", Laute herzvoller Minne.

Seine Lebensbilder halt' ich, entgegen der Ansicht eines neueren Kritikers, in ihrer reinen und gefühlten Schöne für sehr gelungene Producte. So „Frauenlieb' und -leben", 1—9, 1830. Es bildet eine bei unseren Lyrikern seltene, bei den französischen öfters vorkommende dramatische Reihe in Entfaltung desselben Grundgefühles, die aufsprossende Liebe der Jungfrau verfolgend bis zur erinnernden der alternden Witwe. Ebenso „Thränen", 1—7, 1830: verwehete Liebe, verkauftes Leben; 4 mit dem traurigen Refrain und 7 sind zauberhaft erschütternde Bilder. „Lebenslieder und -bilder", 1—22, 1831, das größte von den dramatisch fortentwickelten Lebensgemälden, vom Knabentreiben und Mädchenspiel an bis auf den Tod des hohen Gatten herunter. Die Striche sind völlig rein, wahr, ans Herz sprechend, Stufe um Stufe in ihrem inneren Wesen gefaßt, von dem lächerlichen Drachenkampfe des kecken Buben durch alle schwebenden, wallenden, frohen und ernsten Situationen hindurch. Chamisso belauscht mit feinem Sinnen die Gefühle jedes Alters und Geschlechtes; sie leben auf in ihm, ja der geprüfte Mann lebt sie mit ganzer Seele wieder durch, und das Herz strömt fein und scharf sein Wesen aus. Wer vermöchte mächtiger jene lebensprudelnde, thatenkräftige und doch so leicht durchs ernste Wort zu stillende Zauberwelt der freien, wogenden Jünglingsbrust zu schildern, als Lied 7 es thut? wer hinreißender, reizender das Bangen und fragenvolle Hoffen der aufsteigenden Liebe in Jünglings Brust, als 9 mit seinem wunderlieblichen Refrain:

> Es stehen drei Sterne am Himmel,
> Die geben der Lieb' ihren Schein.

Auch künstlerisch vollendet sind sie von der schönsten Lyrik der Liebe. Welcher Dichter hat feinere Züge, als die durch 4, 6 und 8 hindurchgehen, da die Jungfrau schüchtern, ahnungsvoll erst des Schwalbenpaares Leben, dann der Rose Erschließen und endlich das Aufwachen ihres eigenen Herzens in neuen, mächtigen, unbekannten Gefühlen verfolgt! Wie voll und wahr malt 18 die Liebe des Weibes, dem eben die Liebe Leben, Sein und Himmel ist; wie eindringlich die bittenden Worte! Und wie kräftig, fest, hoch, thatendurstig, entsagend steht die Gestalt des Helden, der in die Schlacht hinauszieht; wer möchte hohen Männerberuf stärker, edler zeichnen! Der Schluß, da die Leiche daliegt vor dem Weibe, „das keine Thränen hat", vor Sohn und Tochter, gleicht einer Tragödie. In die letzten Lieder ist verdüsternd ein Hauch der Ereignisse von 1830 übergegangen. Das Ganze ist eine weitergefaßte Scenerie für das in „Frauenlieb' und -leben" zum Stoff Genommene; die völlig verschiedene, eben so wahre und geniale Weise, die diese Ausführung annimmt, ein unverkennbarer Beweis für den inneren Reichthum von Chamisso's Natur. 21 enthält in der Zeile:

Und krächzet mahnend links am Weg der Rabe

eine der äußerst seltenen antiken Reminiscenzen. Noch reiht sich an „Der Klapperstorch" 2 mit der beredten Weihe der Mutterfreude in den wenigen seligen Zügen.

Nie hat sich trotz schwerer Erkenntnisse in Chamisso die Platensche Schärfe gegen das deutsche Land hineingeätzt, das sein wahres Vaterland geworden, jedenfalls mit deßhalb, weil seine Ansprüche bescheidener, sein Wesen harmloser; und gleichwohl ist Chamisso ein Charakter frei und ganz und rein, ein ächter deutscher Mann. Mit vollem Herzen, begeistert steht er in seiner Zeit und seinem Volk, er wird Kind des Volkes ohne allen Rückhalt; das hat ihm reichlich Frucht getragen. Innige Lieder sind dieser Richtung entsprossen; so die beiden von der alten Waschfrau (33 und 38), die das liebende Verständniß des Volkslebens in seinen edelsten Seiten enthüllen. Ein Platen wär' ihrer nicht fähig gewesen. Vor solchen Bildungen vergesse die Kritik die strengen Forderungen der Kunst; Chamisso hat sonst poetischere Sprache, festere Züge, einheitlichere Gestaltungen, aber der treuherzige, liebinnige Ton, der den Geist des Volkes tragend aus dem Dichter strömt, bietet vollen Ersatz. Eine wahre und treue

Geschichte des Volkslebens liegt auch in „Des Gesellen Heimkehr", 1829. Es kann nur dem, der tiefen Sinn, treffendes Gefühl, feine Beobachtungsgabe mitbringt, es kann nur ihm gelingen, diese Gestalten so ergreifend, so einfach, so natürlich, so ganz, in wenigen Strichen hinzuwerfen, und Chamisso ist Herr dieser Gaben.

Chamisso ist der Dichter des Herzens. Er hat dasselbe mit all seinen Tönen in sicherer Gewalt, von der weichsten Innigkeit und süßesten Zartheit („Die Mutter und das Kind") bis zum schneidenden Zürnen des gerechten Fluches („Der Bettler und sein Hund"). Es geschieht ihm oft, daß er einen volksthümlichen Ton annimmt, oder vielmehr, sein Gefühl gießt ihm diesen Ausdruck ein, weil es so einfach und kindlich treu strömt; er bleibt darum nicht minder in seiner reinen Höhe, in die er mit erhebt, ohne niederzusteigen. Dann geht er wieder mit einer Tiefe, die sich fast versteckt, da sie mit der vollsten und reinsten Natürlichkeit in ihm lebt, auf Lebenslagen und Seelenstimmungen ein und läuft mit warmer Liebe ihr Bangen durch; selber bewegt, hat er zauberhafte Macht zu bewegen und zum Herzen zu reden. Jener Ton und diese Tiefe sind wunderbar vereinigt in dem über jeden Preis erhabenen „Die Jungfrau auf Stubbenkammer", 1828. Die geheime, fast magische Gewalt, womit dieses Lied ans Herz greift, gehört unter das Höchste, was die Lyrik aufzeigen kann. Das ist das Volkslied in seiner edelsten Gestalt, einer der Töne, die immer und in Aller Herzen anklingen; der Zauber und die Trauer der Schönheit, der das geisterhaft Verfehmte im Mitleiden selbst noch mächtigeren Reiz verleiht. Das subjective Moment, in die Sage getragen, macht sie noch inniger. Composition und Ton sind Eins und voll. Düsterer ist der Zauber in „Das Burgfräulein von Windeck", weniger voll und bestimmt die Composition. Die Gemälde sind kurz, ja zuweilen bis zum blos aphoristisch Angedeuteten, und dennoch ist das Gefühl in vollen Zügen ausgeschöpft. Unübertrefflich ist er, wo er den leichten und schalkhaften Ton anstimmt; in seinem Wesen liegt es nicht, der kalten Ironie, sondern dem heiteren Lachen und der unbefangenen Kindlichkeit des Spieles sich hinzugeben („Unstern", „Mäßigung und Mäßigkeit", „Tragische Geschichte", „Polterabend", „Eid der Treue", „Minnedienst", „San Vito"). Der Humor ist der heiterste und freieste, das Lachen ohne alle Schärfe, um der Komik auf die Schwächen und Thorheiten selber willen da. Es liegt in diesen heiteren

Bildern Etwas vom Tone des Peter Schlemihl; sie sind für Kinder und Weise. So bringt er auch Scenen, die mit meisterhafter Komik nach dem niederen Volksleben, gut und bös, entworfen sind. Die Compositionen in diesen leichten Stoffen sind vollendet, Eins und doch vom ansprechendsten Wechsel, den anschaulichsten, durch herzliche Heiterkeit gewürzten Situationen und dem reichsten Leben. So „Hans Jürgen und sein Kind“, „Böser Markt“, „Der rechte Barbier“, „Hans im Glücke“, „Das Urtheil des Schemjaka“, „Ein Lied von der Weibertreue“. Die kecke Lust, die in „Blauer Himmel“ (mit dem verwegenen Refrain: Laure, mein Schicksal, laure!) fast zittern macht, steigt in den heiter politischen Liedern zu der ergötzlichsten satyrischen Laune an, die mit frischer Faust mitten in die Zeit hineingreift. Er trifft darin bis aufs Täuschende den Ton Bérangers, über dem er an Gemüthstiefe steht. Nach ihm ist „Ein französisches Lied“, 1827, mit seinem kostbaren Humor. „Nachtwächterlied“, 1826, und „Josua“, 1829, sind köstlich heitere politische Lieder zu Nutz und Frommen jener Seligmacher, die so gern die Lichter aus- und die Feuer anblasen. „Kleidermachermuth“, 1831, ist von unauslöschlichem Humor, eine Persiflage auf das Revoltiren leerer Köpfe, es zeichnet sich aus durch eine Gradation der Komik, die das lustigst Sinnlose schlagend trifft. „Die goldene Zeit“, 1822, gegen den Preßzwang, keck und spottend, in freiester Weise. Man wird trotz der ironischen Färbung „Das Gebet der Witwe“, 1831, zu den ernstesten, bittersten und wahrsten Dichtungen Chamisso's zählen. Gegen den steigenden Steuerdruck der Fürsten gerichtet, ganz angethan, sich in Mund und Gedächtniß des Volkes zu prägen, ist ein Bild der Art eine voll in der Zeit wirkende Macht; die Einkleidung, die freilich im Grundgedanken Luthern eignet, ist durchaus genial; auch hier thut der Refrain, diesmal ganz in der Weise der feineren Satyre bei Béranger, seine erstaunliche Wirkung, und dazwischen blitzt drohend der Volksgeist als rächendes Gebet durch. Schneidender ist „Der Bettler und sein Hund“, 1829, ein Bild in einer Manier, wie sie fast nur noch bei Victor Hugo (u. a. „Melancholia“) sich wiederfindet. Man mag aus dem Standpunkte der Kunst und des Gefühles für reine Schönheit die bis ins Erschreckende gehende Nacktheit des Ausdruckes tadeln, die jenes von der Kunst geforderte Idealisiren auch des Unschönen ganz zur Seite setzt; aber Wahrheit, furchtbare Wahrheit wird man dem düsteren Gemälde nicht abzusprechen

wagen, und im Grunde liegt in dem todverwundeten Gemüthe des unglückseligen Proletariers ein Adel, der den natürlich Fühlenden für die Härten entschädigt. Ich will nicht entscheiden, in wie weit gerade der Dichter in seinem Rechte ist, wenn er das Elend mit all seinen Lumpen und seinem Hunger und dem Jammer des Herzens unerbittlich auf die Scene führt. Aber daß solche Bilder einschneiden und wirkend fortleben, daß der Dichter hier eine der tönenden Saiten der Zeit grell anschlägt, daß den tauben Ohren ein erschütterndes Donnerwort zu predigen an der Zeit ist, das ist eben so sicher, als daß Chamisso mit dieser Figur ein wahres, bewegtes Gefühl fürs Leben des Volkes, das innige Erkennen seiner Natur und treues Bewußtsein der Zeit an den Tag gelegt hat. Die politischen Lieder, in denen er immer groß, immer innerlichst bewegt und bewegend erscheint, sind hell zündende Brandfackeln. Es zieht auch durch sie oft ein schwermüthiger Geist, selber da, wo er sich in lächelndem Gewande versteckt. So das bitter lustige „Der Invalid im Irrenhaus", 1827, eine unverwüstliche Satyre auf die erbärmlichen deutschen Fürsten und ihre Congresse (Wiener Congreß), auf jene Schmach für Fürstenworte, die ihre Völker mit dem Namen Freiheit erst köderten und hernach ihr Blut mit der alten Knechtschaft zahlten.

Chamisso versteht auch ganz gewohnte, immer wieder besungene Stoffe in genialer Weise mit einem neuen, sie erhebenden Gewande zu umkleiden. So das vornehm weltmännische Vergessen gelobter Treue im „Neuen Ahasverus", wo das irre Sehnen der in der Modewelt vergessenen Liebe unter dem Bilde jenes Welt und Zeit rastlos durchwandernden Ruhelosen ohne Ziel und Ende schweift, bis sie rächend keinen Widerhall mehr im zerstörten Salem findet. So die Zaubergewalt des Liebreizes in der vollendeten und erschütternden Ballade „Löwenbraut". Reich im Inneren, der verschiedensten Töne gleich mächtig, greift er im directen Gegensatze zu jener gutmüthigen Lust des Lachens zuweilen eben so tief in Scenen des Schauers, denen er folgt bis zum Grauenhaften, erschütternd und die finsteren Gefühle heraufbeschwörend, die sich bange fragen: Was kann aus dem Menschen, was aus dem Leben werden? Die tiefe, einsame Trauer stellen dar „Frühling und Herbst", „Die drei Sonnen", „Nacht und Winter". Es greift scharf und rührend jenes melancholische Moment herein, das einen großen Theil seiner Dichtungen durchzieht und tief in seinem

Inneren muß gelegen haben, gewaltig das Gemüth des Lesers erfassend und zerreißender in seinen politisch-socialen Liedern wiederkehrend. Dahin zählen von den ganz ihm eigenen: „Des Basken Etchehons Klage“, eine Scene, wie sie der vernichtende Absolutismus der Zeiten vor der französischen Revolution und ähnlich wieder der eines Ferdinand VII. und anderer Tyrannen des 19. Jahrhunderts erzeugt, da das Recht zum Schutze der verbotenen Lust, zum Rächer an dem gerechten, freien Manne wird und ihn in Tod und Rache jagt. Desselben Geistes: „Vergeltung“ (dämonisch finster), „Der Waldmann“ und „Der Graf und der Leibeigene“. Sie führen in die mittelalterlichen Zeiten zurück und haben denselben Vorwurf: den schneidenden, verderbenschweren Ständeunterschied, Herr und Knecht. Mit eisernem Schritte wandelt der Geist der Zeit hindurch und zermalmt auf seinem Pfade die privilegirten Sünder; die Rache lauert als Volksjustiz; die Tendenzen des Regenten und der Revolution fechten ihren blutigen Streit aus durchs Volk und im Volke, furchtbar vergeltend. „Das Mädchen zu Cadix“, „Nächtliche Fahrt“, „Die Sterbende“, diese mit überraschend ähnlichem Stoffe wie A. de Vigny's großartig entworfenes „Dolorida“, in der Ausführung ganz verschieden. „Die Giftmischerin“ ist eine grauenhafte Gestalt, der höchste Exceß einer mit Leben und Gesellschaft in Vernichtungskampf gerathenen Verderbniß der Civilisation. Und doch zieht auch durch diese finsterste der finsteren Gestalten ein Wehen des dichterischen Geistes, und wir folgen der grausigen, aber felsig hingeworfenen Figur mit Schrecken bis ins Nichts hinein. Die Form ist hier gerade künstlicher als sonst. Eine eben so scharfe Gestalt tritt ein in „Der Tod des Räubers“, ein markiger Abruzzensohn, wild wie seine kahlen Felsen, Mord sein Gewerbe, eine in ihrer Art vollendete Gestalt, in der noch Etwas von Karl Moor liegt, und fast möchte man trauern um seinen blutigen Tod. Chamisso ist in diesen und anderen finsteren Gestaltungen mächtig, ja gewaltig; man mag bei seinen Strichen nicht an die Bildungen der Plastik denken, dazu ist seine Sprache auch in den kühnen Wendungen der Gedanken zu einschmeichelnd und zu weich gefällig und trägt mit wenigen Ausnahmen durchaus nichts Schroffes oder Eckiges an sich; aber feste, markige, scharf umgrenzende Pinselstriche sind es. Wie kaum Eine edle Dichterseele ihren Zoll dem hochherzigen Griechenkampfe zu spenden unterließ, so hat auch Chamisso in den Jahren des ausgehenden Kampfes den

Trauer- und Heldenscenen eine Reihe von Bildern geweiht, einige mit minderer Kunst als ergriffenem Geiste. Mit Fug ist darunter auch von künstlerischem Standpunkt aus „Canaris“ herauszuheben; das Lied nimmt plastisch den Helden in seiner glänzendsten Action, während Victor Hugo, dessen Phantasie oft auf der hohen Gestalt geruht hat, mehr lyrische Klage an den verwendete, welchen er als fast Verschollenen ansieht. „Die Leichen“, äußerlich vollendeter als andere dieser Reihe.

Oft hat Chamisso von jenen kleinen, beweglich ans Herz greifenden, wie träumende Sage aus Volksmund hinwallenden Bildchen, deren Inhalt ein unglücklich Enden und zumeist Hinwelken an verrathenen Gefühlen ist. Es ist ein den ächten Volksgesängen und ganz besonders der deutschen Lyrik eignender Zug, den Chamisso vollkommen in seiner Gewalt hat, daß sie mit wenigen weichen Zügen einen inneren Zusammenhang setzen zwischen dem Gefühle des Herzens, meist seiner Trauer, und den Naturlauten und dem Walten der Elemente, einen Zusammenhang, der sich nun als Vorahnung, nun als Klage giebt und dessen Bedeutung darin beruht, daß er die Naturmächte begeistet (Naturgeist) und dem Menschen nahegeführt: es ist die Eule, die ächzt; das Käuzchen, das krächzt; die Windsbraut, die über die Haide fährt; die Windmühle, die im Sturme saust; die Welle, die auf der Düne sich wälzt. So z. B. „Laß reiten“, „Die Müllerin“, „Der alte Müller“, die künstlerisch vollendete Ballade, die mit dem finsteren Dämon spielt.

Allgemein hat Chamisso eine eigene vergeistigende Kraft der Anschauung, die bis zum Seltsamen, ja fast Wunderbaren überraschen kann. So läßt er z. B. die Blinde sagen:

Ich bin aus irren Fernen In mich zurückgekehrt,
Die Welt in des Busens Tiefe Ist wohl die verlorene werth.
Was außen tönet, das steiget Herein in mein Heiligthum;
Und was die Brust mir beweget, Das ist mein Eigenthum.

Er weiß ohne allen Aufwand von Mitteln einzig durch die Tiefe und den Reichthum seines Gefühls die Stimmungen so mächtig und lebendig in ihren Trägern hinzuzaubern, daß sie zu leibhaften Gestalten werden, die sich dem Auge schwebend ablösen. In Hoheit der Anschauung weicht er auch dem deßhalb so gepriesenen Platen nicht, ohne deßhalb seine Ideen sentenzenartig herauszustellen; sprechen ja die Bilder bewegt genug! Was Platen Gedanke, das wird Chamisso

durchgefühlte Anschauung. Dieselbe Gefühlssaite klingt oft und immer voll bei ihm an, und so verwendet er auch äußerlich gern ein refrainartiges Wiederholen auf denselben Ton. Seine Züge sind nicht weich, und nie spielt etwas Verschwommenes hinein; im Gegentheil, jeder Strich hat etwas Bestimmtes, Festes, eine Kraft, die bis zum schneidenden Ausdruck gehen kann; und gleichwohl bewegen sie mit so eindringlicher, so harmonischer Macht; das ist ein Wachsingen des Herzens. Die Conceptionen liegen mit erstaunlicher Klarheit, ganz und Eins, vor seiner Seele; auch darin steht keiner unserer Dichter, die nach den Alten zu gehen vorgeben, über ihm. Seine epischen Einkleidungen haben durchweg etwas Meisterhaftes: volle Harmonie mit ihrem Grundgefühl, Anschaulichkeit, Anmuth und Kraft, warmes, strömendes Leben, sanft oder stürmisch ans Herz sprechende Gewalt; sie machen sich lieben. In der Weise bewältigt er auch mit einer ihm verwandten Kraft die deutsche Volkssage; seine etlichen Bearbeitungen aus derselben sind vollendet; auch in ihnen schüttelt ein neuer, riesiger Geist finster und bedeutsam seine Locken. Es besteht eine sprechende Verwandtschaft zwischen dem Geiste der milderen und weniger phantasieweiten Schöpfungen Victor Hugo's und derjenigen Chamisso's; eine Dichtung wie „La grand'mère" mußte diesem in ihrer vollen, gefühlten Schöne aufgehen, und es ist kein Zufall, daß er sich an die Uebertragung von mehreren Gedichten Victor Hugo's machte, und daß sie ihm gelang.

Die eben berührte, jedoch nur eine einzige Saite treffende Verwandtschaft mit dem im Ganzen späteren Victor Hugo, etwelche Bestimmtheit durch Béranger, das Leben und Walten in Volksliedern und -sagen: das ist Alles, was an Fremdes erinnert; von antikem Einfluß kaum eine Spur. Ueberhaupt ist er nur seiner eigenen Seele entwachsen und nicht weniger ganz und in sich vollendet, als der wegen seiner inneren Geschlossenheit so viel gepriesene Platen. Was man Entwicklung heißt, zeigt er kaum; von Kunstgattungen, denen er sich in verschiedenen Zeiten hingegeben, weiß er Nichts; das Lied, zumeist in epischer Hülle, strömt beseelt aus seiner Leyer, mit dem Gefühl erwacht, mit ihm schon frühe vollendet.

Chamisso hat nie nach der sogenannten hohen Lyrik gelangt, und so ist denn auch der ganze Bau seiner Lieder ein überraschend einfacher. Es ließe sich schwer nur Ein blos zierendes Epitheton

finden; Bilder und Figuren kommen kaum vor. Seine Phantasie, darum nicht minder belebend, drückt sich im Gestaltenschaffen und der reizenden, herzbeschleichenden Umkleidung der Gefühle aus. Der Refrain ist, wie Béranger immer, so ihm oft dienstbar und von hoher Wirkung. Der südlichen und fremden Formen bedient er sich mit so ungekünstelter und vertraut erscheinender Meisterschaft, daß sie sich ganz von selbst an seinen deutschen Gedanken legen; die malayische Form hat sich nur in ihm eingebürgert und ist bedeutend einzig in der „Todtenklage", da ein leichenhaft Grau die ganze Natur umflort, durch welches endlich tröstend ein Sonnenstrahl hindurchbricht. Es ist die Klage der Natur, einheitlich gestimmt zu der des Herzens, darin besteht die Ganzheit. Die Form bedarf der höchsten Gedanken und der tiefsten Gefühle, um nicht zu ermüden. Die langsam schleppende Form des sechsfüßigen Jambus hat er in den „Teutschen Volkssagen" und in „Abdallah" meisterhaft belebt. Sein Satz ist einfach, fest, mit seinen Gedanken in Eins geschlossen.

Chamisso's Grundwesen ist das immer frische und hingegebene Mitfühlen an des Lebens Lust und Leid. Entschieden nach innen gerichtet (Seelenbilder), braucht er doch der äußeren Anschauungen als reichen und inhaltvollen Feldes. Gemüthstiefe, humaner Adel, das ächte, innerste Walten des Genius, Freiheitsgluth und Eingreifen in die Speichen der Zeit, ein Zug der Düsterkeit, wie er die bedeutendsten modernen Geister (Lenau) durchzittert, höchste Einfachheit und erschütternde Wirkung: das ist seine Seele und sein Lied.

Die mächtige Sangeskraft und -lust begeistert ihn vor Allem in den ausgehenden 20er und den beginnenden 30er Jahren; es ist überraschend, wie besonders in jenen der Scherz und das Grauen, die zumal in seiner Seele liegen, sich hart neben einander aussprechen.

Chamisso ist frei, tritt aber eben darum nur für seine eigene politische Ueberzeugung ein: Weder Erschlaffen noch Ueberstürzen, weder despotischer Druck noch willkürliche Anarchie. „Ungewitter" ist eine stolze Ahnung der Zeit. „Der alte Sänger" 1833 ist in seiner prophetisch warnenden Weise wieder eines von den Liedern, die unvergessen leben werden, kunstlos, einfach, erhaben; der Sänger wird gehöhnt, verstoßen, eingekerkert, aber

Unablässig, allgewaltsam, unaufhaltsam naht die Zeit.

Verloren sind die Fürsten, die mit ihr nicht vorwärtsschreiten wollen, rückwärts liegt Vernichtung. Den Commentar zu dem herrlichen Gesange hat seitdem die Geschichte mit blutrothen Buchstaben geschrieben; 1848 und 49 haben die Mahnung ans Volk traurig bewahrheitet, Früchte nicht zu schütteln, ehe sie reif sind. Plastische Striche malen das Schicksal des von beiden Seiten verkannten Sängers. Chamisso kennt übrigens die Zeit, und man möchte ihm selbst einen scharfen Blick in die Forderungen der Zukunft hinein zugestehen. So enthalten die zwei Zeilen in „Der Klapperstorch", 3:

> Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen,
> Und du, mein Sohn, das wirst du auch

die volle Würdigung der Aufgabe, welche die Zeit, und immer dringender, an den Mann stellt; es ist das Ruhen auf sich selbst, das Aneignen der Kräfte, welche die Zeitrichtung fordert, der Kampf mit ihren Wirbeln und Mächten ein immer dringenderes Gebot an das Individuum. Einerseits hat er eine kostbar humoristische Persiflage („Nachtwächterlied", „Josua", 1826 und 29), die das klarste, unbefangenste und kühne Verständniß der von oben gewollten Zeitstrebungen darthut und Züge unauslöschlicher Komik bietet, wie sie paßten und neuerdings wieder passen auf manchen der schimmelig gewordenen deutschen Staaten, am directesten aber das Frankreich jener Zeit schlugen — Ultraroyalisten und Congreganisten. Dann aber geht ihm in schneidendem Zorn das Bewußtsein auf von der Gewalt des Zeitgeistes und Völkerwillens, und die Consequenz, die in „Ungewitter" der alte König ahnt, traf zunächst Karl X. und Manchen nach ihm.

## Heinrich Heine

ist eine Natur der schneidendsten Gegensätze, über denen ein ursprünglich tiefer und nur mit innerem Schmerz und mit Mühe weggelachter Gemüthszug verbindend steht. Er stellt eine unendliche Seelenträumerei dar, in welcher die glühende Lust und der verzehrende Schmerz, das höhnende Lachen und der gleichsam scheu versteckte Ernst, das tiefste, bis zur anbetenden Religiosität erwärmte Gefühl und die kälteste Ironie, eine meist zur Lüge gewordene Selbstironisirung des eignen besseren Wesens, in welcher alle diese Züge ein wunderliches, unver-

söhntes, heftig sich aufzehrendes Ganzes zusammensetzen. Die Liebe als wollüstiger Genuß, die Schönheit als geheimnißvoll verlockende Sirene, Weh und Tod als die Frucht des inneren Schwelgens in den Lebenskräften: das sind seine Grundgefühle, und ihrem Widerstreit entspringt die besondere Färbung seiner Dichtung, jener süß und lieblich umarmenden Sphinx mit den Brüsten des Weibes und den Tatzen des Löwen. Er hat sich seine eigene Natur zu dem Räthsel geträumt, an dessen Lösung er sich verwundet bis zum Tode. Der Traum da innen wallt glühend und heftig, aber nach außen drückt er sich mit einer wunderwerthen, nie übertroffenen, selten erreichten Anmuth und Weichheit aus: die Gewalt ist der kurze Sturm der Leidenschaft, die Milde das bleibende, sanfte, schmiegsame Wesen des unendlich auf- und abwogenden Gefühles, das in seinen Schwankungen nicht durch einen festen Willen gehalten und eingegrenzt wird. Der ewige Zug, der auch durch alle spottende Bitterkeit durchspielt und über sie hinaussteigt, ist immer die Liebe, als verspottete und verehrte, verwünschte und immer gesuchte, als höchste Wonne und vernichtendes Verderben, meist als verrathene und verlassene, schmerzhaft verlachte; es ist ein lustig Sterben der innersten Lebensgefühle. Es ist immer wieder das alte Träumen, doch neu stets in seiner bewegenden Macht, welches heimlich seinen Geist beschleicht; mit geschlossenem Auge das Träumen von der marmorblassen Maid, dem feinen Liebchen. Dann wieder kommt der Sturm, innen und außen, und nimmt den Ausdruck einer alten, ursprünglichen, wilden Macht an oder schmiegt sich weich und dennoch kräftig an die verwandten Naturgeister — Wind und Meer — und lauscht ihnen und schwatzt mit ihnen. Aber eben so leicht kann ein Wort, ein Gedanke, ein blitzartiges Zucken des Geistes in ihm die dämonische Ironie aufwecken, an der er krankt; sie ist der Mehlthau, der sich ihm auf die Blüthe legt. Der Haß gegen den Pedantismus des Lebens, gegen die Heuchelei und die vorwurfsvoll bornirten Ketzerklagen einer zur Fratze gewordenen Frömmelei, gegen das Fuchsschwänzen und Bocksthum, gegen die sich spreizende Weisheit der Zunftgelehrten; das Anstoßen eines eigenthümlichen, von der Natur aus den feinsten Fäden gewobenen Gemüthslebens an den Ecken und Kanten einer widerspruchsvoll sich auflösenden Zeit; der schlaffe Kampf eines ätherisch angelegten Gefühls für Liebe mit den Zuckungen der mächtig aufreizenden Wollust, die den Augenblick genießt, um ihm

hernach zu lachen oder zu fluchen; der Zwiespalt einer in der Jugendpoesie ruhenden kindlichen Religiosität mit einer mehr durch's Leben und den Streit herausentwickelten Satyre des Unglaubens: das Alles macht aus Heine eine wunderliche, zwiespältige, räthselvolle, nun zur Verehrung, dann zum Mitleiden und auch zur Verwünschung stimmende, sich selbst untergrabende Natur, über deren unheilvollen und unheilbaren Flecken nur das Genie seines wunderbar tief begabten Gemüthes immer hoch und glänzend steht. Die erste Spur einer Verlachung in religiösen Dingen, hier fein, aber mit böswilligem Witze, findet sich in „Die heil'gen drei Könige aus Morgenland", wo das Beißende wieder mit seiner viel geübten Kunst ausschließlich in der drolligen Ausführung zu einem Situationsbilde liegt. Zum übermüthig-launigen Phantasiespiele wird diese Richtung in „Mir träumt', ich bin der liebe Gott". Das specifische Gelehrtenthum als Allerweltsweisheit mit dem beschränkten Blick, dann das Treiben und Hudeln und Protegiren und Assembliren in der Gesellschaft erwecken seinen maßlosen Spott, der sich meist als witzige Komik, feiner oder gröber, an die lächerlichen Ecken ansetzt (so in „Die Heimkehr" 58 und 64). Es ist in Heine allerdings eine früh sich ausbildende Blasirtheit, an der er aber nur die halbe Schuld trägt und die ihn bestimmt, immer wieder das „schöne gelle Lachen" anzustimmen, mit welchem er zuerst sein eignes wahres Fühlen übertäubt. Man mag es den Ueberdruß nennen an einer mit krankhafter Hast durchirrten Reihe aller Gefühlsstadien, hinter denen nur das unendliche Leere stehen bleibt. Das ist die Lüge, die als dämmerndes Dunkel sein halb geschlossen Auge beschlichen, die sich in sein unverwahrtes Herz hineingestohlen, der Spott seiner bösen und die Wehmuth seiner guten Stunden, die sich mit den Jahren mehr und mehr verlieren. Auch in seine tiefst gefühlten Gesänge hinein schleicht sich der alte, ungezähmte Dämon seines Herzens, und die Ironie überkommt ihn mitten unter dem süßen, frommen Heimweh und der Wehmuth, die uns mit ihren schön stillen Augen traurig anlächelt; bald macht sie sich Luft in einer ganz unmerklichen und fast wie Ernst aussehenden Gedankenregung (s. Nr. 13 zu Ende), bald bricht sie in die liebeseligen Töne hinein als leichtes, weltmännisches Lachen (mit den verschiedensten Nüancirungen in 14, 25, 27, 28, beißend in dem prächtigen Genrebilde 50, lustig höhnend in 51), bald spitzt sie sich zur wunderlichen und doch wieder mitten in der

Herbe so süß anklingenden Antithese (s. 16 und 21), bald endlich schärft sie sich zur schmerzlich lachenden Verhöhnung, welche die Miene annimmt, Nichts mehr fühlen und Nichts mehr ringen zu wollen. So spielt ihm der Teufel der Ironie mit seinem diabolischen Lachen mitten in die schönsten Phantasien hinein, da er für seine Liebe den goldenen Saum der Sonnenscheibe und das Azur der Himmelsdecke herunterlangt, und der Schalksnarr macht einen immer harmoniestörenden, oft tief verletzenden Bocksprung. Man möchte seinen gefühltesten Ergüssen das Wort entgegenhalten, womit seine Romanze „Katharina I." endet: „O lüge nicht!" — Die Antithese mußte der Grundzug seines Dichtens werden, wie der Widerspruch derjenige seiner Natur ist; sie kann ihm auch mit überraschender Wirkung Mittel besonderer, rein poetischer Gedankengänge werden (s. 26). Es geschieht ihm wohl, daß eine ihn erschütternde Situation sich in einer von der Ironie seines Kopfes eingegebenen, mit Bocksprüngen und Narrenjacken, ja im nachlässigen Werktagsröcklein herbeilaufenden Weise ausspricht, und nur ein verlorener Zug läßt die Ahnung aufsteigen von der schmerzhaften Wallung, die mit dieser Conception in sein Gemüth eintritt (s. 39). Seine Krankheit ist das willenlose Ueberlassen an dieses Flüssige in seiner Natur, dem wie die Kinderspiele so auch Glauben, Lieb' und Treue haltlos hinrollen.

Heine ist in völlig Goethescher Weise bezaubernder Meister immer da, wo er sich der Strömung eines wahren, oft durch die Natur und den Augenblick aus halbwachem Schlummer aufgeweckten Gefühles hingiebt und es ausklingen läßt in kurzen, wunderbar süßen Lauten, die selbst wieder nur gefühlt, aber in dem zauberhaften, einfachen, wonniglichen minnesüßen, anmuthgetragenen Reiz ihrer naturergossenen Einfachheit kaum begriffen werden können. Es sind Nachtigallenlaute, auf deren Tönen die Seele sich traulich schaukelt. So das bis zum Verflüchtigen zarte, man möchte meinen fast inhaltlose und doch so harmonisch bewegende „Im wunderschönen Monat Mai"; so „Ich will meine Seele tauchen" und „Und wüßten's die Blumen, die kleinen". Es sind in diesen so unendlich natürlichen, so herzensvertrauten Zügen alle feinen Regungen, alle verborgenen Momente, alle mit kindlichen Treuen durchlebten und wiedergegebenen Ausdrucksweisen der ersten, reinen Liebe; es ist das ganze liebende Herz, seine volle Seligkeit, sein Himmel und seine Trauer, sein Zweifeln und Jubeln, belauscht vom

Aufgang bis zum Niedergang, — die Seelenkunde des Liebesgottes in all ihren Formen und Phasen. Vertieft in der sinnvollsten Weise wird dieselbe da, wo Heine die Objecte der Natur und ihre Lebensäußerungen zum symbolischen Commentar wählt für die Regungen der liebedurchströmten Seele, und sie schmiegen sich ihm mit so süßer und bewegender Harmonie an das Fühlen und Dichten und Trachten der inneren Welt, daß ein Hauch wie von unendlicher allgemeiner Weltliebe über das Herz geht. Es ist seltsam und bewegt mit der Gewalt des alten Zaubermärchens, mit dem wehmüthigen Hauche des reinsten Volksfanges, wie Heine sich in immer neuen Formen in das Traumhafte und Visionäre verliert. Er spielt mit den Geistern, bis sie ihn hinunterziehen in ihr trübes Schattenreich oder bis der feuerrothe Morgen die bleichen Liebesgesichter auflöst. Das ist die Liebste, die mitternächtlich dem stummen Grab entsteigt oder im unheimlichen Reigen hinabgezogen wird; ein bittendes, ein rächendes Erscheinen, das Verschwinden im Morgendämmern, das schmerzliche Gedenken sind immer die Grundelemente. Es ist in ihm eine wunderbare Einfachheit in der Anreihung der Züge jener inneren Träumerei, welche wie in ihren Wogungen so im Ausdruck oft mit bezaubernder Natur, die mit einem nur in Goethe sich treffenden Glücke jede Spur des künstlerischen Ueberlegens und Anordnens verwischt, auf dieselbe nahe Anschauung zurückbiegt, immer schön, immer bedeutend, immer tief und darin auch immer neu. Eine eigne Gewalt liegt ihm in der Beilegung jener duftigen Epitheta, in denen sich das geheime Sein der Naturwesen seelenvoll, lächelnd, harmonisch aufschließt: das sind die leuchtenden Augen seiner Dichtkunst.

Heine hat etwa von den seltsam ansprechenden Genrebildern, in denen er mit seinen fein bezeichnenden Strichen eine auf der unmittelbaren Anschauung ruhende Situation nur des malenden Durchführens halber scheint aufgegriffen zu haben; doch bleibt auch die lebendbewegende Thätigkeit das Erste und Charakteristische. Die „Traumbilder“ vertreten die wilde, mit dem Schauerlichen Versteckens spielende Weise der Phantasie in ihrer ersten Jugendlichkeit, das Groteske des Gespenstigen, in welches sich die von den Visionen der verletzten Liebe wunderlich bewegte Gemüthswelt mit wollüstiger Geistesverwandtschaft einhüllt, und darin fluthet schon der bittere Spott auf Welt und Leben. Im Ganzen stellt er das ewige Ringen feindseliger Geister dar, von

denen die bösen zuletzt mit dem Sieg enden und sein Genie mit knechten. Wenige harte Formen, gleichsam die Auswüchse augenblicklicher Regungen einer übermüthigen Nachlässigkeit, ziehen auch seinen Geist mit und werden zuletzt das Beherrschende seiner Sprachweise — der Ausdruck total zerrissener innerer Disharmonie.

Das „Buch der Lieder“ zerfällt in verschiedene, nach der Entstehungszeit der Lieder in fortlaufender Reihe von 1817—26 führende Titel, von denen jeder einzelne besonders hervorragende Gedichte enthält.

„Junge Leiden“, 1817—21. Hervorragend durch eignen Stoff und eignen Ton ist „Belsazar“; einfacher Balladenton, aus dessen anspruchslosen Zeilen der furchtbare Ernst des rächenden Geschickes nur um so erschütternder herausbricht. Das Sonett „An A. W. v. Schlegel“ spricht diesem zu, Deutschlands ächte Muse, „das holde Marmorbildniß im Schloß der alten Wildniß“, aufgeweckt zu haben; das ist jene Waldpoesie der zur Naturtrunkenheit sich herausträumenden Romantik. — „Lyrisches Intermezzo“, 1822—23. „Auf Flügeln des Gesanges“ und „Die Lotosblume ängstigt“, jenes in seinem morgenländisch duftenden Blumenleben, dieses aus den feinsten Hauchen der Liebeshingabe gewoben, sind von den reinsten, seligsten, innigsten Lauten seines Gesanges, von durchsichtiger Zartheit. Eben so bewundert ist der unvergleichliche Laut des liebesehnsüchtigen Geisterzuges in „Ein Fichtenbaum steht einsam“. Das sind Töne, über die Nichts zu sagen, in denen nur zu fühlen ist. „Die Mitternacht war kalt und stumm“ und „Am Kreuzweg wird begraben“ zählen unter die bedeutungstiefsten jener ganz kleinen Genrebilder, da Heine in sinnvollem Einklang Lebensformen der Natur als die ergreifenden Parallelen trüber Gemüthsstimmungen setzt; sie schlagen so ein räthselvolles Klingen und Tönen an in der Seele, fast immer wie der Laut des Todtenglöckleins. — „Die Heimkehr“, 1823—24. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, das wunderbare Volkslied mit den innerlichst ergreifenden Zügen der Sage, ist wie aus bezauberndem Dufte gewoben. No. 35 macht maliciös Fouqué zum Lieblingspoeten des Teufels. In „Du bist wie eine Blume“ ist das Zarte mit voller Schöne in die bei Heine so seltene selig heitere Ruhe des ungetheilt reinen Gefühles übergepflanzt. „Götterdämmerung“ ist eines der wenigen Lieder, die mit erschreckendem Ernste die Tiefen seiner Welt- und Lebensanschauung bloßlegen. Es ist ungerecht und uneinsichtig zugleich,

die Wahrheit dieses Grundes in Heines Herzen läugnen, ihm abstreiten zu wollen, daß er mit seinem fein träumenden Auge zu weit nach Innen und Unten geschaut, um nicht umdüstert zu werden; ungerecht und uneinsichtig zugleich, ihn zum bloßen leichtsinnigen Spötter stempeln zu wollen: dafür sind seine Lieder unendlich zu bedeutungsreich und zu natürlich. Wer der Lüge des Lebens ins verzerrte Gesicht geschaut, der kann kaum anders als Spötter werden, und was sich von dieser Lüge selbst in Heines Herz hinein versetzte, das hat er diesem mit einem höhnisch verbissenen Schmerz aus dem Weltleben heraus aufgedrungen. Noch ist dieses Gedicht eines der wenigen, die neben der wundersamen Anmuth zugleich heftig bewegte Gewalt der Phantasie entwickeln, die vor Allem in dem gestaltenkräftigen Leben und den kecken Riesenformen der Anschauung mit großartiger Pracht heraustritt. Des Liedes zweite Hälfte mit den schwer verfolgten Klagen auf die Zersetzung von Himmel und Erde, einmal durch die großen philosophischen Denker, dann durch die kleinlich spöttelnden Fratzengeister von nachbetenden Halbdenkern, diese Hälfte weist in ihrer fast einzigen Vereinigung von Liebreiz und Titanenstärke eine seltene Vollendung auf. Die Striche der Zerstörung haben etwas düster Kolossales, wie von der ewigen Mutter, der alten Nacht. „Ratcliff" enthält schwer, ja einschneidend wiegende Züge zu Heines Herzensgeschichte; es ist das innere Elend, das seine eigne schlafbefangene, wahnsinnige Zukunft schaut, die kecke Pracht der ausgestorbenen Gefühle im stummen Tod. 84 dieser Reihe bringt in offenster Weise und ohne schwere poetische Einkleidung einige bittere Züge auf den Zustand, wie er zumal um und in den zwanziger Jahren in Deutschland die Geburt der Politik der heiligen Allianz war. „Almansor" ist eine mit der höchsten geschichtlichen Berechtigung von dem majestätischen Maurenthum gegen das melancholische spanische Pfaffenchristenthum geschleuderte Zuckung der halb anklagenden, halb überlegen höhnenden Größe einer blutig niedergemäheten Civilisation. „Die Wallfahrt nach Kevlaar" ist einer der seltensten, reinsten, treuherzigsten Laute des in der Mutter Gottes seligen Wunderglaubens. Kein Ton berechtigt, an der aufrichtigen Gefühltheit dieser lieblichen Conception zu zweifeln. Die Weise ist nur dem unverständlich, der nicht Heines ganzen Geist fassen kann oder will, und hat in diesem ihre volle und ursprünglichste Berechtigung; sie ist die von der Natur gleich anfänglich in ihm angelegte Religiosität

der Dichtung und der Liebe, die einzeln auch in seinem zerrissenen Lachen wiederum durchklingt. — „Aus der Harzreise“, 1824. „Prolog“ deckt mit unbestreitbar wahren Zügen zugleich die Innigkeit seines Fühlens auf und mit demselben auch das Grundübel, an dem sein warmes Herz krank und spottend geworden: es ist der verachtende Haß gegen all die kalten Lügen der feinen Weltbildung, der Nichts fehlt als eben nur das Herz. Die frommen, treuen Berge sollen ihn vor den glatten Sälen retten — Natur. „Bergidylle“, eine liebreizende Composition von seltener Harmonie des ruhig, friedlich, kindlich und doch ahnend versenkten Gemüthes, das traulich-liebeselige Walten der alten Märchenherrlichkeit und des süßen Seelenfriedens in der Freiheit, der Natur und dem kindlichen Fühlen. Bedeutend ist es, daß ihm der heilige Geist der Geist des Rechtes Aller, der Freiheit und des Lichtes ist. — „Die Nordsee“, 1825—26. „Sonnenuntergang“, eine reizend-liebliche Gestaltung des alten Göttermärchens von der unglücklichen Ehe des Sonnengottes mit der Mondgöttin, anschauungskräftig und bewegt. „Die Nacht am Strande“ bezeichnet scharf Heines Doppelnatur: erst ists die phantasiesichere, mächtige und prächtige Meernacht, gefaßt als uralte, zauber- und märchengewaltige; dann ists die liebesichere, stillen Reizes volle Idylle der Schifferhütte am Strand, und endlich geht die träumende Hoheit in lachende Selbstironisirung aus. „Erklärung“ ist neben der „Götterdämmerung“ das stolzeste Muster jener Riesenphantasie, die sich in ihm mit der Süßigkeit unvergleichlicher Anmuth zu einem zauberreichen Bilde vereint. Wie dort in der Gestaltung, so nimmt sie hier mehr in der Anschauung überraschend kolossale Formen, das Großartige verbündend dem lieblich Reizenden. Dieselbe Harmonie unter noch reizenderen Formen trägt der Schluß von „Sturm“ in sich. „Seegespenst“, wohl das erste und höchste Beispiel jener in wunderbar tief ergreifenden und ans Herz rührenden Attributen herausquellenden Gefühlsphantasie; es ist etwas so eigen Bewegendes, so Schmelzendes, eine so heimliche Wehmuth in dieser versenkten Gefühlsträumerei, die wie verschollene Liebesklage ans Herz greift, daß auch die verstandeskalte und höhnende Opposition der Realität zu Ende den Eindruck wohl stört, aber nicht verwischt. „Frieden“ erinnert an die „Wallfahrt nach Kevlaar“. Es sind das für Heine Erscheinungen wie das Osterlied für den Faust. Ich wüßte wenige liebesinnigere, glaubenseligere, reizender und höher zugleich verkörperte

die Wahrheit dieses Grundes in Heines Herzen läugnen, ihm abstreiten zu wollen, daß er mit seinem fein träumenden Auge zu weit nach Innen und Unten geschaut, um nicht umdüstert zu werden; ungerecht und uneinsichtig zugleich, ihn zum bloßen leichtsinnigen Spötter stempeln zu wollen: dafür sind seine Lieder unendlich zu bedeutungsreich und zu natürlich. Wer der Lüge des Lebens ins verzerrte Gesicht geschaut, der kann kaum anders als Spötter werden, und was sich von dieser Lüge selbst in Heines Herz hinein versetzte, das hat er diesem mit einem höhnisch verbissenen Schmerz aus dem Weltleben heraus aufgedrungen. Noch ist dieses Gedicht eines der wenigen, die neben der wundersamen Anmuth zugleich heftig bewegte Gewalt der Phantasie entwickeln, die vor Allem in dem gestaltenkräftigen Leben und den kecken Riesenformen der Anschauung mit großartiger Pracht heraustritt. Des Liedes zweite Hälfte mit den schwer verfolgten Klagen auf die Zersetzung von Himmel und Erde, einmal durch die großen philosophischen Denker, dann durch die kleinlich spöttelnden Fratzengeister von nachbetenden Halbdenkern, diese Hälfte weist in ihrer fast einzigen Vereinigung von Liebreiz und Titanenstärke eine seltene Vollendung auf. Die Striche der Zerstörung haben etwas düster Kolossales, wie von der ewigen Mutter, der alten Nacht. „Ratcliff“ enthält schwer, ja einschneidend wiegende Züge zu Heines Herzensgeschichte; es ist das innere Elend, das seine eigne schlafbefangene, wahnsinnige Zukunft schaut, die kecke Pracht der ausgestorbenen Gefühle im stummen Tod. 84 dieser Reihe bringt in offenster Weise und ohne schwere poetische Einkleidung einige bittere Züge auf den Zustand, wie er zumal um und in den zwanziger Jahren in Deutschland die Geburt der Politik der heiligen Allianz war. „Almansor“ ist eine mit der höchsten geschichtlichen Berechtigung von dem majestätischen Maurenthum gegen das melancholische spanische Pfaffenchristenthum geschleuderte Zuckung der halb anklagenden, halb überlegen höhnenden Größe einer blutig niedergemäheten Civilisation. „Die Wallfahrt nach Kevlaar“ ist einer der seltensten, reinsten, treuherzigsten Laute des in der Mutter Gottes seligen Wunderglaubens. Kein Ton berechtigt, an der aufrichtigen Gefühltheit dieser lieblichen Conception zu zweifeln. Die Weise ist nur dem unverständlich, der nicht Heines ganzen Geist fassen kann oder will, und hat in diesem ihre volle und ursprünglichste Berechtigung; sie ist die von der Natur gleich anfänglich in ihm angelegte Religiosität

nächsten ihn anstoßenden Verhältnisse; das liegt ganz in Heines Natur, die sich meist nur spottend über das eigne Leid erhebt. So bringt die erste Romanze kostbaren Spott auf den Hofkanzleistyl und das ganze Schalten und Walten des königlichen Autokratenthums. Die zweite lacht der von ihm selbst im „Buch der Lieder“ so hoch gepriesenen, so tief empfundenen Wahlverwandtschaft zwischen liebenden Seelen, ferner des Lebens und der Geldinteressen und der Civilisation von Paris, endlich der unendlich langweiligen Weisheit im Rathe der Könige. Der Ton ist überall gefällig, heiter, spielend, die Gedanken leicht, gefühlt Weniges, scherzendes Phantasiren das Grundwesen. Auch da, wo er von dieser fundamentalen Richtung abweicht, geschieht es nur für Augenblicke, und die schönsten und ernstesten Stoffe sind nicht ihrer Feier halben gewählt, sondern gleichsam der bloße Rahmen für die oft witzigen, noch öfter poesielosen Auslebungen der spöttelnden Laune. Es mag sein, daß Compositionen wie „Carl I.“ finsteren Ernst bergen, der auf der schreckenden Bedeutung des Volksglaubens und der Ahnung ruht; aber die Gestaltung ist auch da so wunderlich gewählt, der Ton so ungleich und mitten zwischen Ernst und Spiel schwebend, daß nur das Gefühl des Seltsamen, Unbefriedigten und Harmonielosen zurückbleibt.

Im Allgemeinen hat man bei Heine immer auf der Hut zu sein; der Schalksnarr steckt oft hinter den frömmsten und treuesten Bildungen versteckt. Die Umdüsterungen alle, die dieses Leben mit seinen Schmerzen und Schwächen und Engen in seine Seele geworfen, verleiden und schwächen ihm auch den Glauben an ein jenseitiges, so daß er davon nur mit offener oder versteckter Ironie redet. Es ist unbestreitbar, daß er in der Verkörperung der Idee vom christlichen Himmel geistreichen Witz entwickelt. Es ist ihm das stechende Bewußtsein eigen, daß Schmeicheln und Hudeln auf Erden weiterführen als Geist und Charakter, und daß Alles vergeht wie eine Seifenblase, Glück und Treu' und Liebe. Und in dies allgemeine Gefühl mischt sich die finstere Ueberschau über die politische Knechtschaft, die er blutig geißelt, das ganze Nichts des fürstlichen und höfischen Personells durchschauend und satyrisirend. Deutschlands Zustand ist ihm ein trostlos verhaßter. Der Schmerz aber von Alledem wird in seiner Natur ein unheimlich-grausiges Lachen. Es ist wunderlich, wie sich Heine im „Romanzero“ in die allerseltsamsten und curiosesten Bildungen der Laune

hineinläßt, wie er namentlich in den „Hebräischen Melodien“, die wohl besser Dissonanzen heißen, die vertracktesten und allerflachsten Stoffe, man weiß nicht woher? und wozu? aufgreift und daraus Compositionen formt, die durchaus keinen anderen Charakter haben als den, Curiosa zu sein. Allgemein macht der „Romanzero“ den Eindruck, in Augenblicken, da die Spannung unheilbarer Uebel nachließ, gleichsam zur höhnenden Erholung geschaffen zu sein; er ist der Ausfluß aller Bitterkeit des Siechthums, aller Mängel einer mißbildeten Civilisation und eines verderbten Gesellschaftszustandes, das Alles in einem zur Satyre geschaffenen Geiste nach den lachenden Launen des Augenblickes geformt und wiedergegeben. Wenige Lieder erinnern an die einst so großartige Macht seines Genies. Man möchte sagen, es fehlt seinem Geist an Stoff, für den er sich begeistern könnte. Manche Compositionen fallen vollständig aus einander und lassen am Ende nur das Gefühl des Zwecklosen zurück; man weiß nicht, was sie wollen. So verliert er sich in triviale, im Ton des familiären Schwatzens gehaltene, oft ganz persönliche Auseinandersetzungen, in die allerseltsamsten persiflirenden Sprünge, die nach augenblicklichem Gefallen Alles in ihr Bereich ziehen, in wunderliche, die gelehrte Schellenkappe schalkhaft überziehende Exemplificationen, in sagenhafte Geschichten u. s. w., und daraus knetet sich ein Gebräu zusammen des seltsamsten Geschmackes. Alle Geisteseinheit ist verloren; nur die Satyre bleibt und streift Alles, gut und bös, wahr und ungerecht, mit den treffendsten und zugleich boshaftesten Zügen Alles, woran seine Phantasie gerade sich stößt. So ist der Spott auf die erbärmliche Rabulisterei und das fruchtlose Schimpfen in religiösen Streitfragen (seine „Disputation“) völlig berechtigt, obwohl an den leichtfertigen Witzen über Religion und Gottheit nicht blos die frommen Seelen Anstoß nehmen mögen. — Ueber Zeit und Leben: In den Strichen, die „Präludium“ als das Heil der neuen Welt hinstellt,

> Ist kein Kirchhof der Romantik,
> Ist kein alter Scherbenberg
> Von verschimmelten Symbolen
> Und versteinerten Perücken.
> Aus gesundem Boden sprossen
> Auch gesunde Bäume — keiner
> Ist blasirt und keiner hat
> In dem Rückgratmark die Schwindsucht;

in diesen Zügen liegen schneidende Beiträge zur Geschichte der Krankheit unserer Zeit und der Heines selbst. „Lazarus“ in seinen zwanzig Bildern wirft umdüsterte Blicke auf das Leben und stellt viele der schweren Gedanken und Gefühle aus, an denen Heine litt. Es ist sinnbezeichnend genug, wenn das erste dieser Lieder dem Proletarier die bittere Erkenntniß hinwirft:

..... ein Recht zu leben, Lump,
Haben nur, die Etwas haben.

Aehnlich ist „Pomare“ trotz der störenden ironischen Auslassungen und des leichten Tones ein bedeutsames Bild der Gesellschaft aus der Sphäre jener unglücklichen leichten Geschöpfe, die einer verzogenen Civilisation zum Opfer fallend den kurzen, freudenberauschten Glanz eines flüchtigen Scheinmomentes um frühen Tod oder langes Elend eintauschen. Der Geist, die ganze milde Fassung des Urtheils und insbesondere einzelne Züge zu Ende erinnern an Victor Hugo. „Der Apollogott“ stellt in der durch die drei Lieder fortgehenden Entfaltung den ganzen Gang seiner Phantasie hart und unversöhnt dar; als Ganzes bildet es den schneidenden Gegensatz durch zwischen der Anschauung eines romantisch-künstlerischen Seins und der dürren Denkwelt einer nichtigen Realität. Während das erste Lied in den feinen Farben und Tönen lebt, die den schönsten Gesängen aus dem Buch der Lieder eigen sind, während es duftig bewegt, plumpst dagegen das dritte schwer und unerquicklich in die gemeine Prosa hinein. Klerisei und pfäffischer Glaube durften natürlich nicht unter den Dingen fehlen, die sein Spott geißelt. Eben so wenig das in „Plateniden“ gezüchtigte anspruchsvolle Dichterthum des nach Natur und Beziehung ihm gleich sehr verhaßten Platen, gegen dessen Borgen von deutschem Ruhm auf nie folgende Abschlagszahlungen, auf die „Vorschußlorbeerkronen“ hin, jenes Gedicht eine völlig begründete Persiflage bringt. Insoweit ist Heine ganz im Rechte. „Altes Lied“ und „Pfalzgräfin Jutta“ sind ausnahmsweise von den alten, schweren Traumbildern; jenes ein bedeutsamer, poetisch eingekleideter, im Grundgedanken gewichtiger Trauergesang, den man in seiner ganz wenig gestörten Harmonie als ernst begriffen nehmen mag; dieses eine Märe düster gestalteten Wesens, fast erschreckend. Wenn irgendwo, so ist in solchen finsteren Traumbildern Heine's Ton einheitlich.

Schon bald nach dem „Buch der Lieder", auf dem allein seine lyrische Größe ruht, hebt die Poesie erst seiner inneren, dann auch seiner äußeren Krankheit an, siech wie der Mensch selbst, eben so wüst und unheimlich in ihren frivolen Späßen als den schreckhaften Vorstellungen, der Materie und mit ihr dem Tode verfallen. Am Ende ist ihm von dem alten, tief innen im Herzen ruhenden und mit der Sternensprache vertrauten Glück Nichts mehr geblieben als ein verrauschter Traum und eine aufgedeckte Lüge, und durch ihre ätzend boshaften Züge oder auch durch die manchmal geradezu erzwungene Frivolität schreckt die gottlose Ironie fast wie das Häßliche.

Heine, der Todtengräber der Romantik, die er durch sein eigenes Herz hat durchlaufen lassen, ist durch und durch modern. Er repräsentirt in seiner bitteren Ironie die Reaction der Willkür, gerichtet gegen Alles, was ihn gerad' anstößt, am bittersten gegen Religion und Philisterthum, gleich heftig und beißend gegen Romantik und moderne Gleichheitsideen. Denn für sociale Gleichheit fühlt sich Heine von Natur aus zu geistig aristokratisch; für gefestete politische Ueberzeugung ist er einmal zu leicht, dann immer noch von zu starken romantischen Hintergründen bestimmt. Nichts steht ihm fest als das subjectivste Glühen für Freiheit. Man mag und muß ihn mit zum Jungen Deutschland rechnen, ohne doch einen der politischen Kämpen — und Politik ist ganz eigentlich das Losungswort der neuen Schule — in ihm zu erblicken. Sein ungläubiger Spott stellt die Zeit der furchtbar enttäuschten Prosa dar, die gleich einem gespenstigen Schatten der Poesie der Befreiungskriege folgte. Er entsagt dem deutschen Wesen, und nach dem Fehlschlagen der auf die Julirevolution gebauten Hoffnungen auch über französische Freiheit enttäuscht, verfällt er vollends in die trostloseste Negation. Ein gährender Sauerteig in das versumpfte Philisterthum hineingeworfen, ist sein Witz eben so wohl befreiender als zerstörender Natur: die realistische Reaction gegen die der Knechtschaft dienstbare Idealistik der Romantik, von der er sich und die Zeit losreißen und befreien möchte.

Heine als Prosaiker. Seine Sprache auch in der Prosa hat in ihren schönen und wahr empfundenen Partien die hinreißende Süßigkeit und den weichen Schmelz seiner Poesie. Es ist eine so geheime Tiefe und Traulichkeit darin wie die in Sternen schimmernde Stille des Oceans.

Es ist, als schwatzte der Naturgeist von uranfänglichen, halb wehmüthigen, halb lustvollen Sagen. Die Grazie im Ausdruck, über welcher ein feiner Duft zu schweben scheint, und die aristokratische Feinheit in der Portraitirung haben Etwas, das an die Poesien A. de Vigny's erinnert, nur ist es hier naiver und nachlässiger. Aber mitten in der wunderlichsten, fast zauberischen Romantik bricht auch hier der Schalksnarr durch und wirft oft mit einem einzigen Worte den disparatesten Spott hinein: es ist die Romantik, die sich selber verspottet. So zeigen ihn die beiden größeren Prosawerke, „Der Salon“ und die „Reisebilder“, ganz von denselben Seiten. Der Schriftsteller geht selten direct auf sein Ziel los, ja er hat selten ein bestimmtes; jede verwöhnte Laune bringt ihn zu Seitensprüngen, in denen meist die Satyre und der höhnende Humor ihr buntes, manchmal toll abgebrochenes Spiel treiben. Treu bleibt ihm einzig jene närrische, boshafte, tausendfarbige Laune in Harlekinsjacke, in deren wunderlichen, greifbar zeichnenden Attributen und maliciösesten Zusammenstellungen ihm jener durchbohrende Witz aufgeht, der mit elegantem und sorglosem Lächeln vernichtet. Dieselbe Eleganz, so fein, daß sie an tadellose Decenz streift, begleitet seine von geheimer Lust durchzitterten Situationen, so lang' er es will und nicht vom Teufel des Widerspruches sich treiben läßt sie nackt materiell zu enthüllen.

Oft und öfter bricht seine entschiedene Feindschaft hervor einmal gegen jede Art Deismus, den er mit Unrecht als todten Mann lachend zu Grabe geleitet, dann insbesondere gegen die rein spiritualistische christliche Religionslehre, die ihm als weltverdüsternde, die Materie tödtende gleich der jüdischen zuwider ist, und da geschieht es ihm, daß er mit seltener Nacktheit, aus der geradezu der Haß herausblickt, einen Witz entwickelt, dessen bitterste Schärfe in den barocken und frechen Umstandsschildereien liegt, einem Gemälde gleichsam des Kampfplatzes zum geistlichen Turnier. — Für seine Zeitanschauung ist Nichts sprechender als sein Lied „Anno 1829“, das mit Strichen, deren nackte Keckheit doch die intensivste Wahrheit birgt, den erdrückenden Einfluß jener behäbigen Schlafsucht ausdrückt, an deren Auftreten jeweilen die kühneren Geister einer an Verdauungskraft und Maulwurfsglück kranken Zeit sich stoßen und schmerzhaft leiden. Unser Jahrhundert hat dieser Perioden des lähmenden Rückschlages bereits zweie überstanden: die Restauration und die ersten zehn Jahre nach der verunglückten acht-

undvierziger Revolutionen; auf jene geht Heine's Lied. Auch die übermüthigen Worte:

> O daß ich große Laster säh',
> Verbrechen, blutig, kolossal, —
> Nur diese halbe Tugend nicht
> Und zahlungsfähige Moral! —

auch sie haben unstreitig einen Fond kühner Wahrheit.

## August Graf v. Platen
(1796—1835).

Weniger die Zeit als die Grundrichtung seines Denkens reiht Platen unmittelbar an die Romantik als ihren schärfsten Gegner, eine trotz der viel gepriesenen Bestimmtheit und Abgeschlossenheit, die wohl dem Manne, nicht aber dem Dichter zugesprochen werden kann, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzte Natur. Von Vorausgegangenem nimmt er auf die classische Form und stößt leidenschaftlich ab den romantischen Geist. Nach vorn leitet er die Richtung auf den Orient ein, nimmt die auf den Süden in neuer Weise auf, mehr nach Seiten der Form. Der Geist aber bewahrt trotz aller Streitfragen und persönlichen Reibungen entschieden deutsch nationale Richtung. Er gehört keiner der Schulen an, die unmittelbar vor und nach ihm mit großer Zweckbestimmtheit ins Leben eintraten, er ist eine durchaus individuelle Erscheinung.

August Graf v. Platen, zu Ansbach geboren, zu Syrakus gestorben, hat mannigfache Schicksale und Strebungen durchgemacht. Zunächst übte die Mutter den nachhaltigsten Einfluß auf ihn, dann betrat er die militärische Carrière, nahm auch am letzten Feldzuge gegen Napoleon theil, und dieses Leben entwickelte in ihm einen unbezwingbaren Reisetrieb. Hernach beschäftigte er sich angestrengt mit weit angelegten Sprachstudien, die ihn je mehr und mehr in den Orient und seine Literatur einführten; zu Schelling trat er in enge und fruchtbare Beziehung und ward auch mit Rückert bekannt. 1821 erscheint sein erstes Product „Gaselen" (1823 „Neue Gaselen"), 1822 der „Spiegel des Hafis"; beide wurden als Productionen von fremdartigem Wesen und nicht gereinigter Mischung aus Orient und Occident wenig günstig aufgenommen. Kleinere Lustspiele, ein Schauspiel, lyrische

Gedichte laufen durch diese und die folgenden auch durch mehrfache Reisen bezeichneten Jahre. Gegen Ende 1826 beginnt er seine Reise nach Italien, und der Aufenthalt in diesem Lande bezeichnet für ihn eine neue und reifere Kunstentwicklung. Persönlicher Unmuth über heftige literarische Fehden verleidet ihm Deutschland, und dennoch wendet er den Blick immer mit Liebe dem Vaterlande zu. Es war der Reichthum an hohen Erinnerungen und Kunstdenkmalen jeder Art, sowie die reizende Natur, die ihn an Italien fesselten, welches von nun an bis an seinen Tod mit kurzen Unterbrechungen von der Lombardei bis nach Sicilien hin einen Wohn- und Wanderort bildete, den er unablässig von Nord nach Süd durchstreifte und wo er sich völlig selbständig und in antiker Weise entwickelte. Um 1829 wandte sich Platen streng historischen Studien zu; auch in der Dichtung ging er mehr und mehr von der besonderen, idealen Richtung, die er bis dahin eingenommen, ab und auf die Erscheinungen der Wirklichkeit ein, auch er mächtig bestimmt durch die Julirevolution. Nach kürzerem Aufenthalt in Deutschland — 1834 in München, zweite mit strenger Kritik besorgte Auflage der Gedichte — kehrt er nach Italien zurück, dem Tod entgegen.

Platens literarisches Wirken umfaßt zwei Perioden: die Jugenddichtungen treten in rein deutschen, orientalischen und romanischen Formen auf; diejenigen aus seiner Reisezeit sind in antiken Formen gebildet, sie heben an mit der Ode an König Ludwig und schließen mit den Hymnen.

Ernst und Studium; große Würde des Charakters; tief entsprungenes und unverdrossenes Streben nach Vollendung; im Allgemeinen das Gepräge innerer Ruhe und Heiterkeit, die aus dem reinen Dienste der Kunst erwärmend hervorleuchten; Aufnahme der Bildung unseres Welttheils und eines Theiles dessen, was der Orient geschaffen: das sind von den reinsten Grundzügen aus Platens Wesen. Ein scharf bestimmter Charakter, ein fester Wille, der nur das Höchste anerkennt und anstrebt, unentwegt und ganz, und unerbittlich Alles geißelt, was ihm niedrig erscheint und sich breit macht: so ist Platen eine scharfe Einheit, und darin ruht seine Bedeutung. Der Sprache mit steigender Vollkommenheit Meister, zwingt er sie in seinen Dienst. Und dennoch: im Ganzen und Großen ist er nicht berechtigt, einer unserer ersten Dichter zu heißen. Dagegen stemmen sich beide, Form

und Geist. Sein Feuer ist oft ein kaltes, selten anders als an seinem Haß entzündet; es scheint etwas Marmornes auf seiner Seele und darum auch auf seinen Gebilden zu liegen, Statuen, denen kein Gott Leben einhauchte. Seine Phantasie ist eng und einförmig, in kurzen und hastigen Flügen erschöpft. Die Gedanken sind wahr und von hochstrebendem Adel; aber weder neu noch ungewöhnlich tief, auch nicht gedrängt reich, ersetzen sie im Dichter da, wo es mangelt, kaum das Gefühl.

J. Grimm spricht seiner Sprache zu: Reinheit und Frische des deutschen Ausdruckes, fast tadellose Reime, die Kraft zu ergreifen. Man sehe auch in der von Gödeke gegebenen einleitenden Biographie die Beziehung der Rhythmen in den Hymnen zu denen der Pindarischen Siegeslieder. Das Bild steht außer den „Gaselen“, wo es fremde Zuthat ist, ganz fern; ein doppeltes tritt einzig in der Epistel an J. v. Xylander hervor. Platen schritt vom Einfachen zu dem fort, was man in der Poesie, mit Berechtigung höchstens aus dem Standpunkte der äußeren Technik, die höheren Gattungen zu nennen sich gewöhnt hat; er ging vom Lied zur Gasele, zum Sonett, zur Ode über und schloß mit Hymnen. Jeder Schritt auf dieser nur in ihm unter der strengen Form auftretenden Bahn soll ihm ein Fortschritt der Gattungen sein und geht parallel einem fortlaufend gediegeneren Ausbilden jeder Gattung in sich. Diese strenge Scheidung der Gattungen, die in einer fast einzigen Weise auch zeitlich Platens Entwicklung durchzieht, zwingt ebenso den Kritiker, genau die Betrachtung der einzelnen Dichtungsformen bei ihm zu sondern.

Sein Erstes sind die „Lieder und Romanzen“, das früheste von 1812, das späteste von 1835, 1819—22 die eigentlich productive Zeit für diesen Zweig. Die Formen sind durchaus deutsch, und zwar fast ohne Ausnahme von den einfachsten, die ganze Composition sowohl als die Conception ohne alle Künstlichkeit. In der Ausführung tritt schon hier die Neigung zur Wiederholung derselben Zeilen hervor, bald zu Anfang, bald als Refrain endend; sie schließt den Gefühlsausdruck in schärferen Grenzen ab und beherrscht die Einheit des durchgängig gleichen Tones. Die einfache Mäßigkeit der Platenschen Dichtung prägt sich in dem fast gänzlichen Mangel an Gleichnissen und Bildern ab, und schwerlich möchte man Ein für den bloßen Schmuck angebrachtes Epitheton finden. Die früheren Lieder tragen im Vers-

und Satzbau sowie im Reime vielfache Unvollkommenheiten an sich, die in der Folge sich verlieren. Schon giebt sich, mehr äußerlich, ein Bestimmtsein durch antike Anschauungen kund, einmal in den Anspielungen auf die alten Götter und dem häufigen Gebrauch ihrer Namen; dann aber tritt mehr und mehr, wie von selbst aus seinem Geiste quellend, eine bestimmte Abrundung zum festgeschlossenen Gemälde oder Bildchen heraus, wieder antiker Art — ein Binden des Gefühls an feste, verkörperte Situationen. Wahr und ernst nimmt das Gefühl überwiegend zwei Richtungen: Es versenkt sich, zumal in den früheren Liedern, in den Schmerz der Liebe, sei sie unbeachtet und verschmäht, sei sie durch Geschick oder Tod gebrochen; diese Saite wird in mannigfachen Schattirungen viel berührt, bald so, daß der Dichter sich in ihren Schmerz vertieft, bald so, daß er sich entweder blos resignirend oder in frischem Kampfesmuth auf andere Stimmungen und ins Leben wirft. Der andre vorherrschende Ton ist der Ausdruck jenes unsicheren, um sich schauenden, nach nah und fern greifenden Verlangens nach einem großen und würdigen Thun auf dem Felde des Geistes, selten heiter, fast immer ernst, ja bis zum finsteren Unmuthe, der das Schwanken der Entschließungen bezeichnet. Die beiden Gefühle sind den ernsteren Jünglingsjahren so natürlich. Welcher lyrische Dichter hätte jenes nicht in Liedern gefeiert? Und je tieferen Haltes die Individualität, desto eher trägt die Phantasie sie in die dunklen Schatten des Verlorenen oder Niebesessenen und doch Immergeliebten hinüber. Und wieder jener Wirkungsdrang: Je voller die Säfte der Jugend strömen, desto heftiger spricht er sich aus, und desto eher reißt ihn die Unsicherheit der Wahl und das Mißverhältniß des Gewirkten zu den stolzen Idealen hin zum Gefühl der Schwäche und dem finsteren Zweifel an sich selbst, an Größe und Wahrheit. So ist denn auch hier Platens Ton meist derjenige der Klage. Doch männlich erhebt er sich, und zumeist ists das Lied selber, was ihn tröstet: in der Dichtung heiteren Regionen holt er sich neue Kraft; von früh geht jene kunstbegeisterte Heiterkeit in ihm auf, die ihr bestes Wesen in den Gesang legt und in ihm wiederfindet. Bereits fühlt und giebt er sich als Dichter, mit einem fast kecken Selbstbewußtsein. Schon in früheren Liedern drückt sich jene Wanderlust und der Zug nach Italien aus, die sein Leben bestimmten. Entschiedener noch sprechen häufige Züge für das Platen durchaus charakterisirende Sich auf sich selber Stellen

und das frühe Ausbilden des ihm eigenen, in sich befestigten, sich selbst genügenden und zurückgezogenen Charakters, der mit eigener Wucht in den Kampf der Zeit und ihrer Ideen eingreifen will: die Welt bezwingen und sich eine eigne Welt im Herzen bauen. Gleich vollendet in Composition und Idee ist von 1820: „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht"; es ergreift wundersam: der melodisch wallende Ausdruck jenes unsicheren, ziellosen Schwankens, das sich selbst als Reue über die thatenlos hingeschwundenen Jahre giebt; die Naturbilder sind in ergreifenden Einklang gebracht mit den trüben Gedanken des nächtlichen Wanderers. Den Namen „Balladen" tragen wenige Nummern, gedichtet zwischen 1818 und 1833. Fast nur die knappesten, welche zugleich die auch äußerlich vollendetsten sind, tragen streng den Charakter der Ballade. Die Stoffe sind zumeist historisch. „Colombos Geist", 1818, umgearbeitet 1831, leidet an unversöhnbarer Gedankenzweiheit; wie verträgt es sich, daß der Dichter dem „großen Würger" Napoleon Colombos Geist tröstend, erhebend und auf die künftige große Freiheit des Westens weisend auf der Fahrt ins Exil erscheinen läßt? Auch Platen spricht hier den bedeutsamen Gedanken aus: „nach Westen flieht die Weltgeschichte". „Der Pilger von St. Just", 1819, beweglich durch seine inhaltschwer bezeichnende Kürze. „Das Grab am Busento", 1820, ein stolzes, ergreifendes Heldenbild. „Luca Signorelli" und „Der alte Gondolier", dieses mit dem historischen Hintergrunde der Trauer um den von Napoleon niedergetretenen Markuslöwen und der Würde freier Mannesunabhängigkeit gegenüber dem Dränger, haben einen weichen und wehmüthig sanft bewegenden Charakter. — „Vermischte und Gelegenheitsgedichte", von 1815—17, also noch Jugendproducte, ermangeln sowohl der äußeren Vollendung als auch eines bedeutenden inneren Gehaltes (sei's Gedanken- oder Gefühlsreichthum); sie stehen unter den weit poetischeren Liedern und Romanzen. Ihre Stoffe sind sehr verschieden. Nicht nur directe Beziehungen auf die griechische Götterwelt, sondern auch antike Formen (elegisches Versmaß) kehren hier mehrfach wieder. Die zweite „Epistel an M. v. Gruber" und die „Fragmente" sind vollständig in Manier und Ton Hölderlins, namentlich in den Zügen der Naturanschauungen. Die „Epistel an G. J.", 1816, drückt, wie andere, in wiederholten Worten jenes Rückziehen aus der eitlen Welt und ihren nichtig rauschenden Freuden aus und das Streben nach einem höheren, bleibenden

Ziel in Einsamkeit. „Von der Zettelträgerin Pitz“ ist eine Art Prolog zu der „Verhängnißvollen Gabel“. Die „Gedichte im Geiste der ‚Anthologie‘“ von 1812—18 sind Epigramme und Distichen, abgeschlossen, zuweilen scharf bis ins Spitzige. „Verschiedene Gedichte“, von 1819—35. Mehrere Festlieder von 1819 und 1820 tragen in sich den einfachsten, Allen verständlichen und völlig offenbarungsgemäßen christlichen Glauben. Eine beträchtliche Zahl aber aus diesen Gedichten ist entschieden tendenziöser, nun ironisch lachender, nun schneidend züchtigender Natur; viele sind spruchmäßig. Sie richten sich, zum Theil für die eigene Person, gegen Alles, was dem Dichter bornirt, kleinlich, grundsatzlos erscheint. Sie schlagen gleichmäßig die einäugigen Splitterrichter, die engbrüstigen Moralisten, die pedantischen Staatsrechtler, die papierene Zeit mit ihrer Reflexionsepidemie, die Flickwerkcorrectionen ohne Idee. Wenige verdienen Auszeichnung. Man mag darin wohl die Kunst und die selbstbewußte Willenskraft, kaum aber das belebende Wehen des Dichtergenius entdecken. Auch universelle und hohe Gedanken sind selten und weichen vielem Einzelnen, was blos gelegentlich ist; wahrhaft Empfundenes findet sich kaum. So liegt der Werth der im ersten Bande zusammengestellten Gedichte fast ausschließlich in den Liedern und Romanzen und etlichen Balladen, wo frisches Gefühl, verbunden mit kühn aufstrebender Kunst, manch herzbewegendes, kräftig in sich geschloßnes Bild erzeugte. — Der zweite Band hebt an mit „Gaselen und Vierzeilen“. Die Gasele ist eine Form, die dem Occident niemals heimisch werden kann; die Platenschen Gaselen, erst wenig beachtet, dann durch den Namen des Dichters getragen, sind bereits wieder dem Vergessen nahe; ihre Bedeutung möchte wohl nur in erweiterter Sprachbeherrschung zu suchen sein. Ihr Grundwesen ist eine einheitlose Verquickung des orientalischen Wesens mit dem occidentalischen. Jenes beruht oft blos auf Aeußerlichkeiten, der Anwendung von Namen und Bildern, die dem Osten entlehnt sind. Durchaus morgenländisch, aber eben so sehr außer Platens Natur ist der Bilderreichthum, ja ein Theil der Gaselen besteht in weiter Nichts als einer fortlaufenden Reihe weit und nah zusammengetragener Naturbilder ohne starken Halt. Es möchte überhaupt schwer sein, für die meisten dieser Gedichtchen einen gehaltvoll tragenden Grundgedanken aufzuzeigen: es ist leichtes, bienenartiges Honignaschen, worin Gedanken und Gefühle zerfließen, gleich der

müßig-weichen Ueppigkeit morgenländischen Lebens und der Ueberfülle seiner Natur. Platen hat dieses fast ziellos tastende Schweifen, dieses Erschlossensein für Stern und Rose, das in Duft und Farbe lüstern Versenkte nachgeahmt und erreicht: es ist nicht in der deutschen Natur, es lag auch nicht in der des Autors selber. Auch als Form trägt die Gasele für unser Gefühl einen Grundfehler in sich, der sowohl sicheren Abschluß als die reine, gesetzmäßige Harmonie raubt: Ja die reimlose Zeile, immer vom selben Reim umschlossen, stößt wie ein unvermitteltes Element an, und der immer wiederkehrende gleiche Reim stumpft sich bei der Leichtigkeit unserer häufigst wiederkehrenden Vocale ab und sinkt zum Bedeutungslosen hinunter. Das eigentliche Leben der Gasele ist ein Spielen der Phantasie und ein üppiges Herauslangen aus bilderreichen Anschauungen. Derselbe Mangel der harmonisch in sich geprägten Form trifft gleicherweise die Vierzeile. Entweder sind es Liebesklagen oder Töne der Freude am freien Genuß (Wein und Schönheit, auch die zum Vorwurf gewordene Lust an der männlichen) oder spruchartige Reflexionen, in Bilder gekleidet. Selten hat sich Platen der morgenländischen Maßlosigkeit hingegeben. Nr. 14, 30, 31 und andere mögen unter den Gaselen als solche bezeichnet werden, die durch Schönheit sei's der Gedanken, sei's der Anschauungen, oder durch vollkommene, einheitlich getragene Composition Auszeichnung ansprechen. — Die „Sonette" sind in ihrer Ausführung fehlerlos; völlige Reinheit und Klarheit der Sprache zeichnen sie aus; der Ausdruck ist bestimmt und kräftig, ja im verachtenden Haß kleidet er die innere Bitterkeit in harte Worte. Die Sonette tragen in sich viele Aufschlüsse über Platens Wesen und zeichnen, wenn auch mannigfache Saiten berührend, doch durchaus den Einen und selben Geist. Die Stoffe, überwiegend rein subjectiven Ausdruckes, sind: Nun die Verachtung mißgünstiger Kritik, die das Sonett 1 allerdings in ihrer Richtigkeit trifft mit den Versen:

> Geschwätz'gen Krittlern gönne du die Kleinheit,
> Bald dies und das zu tadeln und zu loben
> Und nie zu fassen eines Geistes Einheit.

Dann ists, eben so wahr, die Erkenntniß des innersten Springquells der Kunst (Sonett 3). Wiederum läßt er den Blick an großen Dichtern und Malern vorüberschweifen, doch mag man kaum sagen, daß ihm gewichtige Enthüllungen über ihr Wesen aufgegangen seien. Andere

Male sind es die dem Sonette so weich sich einschmiegenden Liebesgefühle, ihr Glück und ihr Sehnen; doch eben so oft und in eben so hohem Tone preist er die Freundschaft, und sein Wesen ist recht geschaffen, die ernste männliche Freundschaft zu verstehen und zu fühlen wie die Liebe; es möchte fast scheinen, die männliche Schönheit ist ihm nach Platonischer Weise eben so sehr die vollkommene als der männliche Geist. Wo er die Begeisterung ausspricht für die reine Kunst, der er ganz und voll sein Leben geweiht, da stellt er sich allerdings als ganzer Mann und gegen jede kleinliche Opposition, mag sie auch von Litanei und Predigtbuch herkommen (Sonett an Winckelmann). Ein immer wiederkehrender Ton endlich, zum Grundtone seines Wesens geworden, der Quell seiner Größe und seiner Schwächen, ist jenes rein individuelle, durchaus ihn beherrschende, kühn ausgesprochene Selbstbewußtsein, als ächter Dichter auf der Höhe der Kunst zu stehen, ein Bewußtsein mit mehr Gültigkeit für das Wollen als für das Vollenden. Platen war damit im Rechte gegen die krankhaften Kunstrichtungen, die er verfolgte; er bleibt im Rechte gegen die dürre Prosa der Zeit; er ist es nicht gegenüber den höchsten Forderungen der Kunst. Dieses Selbstbewußtsein, das verschwenderische Versprechen hinwirft, die das Talent nicht halten konnte, und so mit Recht den Vorwurf der Selbstüberschätzung erzeugt hat, spricht sich auf mannigfache Weise aus: bald wird es zur (zwar nur gerechten) Stimme des Mißmuthes gegen die Zeit, die feile Modendirne, die für jede flache Stirn einen Kranz flicht (S. 46); gegen das Land, das ihn mißkennt, das er liebt und bitter tadelt (S. 76) und dem er nur ein fernes Kind bleiben will (S. 47); dann aber wird es zum directen, stolzen, fast aristokratischen Ausdrucke der eigenen Geisteskraft (s. u. A. S. 86 und 87). Frappant sind aus S. 87 Stellen wie:

> Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge,
> Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
> In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
> Die dauernd sind, sofern ich recht erwäge.

Was Zeile 1 sagt, ist wahr, aber nicht immer glücklich; die Bahnen dagegen sind bereits, und mit Fug, wieder versandet; Reim und Rhythmus, nun ja, die hat Platen gemeistert, doch schwerlich machen sie den Dichter, und ihr kritisches Betonen ist eben so bezeichnend für Platens künstlerische Richtung als für seinen Geist die Worte „unübertrefflicher

Styl" und der Preis, den er sich vindicirt; das Ganze sagt und offenbart wenig von lebeneinhauchendem Geiste! Die Sonette aus Venedig (1826—37) sind die Krone, vollendete Gemälde, aus deren reinen Farben die freudebewegte Seele des Dichters durchschimmert; es fühlt sich heraus, wie aus dem italischen Himmel der Prachtstadt mit ihren stolzen Marmorbauten und Erzdenkmalen, für die Platens Sinn so gemacht war, ihren schönen Gestalten, den prächtigen Gemälden, den großen Erinnerungen dem verlangenden Geiste neues Leben blühend entgegenquillt; und beweglich spielt darein die Trauer auf den geknechteten Leuen der gefallenen Stadt. Venedig mit seiner einstigen Größe und seiner Art republikanischer Freiheit, der Platens Sinn scheint nahe gestanden zu sein, mit seiner Kunst und Urbanität ist ihm überhaupt eine theure und gefeierte Stadt (s. auch die Epigramme). — Die „Oden" zeigen auch bei Platen, der doch unbestreitbar von den vollkommenst gebauten unserer Sprache schuf, auch bei ihm, abgesehen von kleinen Verstößen gegen Metren und Maße, jene mit unserer Nachahmung der antiken Versmaße so leicht sich verbindende Verschränkung der Vers- und Satzenden, welche die Gesetze der Harmonie und Euphonie eben so schneidend verletzt als gegen das Verständniß sündigt. Ueberhaupt machen diese antik sein wollenden Bildungen nothwendig den Eindruck des Exotischen, und es kann die neuere Kunst der christlich-germanischen Völker sich nur zu ihrem Nachtheil des Reimes und seiner weichen Gefühlsmusik entschlagen. Alle diese deutsch-antiken Bildungen, auch die Platenschen, scheinen mir ohnehin an einem Widerspruch zu leiden, der ihren reinen Genuß stört: sie bewegen sich — so Platens Oden durchweg — auf dem Gebiete subjectiver Seelenstimmung; sie wählen sich zum Ausdruck die schwankenden und wogenden Gefühle; sie verfolgen dieselben Strophe um Strophe in unbestimmte und zusammenhanglose Variationen hinein und knüpfen an sie eine eben so schwankende Reflexionsweise, in der Art, daß sie ihre bestimmende äußerte Siuation kaum angedeutet zur Seite lassen. Dieser Inhalt, der am meisten lyrische, bis zum Unsicheren lyrisch, steht in keinem Verhältnisse zu der reimlosen und knapp abgeschlossenen Form der antiken Strophe. Um so eher knüpft sich uns an diese Gestaltungen das Bewußtsein des Gemachten, Nachgeahmten; sie können künstlich sein, sie können selbst künstlerisch hoch stehen: der reine und volle Gefühlsausdruck strömt nur in freien

deutschen Formen. Die antiken Versformen überhaupt scheinen mir der Art zu sein, daß sie mit harmonischer Verwandtschaft sich an ein starkes episches Moment als ihren Mittelpunkt lehnen und ihm Halt entnehmen — Pindarische Siegesgesänge. Der Anfang der Ode 15 ist für die Schätzung von Platens Geisteswesen und seinem Bedingtsein durch Goethe von entscheidender Wichtigkeit; dieses sich Bestimmenlassen durch Goethes Geist hat gar nichts Befremdendes, es liegt an sich in Platens Natur eben so viel von Goethes späterer vornehmer Ruhe als von geistiger Aristokratie in Platens Weise. „An König Ludwig", 1820. Es scheint das Loos aller Fürstenhuldigungen zu sein, daß sie durch die Geschichte verläugnet werden; auch der gefeiert aufgenommene Bayerkönig hat der Zeit nicht Wort gehalten. Immerhin bleibt diesen und ähnlichen deutschen Weihegedichten vor fremden (man sehe die der größten unter den neueren französischen Lyrikern) wenigstens der Vorzug, daß sie sich nicht kopfüber in weite, leere, inhaltlose Huldigungen stürzen. Platen giebt sich hier wie sonst mit Entschiedenheit als einer von jenen ruhigen Geistern — in der Politik die Doctrinärs —, die stets nur Schritt für Schritt und ohne allen Bruch mit dem historisch Gewordenen einer constitutionellen Freiheit entgegengehen wollen. Was Platen von Ludwigs Bildung, Kunstsinn und persönlicher Güte sagt, hat sein Wahres; wenn er aber mit einem Seitenhieb auf den Neuerer Joseph II. schaut, so sei's jetzt einem geschulteren Geschlecht erlaubt mit Ironie zu fragen, wer denn der Größere von den Beiden? Noch inhaltleerer sind etliche Strophen der Fürstenhuldigung in der Ode „An Goethe", für dessen alt gewordenen Sinn es freilich auch das Höchste sein mochte durch einen König gekrönt zu werden. Die Haltlosigkeit geht bis zu komisch wahren Aussprüchen, die ein Witzbold leicht illustriren könnte. „Florenz" ist eine Verherrlichung der Gestaltenschönheit. „Die Pyramide des Cestius" ragt hervor durch frische und völlig freie Haltung des Dichters gegen die kirchliche Gewalt. Keck antik bis zum schneidend ausgesprochenen Aufgeben des christlichen Paradieses, stimmt sie nicht zu früheren, herzlich gläubigen Gesängen auf den Christ. „Der Thurm des Nero", ein Stoff, weniger für Platens ruhig abgegrenzte Phantasie, dessen Exposition man vergleiche mit dem prächtig düsteren Triumphliede des Tyrannen bei Victor Hugo. — Eklogen und Idyllen. „Bilder Neapels", „Amalfi", „Die Fischer auf Capri" (sämmtlich von 1827) sind freund-

liche, ruhige, idyllische Schildereien, rein sich selber Zweck, darum einheitlich und ganz, in ihrer Art reizend vollendete Bilder mit weichen, reinen, naturwüchsigen Zügen; es liegt ob ihnen wie der röthliche, duftende Abendstrahl im italischen Olivenhain und das kummerfreie, gedankenleichte, spielende Sangleben der neapolitanischen Nacht. Platens Feder hat wenig Vollkommeneres geschaffen. — Festgesänge. Kein einziger dieser Gesänge, die sich selber als das Höchste der lyrischen Kunst proclamiren und darum, weil sie sprachgewandt und kunstvoll die schweren Rhythmen handhaben, vielfach auch dafür angesehen werden, kein einziger ist von einer hohen, ewigen Idee getragen; keiner lebt in einer mächtig umschließenden Einheit. Sie sind darin ähnlich den sechs ersten von Delavigne's sieben „Messéniennes nouvelles“. Wenn man von diesem oft sagen möchte, daß er in seiner Composition der Grundidee des Gedichtes scheint entfliehen zu wollen, so flieht bei Platen die Idee selber. Ich begreife auch nicht, mit welchem Rechte man gerad' auf diese späteren Dichtungen das Prädicat der Gedankenhoheit stützen möchte, das man Platen gerne beilegt: die allgemeinen Gedanken strömen keineswegs zu reich, sie haben nichts Neues, nichts überraschend Fesselndes und gehen oft auf in individuellen Einzelheiten. Das Herrschende ist das Selbstgefühl, das in Hohem schwelgt, Hohes verheißt, Hohes zu bieten vorgiebt und gerade darum nicht zum Allgemeinen kommt. Es bewährt sich da die alte Erscheinung, daß die Hymne nur auf dem universellen Boden eines hohen nationalen oder religiösen Gefühls erblühen mag, und wo hätte Platen das finden können? Diese spätere Dichtung ist geschmückter, schlagende Epitheta in Fülle aufgewendet, fast das einzige Moment, worin sein Dichten volle Anschauung entfaltet; an Bildern, die einzig den Gaselen gegeben waren, sind sie äußerst arm. Die alte prätentiöse Klage über unverständiges Verkennen tritt hier wieder auf. Die Idee hat in all diesen Gesängen Nichts vom Antiken, weder seine Größe noch die einheitliche Ganzheit. Man ist versucht zu sagen, was Platen selber zwar nicht meint, daß die schweren, feierlichen Formen die Gedanken tragen sollten — ein verderbliches Princip. Die Gefühle haben zu viel Gelegentliches, darum Vergängliches, um Begeisterung auszuhauchen. — Epigramme. Ihr Charakter ist Spitze und Schärfe. Sie sind von entscheidender Wichtigkeit für seine Kunstanschauungen und die Gedanken über Dichtung; von der höchsten Bedeutung für sein Wesen als Dessen, der verlangt:

Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, sofern er es ganz ist,

sprechen sie Zeile um Zeile genaue Prüfung an. Alle diese Urtheile bekunden die völlige Einheit seiner Natur, aber eben so bestimmt ihre Einseitigkeit, die bis zum unbegreiflichen Verkennen anderer Dichternaturen geht. Platens Geist, ohnehin der Sculptur und Architektur verwandt, mußte zum Epigramm eben so geneigt als angethan sein, und so stehen hier vollständige kleine Kunstwerke, Statuetten. Daß hier aber alle Nüancen seines künstlerischen Anschauens sowohl als seiner eigenen Dichtung vertreten sind, beweisen die einzelnen. „Halbdichter" spricht dem ächten Dichter jenen wie ehernen Griffel zu, von dem Vieles an ihm selber hing. „Griechen und Britten", „Epos und Drama", „An Shakespeares Lobredner" offenbaren, indem sie von ursprünglich richtigen Sätzen ausgehen, in ihrer Consequenz doch unbegreifliche Einseitigkeit. Sie ruhen auf den Grundsätzen der schönen Beruhigung des griechischen Maßes und der Anmuth, die seine ganze Denkrichtung bedingen. Ihnen spricht das erste jener Epigramme lobend das Wort und muß von da aus zum Tadel Shakespeares getrieben werden. Wie das zweite dazu kommt, den Virgil wie einen Dramatiker kurz, den Shakespeare wie einen Epiker breit zu nennen, das kann höchstens angestaunt, nicht erklärt werden. Wenn das dritte den Shakespeare nur als Komiker anerkennt und dagegen den Sophokles mit seinem Maße, seiner Anmuth und der Beruhigung auch in der Tragödie am höchsten stellt, so ist das etwas weniger bizarr und doch sehr zweifelvoll, es berührt die alte schwere Frage nach den tragischen Schlüssen. Der Shakespearen treffende Ausdruck, wieder ganz aus Platens Wesen heraus, scheint bedeutungsvolle Tiefe zu haben, die, wenn sie nicht trügt, dem britischen Theater eine unheilvolle Wunde schlägt; wir bestreiten die Richtigkeit seines Sinnes. Platen, der einem Shakespeare die Griechen, in erster Linie den Sophokles, gegenüberstellt, hat dasselbe gethan, was bis auf den heutigen Tag viele und bedeutende Geister mit ihm thun: er hat die Differenzen der antiken und modernen (christlich-germanischen) Weltanschauung übersehen. Seit die Götter nicht mehr auf Erden wandeln, seit die große Versöhnung in die Hand des Himmels gelegt und an das Ende der Tage verwiesen ist: seitdem kann auch von der Kunst nicht mehr verlangt werden, daß sie jene gottähnliche Ruhe entfalte oder den Knoten in griechischer Weise löse oder zerhaue (deus ex machina). So gewiß

es ferner ist, daß uns mannesreif forschenden Völkern kaum ein sehnsüchtiges Ahnen mehr aufsteigt von der olympentstiegenen ewigen Schönheit und Formvollendung, welche die griechische Kunst, weil das griechische Leben, bildete und bezauberte (und nur darin, nicht in der Idee, liegt die Größe mancher griechischen Dichtung): eben so gewiß ist es, daß ein Dichten, das sein Hauptgetriebe in der Nachahmung der antiken Formen hat, für uns eine todtgeborene Schöpfung bleibt. Und wenn irgendwo, so gilt das vom Gebiete der Lyrik, auf welchem die antike Kunst keineswegs vollendet ist und es nicht sein konnte. Die Lyrik mit ihren fernhinwallenden Gefühlswogen, ihrem Sehnen, ihrer Trauer, ihrer umdüsterten Rückschau auf das immer Entschwindende, ihrem fragenden Blick in eine unerschlossen unbegriffne Ferne, mit all ihrem Leid in der Freude, ihrer Freud' im Leide: die Lyrik ist das specifische Eigenthum, ja zumeist das Product der modernen Weltanschauung. Die antike Form ist ein ihr fremdes Kleid und kann ihr nie Leib und Seele zugleich sein. O wann wird diese geistschmälernde Nachahmung aufhören! Einst war es anders, als unserer Sprache eine erste, in die hohe Kunst eingreifende Zucht durch die formvollendetsten Muster noththat; diese Entwicklung ist mit Schiller und Goethe abgelaufen; was hernach in dieselbe Bahn eintritt, ist ohne philosophische Berechtigung, und wenn jetzt wieder einer geistleeren Verwilderung strenge Zügelung von Nöthen wäre, so kann sie nicht mehr in dem Durchgang durch vollständig undeutsche Formen liegen. Bewundern wir das antike Wesen: es liegt ein Reiz auf ihm und seinen Gebilden, den uns weder die ewig wahrheitdurstende Forschung noch der christliche Himmel ersetzen; aber nachahmen? — wir erzeugen wenig Anderes als scheinlebendige Gestalten. Die alte Welt schaute und bildete die Form, die neue jagt nach der Idee; vielleicht wird ein drittes Zeitalter beide im höchsten Sinne vereinen, aber erst wenn nach langen Kämpfen die Idee sich in die Massen wird hineingearbeitet und die schroffsten Formen sich dienstbar gemacht haben. Noch tagt kein grauer Strahl vom Morgenrothe dieses Tages. In denselben Anschauungen liegen auch die folgenden Epigramme befangen: „Shakespeare und Sophokles" wirft jenem schroffe Gestalten vor. „Corneille" und „Racine"; da tritt jener hochgepriesen und mit den gewichtigsten Prädicaten ausgestattet als der Tragödie Schöpfer auf, der Platen durch die Würde imponirt; Racine

sei aber schon verweichlicht, ärmer an Kraft und Genie, allzugalant der Liebe Sophistik entfaltend. Auch diese Aussprüche ruhen auf staunenswerthen Irrthümern. Nicht so weit abirrend, aber auf dieselben Grundlagen hin erklärt „Lessings Nathan“ dieses Stück als die beste Tragödie. Das Haltloseste aber drückt wieder „Spanisches Theater“ aus; es muß eine wunderliche Verwirrung der Begriffe sein, die es unternehmen kann, diese theatrale Entwickelung, die der griechischen antipodisch entgegenläuft, mit der griechischen Bühne verwandt zu heißen. „Horaz und Klopstock“ ruft den modernen Dichtern zu: „durch vielseitigen Styl die Mängel der Zeit zu decken“, eine wunderliche Zumuthung an die Form. Platen legt überhaupt auf die Sprache so hohen Werth, daß sie leicht über den Gedanken dürfte zu stehen kommen (s. auch das Epigramm „Sprache“). Endlich stellt er in „Goethes Roman und Biographie“ sich selbst und Klopstock als Lyriker in gleiche Reihe mit jenem Heros. So seine Kunsturtheile, durch Tendenz, Naturneigung, besonders gerichtetes Talent und stolze Befangenheit gleich sehr einseitig geworden. Höher, geläuterter, von strenger und schneidender Wahrheit sind zuweilen seine Ansichten über Geschichte und Religion; so „Die Römer“, „Piemont“, „Papstthum“ und das verwegen stolze, gegen die pfäffisch-feige christliche Demuth mit eherner Gewalt eingreifende „Auferstehung“.

Bei Platen ist als eines der hervorragendsten Merkmale immer wieder betont worden der Reichthum an hohen und universellen Gedanken, in denen der Gehalt einer fest abgeschlossenen Männlichkeit sich niederlege. Es ist wahr, darin liegt eine der hohen Seiten seines Dichtens; es ist ferner wahr, daß er sich trotzdem der sentenziös moralisirenden Manier nirgends hingiebt, als wo sie am Platz ist; dafür ist er zu kunstgerecht abgeschlossen. Wenn man aber diese Erscheinung als eine ganz einzige hinstellt und über ihr die Mängel vergißt, die seiner Dichtung ankleben, so geht die Anerkennung in Götzendienerei über. Die Weise und den Gehalt dieses Gedankenlebens bezeichnen z. B. folgende Aussprüche:

> Glücklichen ist's nicht verliehen
> Zu begreifen fremdes Weh.
>
> Dem bangen Herzen . . . werde die gewaltige Natur
> Zum Mittel nur,
> Aus eigner Kraft sich eine Welt zu baun.

Denen, die da werden leben,
Sei dein Sein dahingegeben.

Was innerlich du bist und hast,
Nach außen wird sichs frei bewegen.

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben.

Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Jenseits des Lebens ward dein Ziel hinausgesetzt.

Des Menschen Bahn
Ist schnell gemessen,
Und bald vergessen
Der kurze Wahn.

Aehnlichen Geistes bewegt er sich auch außer den Epigrammen in der Kritik, bestimmt, ganz und schneidend scharf. In dem Sinne drängt die „Epistel an Nathan Schlichtegroll" die bittere Reaction gegen den Geist der Romantiker und Schicksalstragöden in die nackten Worte zusammen:

Wo einst Brentano, wo der tolle Werner
Des Unsinns Poesie gelehrt.

Von wenig Belang sind die kurzen Prädicate, mit denen er „Im Theater von Taormina" 1835 die Dichter aufnimmt, in deren Reihen er sich als der ebenbürtige zu stellen wagt. Dagegen legen die Sonette 24 und 25 „An Schelling" die Bedeutung dieses Philosophen für die Kunst ernsten und hohen Sinnes zu Tage. Schellings Einfluß auf Platen war ein mächtiger, und der Dichter hat mit allem Rechte die unendliche Triebkraft dieser Philosophie für das Kunstleben gewürdigt. Dichterische Begeisterung für Kunst und Wissenschaft knüpft sich gerad' an diese vergeistigende, die Dürren befruchtende, das All belebende Philosophie des Pantheismus. Platens Natur war zu selbstkräftig und gesund, um an all den Mysticismus, der sich wieder an diese Philosophie lehnte, auch nur entfernt zu streifen. Seine Verehrung für das Allleben von Schellings Philosophie und dagegen der Hohn gegen die Irrgänge der Romantik, die beiden fern liegenden Momente, sind in seinem Wesen natürlich angelegt.

Die Kritik hat einen zweiten Punkt in Platens Dichtung zum speciellen Augenmerk genommen: Es ist ein durch Ueberlieferung fast geheiligtes Uebereinkommen geworden, ihn als den höchsten Bildner der Form, den vollkommen sicheren und gewandten Lenker der Sprache

darzustellen. Nichts unberechtigter. Kaum die Neueren mit ihrer vielverklagten Formauflösung zeigen mehr Unregelmäßigkeiten, Abweichungen, Harmonieverstöße und Sprachunrichtigkeiten, als gerade Platen mit seinen künstlichen Formen. So muß es schon als ein harter Verstoß gegen die Euphonie sowohl als gegen die Begriffsverbindung bezeichnet werden, wenn Adjectiv und Relativpronomen durch das Versende von ihrem beziehenden Substantiv und eben so das Prädicat vom hartangerückten Subjecte getrennt werden. Platen bewegt sich in dieser Form mit aller Behaglichkeit.

„An die Tulpe“

Als die Erde deinen hohen
Doppelzauber werden sah.

„Vergißmeinnicht“

Und als das Mädchen folgte, fand
Sie mit der Fluth ihn kämpfen.

Ganz eben so in „So hast dus reiflich dir erwogen“, in „Den Körper, den zu bilden“, wiederholt in „Wann des Gottes letzter, milder“, am schlagendsten in den zwei Versen:

Frostige Nebel steigen, welche
Berg und Kuppe trüb umziehn.

Die unorganische Verschränkung der Versenden mit dem Gange des Satzes ist überhaupt ein gerade mit den gekünstelten Versformen aufgewachsenes Uebel.

„Du mahnst mich an schmerzliches Müssen“ sagt

Wer könnte dir nahen und schiene
Gelassen? betrachtete kalt
Die holde . . . . . . .

„Am Grabe P. U. Kernells“ 24

O wie zog es dich nach jenen
Tagen hin, wo laue Winde
Weich geflaumte Flügel dehnen!

Auch die Gaselen haben durch ihren Reim und Rhythmus die unerträglichsten Verschränkungen und Trennungen erzeugt. So in 61 das Abreißen der Präposition:

Sieh, wie die Rosen von dir sterben weg;

in 72 das Versetzen des Pronomen:

Nicht schämen wir des geliebten Frohns, der über uns verhängt, uns;

in 116 des Verbs:

> . . . . . . . . . . denn immer
> Werd' ich, ob ich lächle darüber oder mich erbose, leben.

Eine der sinnverwirrendsten Stellungen ist in 60:

> Das Blut ist deines Herzens der Liebe heißer Quell.

„Philamons Tod"

> Weisheiterfüllte, die er schrieb, Komödien.

„Kloster Königsfelden"

> Doch stellt in Bildern sie den tapfern Chor,
> Den gegen Sempach führte Leopold,
> Und der des Heldentods sich freute, vor.

Zum ausgebildeten Fehler wird diese Weise in „An einen Freund":

> Du standest vor mir, wie den Gott besingt
> Die Hymne, welcher Leier trägt und Bogen.'

„In Palermo" 35 bringt die Verbalform: beläugt.
„Irrender Ritter" und „Endymion" erlauben sich jene Auslassung von Artikel und Pronom, die höchstens im Volksliede sich rechtfertigt, aber nie in eine Dichtung sich eindrängen sollte, die in erster Linie den Anspruch macht Kunstpoesie zu sein.
„Unmittelbar der Natur verschwistert"

> Fühlt sich mein Geist, wenn aufgedunſ'ne Kleinheit
> Mißgünstig sich an ihm emporphilistert,
> Zu ziehn ihn in die eigene Gemeinheit.
> . . . . . . . . . .
> Nun steh' ich hier, der zährenüberthaute,
> Wie viel ein Herz verträgt, im Sinne habend.

Wie hart und dürr! Unglückliche Wortcomposition, schleppende und dem Verständniß schwierige Inversion, um so härter durch das nachfolgende Particip der Gegenwart, das an und für sich eine prosaische, von ihm öfters gebrauchte Form ist.

Insbesondere zeichnen die Idee oder die Sprache oder beide zusammen Härten wie die folgenden.

„Am Bodensee"

> Drüben knüpfen mich liebende Seile.

Aehnlich in dem sonst so reizenden „Fischerknabe"

> Und drunter liegt im schmalen Raum
> Ihr kaltes Todtenbein.

„Durchstreif ich den Laubhain moosig kühl“

> Wie nenn' ichs, was in das Herz mir schleicht,
> Ruhstörend und sacht wie Diebe?

Der Ausdruck ist um so tadelhafter, als auch der Plural nicht paßt.

„Lockt es nicht auch dich ins Weite“ hat den unendlich harten Vers

> Säh'n dann, wie an waldgen Klüften.

„Dürfte mich ein Gott bethören“

> Abzuschwören
> Die Magie geliebter Züge?

Welch ein Rhythmus!

„Süß ist der Schlaf am Morgen“

> Wird rings der Bauch der Schiffe
> Zu neuer Fahrt verpicht.

Ordinärste Prosa.

„Tot capita tot sensus“

> Ein Baum im Wind. wird ewig rauschen:
> So folg' auch du dem eignen Muth.

Wie paßt denn da das Beispiel zu dem Grundgedanken selbstbestimmten Wirkens?

„Du denkst die Freude fest zu halten“

> Denn wer vermöchte Gott zu strafen,
> Der uns verdammte Mensch zu sein?

Furchtbar hart gedacht.

„Vergieb, wenn hier nach manchem innern Streit“

> Stets bleibt, wie wenig mir bei dir gelingt,
> Mein Auge durch dein Angesicht bedingt.

Es würde Studium erfordern die zwei Gedanken prosaischer zu geben.

„Das Kreuz“

> Ja, du trägst die Macht des Heilands
> Der da wog die Kugelhälften;
> Sieh! und Nacht umfloß die nicht'ge,
> Die gewicht'ge Morgenroth.

Abgesehen von Härte und Sprachfehler mag man sich ernstlich fragen, wo Brentano, der von Platen mit Grund gegeißelte, in der Sinnlosigkeit sich weiter verstiegen.

„Christnacht“

> Der den kristallenen Himmel vergaß.

Ein für den Christen und sein Walten auf Erden völlig unangemessenes antikes Epitheton des Himmels.

Durch diese und ähnliche Verstöße schleudert Platen oft mit Einem Rucke die aufnehmende Phantasie in die dürrsten Steppen der Prosa hinein.

Eine letzte Frage berührt des Dichters Verhältniß zur Zeit und ihrer Beurtheilung. Platen hat sich mit Bewußtsein in ihre Bewegungen hineingeworfen. Sprühender Haß gegen Napoleon, mit nackter Härte ausgedrückt in der von haßbewegter Kampfeslust begeisterten „Epistel an Nathan Schlichtegroll“ 1815; höhnende Verachtung des französischen Volkes und Wesens und dagegen die Feier auf den Adel des britischen Geschlechtes sind seine Anschauungen nach außen; hiefür ist neben jener Epistel die „An J. v. Xylander“, ebenfalls von 1815, mäßgebend. Was die französischen Dichter (C. Delavigne) so strafend bedauern: das Wegführen der Kunstwerke, das feiert Platen, und er ist in seinem Rechte, waren ja die erhabenen Denkmale doch nur „glücklich geraubt“! Die Epistel ist voll des begeisterten Ruhmes auf die Tage der Erhebung Deutschlands, des deutschen Volkes und seiner Helden, und eben so voll der eindringlichen Mahnung, sich als Ein Volk zu erkennen und treu und stark zusammenzuhalten. Das ist der alte, der hohe Lieblingsgedanke der Dichter und der Traum von einem einzigen Deutschland. Derselbe Gedanke regiert die Ode „An Franz II.“ und das Epigramm „Deutsche Kaiser“; Deutschlands Zerstückelung, das Richten des Blickes nach Außen — seine Kaiser in Italien; der fünfte Karl war unser Verderben und das Europas (Spanien). Darin liegt kühne historische Weisheit. Ein in die Winde verlorenes: Kehre zurück! und vergebliches Hoffen auf Erneuerung der alten Hoheit und Einheit schließt. Bitter trauert das Gedicht „Dem Grafen Friedrich Fugger“ 1835 über den Verfall der deutschen Größe, und jetzt sieht es der Dichter scharf und hüllenlos, daß ein eisernes Joch das verarmte Volk knechtet. Sein „Abschied von der Zeit“ 1820 ist ein trauriger Ausdruck des Unmuthes über das Treiben der Zeit. Es ist das Großthun mit dem Liberalismus, das Nivelliren und über einen Leisten Schlagen, das Nachäffen ausländischen Dünkels, was sein bitterer Hohn verfolgt. Die Klage aber über die Utilitätsprosa der Zeit, die bittere Klage, deren Wahrheit immer noch erschreckend steigt, sie bewegt auch Platen und hat ihm schon 1821 einen scharfsinnigen Spruch eingegeben. Uebrigens liegt ganz in seinem Wesen der Sinn für geregelte Entfaltung, ich möchte sagen für die aristo-

kratische Ruhe des historischen Fortschreitens. Die Gewaltausbrüche der Revolution sind ihm des Vergessens werthe Gräuelthaten; die Freiheit erscheint nur innert festgezogener Schranken. Das Urtheil über Goethe im „Prolog an Goethe“ 1822 trifft offenbar dessen spätere Zeit und sein Abschließen gegen die Revolution; das ist auch Platens maßgebende Grenze, in seiner Geisteseinheit angelegt. Dagegen spürt sich in dem viel frischeren „An einen Ultra“ 1831 bereits der Einfluß der Julirevolution heraus. Die Freiheit scheint ihm ihren goldenen Morgen allmächtig heraufzuführen. So urtheilt denn auch die Ode 29 „An Karl X.“ viel strenger über den gestürzten Fürsten, als es Victor Hugo thut; das französische Volk tritt ihm mit neuer Berechtigung in die Zeitgeschichte, und Ludwig Philipps Haupt erscheint ihm noch in einer Glorie, an der es unendlich unschuldig war. Noch sind die drei Gedichte „An einen deutschen Staat“, „Der Rubel auf Reisen“, „In Palermo“ von Gewicht für seine politischen Anschauungen. Das erste, an Preußen gerichtet, mahnt dieses mit liebender Theilnahme: zu wachen und seine Kraft zu wahren durch Freiheit und lebendige Anerkennung des Bürgerthums in jedem seiner Söhne; das zweite spricht mit jenem Haß gegen die verderbende Macht eines barbarischen Materialismus, den Platen in Rußland verkörpert sieht und für den Westen fürchtet; das dritte haucht heftig die Verachtung aus gegen die Herrschaft des abergläubigen Pfaffenthums, das keine freie Regung des Südens aufkommen läßt. Das Vorgreifen der russischen Macht muß ihn bang und ernst beschäftigt haben, er klagt es mit heftigem Haß an in „Kassandra“; er fürchtet und weissagt von dem Koloß ein nach Westen vordringendes Barbarenthum. Wesentlich durch den Einfluß von 1830 bestimmt und mehr und mehr zu rückhaltlos freien Gedanken fortschreitend, giebt er den Fürsten oft ernsten Rath; so im „Epigramm an die guten Fürsten“. Nur Einen Verbündeten giebt es, die Liebe des Volkes. Die höchste Entwicklung dieses Sinnes ist niedergelegt in „Herrscher und Volk“, der strengen Anklage auf die meineidigen Fürsten, die leichtsinnig den harrenden Völkern ihr Wort gebrochen. Richtigem, falschem Eid lauschten Frankreich, Spanien, Sicilien; sechs Jahre kämpfte Spanien für seinen König: er kommt und liefert seine Beschützer dem Blutgerüst aus. Mögen die Geister all Eurer unglücklichen Opfer um Euer Bett als Gespenster stehen!

So endet Platen damit, daß er politisch unbedingt auf der Höhe der Freiheitstendenzen unserer Zeit steht und der religiosen Verdummung wie dem politischen Zwangssystem rächend seinen vernichtenden Haß entgegensetzt.

Platen hat sich auch als Komödiendichter versucht, wofür er aber zu ernst und zu bitter ist und zu viel Subjectivität durchblitzen läßt. Viel besprochen waren einst die polemischen Stücke: „Die verhängnißvolle Gabel", geschrieben Anfangs 1826, und „Der romantische Oedipus", geschrieben 1827 und 1828 in Italien, beide heut schon vergessen.

Jenes ist in ganz entschiedener und bewußter Absicht gegen die Schicksalstragödie gerichtet, doch trifft der beste Witz, der überhaupt nur in einzelnen zerstreuten Gedanken aufblitzt, weniger sie als die lebenlos pedantische Gelehrsamkeit; Spitze der Persiflage Damons Märe im dritten Act. Der literarische Stoff ist kaum stark genug, um eine größere dramatische Schöpfung zu tragen, und so ist sie mit der Manie, die sie verspottet, guten Theils vorübergegangen. Das Ganze ist ein Zwitterding von Ernst und Satyre, zu viel von jenem direct aufgehäuft; die Composition vollständig die der alten Komödie, speciell aristophanisch und durchaus durch dessen „Frösche" bestimmt, für uns ohne rechtes Bewußtsein. (Wir meinen, jedweder Versuch die alt-attische Komödie auf deutschen Boden zu verpflanzen — und Platens Spiel ist unter den nicht zahlreichen einer der frühesten und reinsten — leidet schon darum an einem Grundmangel, weil das politische Leben des Volkes und seiner Wächter theils zu kleinlich, theils dem freien Spotte immer noch durch die Gewalt entzogen ist.) Das Stück hat keine Charaktere; Platen selbst hatte das Bewußtsein, daß die durchaus symbolische oder dann phantastische Welt, in der es spielt, keine vertrage. Ernst und groß ist der Schluß des ersten Actes, matt die der übrigen, ächt poetisch nur die Schlußstrophe des dritten; grausig-prächtig Salome's Schilderung des Geistes der Mitternacht. Die Sprache geht alle Nüancen durch, vom puren Cynismus bis zum Pathos; der Styl ist einfach, klar und flüchtig fließend, die Verse weniger plastisch als in seinen ernsten Gedichten. Der Dichter, im Bewußtsein eines nach manchem halben Versuche durchgeführten Werkes auf neuem Feld, überschätzte das Stück (s. aus einem Brief an G. Schwab). — Die Tendenz des „Romantischen Oedipus" richtet sich gegen Alles, was Platen als formlose, unklare Phantasterei und die Romantik der Impotenz

ansah; Karl Immermann und seine Xenien gegen Platen gaben dazu wohl die Veranlassung, ohne aber das volle Object auszumachen. Der Anfang ist scharf und treffend: ergötzlich zeichnen Nimmermann und das Publicum, jener seine Hohlheit und den sinnlosen Schwulst, dieses seine Urtheilslosigkeit; das Ende ohne Witz, schleppend, der Verstand auch gar zu verständig; das Zwischenspiel matt und nicht frappant genug: alles Ernstes mögen die ärgsten Phantasten der Romantik in unsinniger Verwicklung, verdrehter Tendenz, mißbräuchlicher Anwendung der tragischen Motive und haltlosem Schwulst so weit gegangen sein, als Platen ihn im Spotte treibt, und das bricht diesem halb die Spitze; nur die Planlosigkeit und die Anachronismen auf jedem Felde sind vortrefflich aufgeputzt. Form und Sprache sind vollendet und gehören zum Besten, was in antiken Metren deutsch gedichtet worden. Gödeke meint: Die vollkommene Beherrschung des Stoffes durch Composition der Fabel; die lichtvolle Vertheilung der Rhythmen; Kraft, Würde, Leichtigkeit und Anmuth der Verse; neue, gefügige Wortstellung; Erhabenheit der Gedanken, die überall aus den komischen Verkleidungen hervorbrechen, und die volle Mächtigkeit des Ausdruckes drücken diesem Lustspiel das Siegel der Vollendung auf — ein nach allen seinen Richtungen zu beschränkendes Urtheil.

Eine ganz besondere Production ist die heitere orientalische Märe „Die Abessiden", über der ein Hauch orientalischen Geistes weht, verfaßt 1829 in Italien, erschienen 1834 in der „Vesta", 1835 besonders; streng episch, nur die ununterbrochen wiederkehrenden weiblichen Ausgänge, die übrigens ermüden, scheinen ein lyrisches Moment zu vermitteln. Freundlich berührt das Ganze und zumal der Schluß mit seinem zauberhaften Glücke, ohne stark zu ergreifen; lieblicher Zauber, der großentheils an die reizendsten Reisebilder Italiens knüpft, Mäßigung und milde Spannung und die fast spielende Wärme der Märchenwelt sind die bestimmenden Charaktere. Fehler: Zu unvermitteltes Abspringen und Mangel an Einheit, der schon darin seine Quelle hat, daß drei Gestalten, weil gleichberechtigt auftretend, sich wechselseitig verdrängen.

Neben den vier großen Gesangeshäuptern stehen noch einige kleinere.

## Wilhelm Müller.

(Lieder der Griechen, 2 Hefte, 1821. Neue Lieder der Griechen, 2 Hefte, 1823. Missolunghi, 1826.)

Der Griechendichter vorzugsweise hat eigentlich nur dieses eine große Object der Befreiung Griechenlands; mit ihm ist sein Name verwachsen, mit ihm bleibt er stehen.

Die „Lieder der Griechen" sind trotz der Bewegtheit mit großer Ruhe ausgeführt, ihre gewöhnliche Weise ist die der begeisterten Anrede. Der Sinn ist überall Einer: Hingebende Vaterlandsliebe bis in den Tod, Haß der Knechtschaft, Kampfesfreudigkeit, einige Heldenstärke; es sind das die Blüthen aus einem sich emporringenden Völkerleben, dessen Schatten der Dichter nicht zu sehn braucht. Die Ansprachen an das unbewegt zusehende Europa, mit der mahnenden Rückschau auf das gefeierte alte Hellas, sind bald warm und stark, bald bitter und zürnend. Einzelne Bilder der gefesteten Kraft („Der Phanariot", „Der Greis auf Hydra", „Die Mainotin", „Die Sklavin in Asien", „Der kleine Hydriot") haben in ihrer Alles hinopfernden Willensbestimmtheit etwas Hohes, ja Gewaltiges. Freiheit oder Tod!, das hoffende oder resignirte Stehen einer neu in die Geschichte sich einreihenden Nation auf sich: das ist der Eine volle Klang. Die angemessenste Weihe liegt in den immer wiederkehrenden stolzen Erinnerungen an die Heldenacte des alten Hellas.

Die langen Verse, meist aus Trochäen aufgebaut, einfach und schmucklos, rein und schwer, kräftig hinschreitend, entsprechen vollkommen dem Objecte.

„Alexander Ypsilanti auf Munkacs" ist eines der vollendeten, mit einer gewissen weichen Rührung in den bewegenden Bildern und einer lebendigen und treffenden Zeichnung auch der äußeren Situation, die sonst manchen Gesängen Müllers abgeht; das Visionäre mit seinem weihenden Einfluß ist wie sonst innerlichst berechtigt; der Held eine Gestalt der Poesie, nicht die der Geschichte. „Hydra" tritt hervor durch eine bei Müller seltene, kühne und gewaltige, harmonisch zu dem stolzen Freiheitsruf stimmende Naturschilderung; „Bobolina" durch eine wie mit Geistermacht ergreifende Insistenz des Anrufens.

„Missolunghi" trägt die ganze erschütterte Ergriffenheit auch in die Ausführung über, die von hinstürmender Kraft getragen erscheint;

daher die scharf bezeichnenden häufigen Epitheta und die wuchtigen Zusammensetzungen, auf welchen die Anschauung stürmisch sich hinwälzt; daher auch die kurzen Apostrophen. Der Ton nimmt etwas Feierlich-Religiöses an, dem der Kampf zum heiligen wird, bis zur Invocation und Vision. Der ernst rächende Anruf an die Herrscher Europas enthüllt eine hochpoetische Strafgewalt. — Drei Lieder auf denselben Gegenstand von De la Motte Fouqué, Karl Giesebrecht und August Zeune, die aber alle den Fall der Helden-Opferstadt noch nicht voraussetzen, sind sämmtlich schwächer.

Auch in Müllers übrigen Gedichten (den Liedern eines reisenden Waldhornisten und den lyrischen Spaziergängen) enthüllt sich innige Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensanschauung, reges Naturgefühl, freier Sinn, edle Begeisterung, ganz besonders aber jene volksthümliche Weise und melodische Sprache, welche vielfach die Composition angezogen haben.

Müller ist auch Gelehrter von ebenso gründlichen als umfassenden Kenntnissen, namentlich philologisch-literaturgeschichtlichen.

## Karl Egon Ebert.

(Dichtungen, 1824 erste, 1828 zweite, vermehrte Auflage.)

Es ist etwas Eigenes um die Erscheinung, daß diese Ergüsse eines ganz jungen Dichters überwiegend düsteren Charakters sind, und recht bezeichnend, daß diese Sammlung gleich nach dem an den Leser gerichteten Eingangsliede das trüb vorahnende „Des Greises Trauerlied" setzt. Seine Bedeutung beruht ausschließlich auf den lyrisch-epischen Producten. Seine Sprache ist rein und elegant.

Nur uneigentlich ists, wenn man den Oesterreicher Ebert den schwäbischen Naturdichtern anreiht. Sein Lied beschäftigen eben so oft die Sage und die Märe als die Natur, ja man möchte sagen, daß er für jene ein offeneres Auge hat. Auch ist er keineswegs blos lyrisch, sondern mindestens in gleicher Stärke der epischen Gestaltung zugethan, die einzelnen seiner Balladen Werth giebt; ja er kleidet auch seine Naturanschauungen, die übrigens gern symbolisch spielend werden und nur zuweilen sinntief auftreten, leicht in episch geformte Phantasien („Herbsttraum"). Natur und Liebe verschmelzen sich ihm innig. — Todten- und Verbrecherbilder oder wunderliche, oft schreckende und rächende Lebensgestalten ziehen oft über seine Saiten.

Die epischen Entwürfe sind doch nur selten rein; denn ihm geht die Ruhe des epischen Bildens ab, und reflectirende Gedanken oder lyrische Ergüsse mischen sich ihm subjectiv in die Thatsachen. Ueberhaupt gelingt ihm das größere Formen nicht oft, und er geht gern über in eine Art wenig bedeutender Melodramen von vermischter, halb lyrischer, halb epischer Tonweise, mit Reflexion versetzt. Am größten so „Die Ruine“ und „Veste Karlstein“.

Die Ballade „Frau Hitt“ ist ein vollendetes Bild von düsterer Größe und tiefer Wahrheit, streng, knapp und vollkommen gemeißelt. „Al Kaher“ verletzend finsteres Lebensbild. „Schwerting der Sachsenherzog“ freie Heroengestalt von wilder Größe im Untergang. Die größer durchgeführten „Lila und Roger“, „Der Klausner“, „Der Sturm“ sind eben von jenen schweren, immer mit Tod endenden Lebensbildern, das zweite selbst von abstoßendem Grauen. Der Meeressturm ist eins von den seltenen, in größerem Styl lebendig zutreffend der Wirklichkeit abgelauschten Culturbildern. Freundlicher, eine anmuthende Bergsage, ist „Rübezahls Braut“. „Burg Worlik“ und „Der Schild“ gehen nach wilden Kampfscenen und dem Ringen finsterer Mächte versöhnt aus. „Der Königstochter Laune“ und „Der Schatz“ sind Curiosa, wie er sie liebt, dieses halb unheimlich. „Karl der Große und die Jungfrauen“, langweilig epische Ausführung in Legendenfassung und ohne wahren poetischen Werth, auch die Form nicht fest.

An die „Dichtungen“, das böhmische Nationalepos „Wlasta“ von 1829 und die idyllische Erzählung „Das Kloster“, 1833, ist sein Ruf geknüpft. Als Dramatiker ist er zwar fruchtbar, aber wenig bedeutend.

Wenn Ebert von der Lyrik zum **Drama** überführt, so fällt ganz diesem der nächste größere Name zu mit einer erst in aufsteigendem Triebe begriffenen Fülle des Wirkens.

## Karl Immermann

trifft mit einer starken Hälfte seines reichen und hoch bestimmenden literarischen Wirkens bereits in die Restaurationszeit, mit welcher ein Theil dieser früheren Arbeiten gewisse Grundzüge gemein hat, wenn auch im Ganzen seines Wesens der viel und verschieden besprochene und jedenfalls bedeutsam eingreifende Dramatiker und Romanschriftsteller erst auf die Folgezeit hinweist. Noch dominirt in ihm das

romantische Element, Etwas vom Spuk der Schicksalstragödie, von der unhistorisch willkürlichen Art der Geschichtsdarstellung und von der leichtfertigen Auffassung des Lebens. Große dichterische Kraft aber, zwar noch ungeläutert und ungemessen, hebt ihn bereits bedeutsam über die mittleren und mittelmäßigen Köpfe jener Zeit.

Die romantischen Zuthaten und Ausmalungen werden gern ins Excessive getrieben. Die Charaktere sind nicht mit Bedeutung, ja nicht mit Richtigkeit durchgeführt. Keineswegs groß, zeigen seine Gebilde jenes in ihm immer wieder entwickelte und mit reflectirter Kälte wiedergegebene Langen nach dem Zerrissenen und Zerstörenden; es bricht durch die Kälte der Sprache und die Trockenheit der Einbildung, die beide, sobald sie sich erhitzen, forcirt erscheinen, immer das Geschraubte durch und berührt widerwärtig. In der Art giebt „Cardenio und Celinde“ nichts Anderes als ein naturwidriges Erzeugniß reflectirter Romantik mit gespenstischen Phantomen statt Menschen. Was sollen wir mit dieser Unnatur oder Thiernatur? Sieben Kreuzungen der Liebe fechten durch und mit einander, und alle sieben lassen uns kalt; denn nicht Eine ist die rechte; sechs Menschen morden sich oder werden gemordet, und wir fühlen nicht die geringste Rührung, denn es sind Bestien, oder sie werden doch momentan und zwar in den Augenblicken der Entscheidung zu solchen herabgesetzt. Es ist kein gesund moralisches Leben an dieser rein durch entartet sinnliches Triebwerk in Bewegung gesetzten Welt. Was sollen wir mit dieser teuflischen Verhexung durch einen Liebestrank, in deren Einwirkung nicht nur keine Spur psychologischen, sondern überhaupt keine vernunftgemäßen Waltens aufzufinden möglich ist? Es ist eine Wirkung physischer Kraft, eben so blind und gerad' eben so unmöglich als jene dämonischen Familienschicksale, die damals grassirten. Viel Kraft liegt allerdings in dem Stoff, aber keine Gesundheit und daneben keine Gesetzlichkeit in der Gestaltung, die in zwei in einander überlaufende Handlungen mit zwei Personengruppen zerspalten ist.

So führt der Dichter eine ganz eigne Abart der phantastischen Schicksalstragödie durch mit Motiven, die absolut aus jedem natürlichen und begreifbaren Gang heraustreten. Das ist eben das Unnatürliche, daß nach einem gewissen systematischen Zusammensuchen alle Gräuel ins Spiel gebracht sind (wie denn in dem erwähnten Stück die Hälfte der Personen bezeichnend genug durch Mord enden), um

statt des Tragischen das verzerrte Gräßliche herzustellen, dessen sinnloser Wahn darin liegt, daß nicht die naturgemäßen psychischen Gründe wirken; im Gegentheil, sie werden wegdisputirt und selber die heftigen Leidenschaften der Liebe, des Hasses und der Eifersucht erst trüglich in Ruhe gelullt, um nachher als Gewalten außer allen Naturgesetzen, als blinde Furien, heraufbeschworen durch Hexentrank, unzurechnungsfähig dreinzuschlagen; und auch in dieser Welt des höllischen Wahnes wird die Kette der Wirkungen, sofern überhaupt von einer solchen geredet werden kann, wieder durchbrochen. In dem sinnverwirrenden Taumel aber ist die Sprache meist widrig kalt, erzählend und reflectirend, ja der Dichter kann den gräuelvollen Untergang seiner Personen mit einer hausbackenen Ueberlegung abschließen, die wieder bezeichnend ist für sein Schaffen. Er treibt Phantasmagorie im Schlafrock. — Die durchaus verwerfliche Art, in der da mit den historischen Persönlichkeiten umgesprungen wird, zeichnet sich am schärfsten in dem sogenannten Trauerspiel „Petrarca“, das in seiner ganzen Ausführung höchstens der Exposition eines Studentenstreiches gleichsieht. Der Dichter selbst ist ein ungezogener Wildfang, der überall Unheil anrichtet; daneben ist in das ganze Auftreten, namentlich in die überschwängliche, phantastische, blumenreiche und ideenarme Sprache, die nur eine Fratze der Petrarkischen ist, etwas Komödienhaftes gelegt. Jene viel gefeierte, ideale Liebe zu Lauren wird hier ein handgreiflich toller Schülerstreich, der höchstens so bald als möglich vergessen gemacht werden sollte; von Lauren selber erfahren wir Nichts weiter, als was die tolle Leidenschaft einer jeden Schönen vorschwatzt. Es sind gar keine Charaktere; denn in dem rasch vorübergaukelnden Intermezzo des Künstlerlebens haben sie keine Zeit sich zu entwickeln; der maliciöse Spaßvogel, der die Leidenschaft seines Freundes aufdeckt, ist eine widrig-zweideutige Figur, deren Motive eben so wohl gemein als treugemeint sein könnten. Eben so haltlos ist der ganze Gang der Geschichte: Erst beschwatzt der Dichter mit süßen Worten des Gastwirths Tochter, das unschuldige Landmädchen; gleich darauf zieht er in seines Freundes Haus ein, verliebt sich beim ersten Blick in dessen tugendhaftes Weib, das einen Augenblick halb und halb gefährliche Romantik mit ihm treibt; dann kommt der Hausherr dazwischen, es folgt ein Zweikampf, darauf halb schmollende, halb chevalereske Großmuth des Eheherrn und ein paar gute Lehren der Frau auf den nun doch gebotenen Abzug hin; —

bei Gott, das ganze Treiben hätte fast etwas Schnurriges, wäre nicht ein ganz nutzloser Selbstmord hineingetragen: des Wirthes Töchterlein, die sich am Festabende an den nun Anderes sinnenden Dichterfremdling gedrängt und rauh von ihm zurückgestoßen worden, ertränkt sich. Dieses ganz außer dem Zusammenhang stehende Zwischenstück kann höchstens den leichtfertigen Urheber verurtheilen; und ist denn ein Mord so leicht gesühnt wie hier, mit ein paar schönen Phrasen? Das Leben ist doch wahrlich ein anderes und ernsteres.

Am besten passen seinem vorherrschenden Sinn romantisch-mythische Stoffe („Das Thal von Ronceval", „Edwin"), wo die Neigung des Dichters wenigstens nicht zur Haltlosigkeit ausartet und der halbhistorische Charakter mit mehr Treue gewahrt erscheint. Antike Charaktere dagegen mußte er nothwendig verzeichnen („König Periander und sein Haus"). Der alte Tyrann Periander geht fast ganz auf in dem über die staatliche Nothwendigkeit der Subordination und die ihrethalb geforderte Strenge gegen den widerstrebenden Sohn räsonnirenden Vater; wie nehmen sich in dem Munde dessen, der seiner Rache eben Korkyra zu opfern geht, Aussprüche aus wie der folgende:

...... nur die Tugend dauert,
Ein rein Gewissen ist die wahre Freiheit!?

Noch ärger ist der Sohn Lykophron in einen Träumer umgewandelt, dessen Sinn weder klar noch gesund ist, derjenige eines sentimentalen Grüblers, der allenfalls in unser Jahrhundert passen könnte.

So führt ihn die reflectirte Romantik, die das Gräuliche zusammensucht und mit einer gewissen Würze und leidenschaftlosen Kälte an der Stelle der Tragik einführt, dem Leben und der Geschichte gegenüber auf die stärksten Irrwege. Diese selbe Reflexion schwächt und zersetzt ihm auch die ganz eigentlich geschichtlichen Stücke, die 1828 mit „Friedrich II." anheben. Alle früheren sind trotz ihrer geschichtlichen Unterlage romantisch-phantastische Schicksalstragödien und Intriguenstücke.

Die beiden geschichtlichen Stücke „Friedrich II." und „Das Trauerspiel in Tyrol" fallen in dasselbe Jahr. Das zweite hat keinen ausreichenden Grund; es ist kein Kampf um die Freiheit, sondern um ein veraltetes, romantisches, leeres Gefühl der dynastischen Treue, das von denen, an und für die es vergeudet wird, jämmerlich mißachtet und von der pfiffigen Pfafferei zu ihren Zwecken mißbraucht wird; — eine dumme Heerde ohne Führer, für die wir uns unmöglich erwärmen



oder gar begeistern können. Viel eher noch gewinnen die liebenswürdigen Franzosen, die doch einen vernünftig zeitgemäßen Fortschritt tragen, unsere Sympathie, und das ist für das Trauerspiel fatal und noch fataler für die Wirkung, die es hervorbringen will und auch sollte. Was sollen wir mit der gedankenarmen Völkerschaft anfangen, die sich wie eine Puppe schieben und drehen läßt? Wie das Fundament verzogen, oder vielmehr, wie es geschichtlich genommen nie da war, so sind die Personen verzeichnet, und wieder nicht im Interesse der Wirkung, die der Dichter zu machen bemüht sein sollte. Hofer philosophirt, ungleich einem Tyroler Bauern, wird aber deßhalb um Nichts selbständiger, sondern bleibt von Pfaffen und Träumen beherrscht. Die Franzosen, voran der Vicekönig, reflectiren ebenfalls in deutscher Weise über die Lage der Zeit, handeln übrigens ganz congruent. Es ist viel Scenerie, allzuviel, in diesem „dramatischen Gedicht", und sie ist so ziemlich zum schönsten an demselben ausgemalt. — Immerhin festere Begründung und zutreffendere Charakteristik zeigt das unmittelbar vorausgegangene Stück „Friedrich II.", obschon auch da die Motive nicht prägnant genug ausgebildet sind.

Wir werden diesem Schriftsteller später in höherer Entwicklung wieder begegnen.

---

Wenn auch ein Zweiter neben ihm, Raupach, bereits mit mehr als einem Dutzend seiner romantisch-mythischen Stücke auftritt, dem Genre, dem allein er sich zunächst ergiebt, ganz gemäß der allgemeinen Richtung der Geister, wenn er ferner damals schon beginnt die deutsche Bühne in Beschlag zu nehmen, so ist gleichwohl diese Zeit gewissermaßen für die Auslebung seines hernach auf verschiedene Gebiete abgesprungenen Talentes, dessen anerkannteste Eigenschaft eine vielseitige Beweglichkeit und handlich fruchtbare Fertigkeit ist, nur präparativen Charakters, und was er da giebt, sind ganz entsprechend der wohl auf ihre Hälfte angewandten Bezeichnung mehr nur dramatische Gedichte als durchgebildete Dramen. Seine Betrachtung bleibt demgemäß mit Fug an die folgende Periode verwiesen.

---

Dem **Roman** und der **Novelle** gehören zwei Namen an, derjenige Hauffs für eine gleichzeitig in die deutsche und die italienische Literatur





eintretende neue Gattung, und zum zweiten Mal in veränderter Stellung derjenige Tiecks für die mehr realistisch sein wollende Novelle.

Der Erste, der den historischen Roman in der deutschen Literatur einbürgerte, ist

## Wilhelm Hauff,

der neben romantischen Spielen Novellen von klarer Auffassung des realen Lebens verfaßt hat, einen Namen aber neben seinen Satyren nur bewahrt durch den zweibändigen Roman „Lichtenstein" (1826), einen der besten seines Genre. Die anspruchslose Ruhe der Erzählung, der natürliche und klare Gang, die patriotische Wärme und schlichte Herzlichkeit machen, gegenüber der in der Romanliteratur so oft überwuchernden Phantasterei, einen angenehmen Eindruck; daher das Gefühl der Sicherheit, ja Heiterkeit, welches bis in Sturm und Kampf hinein mitgeht. Es ist wahr, daß die Farben des mittelalterlichen Ritterlebens etwas bleich erscheinen, weil der Verfasser mit Freiheit über ihnen steht; aber gerade darum tragen sie viel Wahrheit in sich.

Wenn dieser Herzog Ulrich von Württemberg mit dem von der Geschichte stark Gefehmten kaum zusammentrifft, so hat der Romanschriftsteller die sehr gewichtige Entschuldigung, daß er hier eben den leidenden und verfolgten, somit den in sich viel milderen und für das Auge der Anderen viel gerechtfertigteren darstellt. Immerhin liegt eine Zweiheit in diesem Charakter: die geschichtlich beglaubigte Figur tritt in dem Augenblicke neuen Glückes stolz und tyrannisch heraus und denkt gleich wieder an Rache und Bedrückung; doch liegt eben in der Situation für die humanere Fassung ein Recht. Georg und Marie sind reine, hohe und natürliche Ritterbilder. Der Pfeifer von Hardt ist allerdings zu sehr Diplomat und zeigt eine, man möchte sagen sentimentale Treue gegen seinen Landesherrn; wer aber den Zug des gemeinen Mannes kennt: seinem Fürsten, selbst wenn er ihm fluchte, dann sogleich beizuspringen mit Leib und Gut, sobald er vertrieben ist und Fremde im Lande hausen; wer ferner den Zug beachtet, daß jener Bauer schwere Vergehen früherer Tage mit Freiheit büßt, dem wird der Fehler in seiner Zeichnung klein. Erst gegen den Schluß hin versentimentalisirt sich die Gestalt ungebührlich und zeigt nicht mehr einen Bauern des sechszehnten Jahrhunderts.



Die klaren und einfachen Striche werfen auf den Charakter und die Sitten jener Zeit und ihrer Träger (man sehe das Treiben in der Reichsstadt Ulm) ein treues Licht. Die Localfarben sind aufs Beste getroffen, der Schriftsteller hatte sein Herz dabei: es weht aus dem Ganzen solch eine ernste Ruhe, als stünde der sommerliche Himmel mit Sonne und Wolke ob den Felsenthälern der Alb und den Weingefilden des Neckar, und drüber läge reicher Fleiß und treue Stille. Jede Zeile spricht: „Hie ist gut Württemberg alleweg!"

## Ludwig Tiecks

### zweite Novellenperiode

hebt mit 1821 an und setzt sich in ununterbrochener Thätigkeit bis 1835 fort, ja noch von 1840 datirt eins der Hauptproducte. Die Farben sind verblaßter, die Romantik abgestorben, die Phantasie macht lahmere Flüge, dafür ist der Sinn etwas freier; die wenigen Versuche Realismus zu geben und dem Leben gerecht zu werden, sind verfehlt. Im Uebrigen ist der Kopf derselbe wie früher. Producte von nennenswerthem Rang sind in der ganzen Novellenreihe höchstens dreie.

Ein mehrfach angefaßtes Lieblingsthema bleibt ihm immer noch die Künstler- und Dichternatur im Conflicte sowohl mit den nüchternen Forderungen der Spießbürgerlichkeit als mit dem Unverstand falscher Kunstfreunde und Enthusiasten. Neben Richtigem über dieses Thema stoßen wir da auf die bedeutendere Schöpfung „Dichterleben" mit dem Prolog „Das Fest zu Kenilworth" 1826—30, das tiefsinnige Blicke eröffnet ins Innere dichterischer Geister und einen gewissen großartigen Charakter trägt. Das Seltsame und Unbegreifliche des Dichtergenius, das da nie sich aussöhnen kann mit der Gefühlsweise der trockenen Prosaseelen und selten mit den Forderungen des praktisch rechnenden Thuns und Treibens; die geheimen Schmerzen eines hohen Geistes, der mißkannt und gehöhnt und verrathen einsam dasteht; die Größe einer reichen Dichterwelt, die sich im eigenen Schaffen belauscht; Licht und Finsterniß eines Lebens, wie es kühn über die eignen Gesetze hinausgreift nach der Sonnenbahn: alles Das liegt da, ein Gemälde ernst und groß, mit seinen Lichthöhen und dunklen Schlagschatten. Die Gebilde nehmen sich fremdartig aus als eine eigne Welt mit unerforschten Gründen. Mit erschütternder Gewalt wirken jene Scenen von Greens Untergang, da ein ungewöhnlicher






Geist im Streite mit sich selbst und dem Leben durch die eignen zerstörenden Affecte in Vernichtung und Tod sinkt, groß auch da noch; von dem Gefühl gänzlicher Vernichtung, womit der übermüthig stolze Dichtergeist Marlowe in den Staub sinkt vor der aufsteigenden mächtigeren Größe, sein Leben aus und leer; von den stürmend wechselnden Gefühlen in Shakespeares Brust, die mit ihren dunklen Wellenhäuptern aus unendlichen Tiefen emporschlagen. Die jovial leichten Figuren dienen wie in einem reichen historischen Gemälde den großen Gestalten als Hintergrund. Auch die Scene bei jenem geheimnißvollen Alten, der prophetisch die Schicksalskarten mischt, hat etwas Großes und Wahres; ist ja jenes gewaltige Verhängniß die Poesie selbst, die ihre Priester unabweichlich hinreißt. Es weckt diese Novelle gar oft dieselben Gefühle auf, wie sie Freiligraths „Reiter“ oder „Auf Grabbes Tod“ durchfluthen, und hier wohl hat Tieck ein lebendiges Zeugniß der eignen Dichterbegabung abgelegt. Tieck fußt hier, um Shakespeare zu ergründen, wunderlicher Weise auf seine Sonette, „hat aber den merkwürdigen Blick, den sie geben in ein Gemüth, das von furchtbaren Kämpfen durchwühlt ist, aber sich mit der strengsten ethischen Kraft der Selbstbestimmung daraus emporarbeitet und Verjüngung aus dem trinkt, was Verderben droht, tiefsinnig verwendet und durch Zusammenstellung mit Green und Marlowe dem Erhebungsproceß Shakespeares die künstlerische Folie gegeben“ (Vischer). Ueberhaupt braucht er Stoffe von eigner Größe, um etwas Rechtes zu schaffen, so in dem mit blühender Phantasie und strömend warmem Leben entworfenen Gemälde „Vittoria Accorombona“ von 1840, worin das romanhafte Element getragen wird von einer der historischen Wahrheit entnommenen Schilderung der Zustände Italiens zu Gregors XIV. und Sixtus' V. Zeit, eine Schilderung, die wild hineinschleudert in jenes zerstörende Walten, da die Großen Italiens mit ihren Banditenschaaren das kränkelnde Staatsleben niedertraten, da die Schwäche am Ruder saß, der Mord Losungswort war und das einzige kräftige Element in den Räubern der Abruzzen selbst lag — finstere Gewalten, die endlich dämonisch der finstere Alte Montalto beschwört. Das Geschick der zwei innig verbundenen, prächtig großen Wesen, die den Rahmen schließen, ist tragisch, und es eröffnen sich tiefsinnige Fernsichten in ein weit übers Gewöhnliche hinausschreitendes Seelenleben, das eben darum dem dräuenden Schicksal erliegt. Die Hoheit in Vittorias Bild scheint den

Dichter selbst fortgerissen zu haben zu unbeschränkt freien Ideen, wie sie bei ihm selten sind. Die Sprache ist einfach, klar und blühend, gleichwohl hinreißend und von Begeisterung getragen.

Die Freiheit des Blickes, das Hinausschauen über die romantischen Nebel zeigt sich auch anderwärts. So wenn er an einem Ort ein humoristisch-satyrisches Bild entwirft von jener geschminkten Frömmigkeit, welche die gehässigsten Motive verdeckt und in allen Rückschrittszeiten über die deutschen Gauen hingestrichen ist, und wenn er köstlich die erbärmliche Blöße der handelnden Personen aufdeckt. So wenn er an anderem Orte die pfäffisch-geistliche Anmaßung vorführt, mit den Tücken unter gleißender Rinde, freilich mit der inadäquaten Entwicklung, daß der Eine dieser schlechten Charaktere plötzlich umschlägt in eine ehrwürdige geistliche Gestalt, und daß das Glück in Strömen über seines Hauses Schwelle sich ergießt. So wenn er breit ausgesponnen die furchtbaren Scenen rasenden Priesterwahns vorführt, dem gewissenlose Politik sich verbindet. Doch sind das nur Ansätze, und auf einmal ist Tieck wieder der Alte, der dem jungen Deutschland manche hämische Seitenblicke zuwirft und den angestammten Gehorsam gegen die guten Landesväter von Gottes Gnaden als das Ultimatum seiner Staatsweisheit predigt.

Die humoristischen Genrebilder, die er giebt, haben allerdings viel gemüthlich heitere Laune, ironische Skizzirung, mannigfaltigen Wechsel und immer neue, portraitartige Gruppirungen, oft bunt und schnell bereit aus dem unmittelbaren Leben gegriffen; aber die Erfindung hat dabei wenig gethan und sich höchstens auf die Anordnung der Scenerie getroffen, ja sie ist oft matt und alltäglich, und in ihrer Armuth wirft sie die Entwicklung oft auf die so viel abgenutzten wundersamen Erkennungsscenen, den lahmen deus ex machina der Neueren. Daneben spielen dann wieder sonderbare Scenerien und launisch groteske Charakteristiken und phantastische Einkleidungen auch des natürlichen Lebensverlaufes, oder er wirft in eine verwirrende Ueberfülle tragischer Situationen hinein („Tod des Dichters“).

Der nichtigen Bildchen ist eine ganze Zahl.

Wie sehr Tieck fehlgreift, wo er sich am Realismus des Lebens versucht, beweist die in gewissen Scenerien sehr zu seinen Ungunsten an „Wilhelm Meister“ erinnernde, größer ausgeführte Novelle „Der junge Tischlermeister“, die sich nach des Dichters eigner Erklärung

vorgenommen, ein reales Bild aus dem „ächten deutschen Leben“ wiederzugeben; sie zeigt aber Nichts als den auffallendsten Mangel an Verständniß für die wirkliche Welt, und da ihr nach ihrer Tendenz auch die Tieck'sche Blumenwelt der Phantasie entzogen ist, so wird der Eindruck ein sehr schwacher. Es ist, als ob sich die zurückgedrängte Romantik hier dadurch räche, daß sie ihre Sprünge ins ordinäre bürgerliche Leben hineinträgt und dadurch ein ganzes schiefes Element beisetzt. Was da lebt, ist keineswegs der wirkliche deutsche Meister in der Eigenheit und Abgegrenztheit seiner Berufsexistenz; sein eigenstes inneres Wesen ist so raffinirt und subtilisirt, die genau eingegrenzten Ständeverhältnisse so durcheinandergeworfen, so verwirrende Beziehungen und so märchenhafte Abenteuer und solche Seltsamkeiten des inneren Entwicklungsganges sind gesetzt, daß alles Das wieder nur ein phantastischer, d. h. kein, Realismus wird. Ein großer Theil der Novelle geht auf in dem Spiel eines improvisirten Theaters, aus dessen weitläufigen Expositionen über mangelhafte Inscenirung Weniges zu ziehen ist, wenn nicht ein paar abgerißne Gedanken aus Tiecks Kunstkenntniß, das schwache Pendant zu Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren. Das Leben selbst ist mit der gewohnten romantischen Leichtigkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit, behandelt. Mag der junge Meister, der doch der Typus eines tüchtigen Mannes sein soll, dadurch, daß er sich erst von einer schönen Kokette in kurzen Liebesrausch wiegen läßt und hernach eine Jugendgeliebte aufsucht, um bis zu ihrem baldigen Tod auch den schmerzlichen Freudenkelch dieser Liebe noch vollends zu leeren, erst recht geläutert und des gährenden Geistes unbestimmter Begierden und Wünsche entledigt zu seiner jungen und liebenswürdigen Frau zurückkehren: dieser Proceß kann ein psychologisch richtiger sein, aber abgesehen von jedem weiteren Bedenken befriedigt er poetisch schon darum nicht, weil er, um klar und von seinen störenden Elementen frei vor die Seele zu treten, einer fortlaufenden Denkvermittlung bedarf. Die Andeutungen über Zunft- und Corporationswesen mit dem völlig begründeten Wunsch einer neuen Sicherung und Concentration des Handwerkslebens (die freilich ganz andere Grundlagen haben müßte), sind trefflich, aber die wenigen verlieren sich unter Unbedeutendem.

---

Mit ungefähr derselben Zahl hervorragender Namen, mehrere angethan, jenen deutschen die Wage zu halten, tritt die **französische Literatur** ein, auch sie bei Weitem am reichsten in der Lyrik.

Der frühest aufgetretene von den Dichtern der Restaurationszeit, ein überwiegend politischer Sänger, der sich ganz eigentlich zum Sprecher der Trauer und der Neigungen seiner Nation aufzuwerfen für berufen hielt, der Lyriker und mittelmäßigere Dramatiker

## Casimir Delavigne,

ist der Dichter des bürgerlichen Volkes, mit dem er vollkommen den Geschmack und die Neigungen theilt; er hat immer etwas Bourgeoisie-mäßiges an sich. Er scheint selber zu ahnen, daß sein Talent nicht aus reichem und nachhaltendem Quell strömt, daher tritt er bedächtig und bescheiden auf und weist seine literarischen Producte zuerst Freunden und Lehrern, durch die er sich bereitwillig rathen läßt. Die „Messéniennes“ trugen ihn mit Einemmal auf den Wogen der Popularität, weil er dem Schmerz und den Wünschen der Nation in jenen Jahren den angemessenen und beredten Ausdruck gab. Er zeigt sich hier wie überall als das Organ der gemischten Meinungen, der verständigen, leicht mittheilbaren und leicht verständlichen Gedanken, der gemäßigt liberalen und constitutionellen Tendenzen, die er mit einem gewissen Glanz und unzweifelhafter Begeisterung auslegt.

Delavigne überlegt und wendet seine Arbeiten lange zum Voraus, ja er setzt fast ganze Stücke in seinem Kopfe zusammen, bevor er sie niederschreibt, er arbeitet langsam, umsichtig und bedächtig. Seine Stylneigungen führen durchweg auf die Zeiten Racine's zurück, nach deren classischen Vollendung er langt. In Allem componirt, construirt und idealisirt er zugleich. Sein Hauptstreben ist Harmonie und Eleganz; die Wirkung ist immer präparirt, ingeniöse Wendungen und glänzende Figuren sollen die Kraft der Natur ersetzen. Uebrigens beugt er in dem Kampfe, der immer den Beifall des Publicums erringen will, sein Talent nach dessen Launen und läßt sich später auch von der classischen Einfachheit abbringen, die das erste und auch naturgemäße Ziel ist, auf welches ihn sein Talent durchaus anweist.

Er ist jung emporgetragen worden durch die „Messéniennes“, die zusammengesetzt sind aus An- und Ausrufen, aus Reflexionen

und Ermahnungen, aus geschichtlichen und malenden Zügen; die ersteren Elemente sind zu gehäuft und zu schreiend, als daß sie nicht den poetischen Gehalt hätten beeinträchtigen sollen. In den Reflexionen liegt gesinnungstüchtiger Geist, der mit der Kraft und Wärme einer fest ausgebildeten Ueberzeugung zur Eintracht und Vaterlandsliebe mahnt; sie sind mit der Macht des Bewußtseins hingestellt, doch zumeist nackt und rauh und in dem nüchternen Tone, der sich gewöhnlich an das reflective Element knüpft. Gemäß dem Ueberwiegen des Classischen in Delavigne's Erinnerung kehren Analogien mit dem Alterthum, mythologische und historische Andeutungen bis auf Götter- und Menschennamen hinunter häufig wieder, ja sie sind oft herbeigezogen. Die Composition ist trotz aller formalen Anstrengungen mangelhaft und trägt den Stempel des langeher Zusammengedachten; die inneren Impulse scheinen eben so oft zu wechseln wie die Metren; das Zusammenhaltende ist weniger das Genie als die Gesinnung. Die Zeit ists, welche auf ihren Schwingen diese ersten „Messéniennes" gehoben; das Vaterland, welches ihnen für die großen Erinnerungen, in denen es sich spiegelte, den Dank abgetragen; die junge Generation, welche in ihnen den Ruhm ihrer Väter und Ahnen gefeiert hat. Es sind nationale Monumente, deren Unebenheiten die Größe des Gegenstandes deckt, die Schatten der Helden schweben schützend über ihren Grabdenkmalen. In Delavigne's Dichtung liegt etwas Festes, Markiges, Entschiedenes, Directes, Schmuckloses bis zum Nackten: sie ist Dichtung des Charakters, genährt an den reichen Quellen der Geschichte. Ihr Ernst geht nicht selten bis zum schneidenden Tadel auf ein egoistisches, zerfahrendes, ideenverlaßnes Geschlecht. — Die Ausführung will jeder Monotonie ausweichen und wechselt (mit nur Einer Ausnahme) aufs Mannigfaltigste, oft fast überraschend, Vers und Strophe, und so erzeugt sich eine dithyrambische Bewegung mit vieler Harmonie. Das Alles sind (eine ausgenommen) Oden im deutschen Sinn. Der reiche und immer überdachte Aufwand von Mitteln — neben dem Wechsel im Strophenbau derjenige der Reime und in Vertheilung der äußerst verschieden langen Verse — fällt gleich dem oberflächlichen Blick auf. Aber das Arrangiren und lange vorbereitete innerliche Verarbeiten und Zusammenstellen hat ihn vollständig von jeder einheitlichen Einfachheit abgebracht; die Kunst ist der Künstlichkeit erlegen; ein gewisses Idealisiren und Haschen nach Fremdem stört

ihm oft die seinen Ideen und Interessen zunächst liegenden Stoffe. In Bildern ist er äußerst sparsam; seine nüchterne Phantasie führt sie ihm nicht zu.

Nur der Franzose kann verkennen, daß neben der Wahrheit und Größe einer nationalen Idee auch viel gekünstelte Declamation unterläuft. So wenig Halt der immer wieder aufgescheuchte Traum von neuen rächenden Siegen Frankreichs über Europa hat, eben so wenig Wahrheit liegt in den anklagenden Ausrufen gegen die Ungerechtigkeit und Barbarei des Feindes. So ist etwas Gemachtes und bis zur hohlen Declamation Hinaufgeschraubtes in der ganzen Ode 2; es fühlt sich zu stark durch, daß die geschichtliche Wahrheit diesen Ansprüchen und Anklagen keinen Grund leiht; mit dem Raub und der Zerstörung, die Delavigne hier den Fremden vorwirft, verhält es sich wie mit den Ansprüchen Frankreichs auf ganz besonderen Kunstsinn und Kunstbedeutung. Es ist eine alte, bis zum Faden wiederholte Manier den deutschen Norden der Barbarei anzuklagen. Haben ja die verbündeten Mächte großmüthig genug Frankreich kaum seinen Kunstraub abgenommen! Eben so ungerechte Klagen enthält Nummer 3 über verletzende und befleckende Verträge: die einfache und klare Geschichte weiß von keinen solchen, und das Bodenlose einer die Wahrheit befangen mißkennenden Anschauung hat auch hier auf hohle Ausrufe geführt. — Das Charakteristische für seine Haltung nach Innen ist, daß er die Vereinigung aller Parteien will unter dem Scepter eines verfassungstreuen Königs. Er ist darin weit mehr Dichter als Politiker und verdeckt in dem Einen Ruf alle Haltlosigkeiten einer Fusion ohne Gepräge; damit gewinnt er allerdings, aber zu wohlfeil, seine bedeutsame Grundidee: Einheit und durch sie Größe Frankreichs. Exclusiv von dem Gefühle der Demüthigung durch die Fremden beherrscht, fordert er das Aufgeben aller Parteistellung und eine allgemeine, einige, nationale Kraft. Die Lilien sind ihm nun einmal das Gouvernement, für welches der Himmel sich ausgesprochen; darum hat sich Jeder unter die Fahne der Bourbons zu schaaren. Louis XVIII. ist ihm der großmüthige König, dessen Charte (le temple de la liberté) die Rechte der Unterthanen bleibend sichere und Volk und Fürst schütze. Außer der constitutionellen Monarchie begreift er Nichts. Bezeichnend für seinen kleinbürgerlichen Begriff von Freiheit ist der Epilog, welcher gegen jede Freiheit protestirt, die in Gewalt-

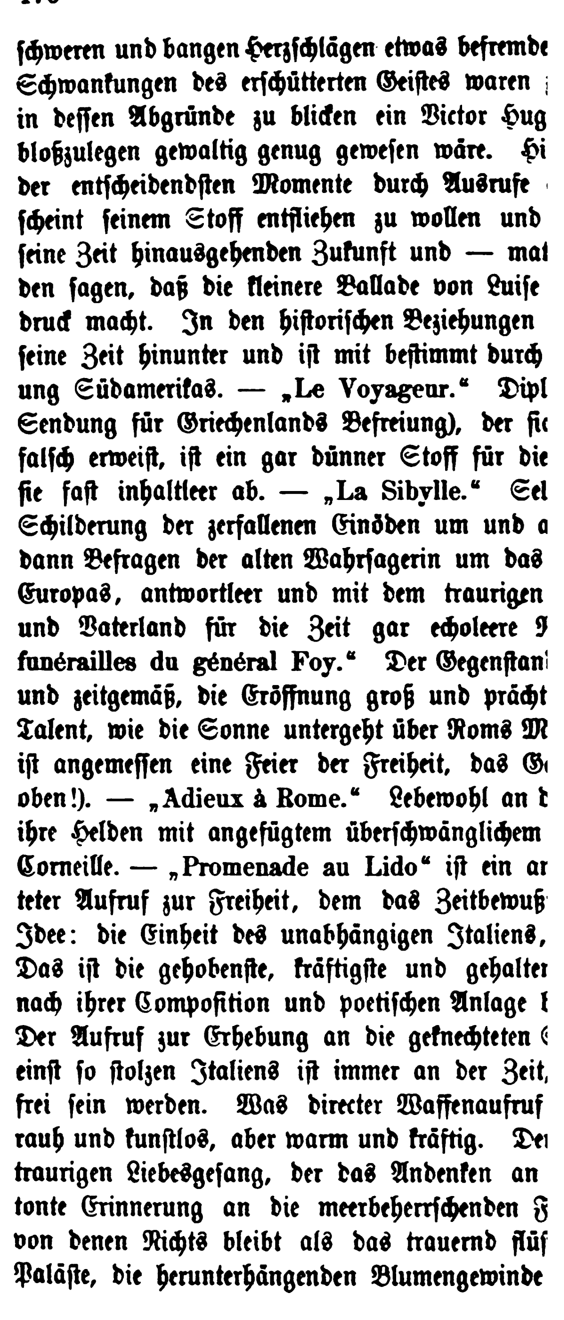
thaten geboren sei oder solchen rufe, und als die wahre diejenige erklärt, welche

> Des pouvoirs balancés entretient l'harmonie,
> Réunit les sujets sous le sceptre des rois etc.

Zu einzelnen Oden: 4 und 5 gehen auf die Jungfrau von Orleans; jene ist die erste, welche ein stolzes poetisches Bild ausführt. Diese bewegt: der Fluch auf die im Namen der Religion der Gnade mordenden Priester, der ironische Hohn auf die einer Waffenlosen trotzenden Krieger, der stolze Muth der Sterbenden neben der Erinnerung an die ländlichen Freuden der Heimath. Und doch will sich das Ganze wieder nicht recht zum einheitlichen Bilde formen. Wie paßt die zwar gerechte, aber disparate Hinweisung auf den Flecken, den ihr Geschick auf die französische Geschichte wirft, und was sollen die ganz subjectiven Schlußzeilen über die Zwecke seiner Dichtung? — 6. „Le jeune diacre ou la Grèce chrétienne." Eine wahrhaft ergreifende Composition; die klagende Begeisterung für die Freiheit nimmt feierliches, ja religiöses Gepräge an, und über dieser christlich-patriotischen Trauer weht biblischer Geist. Die Invocation, die liebend trauernde Vorführung des Ufers von Coron, die Erinnerung an das klagende Volk von Israel, der Mord des Freiheitsfängers und die stumme Klage des gebrochenen Alten: es ist ein sprechend herzbewegendes Bild, der enge Rahmen weiten Trauergeschickes — Völkermord. Dazu passen 8 und 9. Jenes ist eine beredte Freiheitsmahnung mit vielen feinen Zügen: die Gräber der von den Muselmanen Gemordeten, die Ruinen Spartas, die verödeten Ufer des Eurotas, dann die aufstehenden Krieger, der Aufruf an sie und die Natur. 7 führt die Freiheit vor, die Neapel erscheint und dieses mit ganz Italien zum Kampf auffordert; nach seiner Unterdrückung entfliegt sie nach Griechenland. 10. Die vergebliche Reise nach der Freiheit enthält die wichtige Anerkennung von der Unfreiheit der europäischen Staaten. 11. „A Napoléon." Bedeutsam; die hohe Figur ist in den einleitenden Zügen mit umgrenzter Größe und Wahrheit gefaßt, und ebenso sein Geschick zu Ende. Das Visionäre, in antikem Geiste gehalten, legt in die Scene etwas prophetisch Feierliches. 12. „Lord Byron." Beredte Anerkennung seiner Größe, doch treffen manche Züge des Bildes nur halb zu und schlagen nicht mit der Schärfe genialen Blickes durch; den Kreuzpunkt bildet das Ende und die Anrufung für Griechenlands Befreiung.

Die „Messéniennes nouvelles", 1827, stehen mit Ausnahme der letzten viel tiefer und beweisen deutlich, daß seine Mission auf dem Felde der politischen Lyrik mit den ersten ausgefüllt war. Keine hohe Idee, kein Plan, keine Verbindung tritt mehr heraus, dafür end- und zwecklose Apostrophen und Ausrufe und Fragen, nutzlose Anstrengung, Erschöpfung und Emphase, ein Aufgehen im zusammenhangslosen Detail. Hier kehrt fast ausnahmslos die parallelisirende Vermischung und Verquickung wieder von altclassischen Erinnerungen mit den Zuständen der Gegenwart; jene ein Reflex nicht blos der Studien und der Gedankenrichtung des Dichters, sondern auch der Eindrücke von den Oertlichkeiten, wo die Gedichte entstanden sind (Italien). Diese langeher an einander gefügten Gedankenreihen sind (mit Einer Ausnahme) ohne wahre Composition und vollends ohne Poesie. Das liegt schon an dem Weitschichtigen und Vaguen der Objecte, die sich nur da rund abgrenzen und vom Gedanken einzwängen lassen, wo sie von einer großen, den Moment ergreifenden Zeitbeziehung beherrscht sind, und die geht hier völlig ab. Aber auch wo sie sich fände, hat Delavigne sie nicht zu ergreifen und zu formen gewußt. Ist ihm ja nicht einmal gelungen dem gefeierten freien Helden, seinem Geistesverwandten und Mitstreiter, dem General Foy, in den „Funérailles" ein würdiges Monument zu setzen! Auch da ist die gleiche Zerstückelung. So tritt hier der Arrangeur noch weit mehr hervor; Nichts ist aus der Begeisterung des Augenblicks herausgesprungen, darum bewegt er auch nicht.

Die einzelnen Gesänge: „Le départ" weckt das Gefühl des Grundlosen. Was soll das mit Pomp ausgestellte Lebewohl eines einfachen Reisenden an sein Land in Zeiten, die aller Erhebung und nationalen Kraft entbehren? Die alten geschichtlichen Erinnerungen sind wie auf leeren Grund gezeichnet und die Ausrufungen bedeutungslos. — „Trois jours de Christophe Colomb." Durch die Größe des Stoffes getragen, doch ohne ihr zu entsprechen, ist die langathmige Ode ungleich; der Anfang hat Etwas von der Hoheit des kühn denkenden Schiffers und von der trauernden Unendlichkeit der Tod drohenden Meere; aber Kraft und Größe gehen im Verlaufe mehr und mehr verloren. Sie umgeht die psychologischen Tiefen und ersetzt ihr Bild, das seiner Durchdringung schwer zugänglich ist, durch äußere Dinge; dahin gehören das zwar passende und analoge aber doch herbeigezogene Exemplificiren mit Galiläi, dahin der weit entwickelte Traum, der nach den



schweren und bangen Herzschlägen etwas befremde
Schwankungen des erschütterten Geistes waren ;
in dessen Abgründe zu blicken ein Victor Hug
bloßzulegen gewaltig genug gewesen wäre. Hi
der entscheidendsten Momente durch Ausrufe
scheint seinem Stoff entfliehen zu wollen und
seine Zeit hinausgehenden Zukunft und — ma
den sagen, daß die kleinere Ballade von Luise
druck macht. In den historischen Beziehungen
seine Zeit hinunter und ist mit bestimmt durch
ung Südamerikas. — „Le Voyageur." Dipl
Sendung für Griechenlands Befreiung), der si
falsch erweist, ist ein gar dünner Stoff für die
sie fast inhaltleer ab. — „La Sibylle." Sel
Schilderung der zerfallenen Einöden um und a
dann Befragen der alten Wahrsagerin um das
Europas, antwortleer und mit dem traurigen
und Vaterland für die Zeit gar echoleere 9
funérailles du général Foy." Der Gegenstan
und zeitgemäß, die Eröffnung groß und prächt
Talent, wie die Sonne untergeht über Roms M
ist angemessen eine Feier der Freiheit, das G
oben!). — „Adieux à Rome." Lebewohl an d
ihre Helden mit angefügtem überschwänglichem
Corneille. — „Promenade au Lido" ist ein ar
teter Aufruf zur Freiheit, dem das Zeitbewuß
Idee: die Einheit des unabhängigen Italiens,
Das ist die gehobenste, kräftigste und gehalte
nach ihrer Composition und poetischen Anlage
Der Aufruf zur Erhebung an die geknechteten
einst so stolzen Italiens ist immer an der Zeit,
frei sein werden. Was directer Waffenaufruf
rauh und kunstlos, aber warm und kräftig. De
traurigen Liebesgesang, der das Andenken an
tonte Erinnerung an die meerbeherrschenden F
von denen Nichts bleibt als das trauernd flüs
Paläste, die herunterhängenden Blumengewinde

auf die alten, die einzigen Helden von Stein; die Mahnung an das Beispiel des aufgestandenen Griechenlands, dem Venedig seine Schiffe senden und mit fremden die eigne Freiheit erstreiten möge; die Rückkehr auf den sklavischen Schlaf des Volkes und die Trauermelodie des Gondoliers: das ist der Gang der trefflichen Composition. Das einfache, schon an sich Klage einschließende Zusammenstimmen der hohen Gedanken über das wechselschwere Geschick der stolzen Stadt mit dem Trauergesange des Gondoliers, worauf der Dichter zurückkommt, hat etwas Bewegendes. Das ist Poesie, gefühlt und ergriffen. Die Ode nimmt directen Bezug auf Byron; siehe dessen „Ode to Venice“. Byron bewegt sich, ganz nach seiner Natur, in heftigeren, zürnenden Apostrophen; es sind die Donner der Beredsamkeit des Zornes, zum Theil in Bildern, die schwer und schlagend treffen und erschüttern. Auch hier verliert er sich nach seiner trübe sehenden Weise in Betrachtungen über die Zwecklosigkeit des Ganges der menschlichen Geschichte und in düstere Prophezeiungen für die Schweiz und ihre Freiheitshorte. Sehr bedeutend ist die kühne Weite seiner Anschauung, welche vollbewußt die Freiheit nur in der Republik schaut, gegenüber den monarchisch bestimmten Schranken der Ansicht bei den französischen Schriftstellern. Kraft und Frische stellen die Byron'sche Ode über die von Delavigne, welche dagegen nach Kunst und poetischer Gestaltung höher steht.

Delavigne's politische Dichtung leidet häufig an Härten und Geschmacklosigkeiten; hart und nackt ist sie oft gerade da, wo sein Sinn am erregtesten eingreift, so in den Aufrufen zur Freiheit, ein Fehler, den er hierin wenigstens durch Kraft und Wärme ersetzt. Er ist unbedingt frei, so weit nämlich seine Vorstellung von Freiheit reicht, immer gleich und spricht sich ohne einen der Rückhalte aus, denen wir bei Lamartine und Victor Hugo begegnen; das scheint bei ihm Verdienst der classisch gezogenen Denkweise.

Um Delavigne als Lustspieldichter zu beurtheilen, genügt ein Blick auf sein spätestes, seinerzeit viel genanntes und sogar gefeiertes Stück „La popularité“. Wie das Stück, dessen einziger charakteristischer Grundzug die Langeweile ist, überhaupt Lustspiel heißen darf, ist räthselhaft; es ist eine höchst prosaische Wahlumtriebsgeschichte aus dem englischen Staatsleben, peinlich langsam durch ihre mit John Bull'scher Geduld und Regelmäßigkeit ablaufenden Stadien hindurch begleitet; auch als Intriguenstück ist es unausstehlich fad. Es will den ganz

richtigen Satz verkünden, wie die Stimme des Volkes voll unzuverlässigen Wankelmuthes und die Volksthümlichkeit eine Metze sei, die heute den mit „huées" lohnt, dem sie gestern „Vivat" rief; darum sei die einzig würdige Staatskunst die der Selbstbestimmung, gestützt auf loyalen Sinn. Das ganze Stück ist eben so farblos, als es die Julis-regierung war, moderirt conservativ. Von künstlerischer Entwicklung ist trotz der gerühmten Correctheit keine Spur. — Delavigne ist auch sonst in seinen komischen Motiven nicht glücklich und trifft keine von Bedeutung. Wie soll man sich in „Don Juan d'Autriche" jene finsteren, stolzen politischen Figuren eines Philipp II., Karl V. und Don Juan als Leiter eines Intriguenstückes vorstellen, das sich um die Liebe zu einer schönen Jüdin dreht? Philipp II. als Verliebter! Was wird da mit der historischen Wahrheit angefangen? Der Ausgang reißt unbefriedigt ab. Um Nichts besser sind „Les Comédiens". „L'école des vieillards" hat wenigstens unschuldige und recht vergnüglich anziehende Komik. Hier spielt die seinem Talente natürlichste Munterkeit und Lustigkeit mit.

Als Tragöde verhält er sich in den einzelnen Stücken verschieden, doch steht er im Ganzen immerhin höher als im Lustspiel, zu dem er wenig angethan ist. Das älteste Trauerspiel „Les vêpres Siciliennes", von 1819, ist völlig aus der alten Schule Corneille's und bietet der Kritik die springendsten Schwächen. Das Andenken an die römische Geschichte spielt da immer und ganz disparat in diese modernisirte Welt hinein, die sich einen Anstrich römischen Geistes geben möchte; aber Nichts ist ganz, Nichts in Einklang, am allerwenigsten die Charaktere, und nach der Seite hat kaum ein Stück aus der romantischen Schule größere Ungleichheiten aufzuweisen. Durchs Ganze geht das wunderliche Widerspiel von classisch sein wollender Ruhe in den Erschütterungen des Lebens, von pflichtgetreuer Aufopferung, von jener Festigkeit, die thatkräftigen und in sich einigen Charakteren zukommt, mit ewigen und immer wieder in neuen Situationen wiederkehrenden Zwiespalten des Inneren, mit Conflicten, die ganz modernen und sentimentalen Charakter annehmen, mit Halbheiten und Schwachheiten, die weder Geschichte noch Kunst ungerügt dürfen hingehen lassen. Jene gesuchte Erhebung aber in ihrem hochclassischen Ton und mit den feierlichen Sentenzen ist eine geschraubte, die Gefühle sind calculirt, die Personen überreden zu viel sich selber. Ganz der alten Schule gemäß kehren auch jene Vertrauten wieder, die zu nutzlosen Auseinandersetzungen und

Enthüllungen der Dinge verwendet werden, welche entweder nur geheim im Inneren sich durcharbeiten sollten oder die der Dichter anderswie darzustellen kein Geschick hatte. Der Mangel an ausgeprägten oder sich gleich bleibenden Charakteren hat zwei fatale Folgen: Einmal führt er dazu, daß Conflicte verwandter Art sich fortwährend wiederholen; jedesmal streitet sich eine strenge Pflicht mit Gefühlen, die der Dichter zum Theil ganz unnatürlich sich hat zur Macht entwickeln, ja bis zur unausstehlichen Schwäche und dem Verrathe gehen lassen, und dieses Wiederkehren von analogen, in störenden Conflicten ausgehenden Scenerien macht den Eindruck der Ohnmacht in den Springfedern der Entwicklung und erzeugt monotonen Gang. Folgt die zweite, ebenso ungenügende Seite: Indem der Charakter des Hauptthelden (Procida) selber an Unsicherheit und schwankender Willenskraft leidet, indem das Stück nun einmal auf den Punkt hinausgeführt wird, daß die freiwillige Entdeckung der ganzen Verschwörung in Aussicht steht, zieht diese Kleinlichkeit der Personen die Katastrophe selbst aus ihrer Höhe herab, so daß sie ihrer historischen Bedeutung nicht mehr eben steht. Der einzige ganze Mann, nach allen Seiten ein mittelalterlicher Ritter, ist Montfort; in ihm hat Delavigne den chevaleresken Franzosen mit voller Treue gemalt. — Conflicte: In Procida, der es doch nicht dazu bringt der sicilianische Brutus zu sein, Vaterlands- und Sohnesliebe. In Loredan Liebe zu Vater und Vaterland, die sich streiten mit der Freundespflicht und den persönlichen Neigungen. In Amélie das gegebene Wort und die Pflicht der Blutrache, von der Liebe zum Feind ihres Geschlechtes und Landes bis zum Verrath aus dem Herzen verdrängt. Diese zwei Personen sind wahrhaft erbärmlich. Loredan entzweit und versöhnt sich wieder mit dem Gouverneur, schwört ihn zu tödten, waffnet ihn hernach selber, giebt ihm darauf im losgebrochenen Morden mit eigner Hand den Todesstreich, stürzt ihm reuevoll zu Füßen und ersticht sich. Amélie schwankt fort und fort in den widerlichsten Krisen: sie verräth Land und Verlobten, sucht dann seine Versöhnung nach und liebt seinen Feind fort; ihre Schwäche bringt es aber schließlich nicht weiter als bis zu einer Ohnmacht. Es ist wirklich interessant, wie Beiden alle bis zum Verbrechen gehenden Erbärmlichkeiten immer wieder großmüthig verziehen werden.

„Le Paria" ist ein langweilig rationalistisches Stück ohne besonderes Interesse oder Erhebung, die bleichfarbige Darlegung eines

allgemeinen Satzes: die Rivalität zwischen dem herrschsüchtigen Priestergeist und der aufstrebenden weltlichen Macht und der verdammende Haß gegen Alles, was ihre für heilig ausgegebenen Herrschergelüste bedroht. Der Paria und der Bramine sind hiefür ganz zufällige Repräsentanten; das Stück, und das ist einer der schwächsten Umstände, hat absolut keine Localfarbe; wäre es nicht gesagt, kein Zug würde beweisen, daß wir in Hindostan sind. Das ist eben der leidige Charakter jener Stücke, die ausschließlich in einem philosophischen Satze begründet sind und mit aller Bestimmtheit in Ort und Zeit auch zugleich die Poesie aufgeben; Personen, Situationen und Oertlichkeiten werden gleich bleiche Abstractionen. Der Chor ist müßige Zuthat; auch seine lyrischen Partien entbehren der poetischen Kraft. Ein rührendes Moment ist das bis in den Tod treue Freundschaftsband der zwei unglücklichen Opfer. Ob aber die Bramanentochter, die sich unruhvoll und in sich getheilt erst dem Paria ergiebt, dann ihn steinigen läßt, ohne daß man weiß, was sie zu handeln verhindert, und hernach doch mit dem Vater des gerichteten ehrgeizigen Helden das Elend der verworfenen Kaste theilen will, eine gelungene Gestalt ist?

„Marino Falieri" ist gründlich verfehlt und aus der Tragik Byrons förmlich in die sentimental-romantische Lächerlichkeit herabgesetzt, die Scenen wie die Personen. — Eben so schwach, aus verschiedenen vorausgegangenen Darstellungen zusammengeflickt und ins Fratzenhafte verzerrt ist „Louis XI."; das Ende des feigen Tyrannen, höchstens zu einer pathologischen Erhebung tauglich, ist ohnehin keiner dramatischen Gestaltung fähig.

Höher als beide stehen „Les enfants d'Edouard". Das Stück wirkt mit dem furchtbaren Ernste der Geschichte, der es treu auf dem Fuße folgt. Der Rahmen, nicht gerade weit, hat zu Grenzen einerseits das Spielen und Denken eines liebenswürdigen und frühreifen Königskindes, anderseits die berechnende Tigergrausamkeit des Usurpators, und in seinem Centrum steht die heftig bangende Liebe des Mutterherzens. Es ist eine feine Beschränkung, daß Richard, der alles Menschliche ausgezogen und an den Dämon der Herrschsucht geopfert hat, möglichst wenig vornhin gestellt und in seiner bloßgelegten teuflischen Natur eigentlich erst im Schlußmoment unwiderruflich aufgedeckt wird; eben so, daß ihm zur Seite jene in der unübertrefflichen Scene 3 Act 2 so furchtbar keck sich abhebende Gestalt eines Tyrrell steht, die

eben doch durch Ein Gefühl noch Mensch bleibt, ein Wesen, das wir begreifen können. Der Autor versteht durch frappante Annäherungen zu bewegen, so in dem bedeutungsvollen Traumbilde, so vor Allem am Schluß, wo das mit dem erstarrenden Wort: „Achevez“ beschlossene tragische Ende mit dem Momente zusammenfällt, wo draußen eben das Lied der nationalen Lust und Hoffnung spielt: „God save the king“. Die Charaktere entrollen sich einfach und bestimmt; die Handlung läuft rasch und sicher ab, geleitet durch geschichtlich gefestete und ernst durchgefühlte Bestimmtheit.

Delavigne wirkt am angemessensten, wo er an der antiken Strenge und Keuschheit festhält und alle Theaterkunst und Declamation meidet. Da ist seine Sprache oft stoisch kurz und mäßig, und doch ergreift sie mit ihrer strengen Wahrheit, wofern ihr nämlich die Poesie überhaupt aufgegangen. Er hat allerdings eine Wandlung durchlaufen vom classischen Elemente zum romantischen hinüber, doch ist sie keineswegs constant und hängt eigentlich nur an dem Ringen um Beibehaltung der Gunst des Volkes. In seinem dreißigsten Jahre ist er bereits von der Woge der Popularität getragen. Von da an (italienische Reise) will er in veränderter Manier sich mehr der Natur nähern, erfaßt aber die Realität nicht und verfällt in ein romantisches Idealisiren, das ihm doch nicht steht und geht.

Wenn es in Delavigne das Geschick seiner Nation war, das den Dichter hervorrief, so in den zwei Nächsten der Geist und die Strömung der Restauration, wenn auch nur nach ihrer Einen Richtung und so, daß sie Beide neben ihm ihre besondere Individualität wahrten.

## Alphonse de Lamartine.

Lamartine, 1790 oder 92 (die Angaben schwanken) zu Mâcon geboren, in voller Zurückgezogenheit unter den Augen einer ausgezeichneten und innig geliebten Mutter, deren Bild er ist, auf einem Landgute zu Milly aufgezogen, dann zu Belley von den „Vätern“ des Glaubens unterrichtet, lebt 1809 in Lyon, macht 1810 und 11 eine erste Reise nach Italien. Vor den Hundert Tagen dient er dem Königthum, nach denselben zieht er sich, bereits von den liberalen Ideen angesteckt, zurück. Eine gefeierte Liebe, der Tod der Geliebten, schwere Krankheit des Dichters und die Rückkehr zu dem alten Glauben gehenden „Méditations poétiques“ von 1820

voraus, ein ungeheurer Ruf folgt ihnen sogleich. Lamartine gewinnt ein reiches Erbe und eine ergebene Gattin. Von da an ist sein Leben mehr und mehr bekannt und bedeutend, und er selber hat mit allen Mitteln das Seine dafür gethan (man sehe a. A. über dasselbe seine Histoire de la révolution de 1848, I, 51 ff.). — Nach 1830 haben der Politiker und der Weltmann in ihm zusehends den Dichter zersetzt und aufgezehrt.

Vor allem Anderen mag ein weites Bild von Sainte-Beuve den Gang dieses Dichters geleiten. Sainte-Beuve sagt: „Lamartine avait d'abord une nacelle; il l'abritait, il la ramenait au rivage; il en détachait l'anneau par oubli; il s'y balançait tout le jour, au gré de la vague amoureuse, le long d'un golfe bordé de myrtes et d'amandiers. Bien des fois, sans doute, bercé nonchalamment, il regardait le ciel, et sa pensée planait dans l'abîme d'azur; mais on avait là toujours à deux pas la terre, les fleurs, le bosquet du rivage, le phare allumé de l'amante. Puis la nacelle est devenue une barque plus hardie, plus confiante aux étoiles et aux larges eaux. Le rivage s'est éloigné et a blanchi à l'horizon; mais de la rade on y revenait encore, on y recueillait encore de tendres ou cruels vestiges, on y voyait à chaque approche comme plusieurs phares scintillants qui vous appelaient: c'était trop s'éloigner ou trop souvent revenir. La barque a fait place au vaisseau. Ç'a été la haute mer cette fois, le départ majestueux et irrévocable. Plus de rivage qu'au hasard, çà et là, et en passant, les cieux, rien que les cieux et la plaine sans bornes d'un Océan Pacifique. Le bon Océan sommeille par intervalles; il y a de longs jours, des calmes monotones; on ne sait pas bien si l'on avance. Mais quelle splendeur, même alors, au poli de cette surface; quelle succession de tableaux à chaque heure des jours et des nuits! quelle variété miraculeuse au sein de la monotonie apparente! et à la moindre émotion, quel ébranlement redoublé de lames puissantes et douces, gigantesques, mais belles; et surtout, et toujours, l'infini dans tous les sens, profundum, altitudo! — Le style et le nombre ont suivi sans peine et se sont tenus au niveau. Le rhythme a serré davantage la pensée; des mouvements plus précis et plus vastes l'ont lancée à des buts certains; elle s'est multipliée à travers des images non moins naturelles et souvent plus neuves".

In Lamartine ist vor Allem und zuerst der Dichter lebendig geworden, der sich keinem anderen Gefühl, keiner anderen Lebensrichtung, nicht einmal der Liebe, unterordnet; das ist die schöne und kurze Zeit der Blüthe seiner Lyrik, deren Glanzpunkt schon 1830 mit den „Harmonies“ erreicht ist. Hier und in den kurz vorausgegangenen „Méditations“ giebt er die von der sympathetisch entgegenkommenden Zeit begeistert aufgenommene Poesie des ursprünglichen Christenthums, das constante und glänzende Symbol einer zarten und jugendfrischen Seele, die ihre morgendlichen, meist auch vom Morgen eingegebenen Harmonien aushaucht. Dabei ist er wesentlich nur aus sich selber, daneben aus Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand hervorgewachsen und von Madame de Staël und Byron zumal in den ersten Productionen bestimmt; von diesem unterscheidet er sich aber gleich von vornherein dadurch, daß in ihm der Mensch von ruhiger und klarer Seele immer den Dichter beherrscht und zügelt. Dagegen giebt sich der Einfluß jener Dichterfürsten kund in der tief versunkenen Träumerei der Einsamkeit, deren Unendliches sich in jenen melancholisch ausgestreckten, langen Perioden mit majestätischem Bilderreichthum auslebt, wie sie dieser subjectiven Poesie eigen und von ihr geschaffen sind. — Lamartine breitet sich mehr und mehr, heraustretend aus der stillen, häuslichen, herzlichen, religiös volksthümlichen Nähe, übers Unendliche aus und wächst mit dem eigenen Horizont und den poetischen Ideen groß. Mit dieser Erweiterung gehen Styl, Rhythmus und Bilderreichthum Hand in Hand. Der Royalismus, in dessen Treue er ebenfalls aufgezogen war und den er neben der Religion feierte, verknüpfte sich ihm bald mit liberal-constitutionellen Gedanken, die zwar noch wenig weit gingen, und schon 1814 verfaßte er in diesem Sinn sogar eine politische Broschüre, die aber keinen Drucker fand.

Mit den „Méditations“, 1828, erster Band schon 1820, und den „Harmonies poétiques et religieuses“, 1830, kann man füglich den berühmten Lyriker als solchen abgeschlossen erklären, denn was von ihm auf diesem Felde weiter folgt, ist Weniges und bezeichnet blos eine abgeschwächte Variation der früheren Klänge, so die „Recueillements“, 1838, oder erreicht die alte Kraft nur noch an einzelnen Stellen, so das lyrisch-epische Idyll „Jocelyn“, 1836.

Es sei dem Verfasser gestattet, das Bild des glänzenden Dichters den wenig umgeformten, aber stark verkürzten und ziemlich nachgebun-

kelten Strichen zu entnehmen, die er vor zehn Jahren in seiner kritischen Erstlingsschrift: „Victor Hugo, Lamartine und die französische Lyrik“ niederlegte.

Lamartine ist der Dichter der Restauration nach der Einen Seite ihres Verlaufes, derjenige, der ihr in seiner Entwicklung folgt bis an den Untergang, der mit diesem in seiner vollen Ausbildung und Höhe steht und nach ihm rasch selber abfällt, aufgestiegen als Stern, niedergesunken als Meteor. Der Politik fremd bleibend, vertritt er in allgemeinster Weise die religiöse Seite dieser Zeit, wie sie namentlich das Leben der höheren Gesellschaft durchzog. Und wie die Restauration mehr und mehr kirchlich-hierarchisch, so wird Lamartine in steigendem Maße christlich-religiös; er geht auch hierin der periodischen Entfaltung seiner Zeit parallel und steht auf seinem Feld am reinsten gerade für die späteren Jahre, die Restauration in ihrer vollen Blüthe bis zum raschen Abbruch. Jedoch unterliegt diese Bestimmung einer Modification: Lamartine, die reine Dichterseele, vertritt das durchaus Universelle des Christenthums, das er als die ewige Wahrheit in seiner Geltung und Weihe für Alle nimmt; die specifisch kirchliche Seite berührt ihn nicht: Alles, was an den Tendenzen der Congregation weltlich, unwahr und gemacht erscheint, liegt fernab von seiner Straße; die Streitfragen und Einseitigkeiten der Schule und des Dogmas, alle Verweltlichung und Veräußerlichung stößt seinen Sinn ab; er ist Christ in der höchsten Allgemeinheit und stellt nur die reinste Blüthe dieser Zeitrichtung dar. Wer aber darum läugnen wollte, daß er durch und durch von dem Geiste der Restauration bestimmt und wiederum ihn bestimmend sei, der setzt die parallele Entfaltung dieses Geistes in der Zeit und dem Dichter, der setzt das gesellschaftliche Leben und seine Einwirkung außer Acht.

Die „Méditations poétiques“ sind Elegien auf das mit der Geliebten zu Grabe getragene Jugendglück, die Klänge einer mehrsaitigen Leyer, die sich zur Harmonie stimmt, Liebe und Gott die Grundtöne; das Gemüth des Dichters steht unter ihrem doppelten Einfluß. Noch ist er nicht der völlig in Gott beruhigte Sänger der unendlichen Liebe, noch schwankt sein Herz in dem Schmerze der dahingegangenen irdischen, noch theilt es sich heftig bewegt zwischen Himmel und Erde, und die trauernde Erinnerung ist das Bestimmende. Was in den „Harmonies“ der Blick über das Grab hinaus zu werden bestimmt war, das ist

hier der Blick aufs Grab. Die „Méditations“ stehen unter dem drückenden Gefühl eines dem Herzen unersetzbar erscheinenden Verlustes; der Begriff dieses Gefühles ist die Oede, die méditation wesentlich sein Ausdruck. Aber wie sein Gemüth die hoffnungslose Leere nicht erträgt, so geht auch dieser Schmerz versöhnend, hoffend in den Hinblick auf jenseitigen Trost über, und so beruhigt er sich wieder; der Ausgang seiner Klagelieder ist versöhnt, und das Gefühl wogt aus wie die schwingende Glocke. — So ist denn das fast exclusive Object die menschliche Seele, vorgestellt durch die des Dichters, mit ihren stillen Gedanken, ihren himmelanstrebenden Gefühlen, den räthselvollen Fragen, den erbleichten Hoffnungen und gleichwohl immer wieder mit dem getrösteten Aufblicke zu einer ewig waltenden Macht, in deren Schooß, als ihr Vaterland, die Seele einst aufsteigen wird. Es sind für die Jugend des Dichters schwere Gedanken, ernste Fragen und trübe Gefühle; überraschend früh tritt auch das unablässige Hinwenden auf die Welt des Inneren ein. Mit einer dem Grab abgelauschten Beengung und Theilnahme des Herzens, mit einem fast finsteren Ernste, der gerade die noch nicht überwundenen Prüfungen banger Zweifel einschließt, frägt er, so nach Oben wie nach Innen schauend, nach der Bestimmung des Menschen, der Weltregierung Gottes, der Erkennbarkeit des ewig Wahren, der Bedeutung eines unerschütterten Glaubens, der Unsterblichkeit der Seele. So gestaltet sich in seinem Gemüthe der Schmerz schwerer Wechsel und herber Verluste und weist auf früh schon abgelaufene Stadien hin. Die Scenen von Tod und Vergehen, die Gefühle des Erlöschens von Genie und Geist, der unbefriedigten Abmattung sind mit einer trüben Einseitigkeit die vertrauten Gespielen der „Méditations“; man glaubt die frisch aufgegriffenen Eindrücke eines neu gegrabenen Grabes wiederzufinden. Doch was im Einzelnen Grabesnacht, das wird im Ganzen Auferstehungsruhe; in Gott ist Alles gut. — Noch hat Lamartine zu viel von der überkommenen Reflexionsdichtung, die ihn überall beschleicht, wenn das warme Gefühl ermattet. So strecken sich denn auch diese Reflexionen, weniger sentenziös als beschaulich, Reihe an Reihe in unbestimmte Weiten aus, als sollte ihr Umfang der Unsicherheit ihrer Resultate auf dem Gebiete der alten unlösbaren Fragen gleichkommen. Beides, Formen und Ideen, so ist ihre Natur, behalten immer gleicherweis etwas Fragmentarisches. Schon der zweite Band, der sich in wachsenden Dimensionen

über weitere Regionen verbreitet, ist weniger gut componirt, weniger vollendet und unbestimmter, mit mehr Breite und allerdings friedlicherem Ausblick, aber minderer Befriedigung im Ganzen. Vollends der dritte Band aber zeigt eine rasch gesteigerte Abnahme der poetischen Kraft und Frische; es sind zumeist schwache Nachklänge der Gefühle, deren Ausdruck bereits ganz erschöpft ist, und so begleiten sie eine sich auslebende und kaum mehr das Gemüth beherrschende Gefühlsrichtung. Die mit Band 2 eingetretenen Fragmente mehren sich, die Epistel und das beschreibend lehrhafte Gedicht füllen den Rahmen aus.

Die „Méditations" gestatten kaum eine Ahnung von dem Reichthum und der Vollendung des äußeren Baues, den die „Harmonies" darstellen; sie sind äußerst einfach, ja einförmig gebaut, entweder strophenlos ablaufend oder in kunstlosen Strophen. Dieselbe Weise herrscht im Versbau und Reimwechsel. Wo hier schon der Strophenwechsel im Inneren eintritt, da bezeichnet er eher einen Mangel; er ist die äußere Darstellung des Unsicheren in den Conceptionen, die so oft ohne starke Grundidee nach den momentanen Eingebungen fortlaufen. Das Beispiel entnimmt er zumeist dem biblischen Leben und offenbart damit die überwiegende Gedankenrichtung. Ein reges Leben der Phantasie verkörpert zwar nicht — das ist nicht Lamartine's Sache und am allerwenigsten die seiner Stoffe; aber es lebt sich aus in einem blühenden Reichthum an Bildern. Eben weil das Gestalten ihr fehlt, wirft sich die Phantasie mit aller Gewalt des vergleichenden Anschauens auf das Bild, und so wird dieses entscheidend für die Beurtheilung der Kraft und Weite seines poetischen Vorstellens. Es ist darin der äußere Glanz, der überwiegt, die Anschauung, die Gestalt und Farbe annimmt. Nach dieser Seite ist Lamartine schon in den „Méditations" vollständig ausgebildet; sie sind eben so bilderreich wie die „Harmonies". Bald ists das einfache kleine Bild, bald tritt Häufung ein, bald erweitert es sich zum Gleichnisse, das ein großer und leuchtender Bau werden kann.

Wozu die „Méditations" die Vorbereitung, dazu bilden die „Harmonies" die Vollendung; jene sind die Leyer, diese die Harfe, jene tonreicher, diese klangvoller; es ist in den „Harmonies" wie in der Seele, der sie entsprungen, nur noch Ein Ton, der darum in seltener Fülle ausklingt. An poetischer Vollendung stehen die ersten „Méditations" mit der Jugendfrische und Kraft ihres Gefühles kaum unter

den „Harmonies“, die bereits die Mittagshöhe des Lebensgefühles darstellen; künstlerisch aber stehen sie nach an Größe der Composition und Vollkommenheit des äußeren Baues. Entstanden in den zwanziger Jahren, vornehmlich den späteren, sind die ersten „Harmonies“ den letzten „Méditations“ gleichzeitig; jene bezeichnen, zumal für das Gemüthsleben des Dichters, nichts weiter als die abgeklärte und vollendende Fortsetzung zu jenen. Auch bei ihnen kaum eine Aenderung, nur vollendete Reife der Beziehung zur Zeit; der Dichter der „Harmonies“ vollends ist der Sänger der christlich-religiösen Restauration nach ihrer wahren und inneren Seite.

Die „Harmonies“ sind Hymnen im Geiste der Psalmen Davids, gläubig wie des Volkes Geist, einfach wie des Volkes Lallen, zutraulich wie des frommen Pilgers Gebet. Die umschriebene Scenerie und individuelle Eigenheit sind fast ganz verschwunden; es ist eine allgemeine Stimme, die für alle christlichen Seelen singt und bittet. Es ist weder Doctrin noch Frage noch Untersuchung über einen Begriff: die Anrufung strömt über die Lippe, wann und wie das Herz sie fühlt, in aller unschuldigen, fast unbewußten Reinheit. Ihr ausschließlicher Gegenstand ist Gott, der Gott Aller, der persönliche Gott der geoffenbarten Religion; ihr Leben das selige Versenken in seine Vatergüte und Schöpferweisheit; ihre Größe die Wahrheit und Treue im Ausdruck dieser Stimmung. Gott, der Einzige, der All-Eine, das ist das Schlußwort des Weltalls. Ihn sucht und fühlt Lamartine in Himmel und Erde: im Strahle des Morgens, im Flüstern des Waldes, im Duften der Blume, im Schimmern des Sternes, immer und überall; und es ist weniger der Gott des Sturmes; der das Morgenroth heraufführt, der die Frühlingsblume kleidet, der im Windessäuseln spricht, der ists. In tausendfachen Variationen des Ausdrucks kehrt beherrschend und bebend der Gedanke des Unendlichen wieder. Das gläubige, dankesselige, vertrauende Aufschauen zum Allmächtigen, Allgütigen, Allgegenwärtigen, dessen Offenbarung das Weltall, dessen Reflex die Seele ist, bildet die vollkommene Einheit des Gemüthes und der Dichtung. Wirft er ja in dieser gottseligen Stimmung seiner Muse vor, daß sie einmal dem Irdischen gesungen habe. Christus ist der versöhnende, Mensch gewordene Gott. Der Mensch ist ein Nichts vor der Gottheit, ein verschwimmendes Atom im Meere der Schöpfung, klein und ephemer vor ihren Geburten; aber dieses Nichts steht unter

dem besonderen Schutze Gottes, zu dem es in seinen Gedanken aufsteigt; der Geist, zur Anbetung fähig, hebt weit über die unbewußte Welt, über den Stern des Himmels hinaus. So sind die religiösen Vorstellungen Lamartine's, soweit sie der Ausdruck eines frag- und zweifellosen Glaubens, vollständig diejenigen der im Neuen Testamente geoffenbarten Religion der Liebe, das ursprüngliche Evangelium. Was im Aufblicke zu der allbestimmenden Hoheit des Gottes der Unendlichkeit staunende Anbetung, das wird im Anschauen seiner Vatergüte ergebungsfreudiges Vertrauen; die beiden Gefühle fließen unmittelbar in einander und bilden den Strom, über dessen Wellen die Harfe lauter und voller klingt. Lamartine führt seine Seele mit unermüdlicher, in Gott liebeseliger Sangeslust, deren kräftiger, ekstatisch begeisterter Ausdruck das prächtig erhabene „Encore un hymne“ ist, immer wieder zu ihrem frischen Quell zurück. — Eine so ausgesprochene Stimmung konnte sich unmöglich indifferent zur Zeit im Allgemeinen verhalten und mußte mit dem Geiste der Negation in Widerspruch kommen. Obschon nun das Tendenziöse durch die anbetende Stimmung glücklich zurückgedrängt ist, so schreitet Lamartine doch verletzt zur Klage und Anklage auf den Unglauben der Zeit. Man möchte meinen, durch manche dieser Zeilen ginge bereits das Wehen der Julirevolution. Wahrheit und Declamation kreuzen sich dabei dicht. Die Züge auf die Zeit sind einseitig schroff, die Prophezeiungen unsicher, schwankend, musikalische Träumerei, die mit dem Windhauch ihren Tongehalt wechselt.

Der Charakter der „Harmonies“ mußte ein so durchaus einheitlicher und gleicher werden, daß es mit wenigen Ausnahmen schwer hält, für die einzelnen Dichtungen besondere Züge herauszufinden. Selbst einzelne Ideen und Sentenzen, einzelne Bilder, die als besonders markirte Punkte heraustraten, sind selten; die allgemeine Färbung einer morgenrothen Frühlingslandschaft scheint bis auf die Formen die Objecte in ihren verschwimmenden Lichtglanz aufzulösen. Selten hat ein Name treuer das Wesen getroffen als hier die Bezeichnung „Harmonies“; selten hat sich eine Idee beherrschender und voller ausgesprochen. Diese Gesänge sind Harmonien nach ihrer inneren Seite, sofern sie die vollkommen ruhige, man möchte sagen musikalische Geisteseinheit darstellen, die sich im Centrum der Einen Gottesidee abschließt; es ist der ganze Mensch, der sich hier einheitlich auslebt,

die ganze Seele, die ihren Gesang ausströmt. Sie sind Harmonien nach Außen, sofern der ganze Bau, der Ausdruck, die Zusammensetzung des Satzes und der Strophe, der Wechsel der Rhythmen und Reime eine sangartige und klangvolle Harmonie erzeugen, den Widerschein jener inneren; das Singen des Herzens ist zu dem des Mundes geworden; es ist die erweiterte Sphärenmusik der Alten. Lamartine ist sich des Harmonischen, das er liebend in sich trägt, das er im Weltall wiederfindet und feiert, wohl bewußt. Als directer Gefühlsausdruck haben diese Gesänge zum Träger eine überwiegend individuelle Welt, deren Wesen es aber ist, sich zum Ausdrucke des Ganzen zu machen. Immer stehen der Dichter und sein Gemüth im Vordergrunde; Natur und Geist geben sich nur, wie und als was sie in ihm sich widerspiegeln; aber die grundbestimmende Wesenheit und Bedeutung dieser Individualität ist eben die, daß sie sich zur Allgemeinheit aller gläubig frommen Gemüther macht, eine objectiv gewordene Subjectivität, die ins Unendliche und damit freilich auch ins Formlose hinausgreift. Sofern die anbetende Begeisterung sein ganzes Wesen als Natur beherrscht, sofern sie zur constanten Stimmung geworden ist, sofern sie in seinem Herzen brennt gleich der ewigen Lampe auf dem Altar: insoweit bezeichnet sie ausschließlich seine Individualität. Sofern dieses Leben in der Gottesidee der Zeit fremd ist, wendet es sich allerdings an die Wenigen. Aber die „Harmonies" haben eine Weise, die sich ans menschliche Gemüth in seiner höchsten Allgemeinheit wendet; Gefühl und Gedanke sind so einfach, kindlich und volksthümlich; sie sind nur geläutert die des betenden Menschen überhaupt; der Bauer am Pflug, der Schäfer bei der Heerde, der Greis in seinem Abendgebet, die Jungfrau im Morgenlied haben dieselben Empfindungen, ohne ihren schönen Ausdruck zu finden. Tiefe Gedanken sind selten, Lamartine sucht sie nicht, und das Bedeutende ist einzig die menschliche Ganzheit und Innigkeit in der Hingebung an den Allwaltenden.

Der dieser Gefühlsrichtung, der dem Genie Lamartine's entsprechende Ton ist die warme, gemäßigte Ruhe. Seine Gesänge gleichen der Morgenfeier der Lerche und geben sich als Töne aus den Hymnen des Universums. Auch die Phantasie ist sanft bewegt. Wo sie sich an der Idee des Unendlichen ausdehnt, da steigt ihre Macht in einem überschaubaren Processe, den man anschwellend heißen könnte. Selber die Begeisterung der Ekstase scheint von der Vernunft berechnet und

ist immer vom Verstande beherrscht. Doch unter der inneren Ruhe leidet die Dichtung; das Höchste reift nur an Gluthen. Allgemein sieht man seinen klaren, blos windgekräuselten Wellen auf den Grund, und der ist zu wenig tief und birgt zu bekannte Dinge, als daß seine Entdeckung überraschend wirken sollte. Auch die Trauer hat kein Uebermaß, kaum Schmerz. Er mag anziehen, wird aber nie erschüttern. Die Gottesidee ist die Größe seines Gemüthslebens; sie ist die Größe seiner Dichtung, aber zugleich ihre Gefahr und ihre Schwäche, und diese wirkt überwiegend in der Form. Es ist auch ihm geschehen, was fast allen christlich-religiösen Dichtern: Der christliche Himmel und sein Gott haben sich in ihrer unfaßbaren Geistigkeit der Dichtung, die Verkörperung haben muß, noch selten hingebend dargeboten. Die Größe dieser Idee verliert sich und wird bleich in verschwimmenden Weiten; sie leiht sich wohl der Bewunderung, deren Ausdruck die meisten religiösen Gesänge sind; aber unfaßbar, bietet sie der Phantasie keine festen Punkte. Die körperlose, abstracte, rein ideale, unter tausend Formen so gut oder so schlecht wie unter keiner vorstellbare Macht, der reine Geist, entzieht sich der belebenden Anschauung, und auch Lamartine versteht schwer ihm umgrenzende Form und Farbe zu leihen. Es fehlt diesen Productionen an Körper; gestaltlos können sie auch keine künstlerische Ganzheit darstellen. Die Poesie leidet an der nackten Unendlichkeit. Dieser Formenmangel involvirt andere oder führt auf sie. Immer wiederkehrende Invocationen, die zwar selten zum inhaltleeren Schrei der Bewunderung herabsinken; ein starkes Vordrängen der Reflexionsmanier; verschwommene Naturschilderei; eine nicht selten bis zur Nacktheit gehende Einfachheit im Gefühlsausdrucke treten um so stärker heraus, als Gefühl und Object immer das gleiche sind. Wo aber das unendlich Eine nicht mehr belebend das Ganze durchzieht, wo die Träumerei ihre Tiefe und Fernsicht aufgiebt: da wird die Naturschilderung zum band- und zusammenhangslosen Beschreiben, welches die verschiedenartigsten Züge in willkürlicher Anreihung neben einander stellt; künstlerisch unhaltbar, sinkt es auch gedanklich zur Bedeutungslosigkeit herunter. Die Exclamation kann zum Aufruf werden an die eigne Seele und ihren Gesang, den Ewigen zu feiern, oder ein Anrufen des Allmächtigen selber; das liegt in der Natur des Gegenstandes. Doch kehrt sie eben so häufig wieder und ermüdet eben so sehr wie das bis zur Monotonie gehende Ueber-

springen auf dieselbe Gedankenreihe. Ein dogmatisches Lehren und Ermahnen, allgemein außer dem Wesen der „Harmonies", kann doch eintreten und die Poesie völlig verwischen. Gestaltlose und farbenbleiche Gedanken drängen sich auch in die schönsten Bildungen und setzen manche der weniger gelungenen vollständig zusammen. Lamartine kann sich in eine Art formmangelnder Popularphilosophie verlieren, auf welcher sein Gedanke unbestimmt fortwogt. Man mag die Ideen wahr, rein, zum Theil groß finden; tief und erhaben sind sie nicht, es sind die eines jeden besseren Geistes, und wenn sie nicht mit dem schönen, warmen, Leben verleihenden Leibe der Dichtkunst umkleidet sind, wenn sie nackte Gedanken bleiben, was hat dann der Dichter Besonderes gethan?

Die Composition, das formende Element der Dichtung, konnte nie Lamartine's Kraft werden; er hat weder vom Zeichner noch vom Bildhauer. Wer will überhaupt in diesen rein lyrischen Ergüssen eines Geistes, der so geneigt war sich auf den beweglichen Wellen seines Gefühles schaukelnd tanzen zu lassen, die strenge Composition verfolgen? In den lang gedehnten Constructionen durchgeht seine Einbildungskraft eine so mannigfaltige Reihe von Anschauungen, sein Gemüth von Stimmungen, und in so ganz subjectiver Weise, daß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit sich bis zum Verschwinden schwächt; es geschieht ihnen wie den Landschaften van der Meulens, und das ist eine Grundanklage auf den Künstler. An diese rein subjectiven Gebilde knüpft sich trotz ihres erschöpfenden Reichthums das Bewußtsein, daß sie kaum abgeschlossen zu nennen sind; der Züge, an welche die Stimmungen sich lehnen, können mehr oder weniger sein, sie können wechseln und sich verschieben, ein Gefühl, mit welchem sich der künstlerische Sinn nicht aussöhnt; es ist kein Ganzes, weil keine Einheit; die des beherrschenden Grundgefühles, wenn nicht in Form und Sprache abgeprägt und gestützt, genügt nicht, um äußerlich zusammenzuhalten. Das kann auch die glänzenden Naturscenen treffen; sie leiden am Mangel der Begrenzung, welchen unwillkürlich der Begriff des Unvollkommenen begleitet; diese reichen Scenerien sind unendliche Zahlen, die nicht zur Summe geworden. Die einzelnen Bilder reihen sich nothwendig mit einer dem Schweifen des Auges und den Schwankungen von Stimmung und Einbildung folgenden Freiheit an, deren Gesetz in der Menge der Züge sich schwer behauptet und noch schwerer darstellt. Das macht den Eindruck der verschwim-

menden Unbestimmtheit, der leicht in den des Gehäuften und Verwirrenden übergeht. Nicht wenige der „Harmonies“ ließen sich herausgreifen, deren Züge als einzelne die reinste poetische Auffassung verrathen; lebendig, klar und bedeutsam stehen sie vor dem geistigen Auge, und doch macht das Ganze nicht den Eindruck der Vollendung, weil die Striche im Anreihen sich schwächen und vermengen, weil der Geist sich kaum Rechenschaft zu geben vermag von der Reihe der durchlaufenen Stimmungen, der vorgeführten Bilder, der angeschlagenen Töne, weil das künstlerische Band fehlt, weil sie aphoristisch berühren. — Auch einer reichen Phantasie, einem begeisterten Gemüthe mußte kaum möglich sein, sich immer auf der Höhe der anbetenden Idee zu erhalten. So stellt sich oft an die Stelle des Erhabenen, in dessen Regionen Lamartine bis zur Ermattung weilt, die überfließende Emphase einer weit über die wahren Grenzen hinaufgetriebenen Begeisterung; so ersetzt sich der Mangel des Gedankens zuweilen durch den Raum füllenden Aufruf; so stellen sich unmerkbar Ermüdung und Monotonie ein. Die „Harmonies“ eignen sich am allerwenigsten in Einem Zuge gelesen zu werden; sie sind in den Momenten der Erhebung zu genießen, welchen sie entsproßten. Die Wendung ist immer glücklich, der Ausdruck stets harmonisch, aber der Gehalt nicht selten leicht. Dieselbe Gedanken- und Gefühlswogung schlägt oft in demselben Gesange zu viel an, kehrt unter den verschiedensten Formen bis zur Ermüdung wieder; es fehlt an Weite des inneren Horizontes. Diese Dichtung läßt den Eindruck der Sättigung zurück, entspringend aus dem Bewußtsein, daß Alles gesagt, das Gefühl völlig ausgeschöpft, der Gedanke in seiner ganzen Fülle, die Anschauung in all ihren Erscheinungen verfolgt sind, daß kein Hintergrund bleibt, ferner kein stilles Denken in der Seele aufgeweckt wird. Gerade die immer ruhige, schatten- und dämmerlose Lichtklarheit ermüdet das Auge. Es geht diesen Dichtungen ab, um genial zu sein, Größe und Kühnheit der Gedanken, bewältigende Macht der Gefühle, eine gestaltenschaffende Phantasie, die Tiefe im poetischen Leben und die Kraft in seinem Ausdruck. Das wahrhaft Erhabene erreicht sie da, wo sie den Stern des Himmels, die Welle des Meeres, das Duften der Blume, den Gesang der Nachtigall, den Blitz des Sturmes nach dem Namen des Höchsten fragt, wo sie diesen Namen buchstabiren und immer den Einen finden und vor ihm sich beugen. Das sind unendlich mannigfaltige, licht- und

farbenreiche, blüthenduftige, großartige, von der ewigen Idee getragene und hinausgeführte Gemälde, nicht selten mit dem Eindrucke des Ueberreichen und von Farben und Licht Ueberströmenden. Wo er in den harmonisch wogenden Perioden die schweifenden Bilder zu verfolgen scheint, wo die Phantasie in frei spielender Pracht sich bewegt und höher und weiter wogt, wo sie träumerisch die unendlich hinrollenden Meereswellen mißt und deutet, da wächst er groß und prächtig wie Victor Hugo.

Alle äußeren Mittel der Poesie sind in der reichsten Fülle in Anwendung gebracht, fast verschwendet. Den Blick frappirt zunächst der unendliche Strophenwechsel, zu welchem sich kaum ein zweites Beispiel findet. Eine eigne und schwere Aufgabe wäre es, diesen Strophenwechsel zu verfolgen, um seine Beziehungen zu den inneren Stimmungswechseln einer-, zu den äußeren Gesetzen der Harmonie, die sein erstes Ziel ist, anderseits zu erforschen und damit seine Berechtigung festzusetzen. Daß die Mannigfaltigkeit des Baues gerade für diese Dichtung hochwichtig ist, läßt sich nicht bezweifeln; wo die Grundidee immer dieselbe, da bildet der Wechsel in der Ausführung ein Gegengewicht gegen die Monotonie. So oft aber auch ein feines Bewußtsein harmonischer Rundung oder anschaulicher Beziehung zur Idee den Dichter mag geleitet haben, so beherrscht doch unstreitig eine weder abgemessen berechnete noch eingegebene Wandelung die springenden Wechsel; man kommt auf kein Gesetz, es ist wie bei den abspringenden Gedanken- und Anschauungsweisen ein Ueberlassen an den Augenblick. Die Bilder tragen meist vollkommen poetische Wahrheit und Anschaulichkeit an sich. Es ist übrigens für sie bezeichnend, daß sie nicht nur mit einer Fülle der Züge ausgemalt, sondern nicht selten gehäuft in parallelen Ausführungen neben einander auftreten, oft sich ruhig und weit ausdehnen zum großen Gleichniß. Auffallend und sehr bezeichnend! Das schon in den „Méditations“ hierin Angebahnte ist da in der grandiosesten Weise durchgeführt. Wie er mit unermüdlicher Begeisterung immer wieder auf seine Grundidee zurückkommt und daneben die Anschauung und den Gedanken nach allen Richtungen verfolgt und ausführt, so bewegt sich die Phantasie ganz in demselben einmal betretenen Kreise; es ist auch in ihr jene Unermüdlichkeit, auch in ihr jene Neigung, sich überall vertraut und das Neue bekannt und familiär zu machen. Es giebt Gesänge, deren ganzes poetisches Leben sich nur durch diese glänzende Bilderwelt nährt und erhält.

1830 schrieb der „Globe“ über die „Harmonies“: „Lamartine knüpft demüthig seine Poesie an die Wahrheiten der Tradition, und dadurch wird er mehr als Irgendeiner allen zart empfindenden und frommen Gefühlen zugänglichen Herzen gerecht. Er erinnert uns mit neuem Zauber an das, was man von Kindheit auf lernte und fühlte. Eine liebenswürdige Schönheit des Herzens und Geistes entzückt und rührt uns durch alle bekannten Bilder, alle erlebten Gefühle, alle leuchtenden und ewigen Wahrheiten. Diese Art die Natur in ihren bekanntesten Erscheinungen auszubeuten, war uns schon dunkel bekannt, ehe der Dichter sie uns durch das harmonische Wehen seines Wortes lebendig machte. Er macht in uns frei, belebt und vergöttlicht diese unseren Sinnen theuren Eindrücke, die ersten und fast eingebornen, die sich dem Spiegel unsrer Seele einzaubern. Keine Anstrengung, kein mühsames Nachdenken, um seiner Philosophie zu folgen; seine Gedanken über Liebe und Schönheit, Tod und Jenseits sind so, wie Jeder sie vorausfühlt, träumt und liebt; er spricht davon, wie die demüthig betende Frau denkt, wie man seit undenklichen Zeiten in Familie und Kirche redete. Es ist eine seltene und kostbare Originalität, die so leicht mit den eingelebten Ideen und geweihten Gefühlen der Jungfrau und des Greises zusammenstimmt“.

So Lamartine im Jahre 1830, so die Blüthe und Frucht seines poetischen Lebens; was folgt, erreicht wie schon gesagt auch nicht annähernd die Höhe seiner ersten Producte; schnelles Reifen und rascher Fall bezeichnen seine Lyrik. Wir werden ihn wiederfinden als den absteigenden Dichter und den aufsteigenden Politiker und romantischen Historiker.

Ganz anders verhält sichs mit dem zweiten der großen Koryphäen der neueren französischen Dichtkunst, Victor Hugo. Wenn er auch bereits eine Reihe von Leistungen auf dem lyrischen und dramatischen Feld aufweist und wenn auch die eine von ihnen, die „Orientales“, bleibend unter den glänzendsten ihren Platz behaupten werden, so ist doch alles Andere blos vorbereitend, der Dichter noch in seiner Versuchsperiode, die großen Wechsel in seiner Weltanschauung erst in ihm angelegt und gährend, aber noch keineswegs zum Durchbruch gekommen: gehören ja die „Odes“ nach Form und Inhalt einem bald ganz von ihm aufgegebenen Standpunkt an! Er hat diejenige Lebensrichtung noch nicht eingenommen, welche ihn eben so entschieden an das

Geschlecht der Söhne der Julirevolution verweist, wie der Lyriker Lamartine mit demjenigen der Restauration sich vollendet.

Was in Lamartine als volksthümlich-religiöses Element auftritt, das wird in A. de Vigny, Jenem verwandt in der Tendenz und doch sehr verschieden in der Wesenheit, von viel stärker ausgesprochner Originalität und vollkommen selbständiger Entwicklung, zum aristokratisch-priesterlichen mit mysteriöser Weihe.

## Alfred de Vigny.

Der Graf Alfred de Vigny, im März 1799 zu Loches en Touraine geboren, machte seine Studien zuerst in einem Institute zu Paris und hernach unter eigenem Lehrer, trat bei der ersten Restauration in eine der Compagnies rouges de la maison du roi und bei ihrer Auflösung 1816 in die königliche Leibwache zu Fuß, wo er bald Officier wurde und meist zu Paris oder in dessen Nähe lebte. Dann ging er in die Linieninfanterie über und war 1823—26 abwesend, erlebte aber keinen Krieg, wie er ihn wünschte, und sah auch den spanischen nur von der Höhe der Pyrenäen. Verheirathet, ohne Gunst von oben zu suchen oder zu empfangen, zog er sich bald zurück, um sich ungetheilt seinen früh aufgestiegenen poetischen Neigungen zu überlassen. Langsam zur Geltung kommend, als Lyriker lang' unbeachtet, wird er in seiner Bahn zurückgeworfen, schreibt in Prosa seinen vielgefeierten Geschichtsroman und geht nach 1828 zum Theater über.

Vigny weist alle Nüancirungen auf: Er ist zugleich antiker Sänger, biblischer Barde, ritterlicher Troubadour, und doch immer ächt moderner Romantiker und zugleich philosophischer Seelenforscher, dessen Griffel mit seltener Durchdringung und Sicherheit der stärksten wie der weichsten Tinten allen Zuckungen der Nervenfasern folgt, die über Herz und Stirn hinziehen.

Vigny ist eine ganz originelle Gestalt von isolirter Hoheit und tief meditativem Gepräge, eine seltsame, unvorhergesehene und unvorbereitete Erscheinung mit schwer zu erfassenden, nur in seinem eignen Inneren springenden Quellen, in der französischen Dichterreihe neu und auch einzig, nicht ableitbar von den Vorgängern, von denen allein A. Chénier ihn nach einzelnen besonderen Seiten hin bestimmt, und als Original den Folgenden unnachahmbar geblieben. — Es giebt

Grundstriche seines Wesens, die in die fernsten Fernen weisen, die an die Bibel und Homer, an Dante und Ossian, an Milton und Klopstock und selbst an Byron erinnern, ohne doch von ihnen abgeleitet zu erscheinen, so eigenthümlich nüancirt und combinirt treten sie in dem befremdenden Seelenganzen auf, in der concentrischen, fein und doch stark besaiteten Geisteseinheit, die alle diese Züge verschmelzt, in besondere Kreuzung bringt und ein Ganzes von leuchtendem Glanz und tief intimem Zauber zeugt. Etwas Ungewohntes, Fremdartiges liegt auf der Natur seiner Conceptionen, seiner ausgewählten Gedankenwelt und der ausgesuchten, schwer wiegenden Sprachweise, die doch das denkbar edelste Französisch herstellt.

Auf einem Herzensgrunde von innerlichst lyrischer Durchprägung baut er doch vermöge einer wiederum ihm ganz eignen, über sein Gemüth hinziehenden Transfiguration dramatische und epische Metamorphosen seiner tiefen und oft schmerzlichen Gefühle auf. Die mit geheim mysteriösen Reizen ausgestatteten Geburten seiner tiefen Empfindung und wogenschlagenden Phantasie haben immer das Gepräge, schwerer nächtlicher Incubation entsprungen zu sein; es glitzert und flimmert ob ihnen wie bläulicher Irrlichtschein, und es liegt ob ihnen wie träumende Nachtgedanken; sie tragen immer Etwas von der Nacht an sich, sei's von ihrer schwülen, schweren Ruhe, sei's von ihrem Sturmgebrause. Die Nacht ist ihm verwandt, die Geliebte seiner Seele. Seine Aengsten und Schmerzen, seine Seufzer und Thränen nehmen ihm sofort Gestalt an, werden ihm Wesen, die von seinem Fleisch und Blute zehren und leben von seiner Seele Leben, aus der sie reiches und mächtiges Dasein saugen. Ihr Kleid ist immer von fleckenloser Weiße, leuchtend, transparent, seine Muse ein unausgesetzter Kampf um das Schöne, dessen schwere Stufengänge man nur ahnen kann. Seine Poesie geht überall von dem Ungewöhnlichen, von dem nach keiner Seite Alltäglichen aus und bewahrt schon in ihrem Ursprung seltene Hoheit; bisweilen freilich leidet darunter die Natürlichkeit und Einfachheit. — Sainte-Beuve sagt ungefähr das: Oft hat Alfred de Vigny's Poesie etwas Großes, Ruhiges, von langsamer Strömung; der Vers entfaltet sich gleich einer unendlichen Woge, die auf ihrer ganzen Höhe vorschreitet, ohne sich zu brechen. Die Bewegung seiner Strophe gleicht oft einer gemessen aufsteigenden und rauschend als Masse sich aufthürmenden Fluth; bisweilen erinnert sie an einen mit

ausgebreiteten Flügeln auf weiten Wassern hinschwebenden Schwan; bisweilen scheint sie ein weithin ergoßner, langsam herabschwebender Lilienregen. Und mitten in ihrer feierlichen Ruhe steigen augenblicklich wunderbare Bewegungen auf, als wollten sie das Unendliche durchmessen. Seine Conceptionen sind lange zum Voraus gefaßt, die Compositionen mit Feinheit und Rundung entworfen. — Uebrigens sind glänzende Gleichnisse die leuchtenden Sterne in dem Prachtkleide seiner Dichtungen.

Mysteriöse Personification macht das innerste Wesen seines poetischen Schaffens aus, so in seinen durchweg dramatisch gestalteten und bewegten lyrischen Poesien, so in der Einkleidung zu „Stello"; es sind Alles bizarre, bedeutungsschwere, geistig tief dringende Gestalten, in deren Wesen der Dichter viel von seinem eignen Ich gelegt hat. Und wie in Phantasiegestalten, so zeigt er sich auch in der Abwägung historischer Persönlichkeiten als eine jener subtilen Naturen von tief ins Innere bohrendem Scharfblick, der zugleich den Charakter der poetischen Intuition trägt. Es ist der eigenst aus seinem Geiste gezogene Grundgedanke: der Dichter und der Künstler überhaupt haben in sich und für sich eine eigne, über allem äußeren Parteitreiben und der blos für den Augenblick bestimmten Action stehende Welt; es ist ihr Beruf, sich fern zu halten von dem Getriebe der gesellschaftlichen und politischen Erschütterungen, das in allen seinen Phasen dem Genie verderblich ist und es verdeckt. Wo er die Hoheit und das Unglück schildert, die er des Dichters Erbe glaubt, da malt er mit jenen erschütternden Strichen, die nur einer Brust entströmen, welche den Gott in sich selber fühlt. Aber da liegt auch jener verbitterte Trübsinn, der die Poesie der neuesten Zeit (so zumal auch die französische der Restauration) so häufig begleitet und sie sich selber als Fremdling in einer heterogenen Welt betrachten macht.

Der reine Enthusiasmus, vertrauensvoll und treuherzig, ist der Ausgangspunkt seiner in den Anfängen blondfarbigen Poesie. Die steigende Lebenskenntniß, der Wechsel und das Wogen der innersten Affectionen haben den Dichter mehr und mehr zum Seelenforscher gewandelt und durch allmälige Transformation jenes ihm ganz eigne Bündniß zwischen dem Sänger und Forscher, der Inspiration und der Analyse erzeugt, das ihm entschieden philosophisches Gepräge giebt und zugleich verdüsternden Ernst eingießt. Das rein und klar aus der

Hand der Natur hervorgegangene Dichtertalent hat sich in der Folge verbittert und mit Ironie versetzt, und daraus ist eine mehr und mehr zugespitzte, subtil ins Innere bohrende psychologische Miniaturmalerei hervorgegangen, überglast oft, mit dem Grabstichel ins Kleine radirt, überfirnißt, selbst im inneren Sturm.

Alfred de Vigny ist ausgebildeter Idealist, aber auch in seine Ideale schleicht sich etwas Chimärisches, der Ausfluß eines mystischen Zuges und mysteriöser Lieblingsneigungen seines Geistes, die ihm tief eingegraben sind und auf alle seine Bildungen, selbst die wahrsten und durchgebildetsten, dämmerndes Halblicht werfen, das die Realität auch in seinen Prosawerken schmälert und wieder einen fremdartigen Schein auf sie wirft. Die hohen Gefühle des Mitleidens und der Liebe, der Ehre und Unabhängigkeit werfen über seinen Geist einen Guß, der ihm glänzende Reinheit giebt und dessen Ausflüsse in leuchtenden Strahlungen sich über die reinen und hohen Gebilde seines Genius ausgießen.

Seine lyrischen Hauptdichtungen — „Eloa", „Moïse", „Dolorida", „Le déluge" — prachtvolle Compositionen, in denen die lebensvolle dramatische Gestaltung sich mit der reinen und keuschen Inspiration zusammenfindet, bezeichnen die ersten Zeiten der Romantik und ihre reinsten Grundstriche. „Eloa" insbesondere ist eine interessante Schöpfung ganz besonderer Art, an Zartheit, Reiz und Wahrheit fast unvergleichlich, das volle Bild des Weibes in seinem reinsten engelgleichen Wesen der Liebe, der Ergebung, der Entsagung.

Daneben ist für ihn von besonders zutreffender Charakteristik „Stello où les diables bleus", 1832 — eine kaum zusammengehaltene Composition. Seine Lieblingsfigur Stello ist das versinnlichte Gemüth mit der Einbildungskraft, der schwarze Doctor der reflectirende und kühl berechnende Verstand, die marternden Teufelchen launenhafte Stimmungen und Erschütterungen eines einheit- und ruhelos in sich arbeitenden Kopfes. Den schwer zu erfassenden Naturen aus der Schreckensperiode ist der Dichter in seiner isolirten und jenen gewaltsamen Zeiten feindlichen Stellung nicht gerecht geworden. Drei stolze und leidenschwere Dichternaturen: Gilbert, Chatterton und André Chénier stellen in lebensvoller Verkörperung seine Idee von Dichterhoheit und Dichterloos dar. Es ist das Gemälde der unheilbaren Krankheit des Dichters in den widerstrebenden Zeiten einer genußsüchtig egoistischen Prosa.

Die inneren Schmerzen des leidenden Dichters, die er in den feinstverzweigten Fibern geleitet, müssen allgemach alle durch sein Herz selber gezogen sein, sonst hätte Vigny ihre tiefe Wahrheit nicht so erschütternd getroffen. — Das Drama „Chatterton“ stimmt dieselbe rührende Klage an und giebt ganz eigentlich das Gemälde jener literarischen Krankheit, die viele ehrgeizige, in ihren individuellen Gefühlen verletzte und mehr oder weniger mit Ohnmacht geschlagene Dichter und Dichterlinge verzehrt. Das Gemälde ist beweglich, aber zugespitzt und eitel und nur zum Theil berechtigte Klagen auslegend, so sehr anderseits die Geißelung des dem Genie mit brutal niederschmetternder Macht entgegentretenden Egoismus der Zeit Louis Philipps verdient ist und das ganze verdorbene Regiment des insolenten Spießbürgerthums wuchtig trifft. Die Form ist, wie bei Vigny fast immer, elegant und vollendet. Ein französischer Kritiker heißt „Chatterton“ ein Meisterwerk des modernen Dramas; das ist zu viel gesagt.

Sein anderes Drama „La maréchale d'Ancre“ nimmt als solches ungefähr die gleiche Stelle ein wie „Cinq-Mars“ als historischer Roman. Reiche geschichtliche Studie voller Interesse und rege Action zeichnen das Stück.

„Cinq-Mars“ ist eine Studie des Jahrhunderts Ludwigs XIII. mit sehr anziehenden Situationen und wahrhaft dramatischer Gestaltung. Richelieu besonders ist mit Meisterschaft gezeichnet, freilich so, daß die dunklen Färbungen ihm erlassen sind, um mit Wucht den Pater Joseph zu treffen. Die Stoffwahl ist glücklich, der historische Roman schon in den Memoiren präparirt, die Documente leicht zugänglich und zahlreich. Aber indem Vigny, wie gewohnt, die Charaktere und die Dinge zu sehr aus der Ferne, von der Höhe seines persönlichen Idealismus herab und aus den Standpunkten der neuzeitlichen Anschauung faßt, geht ihm die historische Wahrheit verloren: die Thatsachen gestalten sich ihm zu einem aus seiner Einbildungskraft herausgesprungenen Drama, und die Personen, zu sehr ins Helle gemalt, zu Charakteren, wie sie in der Geschichte nicht waren; sie sind gemacht. Das Ganze ist zu künstlich combinirt und construirt, es ist darin zu viel stückweise Zusammensetzung, an die sehr viel, ja zu viel Geist verschwendet worden; der Eindruck des Prätentiösen läßt sich schwerlich abweisen.

Was „Chatterton“ für den Dichter, das thun einzelne Prosaschriften für den militärischen Stand. Auf allerlei kostbar ausgeschmückten

Pfaden führen sie einem hoch gesteckten socialphilosophischen Ziel entgegen und stellen im Weichen aller Glaubensstützen die Ehre als das erhaltende Princip der Gesellschaft der Zukunft hin.

Vigny's Gesammtbild mag zum Schlusse genau mit den Worten umschrieben sein, die ich früher brauchte:

Fremdem Einfluß fast unzugänglich, ganz aus den innersten Gründen seines Herzens herausgewachsen, als Lyriker wenig, als Dramatiker in der Folge stärker von der Zeit bestimmt, isolirt und individuell bis zum Befremdenden, wächst er mit seinen Dichtungen aus Kampf und Minne auf. Seine Gebilde stellen in brennenden Verkörperungen, die fesseln und erschüttern, mit düsterer Phantasie die Seelenzustände dar, in welche sein Auge wie bei Sternenschein sich verliert; sie sind fremdartig, ernst und groß, führen bis ins Schwindeln über und gehen in Visionen ein, die wie den Tagen des Gerichtes entnommen strafende Engel in sich tragen. Er hat eine geisterhafte, man möchte sagen mysteriöse Gewalt, die ergreift wie mitternächtig in den Sturm hinaus oder in bodenlose Seelentiefen hinein zündendes Lampenlicht hinter goldbehangenen Gardinen; es ist eine schmerzliche Wollust, die aus den bleichen, todbetrübten Gesichtern und den feinen Leibern unter seidenen Prachtgewanden hervor uns anschaut, als wollten sie fragen: Liebster, willst du mit in den Tod? Der Dichter faßt seine Schöpfungen mit Kraft: die höchste Blüthe der Schönheit, der Glanz fürstlichen Reichthums und königlich-priesterlicher Höhe, das nagende Verderben im verletzten Herzen, der schnelle Tod. Die Züge sind mit der sorgfältigsten Reinheit und Eleganz hingemalt: Er versteht es die Schönheit, die reine und leuchtende Liebe, ja die Verführung und Sinnenlust wie aus Strahlen zu weben, daß sie magischen Glanz verbreiten, als wären's die Ausströmungen einer neuen Sonne der Nacht. Doch mag man sich des Bildes nicht erfreuen: es liegt etwas Geisterhaftes, Unheimliches auf diesen leidenschweren Gestalten, die den menschlichen Kreis und den menschlichen Begriff überschreiten oder durchbrechen. — Eine wunderbare Mischung aus allgemeiner philosophischer Reflexion und symbolisch-sentimentaler Poesie, eine ächt vornehme Seele von düsterer Majestät und angeborenem Adel, zweifelnd und suchend, unruhig und zersetzend eben so wohl als phantastisch, von hoher Gestaltungskraft, feiner und eleganter Sprache, legt er über seine erschütternden Bilder immer einen durchsichtigen Trauerflor.

Mehr noch als sie Beide erinnert der Nächste an die Zeit, nur in umgekehrter Richtung, so daß er ihre Züge persiflirt und carikirt, ein ganz politischer Kopf, die verkörperte Opposition, das Kind des Volkes,

## Pierre-Jean de Béranger.

In höherem Grade vielleicht als bei irgend einem anderen Schriftsteller ist bei dem ächten Volkskind und Volkssänger die Kenntniß des Lebens und der Erziehung wichtig, also kurzes Eingehen darauf geboten; denn genau, was er ist und lebt, und nichts Anderes, dichtet und schreibt er.

Pierre Jean de Béranger, den 19. August 1780 geboren, lebt zuerst in Paris bei seinem Großvater, der ihm bis zum neunten Jahre seine Erziehung giebt oder vielmehr nicht giebt, sondern als guter Alter den Jungen verhätschelt, der darum auch Nichts lernt. Dann kommt er zu einer Tante nach Péronne, und diese achtungswürdige Frau zieht und unterrichtet ihn trefflich. Mit dem 14. Jahre tritt er in eine Buchdruckerei, erhält aber die eigentliche Bildung in einer von einem Privaten nach Rousseau'schen Grundsätzen eingerichteten und militärisch geleiteten Primärschule. Mit dem 17. Jahre kommt er nach Paris zurück zu seinem Vater, der unterdessen seine Vermögensverhältnisse sehr gebessert hatte. In dieser Zeit, die ihm volle Genüsse öffnete, ohne daß er sie mißbrauchte, kamen ihm die ersten Ideen dichterischer Production, und er trug sich mit verschiedenen Gattungen; sein besonderes Studium bildeten Molière und Lafontaine. Der Glanz war von kurzer Dauer, das Unglück kam, und schon nach achtzehn Monaten sah sich Béranger in der ärmlichsten und verlassensten Lage, doch froh, jugendkräftig, von der Liebe erheitert und von künftigem Ruhme träumend. Diese Zeit, die ihn enger ans Volk knüpfte, hat seine innere Größe begründet; sie lehrte ihn das Volk kennen und fühlen, sich in alle Lagen schicken, aufs Einfache zurückgehen und die gefesselte Convenienz in Leben und Schrift abwerfen; Chateaubriand wars, der ihn ergriff. Von Lucian Bonaparte, dem er 1803 seine Verse schickt, unterstützt und zwei Jahre mit der Edition des „Musée“ beschäftigt, dann commis-expéditionnaire mit geringem Gehalt an den Bureaux der Universität, bleibt er zwölf Jahre, ohne avanciren zu

wollen, tritt aber 1821 bei der Publication der zweiten Sammlung seiner Lieder aus dem Amte, weil er schon bei der ersten 1815 von Seiten der Universität einen Verweis bekommen. Damals war er bereits der von der Polizei Verfolgte und dafür der Liebling des Volkes, und er ward es immer mehr und mit immer größerem Recht.

Von den individuellen Gefühlen und Einfällen der jovialen Laune steigt er zur Politik auf und wird als Feind der unglücklichen Restauration eine öffentliche Macht, und von da erhebt er sich zu den schweren socialen Fragen, an die er direct oder indirect herantritt. Von der Idylle und dem individuellen Liedchen (der chanson oder chansonnette gaie) geht er zum ernsten und höheren Liede, dann zu den politischen und endlich den socialen Interessen hinauf und umfaßt so das ganze Sangesgebiet bis zur Hymne. Politisch frei und ungefesselt, mit vollem Verständniß der Leiden und Freuden des Volkes ausgestattet, dessen einfache ländliche Genüsse er werthhält, unverwüstlich human, bald pikant und satyrisch oder ironisch, bald gerührt und einfach pathetisch, von blitzender Phantasie und fließender Leichtigkeit, familiären Tones, in sich bestimmt und doch voll in seinem Land und Volke lebend, für dessen Zukunft er einen prophetischen Blick entwickelt, ist Béranger vollendeter Vertreter des französischen Geistes ohne alle fremde Färbung. Viele Züge seines Wesens erinnern übrigens an Franklin.

Nach Strichen, in denen wir mit Sainte-Beuve einig gehen, charakterisirt sich der Chansonnier etwa wie folgt:

Ein vollkommener Schriftsteller, vollendeter Künstler, ist er doch der individuellste Dichter geblieben und zugleich der populärste Sänger geworden, der sich den Instinct, die Ironie, die Malice und die Gemüthsbewegungen Aller zu eigen zu machen versteht! Seine große Kunst ist die: so viele feine und ewig wahre Beobachtungen, das Erbtheil von Molière und Lafontaine, um die in der unmittelbaren Gegenwart herrschenden Gefühle und brennenden Fragen zu sammeln, die immer sich erhaltenden Eigenschaften der Nation mit den neuen Zeitströmungen in ein unauflösbares Ganzes zusammenzuflechten, die Bettler und Gamins von Paris, selbst Frétillon und Madame Grégoire, unter die Falten der glorreichen Fahne zu gruppiren, deren Wehen der heiligen Allianz der Völker gilt, und aus dem Allen ein Ganzes zu weben, zu dem der „Gott der guten Leute“ seinen Segen spricht.

Er und er wie Keiner besitzt alle reinen Züge des poetischen Genius seines Volkes, sie sind sein volles Eigenthum, das er in seinen Versen ausschüttet, ihm immer gegenwärtig und dienstbar: gesunder Menschenverstand, Geist und Gemüth, er vereint sie in einem vor ihm nicht dagewesenen Maße.

Seine ganze Empfindungs- und Schilderungsweise trägt noch stark gallischen Stempel, und damit verbindet er ein eben so sicher treffendes und gesundes Urtheil wie Boileau, nur durchdringender und feiner. Er allein hat unter den Neueren jene bürgerliche Ungezwungenheit, jenen familiären Accent, jene offene und selbst plebejische Gedankenrichtung sich bewahrt, welche ihn in gerader Linie abstammend erweist von jener starken Reihe der Schriftsteller republikanischen Schlages, die man mit Leichtigkeit durch die drei letzten Jahrhunderte hin verfolgen kann.

Béranger ist darum der Lieblingsdichter des Volkes, weil er aufs Treueste der Ausdruck seines Wesens ist in seinen Neigungen und Schwächen, seiner Lebensfreudigkeit, Leichtigkeit und gutmüthigen Sorglosigkeit, das singende und lachende Kind des Volkes. Seine Striche treffen das volle Leben; Hohe und Niedere können nicht nur Nachbar und Nachbarin, sondern sich selbst leichten Humors darin beschauen und belachen; etwas keck und fleischfarben ausgemalt, sind sie doch im Grund immer treffend. Die Gestalten sind runde, volle Typen des Volkes und der Zeit, aus den Massen und dem Leben herausgelangt. Béranger ist der sicherste Sittenmaler mit dem Geist eines Diogenes und dem Lachen eines Faun. Das Bedeutsame ist die unbedingte deckende Charakterwahrheit und mit ihr die lebensvolle Wärme und Frische: die Gestalten bewegen sich, springen, tönen. Und sie sind alle da. Mit der unumwundenen Freiheit und Naivetät des Volkshumors, dessen geniale Personification Béranger ist, greift er aus den Salons der seidenrauschenden Noblesse eben so sicher als aus dem branntweinseligen Schmutze der schmalen Gäßchen der City, und er malt sie alle gleich natürlich, gleich scharf, gleich ausgeprägt, gleich ironisch. Es sind vollständige, mit allen feinen und groben Zügen scharf geschaute und rund entworfene Lebensbilder; und trotzdem, daß der Ton zumeist etwas gemüthlich Plauderndes annimmt, ist kaum ein Wort, nie ein Zug zu viel; die Figur ist als ganze in seinem Kopfe fertig, jeder Theil ein Glied. Diese Selbstbeschränkung

mitten im vertraulich Schwatzhaften ist die Nüchternheit des feiner sicheren Genies. Seine Muse steigt im leichten Negligé und mit der schalkhaften Nonchalance und der Keckheit des Volkswitzes die Stufen hinan bis zum Thron.

Seine Scenen sind oft in ganz wenigen aber bestimmten Strichen so völlig abgerundet und sprechend, daß sie den Effect eines Gemäldes machen, und seine Charaktere bestimmen und begrenzen sich so genau, so einheitlich, so ganz, daß sich mit der modernen Sinnesweise antike Formabrundung zu vereinen scheint. Er besitzt neben der dramatischen Bewegung des handelnden Lebens die vollkommene Ruhe und besonnene Klarheit der Beobachtung und bietet nicht selten eine Steigerung der Scenen, die ein volles Drama in sich bergen. Béranger hat zwei Sangesweisen: Entweder enthüllt er eine Leidenschaft in ihrer vollen und nackten Kraft, und dann ist er stark und warm bis zur Gluth, oder — gewöhnlicher — er spielt in ironischer Schalkheit gleichsam Versteckens mit der ausgelegten Schwäche, und da ist er fein und witzig, seine Striche offne Geheimnisse; er lacht in die Faust und hat die bezaubernde Kraft seine Leser mitlachen zu machen, als wären sie im Verständniß eines anrüchigen Familiengeheimnisses oder einer blos gedeckten reinmenschlichen Schwäche.

Sein Lied geht eine stufenweise Entwicklung durch und bleibt doch immer ganz und unwandelbar bei und in sich.

Die erste Sammlung lebt noch völlig in den nächsten und niederen Kreisen des Volkes, denkt und fühlt sich in seine Neigungen, Begierden und Lächerlichkeiten hinein, schmiegt sich in seine Anschauungen mit ihren Ecken und Engen und überschreitet sie kaum. Sie giebt vollständig die Gesinnung, die Lust und Lebensweisheit eines frohen, freien, gutmüthigen, harmlosen, leichten und daneben im Ernste doch bis zum selbständigsten Widerstande festen, im Uebrigen in allen Zügen französischen Charakters. Sie bewegt sich im leichten und heiteren Lied auf den frei scherzenden Ton und mit allem Witze des Lachens — das vollkommene Abbild des Volkslebens mit seiner Gutmüthigkeit des Leichtsinns, seiner Ehrlichkeit und schäkernden Lebensmoral, die auch dem Fehler ein liebenswürdiges Lachen abgewinnt. So bleibt ihre Stimmung schalkhaft, lustig, ihr Feld das Lächerliche; in ernstem Ton gehalten ist eigentlich blos das vielerwähnte „Adieux de Marie Stuart", gefühlt, einfach und innig.

Doch mehr und mehr erweitert sich seine Anschauung, der Kreis seines Fühlens wird größer und greift in allgemeine Interessen über bis zum Völkerleben als solchem. Und damit wird er ernster. Das leichte, fröhliche Lied untermischt sich mit Gesängen, die bald rührend und tief gefühlt ans Idyllische, bald strengen Ernstes und mit großem und weitem Feld ans Epische streifen. Diesen Charakter trägt überwiegend die vierte Sammlung, die zweite und dritte theilen sich gleicherweis in die beiden Kreise. In dem Sinne geht schon die zweite weiter, den Blick öfter nach höheren Gegenständen richtend. Neben den aus dem Volksleben genommenen Gesängen finden sich bereits manche, die Politik und Regiment berühren. Das hervorstechendste Ereigniß, dem da seine spottende Bitterkeit sich zuwendet, bleibt die Besetzung von Paris durch die fremden Truppen mit ihren Folgen. Der Ton in diesen Stoffen ist noch überall derjenige des lachenden Spottes, der mit der Keckheit des freien Charakters bis zum Hohn auf das neue Regiment und dessen Schützer steigt. Dahin gehören außer vielen indirecten Beziehungen: „Les Gaulois et les Francs“, 1814; „L'opinion de ces demoiselles“, 1815; Züge zu dem damaligen Zustande Frankreichs in „Plus de politique“, 1815; „Complainte d'une de ces demoiselles“, 1816; die Folgen der Wirthschaft; „La cocarde blanche“, prächtige Satyre auf das Glück der Restauration durch die Fremden; „Les révérends pères“, 1819, schneidende Satyre auf das jesuitische Wesen, ihr Eindringen und Schulregiment; „Les adieux à la gloire“, 1820, schlagende Züge auf des Landes politischen Zustand: der Ruhm zerfällt in der Knechtschaft, Frankreich leidet. — Die vierte Sammlung scheint (wohl durch Verfolgung und Kerker) etwas von der sorglosen Heiterkeit der früheren Lieder eingebüßt zu haben, und ein gutes Theil der lustig spöttelnden Compositionen fühlt sich danach, jedoch büßt weder die Kraft noch die Frische noch die Freiheit der Gesinnung das Mindeste ein; es scheint hier mehr die zurückgehaltene, gestählte Kraft durch; die ernsten Dichtungen mehren sich, und unter ihnen einige der lieblichsten und gefühltesten. — Wenn in dieser späteren Tonart das Unbefangene, ungestört Kindliche des ersten Lachens, wie es mit dem Blicke der ausgesuchten Beobachtung, dem Talent einer charakteristischen und schlagenden Auffassung, der lebensvollen und glücklich treffenden Darstellung des Fabulisten oder Dramatikers die Charaktere des früheren,

leichten Liedes bildet, wenn auch dieses Lachen sich verliert, so entschädigt dafür mehr als zur Genüge die steigende Höhe der Ideen und Interessen.

Bérangers Lied hat in seinem Verlaufe nur gewonnen: es hat sich gereinigt, geadelt, erweitert, vertieft und geweiht.

Es ist nicht das kleinste Verdienst des Sängers, daß er (wie alle genialen Volksdichter) der französischen Lyrik die Kraft und Frische giebt, die nur aus dem freien Witze des Volksgeistes gezogen werden kann und nothwendig ist, um ein neues Lebenselement hineinzutragen. Eben so hoch und desselben Ursprungs ist sein Verdienst um die Freiheit, die er mit der Keckheit des Volksliedes gegen alles feile Hofschranzenthum und die hohe und niedere Polizei wahrt.

Die ganze Geburt seines Liedes entzündet sich oft nach einer kürzeren oder längeren Incubation an einem Wort in seinem Geiste, und Idee, Bild und Refrain springen als Eins heraus.

Von seinem Style sagt Sainte-Beuve: Er ist im Allgemeinen klar, rein, lebhaft, in richtige und unvorhergesehene Züge ausgespitzt. Zuweilen allerdings fehlt es ihm an Raum, und die Striche, die er anbringt, liegen zu dicht in einander. Die zu volle Strophe knarrt gewissermaßen unter der Fülle der Gedanken. Alte Wörter, eine bald aus Malice bald in Folge von Reimschwierigkeit eingetretene Dunkelheit, Manierirtheit und mythologisches Raffinement, mühsame und zu stark markirte Kürze hängen ihm an. Eine seiner Dichtung ganz eigenthümliche Erscheinung ist der fast vollständige Mangel an Bildern, Metaphern und uneigentlichen Ausdrücken; er bedient sich immer des verständlichsten und einfachsten directen Ausdrucks. Vers- und Strophenbau, ohne gerade reich oder irgendwie künstlich zu sein, da sie mit seiner ganzen Composition fertig und momentan aus seinem Geiste herausspringen, zeigen doch einen Wechsel, der jede Monotonie verbannt, und daneben eine gewisse durchaus sangmäßige Harmonie. Der größte Wechsel liegt in der Verschiedenheit der Verslängen, die bisweilen überraschend weit geht. Der Refrain giebt sich oft als Antistrophe. Die Metren sind fast immer dieselben leichten und hüpfenden, ohne Zwang und Strenge.

Der Refrain, eines seiner Hauptmittel, ist eine köstliche, ganz populäre Schöpfung, die selten ihre schlagende Wirkung verfehlt. Er giebt einen Rahmen, führt in sonorer Weise auf denselben schon

dagewesenen Grundgedanken zurück, ist ein sprechend dramatisirendes Element, das zuweilen eine volksthümlich melancholische Tonabklingung mitten in die Freude trägt und noch öfter die lächerlichsten Gegensätze in drolliger Weise sich controlliren macht. Sainte-Beuve schreibt ihm viele belebend gestaltende Kraft zu. Vorzüglich bezeichnend steht er u. a. in „Le sénateur" (die Ergebenheit des gehörnten Ehemannes), „L'âge futur" (schalkhaft neckisch auf die Weiber), „Le vieux célibataire", „L'ivrogne et sa femme" (köstlich), „Le soir des noces", „Le roi de Navarre" (kostbarer Contrast als Rath), „Psara" (bedeutsam). Ein einziges Lied entbehrt des Refrains. Entweder ist er ganz streng, d. h. er wiederholt genau denselben Vers, dasselbe Couplet ohne alle Modification, oder er geht Wandelungen ein. Wenn er dort den Sinn genau auf dieselbe Anschauungs- und Gefühlsstufe zurückführt, so folgt er hier den Fortschritten und Schwankungen derselben in der Weise, daß er sie einheitlich einer gemeinsamen Stimmung unterlegt. In der Trauer trägt er schon an sich etwas Klagendes, und sein specifisches Wesen ist das Schmelzende, Sehnsüchtige. Der Freude giebt er Rundung, Sammlung und schon dadurch Gradation. Immer umcirkelt er, schließt ein und ab und verinnerlicht zugleich. Es lohnt sich auf ihn einzutreten, der geradezu eines der ersten poetischen Mittel des vollendeten Volkssängers ist.

Ueberwiegend, ja fast exclusiv dem Menschen und seinem Leben in der Gegenwart zugewandt, aus der er mit vollen Zügen schöpft, hat Béranger nur selten Züge aus der Natur, und dabei hängt er an der Scholle, die er liebt und flüchtig malt; es sind die blühenden Bezirke, die freundlichen Landschaften, die Reben, Wäldchen und kleinen weißen Häuschen von Passy. Eben so selten wendet er sich rückwärts an die Geschichte, der er nur so weit folgt, als ihre Wallungen unmittelbar in die Gegenwart hinein sich verlaufen. Seine Moral hat das Gute, die Zufriedenheit der Beschränkung, die Genügsamkeit der Armuth, die Gutmüthigkeit und das herzliche Verzeihen und das Mittheilen vom eigenen Gute zu lehren; und auch wo sie über die Schnur haut, ist sie eine liebenswürdige, gutgesinnte Sünderin. Auch darin hat er viel Aehnliches mit Lafontaine. Sein Gott ist lächelnd, nachsichtig, läßt Viel sagen und geschehen, ein Gott ungefähr, wie Franklin sich ihn in Frankreich dachte, oder wie Voltaire ihn in seinen besten Momenten träumte. Die leichte Moral des: Leben und Lebenlassen

und Jeder nach seiner Weise wird von ihm nicht etwa gepredigt; sie springt aus seinen Figuren heraus, und die Figuren sind eben in der Zeit. Er birgt nicht selten unter dem Schalksgewand und der Schellenkappe eine ernste Lehre (so z. B. „Mes cheveux"), ohne die leiseste Andeutung einer boshaften Absicht zu verrathen. Er wirft lachend das Bild der Schwächen und Gebrechen so hin, daß seine Züge von selbst und sprechend genug gegen sich mahnen. Das ist die wahre Weise das Volk zu lehren; der trockne Schulmeisterton stößt es ab, der Ernst ermüdet es; es will wie die Kinder spielend und lachend lernen, es singt sich seine Moral ein.

Béranger entfaltet einen reichen und drolligen Markt des Lebens. Bald legt der caveau mit seinem lustigen Kränzchen und den Trinkliedern und Mädchen eine sprechende Parodie aus auf die steifledernen Reden und Formeln der Akademie; bald tritt die gaudriole weinselig und eichenbekränzt für die gute alte Zeit mit den lustigen Sitten und freien Worten ein; da hüpft Lisette im kurzen Röckchen den gutlaunigen Leichtsinn koketter Liebschaft ab, oder die Großmama wärmt sich behaglich an der Erinnerung ihrer neckischen Treulosigkeiten aus den grünen jungen Tagen, oder „la bacchante" reizt ihren Liebsten zu Wein und Genuß, dieses Bild eine antike Nacktheit der Naturkraft; Herr v. Habenichts tanzt mit der Heiterkeit des lachenden Proletariates von Kneipe zu Bude; Senator, Kammerherr und Schöngeist hüpfen ins Boudoir der Grisette, die sie um ihren Lohn beluxen („La bonne fille"); der alte Hagestolz lüstet nach den Reizen seiner Haushälterin; der Humpen im Schenkzimmer der leichtsinnigen Wirthin schäumt, die Gesellen jubeln, Herrin und Magd verkaufen ihre Gunst des Augenblickes, die Orgie tobt; Lisette schäkert, Frétillon saugt Banquier und Commis aus und verschenkt den Unterrock für ihre armen Liebhaber; der gehörnte Ehemann singt ein komisches Loblied auf die vornehme Bekanntschaft seiner Frau; der lustige Gesell hilft in der Weinbude ein Stück singen auf die ihn erwartenden Prügel von seiner tugendhaften Frau, die unterdeß vom Nachbar sich Corset und Unterrock ausziehen läßt; die Katze miaut nach dem Kater, und die Jungfer schaut nach dem Liebhaber aus; die alliirten Krieger verschenken ihr leicht gewonnen Gold an die weinberauschten jubelnden Pariser Dirnen; die gefällige Tänzerin hüpft mit der grauen Schwester in den Himmel hinein, dessen Thor Margot mit den dem Petrus gestohlenen Schlüsseln aller

Welt und der Hölle aufthut; der tappende Neuvermählte findet fluchend bei seiner jungen Frau den Vogel der Jungferschaft ausgeflogen: so viel für den gutmüthigen Skandal und die Sitten und Gebrechen einer reichen Zeit, drollig, ironisch, lachend oder höhnend, mit unschuldigem Anschein. Das Gemüthliche und Trauliche des Lebens faßt sich ihm in die Worte: Wein, Sang, Lieb' und Freundschaft. Der Wein ist der Gott der Lust, der Sang die freie, kecke Volksweise in Ernst und Scherz, die Liebe eine leichtgeschürzte, unbeständige, kokette, gutmüthige und lachende, immer etwas sinnliche Schöne aus der alten Väter Zeit und ohne alle neumodische Sentimentalität, à la mode de ma Mie et du bon roi Henri avant la nouvelle Héloïse et Werther, die Freundschaft der treue Handschlag in froher Stunde. Da setzt er sich in vergnügt bescheidener Fröhlichkeit mit wenigen guten Freunden an eine weinbesetzte Tafel, und das Vaudeville wird gefeiert, und der Witz sprüht, und leichte und ernste Reden wechseln in freier Gutmüthigkeit; oder wiederum klirrt der Becher, und die ungezierte Liebste schäkert in gefälliger Lust, und ein heiteres Lied ertönt. Da tanzt das frohe Dörflein in einträchtiger Gemüthlichkeit unter der alten Linde; da sprüht der Feuerheerd, und trauliche Erzählungen und Gespräche erwärmen das Herz; da klopft das Glück mit seinem Ruhm und Reichthum vergeblich an ihren heiteren Kreis, es wird nicht eingelassen, blüht aber bei der Muse und Liebe und dreht allem eitlen Wissen den Rücken, und der in hohen Kreisen Gescheiterte findet herzliche Theilnahme und neue Lebensfrische unter den einfachen zurückgezogenen Landleuten, selbst die Maitresse des abgelebten Großen mag zu neuem Leben bei den frischen, trinkenden Jünglingen einen neuen Liebsten suchen; ein herzliches Wohlwollen umfaßt die glücklichen Kreise, und über allen wacht lächelnd der Gott der guten Leute. So ist Bérangers gemüthliche Seite, sein Wesen das Wohlwollen des in der Beschränkung zufriedenen Glücklichen.

Dieselbe Ironie und Parodirung, aber unter den scherzenden Scenen auch denselben Ernst trägt Béranger aufs politische und Völkerleben über. In den früheren Gesängen hat ihn zunächst die Invasion der Fremden auf den französischen Boden beschäftigt, der er, zwar mit ironischer Bitterkeit, die lustige Seite abzugewinnen sucht, um mit Lachen zu trösten. Es ist die drollige Wirthschaft der fremden Truppen im Pariser Leben; und eben so verfolgt er das Glück der durch die Fremden

gebrachten Restauration. Seinen Spott reizen die verrosteten Ansprüche des zurückgekommenen Adels, die ihm die drolligsten Einfälle liefern („Le marquis de Carabas", 1816; „L'enfant de bonne maison"); seinen Zorn spornen die einzwängenden Gesetze, und er macht vor Allem der Censur offen und unerbittlich den Krieg („La censure", „Halte-là", „La faridondaine", Préface zur vierten Sammlung, eine lustig trauliche Anrede an seine Sänge, dem Vater nicht so viel Sorge und kein Geräusch zu machen wie die älteren Kinder, Hohn auf Censur und Polizei); seine Ironie wecken nach Innen die kleinlich egoistischen Kammerverhandlungen, nach Außen die eben so beschränkten europäischen Congresse und die Zwecke der heiligen Allianz (prächtig parodirt in „La mort de Christophe" von Haiti, 1820).

Bisweilen steigen ihm die Erinnerungen auf an Frankreichs Größe, und ein alter Soldat feiert die Napoleonische Heldenzeit; doch mehr beschäftigen ihn die Freiheit und die unabhängigen Männer, und bald sagt er ihnen ein lustiges Lebewohl, da diese Tugenden und ihre Träger in der jetzigen Zeit doch nicht recht fortkommen wollen; bald parodirt er die Gesetze gegen freie Schrift und freien Sang; bald findet seine weinselige Laune Alles gut, und es giebt keine Knechte und keine Bedrücker mehr, anderemale dagegen greift er mit dem Stolze des Freien direct die Fesseln und Hemmschuhe an und stellt die bornirten Schutzmaßregeln geistiger Douaniers dem Gelächter oder der Verwünschung preis.

Sein Gebahren ist auch hiebei dasselbe, seine Gemälde von der gleichen anschaulichen und packenden Wahrheit und Lebendigkeit: da petitioniren die Hunde von Stand nach Napoleons Fall um freien Eintritt in den Tuileriengarten; da taumeln die leichten Weiber von Paris vor Freude über die lustige Orgie der Soldatenwirthschaft oder klagen um 1816, daß das Handwerk nicht mehr geht und das Geld fehlt; da baumelt eine hochadelig rümpfnasige Marquise in gemein bürgerliche Liebschaften hinein („Le ventru", eine göttliche Parodie); der dickwanstige Deputirte opfert sich an den ministeriellen Diners („Le ventru aux élections de 1819"); die Myrmidonen theilen das Erbe des großen Achilles; eine kleine gute Fee baut ein Land des Segens, des Friedens, des Rechtes und Wohlwollens, und unterdeß instruirt der Polizeipräfect den Mouchard zur Ueberwachung der Gesänge; der Herr peitscht die Sklaven, die während seines Schlafes in seinem Weine sich berauschten,

dagegen feiert Amerika den Helden Lafayette, und die Brieftaube bringt Nachricht von Griechenlands Befreiung; ein berufener Congreß decretirt hohe Trauer um den geistesverwandten Negerkönig Christoph; endlich läuft die Muse dem nach St. Pélagie abziehenden Dichter weg und zur Grisette eines Präsidenten, und der Dichter selbst wird heiser über die neuen Gesetze der Censur und der Verdächtigen („L'enrhumé", köstliche Erfindung).

Besondere Auszeichnung mögen außer den früher genannten folgende Lieder verdienen: „Ma vocation", von Bedeutung, ein in seiner naiv auf fremde und die eigne Gebrechlichkeit scherzenden Weise fast rührendes Liedchen. „Le vieux ménétrier", 1815, freundlich herzliche Einladung zu Frieden und Fröhlichkeit von Ahn zu Enkel, liebliches Dorfbild. „Les deux soeurs de charité", ausgezeichnet, herrliche Lehre der Duldung und des Wohlwollens: ein gutes Herz und menschenfreundliches Unterstützen machen vor Gott auch die Leichtigkeit der Liebesfreuden verzeihen — Klosterschwester und Tänzerin. „L'hiver", allerliebstes Winterbild mit allen feinen Zügen des Traulichen bei der Freundin am Feuerheerd. „Mon habit", herzlich-gemüthliche Anrede an seinen alten Rock, erinnert an ein deutsches Volkslied. „La sainte alliance barbaresque", 1816, mit beißend satyrischen Zügen auf jedwede Knechtung. „Mon petit coin", Unzufriedenheit mit der Welt, Träumen in der Zurückgezogenheit, keckste Satyre auf der Völker Zustand und ihre Regierungen. „L'indépendant", treffende Züge auf sein eignes Wesen: Dürftigkeit und Freiheit. „La bonne vieille", gemüthlich-traulich, Bitte an die liebe Alte nach seinem Tode sein Andenken und seine Gesänge werth zu halten. „La petite fée", 1817, ein Land des Rechtes und der Freiheit in Segen, wieder feine Züge aufs eigne Land. „Judas", treffende Abfertigung eines schlechten Charakters. „Adieu à des amis", allerliebstes Scheideliedchen, Lebewohl auf Wiedersehn! „Les étoiles qui filent", liebliche, kindlich schöne Composition, die ablaufenden menschlichen Geschicke. „Les trembleurs ou mes adieux à Mr. Dupont de l'Eure", 1820, glänzende Anerkennung des edlen und frommen Mannes und ein in seiner subjectiven Fassung um so ergötzlicherer Spott auf die elenden Manteldreher (Gouvernementalen), die sogleich beim Schatten einer Verfolgung durch die Regierung solche Männer verlassen und vergessen. „Louis XI.", ein sprechendes Bild des Tyrannen. „Le 5 Mai 1821", eine Anerkennung auf den

großen Napoleon, die im Mund eines alten Soldaten etwas Rührendes hat. „L'épitaphe de ma muse“, eine für sein Wesen wichtige einfache Aufführung der Züge seines Gesanges, das Ende trefflich komisch. Eben so bezeichnend für sein Wesen: „Les conseils de Lise“, 1822, singe und bleibe frei ohne Amt. „L'ombre d'Anacréon“ und „Le pigeon messager“ gehen auf Griechenlands Befreiung. Demselben Kreis gehören an: „Psara“, Kriegsgesang der Ottomanen, die Wuth der Barbaren, bedeutsam der Refrain: „Les rois chrétiens ne nous vengeront pas“. Das Schlußstück „Le voyageur imaginaire“, Griechenland und seine Freiheit: da möcht' ich sterben. „Le tailleur et la fée“, auf Bérangers Jugend und Bestimmung. „La déesse“, auf eine Schöne, die in den Festen der Revolution Göttin der Freiheit gespielt: Alles ist hin, Jugend, Freiheit und Ruhm; eine vortreffliche Composition, mit voller Anerkennung der Größe jener Tage. „Le malade“, 1823, bewegt und gefühlt: Kehre zurück, meine Stimme; noch sind wieder Frühlingstage und Vergnügen, noch Ruhm und Triumphe der Freiheit zu singen, doch nein, wohl aber Märtyrer! „Le violon brisé“, eine herzinnige Klage des alten Dorfsängers, Gedanken an die trauten Tröstungen, die das alte treue Instrument ihm und dem Dorfe brachte. „Le chant du cosaque“, mit völlig angemessenen und treuen Zügen, der Stolz und die Wildheit der die Civilisation zertretenden Gewalt, die übergreifenden Ansprüche Rußlands. „Les hirondelles“, eine überaus zarte und innige Composition, rührend die klagende Erinnerung an Vaterland und Familie und die zagende Frage nach ihrem Geschick. „Le vieux sergent“, 1815, ein eben so rührendes Bild, der alte Krieger gepflegt im Kreise seiner Familie und begeistert aufgeweckt von den alten Siegeserinnerungen. „Le poète de cour“, 1824, drollig, der Liebsten, die er nicht mehr singen will, da Liebe, Freiheit, Ehre, Ruhm und Vaterland in der Zeit nicht mehr ausgegeben werden, treffende und schneidende Züge auf den Zeitegoismus. „Treize à table“, herzliche Gestaltung in der Weise einer Vision, der auch der Tod als freundliche Gestalt erscheint: Alles ruht in Gottes Hand!

Béranger ist Frankreichs freiester Sänger; der einzige, der gleich von Anfang an mit unbedingter Rückhaltlosigkeit die Unabhängigkeit des freien Charakters verehrt, bewahrt und gesungen; der einzige, der die Freiheit auch im Bettlerkleid erkannt und zur Göttin seines Herzens

erhoben; der einzige, der ohne alle angebornen und anerzogenen Vorurtheile oder Rückhalte gleich von vornherein mit republikanischer Freimüthigkeit und zugleich für solche aufgetreten; der einzige, der darum auch die wenigsten inneren Wandelungen durchgegangen und jederzeit als ganzer und voller Charakter ohne Furcht, ohne Rücksichten kecke Worte in die Bahn geworfen. Er vertritt nach dieser Seite ebensowohl als in den Neigungen und Liebhabereien seiner Muse das gallische Element seines Volkes. In diesen Grundzügen liegt die gültigste Erklärung für seine volksthümliche Beliebtheit; immer dem Volke gerecht, ihm immer verständlich, sein Freund und Vertreter, mußte er wie kein Anderer von ihm anerkannt und getragen werden. Eine Nation hat an des greisen Sängers Grab getrauert; der Fremde und der Kritik kann er nie dasselbe werden und gelten.

---

Neben diesen stark von den lauten Strebungen des Tages bestimmten Naturen sind es noch zwei weibliche Talente, die der Natur ihres Geschlechtes gemäß mit ihrem Liede ganz ins stille Eigenleben des weiblichen Herzens einführen.

## Madame Desbordes-Valmore.

Schwerlich giebt es eine zweite schriftstellerische Gestalt, bei welcher wie bei diesem vollendeten Weibe Dichtung und Leben so vollkommen identisch sind; jene ist nichts Anderes als das in Verse ergossene Schicksal, ein Grund, warum hier ausnahmsweis auf dieses eingetreten werden mag.

Ein Unglückskind, war Madame Desbordes-Valmore die Tochter eines Wappenmalers, geb. zu Douai um 1787, schon früh schwer geprüft. Der Vater verliert in Folge der Revolution seinen Erwerb, die Familie sinkt ins Elend; die schöne, blonde, kühne Mutter geht nach Amerika eine reiche Verwandte aufzusuchen, findet diese aus ihren Besitzungen vertrieben, die Colonie empört, stirbt 41 Jahre alt am gelben Fieber. Das arme Kind, allein von vier Geschwistern mitgegangen, wird von Schiff zu Schiff transportirt und zurückgeführt. Sie wird Sängerin, kommt ans Theater Feydeau, wo sie mit dem 16. Jahre sociétaire wird, zieht 24 Francs im Monat und kämpft mit furchtbarer Armuth; im Interesse der Familie entsagt sie der

Zukunft, kehrt in die Provinz zurück, muß mit dem zwanzigsten Jahre wegen Krankheit den Gesang aufgeben und beginnt nun aus wahrer innerer Bewegung zu schreiben. So viel berichtet sie selbst über eine traurige Jugend. Später verheirathet sie sich aus inniger Liebe, wird getäuscht, Mutter, verlassen, liebt fort und immer, und diese Liebe bildet den langen melancholischen Athemzug ihres trauernden Lebens und ihrer wehmüthigen Lieder.

In den früheren Poesien, namentlich den Idyllen, giebt sie sich dem Schäfergeschmack und der Allegorie hin und theilt alle ihre Schwächen. In der Erzählung und Beschreibung wird sie leicht kleinlich und unbedeutend süßlich. In der leidenschaftlichen Elegie, wo sie die ewige Klage ihres Herzens ausgießt, entfaltet sie rein und einfach die Poesie des weiblichen Gefühls, der Liebe und der Thränen, instinctiv, zart, gerührt, von allen Anfällen erschüttert, mit dem Zauber der enttäuschten Liebe, völlig gebrochen und melancholisch bleich, fern von Kunst und Schule, die den späteren „Pleurs" schadet, welche von der Lectüre, zunächst der anderen französischen Dichter, gefärbt, ein weiteres Feld, neue, somit fremde Farben anziehen wollen, lebhafter und zugleich dunkler, mit mehr minutiösem Glanz. Es ist die ins Herz einschleichende, irrende, ins Unendliche hinausgehende Klage, der ewige Refrain ihres Herzens, immer gleich, trüb, harmonisch, mit engem Kreise, bisweilen mit einem plötzlich einfallenden Schmerzenston einschneidend, bald sanft, bald ungestüm, religiös gehoben, segnend im Unglück.

Das einleitende Gedicht „L'arbrisseau" faßt in seinen Zeilen sowohl eine sprechende Allegorie des Geschickes der Dichterin, dessen Düster nur durch einen bald erlöschenden Liebesstrahl erhellt ward, als auch die Züge ihres Gemüthes und ihres Dichtens. „La tristesse est rêveuse, et je rêve souvent", diesen ersten Vers möchte man ihren Gedichten als Devise setzen; „il fait froid aux lieux qu'Amour fuit", das ist der Denkvers ihres Herzens, die Grabschrift ihres kurzen Glückes, der Trauerton, der ihr die gefühltesten Melodien eingehaucht hat. — Liebe, und immer Liebe, unter allen Gestalten, in allen Abstufungen, und weit überwiegend das Schmerzhafte, Bezwingende und Sehnende dieses Gefühls und das Unglück in seiner Verschmähung: das Frauenherz in diesen Schwingungen ist Object all ihrer Dichtung wie Sein und Wesen all ihres inneren Lebens; auch jene giebt zu dieser Welt und ihren Gefühlen das bloße Accessit. So ist einer ihrer besonderen

Züge, daß das vorahnende Keimen dieses Gefühls und zwar in der Form der peinlichen Unruhe und des Schmerzes, als läge schon die umschleierte Zukunft des Verlassenseins in ihm vorbereitet, oft und öfter Gegenstand ihres Träumens ist. Von da ab durchschreitet das Gefühl alle Stufen bis zur herzbezwingenden Oede der unerbittlich aufgegebenen Gattin und Mutter, die ihren bangen Schrei ins Leere hinausschickt. Im eigenthümlichen Wesen des vollendet weiblichen Gemüthes liegt es, die Trauer über das Schicksal ihres Herzens in sich fest zu halten, den schweren Traum lebenlang zu träumen, man möchte sagen, sich von seiner Wermuth zu nähren und diesen dunklen Schleier über die Natur zu werfen, deren Objecte ihr den Reflex ihrer Stimmung wiedergeben; das Windessäuseln in den Weiden, das Wellengeflüster im Bach, ihrem Gemüthe so vertraut, ihrem Geiste so verständlich, künden ihr Nichts als klagende Liebestrauer. Erst schmiegt sie sich kindlich an die Natur, klammert sich an ihre traute Stille, ist ihr verwandt; sie lebt ganz mit ihrer nächsten, traulichsten, einfachsten, verständlichsten Naturumgebung, und ihre Dichtung giebt als deren Laute wieder, was im Grund ihr eignes träumendes Herz als Klageton ins Naturleben hineingießt. Doch mehr und mehr werden in ihren Liedern die Züge des äußeren Naturlebens selten, und wie der Schmerz der verrathenen Liebe ihr überherrschendes, ja einziges Gefühl wird, da lebt sie fast nur noch in und mit ihrer Stimmung, deren Ausdruck ihr Nächstes, ja Liebstes wird. In ihrer nur noch auf den Einen Ton anklingenden Seele geht ein fortwährendes trauerangeschlagenes Tönen durch, dessen Natur man mit dem Worte tressaillir bezeichnen möchte. Wieder ein ächt weiblicher Zug liegt darin, daß ihr die Träume und Ahnungen in die Zukunft zeigen, und daß sie, wenn auch im Grunde hoffnungslos, doch immer wieder die Zukunft verfolgt, sei's mit ihrem Schmerz, sei's mit pochender, selten und schwach in Hoffnung übergehender Erwartung. — Immer ist die äußere Natur zu dieser ihrer inneren Welt das bloße Zubehör; sie faßt von ihr die nahesten, einfachsten Eindrücke und geht in weiblicher Weise auf die kleinen Züge ein, deren Detail sie entfaltet. Im Gefühlsausdruck ist sie durchaus persönlich, ergriffen, warm bis zur Begeisterung der Wehmuth und Trauer; daher die öfteren, gleichsam unwillkürlich und plötzlich aus dem Herzen dringenden Ausrufe. Das Gefühl des ungerechten Unglücks drückt so schwer auf sie, daß sie nur selten ihren Blick getröstet nach oben richtet.

Die Idylles haben, wie das bei ihnen fast immer so ist, kaum etwas Besonderes und Individuelles; es sind die alten abgelebten Geßnerschen Figuren bis auf die Namen herunter, dasselbe Schäkern und Fragen und Verlangen und Suchen und Meiden des Liebesspieles. Diese Form mit ihrer fingirten Welt konnte eben darum dem rein und ganz individuellen Talente nicht Raum geben sich in seinen wahren Tönen auszuleben. Die Natur freilich in ihrem einfachsten Ausdrucke faßt sie auch da wahr. In den seltenen Stücken, wo der Kreis der Familie, wo die Gattin und Mutter unter ihren Kindern vor ihrem Geiste steht („La jeune épouse", „Le soir d'été"), da spricht ihr Herz seine Sprache rein wie aus Kindermund.

Die Elégies sind unendlich einfach, so sehr, daß sie oft leer werden; ihr Werth liegt darin, daß sie der rein gefühlte Ausdruck ihrer Herzensstimmung sind, immer derselben; aber das ist auch ihre Klippe: das Gefühl ist so prädominirend geworden, daß es das Bewußtsein des äußeren Lebens großentheils aufzehrt und nur dem engen Ausdrucke der Augenblickswallung Raum läßt; so sind auch die äußeren Naturzüge selten. Es ist nicht einmal der Heerd, es ist nicht das Leben in Haus und Hof, selten auch nur die Familie; es ist nur das Wogen des Herzens in seinem directesten Ausdrucke, das Leben hat sich in den kleinsten Raum zusammengezogen. Es kann nicht anders sein, daß bei einem Talente zweiten Ranges, das nicht mit der kühnen Gewalt des Schwunges die psychologischen Tiefen zu enthüllen und gleich Victor Hugo irgendein Gefühl bis ins Bewältigende, ja ins Grauen zu verfolgen wagt — und Madame Desbordes kann das schon darum nicht, weil ihr eigen Herz zu sehr angegriffen, ihre Poesie gar zu subjectiv ist: — es kann nicht anders sein, daß der immer wiederkehrende Ausdruck des nämlichen Gefühls ohne Kraft, ohne allen Schmuck, ja ohne dessen Ahnung, nur mit der Wehmuth der Träumerei ausgestattet, etwas Monotones annimmt. So kommen oft bloße Ausrufe vor, so häufig gleichsam Selbsterzählungen der Seele an sich, deren einziges Verdienst die naive, reine, gefühlte Herzlichkeit ist, deren Nacktheit aber kaum den Vers erträgt. Der gewöhnliche Ton, da wo er nicht einen kräftigeren und höheren Aufschwung nimmt, hat — in weiblicher Weise — etwas plaudernd Erzählendes, das die auf- und abwallenden Momente ihres Fühlens sich selber, den Gespielen, den Musen, ja den Tönen und Farben um sie her traulich-

gemächlich auseinandersetzt. Diese Manier ermangelt der Kraft und Färbung des Talentes, das sich im Ausdrucke durch das Herz nicht völlig ersetzt. Die Züge aus dem Naturleben haben etwas Trauliches, ja Herzliches. Wenn sich das Gefühl in einem plötzlich aufschreckenden, wie unwillkürlich entschlüpften Rufe Luft macht, dann wird sie kräftig und ergreifend. So finden sich bei ihr von jenen Lauten, in denen das Herz gleichsam sich selber überrascht und aufschreckt, — das unverkennbarste Merkzeichen tief empfundenen Schmerzes, der Druck des innerlichen Leidens, dessen höchste Pressung wie in einem Ach! sich Luft macht. Diese einfachsten Rufe des Sehnens, des Verlustes, der Herzenseinsamkeit, des unendlichen Leides erschüttern bei ihr tief; sie sind die nächtlichen Wachtrufe ans Menschenherz. So die Schlüsse in „A l'amour“, „Elégie V“, heftig bewegte Apostrophen in „L'indiscret“. — Diese Elegien lassen sich mit Petrarcas Sonetten zusammenhalten, die an Kunst mehr haben was jene wohl an Wahrheit.

Romances: Es ist schwer einzusehen, mit welchem Rechte diese kleinen Dichtungen ohne Composition, ohne fortlaufenden Gang, ja meist kaum mit einer Ahnung von untergelegter Handlung Romanzen heißen. Es sind kurze, unbedeutende Liedchen über denselben Stoff wie die Elegien, aber bei Weitem nicht von der Bedeutung wie diese, schon darum nicht, weil zu viel Spielendes in ihnen liegt. Ein großer Theil nimmt in seinen kurzen, springenden Versen eine Leichtigkeit an, die zu dem schmelzenden Gefühl nicht paßt und seinen Ernst schwächt. Auch jene dem Herzen entpreßten rührenden Laute sind hier seltener, dagegen einige sonst ihr fremde Stoffe mit besonderem Geschick gelungen.

Contes. Es sind Fabeln, darunter mehrfache Nachahmungen, ohne Bedeutung und in ein nicht zusammengehaltenes Detail kleinlicher Züge verloren.

Poésies diverses. Ohne besonderen Charakter, einige Nachahmungen.

Madame Desbordes-Valmore will bisweilen den ganz volksthümlichen Ton anstreben, sucht ihn aber mehr in gewissen Nachlässigkeiten und Gleichgültigkeiten des Styls. Selten gebraucht sie den Refrain, nirgends mit mehr Geschick als in dem wunderlieblichen, voll abtönenden „Le vieux crieur du Rhône“; in ähnlicher Weise wiederholt sie etwa zu Ende der Strophe den ersten Halbvers; beide Weisen bezeichnen ein völlig im Wesen der Dichterin liegendes Rückgehen auf dasselbe

Gefühl. Sie unterflicht ihre Poesien mit ganz einfachen, Allen verständlichen Sentenzen und allgemeinen Aussprüchen über Glück und Unglück des Lebens. Alles, was die äußere Ausstattung und Ausarbeitung betrifft, geht nicht über das Allererste und Nothwendigste hinaus; ohne allen Aufwand von Kunst, man möchte sagen ohne Bewußtsein einer solchen, gießt sie ihr herrschendes Gefühl aus. Der ganze Bau ihrer Lieder ist übereinstimmend mit demjenigen der Fabel bei den Franzosen. Sie bewegt sich in ungebundener Weise und wechselt z. B. frei mit den Verslängen und der Reimverschlingung. Nach letzterer könnte man oft auf Strophen schließen, die jedoch durch kein anderes Zeichen als solche sich abgrenzen, und so ist denn der größere Theil ihrer Gedichte strophisch nicht abgetheilt. Diese Manier hat etwas dem Laufe des inneren Gespräches, als welches die meisten ihrer Stimmungsentfaltungen sich geben, durchaus Gemäßes, während die Strophe zu strengerem Abschluß nach Innen und Außen anhält.

Zu nennen sind: „Son image", kindlich volksthümlich. „A l'amour", mit Kraft im Zürnen und Sehnen. „Le souvenir", gefühlt, einfach, tief. „Le printemps", eindringlich; in den Naturzügen und ihrem Wechsel nach der inneren Bewegung liegt eine ansprechende Harmonie. „L'indiscret" mit einer Reihe kräftig aus dem gepreßten Herzen hervorbrechender Apostrophen. „Le rêve de mon enfant", die Mutter und ihr sterbend Kind, ergreifend, einfach, wahr, tief empfunden. „Le vieux crieur du Rhône", eine treffliche, in ihrer durchgefühlten Einfachheit erschütternde Composition, der widerhallende Ruf nach dem verlornen Kinde weckt eine eigne Melancholie; die „Suite" ist verwirrter, gesuchter, von weniger packender Wahrheit. „Je dormais" ist rührend, wieder dem Herzen entstammt. „Un moment" gepreßt, liebeschmerzend; die resignirende Bitte nur um einen Augenblick hat etwas Rührendes, das der Refrain steigert. „La veillée du Nègre", eine glückliche, tief ansprechende Composition, im Tone Victor Hugo's „Grand'mère" verwandt; der Refrain mit seinem versteckten Todesruf ist bedeutsam; die Züge der Natur und das Herz des Alten stimmen wunderbar zusammen; es ist ein lebendes, sanft bewegendes Bild der Treue, bedeutsam auch als ein sonst ihr fremder Ton.. „Chant d'une jeune esclave", seltsame Composition. „Le berceau d'Hélène", bewegte Jugenderinnerung, alle kleinen Züge des Kinderglückes mit dem Unglück als Vogelsteller hinter sich.

Selten ist durchgehender das subjectivste Leben in den engsten Kreis der Träumerei zusammengezogen, die individuellste Vertiefung ins Schmerzgefühl so sehr zum Inhalt eines ganzen Lebens geworden, als in dieser auf den Einen Ton der schmerzlich verlassenen Liebe gestimmten Seele, die selbst Nichts ist als ein fortwährend abklingendes Instrument der Trauer.

## Madame Tastu
### (Sabine Casimire Amable Voïart)

ist ein von dem vorigen sehr verschiedenes Talent, von mehr Form, aber weniger tief gehendem Gefühl.

Wenn Frauen überhaupt seltener dazu kommen, sich über das ihnen individuell Gebotene zu erheben, so liegt auch hier die nothwendige Differenz schon in Geburt, Erziehung und Schicksal der beiden Dichterinnen ausgesprochen. Es sind das Elemente, die bei weiblichen Talenten immer in erster Linie mitsprechen und darum auch immer bei ihrer Betrachtung abgewogen werden müssen.

Madame Tastu ist geboren in Metz, aus einer Familie, die der durch die Revolution gehobenen Bourgeoisie angehört, und von einer Mutter, die wahre poetische Anlage mit einem ernsten und hohen Charakter verband. Von ihr hat die Tochter den richtig urtheilenden, entschlossenen, etwas männlichen Sinn, den wohl unterrichteten Kopf, die Correctheit und Consequenz in ihrem Wesen. — Sie entwickelte sich früh, verschlang die Bücher, verlor im siebenten Jahr die geliebte Mutter und kehrte mit ihrem Vater nach Paris zurück. Das Lesen und die Träumereien einer in sich concentrirten Existenz griffen sie an, und im elften Jahr erkrankt, blieb sie lange leidend. Leidenschaftlich, ja heftig, erzog sie sich selbst in einer strengen und leidenschaftlichen Disciplin. Sie dichtete Idyllen, zuerst natürlich mit stark mythologischer Sprache, enthüllte aber bald wahres Talent. 1816 verheirathet, zog sie in den Süden (nach Perpignan), wo sie über vier Jahre blieb; glücklich als Gattin und Mutter, war doch ihr Glanzmoment als Dichterin, nur einmal erschlossen, bereits vorüber. So früher. Dagegen die zweite Sammlung ihrer Poesien zeigt ihr Herz zu tief vom Schmerze der durchs Unglück auferlegten Entsagung durchfurcht, um noch rein und klar poetisch zu bewegen. Ihr größtes Stück: „Peau d'âne", ist ein

socialer Mythus, der die Geschicke des Zeitalters der Prosa und der allzusehr in die Prosa des Lebens zurückgedrängten Dichterin wiedergeben will, aber der Gedanke in seiner Umkleidung ergreift sich schwer. Politisch flüchtet sie in eine sociale Zukunft. Unter den früheren ist „L'ange gardien" ihr Hauptwerk; von da an fällt sie mehr und mehr in die Melancholie der trauernden Erinnerung ans Vergangene, gelindert durch die Entsagung, und die kurzen Stücke, in denen ihre Seele unverhüllt durchscheint, sind rührend.

Die Tastu ist eines der minderen Talente, welche mehr in sich tragen, als sie auszudrücken wissen und deßhalb nur ganz selten zur poetisch gestalteten Wiedergabe dessen gelangen, was sie eigentlich wollen, wie sie selbst sagt „une lutte intime d'ardents pensers et de frêles accords", oder wie Sainte-Beuve beifügt: „Un de ces talents inférieurs à leur sensibilité, d'une expression bien souvent en deça de l'émotion, de ces talents qui ne parviennent à rendre ce qu'ils veulent que rarement, et une fois dans leur vie peut-être"; übrigens von vieler Richtigkeit des Sinnes und der Anschauung und mit einem räsonnirenden Zuge; wo am innigsten, da giebt sie vibrirende Accorde wieder von weiblicher Zartheit.

Sie hat ihr Talent am besten selbst in folgender Strophe an Victor Hugo geschildert:

> Heureux qui, dans l'essor d'une verve facile,
> Soumet à ses pensées un langage docile;
> Qui ne sent point sa voix expirer dans son sein,
> Ni la lyre impuissante échapper à sa main,
> Et, cherchant cet accord où l'âme se révèle,
> Jamais n'a du maudire une note rebelle! . . .
> Hélas! ce n'est pas moi! . . . D'un cri de liberté
> Jamais, comme mon coeur, mon vers n'a palpité;
> Jamais le rhythme heureux, la cadence constante
> N'ont traduit ma pensée au gré de mon attente;
> Jamais les pleurs réels à mes yeux arrachés
> N'ont pu mouiller ces chants de ma veine épanchés!

---

So die französische Lyrik dieser Jahre. Neben ihr ist, beträchtlich schwächer, einzig noch das Genre des Romans in der **Novellendichtung** vertreten, und zwar durch zwei Curiosa von Talenten, schwer qualificirbare Naturen, nach Delatouche die ersten Vertreter der Romantik,

bereits so excentrisch als irgendwelche Köpfe dieser an Uebergriffen so reichen Schule.

## Charles Nodier

ist eine proteusartige Figur, schwer zu begreifen, nicht zu fixiren; ein Talent, das sich in Dichtung und Studie mit keckem Muth an Alles macht, was seine umfassende Natur versucht. Wie er in der Wissenschaft die allerverschiedensten Zweige — Philologie und Zoologie — mit überraschendem Reichthum der Kenntnisse vertritt, aber oft nur, um aus ihnen die buntesten Paradoxien zusammenzusetzen, so handelt er auch als Schriftsteller, man mag nicht gerade sagen nach Launen, aber nach den wechselvollen Eingebungen einer unstäten (remuant) Natur. Er giebt überall nur unendlich kleine Parcellchen von sich, in denen er dem Leser scheint entwischen oder ihn mystificiren zu wollen, obgleich der Grundton seines Wesens überall derselbe bleibt. Wie er Vieles angegriffen und mit jugendlichem Feuer immer bis auf einen gewissen Punkt geführt hat, meist um diese Studien im Detail und als Curiosen zu verwerthen und dann liegen zu lassen: so hat er sehr viel und Verschiedenartiges geschrieben, aber fast ausschließlich kleinere Sachen, welche dem freien Spiel und augenblicklichen Wechsel offenen Raum lassen. Seine schriftstellerische Thätigkeit bietet zwei Seiten: einmal wirft sie sich auf rein wissenschaftliche (philologische) Arbeiten, dann greift er das speciell literarische Feld auf den verschiedensten Punkten an. Hier sind seine Phantasien chimärisch, die Combinationen willkürlich, die Compositionen durch unaufhörliche Gedankensprünge auseinandergeworfen, Sprache und Anschauungen und Ideen oft gargantua-pantagruelisch. Die Seite des französischen esprit, die er vertritt, hat mehr etwas Deutsches, zumal in den novellenartigen Schriften, die mit dem Humor treiben und ihn halb todt jagen. Sein Gemüthsleben stellt ebenso zwei divergente Seiten gleich ausgesprochen dar: eine hervorstechende Gutmüthigkeit und Wärme und neben ihr die überall herausguckende Neigung zum Spott, in den er sein eigen Wesen und Treiben mit herein zieht — eine fortlaufende Selbstironie; das Talent wiederum zwei gleich widerstrebende: einmal eine traumhafte, kecke, mysteriöse Phantasiewelt, deren Gebilde nach dem Ungewöhnlichen oder gar Unmöglichen umsäumt und colorirt sind (zeichnen

kann Nodier nicht); dann eine mosaikartige, philologische, aus den Magazinen der Kritik und Gelehrsamkeit das Allerwunderlichste in baroker und überladener Sprache aufthürmende Zusammentragung, eine ungeheure Menge von Reminiscenzen und launig verwendeten Erinnerungen aus den verschiedensten Fächern des Wissens, also classisch angezogene Romantik und reflectirte Phantastik, beide die Ausgeburt des classisch gebildeten Geistes mit den romantischen Hängen. Einer der ersten unter den Romantikern, ahnte er mehr, als daß er klar gesehen hätte, die Merkzeichen und Erfordernisse einer neuen Literaturgestaltung. Fast überall spielen ironische Beziehungen zu literarischen Streitfragen mit. Seine Schriften sind kaum zu classificiren; was soll man z. B. machen aus den humoristischen Träumereien und auch Spielereien in „Le roi de Bohême et ses sept châteaux“ von 1830? Eine parenthetisch und in fortlaufenden Sprüngen und Unterbrechungen hingeworfene, in Parallelen sich bewegende Schreibweise; ein ungeheurer Aufwand von gleichsinnigen oder gleichtönenden Worten und Wendungen, deren Formen aus einer eben so unerschöpflichen Rüstkammer des philologischen Wissens antiker und moderner Bildung genommen sind, wie die Bedeutungen aus allerlei Arsenalen wunderlicher Studien, namentlich wieder zoologischen. Nach der Seite erinnert Charles Nodier an Jean Paul, dessen auf Contraste gebauter Witz aber sprühender ist als der nach Analogien greifende und mehr als neckischer Kobold sich geberdende Humor des Franzosen. Massenhafte, dem Leser keineswegs immer verständliche literarische Anspielungen ziehen hindurch. Die Manier ist fast immer dieselbe; das Humoristische nimmt seine eigne Form in einer Menge einander parallel stehender, kurz hingeworfener, launiger Hypothesen, Suppositionen und Anführungen — eine Manier, die, wie geistreich sie auch sein mag, doch in die Länge ihr Pikantes verliert. Ueberdies hört jedes Verständniß auf. So sinken im „Roi de Bohême“ die beiden Episoden von dem Blinden und dem treuen Hunde, die vielleicht in der That die zwei verschiedenen Schreibweisen, naiv und sentimental, vertreten sollen, förmlich unter in einem völlig incohärenten Chaos von Launen, Witzen und humoristisch-ironischen Einfällen. Jene consequent fortlaufende Reflexion geleitet auch seine Märchenphantasien, bis zum Störenden in die Poesiewelt eingreifend; eine bestimmte Logik des Phantastischen steht ihm zu Gebote. So hat die frei phantastische Wunderwelt seines

Märchens „La fée aux miettes" eigentlich keinen weiteren Anstrich des Wunderbaren an als ihre ganze Existenz. Seltsam, wie dieser selbe Geist auch naives Gefühl offenbaren kann, das sich in fast sentimentaler Weise an die einfachsten und primitivsten Empfindungen ländlichen Lebens hingiebt und ihre nicht reflectirte Ruhe wahrt; und daneben eben so unreflectirten, ja phantastischen Idealismus, der nach Art einer mehr und mehr verschwindenden Volksanschauung auf Prädestination und Revolution oder auf Visionen vom Jenseits ausgeht, mit einem Anflug, den man als Erbauung bezeichnen könnte. So die beiden Novellen „La neuvaine de la chandeleur" und „Lydie ou la résurrection". Die Phantasie ist, ihre bizarren Anhängsel abgerechnet, manchmal eine recht freundliche, mit der Unterlage kernhaft gesunder Anschauung über wahres Lebensglück. Seine Gestalten aber und noch mehr die Handlung, so viel deren da ist, entbehren alles realen Lebens.

## Marie Henri Beyle,

in den verschiedensten Beschäftigungen und Lebensformen unstet umhergeworfen, nach allerlei ästhetisch-kritisch-kunsthistorischen Studien gebildet und eben so Vielerlei und sehr Verschiedenes, besonders Kunst- und Sittengeschichtliches, schreibend, ist eine Art Fragment, so einheitlos und bizarr als Irgendeiner. Einseitig gebildet, skeptisch, das ganze Leben hindurch einer künstlichen Originalität nachjagend, so daß diese Manie ihm zweite Natur wurde, der Richtung der Encyklopädisten zugethan, offen sensualistisch oder besser gesagt medicinisch-materialistisch, lebt er gemäß der früh eingesogenen Lehre des Helvetius „Die Selbstsucht ist die Triebfeder aller menschlichen Handlungen"; der flüchtige Augenblick ist ihm je das Bestimmende, die Zukunft das Nichts. Dem leichten Lebemann ward Italien, wo er zuerst vom Zwang des elterlichen Hauses freigeworden, das Land der Lieblingsneigung, er selbst italienisirter Franzose.

Beyle ist ein schon vollständig revolutionärer Romantiker, der in die volle Wildheit der bald danach übermächtig werdenden Romanperiode einführt, originell und geistreich, ja voll von nutzlosem esprit, der ihn antreibt in affectirtester Weise eine sogenannte primitive Natur zu verfolgen und absolut zusammenhangslos, systematisch überraschend

ein erzwungenes Scheinleben der pikanten Eitelkeit darzustellen, parador aus Absicht und Laune, voll von bitterem Witz und gezwungener Bewegung, ergeht er sich in zerstückelten Bizarrerien, die nirgends einen Faden oder eine Gestaltung durchblicken lassen, maliciös, nonchalant bis zum Cynischen, gegen das falsche, aber auch gegen das wahre Pathos gewendet, in mathematischen Analysen der psychologischen Begriffe und einem sehr gefeilten Styl, der überall antiakademisch sein sollte.

Ernstlich fortgesetzte Studien hat er selten an einen Gegenstand verwendet. Die „Geschichte der italienischen Malerei“ gilt für am sorgfältigsten ausgearbeitet, das „Leben Rossinis“ am ehesten als gediegen. Seine Reiseskizzen sind geistvoll; er ist darin der französische Heine. Unter den Romanen wurde „Le Rouge et le Noir“ 1830 mit dem größten Aufsehen aufgenommen.

Nach dem von ihm vertretenen Genre würde Beyle der Periode der Julirevolution zufallen, der er aber zeitlich fast mit dem ganzen Gewichte seines schriftstellerischen Wirkens voraufgeht. Der ihm nächst verwandte Mérimée dagegen mag, so bedeutsam auch die bereits in diese Jahre fallenden Kundgebungen seiner Muse sind, doch füglich der an Erzeugnissen seiner Feder noch reicheren Folgezeit zugewiesen werden.

---

Die deutsche und die französische Literatur sind die einzigen nennenswerthen. Die **italienische** hat blos zwei gerad' auf ihrer Höhe stehende Talente, das erste ohnehin mit der Beschränkung, daß ein höchst nennenswerther Theil seiner Werke bereits früher fällt, das zweite überhaupt mit weniger Erzeugnissen seiner Muse. Noch ärmer an großen Talenten ist die englische. Beide zusammengenommen, sind einzig das Lied und der Roman vertreten.

## Alessandro Manzoni.

Deutlich scheiden sich unter den hervorragenden Geistern, welche die literarische, wissenschaftliche und in der Folge auch die politische Wiedergeburt Italiens bereitet haben, zwei Gruppen aus, beide zwar vereinigt in dem tief trauernden Gefühl von dem Fall ihres Landes und Volkes, aber getrennt in den Anschauungen über die Mittel und

die Zeit für eine neue Auferstehung. Am klarsten und schärfsten zeichnet sich dieser Gegensatz unter den Dichtern; wir könnten die einen, entschiedene und heftige Naturen, auf sich stehend, die Dichter der That, die anderen, weichere und mehr sinnige Gemüther, an Religion und Kirche sich lehnend, die Sänger der Duldung heißen. Der hervorragendste unter den letzteren ist der wohl nach einer ausgezeichneten Mutter geartete Graf Alessandro Manzoni, und seine „Inni sacri“ von 1810, mit denen er eine neue Art Lyrik geschaffen, sind der vollendetste Ausdruck jener Ergebung, welche an die Gerechtigkeit des Himmels appellirt. Danach hat er selber, der eifrige Katholik, gelebt, später lang' in strenger Abgeschiedenheit.

Früh schon hat Manzoni nach dem Sängerruhm unter den Fahnen seines Vaterlandes gestrebt, und er hat ihn in hohem Grad erreicht; die Jahre von 1810 bis nach 1830 bezeichnen seine literarische Wirkungszeit, die sich mit gleich viel Ruhm ins Drama, die Lyrik und den Roman theilt. — In dem selbst unter Deutschen und Engländern mit großer Anerkennung aufgenommenen Drama „Il Conte di Carmagnola“ warf er (1820) zuerst die Fesseln der französischen Schule ab, bewegte sich überhaupt mit Freiheit und Adel und gebrauchte hier und in den folgenden „Adelchi“ mit Auszeichnung die Chöre.

Den strictesten Ausdruck hat sein Wesen genommen in dem berühmtesten Werke von 1827, mit dem wir passend erachteten den Autor erst einzuführen. „I promessi sposi“ haben überdies den historischen Roman in der italienischen Literatur eingebürgert. Auch in diesem unvergleichlichen Gemälde von dem Leben des italienischen Landvolks im 17. Jahrhundert herrscht eine Sprache, die sich mit einer seltenen ruhigen Klarheit durch die Zeiten der Unterdrückung, des Hungers und der Pest hindurchbewegt und etwas Einschmeichelnd-Besänftigendes hat, als wäre sie eingegeben von jener wunderbaren religiösen Ruhe, die durch ihr demüthiges Ergeben die Welt besiegt. Obgleich der Roman mit keiner Silbe von dem Boden seiner Erzählung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts abgeht, ist gleichwohl begreiflich, wie man in ihm die zwiefache Tendenz herausgestellt hat: einmal der passiven Ergebung ans Schicksal, als directen Gegensatz zu den neuen Revolutionären, die eine Gewalterhebung ihres Volkes gegen die Fremdherrschaft predigten, dann des Erhebens der hierarchischen Macht als der versöhnenden und mildthätigen Schützerin in allem

Erdenleid. In der That, das Bild, das der Dichter von der milden und besonnen thätigen Liebe des Paters Christoforo und der demüthig mächtigen Hoheit des großen Cardinals Borromeo entwirft, ist so freundlich und ans Herz sprechend in den reinsten Strichen des Evangeliums gehalten, daß es gefangennimmt und die Hingabe an diese Kirche sich als natürlicher Act des Humanismus selbst giebt. Es ist selten mit einer natürlicheren und mehr von selbst bewältigenden Begeisterung das Dulden und Verzeihen, das opfernde Ablegen aller rächenden Selbstthat als das Heil des Lebens und der Seele hingestellt worden, als es geschieht in der so beweglich dargestellten Lebenswendung, die mit Einem Guß aus dem wilden Weltmann den Pater gestaltet; das ist allerdings der durchgreifende Grundton des Werkes. Die herzbewältigende Macht der Religion aber und ihrer Dienerin, der Kirche, läßt sich in der That kaum glänzender verherrlichen als in der plötzlichen, wie durch Wunderkraft dem Geist auferlegten Umkehr des furchtbaren Ungenannten. Das ist überall die Prosa zu den „Inni sacri“. — Manzoni hat seine Kraft in den von Innen heraus gefaßten Bewegungen, die mit ruhiger Macht den Geist umgestalten. Nirgends Ueberstürzen und nirgends Zusammenhäufen, das schlagend wirken soll, nirgends schreiende Farben; überall, selbst in der erschütternden Geschichte der Pest, ein ruhiges Entfalten der Momente in die Weite, und in der Tiefe unsichtbar mächtiges Wirken. Manzoni scheint eben die Elemente des Schicksals durch sich selbst wirken und sprechen zu lassen, einfach und gewichtig; man nehme z. B. mitten in den Pestgräueln die Scene der Mutter mit dem todten Kinde in ihrer großartig bewältigenden Ruhe.

Den directen Gegensatz, die Gruppe der stürmenden Zweifler, repräsentirt, wenn auch nicht ganz in gleicher Höhe, der Nächste. Die Differenz läßt sich nicht schlagender bezeichnen, als durch den sprichwörtlich gewordenen Ausdruck der Italiener:

Mit Manzoni in die Kirche, mit Leopardi in die Schlacht!

## Graf Giacomo Leopardi
(1798—1837),

Dichter und bedeutender Philolog und Kritiker, sehr früh entwickelt, aber auch früh gestorben, von Jugend auf kränklich und körperlich verbildet, war ein Kind des Unglücks und erlitt bis an sein Ende

schwere innere und äußere Prüfungen, die ihn den umgekehrten Entwicklungsgang eines Manzoni oder Silvio Pellico gehen machten, vom fromm religiösen Gefühl hinüber zur Philosophie des Unglaubens und der Verzweiflung, die auch seine Poesie stark gefärbt hat. Schon als Jüngling durch unermüdlichen Eifer und große Selbstthätigkeit zu hervorragender Kenntniß des classischen Alterthums gelangt, ganz besonders der griechischen Sprache, in der er eigentlich Autodidakt war, brachte er es in der gelehrten Kenntniß, der Beurtheilung und kritischen Behandlung der classischen Schriften zu so hoher Bedeutung, daß schon seine ersten Arbeiten über sein Vaterland hinaus mit Aufsehen aufgenommen wurden, und dieser sein philologischer Geschmack und Tact führte ihn auch auf die Classiker der eignen Literatur zurück und auf eine bis ins Einzelnste getriebene Sorgfalt in Erforschung und Behandlung ihrer Sprache.

Leopardi ist einer der Führer jener nationalen literarischen Reform, welche sich in den zwanziger Jahren mit Energie zu entwickeln begann und wesentlich auch die politische vorbereitet hat; die berühmte Canzone an Angelo Mai 1820 erschien gleichzeitig mit Manzoni's „Carmagnola“. Wie fast alle diese Geister, so hat auch er mit aller Vehemenz sein Denken und Fühlen an dem schmerzvollen Gegensatze gestählt, den die Anschauung der alten Größe und der jetzigen Versunkenheit ihres Vaterlandes ihnen bitter vor die Augen stellte. Je mehr der Schmerz über das nationale Unglück sich in ihm vertiefte, je mehr seine persönlichen Verhältnisse tiefe Schatten auf sein Leben warfen und je mehr die Krankheit wuchs, die ihn zuletzt sogar des Trostes beraubte seine philologischen Studien weiterzuführen, desto mehr gab sich sein strenges Denken jenem resignirten Pessimismus hin, welcher der Kern seiner Lebensanschauung geworden ist. Er hat ihm Worte gegeben in glänzenden Dialogen von ausgesuchter Sprachvollendung und schneidender Ironie („Operette morali“, 1827, vermischte Aufsätze). Die stoische Ruhe einer tief auf den Grund gegangenen Weltbetrachtung und einer im eignen Schmerz erschöpften Verzweiflung wurde so der Schlüssel seines Gefühls. Leopardi ist der Dichter der Verzweiflung, seine Anschauungen sind unerbittlich, die Stimmung eintönig, der immer wiederkehrende Refrain das salomonische vanitas vanitatum! Gleichwohl liegt ein Hauch von Schönheit und Adel über dieser Trostlosigkeit und zieht eigen an. Seine Canzonen haben etwas männlich Grandioses und

Großmüthiges, eine hohe und schmerzende patriotische Inspiration. Seine poetische Sprache ist von äußerster, so zu sagen altgriechischer Einfachheit; sie opfert dem Reim und der Harmonie des Verses nicht Ein unnützes Wort.

Wenige sind seiner Gedichte; das erste von großem Eindruck war sein Gesang an Italien 1818; 1826 erschienen die Canzonen, 1831 eine Sammlung seiner „Canti".

Wenn auch nicht Alles trifft, so ist immerhin Etwas an der Kennzeichnung, die A. de Musset von ihm in folgender Strophe giebt:

> Telle fut la vigueur de ton sobre génie,
> Tel fut ton chaste amour pour l'âpre vérité,
> Qu'au milieu des langueurs du parler d'Ausonie,
> Tu dédaignas la rime et sa molle harmonie,
> Pour ne laisser vibrer sur ton luth irrité,
> Que l'accent du malheur et de la liberté.

---

Das **Englische** ist nur in einem Amerikaner vertreten.

## Washington Irving

ist ein disparater Kopf, der das Verschiedenste von Materien und Einfällen ohne Wahl neben einander stellt; seine einzige constante Eigenschaft ist der Humor, durch dessen Geltendmachung auch in seinen Schriften das Humoristische überwiegt, ohne doch durchgehend zu dominiren. Erzähler und Schilderer von sehr ansprechendem Talent, das sich durchweg durch momentane Eindrücke bestimmen läßt, versteht er sich vortrefflich auf die anschauliche und ansprechende Zeichnung von Charakteren und Situationen, die neben der natürlichsten Einfachheit doch wieder etwas Originelles haben; es ist in ihnen das feiernde Stillleben. Das einemal erinnert er an Jean Paul, mehr aber an Töpffer und Adalbert Stifter, mit denen er den ausgesprochenen Hang für das Kleinleben theilt, und zwar so, daß er es mehr im Menschen als in der Natur begleitet. Die größte Naivetät und Einfachheit verbindet sich in ihm mit allerlei phantastischem Zeug, das er als Traumbilder giebt. Bleibenden Eindruck macht er da, wo er ohne allen Schmuck eine bewegliche Geschichte des Herzens, eine alte Dorfsage wiedergiebt, wie der Wanderer unter den Trauerweiden am Bache, den

Kirchhof im Auge, sie gerne hört; er hat in diesen weichen und naiven Tönen eine überwältigende Innigkeit, und gern überlassen wir uns bei seinen rührenden Todtenidyllen dem eben so stillen als eindringlichen Strömen des Gefühls, jener angebornen Träumerei, in der wir uns erholen von den nervenerschütternden Scenen der modernen Romanschriftstellerei. Seine Reisebeobachtungen sind bald geistvoll, bald leicht und gewöhnlich („Sketchbook of Geoffrey Crayon"). Seine Wanderbetrachtungen über englisches Landleben im alten Styl („Bracebridge-Hall") machen den großen Unterschied klar, den er gegenüber anderen Reiseschriftstellern wie z. B. Pückler-Muskau aufweist; er faßt auch da nur das Kleine und Private und schafft daraus freundlich ansprechende Idyllen, wie sie wieder im abendlich versammelten Familienkreis umgehen; es sind leichte Studien und Erzählungen am Heerd.

Eine der anmuthigsten von Irvings Schriften ist „Die Alhambra"; der bezauberte Boden scheint Etwas von seiner alten Wunderpoesie in die Schriften Derer hineinzugießen, die ihn mit dem Blicke der historischen Weihe durchforschen. Das Gemälde des Ganzen hat wahrhaft erhebende Stellen in blühend bewegter Diction. Den größeren Theil nehmen die alten Sagen ein, deren Geister so passend in den verblichenen Zaubergärten und Prachthallen begleitet werden. Bald bricht der träumerische Duft spanischer Mondnacht durch, bald das thatenreiche Tagleben der alten kecken Geschlechter.

Seine historischen Schriften sind durchgängig gleichen Tones und epischen Charakters. Mit vieler Lebendigkeit und Wärme faßt der Autor jeweilen die Zeit in ihren hervorleuchtenden Hauptgestalten und schildert Land und Volk so anschaulich und anmuthend, daß seine Geschichtsdarstellung, trotz der zu Grunde liegenden Studien, sich eigentlich mehr wie ein historischer Roman liest. So löst sich ihm ganz besonders die große Periode der christlich-maurischen Kriegsthaten und Heldenkämpfe, auf die er den Blick mit Liebe heftet, in lebendigen Strichen charakteristisch ab.

Neben ihm steht das ganze Jahrzehnt über bereits in lebhafter und wachsender Thätigkeit James Fenimore Cooper, der aber nach der Richtung seines durchaus dem blühenden französischen Roman parallel laufenden Talentes wie nach der Masse der Production in die dreißiger Jahre verwiesen wird.

### Kleinere Dichter und Prosaisten.

Zwei deutsche Dramatiker sind hier zunächst zu nennen.

Der Wiener Lustspieldichter und Schauspieler Leopold Raimund, lange Zeit die Seele der Wiener Volksbühne, läßt sich nur in beiden Thätigkeiten zugleich begreifen, die sich in ihm merkwürdig ergänzen. Als Dichter hat er sich in allen dramatischen Zwischengattungen versucht: Zauberspiel, humoristisch elegisches Märchen, phantastisches Lustspiel, tragi-komisches Zauberspiel ꝛc. Er ist seit 1823 aufgetreten; sein letztes und bestes Stück „Der Verschwender“ ist von 1833. „Der Bauer als Millionär“ 1826 wurde wegen seiner Gemüthlichkeit in seltener Weise anerkannt. Von immer schlagfertigem, bisweilen übermüthigem, außerordentlich volksthümlichem, aber nie gemeinem Witz, namentlich strömendem Localwitz, hat Raimund als Volksdichter und Darsteller einen Erfolg gehabt wie Keiner neben ihm. Seltsam, wie der große Komiker selber an Melancholie litt.

Ein zweiter Oesterreicher ist der sehr rührige Ignaz Friedrich Castelli, der als Journalist eine große Zahl leichter Arbeiten der verschiedenen Gattungen für fast alle belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher Deutschlands geliefert — kleine Aufsätze, Erzählungen, Gedichte, Sprichwörter, Räthsel, Anecdoten, Reiseskizzen u. A. — und selber mehrere Journale herausgegeben und später seine Gedichte und Dramen gesammelt hat. Theaterstücke sind über hundert von ihm selber verfaßt oder bearbeitet und übersetzt. „Die Waise und der Mörder“ 1829 wurde seinerzeit auf allen Bühnen gegeben; „Der Schicksalsstrumpf“ ist eine gelungene Travestie der Schicksalstragödien. Er ist leicht und gewandt, aber ohne tiefergehendes Talent. Außerordentlich populär und lange Zeit als der Hauptwortführer der jovialen Wiener Humoristik geltend, beutete er seine Fertigkeit, die sich leicht verschiedenen Productionsformen anbequemte, in massenhaften Schriften aus. Dabei ist er harmlos witzig und drollig gemüthlich. Die „Gedichte in niederösterreichischer Mundart“, ein besonders treuer Spiegel seines Wesens, weisen ihm seinen Platz unter den Dialektdichtern zu.

Ein dritter witzig-satyrischer Schriftsteller ist Karl Julius Weber, der in seinem „Demokritos“ mit Fug den lachenden Philosophen zu seinem Repräsentanten gewählt hat; ein heller und freier Kopf, dabei ein etwas eigenthümlicher Kauz, dessen Beobachtungen durch wiederholte Reisen unterstützt wurden. Die Satyre ist sein natürlicher Hang,

der frische Witz bei ihm Naturgabe, früh genährt und ausgebildet. Sein Frühestes, die „Möncherei“ (1818—20), ist nicht gerade ein untadeliges Geschichtswerk über das Mönchsthum, zeigt aber bereits den originellen Kopf. Als sein bestes Werk werden die mit großem Beifall aufgenommenen „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ erklärt (1826—28).

Karoline v. Wolzogen, Schillers Schwägerin, hat sich in Romanen und Erzählungen versucht und 1830 auch Schillers Leben beschrieben. Ihr einst viel bewunderter Roman „Agnes von Lilien“ ist schon vor dem Anfang unseres Jahrhunderts erschienen. Sie blieb bis an ihr Ende eine der reinsten und zugleich die letzte Repräsentantin jener ausgezeichneten Generation der Weimarer Blüthezeit. Schillers Leben, für dessen Darstellung sie einen nur ihr zu Gebote stehenden Fond an äußeren und inneren Hülfsquellen besaß und wohl benutzte, um ein mit Treue, Wärme und Liebe entworfenes Lebensbild zu schaffen, wird stets eine Hauptquelle bleiben für die Kenntniß und Würdigung des großen Dichters.

Der früh verstorbene Dramatiker Michael Beer, ein edles Gemüth, vielseitig gebildet, auch durch Reisen, hat neben mehreren Tragödien, deren bedeutendste „Struensee“ von 1829, auch schöne genuesische Elegien verfaßt. Mit Talent und Geschmack, gewandter Sprach- und Vershandhabung sowie dem Streben nach dem Hohen begabt, hätte er Größeres ahnen lassen.

Der sehr früh entwickelte und ganz jung verstorbene Wilhelm Friedrich Waiblinger, zunächst an Hölderlins Weise gezogen und in verschiedenen belletristischen Zweigen versucht, war eine in sich gebrochene Natur, deren Arbeiten durch eine üppige Phantasie und ein glückliches Darstellungstalent nicht geringen Reiz gewannen, aber auch von vornherein die regel- und zügellose Leidenschaftlichkeit und unheilbare Zerfallenheit offenbarten.

Gottlob Adolf Heinrich Wagner, philologisch und philosophisch tüchtig gebildet, besonders der Etymologie und Sprachvergleichung zugethan, hat sich zuvörderst als gediegener Uebersetzer und Sprachkenner einen Namen gemacht, aber nur wenig selbständige Arbeiten verfaßt.

Theodor Edward Hook wurde durch allzeit fertigen Witz, den er aber in der Komik zum Carikiren verwandte, und durch schlagende

Improvisationsgabe bewogen sich schon im siebzehnten Jahr als Bühnendichter zu versuchen. Seine Novellenschriftstellerei ist nicht eben aristokratischen, wohl aber seltenen Ursprungs, da die erste Serie seiner Erzählungen „Sayings and doings“ 1824 im Schuldthurm entstand. Der außerordentliche Erfolg, der ihm 2000 L. St. Gewinn eintrug, spornte ihn auf dieser Bahn, und 1825 folgte eine zweite, 1828 eine dritte Serie und später noch eine Reihe ähnlicher Novellen und Romane. Kenntniß der Menschen, namentlich der großen Welt, gewandte Darstellung und immer spielender Humor entschädigen nicht für die Flüchtigkeit der Arbeit und den Mangel an Fond.

Walter Savage Landor ist berühmt geworden durch seine „Imaginary conversations of literary men and statesmen“, erste Serie 1824, zweite 1836, ein eigenthümliches und merkwürdiges Product, das viele feine Bemerkungen und tiefe Gedanken neben launenhaften Bizarrerien vorbringt. Daneben verfaßte er auch Gedichte und Dramen. Von der classischen Periode der deutschen Literatur angehaucht und zugleich Kenner des Alterthums, hat er sich aus der qualmenden und pharisäischen Atmosphäre seines Landes geflüchtet; Republikaner und glühender Verfechter der allgemeinen Menschenrechte, immer ein Freund der revolutionären Erhebungen und ein Schützer ihrer Opfer, wohlwollend, utopistisch und kosmopolitisch, kennt er trotz allen Witzes und aller Verstandesschärfe doch Welt und Menschen nicht.

Sir John Bowring, ein unermüdlich und vielseitig thätiger Mann, von Ruf als Reisender, Schriftsteller und Staatsmann, hat seine frühen weiten Reisen über den größten Theil Europas und sein besonderes Sprachtalent dazu benutzt, um sich Kenntniß zu verschaffen von der Literatur der von ihm durchzogenen Länder, ganz besonders ihrer Nationalpoesie und hierin wieder der neueren und älteren Volkslieder, die er aus fast allen Gegenden Europas sammelte und mit nicht geringem poetischen Talent ins Englische übertrug. Daraus ist eine Anzahl Anthologien entstanden, die ihm zuerst weiten Ruf verschafft haben. Unterdeß tritt Bowring im Lager der Radicalen auf, erst zu Gunsten der spanischen, dann der griechischen Revolution, betheiligt sich an der 1824 im Sinn der Bentham'schen Schule gegründeten „Westminster Review“, deren Redaction er 1825—30 allein besorgt, und erwirbt sich Verdienste durch die zum Theil meisterhaften und genauen Berichte über Handel, Industrie und Staatsrech-

nungswesen mehrerer Länder, die er im Regierungsauftrag aufs Neue bereist und durchforscht hatte. Sein neueres Wirken in den dreißiger und vierziger Jahren besteht in einem lang' und hartnäckig geführten parlamentarischen Kampf gegen die Korngesetze bis zum Siege der Freihandelsprincipien, wonach er mit großer Energie als Consul und Gouverneur in Asien wirkte.

Der Franzose Belmontet ist Verfasser dreier Dichtungen von Namen: einer Sammlung Elegien „Les Tristes“ von 1824, des größeren Gedichtes „Le souper d'Auguste“, 1828, und der mit Soumet verfaßten, glänzend aufgenommenen Tragödie „Une fête de Néron“, 1829, die im Odeon in mehr als hundert Vorstellungen gegeben wurde. Später ein leidenschaftlicher Verehrer des Napoleonismus, giebt er als Publicist seine Feder ganz in seinen Dienst, schon nach 1830, also zu einer Zeit, wo dessen Sache so ziemlich vergessen und verschollen schien. Sein Neuestes sind die „Napoléoniennes“, Oden zur Verherrlichung des neuen Kaiserreichs.

Jean Pons Guillaume Viennet, ein erklärter Gegner der Romantiker, hat sich besonders auf dem Felde der Satyre und des komischen Gedichtes bekannt gemacht.

Ludovic Vitet, ein Mitarbeiter am „Globe“, hat von 1826—29 mehrere dramatisirte historische Darstellungen verfaßt, welche neue Gattung mit Beifall aufgenommen wurde. Außerdem hat er eine Geschichte von Stadt und Hafen Dieppe und mehrere literarisch-kunstgeschichtliche Aufsätze geschrieben.

---

Diesen Namen zweiten und dritten Ranges, die dreien von den in unserem Jahrhunderte dominirenden Literaturen angehören, mögen diejenigen **Vertreter anderer Nationalliteraturen** aus jenen Tagen angereiht werden, welche zu einem weit über die Grenzen ihrer Sprache reichenden Rufe gelangt sind.

Der dänische Lyriker und Novellist Steen Steensen Blicher, langehin nur als glücklicher Uebersetzer des Ossian (1807—9) bekannt, auch durch zwei Gedichtsammlungen von 1814 und 17 trotz eines unbezweifelt hervorleuchtenden Talentes noch nicht zu großem Ruf gekommen, gewinnt diesen und ganz besondere Popularität durch das Taschenbuch „Sneeklokken“, 1826, und durch seine Beiträge zur Monats-

schrift „Nordlyset", 1827—29, in welcher zuerst die „Jydske Romanzer" und die „Nationalnovellen" erschienen. Wenn die ersteren allgemein als ein glücklicher Versuch bezeichnet werden, den jütischen Dialekt für die Dichtung zu benutzen, so sind diese, den Deutschen auch in Uebersetzungen zugänglich, eine auf geistvoller Anschauung fußende Darstellung des Volkslebens auf den jütischen Haiden. So wurde Blicher als novellistisches Talent anerkannt und als Liederdichter beliebt. Später haben weite Reisen in den nordischen Ländern seiner Poesie Nahrung gegeben. Auch der Landwirthschaft, für die der Landpfarrer beinebens besonders sich ausgebildet und der er immer warme Aufmerksamkeit geschenkt hatte, widmete er literarische Arbeiten und faßte endlich eine humoristische Selbstbiographie ab. Blicher ist eine durchaus selbständige, ja zuweilen zu subjectiv heraustretende Natur, besonders in der Satyre, übrigens rein vaterländischen Strebens und ernsten Sinnes.

Noch umfassender wirkte ein zweiter dänischer Theolog, Nicolai Frederic Severin Grundtvig, der eine eigenthümliche, sehr selbständige, unermüdete und vielseitige Thätigkeit entwickelte, theils in seiner speciellen Wissenschaft, theils auf den Gebieten der Geschichtschreibung und der Poesie, namentlich der religiösen. Auf jenem ist er von ganz besonderen Anschauungen ausgegangen, die ihn von früh an in feindlichen Widerspruch mit der Geistlichkeit seines Landes brachten, aber dafür um so mehr das Volk anzogen und einer gewichtigen theologischen Bewegung riefen. Er ist für eine freie Volkskirche, überhaupt in gut demokratischem Sinn für religiöse und bürgerliche Freiheit, für letztere namentlich als Mitglied des Reichstages und Folkething, unausgesetzt thätig gewesen. Er faßte die Sacramente als den Mittelpunkt des Gottesdienstes, die Sacramentworte und das Vaterunser als durch Christum auf uns gekommen und darum als die einzig wahre und unabänderliche Grundlage der Kirche. Seine Predigten, ein vorzügliches Gesangbuch für die dänische Kirche, eine kirchliche Streitschrift, sowie die Arbeiten für die von ihm begründete theologische Monatsschrift und die dänische Kirchenzeitung, endlich seine eigenen geistlichen Lieder, die weit über alle neueren unter seinem Volke gesetzt werden, bezeichnen die weite Thätigkeit auf diesem Felde. Ferner hat Grundtvig für Poesie, Mythologie, Sage und Geschichte seines Vaterlandes durch eigene Arbeiten und Uebertragungen poetischer und prosaischer Art Vieles und zum Theil Vorzügliches geleistet, zumal als

Geschichtschreiber, und auch da wieder eignen Geist und patriotischen Sinn bewährt.

Der spanische Dichter und Kritiker Juan Maria Maury gab zunächst 1806 ein episches Gedicht heraus („La agresion britanica"), erwarb sich aber europäischen Ruf durch die „Espagne poétique" (1826—27), eine Sammlung der spanischen Lyriker von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten mit metrischer französischer Uebersetzung und biographisch-kritischem Commentar. Erst 1840 ließ er wieder ein eignes größeres romantisches Rittergedicht erscheinen „Asveros y Almadora", worin er dem Tasso und Ariost nachzueifern scheint. Bei allen seinen poetischen Producten ist Maury zu allernächst fast einzig in der technischen Meisterschaft, dem sorgfältig vollendeten Versbau und einer eleganten Sprache, Eigenschaften, die den eben so correcten als schönen Versen seiner Uebersetzung die Bewunderung der Franzosen selbst eingetragen hat. Seine kritischen Abhandlungen haben Geist und Geschmack.

Die slavischen Sprachen haben einige glänzende Vertreter.

Als Opfer des Duells ist 1837 zu jung gestorben Alexander Sergejewitsch Puschkin, der gefeiertste Dichter der russischen Nation geheißen. Berühmt sind ganz besonders sein versificirter Roman „Eugeni Onegin", 1825—32, und die dramatische Dichtung „Boris Godunow", 1831. Daneben hat er andere Gedichte, Novellen und Historisches verfaßt, wovon Mehreres sich vorzüglich ins Deutsche übersetzt findet. Er ist ein ganz nationaler, den Volksgeist mächtig zur Geltung bringender Dichter, dem deßhalb auch die regste Theilnahme von Seiten der Nation entgegengekommen. Wenn jener Roman als treuer Spiegel des modernen russischen Lebens gilt, so dieses Drama als einer der ersten und besten Versuche dramatischer Bearbeitung der vaterländischen Geschichte. Jedenfalls spiegeln beide ein großes poetisches Talent von hohem Sinn und technischer Meisterschaft wider. Sein größtes Verdienst bleibt übrigens, daß er im Sinne der Strebungen Karamsins den wahren Gefühlen und den volksthümlichen Sympathien ihren einfachen und unverfälschten Ausdruck zu geben bemüht ist. Sein „Boris Godunow" hat dem Drama die Bahn geöffnet, welche vollständig mit der Tradition des französischen Classicismus brach und sich Shakespeare und die Deutschen zum Muster nahm.

Nikolai Iwanowitsch Gneditsch edirte 1829 nach achtzehnjähriger Arbeit eine gelungene Uebersetzung der „Ilias" in russischem

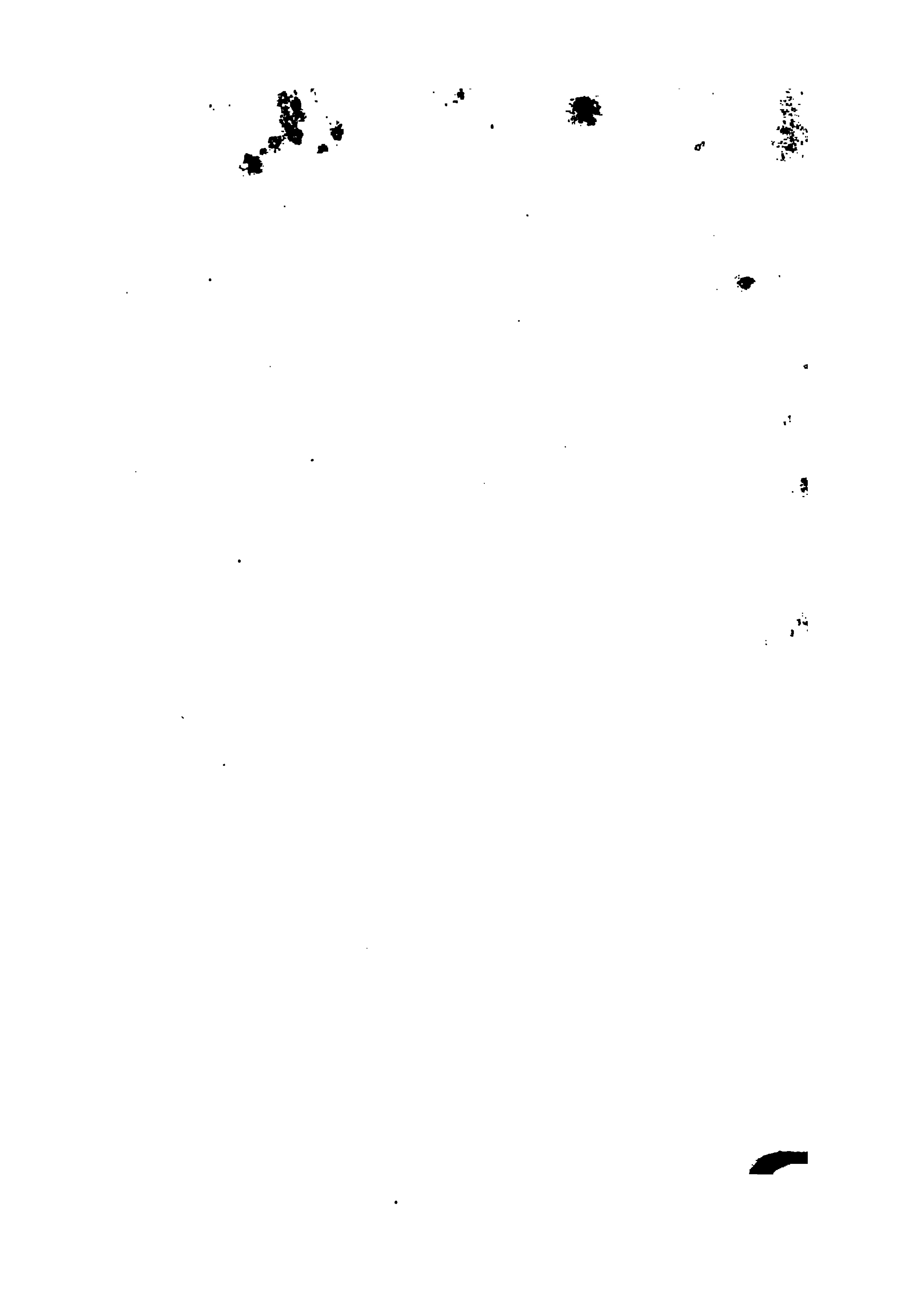
Hexameter, einem Verse, den er erst geschaffen. Dieses Werk hat die Sprache durch neue, dem Griechischen nachgemachte Wortbildungen bereichert und ihr einen Vers gegeben, dessen Vorzüge nach Seiten der Eleganz wie der Ausdrucksfähigkeit von den Kennern dem griechischen Originalvers nahekommend erachtet wird. Von selbständigen Arbeiten ist namentlich sein Idyll „Die Fischer" gepriesen; es wird den besten Producten dieser in der antiken Literatur so heimischen Gattung beigezählt.

Der polnische Dichter Antoni Malczewski, nach ungeregeltem und viel bewegtem Leben, innerhalb dessen ihm nur kleine prosaische Erzählungen und lyrische Gedichte gereift waren, faßte später den Plan zu einer größeren episch-lyrischen Dichtung und veröffentlichte ein Jahr vor seinem frühen Tode die in dieser Weise gehaltene Erzählung „Marja" (1825), die das adelige Leben in der Ukraine darstellt, aus der Wirklichkeit schöpfend und sie zugleich tief poetisch gestaltend. Es ist das eine Schöpfung national-romantischen Geistes, weßhalb es auch den Sieg dieser Schule brauchte, um sie zur rechten Würdigung zu bringen. Ihrethalb ist hierauf Malczewski neben Mickiewicz gestellt worden.

Die ungarische Sprache und Literatur hob sich; 1827 wurde zu diesem Zweck eine Akademie gegründet, deren Wirksamkeit aber nicht so weit griff, als erwartet worden. Einer der Mitbegründer der neueren Literatur dieses Volkes ist der bedeutende Dichter Michael Vörösmarty, Shakespeare's Uebersetzer; er hat dramatische und epische romantische Dichtungen, lyrische Gedichte und Hymnen verfaßt, die zum größten Theile verdeutscht sind. Er ist weniger bekannt in den weiteren Kreisen des Volkes, das die Classicität seiner Poesien nicht abschätzen konnte, als geachtet bei den Gebildeten; nur einzelne seiner kleinen Lieder sind zugleich volksthümlich geworden.

# Register.





Druck von J. J. Weber in Leipzig.



